



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

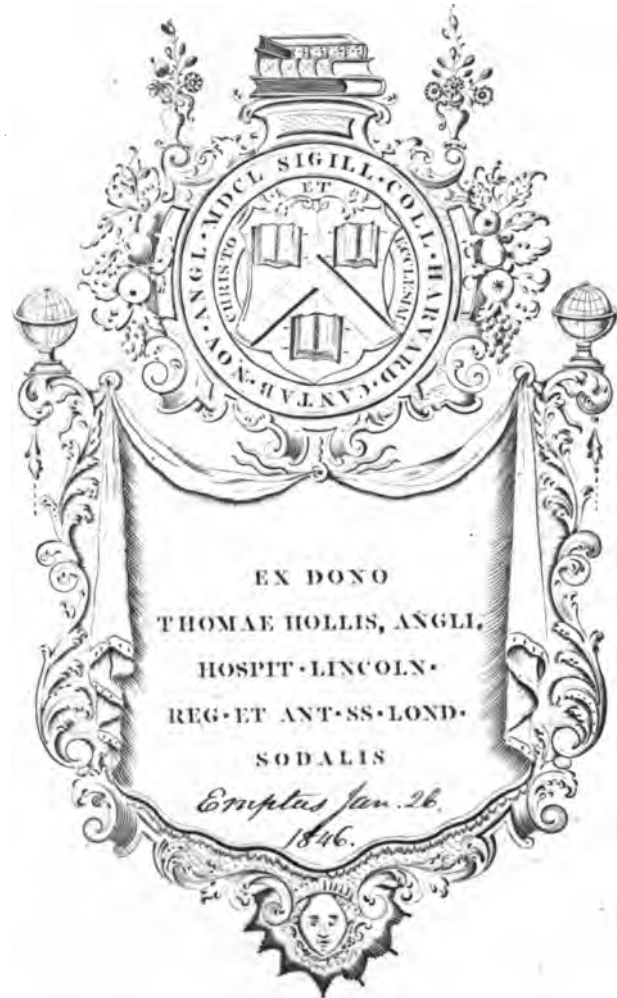
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



~~35.26~~

46511.4







# Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

---

Bearbeitet und herausgegeben

von

**Dr. O. L. B. Wolff,**

Professor an der Universität zu Jena.

---

D r i t t e r B a n d.

G. H. Hegner.

---

Leipzig,

Otto Wigand's Verlags-Expedition.

1838.

465~~8~~<sub>1</sub>.4





## Georg von Gaal

ward am 21. April 1763 in Pressburg geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und studirte Philosophie und Jurisprudenz zu Erlau, Pressburg, Pesth und Wien. Nach vollendeter akademischer Laufbahn trat er in die Dienste des Fürsten Esterhazy in Eisenstadt, und wurde 1811 dessen Bibliothekar in Wien, wo er sich noch befindet.

Er gab heraus:

- Erstlinge. Dresden, 1812.
- Die nordischen Gäfte. Gedicht in 12 Gesängen. Wien, 1819.
- Theater der Magyaren. Brünn, 1820.
- Polymnia. 4 Theile. Brünn, 1821.
- Mährchen der Magyaren. Wien, 1822.
- Gedichte. 2 X. Zerbst, 1825.
- Sprachwörterbuch in sechs Sprachen. Wien, 1830.
- Einzelne Gedichte u. s. w. in Almanachen, Zeitschriften u. s. w. u. s. w.

Ein vorzügliches Talent, mit lebhafter Einbildungskraft, Scharfsinn und Wärme ausgestattet, das besonders glänzlich in der poetischen Erzählung sich versuchte, und außerdem die deutsche Literatur mit vortrefflichen Uebersetzungen aus dem Ungarischen bereicherte.

### Das wunderbare Tabakspfeifchen.

Miska, der Jüngste von drei Söhnen eines armen Landmanns, hatte eine Zigeunerin zur Pathe, welche ihm noch in den Windeln prophezeigte, er werde durch sein Schicksal einst in tiefe Noth und Schande gerathen, aber auch wieder zu den höchsten Ehren gelangen, die je ein Mensch zu erreichen fähig wäre. — Seine Aeltern starben, noch ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, und bald nach ihnen ging auch seine Pathe zur ewigen Ruhe hin. In Kummer und Glend wuchsen nun die drei Waisen heran, und wußten endlich, da sie nichts recht gelernt hatten, sich nicht besser zu helfen, als daß sie über ein kamen, ihr Glück bei dem Heere zu suchen.

Da eben Krieg war, so fand ihr Entschluß kein Hinderniß. Sie erhielten Pandgeld, und wurden, wie sie es sich gleich bei ihrem Antrage ausbedungen, alle Drei in einem Hauptmann übergeben, der sie auch sämmtlich in einem Zuge einverlebte. Das Glück schien sie in diesem Stande allerdings zu begünstigen, denn sie thaten Wunder von Tapferkeit, und erwarben sich in Kurzem die Auszeichnung, daß man sie allgemein die drei Heldenbrüder nannte.

Als aber der Krieg zu Ende war, zogen sie mit ihrem Heere wieder heim, und genossen, auf ihren Lorbeeren ruhend, die Früchte ihrer Thaten; Jeder derselben hatte so viel Geld erbeutet, daß er davon geraume Zeit behaglich hätte leben können.

Aber Miska, der an thatenloser Ruhe kein Gefallen fand, beschloß, das Heer und seine Brüder zu verlassen, und auf andern Wegen sein Glück zu suchen. Da man mit Zuversicht einem dauerhaften Frieden entgegen sah, erhielt er ohne Anstand seinen Abschied. Er kaufte sich ein Pferd und einen Säbel, sagte seinen Brüdern Lebewohl, und ritt gerade nach der nächsten Stadt, wo er vorher auf seinem Rückzuge gar manche Freude genossen hatte.

Als er daselbst in einem Gasthose ankam, ließ er sich gleich die besten Weine und Speisen aufsetzen, und bald gesellten sich mehrere lustige Brüder zu ihm, denn Miska war freigebig und ein Freund heiterer Gesellschaft.

Sie aßen und tranken den ganzen Tag, und auch in später Nacht durften die vollen Krüge nicht fehlen. Je mehr sie tranken, desto fröhlicher waren sie, und desto lebhafter ward auch ihr Verlangen, sich immer noch mehr zu erheitern und zu erlustigen. Bei dieser frohen Stimmung machte einer der Gesellen den Vorschlag, ein Spiel zu beginnen, und alle Andern gaben ihm sogleich ihren Beifall zu erkennen. Indem sie dem Miska wieder zutranken, wurden die Karten vertheilt, und das Glück schien alsobald sich so günstig auf seine Seite zu neigen, daß er schon in Kurzem die ganze Beche seiner Schmausgäste gewonnen zu haben wähnte. Aber dieses Glück war eitle Täuschung. Die lustigen Kumpane verloren Anfangs nur in der Absicht, Miska's Spielteufel immer mehr und mehr zu feuern. Plötzlich aber wandte sich das Blatt; sein Gewinn nahm zusehends ab: je mehr er wagte, desto mehr er auch verlor; bald hatte er seinen letzten Heller verspielt, und somit auch alle Hoffnung, je wieder zu seinem Gelde zu gelangen. Dieser Gedanke fuhr ihm wie ein Blitzstrahl durch die Seele; es kam zu Sinkereien, endlich zu Schlägereien, und Miska ward so derv durchgeprügelt, daß er voll Strichen und blauer Flecken unter dem Tische liegen blieb, während die Andern froh mit ihrem Gewinne von dannen eilten.

Des Morgens kam der Wirth und forderte die Beche. Miska, dem nichts als sein Pferd und sein Säbel geblieben war, sah sich genöthigt, Ersteres im Stich zu lassen, und ob er gleich schwer auf den Beinen stand, seinen Weg zu Fuße anzutreten.

Seine schmäbliche Lage erlaubte ihm nicht, vor seinen Brüdern zu erscheinen; er beschloß daher, auf gut Glück in die weite Welt zu gehen, und sich blindlings dem Zufall zu überlassen.

Nachdem er, mühseligen Schrittes, eine lange Strecke gewandert war, gelangte er bei finsterner Nacht in einen tiefen Wald, wo nichts als schauriges Rauschen der Bäume und Geheul der Eulen seinen Ohren entgegenkreischte. Da ihn ein gewaltiger Hunger plagte, tappte er neben und über sich im Finstern hin, um einigcs Waldobst zu erhaschen; aber leeres Laub und trockne Zweige waren Alles was er griff, und er gerieth dabei einige Male so tief ins Dornensträuch, daß er sich Hände und Füße blutig rigte und sich genöthigt fand, unterwegs auf einem Flecke stehen zu bleiben.

Indem er in dieser kümmerlichen Lage ganz trostlos ins Dunkel der Wildniß hineinblickte, ersah er plötzlich den matten Flimmer eines Lichtes in der Ferne. Diese Erscheinung war ihm willkommen. So schwer er sich auch aus dem Dicht heraus arbeitete, so rang er doch zugleich mit aller Kraft nach der Gegend hin, wo das Licht sich zeigte, und gelangte auch glücklich, obgleich nicht ohne große Mühe, in dessen Nähe.

Dort angelangt, befand er sich vor einer niedern, schmutzigen Hütte, aus der ihm ein über alle Maßen häßliches altes Weib voll Angstimm, mit einem Lichte in der Hand, entgegen trat. Ihre Haare waren eisgrau, und standen ihr wie Borsten zu Berge, und ihr Mund, der ihm eine vielfach unterbrochene Doppelreihe grüner Zähne enthüllte, war so groß, daß er ohne Mühe ein Rilschweinechen mit Haut und Haar hätte beherbergen können. Ihr Gesicht aber, das so voll tiefer Runzeln und Falten war, daß es mehr einem Wespenneße, als einem Menschenantlig ähnlich schien, schnob Jörn und Rache, die ihn schon beim ersten Anblick zu vernichten drohten. Sie fuhr ihn also an:

Was suchst bei Nacht und Graus  
Du Unglückssohn vor meiner Hütte?  
Entseuch, entseuch mit schnellem Schritte,  
Sonst reis' ich dir dein Herz heraus! —

Dieser unholde Empfang erschreckte unsern Wanderer nicht wenig; aber sowohl sein heftiger Hunger, als auch der Gedanke,

daß er nichts mehr zu verlieren hätte, und dies häßliche Unge-  
thüm mit seinem Säbel doch noch tücke machen könnte, ließen  
ihn bald Muth fassen, um der Alten mit gleichem Troge zu  
begegnen; er zog vom Leber und sagte:

Ich bin ein Fremdling, bin verletzt,  
Und alles Gelds und Guts beraubt;  
Bin matt von langer, schwerer Reise,  
Und suche Obdach, Trank und Speise.  
Versagst du, Herr, mir's, so kirt  
Mein Säbel dir sogleich um's Haupt.

Einer so bündigen Antwort hatte die Alte sich keineswegs  
versehen; daher ließ sie auch alsobald sanftere Töne vernehmen.  
„Nu, nu,“ sagte sie, „so schlimm wirst du es doch nicht meis-  
nen; komm denn, und folge mir. Was ich habe, sei dir ge-  
boten, denn ohne Zweifel bist du derselbe, auf dessen Ankunft  
ich schon dreihundert Jahre warte.“ — Während sie diese  
Worte sprach, sah sie mit offenbarem Wohlgefallen auf seinen  
Säbel, nahm ihn am Arm, und führte ihn ins Innere ihrer  
Hütte.

Diese Alte war das Weib eines ehernen Königs, der sie  
einst, wegen begangener Untreue, verdammt hatte, in der häß-  
lichsten Gestalt und voll des bittersten Lebensüberdrußes, in der  
schlechtesten Hütte zu leben, bis ein Fremdling, zum Danke für  
eine empfangene Wohlthat, ihr den Kopf abhauen würde. Der  
Küßlich unsers Fremdlings schien ihr die Nähe ihrer Erlösung  
zu verkünden; da sie derselben schon so lange entgegen schmach-  
tete, fand sie sich auch leicht geneigt, ihm Alles aus Wirth-  
schaft zu reichen, was er begehrte. Sie setzte ihm ein gebrä-  
utes Schwein, einen Laib Brot, welchen kaum ein Debreziner  
Bäckerei gefast haben würde, und einen ungeheuren Krug des  
trefflichsten Weines vor.

Wiskaka ließ sich Alles wohl schmecken, besonders mundete  
ihm der Wein so sehr, daß er bald einen zweiten Krug ver-  
langte. So behaglich auch die Alte bisher die wackeren Gf-  
und Tranklust ihres Gastes bemerkt hatte, so ängstlich ward sie doch  
über dessen Forderung. Sie beschwor ihn feierlich, ja keinen  
Tropfen mehr zu trinken, bevor er nicht Eins vollbracht hätte,  
das ihn und sie zugleich auf immer glücklich machen würde.

Glücklich! dachte Wiskaka bei sich, — und war auf immer?  
— ei, das wäre wohl der Nähe werth, meinen Durst  
auf kurze Zeit zu bekämpfen. — Die Alte drang um so nach-  
drücklicher in ihn, da eben jene Stunde ihr die einzige günstige  
sah, ihre Rettung zu beschleunigen.

Indem sie ihm versicherte, es werde nach einer Stunde  
ihm mehr Wein zu Gebote stehen, als er je getrunken, führte  
sie ihn an einen unweit ihrer Hütte gelegenen Hügel, öffnete  
eine kleine Fallthüre, die den Eingang ins Innere desselben  
verschloß, und bat ihren Gast, getrost eine Treppe in diese un-  
terirdische Wohnung hinab zu steigen, und ihr aus dem dritten  
Gemach, das er da finden würde, ein Stück Kerze, einen Sa-  
batsbeutel und ein Tabakspfeifenchen heraus zu holen. Sie er-  
mahnte ihn aber zugleich, ja nicht über eine Stunde zu ver-  
weilen, da sonst ihr eherner Gemahl, der in jener Tiefe hauste,  
und nun eben des Schlafes pflegte, ihn ohne Gnade ermorden  
würde. Schon war es spät nach Mitternacht, und da der kö-  
nigliche Schläfer täglich auf den ersten Ruf eines ehernen Sabas,  
welcher auf dem Hügel saß, erwachte, so fürchtete sie, durch  
den verhassten Wächter noch viel zu frühe verrathen zu werden.

Wiskaka kam ihrer Besorgniß sogleich dadurch entgegen,  
daß er seinen Säbel schwang, und dem ehernen Hahnen den  
Kopf wegschnitt. Nun aber trat er, ihrer Weisung gemäß, un-  
verzählich den geheimnißvollen Weg an, und begab sich hinab  
in jene unterirdischen Gemächer, deren Eingang er um so leicht-  
er fand, da ihm aus jedem derselben eine Lampe entgegen  
leuchtete, die alle Gegenstände um ihn her mit zauberhaftem  
Licht erhellte.

Bald befand er sich in einem prächtigen Gewölbe, wo un-  
geheure Haufen Kupfermünze, so blank, als wären sie erst ge-  
prägt worden, um ihn her lagen. Wiskaka faßte davon so  
viel in seine Taschen, als er zu tragen vermochte, und begab  
sich sodann in ein zweites Gewölbe, das an Pracht seiner Ein-  
richtung das erste bei Weitem übertraf. Wie erstaunte er, als  
er hier eben so viel Silbermünze sah, wie er zuvor des Kupfers-  
geldes gefunden hatte. Schnell leerte er seine Taschen, und  
füllte sie mit diesem viel edleren Gelde an. Nun trat er aber  
in das dritte und letzte Gewölbe, dessen Schimmer ihn beinahe  
ganz verblendete. Rings um ihn her lag ein Haufe Goldes  
an dem andern, und sogar die Wände und die Meublen schie-  
nen ihm aus diesem Metalle zu bestehen. In einer Ecke des  
Gemachs ruhte der ehernen König in hoher Majestät auf einem  
goldnen Bette, und schnarchte gewaltig. Neben ihm stand ein  
goldner Tisch, auf demselben aber lagen die drei Dinge, welche  
die häßliche Alte von Wiskaka verlangt hatte, nämlich ein Stück  
Kerze, ein Sabatsbeutel und ein Tabakspfeifenchen. Der An-

blick dieser prachtvollen Umgebung, vielleicht aber auch das Ge-  
schnarche des Königs, setzte den Fremdling in Verlegenheit.  
Er starrte eine Weile vor sich hin, ohne zu wissen, was er  
zuerst verrichten sollte. Dem Schläfer mit seinem Säbel den  
Kopf abzuschlagen, schien ihm gleich bei seinem Eintritt das  
Ersprießlichste; aber da erwog er auch bald, daß es weit schwe-  
rer sei, einen König zu köpfen, als einen Hahn; deshalb be-  
sann er sich schnell wieder eines Bessern; er leerte seine Tas-  
chen nochmals aus, und füllte sie vollauf mit Golde. So  
bald er aber dies vollbracht, nahm er die drei Stücke vom Ti-  
sche, und begab sich über die Treppe hinauf, wo ihn bereits die  
Alte mit gespannter Sehnsucht erwartete. Schon an der  
Schwelle streckte sie ihm ihre dünnen Arme begierig entgegen,  
um ihm jene drei Dinge abzunehmen. Wiskaka aber schloß  
die Fallthüre ganz gelassen hinter sich, und that, als wäre er  
nie Willens gewesen, ihr Begehrt zu erfüllen. Da sie jedoch  
hierüber so böse ward, daß sie ihm drohte, durch ihr Geschrei  
den ehernen Schläfer weden zu wollen, und wirklich sich schon  
bückte, um nach dem unterirdischen Gewölbe hinab zu rufen,  
verlah dieser sich sogleich seines Augenblicks, und hieb ihr mit  
eben so raschem als kräftigem Striche den Kopf ab.

Die Alte blieb dahingestreckt in der Nähe des Hügel lie-  
gen, Wiskaka aber eilte mit seiner reichen Beute um so froher  
aus dem Walde, als ihm durch die erste Dämmerung des Tages  
seine Umgebung schon deutlich genug wurde, um einen  
Ausweg zu finden, der ihn auf die offene Straße zuführte.

Nachdem er einige Stunden gegangen war, begegnete ihm  
ein Zigeuner auf einem herrlichen Pferde. Die goldne Last in  
seinen Taschen hatte ihm sein Fortkommen immer mehr er-  
schwert; deshalb fragte er den braunen Ritter sogleich, ob ihm  
das schöne Pferd nicht feil wäre. Jenem war diese Bege-  
gung eben so willkommen, da er das Thier erst kürzlich in der  
Stadt gekostet hatte, und eben Willens war, dasselbe nach  
einem nahen Flecken zu Markte zu führen. Beide kamen leicht-  
lich überein; Wiskaka gab dem Zigeuner zwanzig Goldstücke,  
setzte sich auf den Gaul, und ritt vergnügt nach der Stadt,  
deren Dächer ihm gar begehrt entgegen winkten.

Wollte er sich je göttlich thun, so war es diesmal um so  
natürlicher, da er noch nie so viel Uebel erlitten, wie seit we-  
nigen Tagen, und auch nie so viel Geld in der Tasche hatte, wie  
jetzo. Er kehrte in dem schönsten Gasthof der Stadt ein, be-  
sah sein Pferd aufs Beste zu versorgen, und ließ sich eins der  
schönsten Zimmer öffnen.

Der Schweinebraten, womit ihn jene Alte bewirthet hatte,  
war nun schon längst verdaut, und Hunger und Durst regten  
sich von Neuem. Der Wirth führte ihn in den Speisesaal, wo  
er Alles aufs Glänzendste bestellte, und eine Menge ansehnlicher  
Gäste an der Tafel fand. Er setzte sich und schmauschte so be-  
haglich, daß Aller Augen, besonders jene des Wirthes, mit un-  
gemeiner Aufmerksamkeit auf ihm ruhten, da er nur die köst-  
lichsten Speisen forderte, und manche derselben sich zwei und  
dreimal reichen ließ. Eben so wacker leerte er eine Flasche  
Weins nach der andern, und that im Ganzen so vornehm, als  
wäre er in der Abicht gekommen, die Beche aller seiner Tisch-  
genossen zu bezahlen. So vornehm ihm auch diese Gesellen  
Anfangs erschienen hatten, so zutraulich fand er sie in Kur-  
zem. Ungemach rückte Einer nach dem Andern näher zu ihm  
heran, lobte bald die Farbe des Weins, bald den schmackhaften  
Geruch der Speisen, die er genoß, und ehe man sich's ver-  
sah, waren ein Duzend Flaschen des köstlichsten und theuersten Re-  
bensaftes auf Wiskaka's Wohl und Rechnung ausgeleert. Auf  
einmal glänzte Frohsinn und muntere Laune aus Aller Augen;  
man sang und trank, und ward dadurch noch immer heiterer,  
und Alles drängte sich voll Jubel um den liberalen Gast, der  
mit wahrer Glorie als König des Festes sich diese Guldigung  
gefallen ließ.

Bald aber regte sich auch hier eben so lebhaft, wie vor-  
mals im Kreise anderer Schmausgenossen unser Abenteuerers,  
der Spielgeist wieder, und bot demselben Gelegenheit, sich die  
viel zu schwere Bürde seines Goldes zu erleichtern. Das Spiel  
begann, und endete eben so wie vormalig; nur machte diesmal  
der Umstand einigen Unterschied, daß Wiskaka tausendmal mehr  
Geld verlor, als neulich, und nun nicht unter dem Tische lie-  
gen blieb, sondern durch den Wirth selbst, so ehrerbietig auch  
dieser ihn Anfangs behandelt hatte, zum Hausthore hinaus ge-  
sprügel, bald nachher aber von Häshern ergriffen, und als Dieb,  
der das Pferd, so er dem Wirth für die Beche zurück ließ, aus  
dem Stalle eines Grafen gestohlen hätte; festgesetzt wurde.

In dieser mislichen Lage wußte Wiskaka sich weder zu ra-  
then noch zu helfen. Er schwor und bethüerte, das Pferd von  
einem Zigeuner gekauft, und weber jenen Grafen, noch dessen  
Stall jemals gesehen zu haben. Aber dies Alles half nichts;  
er saß drei Tage und drei Nächte in einem finstern Loch, und  
hatte keine andere Nahrung als Brot und Wasser, welches ihm

nur einmal des Tage, und obendrein sehr kärglich, gereicht wurde.

Deshon er vor Kummer und Betrübniß immer matter ward, und auch durch Schlaf sich nicht zu erholen vermochte, da dieser durchaus nicht über seine Augen kommen wollte; so sehnte er sich doch gar sehr nach Licht, und bat den Wächter seines Gefängnisses, ihm solches zu geben. Aber vergebens. Endlich fiel ihm das Stück Kerze ein, welches er aus den unterirdischen Gemächern geholt, und immer noch in der Tasche hatte. Er zog Stahl, Feuerstein, Sander hervor, welche er als Tabakschmaucher stets bei sich trug, schlug sich Feuer, und drehte den glimmenden Schwamm in einer Hand voll Stroh, das er aus seinem Lager genommen, so lange im Kreise herum, bis dieses zu brennen anfing, und er seine Kerze anzünden konnte.

Aber weß ein Staunen ergriff ihn, als er in dem Augenblick, da die Flamme den Docht ergriff, den ehernen König, den er in dem unterirdischen Gewölbe schlafend gefunden hatte, vor sich erblickte. Demüthig brugte dieser sein Haupt vor Miska, und sprach: „Durch die Entwendung meiner drei Zauberschätze, der Kerze, des Tabaksbeutel und des Pfeifchens, welche du nun besitzt, aller meiner Herrlichkeit beraubt, sehe ich nun als ein dienstharer Geist vor dir, und erwarte deine Befehle.“

Miska, welchen diese Erscheinung viel zu sehr überraschte, eß daß er gleich zu Besinnung hätte kommen können, starrte eine gute Weile vor sich hin, bevor er in dem Stande war, ein Wort hervor zu bringen. Endlich aber, nachdem ihm der Kobold erklärt hatte, daß er, durch die Zaubermacht der Kerze hierher gebannt, ihm nun und jedesmal, wenn er dieselbe anzünden würde, in allen Dingen, die er von ihm verlangen wolle, behilflich sein müsse, faßte er sich dennoch, und that Bescheid auf den so günstigen Antrag. Er schickte dem ehernen Geiste seine Lage und forderte alsobald einen Sack Goldes, ein schönes Pferd, und sicheres Geleit aus seinem verhafteten Gefängnisse. Der Kobold versprach alles dieses mit ehrerbietiger Verbeugung und verschwand. In wenig Minuten befand Miska sich wirklich vor den Thoren der Stadt auf einem herrlichen Rappen, über dessen Rücken ein ungeheurer Sack Goldes befestigt war. Froh segnete er nun sein Glück, verwünschte die böse Stadt, wo ihm so großes Unheil widerfahren war, und machte sich getrost auf den Weg, um in eine Gegend zu gelangen, wo er sein Geld wenigstens mit heller Haut verzehren könnte.

Nachdem er mehrere Tage geritten, und sich unterwegs weiblich gepflegt hatte, kam er in ein Land, welches ihm bis nun nur dem Namen nach bekannt war.

Hier herrschte ein sehr geiziger und grausamer König, welcher aber eine überaus schöne Tochter hatte, um deren Hand sich bereits eine Menge Prinzen fruchtlos beworben. Denn da keiner derselben so reich und mächtig war, wie es der Vater der Schönen gewünscht hätte, so mußten sie Alle leer abziehen, und durften sich nie wieder mit ähnlichen Gesuchen bei Hofe blicken lassen.

Der Gasthof, wo Miska einsprach, befand sich in der Nähe der Königsburg und war der größte und glänzendste, den er je gesehen hatte. Unser Gläubiger forderte fürstliche Bewirthung, und ließ sich eine prächtige Wohnung einräumen. Bald wimmelten seine Vorzimmer von reichverbrämten Leibhusaren, Kutschern und Reitknechten, und in seinem Stalle wieherten die herrlichsten Pferde, die man nur wünschen konnte. Das saftigste Gulaasfleisch, die köstlichsten Speckstücke mit Sauertraut und zarten Schwelmschwärzchen wurden ihm, seinem Befehle zufolge, täglich in silbernen Geschirren zum Frühstück aufgesetzt, und auch seiner Dienerschaft durfte nichts fehlen, was sie bedurfte.

Schon die ersten Tage nach seiner Ankunft schmolz all sein Gold dahin, denn er hatte nicht nur beträchtliche Ankäufe an Kleidern, Wägen, Pferden und allerlei Kostbarkeiten gemacht, sondern auch jeden Tag für hundert und mehrere Gälte offene Tafel gegeben, und dieselben auf eine wahrhaft königliche Weise bewirthet. Da mußte dann die Zauberkerze bald wieder herhalten, und der ehernen Kobold seine Künfte ins Werk setzen. Dieser schickte nie, sobald das Licht brannte, und legte jedesmal einen Sack Goldes zu seines Gebleters Füßen, welcher mit jedem Tage herrlicher lebte, und Leptern beinahe jede Woche ein Paar Mal citirte.

Einst, nachdem er des Gastirens und Banketirens allgemach satt geworden war, fühlte er eine gewisse Leere in seinem Lebenskreise, die ihn von Tag zu Tage immer kälter und gleichgiltiger gegen all seine bisherigen Belustigungen und Liebhabereien zu machen schien. Zugleich regte sich aber ein Bedürfniß in seinem Herzen, das er bisher nur selten, und leicht vorübergehend gefühlt hatte. Er sehnte sich nach Mitgefühl und Theilnahme eines empfindenden Wesens, so wenig er auch den Gegenstand seiner Wünsche zu nennen oder zu bezeichnen wußte. Da er von den Reizen der Königstochter viel Ruhmens gehört hatte, mischte sich unwillkürlich der Gedanke in seine Absichten, sie zu sehen, und ihr seine Herzensnoth klagen zu können. Er

malte sich ihr Bild, so gut er konnte, im Geiste aus, und reichte an dasselbe zugleich eine Menge Folgen, die er kaum zu übersehen vermochte. „Ei“, sagte er einst zu sich selbst, „wenn mit meine Kerze auch aus dieser Noth helfen könnte, wie herrlich wäre das!“ Schnell zündete er sie an, und alsobald stand der ehernen Mann ehrerbietig vor seinen Augen.

„Kuntest du wohl“, begann Miska, „auch mein Herz so gut versorgen, wie du meine andern Bedürfnisse bisher befriedigt hast? — Siehe, ich sehne mich nach Liebe, und dies mein Verlangen ist viel dringender, als es je meine Geldnoth werden kann. Kannst du mir behilflich sein, unbeschadet die so hoch gepriesene Königstochter zu umarmen, so will ich diesen Dienst dir weit höher anrechnen, als alle, die du mir bisher geleistet.“

Der ehernen Mann bejahte Miska's Frage in aller Demuth, indem er sagte, er wolle ihm die nächste Nacht die schöne Prinzessin in die Arme führen, nur habe er weder bei Tage, noch sonst, wenn sie nicht schlief, Gewalt über sie; Miska wolle daher um Mitternacht getrost seine Kerze anzünden, und der Erfüllung seines Wunsches gewärtig sein. Dieser war außer sich vor Freude, und von nun an wuchs seine Begierde und Ungebuld immer mehr und mehr, so daß er die Stunde seines Glückes schon erwarten zu können glaubte.

Endlich erscholl des Wächters Ruf vom Thurme der Königsburg, und Miska eilte über Hals und Kopf, seine Zauberkerze anzuzünden. Sogleich öffnete sich die Thür seines Gemachs ganz leise, und der Ehernen brachte das schönste und liebenswürdigste Mädchen, das je der Wand beschienen, in tiefem Schläfe ruhend, auf den Armen. Nachdem er die Prinzessin sanft auf ein Ruhebett niedergelegt hatte, ermahnte er seinen Gebleter, das Kerzenlicht nicht über zwei Stunden brennen zu lassen, weil er die Schöne sodann wieder zurück in ihr Schlafgemach bringen müsse, und nicht über diese Frist verweilen dürfe.

Miska stand wie versteinert vor Verwunderung über den Ausbund aller nur erdenklichen Schönheit, der das ganze Wesen der Schlafenden bezeichnete, und es wahrte lange, bis er sich von der Wahrheit dieser Erscheinung überzeugte. Entzückt stürzte er der Prinzessin zu Füßen und glaubte gleich bei dem ersten Kuß, den er auf den Saum ihres Nachtkleides drückte, in Wolle hinzuschmelzen. Sie erwachte wie aus tiefer Betäubung und erstaunte nicht allein über ihre Umgebung, sondern weit mehr über die Gestalt ihres Anbeters, denn dieser war, vermuthlich durch die zauberhafte Einwirkung des Kobolds, ihr erst vor wenig Stunden im Traume erschienen, und hatte einen so tiefen und vielvermögenden Eindruck in ihrem Herzen zurück gelassen, wie ihn nur die heftigste Gluth der ersten Liebe irgend zu bewirken fähig wäre. Schüchtern und schweigend sahen sich Beide an, und nur ihre Herzen sprachen mit einander; aber mit einem Mal rötheten sich die Wangen der Prinzessin, sanfte Gluth strahlte aus ihren himmelblauen Augen, und allgemach, wie eine Rose auf die Berührung eines liebevollen Zaubers sichtbar ihren Kelch erschließt, gaben ihm Blick und Lippen zu verstehen, daß er das Urbild ihrer Liebe sei.

Miska glaubte bei diesem Geständniß in Entzückung zu zerfließen, aber kaum wagte er seiner Empfindung Ausdruck zu geben, so stand der ehernen Mann schon wieder an der Thüre, um die Schöne in ihr Schlafgemach zurück zu bringen, denn die zwei Stunden waren bereits vorüber, obgleich Miska erst so viele Sekunden verträumt zu haben wähnte. Der Kobold berührte ihre Stirne sanft mit seinem Zeigefinger, worauf sie sogleich wieder einschloß, nahm sie ganz sachte auf seine Arme, und verschwand, ehe Miska sich Zeit genommen hatte, Abschied von ihr zu nehmen.

Der Ueberglückliche löschte nun sein Licht aus, und warf sich in selbiger Trunkenheit auf sein Lager hin, um die Folge seines Glückes im Traume fortzugenießen. Und wirklich gelang ihm dieses nicht nur im Schläfe, sondern auch Tags darauf so ganz, daß er auch bei offenen Augen nichts als ihre Stimme zu hören, ihr Antlitz zu sehen, und am Strahle ihres holden Blickes dahin zu schmelzen wähnte.

Als die zwölfte Stunde der zweiten Nacht gekommen war, zündete er seine Kerze wieder an, und sogleich erschien der Kobold mit der schönen Schlaflerin wie Nachts vorher. Beide Liebenden umfing auch nun das süßeste Glück mit seinen Wonnen, und ließ sie den allzuraschen Vorüberflug der Stunden nicht eher gewahr werden, als bis der diensthare Kobold wieder kam, und seine holde Bürde von ihnen trug.

Indessen hatten aber die drei Rosen der Prinzessin dem Könige hinterbracht, daß sie das Bett seiner Tochter leer fanden. Er eilte sogleich herbei, überzeugte sich von der Wahrheit ihrer Meldung, und ließ alle Drei, noch in derselben Stunde, vor den Fenstern seiner Tochter hängen. Kaum aber war das Urtheil vollzogen, so fand man die Prinzessin wieder so ruhig und süß in ihrem Bette schlafen, als hätte sie dasselbe noch

keinen Augenblick verlassen. Staunen und Wuth bemächtigte sich des Königs. Schjornig wie er war, stürzte er mit geschicktem Dolche auf die Schlafende los, und drohte sie zu durchbohren, wofen sie nicht alsogleich gestände, was es mit ihrer Abwesenheit für eine Bewandniß habe. —

Bleich vor Schrecken, und zitternd vor Angst, sich auf so grausame Art aus dem süßesten aller Träume geweckt zu sehen, gestand sie, es wäre ihr, als hätte sie ein eherner Mann mit Gewalt zu einem Jünglinge gebracht, dessen Bild ihr erst kürzlich im Traume erschienen war, und sie ganz mit Entzücken erfüllte.

Der König drang voll Ingrimm in sie, ihm den Namen und Aufenthalt jenes Verwegenen anzugeben, der sich solchen Frevels an ihr vermaßte. Aber die Prinzessin wußte diese Frage nicht zu beantworten, denn Welches war ihr fremd geblieben, und auch das, was sie wirklich eingestanden, schien ihr selbst nur geträumt zu haben.

Außer der Residenz des Königs, in einem waldigen Thale, lebte ein frommer Klausner, welchen Jung und Alt verehrte, und in allerlei Nothen um Rath zu fragen pflegte. Diesen ließ der König rufen, und als er erschien, erzählte er ihm den Vorfall und fragte ihn, was in der Sache zu thun wäre.

Der fromme Mann gab ihm ein Stück Kreide, über welche er zuvor seinen Segen gesprochen hatte, und versicherte ohne viel Bedenken, er werde jenen Frevel leicht auskundschaften, wenn die Prinzessin in dem Augenblicke als sie in dessen Zimmer gebracht würde, die Thüre desselben mit einem Kreuze bezeichnen, der König aber, sobald man sie in ihrem Bette vermissen sollte, alle Thüren in der Stadt besichtigen lassen wollte. Die Befolgung dieses Rathes schien dem Könige eben so zweckmäßig als leicht; daher eilte er sogleich zu seiner Tochter, gab ihr das Stück Kreide, und wiederholte ihr die Worte des frommen Einsiedlers mit dem nachdrücklichen Befehl, daß, wofen sie unterlasse, dieselben pünktlichst zu befolgen, sie ohne Weiteres das Schicksal der drei Bosen würde theilen müssen. Todtenblaß vor Entsetzen über den Anblick des unseligen Kleeblatts vor ihrem Fenster, versprach sie, treulich seinem Befehle zu gehorchen, und bat vor der Hand nur um die Gnade, ihre Fenster verhängen zu dürfen.

Als die dritte Nacht herannahte, stellte der König mehrere Wachen vor die Thüre seiner Tochter, und auch sie selbst mußten Wachen, Zwerge, Vagen und allerlei Hofgesinde genau beobachten. — Aber Mitternacht brach ein, die Argusse wachten mit gespannten Augen, und doch war die Prinzessin mit einem Mal aus dem Bette verschwunden, ohne daß man dem ehernen Mann oder sie selbst beim Weggehen bemerkte. Der Kobold, welcher gleich bei seiner Ankunft die Wachen erblickt hatte, machte sowohl sich selbst, als auch die Schöne unsichtbar, und brachte sie ungeführt, wie bisher, in ihres Geliebten Arme. Indessen ermangelte sie nicht, des strengen Befehls eingedenk, in dem Augenblicke, als ihr Träger sie über *Miska's* Schwelle brachte, dessen Thüre mit einem Kreuze zu bezeichnen.

Froh empfing *Miska* auch nun den holden Gegenstand seiner Liebe, wie auch ihres Theils die Prinzessin, obgleich durch ihres Vaters Drohung nicht wenig beunruhigt, willig seine Gesühle theilte. Denn nicht nur die Nacht des Zaubers, womit der Kobold ihre Besorgniß zu beschwichtigen wußte, sondern die Alles überwindende Liebe selbst besiegte ihre Angst sehr bald und um so leichter, da der Zustand, worin sie sich während der zwei kurzen Schläferstunden befand, doch mehr jenem des Träumens als des Wachens ähnlich war.

Indessen geschah was geschehen sollte; die geweihte Kreide entsprach ihrer Bestimmung. Leicht gelang es den Pächern, das Kreuz an *Miska's* Thüre zu erspähen, und mit wildem Angestüm stürzten sie in dessen Gemach und überraschten die Lebenden sehr unsanft in ihren schönsten Träumen. Ihn führten sie sogleich in schweren Fesseln ins Gefängniß, die Prinzessin aber zurück in ihre Schlafkammer.

Obgleich *Miska* über diese gewaltsame Erscheinung nicht wenig erschraf, so behielt er doch so viel Besinnung, sogleich nach dem Kobolde zu rufen. Nach dem er groß war seine Bestürzung, als er weder diesen, noch seine Kerze erblicken konnte! Da legte er nur aus einem unvollkommenen Stücke befanden, und durch den bisherigen Gebrauch verzehret war, so hatte auch der Talisman, womit er den ehernen Mann zu bannen vermochte, nun mit einem Mal sein Ende.

Bald befand sich der unglückliche Liebesritter im tiefsten Kerker, und durch den Ausspruch des Königs, der seiner Rache kaum mehr einen Tag Aufschub zu geben vermochte, verurtheilt, schon den nächsten Morgen gehangen, sodann gerädert und endlich gestiebt zu werden.

Schon vor Tages Anbruch versammelte sich Jung und Alt auf dem Richtplatze, und bald erschien auch der König selbst an der Spitze eines Geschwaders und von seinen Höflichen begleitet, um Zeuge der Vollstreckung seines Befehls zu sein.

*Miska* ward zum Hochgerichte hinan geführt, und sollte, nachdem man dem Volke sein Verbrechen, und ihm nochmals sein Urtheil bekannt gemacht hatte, den Todesweg über die Leiter hinauf wandeln. Als er schon hoch oben stand, neigte er sich mit überaus wehmüthigen Blicken gegen den König herab, und sagte also:

Verwirrt' ich Kerker auch das Leben,  
Und bin nun da, es hinzugehen,  
So reut es mich doch keinen Augenblick;  
Genossen hab' ich all sein höchstes Glück. —  
Doch eh' ich meinen Geist verhauche,  
Sei gnädig mir, o König, und gewähre,  
Daß ich, zu deines Namens Ehre,  
Nur noch ein Pfeifchen Tabak schmauche!

Alles schweig und wunderte sich höchlich über diesen seltsamen Wunsch des auf seinem letzten Wege begriffenen Verbrechers. Da man in jenem Lande, einem uralten Gesetz zu Folge, auch Missethättern eine letzte Bitte zu gewähren pflegte, so stand der König nicht an, bei aller seiner Rache, womit er das Todesurtheil vollzogen wissen wollte, ihm diese Gnade zu gestatten.

*Miska* zog sein Pfeifchen und seinen Tabaksbeutel aus der Tasche, stopfte Erstere, und begann mit seltsamem Behagen zu schmauchen. Kaum aber hatte er den ersten Zug gethan, so stand sein eherner Kobold neben ihm auf der Leiter und fragte, was er befehle, ohne daß ihn sonst jemand bemerkte. *Miska* besann sich schnell, und beschwor ihn bei allen Bändern seiner Zauber Macht, ihn zu retten. Der Ehrerne bejahte es, und verschwand. Aber in wenig Augenblicken sprengte ein ungeheures Heer eherner Reiter aus dem nächsten Walde heran, und richtete ein so gewaltiges Gemel unter der Menge an, daß der König sammt seinem Geschwader maufstodt auf dem Platze blieb, und das Volk haufenweise auseinander lief. Und alsobald sah *Miska* sich nicht nur gerettet, sondern, rings von dem schützenden ehernen Heer umgeben, auf die Burg geleitet, wo er noch denselben Morgen zum Könige ausgerufen, und mit seiner geliebten Prinzessin vermählt wurde.

Nun ließ er durch Hilfe seines Kobolds, welcher ihm fortan stets getreu blieb, seine beiden Brüder herbei holen, und betheuerte sie mit Würden und reichen Gütern. Durch sein Tabakpfeifchen aber, das er immer bei sich trug, ward er in Kurzem so reich und mächtig, daß ihm alle benachbarten Könige und Fürsten jinsbar und unterwürfig wurden.

### Waldhüter = Märchen.

In einem tiefen Gehölze wohnte einst ein Waldhüter mit seinem lieben Weibe, oblag der Jagd, und lebte zufrieden mit dem Ertrage, den sein nie erschlafener Hahn ihm von Tag zu Tage gewinnen half. Auf diese Weise brachte er zwei Jahre in süßem Ehefrieden hin, aber ohne sich eines holden Kindes segens erfreuen zu können, nach welchem ihm doch gar sehr verlangte. Indessen tröstete ihn das Sprichwort: Geduld bringt Rosen, ja es bewährte sich endlich auch so offenbar an ihm, daß man meinen sollte, das Schicksal habe all seine Macht aufgeboden, dasselbe seinetwillen im Uebermaß zu beschütigen. Im dritten Jahre ward seine Gattin schwanger, und als sie das Herannahen ihrer Webestunde immer mehr und mehr fühlte, da bedurfte sie einer Hebamme. Der Waldhüter, gleichwohl besorgt für das Heil seiner Ehehälfte, aber unbedenklich um die Dinge, die dertel Vorfälle zu begleiten pflegen, machte sich schleunig auf den Weg nach dem nächsten Dorfe, und brachte die ersuchte Wehemutter so schnell er konnte. Wald aber empfahl er die beiden Weiber dem guten Glücke, nahm Pfeil und Bogen, und begab sich auf die Jagd in sein Gehölz.

Kaum hatte er seine Hütte verlassen, so rückte der entscheidende Augenblick heran, und das Weib gebar, ohne alle Gefahr, nicht weniger als zwölf rüstige, gesunde Knäblein.

Die Wehemutter wusch jedes derselben aufs Reinstlichste, und setzte sie alle zusammen in die Mitte der Stube in einen Kreis herum. Da schlugen die wackern Kleinen lebhaft um sich her, und erhuben ihre ersten Lebenslaute zu einem kraftvollen Lutti.

Während dieser Begebenheit war der Tag geschieden, und der Abend rückte mit seinen Schatten allmählich über Feld und Gebirge. Der sorglose Schütze dachte an sein Abendbrot, und kehrte, mit einigen Hasen beladen, zurück in seine Hütte.

Aber Welch ein Unfall traf hier den Unvorsichtigen, wo der Segen des Himmels in so zahlreichen Gestalten seiner wartete Er kam, sah, und verlor gleich beim ersten Anblicke seiner Bescherung den Verstand, daß er alsobald rasend zur Thüre hinaus stürzte, geraden Wegs wieder ins Dunkel der Wälder eilte, und von der Stunde an nimmermehr zurück kam.

Das arme Weib blieb nun mit ihren zwölf Knäblein verlassen in ihrer Hütte, und wünschte, da sie außer dem Beistande der Stiefmutter, welche gleichwohl nach Möglichkeit für sie sorgte, keine Hilfe zu hoffen hatte, nichts sehnlicher, als bald ihr Eager meiden, und Nahrung für ihre Kinder suchen zu können.

Als nun nach langem schmerzlichem Warten diese Zeit endlich gekommen war, verfertigte sie sich Pfeil und Bogen, durchstrich Wälder und Gebirge, und brachte täglich so viel Wild nach Hause, als sie und die Ihrigen zum Unterhalt bedurften. Also verlebte sie fünfzehn Jahre; die Kleinen wuchsen voll Gesundheit und Kraft heran, und lernten bald auf dieselbe Art ihre Bedürfnisse befriedigen.

Ehe sie aber noch ihr sechzehntes Jahr erreicht hatten, gesiel es dem Himmel, die Mutter zu sich zu rufen, und so blieben die Knaben nun, ohne elterliche Pflege und Aufsicht, sich und ihrem Schicksale überlassen. Indessen lebten sie, wie bisher, von der Jagd, theilten den Ertrag brüderlich unter sich, und blieben beisammen in Eintracht und Frieden.

Der wahnsinnige Vater hingegen irrte immer noch unaufhaltsam in den Wäldern umher. Seine Kleider waren längst zerrissen, und seine Gestalt schreckte Jeden, der ihn erblickte. Obgleich andere Waldhüter ihm zuweilen begegneten, und seinen Söhnen Nachricht von seinem Schicksale brachten, so konnte keiner doch Niemand habhaft werden, da er Jedermanns Nähe vermied, und bei dem bloßen Anblick eines Menschen gleich einem scheuen Wilde sich in das tiefste Dunkel der Wildnis zu verbergen eilte. Indessen ging aber das Schicksal des Unglücklichen den Fersen seiner Söhne mit jedem Tage näher. Einst traten sie zusammen, und beretheten sich sehr ernst und angelegentlich, ein Mittel zu erkunden, denselben in ihre Hände zu bekommen, um ihn sodann nach Möglichkeit zu pflegen und zu Verstand zu bringen.

Sie kamen überein, sich mit einer gebratenen Gans, einem Krüge Brannwein, und einem großen Stiefel in den Wald, und zwar zu einem daselbst befindlichen Brunnen zu begeben, bei welchem ihr Vater schon oftmals von den Waldhütern gesehen ward. Mit diesen Dingen machten sie sich eines Tags auf den Weg, und stellten, als sie an besagtem Orte angekommen waren, das Mitgebrachte vor den Brunnen hin, zogen sich sodann ins Gebüsch zurück, und lauerten verstohlen auf seine Ankunft.

Gewisse Zeit hatten sie hier bereits gewartet, als sie plötzlich ein Geräusch nahender Tritte hörten, und eine dunkle Gestalt erblickten, welche sich nach dem Brunnen hin bewegte. Mit gespannter Neugier guckten sie aus ihrem Hinterhalt hervor, und ersahen endlich mit Staunen und Entsetzen den Nahenden, der mehr einem Gespenste, als einem Menschen ähnlich schien, mit der Beschreibung aber, welche ihnen die Waldhüter von ihrem Vater gemacht hatten, vollkommen übereinkam.

Raum war er dem Brunnen genast, seinen Durst zu löschen, als er beim Anblick der ungewöhnlichen Dinge, die sich vor demselben befanden, klugig zusammensuhr, sogleich nach allen Seiten hinblickte, und sich dabei gar eifrig anstellte, um bei der ersten Entdeckung einer Menschengestalt hinweg zu laufen. Da aber die Jünglinge sich sehr behutsam verborgen hielten, und auch sonst sich nirgends ein Laut vernehmen ließ, so legte sich seine Besorgnis nach und nach und er wagte es, aus dem Brunnen zu trinken.

Nachdem er sich erquickt hatte, fühlte der Gänsebraten, das Krüglein und der große Stiefel seine Aufmerksamkeit von Neuem auf sich zu ziehen, und er konnte es seiner Käferheit nicht verlagern, sich dieser Dinge zu bemächtigen. Ganz gemächlich legte er sich am Brunnen hin, verzehrte mit sichtbarem Heißhunger die Gans, und leerte mit faunenhaften Zügen das Krüglein.

Der Trank schien bald zu wirken; denn kaum hatte er ihn aufgeschluckt, als er sein Behagen durch muthwillige Sprünge und allerlei possierliche Geberden zu erkennen gab. Bald ergriff er auch den Stiefel, betrachtete ihn von allen Seiten, und nickte frohlockend mit dem Kopfe, als wankte er sich selbst Beifall, den Gebrauch desselben errathen zu haben.

Als in sich vergnügt, setzte er sich wieder auf die Erde, und versuchte den Stiefel über beide Füße zugleich anzuziehen. Ob schon dieser weit genug war, dem Fuß eines Halbriesen zu betriegen, so kostete es dem Verirrten doch ungemelne Anstrengung, seine Absicht zu erreichen. Von Mühe und dem Geiste des gesonnenen Kranken überwältigt, sank er allgemach am Brunnen hin, und entschlief in behaglichem Zaumel.

Als seine Söhne dies bemerkten, eilten sie zugleich mit aller Behutsamkeit aus dem Gebüsch hervor, huben den Schlaftrunkenen von der Erde auf, und trugen ihn nach Hause. Aber noch waren sie nicht auf halbem Wege, als sie mit Entsetzen bemerkten, daß die Würde, welche ihnen bei jedem Schritte schwerer gesunken hatte, eine Leiche war. War es Wirkung des zu häufig verschlungenen geistigen Getränkes, oder der zu

schnellen Sättigung eines langen Hungers, genug, der Vater lag todt in seiner Söhne Armen.

Bestürzt umfanden nun die Unglücklichen den theuren Leichnam, und begruben ihn sodann unter Reuethränen und manchem Vorwurf, womit sie ihr thörichtes Unternehmen beschuldigten, unfern ihrer Hütte unter einer Eiche.

Nach diesem Ereignisse blieben sie noch einige Zeit beisammen; endlich aber schaten sie sich in die Fremde, beschloßen, ihr bisheriges Verhältniß aufzugeben, und auf verschiedenen Wegen ihr Glück zu suchen.

Nachdem sie einen Tag festgesetzt hatten, sich zu trennen, begaben sie sich nochmals mit einander auf die Jagd, um sich im Voraus so viel Wild zu verschaffen, als sie wenigstens für die ersten Tage ihrer Wanderung bedurften. Als nun aber jener Tag gekommen war, gingen sie zur Eiche, die das Grab ihres Vaters beschattete, schworen sich ewige Bruderkiebe, und gingen sodann mit herzlichem Abschiede auseinander.

Wie weit jeder dieser zwölf Brüder auf seiner Wanderung gekommen, wo und auf welchem Wege er seine Bestimmung gefunden, — dies zu erzählen wäre eine um so weitläufigere Aufgabe, da das Schicksal des Letztgeborenen allein merkwürdig genug ist, um demselben unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Dieser Junge hatte von Kindheit auf eine Abneigung vor jeder mühsamen Arbeit und Beschäftigung; daher verließ er sich in allen Nothen auf die Gunst des Glücks, um so mehr, da er sich schon mehrmals überzeugt zu haben glaubte, daß dasselbe ihm besonders gewogen sei. Während die Andern bei allem Ungemach der Zeit, der Bitterung und der Wege einem Wilde zuweilen mit aller Mühe nachsetzten, legte dieser sich mit seinem Geschosse behaglich auf den nächsten grasigen Hügel hin, und ließ sich im Schatten der Bäume wohl geschehen. Und wirklich geschah es, daß, während seine Brüder die Fährte eines Hasen im Schweiße ihres Angesichts verfolgten, ihm, wie gerufen, ein Rehbock oder wohl gar ein Hirsch so nahe vor Augen kam, daß er ihn ohne Mühe erlegen konnte. Daffur hatte er aber auch gar manche Meckerei von seinen Brüdern zu erdulden; denn sein Glück weckte ihren Neid, und sie nannten ihn schlechtweg den Faulpelz.

Das Vertrauen auf die Guld der blinden Göttin geleitete ihn treulich auf seinen Wegen. Bei Tage erlegte er allerlei Wild, das ihm in großer Menge aufstieß, machte sich Feuer an, brät und verzehrte es; des Nachts bettete er sich auf welchem Grase, und schlief getrost dem kommenden Morgen entgegen.

Nachdem er seine Wanderung auf diese Weise sechs Tage fortgesetzt hatte, gelangte er in eine ihm ganz unbekante Residenzstadt eines Königs. Hier sprach er im ersten besten Gasthose ein, und bot dem Wirthe einen Hasen für einen Trunt Wein, um sich nach seinen Reiseschwerven behaglich zu erquicken. Der Wirth kredenzte ihm mehr als er trinken und essen mochte, bot ihm auch ein Nachtlager, und betöftigte ihn aufs Billigste.

Raum hatte er sich zu Tische gesetzt, als eine Menge Leute sich in der Gaststube versammelten, und mit großer Bedeutung von einem unerhörten Vorfalle, der sich so eben zugetragen hätte, einander Kunde gaben. Die Sache war auch in der That von nicht geringem Belang, denn sie betraf das Interesse des Königs. Dieser hatte neun und neunzig Sauhirten in seinem Dienste, welche sämmtlich im Verlust gerathen, und aller Wahrscheinlichkeit nach auf immer unrichtbar geworden waren. Der neun und neunzigste derselben wurde nun erst seit der letztverflohenen Nacht vermißt, und doch zweifelte man allgemein, daß der König je wieder einen finden würde, der den gefährlichen Dienst desselben auf sich zu nehmen wagte. Denn so reichlichen Lohn man auch Jedem versprach, der sich entschleße, die königliche Schweineherde nur einen einzigen Tag zu hüten, so meldete sich doch Niemand im ganzen Reiche, und der erhabne Eigenthümer lief Gefahr, seine Heerde zu verlieren.

Der junge Fremdling hörte diese Erzählung mit Verwunderung an, konnte sich aber die Schwierigkeit nicht denken, die mit dem Sauhirtendienste verbunden wäre. Da der Wirth es sich schon seit geraumer Zeit angelegen sein lassen, Hirtin für die Heerde des Königs zu werben, so fragte er seinen jungen Gast, ob er sich nicht herbeiliesse, diesen Dienst anzutreten, indem er zugleich hinzusetzte, der König bezahle für jeden einzelnen Tagesdienst ein ganzjähriges Dienstlohn. Warum nicht? antwortete Piska, (so hieß der junge Abenteuerer,) und zeigte sich ganz entschlossen, den Antrag einzugehen, da er durchaus nicht glauben wollte, daß zum Dienste eines Sauhirten mehr Kenntniß und Mühe nöthig sei, als er aufzubringen gewohnt war. Seine Zusage ward angenommen, und der Wirth führte ihn sogleich mit vieler Freude zum Könige, und rühmte in der ganzen Stadt die muthvolle Entschlossenheit seines Gastes.

Der Herrscher empfing Beide mit großer Guld, und bestattete dem Jünglinge nicht nur die ihm schon durch den Wirth

gemachte Aufzage, sondern auch ein Ehrengeschenk noch oben drein, wenn er seinem Dienste mit Eifer und Standhaftigkeit oblag. Er ließ ihm sogleich ein reichlich bestelltes Nachtmahl auftriften und beschickte ihn auf morgen mit den hübsvollsten Glückwünschen auf die Heide hinaus zu seiner Schweineherde.

Ehe der Tag zu grauen begann, hatte Piska sich schon am bestimmten Orte eingefunden. Die Heide lag in einer anmuthigen Gegend, welche von der einen Seite Gebirge, von der andern ein dichter Wald begrenzten. Bei seiner Ankunft war Alles ruhig, und darum konnte er nicht begreifen, welche Gefahr hier zu befürchten wäre.

Unter mancher Erwartung verging ihm der Tag, und auch der Abend nahte eben so friedlich heran, wie der Abend geschieden war. Mond und Sterne erleuchteten die Gegend weit umher, und die wohlthätige Kühle der Luft lud den sorglosen Hirten zur Ruhe. Er legte sich getroßt in die Nähe seiner Herde hin, empfahl sich und seine Pflügel dem Glücke, und schlief in Frieden ein.

Noch hatte er aber kaum ein Stündchen geschlafen, als ihn die seltsamste aller Nachterscheinungen aus seinen Träumen weckte. Der oberälteste Eber seiner Herde stand vor ihm und redete ihn also an: „Fürchte dich nicht, denn ich bin dir freundlich geworden, und komme nun als wohlmeinender Rathgeber zu dir, um dich vor den Gefahren zu warnen, welche dir bevorstehen. Da ich dich einmal zu meinem Günstlinge aussersehen habe, so will ich dir meinen Beistand bestens angedeihen lassen. Wenn du uns morgen Abends heim treibst, so Sorge sogleich, daß der König die einen Laib Brot, und eine Flasche Wein für den nächsten Tag mitgebe. Diese zwei Dinge werden dich vor jedem Unglück schützen. Ein großer Drache, der diesen Wald beherrscht, wird dich übermächtigen und verschlingen wollen; gibst du ihm aber diese Geschenke, so wiesst du ihm nicht nur widerstehen, sondern, wenn er den Wein wird getrunken haben, ihn auch ermorden können.“

Piska erstaunte nicht wenig über diese Erscheinung; er rieb sich die Augen, spitzte die Ohren, und nahm alle seine Sinne zusammen, um sich zu überzeugen, ob er träumte oder wachte. Da er aber den Eber lebhaft vor sich sah, und jedes seiner Worte ganz deutlich vernahm, dankte er endlich demselben für die so günstige Weisung, und versprach ihm, solche pünktlich zu befolgen.

Als der zweite Abend gekommen war, trieb er die Herde heim. Der König sah ihm nicht ohne Verwunderung entgegen, ließ ihm alsobald den verheißenen ganzen Jahreslohn bezahlen, und erlaubte ihm noch oben drein, sich eine besondere Gnade auszubitten. Piska strich sein Geld frohlockend in die Tasche, und verlangte vor der Hand nichts weiter, als Brot und Wein für den nächsten Tag.

Raum hatte noch der Bahn der ersten Frühstunde entgegengeträht, so war unser Hirt mit seiner Herde schon wieder zum Thor der Stadt hinausgezogen. Er begab sich auf dieselbe Heide, wo er die vorige Nacht zugebracht, und jenes seltsame tête à tête mit dem Schweinebäcker gehalten hatte. Sobald er an Ort und Stelle ankam, trat sein vorzüglicher Mentor wieder zu ihm und sprach:

Hut und ohne Zagen  
Setze dich auf meinen Rücken,  
Und in wenig Augenblicken  
Siehst du dich an's Ziel getragen.

Der Junge bestieg den Eber, und im Nu sah er sich zu dem nahen Walde gebracht, und unter einer ungeheuern Eiche abgesetzt. Hier wiederholte der Eber nochmals, was er seinem Günstlinge schon Tags zuvor an's Herz gelegt hatte, und eilte alsobald zurück zu seiner Herde.

Piska hielt sich bereit, seinem Abenteuer zu begegnen, und ehe er sich noch genau nach dem Lummelplage umgesehen, drang ihm mit einem Mal aus dem Innern des Waldes ein so gewaltiges Geräusch zu Ohren, daß alle Bäume um ihn her, wie bei einem Sturm, rauschten. Dieses Getöse kam immer näher, und bald erblickte er einen ungeheuern Drachen, welcher gerade auf ihn heran eilte, in seinem Laufe eine Menge Bäume und Gesträuche erschütterte und manche auch sogar zu Boden riß, und ihn schon von ferne zu verschlingen drohte. Wohl eingedenk der Worte seines Mentors, sagte Piska sich ein Herz, bot dem Drachen Brot und Wein, und sichte um Schonung seines Lebens.

Diese liberale Begegnung überraschte das Ungeheuer mehr, als es der Widerstand einer ganzen Schaar Schweinehirten vermocht hätte. Ruhig empfing der Drache die Gaben des Jünglings, verzehrte sie mit großem Behagen, und taumelte, da der Trank seine Wirkung sehr bald begonnen hatte, schlaftrig zu Boden hin. Piska säumte nicht, seinen Vortheil zu nutzen. Wie er bemerkte, daß der Drache eingeschlafen war, zog er sein Taschenmesser hervor, und schnitt dem trunkenen Ungeheuer

die Kehle ab; ehe er aber seine Operation noch ganz vollbrachte, sah er aus dem Rachen desselben einen kupfernen Schlüssel herausfallen; diesen hob er sogleich auf, und steckte ihn in seine Tasche.

Indessen hatte die Schweineherde sich allgemach waldeinwärts gezogen, und zwar nach einer Gegend zu, die ziemlich weit von der Stelle entlegen schien, wo das Ungeheuer seinen Tod gefunden. Piska, besorgend seine Pflügel zu verlieren, beschloß sogleich, die Krümmung des Forstes abzuschneiden, und in gerader Richtung und zwar auf eben dem Wege, welchen der hervorfürgende Drache genommen hatte, denselben zu Hilfe zu eilen.

Raum war er eine Strecke weit gekommen, als eine neue überraschende Erscheinung all seine Besorgnisse zerstreute. Ein ungeheures, ganz von Kupfer gebautes Schloß stand vor ihm da, dessen Pracht die Residenz seines Königs bei Weitem übertraf, und das um so mehr Einladendes für ihn zu haben schien, da nirgend, so weit sein Auge spähte, ihm eine Wache den Zugang wehrte. Still und einsam war Alles um ihn her, auch nicht eines Vogels Stimme unterbrach das Schweigen seiner Umgebung. Er eilte daher ohne Bedenken zur Burg hinan, fand aber alle Thore derselben fest verschlossen. Sogleich erinnerte er sich des Schlüssels in seiner Tasche; er zog denselben hervor, versuchte ihn am nächsten Schlosse, und sah mit froher Verwunderung, daß sich ihm alle Riegel und Thore aufthaten. Bald befand er sich in dem herrlichsten Palaste, den er je gesehen. Die Zahl der Prachtgemächer, die sich rings um ihn her öffneten, war so groß, daß er nicht gleich mit sich einig werden konnte, welches er zuerst betrete. Getroßt ging er durch die erste Vorhalle, und kam von Gemach zu Gemach, bis er endlich mit verblendetem Gesichte in einen Spiegelsaal gelangte, wo ihm allerlei goldenes und silbernes Geräthe entgegen glänzte. In der Mitte des Saals stand ein silberner Tisch, auf welchem eine goldene Gerte lag. Ohne eigentlich zu wissen warum, nahm er die Gerte, und machte einen Schlag auf die Tafel, worauf sogleich ein junger Drache vor ihm erschien, und mit unabsehlicher Höflichkeit fragte, was ihm zu Befehle stände.

Piska faßte sich, und äußerte den Wunsch, das ganze Innere des Palastes, sammt den dazu gehörigen Gärten in Augenschein zu nehmen, worauf der dienstbare Drache sich sehr bereitwillig erwieß, und seinen Gast bat, ihm zu folgen. Er führte ihn durch alle Gemächer und Säle des Schloßes, deren jedes allein die Schätze eines ganzen Königreichs zu enthalten schien; sodann ging er in die Stallungen, wo herrliche Hengste goldenen Hafer aus silbernen Krüppen speißen, und den Eintretenden voll Muth entgegen wieherten. Endlich aber kamen Weide in einen Garten, der voll wunderschöner Blumen und köstlicher Früchte prangte, und den Fremdling wie ein zweites Paradies mit allen Reizen der Natur umging. Piska konnte sich nicht enthalten, eine Rose zu pflücken, und sie auf seinen Hut zu stecken.

Nachdem er Alles beschen hatte, fragte er den Drachen nach dem Herrn dieses Palastes; dieser aber bückte sich mit tiefer Ehrerbietung vor dem Fremdlinge, und bat ihn, als den nunmehrigen Eigenthümer aller dieser Schätze, seine Puldigung in Gnade anzunehmen, indem er ihm zugleich versprach, genau über Alles und Jedes wachen und dessen hohe Zufriedenheit aufs Würdigste verdienen zu wollen. Piska erstaunte nicht wenig über diese Begegnung; da er aber wohl merkte, daß alle die Erscheinungen, welche ihm seit Kurzem vorgekommen waren, nichts weniger als natürlich seien, ließ er sich die Puldigung des Drachen gefallen, und spielte seine Rolle so gut er konnte. Nachdem er letzterm Beifall zugewinkt hatte, ging er mit stolzer Gravität aus dem Schlosse. Rasch donnerten hinter ihm von selbst die Thore zu, er aber verlorre Schlüssel und Riegel mit seinem Schlosse, und begab sich nun weiter in den Wald, um seine Schweine aufzufuchen.

Es währte nicht lange, so begegnete ihm die ganze Herde in bester Ordnung. Schon war der Tag in Westen verglückt, und die Schatten der Berge breiteten sich allgemach über das Gefilde. Nun schien es ihm Zeit, seinen Rückweg anzutreten; er piffte, seine Herde setzte sich in Bewegung, und ehe noch der Abendstern am Himmel glänzte, war sie daheim in ihren Hürden.

Piska hatte nicht so bald seine Pflügel versorgt, als ihm die Töchter des Königs mit ungemeiner Freundlichkeit entgegen eilten. Schon von ferne hatte die Jüngste derselben die schöne Rose auf seinem Hute bemerkt, und konnte dem Wunsche nicht widerstehen, sie zu besitzen; schnell kam sie daher mit ihren Schwefelherb herbei gelaufen, und forberte die schöne Blume. Der Saubrit überreichte sie der Prinzessin alsogleich, und fand sich sehr hochgeehrt, seine Gabe an dem Busen der liebenswürdigsten Königstochter zu sehen.

Der König aber, der sich indessen über die eben so glückliche als pünktliche Zurückkunft seines Hirten höchlich verwunderte, ließ denselben sogleich zu sich berufen, und fragte ihn

angelegentlich um Alles, was ihm auf seiner Halde begegnet wäre. Allein Piska wich diesen Fragen sehr behutsam aus; er antwortete sehr kurz, und vermied jede Erklärung, die seine so seltsamen und glücklichen Abenteuer hätte verrathen können. „Diese Rose,“ sprach er, „die ich schon abgepflückt auf einem Baumstamme liegen gefunden, ist Alles, was mir unterwegs vorgekommen; ich steckte sie auf meinen Hut, um sie nicht ganz ungenossen verweilen zu lassen.“

Der König bewies ihm neuerdings seine hohe Zufriedenheit und Gnade, indem er ihm auch für die künftigen Tage denselben reichlichen Lohn zusicherte, den er bis jetzt genossen. — Der Hirt dankte seinem Gebieter und begab sich zu seinen Schweinen, um in der Nähe derselben die Nacht über auf seinem Strohlager auszuruhen.

Kaum war es Mitternacht, so weckte ihn der vertrauliche Eber so wie gestern, und sagte: Piska wolle sich auch für den kommenden Tag mit Brot und Wein versehen, da er es mit einem zweiten, noch größern Drachen, als der erste war, würde zu thun haben. Er rief ihm, den Mundvorrath zu verdoppeln, fügte aber hinzu, daß er auch diesmal nichts zu befürchten hätte, wenn er dem Ungeheuer eben so muthig wie dem gestrigen begegnete.

Schon vor Tages Anbruch ließ Piska sich zwei Brode und zwei Flaschen Wein reichen, und begab sich mit seinen Schweinen abermals hinaus auf die Halde. Dort angelangt trat der Eber sogleich wieder zu ihm hin und sprach:

Piska, sink und ohne Jagen  
Setz dich auf meinen Rücken;  
Will dich heut noch weiter tragen,  
Und noch Größer's soll dir glücken.

Der Jüngling that nach des Ebers Willen, und rascher als auf eines Renners Rücken sah er sich zu einem Gehege getragen, das eine gute Strecke Weges von dem gestrigen entfernt war. Der Eber setzte ihn auch hier unter einer Eiche ab, wiederholte ihm nochmals was er ihm zum ersten Mal empfohlen hatte, und überließ ihn seinem Schicksale.

Piska wartete nicht lange; bald hörte er ein furchtbares Geräusch von den Wipfeln der Bäume herab; allgemach schien es dunkler um ihn her zu werden, und mit einemmal kam in der Luft ein ungeheurer Drache heran, der, noch weit größer als der erste, die ganze Gegend, wie eine finstere Gewitterwolke, mit seinen Flügeln überschattete, und mit geßlicher Hast auf den Hirtten hernieder zu stürzen drohte. Aber eben so schnell reichte Piska ihm die zwei Brode und Flaschen hin, und beglückte das Ungeheum so glücklich, daß es alsobald sich ruhig niederstreckte, die Victualien mit vielem Schagen verzehrte, und sodann mit brausendem Geschnarche einschlief. Piska nahm auch diesmal den günstigen Augenblick wahr, und schnitt dem Drachen die Kehle ab, wobei denselben ein silberner Schlüssel aus dem Rachen fiel, den Jener sogleich in die Tasche schob.

Nun ging er, so wie gestern, ins Innere des Waldes und erblickte bald ein Schloß, das, ganz von Silber gebaut, seinen Augen schon von fern mit blendendem Schimmer entgegen strahlte. Was er in der kupfernen Burg gethan und gesehen hatte, das selbe that und sah er auch hier, nur war die Pracht der innern Einrichtung hier noch weit größer, weshalb er auch bei Betrachtung derselben länger als dort verweilte. Nachdem ihm auch hier ein dienstbarer Drache alle Schätze und Kostbarkeiten gezeigt, und ihn endlich in den Garten geleitet hatte, pflückte er sich eine silberne Rose, dergleichen unzählige an den Sträuchern prangten, und steckte sie auf seinen Hut. Hierauf verschloß er die Thore des schönen Schlosses mit seinem silbernen Schlüssel, besag sich wieder zu seiner Heerde, und trieb sie, als der Tag sich zu neigen anfang, ruhig nach Hause.

Sobald er an Ort und Stelle war, sprangen die drei Königstöchter ihm wieder freundlich entgegen, und die Jüngste haschte ihm die silberne Rose vom Hute weg, und ließ mit derselben frohlockend zu ihrem Vater. Der König ließ, wie gestern, den Hirt zu sich berufen, fragte ihn nach Allem, was ihm den Tag über begegnet wäre, und äußerte, da Jener ihm befriedigend geantwortet, seine volle Zufriedenheit.

Dieses Abenteuer wiederholte sich auch den dritten Tag, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Hirt in einen goldenen Palast kam, und aus dem Garten desselben eine goldene Rose mit nach Hause brachte, welche die schöne Königstochter, so wie die vorigen, sich zu eignete.

Zufälligerweise fiel gerade in diese Zeit die Feier eines Festes, das der König den Freiern seiner drei Töchter zu geben schon längst beschlossen hatte. Er ließ drei goldene Kessel von gleicher Größe verfertigen, deren jeder mit dem Namen einer der Prinzessinnen bezeichnet, und im Vorhofe seiner Burg an goldenen Schnüren hängend, das Ziel eines Wettkampfs werden sollte, wobei den Siegern die Hände der Königstöchter zum Lohn zuerkannt würden. Wer nämlich von den Kämpfern, zu

Pferde, im schnellsten Lauf einen dieser Kessel mit seiner Lanze herab stieße, dem sollte mit der Goldfrucht auch die Prinzessin, deren Name darauf geschrieben stand, zu Theil werden. Da die drei Schwestern eben so ungemein schön als reich waren, so läßt sich leicht erachten, daß die Anzahl ihrer Freier nicht gering sein mochte. Eine zahllose Menge Prinzen aus nahen und fernem Ländern war um die Königsburg versammelt, und auch des Königs Bruder mit seinen neun Töchtern war zugegen. Das ganze Reich nahm Antheil an dieser Feier, und Jung und Alt freute sich auf ihren Anfang. Alles was königlichlicher Reichthum an Schätzen aufzubringen vermag, war hier beisammen zu sehen, und alle Reichen und Vornehmen strömten herbei, durch Schimmer und Aufwand das schon längst erwartete Fest zu verherrlichen.

Da sich wohl vermuthen ließ, Piska werde einer so großen Fierlichkeit seine Gegenwart nicht vertragen, so lud die jüngste Prinzessin, aus Dankbarkeit für die ihr gegebenen drei Rosen, den Jüngling zum Zuschauer, indem sie ihm rief, ja nicht wegzubleiben, wenn er anders das Herrlichste, was ihres Vaters Reich an Menschen, Pferden, Kleidern und Edelsteinen besäße, zu sehen nicht verschmähte.

Aber zu nicht geringem Erstaunen der Prinzessin dankte der Hirt für ihre Einladung: er wollte lieber bei seines Gleichen bleiben, und sich, wie bisher, zu seiner Schweinheerde auf die Halde begeben.

Als der Morgen kam, und sich in und außer der Burg schon Alles regte und bewegte, die Straßen von zahllosem Volke wimmelten, ja selbst die mühseligsten Ketten sich schaukelnd herbei schleppeten, trieb Piska ganz gleichgiltig seine Heerde aus, und ließ sich nicht den geringsten Anschein von Neugierde merken.

Wer hätte aber vermuthet, was der verschämte Junge heim bei sich beschloß, und welch gewaltigen Streich er alle den fürstlichen Freiern zu spielen vorhatte? — Kaum war er auf der Halde angelangt, so eilte er sogleich in jenen Wald, wo er ohnlängst sein erstes Abenteuer bestanden. Hier begab er sich gerade in den kupfernen Palast, trat in den Saal, und befohl durch einen Schlag mit der goldenen Gerte dem dienstbaren Drachen, ihm das kostbarste Prachtgewand, wie auch das herrlichste Reitpferd herbei zu schaffen. Der Drache besfolgte den Befehl seines Gebieters aufs Schleunigste; er klebete denselben so geschickt und flink, als es je ein Kammerdiener vermocht hätte, und führte ihm eben so bald ein prächtig geäumtes Roß herbei, das schon im Ferannahen vor Kampfbegier Funken zu sprühen schien.

Kaum hatte Piska dem Renner bestiegen, so donnerten von dessen Hufschlage die Hallen des Schlosses hinter ihm; er flog, wie auf Schwingen des Blüthes getragen, über Halde und Straße, und erschien, ehe man sich verah, in den Schranken der edelwüthigen Kämpfer. Der Schimmer seines Gewandes, die Kraft und Schnelle seines Pferdes, und alle die kostbaren Edelsteine, die ihn schmückten, verblendeten Aller Augen, und Niemand hätte sich bekommen lassen, den Schweinhirt in ihm zu suchen. Alles wich bei seiner Ankunft von der Stelle, und vernigte sich wie vor einem Gotte. Der König selbst hielt ihn wenigstens für seines Gleichen, und bot ihm vor allen Anwesenden sogleich die Ehre des Vortritts an. Allein Piska lehnte diese Auszeichnung bescheiden ab, und bat vielmehr, der Letzte unter den Freiern sein zu dürfen.

Endlich ward das Reichen gegeben. Alles drängte sich zu den Schranken, und der Wettlauf nahm seinen Anfang. Reiter und Pferde flogen mit heiserer Kampfbegier nach dem Ziele, aber Keinem gelang es, auch nur einen der drei Kessel mit der Lanze zu berühren.

Auf einmal aber sprengte der unbekannte Gast wie ein Pfeil über die Bahn dahin, und traf alsobald den Ersten der drei Kessel so glücklich, daß derselbe sammt der goldenen Schnur, daran er befestigt war, an seiner Lanze hängen blieb. Aller Blicke starren ihm verwundert nach, er aber flog mit seiner Siegesbeute unverwandt, und in gerader Richtung über alle Schranken hinweg, und entschwand endlich in der Ferne.

Dieser unerwartete Vorfall bewirkte allgemeine Verlegenheit unter den Freiern und bestimmte den König, die Fortsetzung der Feier auf den kommenden Tag zu verschieben. Indessen schickte er sogleich einige seiner besten Reiter dem seltsamen Flüchtlinge nach, um dessen Aufenthalt zu erkunden; aber ehe diese sich auf den Weg machten, war unser Ritter bereits unsichtbar geworden, und hatte sich in seiner Hirtentracht wieder bei seiner Heerde eingefunden.

Abends kam er, wie gewöhnlich, mit derselben nach Hause, und bestellte seine Geschäfte. Ehe er sich aber zur Ruhe begab, ersah ihn auch diesmal die Jüngste der Prinzessinnen, eilte zu ihm herbei, und erzählte ihm mit großer Beschränkung den unerwünschten Vorfall, wodurch ihr heute der ihr bestimmte Kessel, und mit ihm zugleich der Bräutigam entrisen worden. Der

Hirt tröstete sie mit vieler Theilnahme; indem er sagte, man könnte noch nicht wissen, ob der Unfall, der sie getroffen, ihr nicht noch zum Glücke gereichen werde.

Tags darauf, ehe die Feier des Festes von Neuem begonnen hatte, war Piska mit seiner Herde wieder auf der Weide. Nun ging er aber in den silbernen Palast, kleidete sich in ein noch schöneres Prachtgewand als das gefrige war, und wählte sich auch ein noch weit herrlicheres Pferd, als das vorige. Schnell wie der Wind, und leuchtend wie Gold und Juwelen, sprengte er nun abermals auf den Kampfplatz heran. Alles erkannte über diese neue Erscheinung, Alles neigte sich vor ihm, und Niemand erkannte ihn für denselben Gast, welcher sich gestern auf eine so seltsame Weise hervorgethan hatte.

Aber eben so, wie gestern, gab er, als aller Augen auf ihn gerichtet waren, seinem Rosse die Sporen, sprengte mit verhängstem Sägel auf das Ziel los, und flog, wie ein Pfeil, mit dem zweiten goldenen Apfel hinaus über die Schranken, und gar bald auch weit aus dem Gesichtskreis der erkannten Menge.

Der König und seine hohen Gäste gerieten nun schon in Besorgniß, es walte irgend ein übernatürliches Wesen über diesem Vorfälle, und entschlossen sich beinahe, das Kampfspiel erst nach einem Jahre wieder erneuern zu wollen. Da nun aber schon zwei Goldäpfel verloren waren, so wollte man sich doch auch vom Schicksale des dritten und letzten überzeugen. Der König bestimmte daher die Beendigung des Festes auf den nächsten Morgen, und suchte sich indessen zu beruhigen so gut er konnte.

Wie bisher, geschah es auch zum dritten Mal. Der Hirt war in aller Frühe auf die Halde gezogen, und erschien nun auf einem noch weit herrlicherem Rosse, und in einem noch viel prächtigeren Gewande als vormals in den Schranken. Er sprengte heran, erhaschte auch den dritten Goldapfel, und jagte zu Aller Erstaunen, schnell wie der Wind, ins Weite.

Das Fest war nun zu Ende; die Versammlung der Freier ging auseinander, und der König beklagte das Loos seiner lieben Töchter. Diese zerfloßen beinahe in Thränen, und bejammerten ihr Schicksal als eine Fügung des Himmels, welcher zufolge Keiner von ihnen je ein Bräutigam zu Theil werden sollte.

Da der König schon über den ersten dieser bedenklichen Vorfälle vergessen hatte, dem Hirten sein Taglohn auszuzahlen, und dieser nun schon dreitägigen Gehalt zu Gute hatte, so bediente Piska sich der Befugniß, sein Dienstlohn zu fordern, als einer schicksalichen Gelegenheit, zu erfahren, welche Wirkung bei Hofe seine drei Abenteuer hervorgebracht hätten. Noch denselben Abend, nachdem er seine Herde nach Hause getrieben hatte, verfuhr er sich zu dem Könige, ver barg aber seine drei goldenen Äpfel, aus Besorgniß, dieselben möchten ihm, wenn er sie im Schweinestalle

zurücklasse, entwendet werden, unter seinem Gute, und behielt diesen, gleichwohl im Angesichte seines Gebieters, auf dem Kopfe.

Der König bemerkte dieses gräßliche Benehmen seines Sauhirten nicht ohne Befremden; da er ihm aber wegen seiner wichtigen Dienste überaus gewogen war, so fragte er ihn mit Nachsicht, was er verlangte. Piska hatte sich noch kaum gesammelt, seine Bitte vorzubringen, als die jüngste nun ohnehin misslaunige Prinzessin hastig herbei eilte, und ihm, mit der Miene höchlich beleidigten Stolzes, den Hut vom Haupte riß. Sogleich fielen die drei Goldäpfel heraus, und rollten vor des Königs Füße hin.

Welches Staunen ergriff nicht den ganzen Hof! Die Königstöchter erkannten sogleich ihre Namen, und konnten kaum Worte finden, ihre Freude über ihre wiedergefundenen Äpfel auszudrücken. Der König drang aufs Eifrigste in den Jüngling, um zu erfahren, wie er zu denselben gekommen wäre. Dieser aber erwiderte mit ungemainer Freimüthigkeit, er selbst sei der Eroberer der kostbaren Beute, und glaube daher, auf Eine der drei schönen Beduete vollkommenes Recht zu haben.

Da nun der König, wohl eingebend jener beispiellosen Pracht und Herrlichkeit, wie auch des so seltsamen Siegesglücks, wodurch der Fremdling sich bei jedem Kampfspiele ausgezeichnet hatte, noch gar manchen erheblichen Vortheil hinter dem Dunkel dieses räthselhaften Ereignisses vermuthete, so willigte er ohne langes Bedenken in des Hirten Anspruch. Die Jüngste der Prinzessinnen fühlte sich mit einem Mal erheitert, und so liebedevoll zu dem metamorphosirten Sauhirten hingezogen, daß sie, ungeachtet seines zweideutigen Geruchs, ihm um den Hals fiel. Der König aber bestimmte ihn sogleich zum Gatten seiner Tochter, und den nächsten Morgen ward die Hochzeit im Angesichte des ganzen Hofes auf der goldenen Waldburg, welche Piska sich sogleich zur Residenz ersehen, aufs Glänzendste vollzogen.

Nach geendigtem Mahle befahl der Bräutigam seinem dienstbaren Drachen, welcher schon Tags vorher ein zahlreiches Diensterpersonal aus seinem geflügelten Geschlechte erworben hatte, unverzüglich seine elf Brüder herbei zu holen, indem er denselben ihre Namen angab, und ihre Gestalten nach Möglichkeit bezeichnete.

Ehe die Sonne gesunken war, sahe man diese elf Brüder im gestreckten Galopp zur Goldburg herein sprengen. Alle waren auf Anstalt des dienstbaren Sauberdrachen überaus herrlich gezieret, und sie freuten und verwunderten sich nicht wenig über die so unerwartete Verwandlung ihres Schicksals. Zwei von denselben heiratheten die Schwwestern ihrer königlichen Schwägerin, die Andern aber die neun Töchter des andern Königs. Bald eroberten sie eben so viele Königreiche, und lebten alle zusammen glücklich bis an ihr Ende.

## Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern.

Dieser geistreiche Staatsmann, der sich nach vielfachen Richtungen hin auszeichnete, ward am 25. Januar 1766 zu Klein-Niebesheim in der Unterpfalz geboren, und begann, noch sehr jung, seine politische Laufbahn vor der französischen Occupation, in fürstlich Nassau-Weilburgischen Diensten. Nach dem Frieden von Lunéville ging er als Gesandter seines Hofes nach Paris, und verstand es, nicht allein mit seltener Gewandtheit für denselben zu unterhandeln, sondern auch sich die besondere Hochachtung Talleyrands zu erwerben. — Durch ein Decret Napoleons genöthigt, seinen Posten niederzulegen, begab er sich nach Wien, und half durch kräftige Mitwirkung eine bessere Zeit für Deutschland vorbereiten. Dadurch sah er sich aber gezwungen, diese Stadt wieder zu verlassen, um den Verfolgungen der Franzosen zu entgehen. Nachdem er eine Zeit lang im preussisch-russischen Hauptquartier verweilt, schiffte er nach England über, kehrte jedoch 1814 bereits zurück, um die Verwaltung der oranischen Fürstenthümer zu leiten, und nahm 1815 als Gesandter des Königs der Niederlande Antheil an dem Wiener Congresse. Von dort begab er sich nach Paris, und ward dann 1818 Königl. Niederländischer Gesandter bei dem Bundestage und der freien Stadt Frankfurt, 1820 aber Mitglied der Hessen-Darmstädtischen Ständeberversammlung. In demselben Jahre von seinem Könige ehrenvoll pensionirt, lebt er seitdem auf seinem Gute

Soden bei Frankfurt als Privatmann. Er ist Ritter des hessischen Löwenordens, des belgischen Civilverdienstordens u. a. D. m.

Von ihm erschien im Druck:

Ueber Religion. Deutschland, 1798.

Die Resultate der Sittengeschichte. Frankfurt a. M., 1808 — 1822. 6 Thle.

Die Nationalgeschichte der Deutschen. Wien, 1813. I. N. A. Frankfurt 1823. II. 1826. Gr. 4.

Berichtigung einiger politischen Ideen. Am Rhein, 1813. 4.

Beiträge zur Zeitgeschichte. Am Rhein, 1814. 4.

Ueber die Auswanderungen der Deutschen. Frankfurt 1817.

Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung. Stuttgart, 1818.

Mein Antheil an der Politik. 4 Bde. Stuttgart, 1823 — 1833.

Was v. G. als Patriot und Staatsmann Großes und Bedeutendes vollbracht, ist uns hier nicht gestattet zu würdigen, da dieses Werk nur literarischen Leistungen gewidmet ist. Als Schriftsteller zeichnet er sich durch tiefe und gründliche Kenntnisse, seltene Scharfsinn, Feinheit und Gewandtheit, außerordentliche Kraft der Rede und einen eben so blühenden als gewandten Styl höchst rühmlich aus, und kann namentlich Politikern als ein musterhaftes Vorbild dienen. —



## Ansprache an die deutsche Jugend.

Rom populi tracia? — — — —

Quo fretus? Dic hoc magni pupille Pericli.  
 Scilicet ingenium, et rerum prudentia velox,  
 Ante pilos venit, dicenda tacendaque calles.  
 Ergo cum mota ferret plebecula bile,  
 Fert animus calidae fecisse silentia turbae  
 Majestate manens. Quid deinde loquere? Quirites,  
 Hoc, puto, non justum est, illud male rectius illud.  
 Seis etenim justum gemina suspendere lance  
 Ancipitia librae; rectum discernis, ubi inter  
 Curva subit, vel cum fallit pede regula varo;  
 Et potis es nigrum vitio praefigere theta.

„Die Sache des Volkes handelst du ab? Bögling des Pericles! Worauf gestützt? Vermuthlich kam Gente und schneller Begriff der Dinge noch vor dem Bart; du weißt genau, was man sagen und verschweigen soll. Also wenn der gemeine Hausen mit bewegter Galle drauß, wird dir schon der Verstand sagen, mit majestätischer Hand der erbigsten Menge Stille zu gebieten. Und was dann ferner der Stoff der Rede? „Bürger, das, meine ich, ist nicht recht, jenes schädlich, besser dieses. Denn du weißt das Gerechte auf der doppelten Schaal der in Schwingung begriffenen Wage vortrefflich an und festzuhängen! Das Gerade unterscheidest du auch zwischen den Krümmen, oder wo der Maßstab trüglig ist; und ganz wohl bist du fähig, der Untugend das schwarze Mal zu setzen.“

Der edle Bögling von Volterra, Aulus Persius Flaccus; würdig der Freundschaft der Bessern seiner Zeit, des Cornutus, Thrasea und der Arria, aber noch innerhalb den zwanzigen der Erde und den Seinigen entzissen. IV.

\* \* \*

Auf unsern Unversitäten haben sich viele Jünglinge heftig für die Landmannschaften gegen die Burschenschaft, und die Andern für die Burschenschaft gegen die Landmannschaften geschlagen. Auf der Wartburg ist Manches, wahrscheinlich Mißselmäßiges, aber unstreitig auch Gutes, verbrannt worden. Die Andern haben es verleugnet, mißbilliget und für ein post festum und hors d'oeuvre ausgegeben. Einen sehr angesehenen Mann hat man ungefahr zur selbstigen Epoche auf seiner Durchreise auf einer der Akademien insultirt; einer noch höhern Person auch nicht einmal den Dank der Stiftung bezeugt; und die andern Klägern haben von freien Stücken gleichsam Entschuldigung und Abbitte gethan, oder Reue empfunden. Rein fürwahr, das sind doch vortreffliche Sinnbilder, Muster und Saamen künftiger Einigung und Eintracht in Deutschland, und wie alternde Leute mögen da zur Schule gehn, da uns das so schwer vorkommt! — Junge Freunde, nach diesem Eingang, halb Scherz halb Ernst, soll das Folgende gänzlich Ernst sein. Die innersten Gründe eurer falschen Ansichten, Zerthümer und Trugschlüsse zu entdecken, nachdrücklich zu rügen und wohlwollend, ja liebevoll und väterlich euch zu warnen und zurückzuführen, und sicher nicht die Verdorbenen, sondern die Geistesreichen unter euch, sei mir jetzt eine heilige Pflicht, mir wohl bewusst, daß ich auch hier auf dem Pfade der Allen wandle! Aber auch gegen mich gehet, jenes quo fretus, wo ist mein Beruf! Nicht nur sechs Söhne, die zu euch gehören, Erfahrung, Studium unsrerer Geschichte, und mein Zwischenalter; es sind noch speziellere Verhältnisse, die mich an euch binden. Es ist hier nur die Fortsetzung meines frühern Beginns. Als noch Alles die Flügel hängen ließ, am Vaterland und an sich selbst verzweifelte, und mein Beruf mich an Napoleons Hof führte, widmete ich euch dort die Resultate der Sittengeschichte, das Buch von den Fürsten, und erließ im Eingang an euch die ernste Mahnung:

Euren Seelen Festigkeit und Stahl zu geben, den gesunkenen Geist zu heben, der Sittenlehre und dem Völkerverrecht mit den Bessern unter uns das Wort zu reden, und alles Feuer, allen Entschluß und Streben der Jünglinge zu einer bessern Vaterlandsiebe zurückzuführen, das sind meine ersten offenen unverhohlenen Zwecke.

Und als die Stunde der Befreiung näher rückte, sprach ich am Schluß des andern Theils noch einmal im selbstigen Sinn; belies, wie mich dünkt, des großen Gegenstands nicht unwürdig: Ich kehre noch lieber zu den Platonischen Ideen von den Metallen zurück. — Die Alten sagten, wir seien die Schmiede unsers Glückes. Jedes Alter ist bereits in Uebung. Darum, muntre Knaben, pocht die Erze, Jünglinge, den geschliffenen Stahl gebe ich euch in die Hand, das Silber sucht, das Gold verdient.

Freunde, das war nicht der Stahl, den Sand erkohren hat; es war einzig der Stahl, den eben jene Söhne bei Leipzig, Gnyel. d. deutsch. National-St. III.

bei Acreis für Aube, und bei Waterloo führten; es war eben der Stahl, womit die deutsche Jugend bald siegreich aus den Schlachten kam.

Alein man hat dem Vaterland und auch damals Dinge versprochen, und ihr behauptet, oder gebt zu verstehen, oder Andre sagen für euch, das ihr vergeblich auf die Erfüllung wartet! Das laßt uns verständig, offen und recht umständlich prüfen.

Ich war einst auch einer der Versprechenden und erinnere mich noch sehr wohl meiner Vollmacht, meiner Absicht und meiner Allocution. Was im Nassauischen überhaupt sich zurug, soll als Analogie gelten, und ich werde dann leicht vom Besondern zum Allgemeinen gehen.

Zu der Zeit Minister in den Drauischen Fürstenthümern, schloß ich mich, daß in Abwesenheit des Landesherrn Alles auf mich lag. Die Freiwilligen, die Landwehr, auch die stehende Mannschaft, als Napoleons Herrschaft dort im Großherzogthum Berg aufhörte, habe ich allein komponirt. Unstreitig ganz außer meinem Fach und Handwerk. Auf die gebildete Jugend des Landes setzte ich Vertrauen; ich fand und näherte mit all meinen Mitteln den public spirit; sie gingen zu den großen Heeren, und waren unter den Ersten, auf welche in jenen blutigen Tagen der Feind traf.

Aber diese einzige Schlacht endigte den Krieg. Sollen wir es als ein Uebel ansehen, daß die Verlängerung nicht bestrug, die Haufen zu verdünnen, die Ehrezeitgen empor zu heben, oder in das Reich ihrer Väter zu senden! Freunde, dieser Kannibalen-Gedanke kann weder in eurer, noch in meiner Brust statt finden. Das Vaterland, und was uns rechts und links umgiebt, hatte früher, so viele Jahre lang, genug geblutet! —

Seinen Werth und sein Verdienst kann man leicht überschätzen. Häufig hörte ich die Franzosen im Lauf ihrer Siege selbst sagen: Tout le monde est brave. Sicher gilt dasselbige von Leipzig und Hanau, von Egnay und Waterloo! Man fährt die Kriege nicht mit den Greisen, sondern mit der Jugend des Landes! Daß die unzeitige dem Aufruf folgte, war recht und lobenswerth und nichts weiter! Nach dem Tag von Cannä wunderte man sich nicht, daß die jungen Männer, sondern daß Sklaven in die Reihen traten! Für jene bedurfte es keiner besondern Lockungen, als daß ihr Vaterland in Gefahr, ihres Arms, ihrer vermehrten Anstrengung bedürfte! Und die Sybillinischen Wäcker hießen sie schon früher nach dem Tag von Trazymene = aedem menti, der Vernunft und Einsicht und der Besonnenheit einen Tempel bauen, und sonst nichts. Das selbige thut uns nothwendig, und die Sybille hat für alle Jahrhunderte gesprochen.

Damit will ich keineswegs euren Enthusiasmus und seine herrlichen Früchte leugnen, noch den Werth verringern. Als ewiges Muster in künftigen Bedrängnissen wird dieser Feuersiege geschichtlich dastehn, und ich möchte ihn schildern können; lieber als ihm Abbruch thun.

Alein hier treffe ich bereits auf den Wirrwarr der Ideen, auf Thorheit und Ueberspannung. Sicher hat Niemand versprochen, das Regiment der Länder und der Heere, die Führung der Dinge auf der Erde nach vollbrachtem Kampf den Jünglingen zu übergeben; noch, was ungefahr dasselbige wäre, ihrem Urtheil, was dieser Erde frommt! Laßt der Natur, den Jahren und dem Fortschreiten seinen Lauf.

Alsobald fallen mit jene grausen Handlungen ein, noch weit andre, bedeutendere, als die zur öffentlichen Kunde kamen. In meinen Augen weit stärkere Symptome der unermesslichen Verwirrung und Empörung der Gemüther! Als ich jüngst in meiner Nähe nach dem botanischen Garten des Ortes Langensbahu ritt, mit den dortigen Verhältnissen unbekannt, hörte ich vom neuen Oberförster. — Wo ist der vorige? — Der Oberförster F... hat sich, und F... auch, erschossen. Warum? Liebe, Melancholie, Mangel, Darben zahlreicher Familie? Nein, — politische Ideen; es gefiel ihnen nicht mehr in der deutschen Welt.

Ein Paar junge ledige Freunde, Beide Freiwillige, getäuscht nach ihrer Meinung, haben sich nach genomener Abrede und gewechselten Billetten hier und in P. zur selbstigen Zeit selbst entleert! Also hier nicht zugesüßtes Unrecht, unerfülltes Versprechen, langes Warten, gehemmte Laufbahn und Dürftigkeit; von Allen vielmehr das Gegentheil. Günst und Rücksicht, Brod, ehrbares Amt, fernere Aussicht, genügende Beschäftigung! Kein Reiz, keine Verführung, als aus ihnen selbst. Folglich überspannte Erwartung, Stille, unermessliche Extravaganz und Verstimmung, ja Empörung des Gemüthes! Es and war vielleicht durch speziellere Dinge gereizt; durch Stolz, Selbstvertrauen und Gefühl gewaltiger Stärke; durch die Erwartung, auf die-

sem Wege berühmt zu werden, Eindruck, ja vielleicht noch feinerer Reize Nutzen hervorzubringen. Hier nicht, hier ist allein kalte Herzlosigkeit am Schicksal. Was haben sie also früher erwartet und gehofft, wenn gleich dunkel? Tumult, Umwälzung, ein tolles Stückspiel! Als könnte der Völker Band nur mit stückigem Blut gekittet und geleimt werden! Davor aber wolle die Vorsehung die Erde und den vaterländischen Boden bewahren!

Sinnliche Begierden — vermehrte Lust zu haben, sind nur zu oft bei diesem und jenem im Hintergrund, und republikanische Maximen, *senquipedalia verba* nur im Mund! Sparta und Champagner Wein gehören nicht auf dieselbe Zunge. Wir sind nicht reich in Deutschland, und andre Nationen haben diesen Vorzug für uns! Und auch die Armuth muß man tragen können. Fürwahr, dieser Mismuth hätte keineswegs so überhand genommen, hätte unter uns das Bewußtsein wiedererrungener Freiheit und Unabhängigkeit, des wiedererrungenen Ansehens und der Ehre, und noch mehr hätte das Bewußtsein, auch nur einen entfernten Theil dazu beigetragen zu haben, in unsrer und der Jünglinge Seelen den rechten Sterlingwerth! Ja wären sie der Freiheit ächte Söhne! Und hätten die, welche sich zu Lehrern und Führern oder Sprechern aufwarfen, kluge Männer in bedeutenderer Anzahl, mannigfaltig, einstimmig, eben diese des Vaterlandes wiedergewonnene Vortheile billig erwogen und verherlicht; hätten sie verständiger geprüft und verglichen, was haben wir errungen! Wären wir auf solche Weise dankbar gegen die schirmende Vorsehung gewesen; fürwahr es wäre Vieles anders.

Ist denn der ganze Becher des Lebens und des Lebensgusses auf einmal auszutrinken? Ist der Durst nach That so eilend und so dringend? Haben wir Brief und Siegel, daß das Vaterland dieser raschen Arme nicht mehr bedürfen werde? Wüßte er selbst, wie viele Widerwärtigkeiten, wie viele herbe Stunden gingen an ihm vorüber, bis er in so spätem Alter zum gehofften Ziel und zum Lorbeertranz kam! Noch am Vortage war er gewichen, und zur Erde gesunken.

Wie unendlich viele Täuschungen sehe ich, dem Chaos ähnlich, nah und fern! Diese angesprochenen Konstitutionen der Unsrigen, was auch die Modalität der Verheißung war, werden allerdings gegeben. Nur eine große und grobe oder verschmitzte Unwissenheit hält diese Dinge für leicht; nur der Leichtsinns schüttelt sie aus dem Kermel. Wenn irgend etwas den natürlichen Lauf, den planmäßigen Fortgang, die verständige Entwicke lung, das behutsame Dringen der Bessern gestört hat, so sind es eben diese Erzesse! Ich habe wohl auf Reisen vernommen, daß die jungen Berner nach den Schulen zu Rath saßen und fingirte Geschäfte trieben, von den Vätern unternommen; ich habe gehört, daß man zu Gaton die Parlamentsversammlungen präluirte und debattirte, aber keineswegs, daß das Schicksal von Helvetien und Großbritannien dahin verlegt sei, oder Lehrer und Jünglinge sich anmaßen, der Staatsfachen kundiger zu sein und den Ton anzugeben. Und dort war noch ein gewöhnlicher Verlauf, ein Fortschreiten in der Zeit, ein festerer Standpunkt, von welchem das Geschick des morgenden Tages leichter vorzusehen war. Bei uns eine *tabula rasa*, auf welche die Konstitutionen mit geübter Hand erst wieder aufzutragen sind. Diese erste Zeichnung, die Stichtung und Wiederherstellung ist unendlich schwerer. O, vortreflich, wenn ihr uns einst übertriffet, wenn ihr ähnliche Uebel seiner Zeit verhütet, sie niemals über eure Kinder kommen laßt, vortreflich, wenn ihr den Vorfall schon jetzt in eurer Brust fasset! Aber die Weisheit und die Tugend a priori ist haarer Unsinn. Keander war erst bei der Hero, als er durch das Wasser geschwommen war. Mit dem bloßen Vorfall, oder mit optischer Theorie wäre sie ewig Jungfrau geblieben. Vor allen Dingen meißt die Breiten und die Tiefen. Der ächten Weisheit Kern, junge Freunde, ist in den drei kleinen Worten enthalten: *no quid nimis*; und ehe man zu diesem Kern gelangt, sind die Hindernisse abzuthun, und die Schranken aufzubrechen. Die großen politischen Weltweisen haben den Staaten Bau und Schirm mit Musik und Harmonie verglichen. Den Fiedelbogen mit starker bewegter Hand zu streichen, und in die Baden zu blasen, giebt noch kein gutes Konzert.

Als ich zu Leipzig studirte, hatte kurz vorher Dr. Sammet, und zwar mit Befall, Staatswissenschaft gelehrt. Er verschlechte nie, im Kurzus den Kurfürsten, der noch regiert, anzusprechen: Auguste, Auguste, wenn du mich hättest, wie ganz anders würden deine Finanzsachen stehen! Und diese Sachen des Augustus künden und stehen noch sehr gut; der arme Doctor aber brauchte mehr als er sollte, und machte mehr wie einmal Bankrott!

Also auf der Wartburg habt ihr literarisch-politisches Antodaße gehalten, und auch Angillon und Wangenheim sind dort

den Flammen preisgegeben worden. Wie sehr bedaure ich, als Dritter, nicht in so guter Gesellschaft gewesen zu sein. Was Senen, der zu unsren denkenden Köpfen und talentvollen Literatoren gehört, und dem das anerkannte Verdienst gebührt, einen unsrer edelsten Kronerben geblüdet zu haben; was Zenen und seine politischen Ansichten betrifft, so ist mir am deutlichsten erinnerlich geblieben, daß, ehe man nach Rom gelangt, Alpen und Apenninen zu überschreiten sind; oder wie ein andrer unsrer Sprachwörter sagt, daß Rom nicht in einem Tag sei gebaut worden. Und in meines ehlen Freundes muntrem Sinn, in seinem unvergleichlichen warmen wohlwollenden Herzen, in seinem ornirten farbenspielenden Verstand hat der Groll gegen euch nicht einen Augenblick Herberge gefunden. Bedürftet ihr eines Fürsprechers, sicher wäre Wangenheim der beredteste und mannigfaltigste. Für euch, glaube ich, hat er seine politische Logik in bildliche Sprache, in die Terminologie philsophischer Schule gewickelt. Denn auch seine dominirenden Ideen, in planen Worten ausgedrückt, waren der Geschichte und dem praktischen Verstand gänzlich entlehnt, mit der Wirklichkeit gepaart, und in Württemberg befolgt man keine andren. Umsonst erwehrt ihr euch jener Unarten, die auf der Burg stattgefunden haben. Vergeblich deutet man sophistisch die schlimmen Worte, die damals dort verlauteten. Wenn ein Regiment eine Gegend oder Stadt durchzieht, und es fallen grobe Erzesse vor, so sagt man hinterher nicht, der Caspar und der Kunz, wären es auch nur zahlreiche Nachzügler gewesen, sondern man nennt das Regiment und seine Führer. Unstreitig war bei diesen Urtheilen über Literatur, über der Freiheit echten Werth, über der Verfassungen Elemente und Bildung, etwas vom spitzen Messer in der Hand der Kinder, wären sie auch noch so entworfen gewesen. Vergeblich wählt ihr die Besonnenern zu Vorstehern. Sie werden das spitze Messer zu unterscheiden, zu entwenden nicht vermögen. Ihr habt es selbst erkannt und erfahren. Und um so übler waren diese Peccabillen, als der Gegenstand, die Idee, die Feter des Tages edel, fromm, des ernstlichsten Nachdenkens empfänglich war, keineswegs Spuren der Zwietracht und der Thorheit hätte tragen sollen. Denn auf diese Weise wird man bald bei uns alles sonnen, alles große Andenken, allen Handschlag und festen Vorfall in üblen Ruf bringen. Diese Feuer des 18. Juni, des 18. Octobers lodern schon nicht mehr auf den deutschen Bergen, oder matt; während dem ich doch eben noch über die Brücken von Jena und Austerlitz gegangen bin. Und doch bedarf unser deutsches Gemüth solcher Funken, solcher Wiederkehr der Seelen = Erhebung, solches Entgegenwirkens gegen Phlegma und Lethargie mehr wie irgend wo.

So werde ich allmählich zur großen Lehre des Kriminalrechts von der Imputation, oder dem Grad der Schuld geleitet, und stehe an Sand's schauerlicher That.

Also es war nicht persönliche Rache, nicht schmöder Gewinn, nicht heimliche Lüste, und wie die bösen Triebe alle heißen; — kein alt verderbtes Herz, kein verkorktes mißhandeltes Gemüth, das ihn zur Grueithat trieb. Er glaubte in seinem fürchterlichen Wahn, eine nothwendige vaterländische Handlung zu begehren; höchstens war geheimer Stolz sein letzter Impuls; und so lautete der blutige Syllogismus:

Uebel, und besonders großes Uebel auf der Erde sind nicht zu dulden, sondern auszurotten. Kogebone ist so ein großes Uebel. Also muß man, muß ich ihn tödten!

Wenn das Fehlerhafte irgend eines der drei Sätze gefunden ist, hat sonst der Logiker seinen Prozeß gewonnen. Aber wo soll ich hier zuerst die hohle wurmfressige Schlaffolge erfassen? Der Raum wird weit gebrechen. Vorherrschend wird immer bleiben das ganze Relative im Begriff und Raaf des Uebels. Also der Lügner, der Ehebrecher, der Verschwender, der Spieler, der hoffärtige Thor, der Verschwender, der ungehorsame Sohn, der hartherzige Vater, am Ende der Leichtsinrige, sind, wenn man ihnen nicht anders bekommen kann, mit Dolch und Pistole zu vertilgen; — Bellesnay — hätte am Ende so den Vater ganz löblich aus der Welt geschafft, weil es offenkundig war, daß er nicht viel taugte. — Und die menschliche Ordnung, die menschliche Gesellschaft sollte fortan auf den Ansagen dieser Vernunftschlüsse ruhen! Und von den Fakultäten des Verstandes, von der Muskelkraft oder Nervenschwäche der Individuen hinge das Leben der Menschen ab! Und das wäre in Europa das Resultat politischer Weisheit, das Resultat der Christus = Lehre, die Luther und Melancthon wieder von den Schladen der Jahrhunderte säuberten! Oder wenn ihr Andre lieber wollt, von der Christus = Lehre, die auf zwei Extremen Plus Charamonte, und Besseren zu unsren Tagen wieder edler leben oder lehren! Wie allgemein muß der Abscheu der menschlichen Gattung, wie verrückt, wie dreimal verrückt die Person seyn, wenn Charlotte Corday Absolution in den Augen

der Sittlichen empfangen soll! Aber Kogebue — Es ist nicht wein's Art, auf der Oberfläche der Dinge stehen zu bleiben; ich werde überall hindringen. Kogebue war in Sand's Augen anständlicher Dichter und Dramatiker, falscher Politiker und Anbringer bei dem mächtigen Kaiser, und ich fürchte, ich fürchte; auch das lag in der Wagschale des ergrimmten Jünglings, und lag ihm nah — er hat Verdruss und böse Mängel in Jena gehabt!

Schon die Mannigfaltigkeit der Anklage zeigt die Unbestimmtheit und die Ungültigkeit dieses so arg vermernten Corpora delicti. Komiker, und Satyriker und Dichters sind solchen defultorischen sehr ausgesetzt. Kaum sind sie ja mit sich selbst einig; und nach Witz und Bessall haschend, ist es ihr Anspruch nicht, der Sitten Lehrer zu sein! Ihr Verben ist ein künftiges Unodibet. Ich erinnere mich noch sehr wohl, im Theater zu Drurylane, als man eben ein Kogebuesches Stück aufführte, in den Zwischenakten über den Werth des Dichters mit einem Engländer in Gespräch gekommen zu sein. Ich meinte, er hätte wohl besser gethan, seine Stücke mehr zu sellen und zu reizen; und in Deutschland sei der Beifall nicht so ungetheilt. In diese Unterredung mischte sich ein Dritter, nicht sehr höflich. Ich möchte wohl einer der deutschen Zwingherra und Freiheitsfeinde sein, denen Kogebue misfiel!! Wahrlich in seiner Hand lag das Reequilibrium unsrer Freiheit nicht. — Uns war er Fremdling, und was er von diesem Zustand dachte oder träumte, war keineswegs der Gegenstand unsrer Ahdung und unsers Borns. Wohlunterrichtete wußten wohl, daß sein Urtheil weder eine Nation, noch ihr Oberhaupt ausschließlicly leitete. Sein Auftrag war auch kein geheimer, verbotener, treulofer! Wir wußten ihn ungefähr Alle! — Doch warum bewege ich die Asche des Jünglings, der nicht mehr ist, und der Gerechtigkeit und dem Menschen ein Opfer gefallen ist? Längst habe ich darüber laud reden, und nur eben die Distanz des Anstandes und der ersten Verthaltung behalten wollen. — Vergessenheit war nicht sein Ziel; Vergessenheit ist ihm nicht geworden; die That wird im Andenken bleiben; in so hohem Grade charakteristisch unsrer Zeit. Sicher verwehret ihn der Ton, den ich hier nehme, nicht mit dem Alltags-Beswicht; ich bezeichne ihn selbst weit mehr als einen Bildvertritter, denn als Beswicht überhaupt. Ja trauern darf man über dieser Asche, daß so viel Entschlossenheit und Bildung und Beharrlichkeit nicht zu bessern, überlegtern reifern Zwecken seien aufgespart worden.

Der Kaiser Alexander . . . . . Doch eben bin ich an die Ansehnliche unsrer größten Frechheit gekommen, und ich erfülle eine schwere, unerlässliche Pflicht, was ich schon früher so oft bezwarte und zum Theil erreichte, politische Ideen, tugendliche Ansichten zu verächtigen. Um so nachdrücklicher diese, weil ich sie ungesiegt, unsterblich, und meiner Nation höchst schädlich halte, ihren ganzen Standpunkt in Europa verächtend. Es sind zugleich die Elemente unsres positiven Staats- und Völkerechts, zum Theil statischer Würdigung, die ich verwerfener und fähiger bin zu entwickeln als die Theoretiker, die diese Kunde, diese Hülfsmittel von uns, den praktischen Staatsleuten, zu erwarten besugt sind. Der Kaiser Alexander war nicht nur berechtigt, sondern vermöge seiner hohen Würde verpflichtet sogar, über den Zustand entfernter Länder Kundtschaft einzuziehen. Es ist Folge seiner Klugheit, daß er sich auf die gesandtschaftlichen Berichte nicht ausschließlicly verläßt, welche Personen sich nur um die Großen bewegen; daß er auf diesem Standpunkt der Civilisation, aber auch der Ahdung, sich aus den mannigfaltigsten Notigen ein Urtheil bildet. Einige können ihn täuschen, wahrscheinlich nicht lange, weil er die Mittel der Vergleichung in der Hand hat. Und wenn ihr Kogebue den Vater der Spiontrung in solchem Sinn zu beschuldigen wagt, so war er es nicht mehr, als Gool und als die Forster, als Bancouver, als Kogebue der verdienstvolle Sohn, die in ähnlichen Absichten, Länder zu erschöpfen, die Welt umsegelten. Jenen sind wahrscheinlich wildere Kreaturen, aber keine wilderen Ideen begegnet! — Allein es ist die hohe Sorgfalt für unsre National- Unabhängigkeit, jene edle Gifersucht und fester Vorsatz, nimmermehr zu dienen, jene Furcht und Erbitterung gegen fremden schädlichen Einfluß, der ewen jugendlichen Sinn beflügelte, belebte, entzückete! Had von jener Seite sollen auch diese Unabhängigkeit bedroht! Galtet inne! In diesem erlauchtem Senat muß ich mir einen kleinen Platz erkünnen. Wohlan, wie sieht diese Frage, auf allen Seiten betrachtet, aus?

Junge Freunde; Deutsche nach Völkerschaften, die Russen allein nicht, hatten, unter Napoleons Oberhausen gemüthet, Tod und Verderben in die russischen Provinzen, und bis nach Moskau getragen. Wie wenn Alexander nach den Tagen an der Berezina von unsren Entschuldigungen nicht viel Noth genommen und weder Tod und Verderben unsren Fluren gebröht und zerschlagen hätte! Daß diese Besorgnisse da waren, bin ich

selbst Zeuge und Zeuge, denn ich habe Wort und Auftrag gehabt sie zu beschwichtigen. Wir waren genöthigt! Aber warum habt ihr es so weit kommen lassen, wäre immer der hübnige Einwand gewesen! Um so unwiderleglicher, weil Deutschland nicht kraftlos, wie ehemals Armenien zwischen Rom und dem Parthen, mitten inne liegt. Wir sind mächtig, tapfer, zu jeder Wehre im Stande. An unsren Häuptern und Führern und ihrer Zwietracht, Laitigkeit und Kleinigkeit wird immer die Schuld sein, wenn es nicht geschieht! Wahr gesprochen, waren also alle diese Entschuldigungen leicht und sophistisch. Statt dessen kam Alexander als Freund! Die Hand, die er einst auf Friedrichs Grab dem königlichen Nachbar gegeben hatte, konnte er nach Austerlitz und Friedland, und zu Elbst nicht bewähren. — Aber er bewährte sie, sobald der Raum dazu da war. Er bewährte sie, sobald York mit Entschlossenheit und Selbstopferung die Bahn brach, und als mein illustre Freund, den ich nicht zu nennen brauche, in seinem Feldlager, so viel an ihm war, solche Verbindungen und solche gänzlich Ideen unterhielt. Ob es gleich nach seinem eignen Urtheil einer fremden Insprache keineswegs bedurfte. Ich bin Sr. Majestät weisig nah gekommen, und mein Urtheil hätte darum wenig Gewicht und Werth; aber dieser selbige eiserne Baron, wie Lord Chatham die Helben der Vorwelt nannte, dieser nämlich der Schmelzheil ganz unfähige Charakter hat mir mit solcher Liebe und Anhänglichkeit von dem Monarchen gesprochen, daß ich ihm vollkommenen Glauben beimesse. Echter Erbfeind huldige ich auch sehr gern, und es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er die Stufe der großen Vorfahren, Peters I. und Katharina II., bereits betreten, erreicht, und binnen einem Jahrhundert dieß Erio vollgemacht hat. Ohne seine große Hilfe hätten wir Parthe und die Seine nicht erreicht; ohne ihn hätten wir diese Grenzen unsrem Vaterland nicht wieder gegeben.

Ich war wohl Zeuge des doppelten Congresses zu Wien und Paris, und sah Alles in der Nähe. Wohl war dort Polen der Stein des Anstoßes. Wohl hätte ich gewünscht, daß ein anderer Verlauf nach den Verträgen von Kalisch wäre möglich gewesen. Nichts hat so mein eignes Schicksal, meine Laufbahn in allen Beziehungen gestört. Aber wist, daß es fast eine übermenschliche Anmuthung war, jedem namhaften Vortheil, erst nach solcher Einbuße und dann nach solchem Siege zu entsagen. Und wenn eine solche Selbstverleugnung, ein solcher anermesslicher Grad der Großmuth auch in der Seele stattdes gefunden hätte, so ist es nicht erwiesen, daß diese Enttassung seiner Person bei der eignen Nation wäre ganz anschildlich gewesen! Denn es ist kein Monarch, der nicht irgend eine Art von Responsabilität auf sich trägt. Das Alles sage ich im Gesicht der Billigkeit, das mir eigen ist, das ich noch über die Gerechtigkeit setze. Ich habe von dort weder Günst noch Gnade oder Band zu erwarten, und noch eher würde der Kaiser in meinen Gärten Kirchen speisen, als ich die Herrlichkeiten von Petersburg und Gzarstefo schauen.

Auf diesem selbigen Congref nahm ich mit Vergnügen wahr, daß der Kaiser sich mitten unter uns geseit, unsrer Nation, unsren Sitten wohlwollte, das Wohlwollen; ihm einfach zu huldigen, anerkannte. Ich sah und sagte voraus, daß er oft unter uns ohne Prunk erscheinen und deutsche Städte der Schauplatz der Verhandlungen sein würden, und freute mich dessen aufrichtig. Ich sah solche Freundschaft, solch gutes Benehmen gern; sah gern die Vermählungen der kaiserlichen Schwwestern und habe nachdrücklicly für die der jüngsten in meinem Beruf opintet.

Ich glaube an die russische starke Macht; nicht so an die Uebermacht, die uns schrecken soll, was auch die Willen in England und Deutschland sagen mögen. Vor nichts sollen wir so erschrecken, als vor unsren eignen Thorheiten, Unarten und Entgewohnungen; vor der Wiederkehr jener gleichgültigen Nachlässigkeit, die die Alten desida und inertia und socordia und torpor nannten; und welche sich dicht neben andern Zwang, Drang und Noth- und Marimen, wie sie Kästner belachte, gar wohl wieder einfinden können! Nur sehe ich, außer der Furcht, der ich mich schämen würde, alle, ja alle Beweggründe, daß beide Nationen in gutem Vernehmen bleiben, daß die Willensrein, die Denksamen, die Winkängeode oder wie sie heißen, die Fürstentinder ungerichtet, dort in den Heeren Vorbergn sammeln; daß unsre gelehrte, geschickte, erfindertische, fleißige Leute oder Stände dort eine wohlwollende Aufnahme finden. Und schon ist es vielleicht nicht ganz mehr so. Die Gemüther, das Vertrauen, die Ahdren sind verschlossener. Denn so viel an euch war, habt ihr geküret jene Verhältnisse zu führen; weil ihr, vielleicht in edler Absicht und Selbstgefühl, gestreicht, emporkreband, aber der Dinge und der Welt noch unkundig seid, und so leicht dem nächsten Eindruck Raum gebt. So viele

nüchtern und große Bekaltnisse habt ihr gekostet, weil Kogebue und Sturdja leichte Waare zu Markt gebracht haben!

Doch Welt und Weltkenntniß, die ich eben erwähnte, gehören ja fundbar zu den großen Sünden; es ist die bloße Annäherung eine Herabwürdigung so fester erhabener gentallischer Jünglinge. Hölle, die Umgebung der Großen, sind ein Sündenpfuhl und die Verbeugungen unter der Würde des Menschen! Gewöhnlich wird das mit Diatriben ausgedrückt gegen Knickse, Bücklinge und Fußscharren, Junge Freunde, die Kunst des Weltmanns besteht vielmehr darin, wie man diese Knickse nicht oder nicht zu tief macht. Es sind Regeln übereingekommener Höflichkeit und man muß diese Regeln wissen, um eben darin Ziel und Maas zu halten. Diese Dinge beweisen sich am besten durch den Satz des Widerspruchs. Ihr duldet ja auch nicht und möget nicht hören die Tiraden gegen die Weltweisheit und selbst gegen die Reformation. Ihre Widersacher definiren sie erst ganz gemächlich als Weltunweisheit und Unglauben. Als baaren Jakobinismus, mit einem Wort. So ist es vollkommen mit der Welt, dem usage du monde, der Bildung und Erziehung. Wenn die Weltweisheit nicht taugt, so muß die Weltunweisheit oder die Thorheit Vorzüge haben, und wenn Weltklugheit und Weltfittigkeit und Courtoisie Tand und Schlechtigkeit sind, so muß die Weltunklugheit und Unsittigkeit große und ganz besondere Vorzüge haben. Beide Assertionen sind in Logik und Werth sich vollkommen gleich. Freunde, wir sind der Möglichkeit nicht überhoben, mit siegenden Feinden zuthun zu haben. Vor der Schlacht von Lepzig war die von Kägen, der Waffensfüßland, und bevor man zu Waterloo schlug, war man zu Eign geschlagen. Vaeh vietis, ist ein hartes Wort, das wir so viel möglich von uns entfernen wollen. Erscheint es aber, so ruft uns abermals die strenge Pflicht, es verständlich durch Würde und Anstand zu mildern. Glaubte es dem Augenzeugen, wir haben in den vergangenen Kriegen viel verloren, unsere Völkerschaften manche Bedrückungen erfahren, daß und weil wir diese würdige Haltung nicht genug kannten, diese Reverenzen, viele Knickse zur Unzeit machten! Jene Welt- und Lebensweise ist ein suum cuique. Jedem Stand, jeder Würde und Verhältniß das Seinige; und nichts dispensirt uns davon. So wie wir es nothgedrungen, wider Willen, im Lauf des Lebens dennoch thun und thun müssen, sind wir auf dem Weg zur Linken, auf dem Weg der Lücke und des Lächerlichen! Es ist auch keineswegs an dem, daß die deutsche Nation dazu minder tauglich sei. Möge Andern mehr natürliche Grazie, ein freundlicheres Aeußere angeschlossen sein, ich habe keinen edlern Anstand gesehen als den ersten und biedern einfachen Deutschen, aufmerksam auf sich selbst! keinen edlern Anstand als unter den deutschen Großen unsrer Zeit. Lebende oder Herrschende mag ich nicht nennen. Die Fürsten von Anhalt-Desau und Nassau-Weilburg waren Muster in ihrer Art. Dem Herzog von Braunschweig, Carl Wilhelm Ferdinand, dessen Asehe ich sonst überall ehre, wurde ein Uebermaß nicht mit Unrecht vorgeworfen. Der Marschall Borwärtz war im gesellschaftlichen Leben ein Original, ein sehr edles Original. Die Copien würden vermuthlich schlecht ausfallen. Denn es gehbet vor allem dazu gentallischer Verstand und Glück und lange Zeit.

Statt hier Erziehungs-Regeln niederzuschreiben und zu erfinden, oder in Loed Gheslerfelds Manier zu sagen, laßt uns die großen Sätze des Meisters zergliedern, nicht des platten überdünghen zweideutigen Mannes, sondern jener starken fähigen Hand, Rembrand und mehr als Rembrand unter den Sittenlehrern, wie er des Schwiegervaters Schicksale von Jugend an beginnt.

Cnaeus Julius Agricola, veteri et illustri Foro-Julianensium colonia ortus, utrumque avum Procuratorem Caesarum habuit: quae Equestris nobilitas est. Pater Julius Graecinus, Senatorii ordinis, studio eloquentiae sapientiaeque notus, iisque virtutibus iram Caii Caesaris meritis, namque M. Silanum adoculare iussus et, quia abnuerat, interfectus est. Mater Julia Procilla fuit, rarae castitatis. In huius sinu indulgentiaque educatus, per omnem honestarum artium cultum pueritiam adolescentiamque transegit. Arcebat eum ab illocabris peccantium, praefere ipsius bonam integramque naturam, quod statim parvulus sedem ac magistratam studiorum Massiliam habuerit, locum Graeca comitate et provinciali parsimonia mixtum ac bene compositum. Memoria teneo, solitum ipsum narrare, se in prima iuventa studium philosophiae acris, ultra quam concessum Romano ac Senatori, hausisse, ni prudentia matris incensum ac flagrantem animum coeruisset. Scilicet sublimis et erectum ingenium pulchritudinem ac speciem excelsoe magnaeque gloriae vehementius, quam caute, adpetebat, mox mitigavit ratio et aetas: retinuitque, quod est difficillimum, ex

sapientia modum. Prima castrorum rudimenta in Britannia Suetonio Paullino, diligenti ac moderato Duci, adprobavit: electus, quom contubernio aestimaret. Nec Agricola licenter, more juvenum, qui militiam in lasciviam vertunt, neque segnititer, ad voluptates et comedeas titulum Tribunatus et inscitiam retulit: sed noscere provinciam, nosci exercitum, discere a peritis, sequi optimos, nihil adpetere inactione, nihil ob formidinem recusare, simulque anxius et intentus agere.

Cnaeus Julius Agricola aus der Colonie Forli gebürtig, war von ritterlicher Abkunft. Den Vater verlor er früh durch gewaltsamen Tod. Die Mutter war Julia Procilla, eine Frau des unbefcholtensten Rufes. Unter ihren Augen erzogen, brachte er das Knaben- und Jünglings-Alter in der Kultivierung alles guten Wissens hin.

Freunde, was ich mein ganzes Leben hindurch that, auch hier hulbige ich den Frauen! Der Vater ist beschäftigt, abwesend, launig, zwischen ihm und dem Kind ist die Distanz zu groß. Der Mutter milder und verständiger Sinn, ihre zärtliche Sorgfalt pflegt die ersten Reime, giebt die ersten Marimen des Guten und Schickslichen, öffnet des Lebens Bahn, dringt durch alle Wege und Pfade in Gemüth und Herz. Wie sie zu jeder Stunde die physischen Uebel bewachen, das bewährte Heilmittel ausfindig machen, spähen sie mit wunderbarem Instinkt, entdecken sie auch die bösen Spuren des verderbenden Gemüths und bekämpfen Ungeflüm, Born, Haß, Dunkel und Unart. Wie sie dem starren Blick freundlichere Richtung geben, das Lächeln hervorrufen, den gesenkten Kopf aufrichten, die gepressten Schultern rückwärts biegen, so dämpfen sie später den Uebermuth, so zügeln sie den Leichtsin, so vertreiben sie die Faulheit, so weisen sie richtig auf des Lebens Pflichten hin. Richtig fühlend, richtig sehend, die Ahnung der Zukunft in ihrer Seele, wecken sie so die bessern Triebe, und so weiche ich noch dem Andenken der meinigen alle Empfindungen des Dankes und der Nührung. Wir bedurften vor Kurzem ihres entschlossenen Zurufs, und wir haben ihn zu rechter Zeit gehbet. Und da der jugendliche Sinn jetzt der Zügelung, des Rappells bedarf, so zähle ich fest auf ihren Eindruck und ihre Warnung; wie immer sie das ihren Lieblichen einprägen mögen: Wer greift euch nicht an dieser mütterlichen Erde, verwickelt sie nicht, sondern rüstet euch, ihre Würde einst auf starke Achseln zu nehmen.

Es hielt ihn ab von verführerischen Vergehungen noch außer seinem guten graden Naturell, daß er gleich von kleinem an Marselle zum Sitz und zur Meisterin seiner Studien hatte, jenen Ort durch griechische Bildung und die den Provinzen eigene Mäßigkeit so wohltemperirt und wohl geeignet.

Das ist das stärkste Gegengift gegen jenen Grobianismus und Barbarismus, den ihr erst Derschheit nennt, und dann mit Stärke und Energie so leicht und so gern und so fälschlich verwechelt; glaubend, euch selbst täuschend, mit einem Mantel von so schlechter Wolle die Blößen lange zu decken. Jene feinere Bildung seid ihr allerdings nicht fähig — allesammt euch in gleichem Grade anzueignen, obgleich auch hier der Frauen Hand so Vieles leisten mag. Ihr verthelt euch bald in die Rollen des bürgerlichen Lebens! Wo kann jemals dieses sogenannte Derschsein unvermischt euch frommen Dem Offizier vor seinem Obersten? dem Sohn vor dem Vater? dem Jüngling wann er frent? Auf der Kanzel fürwahr nicht immer, am Krankenbett viel weniger, vor dem Richter höchst selten. Und den Oberrichter selbst, der die Urtheile diktiert, kleidet edler Anstand viel besser, er wirkt viel mehr, als wenn er plump die Sache sagt. Und eben die Kermeren unter euch sollten im Kreise der Familien wieder der Jugend Führer werden! Brechts scheut man euch, ich will nicht sagen eure Dolche, aber Grillen, Marimen und Anmaßungen. So, die ihr des Lebens bessere Bahn brechen wölkter, bestreut ihr sie mit grobem Granit zu des Wagens besserem Rollen! Und am meisten trifft der Vorwurf die Tropigen, die Reichen, denen es wohl ist, und wahrscheinlich sein wird. Ihr schabet dem Dürftigen, der des täglichen Unterhalts bedarf, welchen ihr ihm im Voraus raubt oder erschwert.

Vergeblich hofft ihr auf euren eignen künftigen Ethung — auf die gereichte Hand! Zell und Löhning sehen nothwendig die Sachen aus ganz andern Gesichtspunkten an: Montgelas, Zwach, Dalberg vielleicht, behalten auf hohen Stellen sehr wenig von den Marimen der Illuminaten. Und vergeblich klagt ihr dann über Untreue; ihr verlangt etwas wider die Natur; ihr verlangt, daß der Kirchturm, der euch auf eine Weile Wegs groß wie eine Messerlinge erscheint, euch, nun näher gerückt, noch eben so vorkomme! Die blauen Berge der Jugend werden zu Dörfern, Kestern, Wald und Halde mit allen den Höhen und Tiefen, die des Lebens zaitige Bahn bezeichnen.

Ich erianere mich noch, wie er zu erzählen pflegte, daß er sich in erster Jugend dem Studium der Philosophie schenkte und mehr als es dem Adner und dem Senator ge-

ziemt, gewidmet haben würde, wenn nicht die Klugheit der Mutter das erhitze und lobende Gemüth in Schranken gehalten hätte!

Dier bezeichnen offenbar der Sittenrichter, der Abner, und diese kluge Mutter nicht die praktische Weltweisheit, deren man nie genug schöpfen und üben kann, der sicher Cornelius Tacitus eifrig genug anhing, sondern eben Systeme und Sucht der Systeme, jene blendenden theoretischen Sätze, die nur auf der Erde und in unsrem Dering nicht anwendbar sind! Jene Systeme von Menschenrechten, die bei den Nachbarn den Dienstboten statt domestique, statt Glitz des Hauswesens, zum attache stampeln, und ihn nur um so sicherer zur Untreue und zur Unzufriedenheit führen, ohne ihn im mindesten zu dispensiren vom Gehorsam, oder Lohn anzunehmen. Jene Systeme von Gleichheit, die des Lager's Disciplin aufheben, und in ihren Extremen beständig das Eigenthum gefährden, und beständig die Erde mit Blut färben werden! Und ich füge hinzu, jene Sucht, metaphysische Systeme selbst zu schaffen, sie zu vervielfältigen, eine conventionelle Wortbedeutung den gewöhnlichen Begriffen unterzuschleichen, die gesunde Vernunft, die jede Sache ausdrücken kann, in eine Seiten-Lage zu verbannen, und am Ende mit Hoffart, aber im Nachtheil, den helleren Köpfen gegenüber zu stehen, die sich nicht die Mühe nehmen, diese Dugende von Kartenhäusern in Augenschein zu nehmen. Zufrieden, wenn sie etwa mit Leibniz und Kant vertraut geworden, das Labyrinth, besucht, und mit Platner und Garve wieder die Heerstraße aufgesucht haben; zufrieden wenn sie mit Montesaigne und Pope und Hume und den edleren Zweiflern zweifeln. Zufriedener noch, wenn sie sich mit den edelsten Christen vereinigen.

Er that die ersten Kriegsdienste in Bekannten unter Suetonius Paulinus, einem emsigen und wohlgeleiteten Feldherrn, der ihn würdig fand, in sein Gefolg zu treten. Agricola ließ sich keine Ausweisungen zu Schulden kommen, nach Art der Jünglinge, die den Soldatenstand dazu für bequem achten; noch mißbrauchte er müßig seine Berechtigung und sein Tribunen-Amt zu Lust und Gemächlichkeit. Die Provinz genau zu kennen, sich dem Heer zu empfehlen, von den Erfahrenen zu lernen, die besten Muster zu befolgen, nichts mit Prahlen anzusprechen, nichts aus Besorglichkeit von sich zu weisen, überall aufmerksam, nachdrücklich, fürsichtig, sorgsam zu Werke zu gehen, waren seines Lebens Regeln.

Jünglinge, auf jeder Stufe seien sie die eurtigen, euren Beruf für jene Provinz genommen! Der Deutsche, durch die Mannigfaltigkeit seiner innern Einrichtungen, hat viel mehr zu lernen als jeder Andre. Durch die Neuheit seines Zustandes wird der Stoff seines Wissens ungemein vervielfältigt. Er muß das Alte kennen, und das Neue wissen, und so vergleichen und kombiniren, und den Uebergang ehen. Sei es im Dienst des Fürsten, in der Verwaltung, auf den Bänken der Gemeinde und Provinz, oder in den rändischen Eölen. Er bedarf weniger der Reichsgeschichte, um so mehr der Nationalgeschichte und Weltgeschichte. In David Hume und Rapin Thonras ist mehr echter Gehalt zur Erkaltung oder Abwägung der Vorkommnisse rund um uns her, als in allen metaphysisch-politischen Schrif-

ten unsrer Zeit. Ja, um von unsrer Zeit zu reden, mehr Gehalt im Monteur seit der Revolution; weil alle die Tiraden, Gemeinplätze, frommen Wünsche, extravaganten Grillen fast im Stiel der Möglichkeit darin neben so vielem Trefflichen enthalten sind, und in viel eleganterer Form, in viel geistreicherem Gewande, als man sie uns täglich ansticht. — Die Spittler, die Preeren, die Wachler, die Bed, so manche Andre, sind bewährte, ja berühmte Lehrer und Muster; aber noch bessere Wegwaiser, um mehr zu suchen. — Welchen Umfang hat nicht die Frage von den Finanzen und der Staatswirtschaft; vom einfachen Addiren und Subtrahiren, bis zu den Lehren der Smith und Malthus; oder der Büsch und Nebenius unter den Unsrigen — und bis zu den Verpflichtungen und den Verhältnissen von Nedter und Calonne, und dem compte rendu; eine Rolle, die jedem Staatsmann, als Hauptperson oder Gehilfe, zu Theil werden kann. Wie ist nicht Naturlehre und Chemie und Mathematik und Mechanik in die großen Fragen vom Handel, ja in alle Verzweigungen des Menschenlebens verflochten! — Was verlangten nicht Cicero und Quintilian vom Redner, wech welches Feld ist nicht diese Redekunst, da wo die eigne Sprache noch so sehr der Nachhilfe und Veredlung empfänglich ist! Was ist diese Redekunst anders, als ein eitles Geplauder, wenn sie nicht auf Weltweisheit und solider Rechtskenntniß beruht; wenn ihr nicht alle Bilder und Verhältnisse des Lebens, die Früchte der Geschichte und Mythologie, mit den Allegorien und Metaphern, mit den Uebersetzungen und Kennworten der großen Sterblichen zu Gebot stehen! Und wenn ich vom Recht rede, nicht die Kunstgriffe der Advokaten, sondern durch diese Prüfungszeit hindurch, jenen höhern Standpunkt, von welchem Cicero, der Wortreiffichste unter den Sachwaltern, so nachdrücklich sagte: *justitia in qua virtutis splendor est maximus, ex qua boni viri nominantur.* Und Naturrecht, und des römischen Rechts, und der alten Formen Verhältnisse zu den neuen! Und Religion, und Kirchengeschichte, das Gegeneinander-Verhalten der Glaubens-Parteien unter uns. Fürwahr da genügen nicht die Diatriben gegen Päpste und Jesuiten, oder gegen Luther und Janfenius. Mit der Wirklichkeit muß man bekannt sein. Es genügen nicht, nein, im Bundesssystem, im vaterländischen Dienst gelten nichts die Vorurtheile der alten Welber, und die Klageleider der Kurzsichtigen gegen die Diplomaten und die Politik überhaupt; und die Weifen anderer Nationen mögen uns belehren, wie Rivernois in den *mémoires de l'académie*:

La politique est une science respectable, dont le but est de resserrer les liens de la société entre les hommes, et tout ce qui tend à les rompre, non-seulement ne saurait être attribué à cette science, mais va directement contre sa nature et sa fin.

Und dann jene Proportionen der Gewalten, das jus regium, der Klassen und Stände und Gewerbe Rechte, Ansprüche und Mißbräuche; des Volkes Sinn, Hoffnungen und wahre Bedürfnisse! Ja, ich wiederhole es, das ist Alles in des Tacitus Worten enthalten: *sed noscere provinciam — nihil ob formidinem recusare — simulque anxius et intentus agere.* Und das ist die Gattung der Unerforschlichkeit, die ich jetzt im Namen des Vaterlandes nachdrücklich an euch gefinne.

## Johann Georg Galletti

ward am 19. August 1750 zu Altenburg geboren, studirte in Göttingen Jurisprudenz und Geschichte und erhielt dann eine Collaboratur am Gymnasium zu Gotha. Im Jahre 1783 wurde er Professor an derselben Anstalt, und 1806 herzoglich Sachsen-Gothaischer Hofrath und Historiograph. — Seine Professur legte er 1819 nieder. Er starb am 26. März 1828.

Seine zahlreichen Schriften sind, in alphabetischer Ordnung aufgeführt:

Beschreibung von Deutschland. Gotha 1821.

Geographisches Elementarbuch. Gotha 1804. 2. A. 1809.

Elementarbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde. Gotha 1795. 6. A. 1824.

Anschauliche Erdbeschreibung. Berlin 1825—26. 3 Theile.

Frankreich. Gotha 1815.

Geographie für Frauenzimmer. Kassel 1823.

Geschichte Deutschlands. Halle 1787—96. 10 Theile. gr. 4.

Beschreibung und Geschichte des Herzogthums und der Stadt Gotha. Gotha: N. A. 1817.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Gotha 1806.

Geschichte des siebenjährigen Krieges. Gotha 1806.

Geschichte des österreichischen Kaiserthums. 2. A. Gotha 1832.

Geschichte des osmannischen Reichs. 2. A. Gotha 1832.

Geschichte von Persien. 2. A. Gotha 1832.

Geschichte der französischen Revolution. Gotha 1808—11. 3 Bde.

Geschichte von Rußland. 2. A. Gotha 1832.

Geschichte der Fürstenthümer der Herzoge von Sachsen von der Gothaischen Linie u. s. w. Gotha 1826.

Geschichte der Völker und Staaten der alten Welt. Leipzig 1822—23. 3 Bde.

Geschichte von Thüringen. Gotha 1782—85. 6 Bde.

Versuch einer Geschichte der Herrschaft Lanna. Lanna 1777.

Geschichte von Spanien und Portugal. 3 Bde. Gera. 1809—11.  
 Geschichte des türkischen Reichs. Gotha 1801.  
 Handbuch der neuen Staatengeschichte. 1r. Bd. Leipzig. 1810.  
 Die St. Johannis-Kirche bei Altenberga. Gotha 1811.  
 Katechismus der deutschen Vaterlandskunde. Leipzig 1826.  
 Katechismus der deutschen Geschichte. Leipzig 1826.  
 Katechismus der Weltgeschichte. Leipzig 1826.  
 Allgemeines Kulturgeschichte der letzten Jahrhunderte. Gotha 1814.  
 Lehrbuch der Geographie. Gotha 1790. — 4. X. 1818.  
 Lehrbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde. Gotha 1793. 8. X. 1820.  
 Lehrbuch der alten Staatengeschichte. 4. X. Gotha 1818.  
 Lehrbuch der deutschen Staatengeschichte. 2. X. Gotha 1805

Lehrbuch der europäischen Staatengeschichte. 3. X. Gotha 1815.  
 Lehrbuch für die thüringische Geschichte. Gotha 1794.  
 Reise nach Paris. Gotha 1809.  
 Reisebeschreibungen. 1r. Th. (Reise nach Italien). Gotha 1820.  
 Geographisches Taschenwörterbuch. 3. X. Pfl. 1821. 8 Bde.  
 Kleine Weltgeschichte. Gotha 1787—1819. 27. The.  
 Allgemeine Weltkunde. Leipzig 1807. D. F. 7. X. von G. M. Schabel. Pfl. 1831. gr. 8.

Ein überaus fleißiger und gewissenhafter, aber geist- und geschmackloser Historiker, dessen Styl obendrein durch eine fast unerträgliche Breite leidet. Das meiste Verdienst erwarb er sich durch seine Lehrbücher für die Jugend, welche viel und lange gebraucht wurden, bis zeitgemäßere Werke dieser Gattung sie zuletzt verdrängten.

### Friedrich Andreas Gallisch

ward am 28. August 1754 in Leipzig geboren, studirte daselbst Arzneiwissenschaft, und bekleidete später, nachdem er die Doctorwürde erhalten, eine außerordentliche Professur der Medizin an der Universität seiner Vaterstadt. Er starb am 15. Februar 1783.

Von ihm erschien:

Ein Dugend leichter Erzählungen. Petersburg 1782.  
 Nettes Rosenfarb. Ein Roman. Leipzig. 1782—83. 2 The.  
 Geschichte, herausgegeben von Jägen. Leipzig 1784.

S. hat den schönen Ruhm hinterlassen, einer der liebenswürdigsten und ruhmvollsten Menschen gewesen zu sein. Sein früher Tod ward lebhaft und allgemein bedauert, da er zu großen Erwartungen berechtigete. Als lyrischer Dichter zeichnete er sich, für seine Zeit, durch Anmuth, Gefälligkeit und Leichtigkeit aus, gefiel sich aber zu sehr in allegorischen Spielereien. Sein Roman, Nettes Rosenfarb, ward früher nicht ungern gelesen, ist jedoch unbedeutend und gerieth bald in Vergessenheit.

### Jahann Ganshein

Notar und Stadtschreiber zu Limburg an der Lahn, lebte im vierzehnten Jahrhundert, und ist der Verfasser der Limburgischen Chronik, herausgegeben unter dem Titel Fasti Limpurgenses durch J. F. Faust von Aschaffenburg 1617. 8. Fernere Ausgaben sind: Heibelberg 1619. Fol., Weßlar 1720. 8. Warburg 1829. 8.

Er begann diese für die deutsche Sittengeschichte höchst wichtige Arbeit im dreißigsten Jahre seines Alters, 1347, und führte sie von 1336 bis 1398. — Später ward sie von Adam und Georg Emmel bis 1461 fortgesetzt. Wir theilen hier eine Probe aus derselben mit.

Anno 1357. wurden die von Wartburg in Westphalen, in dem Stift von Maulbronn, die zwö gute Stett, nidergeworfen. Das thaten die von Hasselt, die Ritterschaft, und wurden gefangen bey hundert man, und bey vierzig geködtet. Die gefangene wurden los umb 4900 Mark silbers.

In demselben Jahr sang und pfeffe man in allen diesen landen, die Lied:

Mancher went, daß niemand besser sey dann he,  
 Dieweil das Im gelingen,  
 Dem will ich wünschen das Im nimmer heil gesche,  
 Und will das frölich singen.  
 Lieb, Lehr dich an sein klagen nicht  
 Das kint Ich durch die treuwe bloß,  
 Ist an im kein Ihr gut geloh  
 Was wol Ihr hat das Angeseht.

Ein Jahr darnach oder dabey, da wurden die von Limpurg vor Merenburg nidergeworfen. Das thaten die von Merenburg, und blieben drey Erbare mann todt, denn hiese einer Hartung, und was ein Schultzeß und ein Schöpf zu Limpurg: und achtet man denselben Hartung vor den allerbesten Kayen in allen diesen landen. Auch wurden ihrer 10 oder zwölf gefangen.

Anno 1359. umb S. Margrethen Dieß, da lag das Reich

vor Bilmar, und Erzbischoff Bemund von Trier, mit Herrn, Rittersn und Knechten, mit denen von Limpurg und andern seinen Stetten, und auch mehr Fürsten und Herrn, und ward gewonnen. Und geburte sich, ehe daß es gewonnen ward, daß die von Frankfurt solten der Kayen eine nacht hüten. Da kamen die feind in der nacht heimlich, und spalten die Kayen, und stiesen sie an und verbranten sie. Und verpfleben deren von Frankfurt fünfzig todt. Und kam ihnen das von ihres rechten Fülleren. Dann in volleren je nie kein gute geschach, als S. Bernhard schreibt in einer Epistel: Ebrictas non facit aliud, nisi quod cadit in lutum: Das spricht also aus:

Einem trunkenen mann höret das zu,  
 In dem Fred liegen spat und fru.

In derselbigen zeit sang und pfeffe man die Lied:

Gott geb ihm ein verdröchen jar,  
 Den mich macht zu einer Raganen,  
 Und mir den schwarzen mantel gab,  
 Den weißen Rod darumben.  
 Soll ich ein Renn geworden  
 Denn wider meinen willen,  
 So will Ich auch ein Knaben jung  
 Selten lummer sullen.  
 Und illt he mit den meinen nit,  
 Dwan mag he verlesen.

In denselben zeiten war ein Herr zu Würzburg, der war Keyser Carln, König zu Behem, ungeschorn, und zog der Keyser aber Ihn mit großer Pomp und gewalt, und gewann Ihn viel leut und land an. Und hette es ihm zumahl abgenommen. Aber der von Würzburg stete im zu fuß, und dat sein Gnad. Da that er es, und besitzte doch der Keyser seinen willen mit großen Ehren.

Anno 1360. ward Keyser Carln, Königen zu Behem, ein Sohn geboren, dessen alle die Ehrlichkeit erfrenet was, und wuste man nit, daß sein alter ein wunderliche endt und leben haben würde. Den Sohn that er führen von Prag gen Nürnberg, und ward er getauft und genant Bengeslaus, und war

sein Mutter geboren von der Schwedenig. Da der Kindtanz kamen mehr dann vierzig ober funfzig geborne Fürsten, dem Keyser zu freuden und zu dienst, iglicher das im zugehört von seines Ampts wegen, und dazu Grafen, Herrn, Ritter und Knecht also viel, das unzellig was, und hielten den aller herrlichsten gebessenen köstlichsten Hoffe zu Nürnberg, der je gesehen sollt werden, mit großer köstlichkeit, zehrung, kleidung, und aller herrlichen manirung der Fürsten, Grafen, Herren, Ritters und Frauen, und mit ritterlichen Wapen, mit stechen, brechen und sechtzung, und von allem Spiel, das dazu gehöret. Und war gepörschet, daß of der Stechbaue hielten alweg mehr dann tausent mann mit verbundemen und gekrönten helmen.

In denselbigen Jahren verwandelten sich die Carmina und Gebichte in Teutschen landen. Dann man bißhero lange lieder gesungen hatte, mit fünf oder mit sechs versen. Da machten die Meister neuwe lieder, das hieset Wiberfang mit drey versen. Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeiffenspiel, und hatten aufgestellten in der Musica, daß die nicht also gut war bißhero, als nun angangen ist. Dann wer vor fünf oder sechs jaren ein guter Pfeiffer war im land, der hauchte ihn igund mit ein sitzen.

Da sang man dis Wiberfang:

Hoffen heilt mir das leben,  
Trauren thet mir anders wehe zc.

In diesen zeiten zog Landgraf Otto, Heinrichs Sohn von Hessen vorgeant, über einen Abt von Fulda, mit zweiff hundert glenen, und verzohe vierzehen tag in seinem land mit rechter gewalt.

In diesen vergangenen Jahren, war der ehrwürdig Cano von Falkenstein, ein Rumbert zu Meng, Wormunder und beschirmer des Stiffts zu Trier. Und in der neuwen lesse so bauwete Herr Phillips von Henburg, Herr zu Grensau, der wonete zu Bilmar, ein neuwe Burgt, und schlug die auf einen stein nit fern von Kimpurg und von Bilmar, und ward genant Gredenstein, dann sein lieghe hiesse Gredtha, und nant die Burgt nach ihrem namen, und wolt Er ihr ein gut testament alda besetzen. Und da die aufgeschlagen was, da speisset Er sie, und mahnete sie voll Ritter und Knecht, die waren fern auß des Herzogen land von Bayern, Pfalzgrafen bey Rein, und woltten wol genestet han. Da came der vorgeante Cano von Falkenstein von des vorgeanten Stiffts wegen mit Ritter und Knechten, und zog mit der glocken auß mit der ganzen Statt von Kimpurg. Und die hatten des tags bey achthundert man gewapnet. Wol. Da Sie darquamen vor das hauß, da logten Sie sich nieder, aßen und trunden ein, und selten sich zu klärmen. Und der vorgeante Herr Cano ging selber mit denen von Kimpurg und andern seinen Freunden, als feindlich zu klärmen. Und die auß dem hauß waren, wurffen da feindlichen auß, daß man keinen gesehen konte. Und gewonnen das hauß und ein halben tag und je daß in dem ein, und das mit rechter gewalt überhaupt. Und was auch denen von Kimpurg zu mahl ernst, sintemahl daß es ihnen so nahe beslage, und sungen auß dem hauß den hauptman, Herrn Phillipsen, mit sechs und dreissig Ritters und Knechten, und zubrachten das hauß in den grumb. Und ward Herr Cano von Falkenstein gar sehr geworfen, daß Im sein Antlig mit schweiß und blut rann. Und ein Zunder von Runkel ward alda geworfen, daß Er nicht lang lebete, der ward genant Heinrich. Das solta wissen, daß dem vorgeanten Herrn Phillips geschah als David schreibet im Psalter, Incidit in foveam quam fecit. Das sprech also:

Ein andern hat Er ein grub gemacht,  
Und ist selber darcin gefagt.

Den vorgeanten Herren Cunen vergleichen ich der Zugend, die da heisset Sterck: als da schreibet Aristoteles lib. 3. Ethicor: Fortitudo est aggressus terribillium ubi mors videtur perimere. Das soltu also verfahren:

Der Zugend eine heist Sterck,  
Die pfleget sterckliche werck,  
Daß Sie erlich das gemeine Gut,  
Darcum so stilt sie ihren mut.

Man solt du wissen, der nach hundert jaren geboren sollt wissen ein memorabile, das ist, ein gedechtnus, das vor dem hauß geschach, und kam also. Da man solte zu Sturm gehen, da kompt rannen ein Amptman des Bischoffs von Trier, und sprach wider die Burgermeister und Burger zu Kimpurg, daß Sie sich selten, und gingen danor zu Sturm. Darauf antwortet ihm der Burgermeister mit namen Johann Bopt., und sprach also: Wir sind hier daß wir stercken wollen. Das dorfend ihe nit gedanken, daß man den graben mit denen von Kimpurg allein füllen solle. Ritter und Knecht sollen bey uns nitertreten. In denen wollen wir uns mengen, und mit ihnen zu gleich zu

Sturm gehen, und wollen nit die letzten seyn. Da der Amptman und andere Ritter und Knecht die Antwort höreten, da fielen Sie nieder mit denen von Kimpurg, und gingen zu Sturm, und niemant gab dem andern im sturm nit zu setzel, und klärmeten als vorgestrieben steht.

Mehr soltu wissen die physionomy und gestalt Herrn Canen vorgeant. Dann ich Ihn die gesehen und gepörschet han, in seinem wesen und in mancher seiner manirung, daß Er was ein herrlich stark man, von Leib, von Person, und von allem gebeyne, und hatte ein groß haubt mit einer krauben, ein weisse braune gresse, ein weit breit Antlig mit tausenden baden, ein scharpf manlich gesicht, einen bescheidenen mund mit glesse etlicher masen die, die naß was breit mit gerunden nasßschern, die naß was in mitten nidergedruckt mit einem großen kine, und mit einer hohen stin, und hatte auch eine große bruft, und rötelcarb vnder seinen augen, und stund auff seinen beinen als ein Edw, und hatte gültliche geberden gegen seine freunden, und wann Er zornig war, so bauweten und stoberten Ihm seine baden, und stunden Ihm herrlich und weislich, und nicht ubel. Dann Aristoteles spricht lib. 4. Ethicor: Non irasci quos oportet, insipientias est. Das heisset also:

Wer nit vnd noch zorn hat,  
Das en ist nit etas weissen Raht.

Ein Jahr darnach ward derselbig Cano von Falkenstein Wormunder des Stiffts zu Trier, und zog auß mit der Statt zu Kimpurg, und gewann Abendorf eines Ritters woung gelegen bey Merenburg, und war ein wüstes hauß, und verbrante das und zuschleifte es zumahl.

In dieser zeit sang man diß lied:

Aber scheiden scheiden das thut warlich wehe  
Von einer die Ich gern ansehe,  
Und ist das nit vnmöglich.

Anno 1362. starb zu Aninion Papp Innocentius. Der hatte regirt geistlich und heiliglich bey zehen Jahr. In seine statt wardt gekoren zu Aninion Urbannus V. Der was ein Münch gewesen Benedictiner Ordens zu Massilien, und war gar ein rechtfertiger mann, als da findest hernach geschriben an sein End. Der was wohnhaft zu Aninion sieben Jahr, und fuhr von dannen gen Rom, und bauwete und vermehrete Altter und Capellen, wo Er die fand, da es noth war, und verplieb da ein Jahr. Wie er sein leben endet, das finstu hernach geschriben.

Anno 1362. in dem Herbst nach Sanct Michaels tag, Da vberzog Herr Gerlach Erzbischoff zu Meng, geborn von Nassau, Graf Johannes von Nassau, Herrn zu Dillenberg, mit vielen Ritters und Knechten, daß sie wurden geacht an fünf hundert man mit glenen, dazu mit dem Rynckaw, und theten Ihn großen schaden, und hetten noch mehr schaden gethan, hetten sie gut watter gehabt. Dann Sie der Rein und gewässer dannen trieb.

In diesem Jahr vergingen die große weite Ploderhosen und Ritsen. Die hatten oben rot leder, und waren verhauben, und die lange lederten mit langen schudeln gingen an. Dieselben hatten krappen einen bey dem andern, von der grossen zehen bis oben auß, und hinten aufgenestelt halb bis auß den räden. Da ginge auch an, daß sich die manner hinten, vornen und neben zuneestelten, und gingen hart gepant. Und die junge manner trugen meistlich alle, gekaufte fugel, als die frauen. Und disse fugel wereten mehr dann dreissig Jahr, da vergangen Sie.

Anno 1363. of Montag zu Pfingsten da war Friderich von Dagslein der Wolgeborne Knecht, der ein Hauptman was der Statt von Kimpurg, erschlagen an der Löhne, vnder dem Stein, da man gehet von Treypenporten in die Hell. Das thaten die von Reiffenberg. Die waren feind der Statt von Kimpurg in der zeit und manche zeit. Und die Herren und die Statt von Kimpurg verlohren Ihn zumahl nit. Dann er ihnen nutzlich und dienlich was. Auch war derselbig Friderich groß und stark, also daß Er ein Dhm weins auffhob, und ranc auß der ponten.

In derselbigen zeit da ward der vorgeante Herr Cano von Falkenstein erwöhlet zum Erzbischoff zu Trier.

In dieser zeit und Jahr da sande Gott ein neuwe plage auf Erdreich, sonderlich in Teutschland. Das waren Heuschrecken, die kamen und stohen also die in der luft und in dem felt, als hette ein großer Schnee gefallen. Die fielen in die frucht, und thaten großen verderblichen schaden, und stohen dann wider an. Die wereten von der Erndte bis das Sie vergingen mit einem reiff und von felt, bey nahe sechs ganzer wochen. Auch waren die heuschrecken groß und fett, einer halben spannen lang, und also in der maffe. Diffe plag kam von großer hoffart. Und mag man disse plage gleichen, als David spricht

in dem Psalter: Et dedit crucis fractus eorum et labores eorum locustis: Das bedeutet also:

Die raupen sollen ihrer frucht geleben,  
Arbeit der leut ist den Heuschrecken gegeben.

In demselbigen jahr galt ein quart weins zu Eimpurg ein schilling pfeinig, vnd ein heller, vnd solglich anderwo sein gelt. Das werete bey nahe ein Jahr.

In diesen zeiten pfeiffe vnd sang man dis lied vnd wibersang:

Ich will in hoffnung leben fort,  
Ob mir nichts heil möcht geschehen  
Von der liebsten Frauen mein.  
Sprech Sie zu mir ein freunlich wort,  
So müß trauren von mir siben.  
Ich hoffe Ihr gunst mich je mit heil  
Besehre. Ach Gott daß Ich sie sollte sehen,  
Ich wolte in hoffnung leben.

Anno 1365. zu mittem Sommer vmb S. Johans Des Baptistae. Da war die grose Gesellschaft gezogen vor Straßburg bey Colmar, vnd in dem land all umb im Elsas, vnd thaten gar großen schaden, vnd lagen ein ganzen Monat in dem land. Vnd die Ehrwürdigste Fürsten, Herr Cuno von Falkenstein Erzbischof zu Trier, vnd Herr Gerlach Erzbischof zu Reuz, vnd dazu die Hochgeborne Fürsten von Beyerland, vnd sonderlich Herr Ruprecht Pfalzgraf bey Rhein, auf der Mosel, auf der Löhne, auf dem Mayn, vnd darumb, waren die aller meißliche Bwande, vnd zogen gen Elaffen mit großer herrlichkeit der Wafen, alle wol erzüget einer vor dem andern mit silbern vnd gülden geschmeid. Vnd die Gesellen flohen auffer dem Land nacht mit tag wider in Welschland. Vnd geschah den Leuteschen nit also weid und laid, daß die Gesellen ihnen entflohen waren. Die Gesellschaft ward gezehlet an zwanzig tausent man, so, ein vnd ander ausgenommen. Die Francken vnd die Teutsche Herrn von diesem land, vnd die Statt vñ dem Rein, in Elsas, aus Schwaben (Vnd die Statt von Eimpurg hatte auch ihren Burgermeister alda mit vier vnd zwanzig Pferden) Vnd Sie hatten bey vier vnd zwanzig tausend reisiger leut, wol gewapnet. Das was schein vnd glanz von den wasen.

Anno 1365. da was das dritte grose sterben, vnd was mäßlicher als die zwen ersten, also daß zehen oder 12. menschen des tags starben in Stetten als Eimpurg, vnd dergleichen. Vnd da starb Herr Gerlach Herr zu Eimpurg, vnd war kaum aller erst von der grossen reis von Elsas kommen, da Er wolt han helfen bestreiten die grose Gesellschaft auß Welschem Lande. Vnd starb die Edle sein Frau Elise inner drey wochen auch, ohne leibberben. Derselb Herr Gerlach war eben braun von antlig, groß, scharp von reben, vnd hatte ein schwarzen Kroll vnd ein schwarzen bart, vnd war ralsch vnd gedorftig ein ding zu thun. An seins statt came der Edle Junder Johann sein bruder, vnd der war ein Thumherr zu Cöln vnd zu Trier, vnd war gar ein weidlich man, vnd hatte ein wolgesetzten leib von kleiner größe, mit einem schönen antlig weiß vnd roth, mit einem gelben Kroll vnd bart, vnd was das haar also gelb als golt, vnd war güttlich zu sprechen, vnd von güttlicher antwort, Er was auch weiß zu schimpfe vnd zu ernst, vnd haltet er auch bey nahe zwanzig Jahr, ehe dann Er sein fraume kaufte.

Ein jahr barnach zu halbsasten solten die Reitter des Bistthumbwercks zu Eimpurg auf die Reß gen Franckfort fahren mit ihrem gewande, vnd wurden nidergeworffen zwischen dem Closter zu dem Thron vnd der Höhe, vnd wurden ihnen genommen mehr als dreyhundert dach, vnd waren etliche gefangen, vnd blieben etliche todt. Das thete Heinrich, Graf Otten sohn, von Nassau Dillenberg. Der war ein Thumherr zu Cöln, vnd ward mit dem zunahmen genant Graf Schladleder. Auch so fuhren sie im gelait Graf Johans von Nassau Herr zu Metzenberg.

In demselben jahr schlug der vorgenant Graf Johann ein Burg auf, zu Kirchberg auf der Löhne, vnder Scharpsenburg. Dieselb Burg zudrach Landgraf Heinrich zu Hessen, vnd siug darauf mehr dann zwanzig wehrhaftig man.

In demselben jahr, vnd darnach ein wenig, ward Ring auf dem Rein gewonnen, also daß es erstigen ward vnd gar gepändert bis auf sein grund.

Da sang man vnd pfeiff dis lied:

Schach, Tafelspiel  
Ich zumehr beginnen will.

An. 1367. wurden die zwen Schwertter von der welt einbrechtig. Unser geistlicher vatter der Pabst Urbanus V. vnd der Römische Keyser Carolus IV. König zu Böhem, zogen mit einander mehr dann mit Eibenig tausent Ritters vnd Knechten mit großer gewalt vber den Herrn von Weyland. Der hatte gethan wider die heilige Lich. Vnd behilte der Pabst vnd der

Keyser ihren gangen willen. Mit dem zug vnd reise werete es bey nahe ein jahr, vnd waren geachtet an hundert tausent reisiger Pferde.

In dieser zeit war harte zeit vnd tenore jahr, also daß ein Malter korns Eimpurger maas galt fünf pfundt vnd zween Tarnes, vnd das malter habern galt drey pfundt heller. Vnd hatten arme leut großen gebrechen vnd mangel. Die quart weins galt zwanzig alt heller.

An. 1367. vñ S. Petri abend Vincula, zu der Habereud, da erack ein Freye von Dern, todt Junder Johann ein Grafen sohn von Dieß, vñ der Burg zu Dern, daß Er von stund an bleib. Vnd war ein jung man vnder dreißig Jahren, von guter leng, hatte ein langelicht angezicht mit einer hohen nasen, vnd ein schlecht haar mit einem hohen zopf, als gewöhnlich in der zeit was. Vnd derselb Johann, were ein Graf zu Dieß worden, hette Er gelebt. Vnd das ward in ein andere hand geschossen, als das hernach geschriben steht. Derselb Freye hiesse Friederich, ein streng Ritter von fünfzig Jahren, vnd was ein rechter Freye geboren von all sein vier Auchen, vnd ward gefangen zu Dern auf dem Hauß vnd gen Dieß gefürth. Vnd Graf Gerhard von Dieß, Junder Johans Bruder, thete ein landgericht bescheiden zu Redersfort. Vnd ward dem vorgenanten Freyen sein haupt abgeschlagen, vnd ward begraben von stund an zu Eimpurg zu den Wacsfüßern. Also soltu sehen, wen du schlegest: Als dann Salomon spricht: Fromes ira nulli parcat, D; ist,

Der grimme zorn gibt niemand frist,  
Des du von Salomon bescheiden bist.

Man soltu wissen die Physiognomy vnd ware gestalt des Freyen. Der Freye war ein viersächig man, mit einer greifen Kroll, ein breitlecht antlig mit einer flachen nasen. Auch hatte der vorgenante Freye von Dern einen Bruder, der hiesse Junder Craft, der war ein Thumherr zu Cöln vnd zu S. Severon, Derselb ward erschossen in Westphalen.

Da sang vnd pfeiff man dis lied:

Nit laß ab also ein weil.  
Ach Ich, Ich will dir immer in ganzer treuw leben,  
Ich hoff Ich find dasselb an dir.

In derselben zeit war der streit zu Eyrenblingen zwischen Ringen vnd Creuzenach. Da blieben todt mehr dann zwenhundert man. Vnd den streit verloh der Graf von Sponheim, der war genant Balrabe, der ward auch gefangen, vnd der Herr von Voelanden behilt das felt.

In demselben jahr, da ward das grose wetter von donner vnd blißen, zwischen den zween unser Frauen tag, als man vor langer zeit je hatte gesehen, vnd das was ein nacht, vnd in der terminen zu Reuz vnd zu Franckfurt. Vnd unser Frauen Münster zu Reuz verbrand zu mahl, was daran was von holzwerck mit einem gar hohen Thurn. Das verging gelingen, vnd war großer verachtlicher schaden, vnd geschach auch mehr schaden in derselben terminen herumb in dem land.

Zu demselben zeiten kaufte der Ehrwürdig Herr Cuno von Falkenstein Erzbischof zu Trier, vnd trang sich mit weisheit in die ganze Herrschaft zu Walsburg vmb Herr Jürgen daselbst, vnd damit ernehrte Er den Stiff zu Trier. Vnd darnach nit lang, vber drey jahr oder vier, da machte Er ein Statt zu Aldernbrechen. Dann es zuvor ein dorf gewest, vnd gehort in die Grafschaft zu Walsburg. Derselb Herr Cuno behilte auch die incorporation derselben kirchen vnd Pastoreien zu Brechen. Dieselb Pastorey zu Brechen wirdt nun zu ewigen tagen einem Bischoff zu Trier in sein kuchen dienendt. Das löset sich wol an hundert malter Korngülden, darüber hat ein Vicarius dannoch genug zu bescheidenheit.

Nota, quod pater praedicti Georgij Dominus in Molsburg nomine Gyso, propriam filiam carnaliter cognovit, que a patre postea duxit quoddam corpus heterogenium, id est, animal rationale mortale. Quam ob rem forsan maledictus Psalmistae videtur, ipsum notans, ubi dicit: Nient dies ejus pauci, et Episcopatum ejus accipiet alter: et sic dominium Molsperg est translatum in Episcopatum Trevirensem.

Die plastrung von dem Wapen von Molsburg ist also. Das felt was von gelb, darin war ein Löw von Silber.

Anno 1367. da waren seind die Edlen Johann Graf zu Nassau Dillenberg, vnd Johann Herr zu Westerbürg, vnd gedelten sich, daß sie ein gerenu vnd ein Ponnig hatten bey Gubendarn. Vnd Johann Herr zu Westerbürg behilt das felt, vnd siug den Grafen von Nassauwe mehr dann mit dreißig Ritters vnd Knechten. Vnd blieben auf des von Nassauw selten drey todt, vnd einer auß des Westerbürges selten, gute Handwercksleut. Derselbige Graf war löß mit den Ritters vnd Knechten vor Acht tausent gülden. Vnd hetten Thme wol mehr gelt geben. Aber er genos seiner freundt die sehr vor Ihn arbeitseten.



In dieser zeit lebte Magister Johannes Pyritoneus, der zu Paris das Studium registret hat mehr dann vierzig Jahr. Der ward geacht der best Logician und Philosophus auf Erdrich in der ganzen Christenheit. Und man fandt nit seines gleichen. Der machte Quaestiones Ethicorum die besten die je gemacht waren vor Im. Diefelbige Quaestiones gab Er zu legt vnd zu einem ewigen Testament allen Weisern und Studenten.

In derselbigen zeit gewann Herr Cuno von Faldenstein, Erzbischoff zu Trier, Sonnenberg.

In diesen Jahren entstand ein grosse zwenung in der Statt zu Weplar auf der Rahne, zwischen Raht und der Gemeine, also daß der alte Raht ward vertrieben der Statt, vnd die Gemeine machte ein neuen Raht, vnd regirten nach ihrem sinn in das Siebende Jahr, vnd gaben niemand kein leibzucht so wieviel das ihnen gebürte, alle Jahr bey fünfstaufend gülden gelts leibzucht vnd renten. Vnd da es kam an das Siebende Jahr, da kamen die alten von dem Raht wider in die Statt mit einem Bermoort, also, daß man damit solte umgehen, daß Sie gesünet würden. Des worden die vorgeante alten von dem Raht eintrechtig, mit Junder Johann dem Grafen von Solms. Vnd dem war gar leufig vnd die Neume welt, vnd war heimlich den Alten vnd auch den neuen. Denn er kam wol mit fünfzig Ritter vnd Knechten in die Statt, vnd liße die von dem neuen Raht alle kommen in ein hauf. Vnd Er nahm sich an, Er wolte mit in Raht gehen, vnd aus Erbäre Sach der Statt. Vnd fing den neuen Raht gemeinlich, vnd bestalt da so viel seiner diener den, daß Sie mußten in dem hauf bleiben. Vnd nam des Reichs Panir, vnd trat auf den plan, vnd der alte Raht bey Ihn. Da kam die gemein wol mit fünfshundert man gewapnet, vnd wolten dem neuen Raht geholffen han. Da Sie sahen, daß der neue Raht vnd freunt nit bey ihnen waren, da wurden Sie entschupfet. Vnd der vorgeschriebene Graf Johann der berigte Sie mit süßen worten, vnd sprach dazu, daß Sie die wafen austhäten, vnd wurden eintrechtig mit Ihme vnd dem Alten Raht, vnd legten den neuen Raht in den Thurn, vnd nahmen Ihr gut, vnd schlugen ihrer dreyen die köp ab, vnd wurfen ihr ein theil ins wasser. Also ging der vorgeante Graf von Solms vmb mit süßen vnd betrogen worten, daß Er die Statt zu Weplar in seinen sinn brachte, daß Sie wol betrogen wurden, als man den kindern ein gleich nuß in der schul lißet:

Fistula dulces canit, volucrum dum decipit auceps, Das ist,

Des voglers pfeiff gar süße sang,  
Da er thete den vogelfang.

Anno 1370. in der Fasten, Da lagen die von Erfurt, die von Mühlhausen, vnd die von Northausen, vnd andere viel Herrn die zu Ihnen gelobet vnd geschworen hatten, vor Honslein. Die Burg ligt in Sachsen vnder Herzog Otten von Braunschweig. Vnd detselb Herzog Otto der warf sehr in das Heer, vnd das Heer brach auf, vnd zog hlaweg, vnd doch so konnten Sie nit gar hinweg kommen, vnd beschneid Sie, vnd schlug Ihr gar viel todt, vnd singe deren von Erfurt, Mühlhausen vnd Northausen also viel, daß Sie gaben zu schatzung Sechs vnd dreyßig Marksilber.

Darnach zu hand gingen gemeinlich die Lappert an, die trugen man vnd frauen. Auch trugen die man kurze-Honden vnd weit vñ beyden seiten gekneuft. Vnd das en werete nit lang in diesen landen.

Anno 1370. starb Basff Vrbanus V. zu Avinion. Der hatte registret acht Jahr, der grosse ding gethan hat vnd der heiligen Kirchen willen, als vorgeschrieben sehet. Vnd der ward heilig vnd ist canonisirt. An seine statt ward geforen Gregorius XI. Der fuhr von Avinion gen Rom, vnd blieb alda.

Anno 1371. vlezzyhen-tog vor Feßnacht, da geburt es sich, daß ein Burgermeister zu Limpurg, der war genant, Gung Meute, der solte einen führen in den Kargen thurn gefangen von dieberey wegen. Da Sie kamen ein halben Reimwurf von dieser vforten auf der Maur, da sprang der gefangene mit dem Burgermeister von der Mawren, vnd dem sein halb ab, also daß Er vmb acht tag starb, vnd der gefangene wurde zu fund an gehangen. Dann Er also sehr gefallen hatte von der Mawren, daß Er nit dauon kommen mochte.

Anno 1371. Frentags nach vnsrer Frauen tog als man die Würz weihet, wurden Feind die zwem Hochgebornen Fürsten, der Herzog von Brabant, der war genant Wenceslaus, vnd war Keyser Caroli IV. Bruder, vnd des blinden Königs Johannes in Beheim Sohn, vnd der Herzog von Sülch, der war genant Wilhelm. Vnd auf den vorgeanten tag hatte der Herzog von Brabant mehr dann 2400 glenen Ritter vnd Knecht, gar gute leut, vnd suchte den Herzogen von Sülch dahem in seinem land zu schädigen zu herrschen vnd vber Ihn zu reiten. Da Sie kamen vber die Maaf, das wasser in Sülchland, da begegnet Im der Herzog von Sülch mehr dann mit tausend glenen, Grafen, Herren, Rittern vnd Knechten,

vnd waren vñ der seiten viel Herrn vnsers lands auf der Rahne, mit Namen Graf Johann zu Nassau Herr zu Dillenberg, Graf Ruprecht von Nassau, Graf Eberhard von Elzeberg, der Graf von Biede, vnd Junder Friederich Herr zu Runder, vnd andere die Ich nit genennen kann, vnd haben den streit an gar feindlichen. Vnd in dem anheben, so kompt der Herzog von Sullern mehr dann mit Sechshundert glenen Ritter vnd Knecht zu hülff den Sülchern, vnd stritten mit den Brabandern. Vnd behlitten die Sülchischen mit grossen Ehren vnd Würdigkeit den streit, vnd sigen den Herzogen von Brabant mehr dann mit tausend Rittern vnd Knechten, vnd blieben todt mehr dann Achtshundert Ritter vnd Knecht. Vnd der Herzog von Sullerland, den man nante die Blum von Sullern, der ward in dem streit erschossen, auf der Sülcher seiten, vnd der Graf von S. Paul von Welschland blieb auf der Brabander seiten mit viel seiner Landteut aus Welschland, vnd Johann Erzbischoff zu Metz, der war ein Bruder des vorgeanten S. Paul, wiewol doch daß Er ein Wahl war. Also ward der meiste hauf leut von dem minsten nidergeworffen. Vnd das war von Gott, als da spricht Iudas Maccabaeus: Non in multitudinis exercitus, sed de coelo victoria belli est: Das ist:

Der Sieg kompt viel vom Himmel ho,  
Vnd nit von-viele der leut, das ist also.

In diesem Jahr erhob sich zu Cöln in der Statt ein grosse zwenung vnd spelt zwischen dem Raht vnd den Weisern von dem Wölshandwerck, vnd geschach das also. Zu Cöln kam ein man in gastweiff, der ward mit rechtem gericht alda bekümmert mit leib vnd gut, vnd ward verurtheilt, daß man den man solte das haupt abschlagen, vnd furhte man ihn auf das felt an das gericht. Daben stunden gar viel die von dem Wölshandwerck waren, die namen den man dannen, den das gericht verurtheilt hatte, vnd furten Ihn mit gewalt in die Statt von Cöln, vnd meinten daß Sie ihn erlösen wolten. Zu fund kam der richter vor den Raht, vnd schreye, vnd sagte vber den gewalt, der da geschehen were. Vnd der vorgeante Raht vnd Ihre Freund wapneten vnd bereiteten sich zum streitte, vnd kamen an die Weber, deren waren auch eine grosse Rott mehr dann Sechshundert wolberet, mit aufgercktem Panir, vnd traten zu Ihm ein feindlichen. Da behilt der Raht mit grossen Ehren den plan vnd das felt, vnd auf der Weber seiten blieben vñ der Walfat Sieben oder Acht man todt, die andern flohen, da doch ihrer zwit mehr waren dann deren von dem Raht. Dazu sigen Sie ihrer drey vnd dreyßig in den nechsten vlezzyhen tagen, denen schlug man ihr haubt ab auf dem Heuermard, so heut vnd morgen, als sich das gebürte, vnd dazu so vertrieben Sie manchen reichen Erborn man von dem vorgeanten Handwerck, vnd nahmen ihnen ihr gut, vnd thaten ihnen grossen verdriß, vnd brachen ab ein grof gemein hauf, das gleichet sich einem grossen Vallaß, darauf Sie zusammen gingen vmb ihres Handwercks noth, vnd hat der Raht darauß gemacht ein schöne Fleischschirne, also daß die von dem vorgeanten Handwerck kein recht mehr dazu haben. Also hat der Raht zu Cöln seinen willen gehalten.

In derselbigen zeit da gingen an die Welschliche Landener, die waren also, daß Ritter, Knecht vnd reißige leut, fahrezen Landener, vnd gingen an der bruck an hinten auf dem tück hart zugepant, vnd waren also fern als die schoppen lang war, hart gepfeift bey nahe eines fingers dick. Vnd came das auß Bestphalen land.

In derselbigen zeit, zu halbfasten, da solten die Niderlendische Kaufleut mit ihrem gewand den Rein auffahren in die Rieß gen Frankfurt. Da Sie kamen bey Andernach den Rein auf, ein meil wegs, da kam der Graf von Bieth, vnd Welten von Izenberg, vnd nahmen da den Kaufleuten mehr dann vlezzytausend gülden werth gewand, vnd furchten das gen Izenberg. In der zeit erhob sich der Ehrwürdig Fürst, Herr Cuno von Faldenstein, Erzbischoff zu Trier, mit grofer gnügen vnd gewalt, vnd hiesche die Nam wider, die in seinem geleit vnd gebiet gesehen war, vnd en wußt das nit sein. Des legte et sich in der vorgeanten Herrn land, vnd gewant ihnen ab das Angers, vnd machte zu Engers ein Burg, die ist geheffen bis an diesen heutigen tage Cunostein nach seinem Namen, vnd gewant ihnen ab Henspach vnd die dorf, vnd bracht sie in grossen verderblichen schaden, vnd dazu ward den Kaufleuten die Name vnd der gewand wider. Also behilt Herr Cuno Erzbischoff mit gewalt seinen willen, vnd namet ein land vnd leut, vnd das Fahre bis vber den Rein, bis auf diesen heutigen tag.

An. 1372. da entstande ein grose Gesellschaft in Teutischen landen, sonderlich in dem land zu Hessen, die ward genant die Gesellschaft von dem Stern. Vnd furten die Ritter in der Gesellschaft güldens vnd die Knecht Rübene feren. Mit nahmen war da ein Herzog von Braunschweig, des Stättigen vnd das land da ist, der war tochter Sohn Landgraf Heinrich von Hessen, der Graf von Biegenhan, Graf Johann von Nassau Herr

zu Dillenberg, der Graf von Cageneubogen, Herr Johann von Hildingen und andere, die Herrn von Hensburg, der Herr von Sanaum, der Herr von Eisberg, der Herr von Helsenstein, und der Herr von Epstein, und dazu mechtlich alle Ritter und Knechte in dem Land zu Hesse, in der Wetterau, in der Buchen, und auf dem Rein, in Sachffen, in Döringen, in Westfalen, alß daß man pfleget, daß dieselben Gesellen von dem Stern ben zwey tausend Ritter und Knecht waren, die da hatten bey 350 Schloßer.

In denselben jettzen war der Hochgeborne Fürst Landgraf Heinrich von Hesse feind des vorgenanten Herrn von Eisberg, und schloß Er seines Bruders Sohn Landgraf Herman dazu, daß Er sich legte, mehr dann mit tausend Rittern und Knechten vor den Hitzberg, und schlug ein hauß da auf. Des kame die Gesellschaft von dem Stern zuhauf mehr dann mit funfzehn hundert Rittern und Knechten vor der Hitzberg und trieben den Landgrafen ab, und dranten Im sein Land ab bis an Frislar, und lagen da mehr dann acht tag inn, und schieden da von dannen. Des elagte sich der vorgenant Landgraf Heinrich, Landgraf Herman seines Bruders Sohn, gegen den Sterngeßellen zu täglichem Krieg, und verliese Sich Landgraf Heinrich, daß Er den Krieg nit sinnen wolte bey tag und jahr, und hilt auch das herrlich, und hilt mehr dann Sechshundert gemen Ritter und Knechte mehr dann Jahr und tag zu täglichem Krieg, die Er kößlich versoldet.

Zu dieser zeit da war der Edel Ruprecht Graf zu Nassau, der ein Enkel war König Adolfs Grafen zu Nassau, helfer des Hochgebornen Landgrafen Heinrichs von Hesse wider die Gesellschaft von dem Stern, und nahm darumb seinen solb. Und gebürte sich, daß der Stern ein theil, und sonderlich die Grafen von Cageneubogen, Graf Wilhelm, Graf Eberhard, und Graf Dietrich, öfeten eins nachts den thal zu Sabamar, und gewunnen den, und gingen in der nacht ohn sorg, und wolten es halten und ihren willen schaffen. Da ermanten die Gemeinde zu Sabemar, und stalten sich feindlichen zu gewehr, mit gewerfen, mit geschos, mit anderer großer arbeit, und trieben die auß herrlich, und beschlten deren acht, und sungen die in derselbigen nacht, und deren sturben drey, ohn andern großen schaden, den Sie empfingen von Sturm und von geschuß.

Anno 1373. Donnerstags vor Fajnacht da war ein groß flut auf erdreich und große Noth von Wassers wegen, also daß Per Rein und die Lohu ober rechten Staden in die hße gingen mehr dann Sechs und zwanzig fuß hoch. Und kam die flut

von einem großen schute der gefallen war, Der schmolz und vortging gar bald, und war der größest schnee der je gefallen was in hundert Jahren. Und die flut weret mehr dann fünf tag und nacht off und ab, und war groß betrübans von den Leuten. Und das geubgels in den heusern, als haan und hüner, sungen auch betrüblichen. Und die Kaffne vor Limpurg warf ihnen die gärten all um und um, und manche Ramen mit gewand, und furten die Obermülen zu stücken enweg, auch furten Sie hiesweg die Waldmül, und die Hohemühl, und die Brück zu Dieg die war hülgen, das fuhr alles hinweg. Auch so war ein flut zuvor gewest, auff den zwölften tag nach Weihenachten, die nicht war, und die flut war differ nit gleich, dann diese großer war.

An. 1374. zu mittzen Sommer da erhob sich ein wunderlich ding auf Erdreich, und sonderlich in Teutschen landen, auf dem Rein und auf der Mosel, also daß leut anhuben zu dangen und zu rasen, und stunden je zwey gen ein, und dangeten auf einer stett ein halben tag, und in dem Dang da fielen Sie etwan dieß nider, und lieten sich mit füßen treten auf ihren leit. Davon namen sie sich an, daß sie genesen weren, und lieten von einer Statt zu der andern, und von einer Kirchen zu der andern, und huben gelt auf von den leuten, wo es ihnen mocht geworden. Und wurd des dings also viel, daß man zu Edin in der Statt mehr dann fünffhundert Denger fand. Und fand man, daß es ein Rezerer was, und geschach um geltz willen, daß ihr ein theil Frau und Man in unkeuschheit mochten kommen und die vortbringen. Und fand man da zu Edin mehr dann hundert Frauen und Dienstmagd die nit ehliche manner hatten. Die wurden alle in der Dengerei kindertragend, und wann das Sie dangeten, so bunden und knebelten sie sich hart um den leit, daß Sie desto geringer weren. Hierauf sprachen ein theils Meister, sonderlich der Guten Arpt, daß ein theil wurden dangend, die von besser Natur weren, und von andern gebrechlichen natürlichen sachen. Dann deren war wenig, denen das geschach. Die Meister von der heitigen Schrift die beschworen der Dengerei eins theils, die meinten daß Sie besessen weren von dem bößten Geist. Also nam es ein betrogen end, und werete wohl Sechzehen wochen in disen landen oder in der maas. Auch nahmen die vorgenante Denger Man und Frauen sich an, daß Sie kein rot sehen möchten. Und war ein ettel teuscherer und ist vortbotschaft gewest an Xystum nach meinem bedunden.

## Karl Christian Gärtner.

Dieser um die erste Regeneration der deutschen Poesie sehr verdiente Mann, ward am 24. November 1712 zu Freiberg geboren, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Fürstenschule zu Meissen und studirte darauf zu Leipzig, wo er in innigem Verein mit Gellert und Rabener lebte und sich den schönen Wissenschaften mit besonderer Liebe zuwendete. Anfangs schloß er sich gleichfalls den Bestrebungen der Gottschedischen Schule an und nahm an ihren Arbeiten Theil; später trennte er sich jedoch von denselben und gab gemeinschaftlich mit seinen Freunden Ebert, Gieseke, Zachariä u. A. die sogenannten Bremischen Beiträge heraus. Im Jahre 1745 ging er als Erzieher zweier junger Grafen nach Braunschweig und ward später Professor der Moral und Eloquenz an dem Collegio Carolino daselbst, sowie 1776 Canonikus des Stiftes St. Blasii. Er starb allgemein geliebt und verehrt, als herzogl. Braunschweigischer Hofrath am 14. Februar 1791. —

Seine Schriften sind:

Sammlung einiger Reden. Braunschweig 1761.  
Die geprückte Treue, ein Scherzspiel. Braunschweig 1768.

Einiges Beiträge zum spanischen Theater, aus dem Französischen (gemeinschaftlich mit Zachariä). Braunschweig 1769. 2 Theile.

Die schöne Komete. Lustspiel. Leipzig 1782.

Einzelne Beiträge zu Zeitschriften u. s. w.

Nicht sowohl durch seine Schriften, als durch die strenge und feine Kritik, die er namentlich als Mitherausgeber der Bremischen Beiträge angewendete, sowie durch seine amtlliche Wirkksamkeit, hat er wesentlich dazu beigetra-

gen, einen besseren Geschmack in der deutschen Literatur zu verbreiten und den Bestrebungen ausgezeichneter Schriftsteller leichteren Eingang bei der Nation zu verschaffen.

Sein Bildniß, von Hause gestochen, findet sich vor dem ersten Bande der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (1770). —

Vgl. über ihn: Kost. Ueber K. A. Schmidts und K. C. Gärtners Verdienst, besonders um die deutsche Literatur. Helmstädt 1792.

Ein sehr schönes Denkmal hat ihm sein großer Freund Klopstock in wenigen Zeilen gesetzt (Wingolf, fünftes Lied No. 7 bis zu Ende: Klopstocks Werke. Leipzig 1823. Bd. 1. S. 15 fgd.) wo er von ihm sagt:

Der du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,  
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,  
Die Lippe voll von Ehrerz; (Es horchen  
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde.

Ihm horcht entzückt die feinere Schferin,  
Wer bist du, Schattent? Ebert, er neiget sich  
Du mit und lächelt. Ja er ist es!  
Siehe der Schatten ist unser Gärtner!

Uns werth, wie Plakus war sein Duintillus,  
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichster,  
Ach kehre, Gärtner, deinen Freunden  
Ewig zurück! doch du fliehst fern weg!

Fluch nicht, mein Gärtner, fluch nicht! du stoßst ja  
nicht,

Als wir an jenen traurigen Abenden  
Um dich voll Behmuth still versammelt,  
Da dich umarmten, und Abschied nahmen.

Die letzten Stunden, welche du Abschied nimmst,  
Der Abschied soll mir festlich auf immer seyn!  
Da lern' ich, voll von ihrem Schmerze,  
Wie sich die wenigen Elen liebten.

Viel Mitternächte werden noch einfließen.  
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie  
Der Freundschaft, wie sie eure Väter  
Heiligten und euch Exempel wurden.

## Christian Garve

ward am 7. Januar 1742 zu Breslau geboren. Seinen Vater, einen wohlhabenden Färber, verlor er früh, aber seine Mutter, eine kluge und vortreffliche Frau, ließ ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. Nachdem er durch Hauslehrer eine hinreichende Vorbildung erhalten, jedoch seinen ursprünglichen Plan, sich der Theologie zu widmen, hatte aufgeben müssen, bezog er 1763 die Universität zu Frankfurt an der Oder, und studirte hier unter Baumgarten Philosophie und Mathematik. — Nach seines Lehrers Tode begab er sich nach Halle, wo er die Magisterwürde erhielt, und von dort nach Leipzig, wo er ein Liebling Sellert's wurde, in dessen Hause er wohnte. Er lebte hiez in den angenehmsten Verhältnissen ganz seinen Studien und kehrte 1767, auf den Wunsch seiner Mutter, in seine Vaterstadt zurück, sich fort und fort im Privatstande seinen wissenschaftlichen Forschungen und Beschäftigungen widmend. Nach Sellert's Tode wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig und hielt mehrere Jahre hindurch eifrig besuchte Vorlesungen über Gegenstände seines Faches. — Anhaltende Kränklichkeit zwang ihn jedoch, diesem Berufe zu entsagen und wieder in den Privatstand zurück zu treten. Er verlebte nun den Rest seiner Jahre, von mannichfachen körperlichen Leiden heimgesucht, die ihn jedoch nicht in seinen äußerst eifrigen Bestrebungen zu stören vermochten, in Breslau, und starb daselbst als Mitglied der Berlinischen Akademie der Wissenschaften am 1. December 1798.

Seine Schriften sind:

- Sammlung einiger Abhandlungen u. s. w. N. X. Leipzig, 1802.
- Ueber den Character Sokrates. Leipzig, 1788.
- Versuche über verschiedene Gegenstände. 5 Theile. Breslau, 1792 — 1802.
- Einige Sätze aus dem Leben des Herrn C. J. Pacgeosty von Tenzien. Breslau, 1793.
- Wermischte Aufsätze. 2 Theile. Breslau, 1796 — 1800.
- Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Characters und der Regierung Friedrichs II. N. X. Breslau, 1801.
- Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre. Breslau, 1798.
- Eigene Betrachtung über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre. Breslau, 1798.
- Vertraute Briefe an eine Freundin. Leipzig, 1801.
- Briefe an C. F. Weiße und andere Freunde. 2 Theile. Breslau, 1803.
- Briefwechsel zwischen Garve und Sokkifer. Breslau, 1804.
- Briefe an seine Mutter. Breslau, 1830.
- Viele Uebersetzungen, unter denen die bedeutendsten: Burke's Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Alga, 1773.
- Ferguson's Moralphilosophie. Leipzig, 1772.
- Gerard, über das Gute. Leipzig, 1776.
- Cicero's Abhandlung über die menschlichen Pflichten, nebst Anmerkungen und Abhandlungen zu denselben. N. X. Breslau und Leipzig, 1801.
- Racine's Untersuchungen über die Armut. Leipzig, 1785.
- Panley's Grundsätze der Moral und Politik. Leipzig, 1787.
- Adam Smith's über den Nationalreichthum. 4 Bde. Breslau, 1794 — 96.

Aristoteles Ethik. 2 Bde. Breslau, 1799 — 1801.  
Aristoteles Politik. 2 Bde. Breslau, 1799 — 1800.  
Einzelne Aufsätze und Abhandlungen in der Berliner Monatschrift, den Schlesischen Provinzialblättern, dem deutschen Museum und anderen Zeitschriften.

Die treffendste Charakteristik Garve's und seiner Leistungen gibt der geistreiche Boutrvech (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 11. S. 509), indem er von ihm sagt: „Eine Philosophie des Lebens, die an metaphysischen Speculationen nur entfernten Antheil nimmt, desto aufmerkamer aber bei der moralischen Seite der menschlichen Natur verweilt, wurde und blieb das vorherrschende Bedürfnis seines klaren und ruhigen Geistes. Lieber noch aus eigener Anschauung und Beobachtung, als aus Büchern, Belehrung schöpfend, näherte er sich Menschen aus allen Ständen. Besonders aber erwarb er sich im Umgange mit den gebildeteren Classen einen Schatz von psychologischen Wahrheiten, die der schätzbare Theil des Inhalts seiner Schriften sind. Den Formen des geselligen Lebens angemessen bildete sich auch sein Geschmack, und nach diesem Geschmache sein Styl. Kein philosophirender Kopf unter den deutschen Schriftstellern hat über die Gesetze einer ernsten, einfachen und doch eleganten Verstandesprosa gründlicher nachgedacht, und keiner hat diese Gesetze besser beobachtet, als Garve. Die Muster, nach denen er seinen Styl mit vieler Sorgfalt und ohne alle Affectation bildete, waren die alten Classiker und einige englische Schriftsteller, besonders Burke, Ferguson und Adam Smith, von denen er auch mehrere übersetzt hat.“ — So sehr wir im Allgemeinen auch diesem Urtheil beistimmen, so müssen wir doch bemerken, daß Garve, trotz jenen gerühmten Eigenschaften als theoretischer Philosoph, von einer gewissen Beschränktheit und Engherzigkeit befangen war, die ihm oft den freien Ueberblick raubte und ihn verhinderte, sich in geistiger Kraft auf den rechten Standpunkt zu schwingen; was er dagegen auf dem Gebiete der populären practischen Philosophie leistete, trägt durchaus den Stempel der Vortrefflichkeit.

Vgl. Manso: Christian Garve nach seinem schriftstellerischen Character. Breslau, 1799. 4. — K. G. Scheller's Briefe über Garve's Schriften und Philosophie. Leipzig, 1800. — Das ähnlichste Portrait Garve's findet sich vor der Schrift: „Garve und Fülleborn von J. G. Schummel.“ Breslau, 1804.

### Die Tugend macht den Menschen glücklich \*).

Es scheint mir zur leichtern Befolgung der moralischen Vorschriften sehr nützlich, wenn man sie simplifizirt, so weit es ohne Aufopferung der Wahrheit oder Verkümmelung der Begriffe geschehen kann. Wir leuchtete bei einer neulichen Selbstbetrachtung folgende Darstellung dieser Vorschriften auf eine so angenehme Weise ein, daß ich geneigt wurde, sie auch Andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heißt, und was, wenn es sich in Handlungen äußert, Pflicht genannt wird, läßt sich unter die zwei Gesichtspunkte bringen: des moralisch besten passiven und des moralisch besten thätigen Zustandes. Aus diesen beiden Sachen, Thun und Leiden, ist unser Leben, unser ganzes Wesen, unser Sein, insofern wir es gewahrt werden, — und nur in so fern kömmt es für uns in Betrachtung, — zusammengesetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Betr.

\*) Aus Garve's Abhandlungen und Aufsätzen.

Änderungen werden in uns hervorgebracht, die wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor und sind uns unsrer Thätigkeit bewußt. Daraus entstehen zwei Hauptarten der Tugend: eine leidende und eine wohlthätige. Zufriedenheit mit unsern Schicksalen scheint mir die erste. — Wohlwollen und Gütthätigkeit die zweite zu sein. Aus beiden Eigenschaften in ihrem größten Umfange und zusammen genommen scheinen mir die menschlichen Tugenden, als aus ihrer ersten Quelle, herzufließen. In Betrogung des Bösen und in Beförderung des Guten scheinen mir alle menschlichen Pflichten als in den letzten Endpunkten zusammenzulaufen. Wenn ich mich einer schon etwas veralteten und in mancher Absicht unsichlichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: so würde ich sagen, daß das Erkere den Inbegriff unsrer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unsrer Pflichten gegen die Menschen bezeichne.

In Absicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf ihn wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, ist eine Gesinnung, ein Betragen, wie sie die besten, reinsten Begriffen von Gott gemäß sind. Aber diese Begriffe sagen, daß alle Eigenheiten unsrer Natur oder unsrer Umstände, und alle Veränderungen, die in beiden vorgehen, ihren letzten Ursprung in Gott haben; und daß Alles, was er macht und zuläßt, im Ganzen das möglich Beste ist. Beruhigung des Gemüths also bei dem Unangenehmen, das wir fühlen und doch nicht wegschaffen können, ist die größte, oder ist vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unsre Ueberzeugung von seiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in diesem großen Bezirke der Dinge, welche von uns ganz unabhängig, durch angeborne Beschaffenheiten unsrer körperlichen und geistigen Natur, oder durch die Verhältnisse und Veränderungen des Weltlaufs bestimmt werden, — was bleibt in diesem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgesetzt, daß wir wirklich nichts dabei ändern können, so ist nur ein Geschäft uns übrig gelassen — dies, unsre Natur so viel, als möglich ist, dabei aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden so wenig als möglich unterdrücken zu lassen; unsre Freiheit gegen das, was diese Freiheit einschränkt, nach Vermögen zu verteidigen. Und wodurch ist dies anders zu erreichen, als durch Gelassenheit, Geduld, stillen Geist, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menschen im unthätigen Zustande und vornehmlich im Leben unterscheidet?

Auf der andern Seite bezieht sich alles moralische Gute im Handeln auf Wohlwollen. Lieben, die Glückseligkeit aller empfindenden Wesen nach Maßgabe ihrer Verbindung mit uns gerne sehen, begehren und befördern, das ist der Grund oder die Summe aller rechtmäßigen, guten und heroischen Handlungen.

Viele Pflichten entstehen aus einer Mischung und Veredlung beider Tugenden. Es muß dabei ertragen, und es muß gehandelt; — dem Eindrucke des Uebels auf unser Gemüth muß gesteuert, und Gutes muß zugleich bewirkt werden. In diejenigen Handlungen, welche uns das wahre Gepräge echter Tugend zeigen sollen, müssen die leidende und die thätige Güte in sich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu sehen, wo wie große Tugenden bewundern sollen. Eine jede Aufopferung aber setzt eine gelassene, mit Gemüthsruhe verbundene Ertragung eines Schmerzes voraus. Wenn in der Gefahr den selben diese Gleichmüthigkeit, diese Zufriedenheit verliere: so würde er durch den Aufruhr verdrüsslicher oder ängstlicher Gefühle seiner Besonnenheit beraubt und an der Ausführung seines gemeinnützigsten Werks verhindert werden.

Eben so ist die Tugend der Mäßigung zusammengesetzt. Die Begierde, wenn sie zum Genusse gelangt, will im Genusse immer weiter gehen. Die Mäßigung hört bei dem, von dem Verstande angegebenen Punkte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch forpdauert, und daher bei Einbigung des Vergnügens eine verdrüssliche Lere zu erwarten steht. Je gelassener der Mensch das Unangenehme erträgt: desto leichter wird er sich in der Verfolgung des Vergnügens mäßigen.

Alles, was in Krankheiten oder in solchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das Gemüth wirken, als Pflicht gefordert werden kann, ist Geduld. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geistes dabei sich offenbart, ist Pektetigkeit, die nur ein größerer Grad von Geduld ist.

Die Pflicht des Fleißes bei der Arbeit ist nichts Anderes, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit; — der Standhaftigkeit, womit man eine verdrüssliche Empfindung, — die Ermüdung, — erträgt, und der Treue, womit man seine Kräfte zu nützlichen Absichten anwendet.

Großmuth, Vergeltung der Beleidigungen, die gefährvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle diese schweren und heroischen Tugenden werden nur deswegen höher als andere ge-

schätzt, weil sich in ihnen jene beiden Hauptzüge, oder jene Bestandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weise zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweist, muß ein ihm angethanes Uebel mit Gelassenheit ertragen und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere seine Ruhe, seine Gesundheit und sein Leben wagt, muß zugleich seine Liebe gegen das Gute, welches es befördern will, zu entflammen, und seinen Abscheu gegen das Uebel, dem er sich aussetzt, zu mäßigen wissen.

Und wenn dies, sich so verhält; wenn Zufriedenheit und Wohlwollen, die beiden Grundsäulen tugendhafter Gesinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: so ist auch ohne weitläufige Beweise klar, daß Tugend den Menschen, und warum sie ihn glücklich mache. Feiterkeit und Liebe sind eben so gut für die beiden Hauptarten des glücklichen Bestandes, als für die der pflichtmäßigen Gesinnungen anzusehen.

Alles Vergnügen ist ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen ist die Liebe: das leidende hat keinen andern Namen als den Namen des Vergnügens selbst; aber es ist in Absicht der Gemüthsstimmung von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterschieden.

Man kann sein Leben nicht anders genießen, als entweder durch angenehme Empfindungen, oder durch angenehme Beschäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objekte, die auf uns wirken, von unsern Sinnen, von unsrer angeborenen Stimmung ab. Dieser Theil unsers Zustandes ist also nicht in unsrer Gewalt: er muß erwartet, er muß genossen, oder er muß ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens ist, das Aufsehen auf Gott und die Vorsehung, alles dieses, was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zustand des Gemüths mit Vorsatz dem unwillkürlichen Zustande des Vergnügens oder der Lust (so weit dieses geschehen kann) näher zu bringen. Der geduldige Kranke hat nicht die Empfindungen des Gefunden: aber er arbeitet daran, seinen Gemüthszustand dem eines Gefunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelassene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden genießen: aber er wird sich bemühen, in seinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern gesegneten Lebens ist.

Die Geduld also arbeitet auf die Glückseligkeit los, obgleich unfähig, sie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünstige Einfluß äußerer Ursachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thun noch mehr: sie sind unmittelbarer Genuß; sie sind Freude mit Thätigkeit verbunden.

Vergnügen an leblosen Dingen bleibt bloße Empfindung; und heißt deswegen, wenn es ohne Raß und Ziel genossen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, Wollust. Vergnügen an Menschen, welches Lieben heißt, geht immer in Handlungen über, und ist ohne solche nicht zu genießen. Entweder sind dies Handlungen des denkenden Verstandes, wie beim Umgange, im Gespräch, bei der Mittheilung der Gedanken: oder es sind Handlungen des Herzens, wie bei erwiesenen Wohlthaten oder bei geleisteten Diensten. In allen Aeußerungen der Liebe ist die Befriedigung, welche jedes Wesen erfährt, das seiner Natur gemäß wirksam ist, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reizender Gegenstand auf unsre Empfindung macht.

Der Nachgierige, der Neidische, der Schadenfrohe, der Besehmet hassen: also leiden sie. Es sind Menschen vorhanden, die den äußersten Verdruss in ihnen erregen: sie sind also nicht glücklich.

Der Faule, der für andere Menschen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für sie aufwendet, lieben nicht und hassen nicht. Sie sind also leer an Vergnügungen: sie sind gewiß weniger glücklich, als wenn sie liebten, und ihr Geld oder ihre Kräfte aufwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man setze die Sanftmuth dem Borne, die Ergebung in den Willen der Vorsehung der murrenden oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Bosheit gegenüber: und man wird finden, daß selbst der Name der ersteren Eigenschaften schon etwas Verdrüssliches und Unglückswissendes in sich schließt. Bei der Beobachtung der Gemüthszustände selbst wird man noch deutlicher entdecken, daß von den moralisch schlechtern Unlust ein Bestandtheil sei, daß hingegen Stimmung zum Frohsinn oder vermindertes Mißvergnügen bei dem bessern vorausgesetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, muß den Bornigen nothwendig zuvor bitter getränkt, — die, welche großmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Verdrüsslichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schicksale liegt immer zugleich ein Trost und eine Quelle der Freude verborgen oder wird dabei vorausgesetzt. Entsteht die Geduld, wie sie

dann am leichtesten entstehen und am sichersten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: so ist nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Dasein eben des Gottes, welchem wir unsre Geduld aufopfern, zugesichert wird. Ist aber diese Gelassenheit auch nur die Folge eines mühevollen Entschlusses, — der aufgebotenen Seelenkraft, welche dem Uebel widersteht, — selbst des Ehrgeizes, der keinen unanständigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an sich blicken lassen: so gibt dies zwar unmittelbar keinen Grund des Trostes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt des Uebels; es wehrt der traurigen Schwärmerci einer melancholisch gewordenen Einbildungskraft, einer Gemüthskrankheit, welche oft schlimmer ist, als das Unglück, wodurch sie erzeugt wurde.

Das bei großen Verbrechen augenscheinlich sichtbar ist, findet sich bei den meisten unmoralischen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze und Ausschweiflichkeit. Da herrscht in dem Augenblicke, da man sie begeht, eine der Leidenschaften in der Seele, die aus dem Verbrusse herströmen und Abarten der allgemeinen Leidenschaft sinnlicher Unlust sind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente da er sich zum Morde entschließt oder ihn vollzieht, eine Stimmung von Fröhlichkeit vorhanden sein? Muß man nicht glauben, daß sein Geist eben so finster und melancholisch ist, als seine Mienen schrecklich und wild aussehen? Ist auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne daß schon ein stiller Lächeln auf dem Gesichte des tugendhaften Mannes das Vergnügen oder die Zufriedenheit, die sein Inneres in diesem Zeitpunkte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes in Gedanken hat, Gutes an andern Menschen empfindet, (ohne welches es nicht möglich wäre, ihnen wohlzuwollen), Gutes in seiner eigenen Handlung gewahrt wird und in deren Folgen voraussieht, Gutes will und hervorbringt, — wie könnten andere als angenehme Empfindungen der Seele betreiben?

Wenn es uns also gelänge, daß über die unwillkürlichen Eindrücke von außen und innen, durch welche unser Zustand schmerzhaft, die Gegenstände uns verdrüsslich, die Menschen verhaßt, und wodurch wir also nach und nach boshaft werden, die Selbstthätigkeit unserer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der leblosen und Liebe gegen die lebendige Natur vorsätzlich zu bewirken sucht, die Oberhand gewänne: müßte nicht eben diese Bemühung, durch welche wir nach Aller Geständniß die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückseligkeit näher bringen?

Ich sehe wohl ein, daß die obige Einteilung der Tugenden, auf welche sich die folgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer systematischen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie ist einer von den vielen Gesichtspunkten, unter welchen sich die Moral bei der Betrachtung einzelner Menschen und besonderer Fälle zeigt. Es ist dessen ungeachtet nicht unmöglich, auch diese eingeschränkten Gesichtspunkte zu sammeln: theils, weil ihre vollständige Aufzählung, wofür sie möglich ist, bereits richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen lassen, von wo aus wir alle unsre Pflichten und nach ihrem ganzen Zusammenhange übersehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeschränkte Gesichtspunkt immer für diejenigen Menschen besonders lehrreich ist, mit deren Natur und Lage er insbesondere harmonirt.

Für mich zum Beispiel hat der Gedanke sowohl eine beruhigende Wirkung, als eine mich ermunternde Kraft, daß meine Pflichten sich in zwei große Vorschriften vereinigen, — mich von dem Uebel, das mich drückt, nicht abzuwenden zu lassen, und an der Beförderung des Guten, sei es mit noch so eingeschränkter Kraft, unermüdet zu arbeiten.

## Ueber fehlgeschlagene Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlgeschlagen; — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchtlichsten. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügungen so ergößend, als wir uns Werde einbildeten, da wir sie wünschten. Der verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bei der Voraussetzung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Wunsche kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unsers Bestrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie sein mögen, doch wegen ihrer

Mannigfaltigkeit oder wegen ihrer Dauer im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Wachen den schönsten Sonntag in der anmuthigsten Gegend verdrüsslich und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öftersten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kommt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkt, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgang wir uns aufzuheitern und versprechen, nicht zu Hause zu werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kollé überfallen; und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrüssliche Laune zurück.

Aber eben so oft tragen uns unsere trägen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Erben am meisten geduldet hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohen, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber: andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unübersteiglich scheint; und wir übersehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines größeren Frohsinns. Ich habe Eltern, jüdtliche Eltern gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen; und die doch in der Folge so ruhige und heitere Lage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit ungetrennten Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bei solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile miswuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem unglückseligsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrüsslichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines höhern: und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwicelung der Sache überrascht.

Woher kommt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussetzungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustigt; in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unwordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet Beides unter gewissen Einschränkungen Statt.

Es ist richtig, daß in Absicht dieses Fehlgeschlagens der Erwartungen ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Ausschläge rühmen. Obgleich die Einen vielleicht aus Verdruss oder Daghastigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks abtreiben; mögen die Andern aus Stilleit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen Anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussetzungen vorkommt. Der Mensch, welchem dieses letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuschenden Vorfälle, — Etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Personen, deren Voraussetzungen am öftersten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussetzung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt: desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobach-

tungen oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtsein, und so, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenschaft geben könnte: und eben deswegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt: der zur Ausführung weitaufliehender oder feinen Aufschub lebender Unternehmungen nöthig ist, von denen die Erftern durch die Größe ihres Umfangs, die Andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele wüßten lange nicht so oft ihres Endzwecks versehen, wenn sie bei dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinct geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beim Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfters als andere von gleichen Geistesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere sein, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Willens zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Anderer aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrabeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwicklung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beiden Classen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weiltäufige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beiderseitigen Gründe eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bei der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht: so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Auffindung der Wahrheit geneigt habe. Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestrenzten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehen fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrscheinlich besser dabei fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr zu irren, insofern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweiten Falle eigenthümlich. So verblinden Manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unvorwandten Augen ansehen.

2. Eine Ursache, welche viele fehlergeschlagene Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben: und diejenigen werden ohne Zweifel am öftersten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begierlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, so gibt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schwelcherhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie sein mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sei, dergleichen zu erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst betrachtet sein; im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig ein Mal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für lebenswüthig hält, sieht einer vortheilhafteren und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch ein Mal den ihm angemessenen Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit sein. Dem besten Menschen steht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unsrer vernünftigen Natur gemäß, Glückseligkeit mit Tugend in unsem Vorstellungen zu verknüpfen. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet,

und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deswegen öfter als Andere in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bei Andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnsinnes versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft, das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberzeugung von dem Besitze der Sache hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten, oder die sich für begünstigte Liebhaber irgendeiner schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftiger er hat, desto mehr und desto gewisser Erwartungen hat er; und desto öfteren und schmerzlicheren Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größer Dinge er begehrt, desto seltener Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifen der Wünsche.

Oft vereinigt sich Beides: Stolz und ungezügelter Begierde. Das geschieht bei denen, die sich ihres Glücker selbst als eines Verdienstes rühmen und wie Cäsar glauben, daß die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Personen und ihre Entwürfe anvertrauen. Diese Einbildung, so sehr sie an sich Irrthum ist, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich sein, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bei gewöhnlichen Menschen und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagnisse.

Fast jeder Mensch traut, besonders wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die meisten ängstlich und furchtsam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Daher sind sie so sorg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jenseits zu leisten, dieses zu geben aufgefordert werden, und hingegen so freigebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es ist nicht immer die Absicht zu täuschen, was sie zu diesem Letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu; sie glauben ebensowenig, daß bis zu dem bestimmten Zeitpunkte die Umstände zu ihrem Vortheile sich abändern, ihre Hilfsquellen sich vermehren und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bei Einigen zu einer schädlichen Thorheit auf. Der äußerste Grad davon zeigt sich bei gewissen halb Wüthigen, die, mitten im Glücke, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungerückte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden, und sich am Ende eine desto bittere Zukunft zu verdienen, je übertrieben die Hoffnungen waren, welche sie sich bei der Aussicht auf die selbe machten.

Dieses fehlergeschlagene überspannter Erwartungen ist

B. den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Ausdauer, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranlaßt hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortzubringen will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel fließen soll, erwartet; der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlergeschlagene Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der

Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will; oder wer für das, was er begehrt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden sein.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß, wenn in irgend einem Umfange des menschlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger oder widriger Zufälle, — sich deutlich zu zeigen scheint, es in diesem Umfange ist, daß die Vermuthungen des einen Menschen bei gleicher Klingheit und gleich reifer Ueberzeugung öfter mit den Erfolgen zusammentreffen als die des andern. Daraus entsteht, daß die Veranlassungen des einen immer passender sind und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, insofern der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnötig; bald die nothwendigen von sich veräußert findet, immer aber seine früheren Handlungen mit den spätern Ereignissen im Widersprache steht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bei gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Causalität der Natur mit dem Principe der Freiheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannteren Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeschränkten oder vernünftigen Thätigkeit besser als bei andern zusammen. Sie sind, — um mich des Ausdrucks einer veralteten Hoheit zu bedienen, — mit der Welt; in der sie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall seine Wälse den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, ist schon von uralten Zeiten her bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbaren Erscheinungen, durch edlichtete Erzählungen vergrößert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig ist als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hilfe gerufen. Der vernünftige Gottesdrehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergünden kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bei Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, daß es zu der Erklärung mancher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glück führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignen haben, wie sie sich dieselben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bei Ausführung, sondern auch bei der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten wegen des öftern Fehlschlagens seiner Erwartungen ein großes Mißtrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schwächerer Mensch, wenn er in eine große und fremde Gesellschaft tritt. In der Bescheidenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblick an befindet, hhet und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente sehen ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unschlüssiger, und hat also auch falschere oder zweideutigere Ahnungen als bei einem ruhigen Zustande des Gemüths sich von dem Maße seiner Einsichten erwarten läßt.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, überhebt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer stärker angeheftet.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft als durch sie erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigne Handlungsweise, — die Gesetze, wonach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu wirken und zu schließen pflegt, — zu erforschen: es sei, um die Quelle seiner irrigen Voraussetzungen zu entdecken, und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sei, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemachter und gut überlegter Anschläge zum Voraus zu gewöhnen.

Es umgibt aber sich auch das Schicksal oder die Uebersichtskraft der Menschen in der glücklichen Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Ansichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen bloß von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Unterzum hat seine eigene Natur, seine eigne Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal,

und zerstören sich zu andern Malen: — zwar Alles nach einem Plane, (so glaubt und hofft es der Gottesdrehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß bei diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Welt und selbst das Wohlfeyn eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache mich zu wundern, daß bei diesem so unendlich mannigfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geistigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Gesetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Bestrebungen oft gleichsam angedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mit nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Wohlmeinheit kann dabei bestehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehbare Kampf aller Naturkräfte unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen festgegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reiflicher Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat misslingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmüthe und der Niedergeschlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit besserem Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermeidlicher, und in der Bewusstheit der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen. In den Handlungen selbst, die er thut, in dem Fleiße, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabei in sich bekehrt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Griffes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewiß ist, und der ihn schablos hält, wenn er den andern Endzweck, den seine Handlungen in gewissen äußern Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beiden; sonst unverträglich scheinenden Sachen zu vereinigen: so munter und dreist an jedes Geschäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum Voraus gefaßt zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bei seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bei sicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch Beides werden sein Verstand und sein moralischer Charakter gewinnen.

Es ist unaussprechlich, daß, so lange sich der Mensch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Thun eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtigt glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach seiner Meinung gehört. In den Augen bilden, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungerne die ganze Welt aufgeopfert sehn, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, ja gleichem Wohlfeyn berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einseht, daß diese Alle, in Allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, (wont er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretisches Beweise bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß Weisheit erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegengeartet wird, als wenn er seine zuweit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmeis und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines früher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dies vielleicht bloß einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Unrechtheit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch, jene zu verbessern und gegen diese Schutz zu finden. Man

Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur, daß immer ein Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; daß, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen und ihrem Wirkungskreis so sehr zu erweitern sucht, als sie kann, alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Eifersucht in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu sein, als wenn er sich seiner Talente und seiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinn fröhlich nach Hause geht.

### Ueber den Charakter der Bauern.

Es ist nichts gewöhnlicher, als Schilderungen von den Charakteren ganzer Nationen zu machen. Ich glaube, daß es weit nützlicher, und daß es auch eher möglich ist, die Charaktere der verschiedenen Stände in einer Nation richtig zu schildern.

Zwar, wenn diese Nationen verschiedene Sprachen reden, unter ganz unähnlichen Regierungsformen stehn, und Länder von verschiedenem Klima bewohnen, so können allerdings ihre Unterschiede so groß, und das Eigenthümliche jeder kann unter den Individuen derselben so herrschend sein, daß sich diese Charaktere:züge beobachten und mit einiger Bestimmtheit angeben lassen. Der französische, englische und deutsche National-Charakter läßt sich schildern. Nur ist auch hier die Beobachtung schwer, weil der Gegenstand zu groß ist; und die Ausführung ist leicht, weil jeder Beobachter immer von einem Theile auf das Ganze schließen muß.

Aber wenn man von den Einwohnern einer eingeschränkten Provinz, z. B. Schlesiens, — weil man sie wegen ihres eigenthümlichen Namens als eine eigene Nation ansieht, — auch einen besondern Charakter angeben will; so ist es fast unmöglich, daß diese Schilderung bestimmt, oder daß sie richtig sein sollte. Sie sagt entweder nichts Bedeutendes, oder sie sagt etwas Falsches. Wer kann es z. B. wagen, den Charakter der Schlesier mit einiger Zuverlässigkeit zu bestimmen? Die Grenzen der Länder und Provinzen sind nach so vielen Wanderungen, Eroberungen, Vertauschungen, nicht mehr die Grenzen der Nationen. Nicht da, wo eine neue Benennung des Landes anfängt, fängt auch ein neues System von Regierung, Religion und Sitten der Einwohner an. Polen und Deutsche sind gemeinschaftliche Einwohner von Schlesien: die Charaktere der beiden Nationen zeichnen sich noch immer merklich aus. Sachsen und Niederschlesien hingegen werden Beide von Deutschen bewohnt: die Unterschiede von Menschen in beiden Provinzen sind keine, kaum zu bemerkende Schattirungen.

Aber weit auffällender sind diejenigen Unterschiede, und weit weitern Ausnahmen unterworfen, welche in jeder Nation die verschiedenen Stände von einander absondern, seitdem die Ungleichheit dieser Stände, durch eine Reihe von Generationen befestigt, jedem seine eigene Beschäftigung angewiesen, jeden mehr in sich selbst verbunden, und von den übrigen getrennt hat. Zwischen den Sitten der großen Welt in allen europäischen Hauptstädten ist eine Ähnlichkeit, welche machen könnte, daß, wenn man aus den Gesellschaften der einen in die der andern plötzlich versetzt würde, man nur aus einem Punkte desselben Orts in das andere gekommen zu sein glaubte. Zwischen den Sitten des Adligen, des Bürgers, des Bauern ist, in Frankreich sowohl als in Schlesien, ein Abstand, der Jedem in die Augen fällt, sobald er von der einen Classe zu der andern übergeht.

Diese Charaktere der verschiedenen Stände zu kennen, ist auch ohne Zweifel, für das Privatleben und für die innere Regierung eines Landes, von eben so großer Wichtigkeit, als es für die Führung der auswärtigen Angelegenheiten ist, die National-Charaktere zu wissen.

Der Charakter der verschiedenen Stände hat einen Einfluß auf das Betragen derselben gegen einander; und also auf alle

Geschäfte, wo Leute aus mehreren Classen sich zu einem gemeinschaftlichen Endzweck vereinigen. Jeder Mensch hat mit Personen von höherm und niedrigerm Stande zu thun: die Regierung hat mit Allen zu thun. In politischen also sowohl als in ökonomischen und moralischen Rücksichten ist es nützlich, die Gesinnungen und Gewohnheiten kennen zu lernen, welche in jeder Ordnung der Bürger herrschen.

Unter diesen Classen nimmt sich wieder der Bauernstand durch größere und abweichendere Verschiedenheiten aus.

Der Charakter der Bauern wird hauptsächlich durch zwei Ursachen bestimmt. Erstlich durch ihre Beschäftigung, die eine körperliche, schwere, einseitige Arbeit ist, und wenig Umgang mit Menschen anderer Stände veranlaßt; zweitens durch ihr bürgerliches Verhältniß, nach welchem sie in einer beständigen Abhängigkeit von einem ihnen immer gegenwärtigen Herrn leben, dessen Gerichtsbarkeit sie unterworfen und dem sie zu Diensten und Abgaben verpflichtet sind.

Vermögen des ersten Umstandes haben sie also diejenige Ausbildung des Verstandes und die Stimmung des Geistes, welche Leute bekommen, die sich nur mit einem einzigen Gegenstande beschäftigen, aber diesen Gegenstand durch beständige Erfahrung, durch das eigne Handanlegen und durch eine von dem Interesse geschärfte Aufmerksamkeit sehr genau kennen lernen. — Die Begriffe solcher Leute sind eingeschränkt, aber sie sind, so weit ihr Gesichtskreis reicht, richtig. Sie kennen wenige Dinge aus Erzählungen, aus Nachrichten, aus Büchern: sondern Alles, was sie wissen, haben sie mit Augen gesehen und mit ihrem Händen betastet. — Die Begebenheiten ihres Lebens, die Vorfälle ihrer Verwandten, Nachbarn und Bekannten, nebst dem, was zum Ackerbau und zu ihrer Wirtschaft gehört, machen den einzigen, so wie den immerwährenden Gegenstand ihres Nachdenkens und ihrer Gespräche aus. Dies Alles nun führt zu dem, was man bunnens nennt. Denn Jedermann würde ihn haben, wenn Keiner von mehr Dingen urtheilen wollte, als die er täglich unter Händen hat. Die meisten der halb verstandnen Begriffe, die zu falschen Schlüssen Gelegenheit geben, kommen von dem Unterrichte, der durch Worte gegeben wird, her; er mag nun aus der Schule mitgebracht oder aus dem Umgange und aus Büchern geschöpft sein. Wenn das Gedächtniß wenig oder nichts zu fassen vermag, als was die Sinne vorher beschäftigt hatte: — da kann der Verstand vielleicht leer bleiben, wenn der Gesichtskreis des Menschen zu klein ist; — aber er wird nicht schief und unrichtig werden.

Der zweite Umstand, der das Eigenthümliche der Bauern, wenigstens in deutschen Staaten, bestimmt, ist ihr Verhältniß gegen ihre Gutsheeren und gegen die bürgerliche Gesellschaft überhaupt. Sie sind die untersten Glieder der letztern, und sind also oft der Verachtung, zuweilen auch der Unterdrückung von Seiten der Höheren ausgesetzt. Sie sind von den Ersten zugleich Dienstknechte, die ihnen arbeiten müssen, und Vasallen, die von ihnen gerichtet und gestraft werden. Diese doppelte Gewalt führt nothwendig etwas Willkürliches mit sich. Kein Stand wird so unaufhörlich der Oberherrschafft, die Andre über ihn haben, gewahr, als der Bauernstand.

Es gibt eine andere Classe unterer Mitbürger, die, so was ähnlich ihre übrigen Umstände mit den Umständen der Bauern sind, doch in diesen beiden Stücken mit ihnen übereinkommen, daß sie Alle nur ein einziges Art von Geschäften treiben, und daß sie lange sind gedrückt und verachtet worden. Das sind die Juden. Beide nämlich, Juden und Bauern, beschäftigen sich nur um eine einzige Sache, interessieren sich nur für eine: Jene um den Handel, diese um den Ackerbau. Beide sind in der bürgerlichen Gesellschaft von langen Zeiten her größern Lasten unterworfen, und mehreren Ungerechtigkeiten ausgesetzt gewesen als ihre Mitbürger. Und zum Beweise, daß diese Lage auf den Charakter des Menschen einen sichern und bestimmten Einfluß hat, finden sich auch zwischen diesen beiden Classen, so groß im Uebrigen die Verschiedenheit ihrer Volksart, ihrer Religion und ihres Glaubens ist, gewisse Ähnlichkeiten des Charakters, die auffallend sind.

Der Jude wird, wie der Bauer, genötigt und klug gemacht, — nicht durch Lehrer und Bücher, (die, welche sie haben, sind in Beidem oft mehr geschickt, ihre Klüße zu verbergen, als zu bilden,) sondern durch ihre Beschäftigung in ihrem Gewerbe, auf das sie Aufmerksamkeit wenden müssen, weil sie die Noth dazu treibt, und auf das sie alle Aufmerksamkeit wenden können, weil sie und alle die übrigen mit keinen andern Gegenständen zu thun haben.

Eine Folge bei Beiden von dieser selbstlerlangten Klugheit in einer einzigen Sache, und dem Mangel von Kenntnissen in allen andern ist, daß sie sich noch klüger zu sein einbilden, als sie sind.

Wenn man die Reden der Bauern hört, so oft sie unter sich und bei der Luft sind; wenn man nur auf die gelegentlichen Aeußerungen ihrer Denkungsart genau Acht gibt, die ihnen



zuweilen auch gegen Höhere entwichen, so wird man finden, daß sie von dem Verstande der vornehmen Leute keine hohe Meinung haben, und daß, wenn sie diese als gelehrter gelten lassen, sie sich und ihres Gleichen doch für klüger halten. Den großen Haufen der Vornehmen sieht der Bauer für eine Art von leichtsinnigen Thoren an, die nur mit Kleinigkeiten oder mit ihrem Vergnügen beschäftigt sind, und die von dem Soldaten und Nothwendigen, dergleichen der Ackerbau ist, keine Begriffe haben. Wenn er einzelne Personen aus jenem Orden klug auch nach seiner Weise und in seinem Geschäfte einsichtsvoll findet: so ist es immer mit einer Art von Bestrebung, daß er ihnen diese Vorzüge einräumt. Man wird gewahr, daß erst Vorurtheile bei ihm überwunden werden mußten, ehe er dem Augenscheine trauen konnte.

Auf gleiche Weise habe ich oft gesehen, daß der Jude, wenn er merkt, daß ein Christ die Kunstgriffe seines Handels und die Ränke, die dabei angewandt werden können, einsieht, sich wundert, wie dessen Schachsin so weit habe reichen können.

Diese geringe Meinung von dem Verstande Anderer ist allen Menschen eigen, die selbst einem eingeschränkten, — aber in Einer Sache durch Übung geschärften, — Verstand haben. In Absicht derselben übersehen sie wirklich viele Aender. Von andern Gegenständen aber, wobei sich auch Schachsin und Klugheit zeigen können, haben sie keine Begriffe. Die Bedanten unter den Gelehrten sind in eben dem Falle.

Die zweite Ähnlichkeit zwischen Juden und Bauern, die aus der zweiten Ursache entsteht, aus dem Druce, unter welchem sie oder ihre Vorfahren gelebt haben, ist das Mißtrauen. Weider gegen ihre Obren und ist gewisser Weise gegen Alle, welche nicht von ihrem Wolfe oder von ihrem Stande sind; — die Einbildung, daß sie nicht Unrecht thun, wenn sie durch List und Betrug denen etwas abzugewinnen suchen, die so viele Vortheile vor ihnen voraus haben.

Das Mißtrauen des Bauern gegen seine Herren und gegen Personen, die von dem Stande desselben, oder die mit ihm in Verbindung sind, — daher auch gegen die Unter-Regierungen selbst, — ist ein charakteristischer Zug seines Gemüths, der auf sein ganzes Betragen Einfluß hat. Dieses Mißtrauen ist, so wie die Ursache desselben, von doppelter Art. Entweder ist es Mangel des Vertrauens und eine Art von Scheu aus Unwissenheit, oder es ist wirklicher Argwohn aus vermeinter Erfahrung vom bösen Willen des Andern.

Das Mißtrauen der ersten Art ist die Gefinnung der Geringsen gegen die Höhern überhaupt. Zum Theil werden diese von jenen zu wenig gekannt. Und wirklich, nur die Bekannthschaft, nur der öftere Umgang verdringt die dem Menschen natürliche Schüchternheit, die man bei Kindern gegen Fremde bemerkt und die jedem Geschöpfe, das seine Schwäche fühlt, in Absicht neuer und ungewohnter Gegenstände eigen ist. Diese Furcht aber geht leicht in Widerwillen und Haß über: denn man ist Personen nicht gewogen, die eine so unangenehme Empfindung, als die Furcht ist, erregen. — Zum Theil ist der Abbild des Druces, der den Höhern unterscheidet, sind alle die sichtbaren Zeichen der Ungleichheit dem niedrigeren Theile unangenehm. Wenn der gemeine Mann nicht so tief in die Sklaverei versunken ist, daß er gar keine Vergleichung zwischen sich und seinem Gebieter anstellt, so sieht er den Letztern selten ohne Reide an: und mit dem Reide ist Liebe und Vertrauen unverträglich.

Eine zweite Art des Mißtrauens entsteht aus mehr positiven Ursachen. Die Erfahrung hat den Bauer gelehrt, daß wirklich viele Gutbesitzer in dem Betragen gegen ihre Unterthanen bloß durch Eigennuß getrieben werden; daß sie ihre Rechte so weit auszudehnen, die Vortheile des Bauern so zu beschränken suchen als möglich. Diese Gefinnung, die mehreren Gutsherrn zukommt, vermuthet der Bauer bei allen: diese Bewegungsgründe, die bei manchen Operationen derselben sichtbar sind, sieht er als die einzigen an, durch die sie regiert werden.

Ueberdies sind seine und seines Herrn Vortheile wirklich in vielen Stücken einander entgegengesetzt: nämlich in sofern die Vortheile des Arbeiters und dessen, der die Arbeit bezahlet, entgegengesetzt sind. Dieser Widerspruch fällt in die Augen. Die Verbindung, die in anderer Absicht zwischen ihrem beiderseitigen Interesse obwaltet, ist verwickelter und erfordert Uebersetzung. Daher bleibt der nicht denkende Bauer bei dem ersten Rehn. Bei jeder Neuerung, die sein Herr macht oder ihm vorschlägt, wenn er auch für jetzt noch keine ihm schädliche Folgen sieht, vermuthet er doch schädliche Absichten. Um also nicht überlistet zu werden, widersezt er sich, ehe er noch geprüft hat. Diese Partei scheint ihm immer die sicherste zu sein.

Dieses Mißtrauen des Bauern, habe ich gesagt, erstreckt sich auch auf die Regierung. — Nicht bis auf den Landesherrn. — Eben weil dieser auf der andern Seite durch seine Erhabenheit von den Gutsherrn so weit entfernt ist, als er selbst,

der Bauer, es durch seine Niedrigkeit ist; so glaubt Letzterer, daß der Fürst unparteilich sei. Aber die Beisitzer der Reichshöfe und Landescollegien sind mit seinem Gutsherrn von gleichem Range; Beide gehen viel mit einander um; jene können von diesem Gefälligkeiten und Dienste erwarten: sie sind ihm also nicht weniger verdächtig.

Ein dritter Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern: der, daß sie sehr zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit; — des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entstehen mehrere Folgen. Erstlich, sie werden durch den Umgang nach ihrer Art geschliffen, abgewischt. Sie sind zum Verkehr mit ihres Gleichen geschickter; sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, — von allen denselben nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, — bessere Begriffe als der gemeine Handwerker. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen, wie bei den Soldaten, was die Mühseligkeiten ihres Zustandes erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seines Gleichen, aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehen; damit eine genauere Bekannthschaft und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens ein vertraulicher Ton im äußern Betragen entfalte, ohne welchen der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt dieser Vortheile. Er geht meistens nur mit seines Gleichen um, weil er sich aus Stolz von den Niedrigern absondert; und er kommt mit seines Gleichen viel zusammen, weil Ruße und Reichthum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauer werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vortheile zu Theil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, — noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben, mit Höhern umzugehen. Er sieht fast nie andre Menschen, als Bauern um sich. Und seine Dienbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seines Gleichen häufig zusammen. Der Handwerker aus dem geringern und zahlreichern Häufen hat einige dieser Vortheile auch, obgleich bei weitem nicht in dem Grade wie der Bauer; der vornehmere Handwerker aber, der geringe Kaufmann, selbst ein großer Theil der Gelehrten entbehrt ihrer gänzlich. Der Höhere mag mit diesen nicht umgehen: sie mögen mit dem Niedrigern nicht umgehen; ihre Classe ist nicht zahlreich, ihre Arbeit kann nicht in Gesellschaft gethan werden, und Stunden der Ruße haben sie wenig.

Eben dieser Umstand macht aber auch ferner, daß die Bauern wie ein politischer Körper handeln; daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten: daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrer Mitte so viel über sie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen anderer Stände so wenig moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sei denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urtheile, Vorstellungen, Beispiele der Höhern hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit; und diejenigen, von welchen sich ein solcher Einfluß erwarten ließe, sind nur einzelne Personen, mit denen ihrer Viele zu thun haben. Von den Leuten ihres Standes hingegen sind sie beständig umgeben; deren Meinungen und Gefinnungen müssen also nothwendig auch bei denen, welche richtigere und bessere kennen gelernt haben, die Oberhand bekommen.

Der Cardinal Reg macht an mehreren Stellen seiner Memoiren, indem er das Verfahren des Pariser Parlaments bei den Unruhen der Fronde beschreibt, die Bemerkung: daß zahlreiche Corporen, sie mögen noch so viele aufgeklärte und sehr gebildete Leute in sich enthalten, doch, wenn sie beisammen sind, um gemeinschaftlich etwas zu berathschlagen oder zu beschließen, immer wie Pöbel handeln, d. h. durch solche Vorstellungen und Leidenschaften regiert werden, wie das gemeine Volk. Einige Ursachen davon lassen sich muthmaßen. Erstlich in großen Versammlungen wirken Vernunft und stillliches Gefühl, wenn auch diese Eigenschaften vielen einzelnen Gliedern zukommen, nicht so viel als Eigenschaften schlechterer Art, die aber einen mehr sinnlichen Eindruck machen: dergleichen eine gewisse populäre Beredsamkeit und Wig, mit Kühnheit verbunden, sind. Ferner giebt es Bewegungen des Gemüths, die, wenn viele Menschen beisammen sind, aufgedeckt werden wie das Fachen. Viele Personen nehmen an dem Unwillen oder der Feindschaft einer Gesellschaft, worin sie sich befinden, Theil, ohne die Gegenstände recht zu kennen, worüber der eine oder die andere entstanden ist. Noch mehrere, wenn sie auch den Grund der Sachen wissen und selbst daran Antheil nehmen, gerathen doch in eine größere Bewegung, als diese Sache an und für sich bei ihnen verursachen würde. Der Anblick so vieler in Leidenschaft gesetzter Menschen bringt sie aus ihrer ge-

wöhnlichen Fassung; und sie können mit dem Saufen zu Maßregeln ein, die sie gewiß würden verworfen haben, wenn sie allein in der Stille darüber nachgedacht hätten. Endlich, da der größte Theil der Menschen schwach und ohne bestimmten Charakter ist, so werden die Entschlüsse, die durch die Mehrheit der Stimmen ihre Sanction bekommen — das notwendige Grundgesetz aller beratend schlagenden Gesellschaften, — von dieser Schwäche und Eboheit die Spuren tragen.

Wenn dies in Versammlungen, deren Glieder aus den gestimmten Ständen sind, sich so verhält: wie viel mehr wird der Pöbel Pöbel sein, wenn er sich in zahlreichen Haufen versammelt, um durch die Mehrheit der Stimmen Angelegenheiten, die ihm wichtig sind, anzumachen. Daher sieht man auch, daß Bauern, welche bisher die gestimmtesten und vernünftigsten erschienen hatten, sobald sie sich zusammen rötten und für Einen Mann stehen, es sei gegen ihren Herrn oder gegen die Regierung, alsdann ganz blind handeln, keinen vernünftigen Vorstellungen mehr Gehör geben, und durch die thörichtesten und ungereimtesten Ideen regiert werden. Unter den Bauern, Mann für Mann genommen, giebt es kluge und gute Leute in denselben Verhältnisse als unter allen übrigen Ständen: aber eine Bauernversammlung charakterisirt sich fast immer durch Dummheit und Unbändigkeit.

Daher kommen auch die nachtheiligen Begriffe, welche die Höheren von diesem Theile der Menschen hegen. Sie betrachten die, welche dazu gehören, fast immer nur unter dem allgemeinen Gesichtspunkte als Bauern, — nach den allgemeinen Verhältnissen des Standes, nicht nach den besondern des persönlichen Charakters. Auf die individuellen Unterschiede zwischen Bauer und Bauer geben sie nur wenig Achtung: bei diesen verweilen sie wenigstens mit ihrer Aufmerksamkeit nicht lange. Aber die Befinnungen, das Betragen des ganzen Standes, diese sind es vornehmlich, welche ihnen in die Augen fallen, welche ihnen am längsten in Gedanken schweben. Und da dieses Betragen sich selten anders als durch Widersetzlichkeit, und oft durch Dummheit auszeichnet: so entsteht daraus die Veranlassung zu sehr nachtheiligen Urtheilen vom Bauer überhaupt; Urtheile, die nur derjenige prüfen kann, und die der gewiß mildern wird, welcher in die Häuser der Einzelnen geht, und das Verhalten eines Jeden gegen die Seinigen, gegen sein Gemüthe, seine Nachbarn u. s. w. untersucht.

Man findet bei den Bauern noch eine andere Folge von dem esprit de corps; daß nämlich in manchen Gegenden, selbst in einzelnen Dörfern, ein gewisser eigener Charakter herrschend wird; daß sich die Anlagen zu gewissen Tugenden oder Lasteren, — auf der einen Seite Hang zur Trägheit und Heberlichkeit, oder Widersetzlichkeit und Grobheit, oder diebischen Wesen, auf der andern Arbeitsamkeit oder Sparsamkeit, — bei den Einwohnern dieses oder jenes Distrikts gleichsam festsetzt und durch mehrere Generationen forterbt. Man sieht eben dies nach dem Zeugnis verständiger Offiziere unter der Arme bei einzelnen Regimentern, selbst bei Compagnien gewahr: daß sie sich durch einen gewissen Ton auszeichnen, der in jedem Individuum aus denselben mehr oder weniger sichtbar wird. So ist der Fall bei Universitäten, bei Schulen, bei allen solchen politischen Körpern, deren Mitglieder in einer Entfernung von den übrigen Menschen leben, stark unter sich zusammenhängen, und sich nur durch einen so allmählichen Zuwachs wieder ergänzen, daß die vom alten Stamme und von den alten Sitten über die Neuankommenden, wenn sie auch von anderer Denkungsart wären, immer die Oberhand behalten. Fehler, die in solchen Gesellschaften herrschend geworden sind, lassen sich deshalb schwer und nur langsam verbessern. Bei den Corps aus dem Soldatenstande kann ein neuer Befehlshaber sehr viel ändern, weil dieser nicht nur Obrigkeit, sondern auch Erzieher seiner Untergebenen ist. Der Edelmann kann bei seinen Bauern weniger, und er kann das nicht so schnell ausrichten, da er nicht in so vielen Verhältnissen sie beherrscht und nicht in so immerwährendem Verkehr mit ihnen steht.

Die bisher genannten Charakterzüge der Bauern waren aus dem Eigenthümlichen ihrer Lage gleichsam a priori zu schließen; andere werden am besten a posteriori erkannt, wenn man theils ihre äußern Sitten und ihre Handlungsweise betrachtet, theils auf die Meinungen Acht giebt, welche in der Welt von ihnen herrschen und dann zurückgeht, um von jenen die Gründe, von diesen die Veranlassung aufzusuchen.

Die Anmerkungen dieser Art können als Beobachtungen nicht in einem strengen Zusammenhange unter sich stehen. Die Meinungen werden um deswillen mehr Stücker sein, da ich nur kurze und immer unterbrochene Beobachtungen anzustellen Gelegenheit gehabt habe.

## I.

Es ist ein altes Sprichwort, wenn der Bauer nicht muß, so rührt er weder Hand noch Fuß: und wirklich ist bei einem großen Theile auch des jungen Dienstvolks die äußerste Trägheit in Geberden und Stellungen sichtbar. Woher kommt das?

Erstlich. Von jeder schweren körperlichen Arbeit, wenn sie nicht zugleich abwechselnd und belustigend ist, oder zum Schauspiel für Andre dient; wenn sie die Glieder des Körpers nicht in schnelle und lebhaft, sondern in langsame und anhaltende Bewegung setzt: von jeder solchen Arbeit ist wegen der damit verbundenen Ermüdung der Hang zur Trägheit fast unausbleiblich die Folge. Von dieser Art ist die Arbeit des Bauern: sie macht seinen Körper steif und unbehilflich, und also seine Seele geneigt zur Ruhe.

Zweitens. Trägheit ist eine Folge der Leerheit des Geistes. Niemand setzt sich anders in Bewegung, als wenn in seiner Seele Begierden entfehen, welche die Triebfedern zu Handlungen sind. Und Begierden setzen Vorstellungen, setzen Kenntniß von gewissen Gütern voraus. Wer nichts denkt, wünscht auch nichts; und wer nichts wünscht, wird auch wenig zu thun Lust haben. Je geringere Bekanntschaft daher der Bauer mit gewissen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, und je weniger Neigung er dazu hat, desto schwächere Triebfedern hat er auch; folglich desto weniger Thätigkeit, — wosfern ihm nicht Hunger oder äußerer Zwang dazu antreibt. Diese Quelle der Trägheit wird unstreitig durch Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts verstopft. Vielleicht trägt die Aufklärung des Bauern nicht immer zu seiner moralischen Besserung bei; denn wir sehen ja, daß Güte des Charakters oft da fehlt, wo die Kultur am höchsten ist: aber das thut sie gewiß, daß sie ihm seine Gedankenlosigkeit benimmt, wodurch auch seine Unbeweglichkeit vermindert wird; daß, indem sie seinem Geist etwas mehr Beschäftigung giebt, sie ihn auch zur äußern Geschäftigkeit aufgeleitet macht.

Vielen Faulen kostet nur der erste Schritt etwas. Wenn sie einmal in Bewegung sind, so fahren sie mechanisch fort zu arbeiten, und sind oft unermüdet als die, welche mit Lust und Munterkeit an die Arbeit gingen. Die Ursache ist diese: ihre Faulheit liegt mehr in der Seele als im Körper. Beim Anfange einer Arbeit ist Nachdenken nöthig, es sei, um sich zu entschließen; es sei, um die Anstalten dazu zu treffen. Zur Fortsetzung einer solchen Arbeit aber, dergleichen der Bauer sie hat, ist nur Anstrengung der Muskeln nöthig. Wer daher dem Bauer das Denken erleichtert, ihm entweder mehr Gegenstände dazu darbietet, oder ihn mehr in die Übung desselben bringt, der macht ihn gewiß auch behender, gewandter und thätiger. Jenes thut aber der Unterricht.

Der Charakter des Bauern nähert sich dem Charakter des Wilden; und dies um desto mehr, je ungestimmter er ist. Die Unthätigkeit des Trofesen oder des Pottentotten in seiner Stille ist unbegreiflich. Er kann halbe Tage lang auf einem Flecke sitzen oder zusammengerückt wie ein Igel liegen, ohne sich zu rühren, ohne einen Laut von sich zu geben. Eben derselbe Mensch wird, wenn ihn die Lust oder der Hunger auf die Jagd treibt, wochenlang die Wälder durchstreichen und in einer unausführlichen Bewegung sein können, ohne zu ermüden. Jene todtenähnliche Ruhe kommt aus der Gedankenlosigkeit: diese unermüdete Thätigkeit kommt von der Stärke des Körpers. Der Uebergang von dem einen Zustande zu dem andern kann nur durch Erregung einer Leidenschaft geschehen.

Diese Schilderung scheint nichts Anderes, als die Karrikatur von dem Bilde vieler unfrer Bauern zu sein. Ihre Faulheit steht immer im Verhältnisse mit ihrer Grobheit und Dummheit. Sie ist nicht sowohl Abneigung vor aller Arbeit, als Abneigung vor der Arbeit, die man ihnen aufträgt, weil sie die Bewegungsgründe dazu nicht einsehen, oder weil diese Bewegungsgründe nicht stark genug auf sie wirken. Sie ist periodisch und wechselt mit Zeiten einer unmäßigen Arbeitsamkeit ab. Sie zeigt sich hauptsächlich alsdann, wenn der Mann von der Ruhe zur Arbeit angefordert wird. Sie kann nicht gehoben werden, wenn nicht die Seele Mittel bekommt, sich immerwährend auch in den Zeiten der Ruhe zu beschäftigen. Nur dadurch wird der Mensch vor dieser durchgängigen Anspannung aller seiner Kräfte verwahrt, die ihm den Entschluß zu einer neuen Anstrengung so schwer macht.

Der gedankenlose Bauer ist faul, weil er keine Verbesserung seines Zustandes wünscht, und sich nach keinen Mitteln, sich solche zu verschaffen, umsieht. Aber auch der überlegende Bauer wird träge und lässig, wenn er nach diesen Mitteln lange vergeblich gesucht, wenn er gar keine Aussicht vor sich hat, zu den bessern Umständen, die er wohl wünscht, zu gelangen. Die natürliche Begierde des Menschen, sich glücklicher zu machen, ist wie jede andre Triebfeder: ihre Spannkraft

wird durch einen zu großen Gegenbruch, den sie nicht zu überwinden vermag, endlich zerstört. Die Thätigkeit ermattet unter beständigen Fehlschlagungen. So werden Familien, so werden ganze Gemeinden, in denen weder Dummheit noch Uempfindlichkeit herrscht, faul, wenn sie vielleicht durch mehrere Generationen immer vergeblich gestrebt haben, aus der Armut herauszukommen. Da also, wo der Landmann entweder keine Gelegenheit zu Gewinnen bringenden Arbeiten hat, oder wo die Arbeiten zu schlecht gelohnt werden und keinen der darauf gewandten Zeit und Mühe verhältnismäßigen Verdienst geben, oder wo durch landesherrliche oder herrschaftliche Abgaben zu viel von diesem Gewinn abgenommen wird; kurz, wo der Bauer mit seinem sauersten Schweiß doch nichts vor sich bringen kann: da entsteht diese, ich möchte sagen erzwungene Faulheit, die sich von der natürlichen, sowohl der Art als der Ursache nach, unterscheidet. Der Bauer, da er alle andre Wünsche aufgeben muß, sucht endlich das einzige Vergnügen, das dem ohnmächtigen Menschen übrig bleibt, die Ruhe.

Daß dieses so sei, zeigt sich durch deutliche Erfahrungen, wenn man Achtung giebt, in welchen Ländern, Gegenden und Zeiten die fleißigen, und in welchen die faulen Leute wohnen und leben.

1. Fast immer wird man in den fruchtbarsten Gegenden eines Landes, an den Flüssen, in der Nachbarschaft großer Städte die Emsigkeit, — und auf düren unfruchtbaren Pöden, in abgelegenen Dörfern, in unbewölkerten und unbesuchten Gegenden die Faulheit zu Hause finden. Wenn ein tragbarer Boden und die Nähe der Käufer für die gewonnenen Erzeugnisse an einem Orte zusammen kömmt: so ist es fast unfehlbar, daß seine Einwohner betriebam sein werden.

2. Man sieht aus der Geschichte der Colonien, wie erstaunlich fleißig die Menschen in einem Lande sind, welches sie erst zu bebauen anfangen und dessen Grund und Boden noch so wenig vertheilt ist, daß jeder sein Erbtheil nach Maßgabe seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit erweitern kann. Freilich giebt diesen Ankömmlingen, die ein wüstes Land anpflanzen, auch die bloße Nothwendigkeit, sich vor Hunger, vor den Elementen und wilden Thieren zu schützen, eine größere Energie. Aber dieser Antrieb hat auf die Kinder und Kindeskinde der Anbauer keinen Einfluß. Entweder überwinden die Menschen diese Hindernisse bald, oder sie werden von ihnen überwunden. Eingezogen die Leichtigkeit, mit welcher jeder Vater durch Urbarmachung wüster Flecke seinen Kindern neue Besitzungen verschaffen kann, die Möglichkeit, welche der Fleißige und Verschleißige vor sich sieht, sein Eigenthum ohne Ende zu erweitern: dieser Antrieb dauert in solchen Colonien lange fort. Daher werden in diesen ersten Zeiten des Anbaues in dem zuvor unbewohnten Lande in kurzer Zeit Werke zu Stande gebracht, über welche die Nachkommenschaft, wenn sie nun den Grund und Boden unter sich vertheilt hat und an eine ruhigere Arbeit gewöhnt ist, erstaunt. Sie ist alsdann in Versuchung zu glauben, was doch von andern Seiten so wenige Wahrscheinlichkeit hat, daß in frühern Zeiten die Bevölkerung müsse größer gewesen sein. So viele Ableitungen, sagt man, so viele Gräben, Brücken, Schleusen, Wege, Dämme, Gebäude waren zu errichten. Wo kamen die Hände dazu her? Die Antwort kann keine andre sein, als daß die Hände fleißiger waren; daß Noth und große Hoffnungen alle Stände belebten: daß von der Arbeit, die gothan wurde, noch alle, welche Hand daran legten, auch die Früchte genossen oder zu genießen hofften: und daß daher die Vereinigung der Kräfte der Gesellschaft vollkommener war als jetzt, weil Jeder in dem allgemeinen Besten seinen Privatvorteil fand.

In unsern längst gegründeten und gleichsam schon alternenden Staaten, wo Viele für Einen arbeiten, und eine Menge der Fleißigen fast leer an aller Belohnung ausgeht, ist Eifer und Lust bei einem großen Theile erloschen, und es geschehen nur die nothwendigen Arbeiten kümmerlich, da unter andern Umständen dieselbe Anzahl von Händen weit mehrere gut zu Stande bringen würde.

3. Was man von den Ursachen des Fleißes und der Faulheit durch die Vergleichung der verschiedenen Perioden in der Geschichte einer Nation entdeckt, das wird durch die Vergleichung verschiedener Nationen oder verschiedener Provinzen in derselben Periode bestätigt. Faulheit und Fleiß des Landmannes richten sich, wenn andre Ursachen gleich sind, nach der Billigkeit oder Unbilligkeit, mehr oder weniger drückenden Einrichtung seiner Frohndienste. Da, wo sie ihm zu viel Zeit rauben, so daß er deren für seinen Erwerb keine übrig behält, oder wo sie ihm zu schlecht bezahlt werden, da ist er faul. Besonders reizt nichts so sehr zur Faulheit, als Dienste, die immer gefordert werden können und nicht immer gebraucht werden. Ein Bauer in diesen Umständen ist nie Herr über seine Zeit; er wird aber auch nicht die ganze Zeit über in den Diensten seiner Herrschaft beschäftigt. Dadurch gewöhnt er

sich zu einem mäßigen Erwarten der ihm aufzutragenden Arbeit oder zu einer langsamen Vollaehung derselben.

4. An allen Orten, wo man eine neue Art der Industrie hinbringt, oder wo sie sich von selbst einfindet, da werden die Einwohner auf einmal fleißiger. Ein Reisender, der in diesem oder jenem Bezirk eines Landes eine besondere Munterkeit und auch einen mehrern Wohlstand des Landmannes bemerkt, forsche nur nach den Umständen dieses Bezirks: und er wird gemeinlich hören, daß in demselben der Bauer noch irgend eine Gelegenheit hat, außer seinem Ackerbau etwas zu verdienen, es sei durch Fahren oder durch die Gärtnerei oder durch eine Manufaktur; er wird hören, daß eine große Landstraße durchgeht, oder daß einige reiche Städte in der Nähe liegen, wo die gewonnenen Erzeugnisse in größerer Menge und um bessere Preise abgesetzt werden können. Kurz, wie Arbeit Gewinn bringt, so bringt Gewinn Lust zur Arbeit hervor. Man zeige dem Bauer, sagte ein einsichtsvoller und beglückter Edelmann Schlesiens zu mir, einen Weg, durch Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit empor zu kommen, und er wird ihn gewiß einschlagen. Dieser Edelmann selbst hat den Betteifer seiner Unterthanen sowohl zum Fleiße als zur Erziehung ihrer Kinder schon dadurch allein erweckt, daß er seine Wögte und Amtsleute aus denselben genommen hat, wenn sich Einige durch Arbeitsamkeit und Verstand auszeichneten.

Außer Dummheit oder Mangel des Erwerbs giebt es noch eine dritte Ursache von der Faulheit des Landmanns, die in einem ihm sehr gewöhnlichen Fehler liegt; das ist die Neigung zum Trunke. Verlassene Bauern sind nothwendig faul. Das Uebermaß in hitzigen Getränken macht sie zuvörderst dumm und zum Nachdenken — also auch zu einer zweckmäßigen Arbeit — unfähig. Und dann ist es nur der Trunk, der sie ohne Arbeit von dem qualenden Gefühle der langen Weile befreien kann. Nur wenige, auch faule Bauern, sind fleißig, in ihrem Hause müßig zu gehn; aber in der Schenke ganze Tage ohne andern Zeitvertreib, als das Glas Bier oder Brandwein, welches immer angefüllt vor ihnen steht, zuzubringen, das lernen sie bald. In einem Stande, wo gesellschaftliche Zerstreungen fehlen, hat der Fleiß keinen größern Feind als die Trunkenheit.

Ich habe schon oben gesagt, daß eine der Ursachen von der Trägheit des Bauers auch in seinem Körper liegt, der ermüdet von schwerer Arbeit, und ungelibt in einer geschicktesten Bewegung seiner Glieder, in kurzem unbehilflich wird. Ich will hierzu noch Folgendes setzen. Es ist nicht zu leugnen, daß, wo der Bauer durch übertriebene Dienste geplagt, oder um sich zu erhalten zu einer rastlosen Arbeit genöthigt ist, das bei aber durch zu schlechte, unverdauliche oder zu sparsame Kost genährt wird, sein Körper nothwendig schwach und sein Blut träge werden muß. Der erste Grund zu dieser Schwäche wird in der Kindheit gelegt. Der wohlgenährte Bauernknabe, der überdies nicht zu zeitig schwere Lasten zu heben betraut und eine Kleidung und ein Lager hat, welche ihn vor der Witterung schützen, erwächst natürlicherweise zu einem stärkern, behendern und also thätigern Manne als der, welchen seine Eltern mit genauer Noth und nur mit der elendesten Kost sättigen, der schon als Kind die Arbeiten des Jünglings thun soll und der, in einem leinernen Rittel und auf einem elenden Strohsack, nicht selten des Winters friert, wenn er sich durch Schlaf und Ruhe erholen sollte. Fleischspeisen sind es ohne Zweifel, die dem Körper am meisten zugleich Kräfte und Behendigkeit geben, weil sie, auch in nicht zu großer Menge genossen, den Körper hinlänglich nähren. Grobe Mehlspeisen und Zugemüse, wenn sie auch den Körper eben so stark machen, machen ihn doch gewiß träger, weil sie in so großer Quantität genossen werden müssen, und den Magen also durch das größere Volumen beschweren.

Auf der andern Seite aber wird auch eine Bauernklasse vor der andern fauler oder fleißiger sein, nachdem ihre Verrichtungen mehr oder weniger Anstrengung des Körpers und Aufmerksamkeit der Seele erfordern: und wie die zu viele, zu ununterbrochene, so macht auch die wenige, die zu leichte Arbeit trägt. Personen, die mit Aufmerksamkeit auf dem Lande gelebt, haben mich versichert, daß die Hirten, wie die dümmsten, so die faulsten unter den Bauern wären. Es ist begreiflich. Kein anderer als ein Mensch ohne Fähigkeiten kann bei einer so einförmigen Beschäftigung lange anhalten. Und hat einer von besserem Stoff aus Noth dieselbe mehrere Jahre getrieben, so muß er nothwendig gedankenloser und zu Berrichtungen, welche Nachdenken und anhaltende Arbeit erfordern, ungeschickter werden \*).

\*) Die Kuddirten auf den Alpen sind nicht so dumm, noch unthätig. Das weiß ich. Auch unsere Schäfer sind es nicht. Jene haben die ganze Viehwirtschaft über sich: — diese haben in W...

Ein anderer Unterschied, sagen diese Personen, ist zwischen dem Fleische des Hofknechts, der Hofmagd und zwischen dem Fleische eines Bauers oder einer Bäuerin, die ihrer eignen Birthschaft vorstehen. Oft werden diejenigen, die als Hofgesinde fleißig gewesen sind, träge Birthe. Das kommt erstlich daher: sie sind gewöhnt worden, immer Befehle zu bekommen, und von Andern getrieben zu werden. Es fehlt ihnen nicht an der nöthigen Kraft und Lust, ihre Glieder zu bewegen: aber es fehlt ihnen an derjenigen Thätigkeit der Seele, von der ich gleich anfangs geredet habe; an der, welche nöthig ist, um Entschlüsse zu fassen, über die Folge und Ordnung ihrer Verrichtungen nachzudenken, das, was heute geschehen muß, von dem, was auf morgen verschoben werden kann, zu unterscheiden. Ueberdies thut es ihnen, bei ihrer Entlassung aus dem Herrendienste, so wohl, nicht zur Arbeit gezwungen zu werden, daß sie auch die, welche ihnen die Liebe zu ihrem eignen Wohl auferlegen sollte, unterlassen. Sie sind immer getrieben worden; sich selbst anzutreiben haben sie nicht gelernt.

Ein Gutsherr wird am besten den Fleiß unter seinen Untertanen befördern, setzen meine Freunde hinzu, wenn er dieselben kennen zu lernen und sie nach ihren Anlagen und ihrem Charakter auf diejenige Stelle zu befördern sucht, welche sie am besten auszufüllen gemacht sind; wenn er die, welche besohlene Arbeit unter Aufsicht gut und emsig machen, als Gesinde braucht, und in dem Dienststande erhält; denen aber, welche Kopf und natürlichen Fleiß haben, um sich ihre Arbeit selbst zu wählen, zu dem Besitze von eignen Grundstücken verhilft. Er thut unrecht, sagen sie weiter, und befördert die Faulheit, wenn er ihr so zu sagen nachgibt, und diejenigen, welche einen Hang dazu haben, zu Verrichtungen bestimmt, welche wenig oder keine schwere Arbeit erfordern, wenn er sie z. B. zu Halbdauern macht. Ruhe und Bequemlichkeit muß die Belohnung des Fleißigen sein. Nur derjenige Herr kann unter seinen Vasallen den Fleiß aufmuntern, der zugleich im Stande und bemüht ist, (denn ungerecht wäre es, dies von allen Gutsbesitzern zu fordern), denen, welche mehr und schwerer gearbeitet haben, als Andre, in ihrem Alter ein etwas besseres Auskommen mit Gemächlichkeit zu verschaffen.

## II.

Eine andre Eigenschaft jedes, in der Unwissenheit und Niedrigkeit erzeugten Menschen ist eine mit Schen verbundene Neugier in Absicht alles dessen, was fremd ist. Die Unwissenheit des Bauers macht, daß er an neuen Gegenständen oder unbekanntesten Personen, besonders wenn Letztere aus den höhern Ständen sind, etwas Außerordentliches findet, das seine Bewunderung erregt, oder wenigstens seine Aufmerksamkeit festsetzt. Seine Ungewohnheit, mit Andern als mit seines Gleichen und mit Bekannten umzugehen, macht, daß er sich mit Fremden nicht zu benehmen weiß, und sich also im eigentlichen Verstande vor ihnen schämt. Das Gefühl seiner Niedrigkeit und Schwäche endlich erregt etwas der Furcht Kechnliches, das nicht selten mit Widerwillen verbunden ist, wenn der Fremde weit über ihm zu sein scheint. Alle diese Gemüthsbewegungen äußern sich um desto mehr, je schlechter erzogen, je plumper, je unwissender und je slavischer der Bauer ist. Sie bilden sich überdies noch auf mehr als eine Art um, nach der besondern Lage, in welcher sich der Stand der Bauern überhaupt, oder gerade die Gesellschaft der Bauern befindet, unter welche der Fremde geräth.

Ich habe auf meinen kleinen Ausflügen in Schlesien und in den angrenzenden Provinzen Deutschlands eine süßliche Begegnung des Landmanns gegen Fremde bemerkt.

Da, wo er ganz ungeschult und dumm ist, gafft er sie an, ohne eine andre Bewegung. Der Anzug des Fremden, sein Thun und Lassen, ist für einen solchen Bauer eine seltsame Erscheinung, die er sich nicht zu erklären weiß, und die seine wenigen, bloß in den Bezirk seines Dorfs eingeschränkten Begriffe auf gewisse Weise in Verwirrung bringt. Ich glaube, daß ein Reisender den Grad dieser mit Befremdung vermischten Neugier, die er unter den Einwohnern eines Dorfs erregt, so lange ihm andre Gelegenheiten, diese kennen zu lernen, fehlen, ziemlich richtig als den Maßstab der Verfeinerung und Aufklärung brauchen kann, zu welchem sie gelangt sind. Wenn ich in einem Dorfe bemerke, daß Junge und Alte ruhig ihren Weg fortgehen, geseht auch, daß sie einen besser oder anders gekleideten Menschen, — oder wenn sie ihn auf andere Weise sich betragen, anders beschäftigt sehen, als sie selbst sind, da schließe ich schon auf eine gewisse Bildung des Verstandes und der Sit-

ten. Diese Menschen, sage ich zu mir selbst, müssen entweder schon mehr Sachen gesehen haben, um das, was ihnen jetzt vorkommt, nicht mehr neu zu finden: oder sie müssen besser und schneller urtheilen und Begriffe verbinden können, um sich das, was ihnen wirklich als neu erscheint, bald zu erklären, und dadurch ihrer Verwunderung Einhalt zu thun. In beiden Fällen sind sie gewiß klüger als Andre ihres Gleichen.

Zweitens. Da wo der Bauer durch Unterdrückung slavisch geworden ist, zeigt er sich gegen anscheinlichen Fremden sehr demüthig, aber eben an solchen Orten wird er auch leicht diesen Fremden anbetteln. Die Schüchternheit des Sklaven ist mit der Unverschämtheit des Bettlers nahe verwandt.

Drittens. Der thätliche und etwas boshafte Bauer ist sehr zum Spott über Fremde oder solche Personen, die etwas ihm Auffallendes an sich haben, geneigt. Wer zu Fuße durch ein Land reist, wird sehr oft das erfahren, was Moriken in England widerfuhr; daß er, ohne sich des geringsten Uebelstandes bewußt zu sein, bei der Jugend in den Dörfern ein Glächter hinter sich her erregt: besonders wenn der bäurischen Zuschauer viele beisammen sind. Diese Neigung des gemeinen Mannes, über Alle, die nicht seines Gleichen, und doch nicht seine Herren sind, zu spotten, ist im Grunde ein Zug von kindischem Charakter. Denn der Mensch ohne Erziehung bleibt in vielen Rücksichten immer Kind. Das Fremde und Unbekannte wirkt nämlich auf solchen auf eine doppelte Weise. Ist es zugleich mit den Zeichen von überlegener Macht oder Würde verbunden, als z. B. wenn ein Wagen mit sechs gefährten kommt, oder ein Herr mit mehreren Bedienten eintritt; sind der Fremden mehrere, und der Zuschauer aus dem Pöbel wenige: so erregt es Furcht; der Bauerknabe verbirgt sich alsdann. Hat es aber nichts Fürchterliches; fühlt der Bauer, der den Fremden sieht, seine Ueberlegenheit für diesen Augenblick, es sei durch die Anzahl seiner Kameraden oder auf andre Weise, ist er außerdem bei der Lust: so wird der Contrast zwischen ihm und den Fremden ihm leicht in einem lächerlichen Lichte vorkommen. Was ihm vorher fürchterlich war, ist ihm jetzt nur fremd und possenlich. In diesem Verhältnisse darf nur Etwas geändert werden; der Fremde, welcher der Bauern-Gesellschaft nicht ehrenwürdig vorkommt, oder den sie, weil er ohne Begleitung ist, augenscheinlich nicht zu fürchten hat, darf nur über ihr Feld, oder durch ihre Gärten gehn, oder sich irgend Etwas erlauben, was sie als einen Eingriff in ihr Eigenthum ansieht, auch wenn er dasselbe nicht im mindesten verlegt: so wird der Trupp, anstatt in Spöttereien, vielmehr in Schimpfreden und Grobheiten ausbrechen. Diese größere oder geringere Bereitwilligkeit der Dorf-Einwohner einer Esgend, Unbekanntesten einen ihnen selbst unschätzblichen Gebrauch ihres Eigenthums zu verstatten, ist ebenfalls ein Zug, woran der Reisende den Charakter und Charakter derselben erkennen kann.

Viertens. Diejenigen Bauern, welche durch Wohlhabenheit, Kriegsdienste oder große Unabhängigkeit mehr Zweckthum zu sich selbst bekommen haben, und zugleich etwas mehr Weltkenntnis besitzen, doch ohne dadurch moralisch gebildet worden zu sein, sind gegen Fremde trocken und kalt. Sie lassen keine besondere Aufmerksamkeit auf sie blicken. Sie beantworten, was sie gefragt werden, nur kurz und einseitig. Sie lassen sich nicht durch jeden Schen blenden. Sie müssen des Ranges oder des Reichthums des Fremden gewiß sein, wenn sie ihm höflich begegnen oder dienstfertig gegen ihn sein sollen. Diese Vorzüge, deren Beschaffenheit und Werth sie besser als Andre ihres Standes kennen gelernt haben, haben für sie eine Wichtigkeit, durch welche der Eindruck der bloßen Neugier verdrängt wird. Ihr erster Gedanke also, wenn sie einen Fremden sehen, ist insgemein, danach zu forschen, von welchem Stande und wie reich er sein möge. Fallen die Nachrichten, die sie einziehen, günstig für ihn aus, so werden sie gesprächig und dienstwillig. Finden sie das Gegentheil, so bleiben sie stumm und kalt. — In dem Uebergange von gänzlicher Robheit zu dem wahrhaft gesitteten Wesen giebt es eine mittlere Stufe, wo der Mensch gegen die Unterschiede des Glücks sehr aufmerksam ist, größere Vorzüge aber noch nicht kennt. Auf dieser Stufe steht derjenige Bauer, dessen Betragen gegen Fremde ich jetzt beschreiben habe. Da er den Reichen und Vornehmen nicht bloß fürchtet, sondern schätzt: so ist in ihm gewiß schon eine Begierde, selbst vornehmer und reicher zu werden. Und dies zieht unfehlbar große Betriebsamkeit nach sich.

Eine fünfte Art des Betragens gegen Fremde ist die eigennützige Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, die nur bloß auf den Beutel derselben sieht. Sie findet sich bei einem durch Industrie und durch Handel sich bereichernden Landvolke mehr, als bei einem, das bloß vom Ackerbau lebt; sie findet sich in allen Ländern leicht an den großen Heerstraßen ein, wo der Durchzug der Fremden häufig ist. Jenes Landvolk ist zur Sparfamkeit und Aufhäufung kleiner Gewinne gewöhnt, und verachtet also keinen: Jedermann ist ihm willkommen, welcher ihm Et-

pflegung der Schaafe einen Gegenstand abwechselnder Beschäftigung. Unsere sogenannten Hirten thun nichts, als daß sie das Vieh auf der Weide hüten.

was zu seinem gesammelten Schatze hingethut; nur umsonst ist bei ihm nichts zu haben. Bei dem Bauer im letztern Falle wird der Eigennuz durch die Gelegenheit, die er hat, viel auf einmal zu gewinnen, vergrößert, und seine natürliche Dienstfertigkeit, wenn er deren zuvor hatte, wird durch die Menge derer, die Anspruch darauf machen, geschwächt. In den kleinern Cantons der Schweiz und in den höhern Alpen ist die Gassfreiheit und Dienstfertigkeit zu Hause: in den häufiger besuchten Ebenen dieses Landes herrscht der Eigennuz.

Doch die Beobachtung der Bauern mehrerer Länder zeigt deutlich, daß die äußere Lage nicht Alles beim Menschen thut. Naturell und Umstände müssen zusammenkommen, wenn eine gewisse Wirkung im Charakter und Betragen unausbleiblich erfolgen soll.

## III.

Man lernt den Charakter eines Standes nicht besser kennen, als wenn man ihn mit dem Charakter der ihm ähnlichen Stände vergleicht. Wenn ich auf diese Weise den Bauer mit dem geringern Handwerksmanne in den Städten vergleiche: so entdecke ich folgende Eigenheiten an jedem.

Auf der einen Seite sind viele Handwerker mehr eingeschränkt in ihren Begriffen; sie sind nicht so klug, so überworfen, so bekannt mit den Vorsichts-Regeln, welche man im Vertheil mit Andern, bei Sachen, die das Eigenthum betreffen, zu beobachten hat, nicht in Ränken so erfunderlich als der Bauer. In der That hat der gemeine Handwerksmann mit weniger und einschränkern Gegenständen zu thun. Er ist in seiner Stube eingeschlossen; was er in der Jugend gelernt hat, wiederholt er nur ohne Aufhören ganz mechanisch: er sieht, vermöge seiner Unabhängigkeit selbst, und will er keine liegende Gründe besitzt, in weniger bürgerlichen Verhältnissen. Der Bauer hingegen hat ein weiteres Feld von Betrachtungen. Die Landwirtschaft erfordert mehrere auf einander folgende Arbeiten, die nicht immer auf einerlei Art, noch in gleicher Ordnung geschehn können, und die also immer neue Ueberlegung brauchen. Die freie Luft und Bewegung ermuntert auch den Geist, und viele der häuslichen Geschäfte lassen dem Bauer Freiheit zu denken, wovüber er will, und wenn er mit Andern arbeitet, auch davon zu reden. Der Bauer ist überdies Eigenthümer, Lehnsmann, Pächter, er kauft und verkauft: Alle Arten von Contracten kommen ihm unter die Hände; er erhält von den verschiedenen Arten des Eigenthums und ihrer Unterordnung Begriffe: er lernt viele der persönlichen und dinglichen Rechte aus seinem eignen Zustande kennen, von welchen der geringere Einwohner der Städte nichts erfährt. Dieser ist daher weit weniger Jurist und Rechenmeister als der Bauer. Da er überdies nicht so oft in den Fall kömmt, Rechenschaft von seinen Handlungen geben und sich entschuldigen zu müssen, so hat er weniger Eist und Werkstellungskunst.

Der Bauer auf der andern Seite ist erstlich in seinem Aeußern ungebildet und rauher als der Handwerksmann. Man pflegt dies gemeinlich Grobheit zu nennen. Er hat seltner Leute von höhern Stände und besserer Erziehung vor Augen, und hat weniger Antriebe des Ehrgeizes, sie nachzuahmen. Seine Sitten bleiben also so, wie er sie bei seines Gleichgen von Jugend auf gesehen hat, und so wie sie zu seiner Beschäftigung und zu dem Grade der Ausbildung seines Gemüths sich schicken. Es ist nichts Fremdes, nichts Angenommenes an ihm: aber das Eigene ist noch roh und ungeschliffen. Der Handwerker hingegen, der den Vornehmern näher ist, der oft, obgleich immer nur auf kurze Zeit, mit ihnen zu thun hat, und der weder durch seine Erziehung vorbereitet ist, noch durch die Art seines Umgangs mit den Vornehmern angeleitet wird, sich nach den Mustern, die er gelegentlich sieht, wirklich zu bilden: der Handwerksmann, sage ich, nimmt einzelne Ausdrücke, Stellungen, Gebräuche von ihnen an, die zu seiner übrigen Handlungsweise, selbst zu seiner Denkungsart und seinen bürgerlichen Verhältnissen nicht passen. Er wird daher nicht selten affectirt; er bekommt einen falschen Wohlstand. Dieses Gemisch von vornehmen und gemeinen Sitten ist es eben, was man das bürgerliche Air nennt, und welches in verschiedenen Graden allen städtischen Gewerben anklebt, bis es sich endlich bei denjenigen Personen verliert, welche entweder durch sehr ausgebreitete Geschäfte einen großen Umgang mit der Welt bekommen, oder wegen des alten Wohlstandes ihrer Familien einer frühzeitigen Cultur ihres Verstandes und ihrer Sitten theilhaft geworden sind. Oft ist daher der Handwerker von dem wahren Anstande, der immer das Natürliche voraussetzt, weiter entfernt als der Bauer. Man sieht auch, daß ein gesunder, wohlgebildeter, wenn gleich noch so tölpischer Bauer leichter zu dem Anstande, die militairische Disziplin fordert, gebracht wird als ein Schneider oder Schuster-Geselle. Dieses kommt zum Theil auch daher, daß zwar der Körper des

Bauern durch seine Arbeit sehr ermüdet und abgehärtet wird, daher auch seine Seele etwas, theils von Trägheit, theils von ähnllicher Raubigkeit und Härte bekommt; daß er aber doch nicht so zusammengeschrumpft, nicht so verschoben und gleichsam gelähmt ist, als der Körper vieler sitzender Handwerker, welche daher wegen des Zusammenhanges, der zwischen Körper und Geist ist, auch in ihren Urtheilen, Sitten und ihrem ganzen Betragen etwas Schiefes und Vershobenes bemerken lassen.

In geschärftem Mütterwize, an Gesundheit und Stärke des Körpers also thut es der Bauer dem geringern Einwohner der Städte zuvor. Dieser aber gewinnt wieder einigen Vorzug durch seine Erziehung und durch seine Freiheit. Im Ganzen ist der Unterricht in den Landschulen doch noch schlechter als der, welchen die gemeine Jugend in den Städten erhält. Der Handwerksbursche ist in den Zeiten seiner Lehrjahre unter einer strengen Aufsicht, wird zur Arbeit und Eingezogenheit angehalten, und vor den Ausschweifungen seines Alters eben durch seine Häuslichkeit bewahrt. Ist er in einer frommen und gutdenkenden Familie, so werden ihm durch gute Beispiele oder durch Lesen und Unterricht doch einige religiöse und sittliche Grundsätze eingebläst. Der Bauernjunge ist mehr sich selbst überlassen, besonders sobald er anfängt zu dienen: er ist eher den Versuchungen der Wollust ausgesetzt, und hat fast mehr Gelegenheit, die aufsteimenden Lüste zu befriedigen; er ist mit vielen eben so jungen rohen Menschen, als er selbst ist, und auch mit lüderlichen in Gesellschaft; er hört außer der Predigt selten etwas Moralisches oder zur Religion erhebliches. Wenn der junge Handwerker heranwächst, und sich in seinem Stande ansässig macht: so nimmt er doch an der Aufklärung, die in der Stadt und in dem Beitalter herrscht, einigen Antheil, theils durch die Gelegenheit, die er hat, auch gute Kanzel-Vorträge zu hören, theils durch die Bücher, die ihm in die Hände fallen, theils endlich durch manche gelegentliche Unterredung mit Männern von Einsicht. Der Bauer findet außer seinen Geschäften, seinen Erfahrungen und seinem Nachdenken selten neue Quellen des Unterrichts in seinem höhern Alter, unabhängig von denen, welche er in seinen Kindertagen gehabt hat. Daher dauern bei ihm die ererbten oder in der Jugend erlernten Begriffe und mit denselben auch alte Vorurtheile am längsten fort: und sein Geschmac, seine Religionskenntnisse, seine physikalischen und moralischen Einsichten sind hinter dem Grade der Erleuchtung des Beitalters weiter zurück, als die des gemeinen Bürgers. In Welthändeln und Geschäften weiß er sich mehr Rath: im Rationiren, in wissenschaftlichen Begriffen, in Kenntniß allgemeiner Wahrheiten ist ihm der Städter überlegen.

Dieser ist ferner frei: ein zweiter Umstand, der, wenn er auch nicht seinen Charakter sehr veredelt, doch ihm manchen Anlaß zur Verschlimmerung benimmt. Der Bauer ist auch da, wo wie in Deutschland keine Leibeigenschaft Statt findet, doch dem Besizer des Grundes und Bodens, den er bewohnt, als seinem Richter und zugleich seinem Dienstherrn unterworfen, der in dem ersten Verhältnisse die allgemeinen Gesetze an ihm oder in seinen Angelegenheiten zu vollziehen, in dem andern besondere Dienste und Abgaben für sich selbst zu fordern hat. Der Handwerksgefelle dient auch: aber er kann seinen Herrn verlassen, sobald dieser ihm nicht mehr gefällt; und dieser Herr ist nicht seine Obrigkeit. Selbst der Handwerksmann steht in einer mannigfaltigen Abhängigkeit, — unter vielerlei Zwange: aber diese Herrschaft, die über ihn ausgeübt wird, ist unter Viele vertheilt; sie ist weniger sichtbar und also weniger schwerlich. Der Bauer hat eine einzige Person vor Augen, die ihm durch die Macht, welche sie ausübt, fürchterlich, durch die Abgaben und Dienste, die sie von ihm fordert, oft verhaßt ist. Er sieht oder bildet sich ein, daß seine Vortheile mit dem Vortheile dieser Person in beständigem Widerspruche stehen. In dieser Lage, wenn nicht Religion und ein natürlich guter Charakter dem Menschen zu Hilfe kommt, erlangt Haß, Bitterkeit, Widerwillen die Herrschaft in der Seele. Und da der Bauer zu ohnmächtig ist, diese Leidenschaften durch offenkundigen Widerstand auszulassen, so nimmt er zum Betrüge, zu heimlichen Ränken seine Zuflucht.

Dies mag es wohl sein, was dem Bauer den besondern Beinamen des tölpischen zugezogen hat, mit welchem man so oft das Eigenthümliche seines Charakters bezeichnet.

Ich habe lange studirt, was das Wort tölpisch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede gewesen ist, eigentlich bedeute. Es ist nicht gleichgeltend mit betrugertisch. Es ist nicht so hart als dieses; es geht aber mehr auf den ganzen Charakter, da das Wort betrugertisch mehr auf einzelne Handlungen geht. — Das Wort tölpisch drückt etwas zu Allgemeines aus: das tölpische Wesen ist eine Untertart von der Eist.

Außer den Bauern sind es vornehmlich die Kinder, von

denen man sagt, daß sie tödtlich aussehen. Es soll also ohne Zweifel ein Gemisch von kindlichem Wesen, von Einfalt, von Schwäche, — mit Bosheit, mit List anzeigen. Ich will die Physiognomie zu Hilfe nehmen, um das Geistige, welches jener Ausdruck bezeichnen soll, mir zu erklären. Jeder erinnert sich ohne Zweifel, solche Gesichter von Bauernknaben gesehen zu haben, wo das eine Auge, oder auch vielleicht beide unter den halbgeschlossenen Augenlidern wie verkohlten hervorschießen, der Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Brust angegedrückt oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte: mit einem Worte Gesichter, in welchen sich Furcht, Blödigkeit, Einfalt, mit Spott und Abneigung vermischt, abmalen. Solche Knaben stehen, wenn man etwas von ihnen verlangt, oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stod; sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln sind wie steif, und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt hat, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Man kann nach wahrscheinlichen Vermuthungen glauben, daß einige mit diesem Ausdrücke des Gesichts, mit diesem Betragen übereinstimmende Sätze in dem Charakter des Bauern mehr als in dem Charakter anderer Stände lebenslang herrschen. Der Gemüthszustand, welcher sich dadurch zu erkennen giebt, scheint der oben angezeigten besondern Lage angemessen zu sein, in welcher der Bauer sich befindet. Sein niedriger Stand, seine Dienstbarkeit, seine Armut bringen ihm eine gewisse Furcht vor den Höhern bei; seine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegsam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwissend; der öftere Widerspruch seines Willens und seiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen seiner Vorgesetzten giebt seinem Gemüthe eine Anlage zum Hass. Er wird also, wenn die Fehler seines Standes bei ihm nicht durch seine persönliche Eigenschaften aufgehoben worden sind, jenem Knaben besonders im Betragen gegen seine Obren ähnlich sein. (Und gerade die Obren und Herren des Bauern sind es auch, die ihm den tödtlichen Charakter zuschreiben.) Er wird Verstellung an die Stelle offenkundigen Widerstandes setzen; er wird vor den Augen derselben demüthig, nachgebend, sogar ihnen ergeben scheinen, und wo er glaubt, verborgen zu bleiben, wird er Alles wider ihren Willen und ihr Interesse thun. Er wird auf Ränke und Intriguen sinnen, die demunerachtet nicht so fein ausgesponnen sein werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehen lassen.

Man kann zwei Hauptunterschiede, wie in den Schicksalen, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz Untere drückt, der unter dem Joche einer völligen Eclaverei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustande fühllos sich Alles gefallen lassen, ohne den mindesten Widerstand zu thun, selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen: er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieser Schlassucht durch besondere Umstände, durch Aufregungen, durch einen listigen und kühnen Anführer erweckt wird, dann wird er wüthend wie ein Tiger, und verliert auf einmal mit der Demuth des Eclaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbtheilige Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Geseze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erbscholle, und mit ihr an den Dienst des Eigenthümers derselben gebunden und seinem Richteramt unterworfen ist: dieser Bauer erträgt gemeinlich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewaltthätigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche: aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vortheile zu schmälern, die seinigen zu vergrößern, das ist ein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich umherträgt, und eine Absicht, die er insgeheim, so oft es angeht, zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seines Gleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz demüthige Eclave seines Herrn, er ist nicht ein für ihn fürchterlicher Feind: er ist aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorsamer Unterthan; er ist das, was man wahrscheinlichsterweise durch das Wort tödtlich hat ausdrücken wollen.

Zu dem tödtlichen Wesen kann man als einen Bestandtheil oder als eine Folge einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauer, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorurtheil sich einmal bei ihm angewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu sein. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind und so fähig er mit unbefangnem Gemüthe sein würde, ihre Richtigkeit einzusehn. Die richterlichen Personen, welche in Prozes-

sen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individuen erkannt haben, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich ungereimten Idee bestehen, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossnen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganz Gemeinen ein solcher Schwindelgeist anfallen. Sie sind alsdann gewissen Verträgen gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechslung einnimmt, oder welche bei der kleinsten Veranlassung wiederkommt, und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der Vernunft weggeschafft werden kann, weil sie wirklich nicht in ihrer Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe ihren Grund hat.

Nichts bringt mehr gegen den Bauer an, als wenn man diesen Eigensinn an ihm gewahrt wird. Denn was kann der Höhere weniger ertragen, als wenn der Geringere ihn nicht hört? Und was kann in der That den Verständigen und Gute denkenden mehr aufbringen, als wenn die größte Deutlichkeit seiner Vorstellungen und alle in ihnen liegende Kraft der Wahrheit nichts über das Gemüth derjenigen vermag, welche er dadurch zu ihrer Pflicht oder zu ihrer Ruhe zurückbringen will?

Aber auch hier wird der Menschenfreund Ursache finden, Schuld und Nachsicht zu beweisen. Es ist diese Hartnäckigkeit nicht immer, ja sie ist nur bei dem kleinsten Theil derer, welche sie beweisen, Bosheit. Dieser verführte große Haufe, der gegen seine Anführer ein blindes Vertrauen und gegen sich selbst das Mißtrauen hat, nicht genug übersehen zu können, was zu seinem Vortheil oder Schaden ist: dieser hält sich schon, auf die Vorstellungen, die ihm der Richter, oder der Vorgesetzte macht, auch nur Acht zu geben. Er fürchtet sich vor seiner eignen Schwäche und hört deswegen den, welchen er für seinen Gegner hält, nicht einmal mit derjenigen Aufmerksamkeit an, welche nöthig wäre, wenn er von den Gründen desselben gerührt werden sollte\*). Andre hingegen sind durch diejenige Ungelenksamkeit des Verstandes, die eine Folge von weniger Kultur und geringen Kenntnissen ist, unfähig, aus einer Reihe von Vorstellungen, in die sie sich einmal hineingedacht haben, in eine andre überzugehen. Die Worte, die sie hören, gleiten, so zu sagen, an ihren Ohren hinweg. Ihr Verstand vernimmt nichts davon. Und wenn die Rede zu Ende ist, so ertönt in ihrem Kopfe nichts als der alte Satz, den jene Rede widerlegen sollte. Man sieht, daß die Hartnäckigkeit, welche aus dieser Quelle bei den Bauern entsteht, nur durch die Verbesserung ihrer Erziehung, und durch die Verbreitung ihres Geistes wegzuschaffen ist.

## IV.

Es ist ein allgemein bekannter und schon oft bemerkter Charakterzug des Bauern, daß er gern beim Alten bleibt. Es müssen ungewöhnlich starke Bewegungsgründe auf ihn wirken, wenn er die von seinen Eltern ihm gleichsam angeerbte Art, seine Geschäfte zu treiben, so lange sie ihm nur einigermaßen sein Auskommen verschafft, abändern soll. Dieser Gang, den er mit einem großen Theil aller Handarbeiter gemein hat, rührt theils aus Trägheit her, — jede Neuerung erfordert Nachdenken, um sie zu fassen, erfordert neue Übung, um sie gehörig auszuführen; theils aus Unverstande, — der Bauer ist nicht fähig, allgemeine Gründe zu durchdenken, und er hält sich also an die Erfahrung, als seine einzige Führerin; theils aus Mißtrauen gegen die Höhern, — die meisten Vorschläge zu Verbesserungen kommen von der Obrigkeit, oder von den Gutsherren, oder von den Gelehrten, wovon er den einen nicht die nöthige Einsicht, den Andern keinen guten Willen gegen sich zutraut; theils endlich aus Mangel der Begierde nach einem bessern Zustande, als sein gegenwärtiger ist.

Bei einer solchen blinden Abhänglichkeit an alte Gewohnheiten ist die Dienstbarkeit des Bauern selbst beinahe das einzige Mittel, wodurch er belehrt werden kann. Als freier Bauer würde er auf seinem Acker nie eine neue Methode versucht haben. Als Fröhner ist er gezwungen, auf dem Acker seines Herrn dergleichen zu versuchen. Seine Dienste bei einem verständigen Bisthe lehren ihn also manches verbesserte Ackerwerkzeug, manche

\*) Der Bauer, habe ich oben gesagt, hält sich für Aug und nicht selten für klüger als andre Stände. Der Bauer, sage ich hier, fürchtet sich in gewissen Fällen vor seiner eignen Einfalt. Dieses kann sehr wohl mit einander bestehen. Der Stolz, auf seinen Verstand überhaupt und das Mißtrauen gegen seinen Verstand in einzelnen Fällen ist bei noch mehreren Menschen vereinigt, als bei den Bauern: — bei denen nämlich, die überhaupt einen eingeschränkten Verstand haben. Wenn sie bloß über sich und Andre urtheilen, so erheben sie sich über Andre: wenn sie aber mit Andern in Sachen zu thun haben, wo es auf ihren Nutzen oder Schaden ankommt, so erkennen sie ihre Schwäche und verzweifeln sie sich oft.

nützliche Bearbeitung des Bodens kennen und schätzen, die er in seiner Hütte würde verachtet haben. Er sieht zugleich die Wirkung davon vor Augen, und dasjenige Vorurtheil, welches keine Gründe ihm würden benennen haben, muß doch den wiederholten Experimenten, die er gezwungenerweise anstellt, weichen.

Uebrigens ist dieses Vorurtheil des Alterthums bei einer Classe von Menschen, die mit ganz unentbehrlichen Arbeiten ohne Aufsicht beschäftigt ist, und die weder Rufe noch Fähigkeit hat, a priori Sachen zu durchdenken, überhaupt genommen, mehr nützlich als schädlich. Die Erfahrung leitet in der That die Menschen, wenn sie von Generation zu Generation, an demselben Orte, dasselbe thun, ohne daß sie es selbst wissen, gerade auf die Methoden, welche den Umständen die angemessensten sind. Daher kommen die Neuerer, welche, ohne die Localkenntnisse aus Erfahrung zu haben, aus allgemeinen Gründen glaubten, Aenderungen machen zu müssen, nach einigen Jahren von Versuchen, so oft auf die zuerst verachteten Methoden zurück. Verständige Landwirthe sind auch einig, daß viele, und selbst der größte Theil der in neuern Zeiten vorgeschlagenen Veränderungen keinen wesentlichen Nutzen haben, und daß es überhaupt in der Landwirthschaft auf die genaue und pünktliche Ausführung mehr, als auf neue Methoden ankomme, wenn man sich gute Erndten verschaffen will. Wenigstens würde der Landmann weit mehr ihre geben, wenn er seinen eignen Speculationen traute, oder jedem Rathe eines Reformators Gehör gäbe, als wenn er sich an die Beispiele und die Uebung seiner Vorfahren hält, und das, was diese gethan haben, nur mit Sprödigkeit und Fleiß nachahmt.

## V.

Die letzte der oben angezeigten Ursachen von der Anhänglichkeit des Bauern an das Alte, die Gleichgiltigkeit desselben gegen die Verbesserung seines Zustandes, verdient noch eine etwas weitere Erörterung, da ihr Einfluß sich nicht bloß auf diesen Fehler erstreckt, sondern in der That bei ihm das größte Hinderniß alles Fortganges, sowohl in seinem Fleiße und in seinen Einsichten, als in seinem Wohlstande werden kann.

Der erste Schritt zur Bildung des Geistes ist eine feinere Empfindlichkeit der Sinne; der erste Sporn zur Thätigkeit ist der Wunsch nach Befriedigung der Bedürfnisse, welche daraus entstehen.

Der unterste Grad dieser Verfeinerung ist, daß man einen Unterschied zwischen dem macht, was dem Geschmack und Gefühl an angenehm oder unangenehm ist. Auch unter den Thieren ist dasjenige das dümmste und größte, welches alles frisst, was ihm vorräthig ist. Je gewählter das Thier in seinem Futter ist, desto mehr Fähigkeit, Gelehrigkeit und Anlage zur Sittlichkeit zeigt es auch im Uebrigen. Schon einige Grade weiter ist derjenige Mensch vorgerückt, und weiter, als je ein Thier kommen kann, der von den Gegenständen des Auges und Ohres vergnügt oder beleidigt wird, der an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung ein Wohlgefallen findet, der in der Legerei Licht und freie Luft verlangt; der an sich und an den Dingen, die um ihn herum sind, gerne Etwas, das auch bloß zum Schmucke gehört, anbringt. Mit dieser Verfeinerung der sinnlichen Begierden wächst allerdings auch der Fleiß; und er wächst fast nur durch diese. Denn der Bauer, welchem der Schmuck, darin er lebt, nicht mißfällt, der, welcher sich nicht vorstellt, daß er glücklicher sein würde, wenn er etwas besseres Speisens äße, einigen reinlichen Hausrath, manerliche Kleider und ein helles Zimmer hätte, welche Triebsfedern sollte der haben, sich sehr zu bemühen?

In dem jetzigen Zustande der Dinge und in unserm deutschen Vaterlande giebt es noch Bauern genug, welche kein anderes Wohlleben kennen, als das bloße Nichtsthun, — und dann, Uebermaß in gemeinen Speisen und Getränken. Wenn sie bei diesen Gesinnungen arm sind, so bleiben sie es auch: wenn sie durch Zufälle wohlhabend werden, so werden sie zugleich übermüthig. Denn wozu sollen sie ihr Geld anwenden, da sie nicht ihre Bedürfnisse vervollständigt haben, da sie nicht für mehrere Arten des Vergnügens empfindlich geworden sind, als die auch der Kerne unter ihres Gleichen genießen kann? Es bleibt ihnen nur eins von folgenden zwei Sachen zu thun übrig; Entweder, wenn sie gute Wirthe sind, so kaufen sie sich größere Güter an, (und dies ist die beste Anwendung, die sie von ihrem Gelde machen können;) oder wenn sie mehr den Genuß suchen, so befriedigen sie damit nur ihre gröbern Sinne, — sie trinken, sie spielen, sie gehen desto mehr müßig. Im ersten Fall ist das Glück, welches sie suchen, — das, dessen sie genießen, der Stolz auf ihren Reichthum; der, da sie doch deswegen nicht weniger in dem Verhältnisse der Unterthänigkeit bleiben, mit den ihnen dadurch aufgelegten Pflichten in Widerspruch kömmt, und sie daher ihren Herren vorzüglich beschwerlich, sie trotzig und processüchtig macht. Im andern Falle versinken sie desto tiefer in Unfittlichkeit und alle ihrem Stande gewöhnlichen Fehler.

Vergleichen Erfahrungen sind es ohne Zweifel, die das unglückliche Vorurtheil hervorgebracht oder bestätigt haben, daß

der Bauer nie besser seine Pflicht thue, als im Glende und unter dem Drucke; und daß Wohlhabenheit und gute Lage ihn verderben. Das lateinische Sprichwort, welches dieses sagt, \*) hat ganz das Gepräge der finstern Jahrhunderte, woraus es herkommen mag, und es empört, ich gestehe es, meine Empfindung äußerst. Aber alle jene Erfahrungen beweisen das nicht, zu dessen Erweis sie angeführt werden. Es ist ein großer Unterschied, ob eine gänzliche und dauerhafte Verbesserung, mit den Umständen des Bauern vorgehe, oder ob einzelne unter ihnen sich durch plötzliche Glücksfälle bereichern. Die letztern können leicht übermüthig und unfittlich werden. Denn da sie nicht durch ihre Erziehung und durch die allmähliche Verfeinerung ihres Geschmacks zu dem Gebrauche ihres Vermögens vorbereitet worden sind; so erhalten sie dadurch nur Mittel, in denjenigen groben Leidenschaften mehr auszuweichen, von welchen sie in ihrer Armuth waren beherrscht worden. Im ersten Falle hingegen, wenn der ganze Stand der Bauern, durch kausenweisen Fortgang ihres Fleißes und eine allmähliche Erleichterung ihrer Lasten zu einem größern Wohlstande gelangt, wird dadurch gewiß auch sein moralischer Charakter veredelt. Durch die Kenntniß mehrerer Bequemlichkeiten und die Liebe zu einem gewissen Luxus wird er von grober Schmelzerlei abgehalten. Ueberdies bekommt eine wohlhabende Bauerschaft mehr Ehrliche, und etwas mehr Achtung gegen sich selbst. Sie giebt ihren Kindern eine etwas bessere Erziehung. Sie kömmt den höhern Ständen etwas näher. Eben dadurch lernt sie aber auch die großen Vortheile und Vorzüge derselben kennen: und dies unterdrückt hinwiederum bei ihr den Stolz, den der Reichthum erregen könnte.

## VI.

Es ist eine Folge langer und immerwährender Abhängigkeit, und zwar um desto mehr, je slavischer sie ist: daß die in derselben lebenden Menschen sich gewöhnen, auch in Absicht ihres Unterhalts sich mehr auf ihre Obern als auf sich selbst zu verlassen. Es ist eine Art von Erbs für die Sklaverei, daß der Sklave unter allen Umständen von seinem Herrn ernährt werden muß, wenn dieser nicht sein Eigentum verlieren will; es ist aber auch eine Folge derselben, daß der Sklave den Gedanken, sich selbst zu ernähren, aufgibt.

Es ist daher kein gegründeter Einwurf gegen die Vorzüge derjenigen Verfassung, worin der Bauer Freiheit und Eigenthum hat, daß der leibeigene Bauer selbst diese Vortheile, wenn sie ihm angeboten werden, von sich weist. Wenn durch eine gewisse Lage, sie sei den natürlichen Neigungen des Menschen noch so sehr zuwider, der Geist einmal niedergedrückt worden ist, so ist es kein Wunder, daß er sich zu der bessern unfähig fühlt, und also auch nach und nach die Lust dazu verliert. Insbesondere aber wird in unserm Falle der Trieb, durch eignen Fleiß nicht nur sein Auskommen zu erwerben, sondern auch Etwas für sich auf Fälle der Noth, oder für seine Kinder bei Erite zu legen, bei dem Bauer, welcher lange in armseliger Abhängigkeit geschmachtet hat, unwirksam und ohne Einfluß. Er bekommt den Bettlerfinn; sein armseliger Zustand behagt ihn, wofür er nur weiß, daß sein Herr ihm Brod geben muß, wenn er keines hat. Die Sicherheit seines Unterhalts ist ihm mehr werth, als die Hoffnung, zu gewinnen: und jene glaubt der träge gewordene Leibeigene mehr in dem Eigennutze seines Herrn, der keinen Unterthan, ohne selbst Schaden zu leiden, verhungern lassen kann, als in seinem Fleiße zu finden.

Die unzählbaren Abstufungen, die es, auch nur in dem Bezirke unsers Landes, von der Dienstbarkeit der Bauern und den Rechten ihrer Herrn giebt, machen, daß ein Gemälde dieser Art nur auf einen kleinen Theil der Classe, von welcher die Rede ist, vollkommen paßt; und daß, wer dasselbe mit dem Zustande eines einzelnen Bezirkes, eines einzelnen Dorfs vergleichen wollte, es leicht für unähnlich und schlecht getroffen halten könnte. Aber es ist notwendig, in einer solchen Schilderung diejenigen Züge abge sondert darzustellen, die in der Wirklichkeit mit vielen andern Umständen vereinigt erscheinen, wodurch ihre Natur mehr oder weniger verändert wird. Es ist notwendig, die Ursachen, deren Wirkungen man untersuchen will, in ihrer ganzen Kraft und ungeschwächt von Hindernissen anzunehmen. Es ist alsdann leicht, diejenigen Fälle zu bemerken, wo jene Ursachen weniger vollständig vorhanden gewesen sind, oder wo ihnen durch begleitende Umstände Widerstand geleistet worden ist.

So wird man auch endlich diesen Bettlerfinn der Bauern, diese Sorglosigkeit für die Zukunft, diese Geneigtheit sich wegen ihrer Ernährer auf ihren Herrn, den sie doch nicht lieben, zu verlassen, diese Gleichgiltigkeit gegen alle Mittel, sich aus einer solchen Abhängigkeit zu reißen: dies Alles wird man, bald mehr, bald weniger, — im Ganzen aber immer im Verhältnisse

\*) Rustica gens optima Seno, pessima ridens.

der Strenge der Keibeligenschaft finden. Dies ist also Beweises genug, daß jene Eigenschaft des Gemüths aus dieser Lage entspringt.

## VII.

Man begreift unter dem Namen der Bauern zweierlei Leute, die in Abicht ihrer Lage und ihres Verhältnisses mit ihrem Herrn von einander merklich unterschieden sind: ich meine die Besitzer von Bauergütern, — und diejenigen eigentlichen Fröhner, welche von dem Lohne der Dienste, die sie ihrem Herrn leisten, ganz allein oder vornehmlich ihren Unterhalt haben.

In Aufklärung, in äußern Sitten sind Beide, wie in der Mundart die sie reden, einander fast gleich: weil sie in beständigem Umgange mit einander und in gleichem Maße von den gesitteten Ständen abgefordert, sich durch einander wechselseitig bilden. Im Charakter aber, in den Grundsätzen, wonach sie in dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Verkehr handeln, in den Gesinnungen und dem Betragen gegen ihre Herren, welchen sie durch merkliche Schattirungen von einander ab. Das ist wesentlich der Erfahrung und dem Zeugnisse derjenigen Gutsherrn gemäß, welche Dörfer, worin eine starke Bauerschaft ist, und solche, worin es nichts als Grentnerkellen giebt, zugleich besuchen. Unter den eigentlichen Bauern herrschen diejenigen Fehler vorzüglich, welche dem Stande und der Beschäftigung ankleben; als Grobheit, Anhänglichkeit an alte Vorurtheile, und Eigensinn; unter den Dienstleuten hingegen diejenigen, die aus der Keuschschaft, aus der schlechten Erziehung und aus der Armut entstehen: Verkümmert, heimtückisches Wesen und Dieberei. Jene, da sie von ihrem Herrn mehr abgefordert leben, können auch weniger durch ihn gebessert werden; da ihr Interesse weniger an den Vortheil ihres Herrn gebunden ist, und ihre Dienste nicht durch den Antheil, den sie an seinen Erndten haben, vergütet werden: so thun sie unwilliger Dienste; sie sind schwerer im Gehorsam zu erhalten, und wenn sie einmal aufständig geworden sind, schwerer zur Ruhe zu bringen. Dagegen haben sie oft alle übrigen Tugenden des Menschen und des Hausvaters, in dem Maße und nach den Verschiedenheiten, als man solche bei jedem andern Stande findet. Benutzt sind gewiß die Vernünftigen, die Edelsten des Bauernstandes unter denjenigen zu finden, die ihren väterlichen Acker selbst pflügen. Diese, (die Hofgärtner), werden durch die beständige Aufsicht, unter der sie bei Leistung ihrer Dienste sehn, wenn sie auch für sich selbst Hang zur Ausschweifung und zur Faulheit hatten, in einer gewissen Ordnung und zum Fleiße angehalten; sie ertragen die Unterthänigkeit leichter und verwirgen den Gehorsam seltener, weil sie Vortheil davon haben, wenn ihres Herrn Wirtschaft gut bestellt wird: aber sie können auch, wenn sie aufgebracht werden, zu einem viel höhern Grade von Bosheit kommen. Sie sind so gewöhnt, zu ihren Arbeiten getrieben zu werden, daß sie ohne Aufsicht, sich selbst überlassen, selten ihre Schuldigkeit thun. Sie haben endlich häufiger diejenigen Fehler, die mit der Verstellung und mit einem kleinen, niedrigen Eigennutze verbunden zu sein pflegen, — Unredlichkeit gegen ihren Herrn und Reid gegen ihres Gleichen.

Unter den Bauern, welche Eigenthümer und wohlhabend sind, besonders wenn ihr Wohlstand durch einige Generationen fortgedauert hat, entsteht ein gewisser Familienstolz, der sich von dem persönlichen sehr deutlich unterscheidet, und der als Charakteristik in dieser Classe und unter solchen Umständen angesehen werden kann. Der reiche Handwerksmann ist auch stolz; aber selten bleiben seine Kinder bei demselben Gewerbe; wenigstens ist es ein außerordentlicher Fall, wenn durch rthliche Generationen hindurch Wohlstand und Beschäftigung zugleich in einer und derselben Familie fortleben. Dadurch allein aber nur kann der Name einer Familie, in dieser Kunst, unter dieser Classe von Bürgern, ein Ansehn, einen gewissen Vorzug bekommen. Bei reichen Bauern treffen diese Umstände weit öfter zusammen. Die Familien können lange wohlhabend bleiben, ohne doch ihren Stand zu verlassen, oder ihren Wohnsitz zu verändern. Ihre Zweige breiten sich oft in derselben Gegend weit aus. Mit dem Namen derselben verknüpft sich also endlich in der Gesellschaft, unter welcher sie immer gelebt haben, ein gewisser Vorzug. Dies erregt den Stolz, wovon ich rede. Ein Bauer dieser Art thut sich etwas darauf zu Gute, aus diesem und diesem Geschlechte herzustammen, zu den Künzen und Heinen zu gehören, die in der Gegend, wo er lebt, die angesehensten sind. Dieser Stolz, der dem Adelsstolze ähnlich ist, wird dadurch vergrößert, wenn sich mehrere solcher Familien oft unter einander verheirathet haben. Kommt irgend noch ein anderer Unterschied in Herkunft, Sitten oder Tracht hinzu: so wird dieses System von bürgerlichem Adel noch vollständiger ausgebildet. — Ein Beispiel davon sind die Altendurgischen Bauern. Aber auch, wo sie keinen solchen status in statu ausmachen, findet man Gegenden, wo gewisse wohlhabende Bauernfamilien, unter einander verschwägert, sich die besten Güter zu eigen gemacht

haben. Und diese sind es, die sich auch auf ihren Stand, als Bauern, auf ihre Tracht und auf Alles, was den Stand anzeigt, etwas zu Gute thun. Man hat deren gesehen, welche wohlhabende Bürgerstöchter geheirathet haben, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich wie Bäuerinnen trügen. Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Ehefrauen sich unter ihrer Classe als wohlhabender, durch eine große Kostbarkeit ihrer Kleidung auszeichneten, aber nicht, daß sie sich durch eine fremde Kleidung von denselben absonderten.

## VIII.

Es ist eine allgemeine Eigenschaft derer, welche mit Strenge beherrscht werden, daß sie diejenigen hinwiederum Strenge beherrschen, die unter ihnen sehn. Es giebt, der Erfahrung gemäß, keine ärgeren Despoten, als die, welche es aus Sclaven geworden sind. Ein altes Sprüchwort sagt das Nämliche vom Bauer, der zum Edelmann wird. Und schon in dem Stande der Unterthänigkeit selbst, wenn der Bauer noch täglich Gelegenheit hat zu erfahren, wie weh der Druck und die Härte eines Oberrn thue, ist er doch geneigt, seine Kinder und sein Gefinde hart zu behandeln. Nicht, daß er einen genauen Gehorsam, und auf eine gleichförmige Art von ihnen fordert: sondern er giebt nur seinen Leidenschaften ohne Einschränkung gegen sie nach. Er straft sie oft unmaßig streng wegen kleiner unvorsätzlicher Fehler, besonders wenn dadurch etwas von seinem Eigenthume ist verlegt worden, und läßt große mutwillige hingehen, ohne sie zu bemerken. Dies ist auch der größte Fehler, den er bei der Erziehung seiner Kinder begeht, und wodurch er sie, anstatt des Gehorsams, Bosheit und Widerspenstigkeit lehret.

Ueberhaupt sind Born und Furcht die beiden Leidenschaften, welche bei rohen Gemüthern die Oberhand haben und gewöhnlich wechselseitig dieselben beherrschen. Die Liebe der beiden Geschlechter gegeneinander, die bei den höhern Ständen so viel zur Bildung der Sitten und des Charakters beiträgt, indem sie das eine Geschlecht auf Alles, wodurch es dem Andern gesollt kann, aufmerksam, und nach den Eigenschaften, wodurch es dem Andern lebenswichtig wird, begierig macht, hat bei dem Stande, von welchem wir reden, weniger oder doch einen ganz andern Einfluß. Die Liebe ist bei ihm meistens eine Sache der Sinne und des Temperaments. Die Imagination wird nicht sehr dadurch ins Spiel gesetzt; es verbinden sich wenige moralische Gefühle damit; und die Begierde zu gefallen wird nicht erregt. Ueberdies haben die Bauern nicht genug Ruhe, aus der Liebe eine Beschäftigung zu machen. Nur auf zweierlei Weise wirkt dieser Trieb auf den Charakter der Bauern: zum Schlimmen durch Ausschweifungen, bald vortheilhaft, bald nachtheilhaft durch das Heirathen. Liebeslichkeit und Unzucht hat bei ihnen, wie bei allen Ständen, die Folge, zugleich nachlässige Witthe und Verschwendung, — oft Spielerei und Trankensolde zu machen. — Doch ist dies nicht von einer einmaligen Ueberrückung der Sinnlichkeit, sondern von der Herrschaft derselben zu verstehen. Viele gefallene Mädchen sind treue Weiber geworden, und der Bauer hat sich oft als Ehemann und Hausvater sehr gut aufgeführt, welcher als junger Bursche ausgeschweifet hatte. — Was die Wirkung der Verschmelzung betrifft, so ist dieselbe bei den Männern vielleicht am sichtbarsten. Viele derselben heirathen sich, wie man zu sagen pflegt, besser, artiger, fleißiger als sie vorher waren. Ich weiß nicht, ob es eben so viel Beispiele von Weibern giebt, die sich durch das Heirathen verbessert hätten. — Andere verderben, — werden aus fleißigen und ordentlichen Jünglingen faule und liederliche Ehemänner. Dieses, welches in allen Ständen zu weilen geschieht, ist bei dem Bauer desto weniger zu verwundern, weil das Weib in seiner Haushaltung von großer Wichtigkeit ist, und zum guten oder schlechten Fortgange der Wirtschaft, durch ihre Eigenschaften und ihre Arbeit, beinahe noch mehr beiträgt als der Mann. Daß dem wirklich so sei, bestärken die Zeugnisse Aller, die sich um den Wohlstand der Bauern durch eine Reihe von Jahren bekümmert haben; und wie es zugehe, erhellt aus zwei Betrachtungen. Erstlich, das Weib hat die Milchmutterthätigkeit über sich; und an vielen Orten machen die Kühe den vornehmsten, — an Allen aber einen sehr wichtigen Theil des Reichthums von dem gemeinen Landmanne aus. Ferner bei einer so kleinen Haushaltung, als die seinige ist, kommt auf das Zurathhalten, Sparen und Werthellen eben so viel an als auf das Erwerben. Dieses kann oft durch den größten Fleiß des Mannes nicht erhöht werden: durch die häusliche Wirtschaft des Weibes aber kann der nämliche Erwerb ungleich weiter ausreichen. Viele mittelmäßige Witthe kommen vorwärts durch gute Weiber: aber ein liederliches Weib richtet den fleißigsten Mann zu Grunde. Wenn nun aber in der ehelichen Gesellschaft der Bauern die Dienste der Frau von so großer Wichtigkeit für die Wirtschaft des Mannes sind, so



Fans es nicht fehlen, daß nicht auch ihr Betragen einen Einfluß auf den Charakter desselben haben sollte. Derjenige arbeitet mit mehr Euf, welcher sieht, daß er Etwas vor sich bringt: das wirtschaftliche Weib also, durch deren Sorgfalt dem Manne sein Erwerb mehr zu Gute kommt, macht oder erhält denselben auch fleißig. Auf der andern Seite, wenn im Hause, in dem Gebiete des Weibes, Verschwendung und Unordnung herrschen, und das, was der Mann außer dem Hause im Schwelge seines Angefichts erarbeitet hat, aufzehren oder fruchtlos machen: dann wird der Fleiß des Mannes bald nachlassen, und oft wird ihn der Unmuth darüber zum Trunke und zur Eiederlichkeit verleiten. Ferner, ein vertrauliches, gutes Weib hält den Mann in den Stunden der Ruhe und der Erholung zu Hause; ein zänkisches treibt ihn fort und macht, daß er die Schenke und das Spiel sucht. Endlich, das weibliche Geschlecht ist auch bei diesem Stande, wenn es gut geartet ist, gemeinlich frömmere als das unfrige; und in der Ehe mit einer solchen Gattin wird der Bauer zu einem häuslichen Gottesdienste gewöhnt, der, wenn er nicht geradezu ihn bessert, doch als eine ernsthafte und regelmäßige Beschäftigung ihm nützlich ist.

So wirkt bei den Bauern die Verbindung der beiden Geschlechter. Weniger durch Zärtlichkeit und Leidenschaft, als durch die Gewohnheit, das Beispiel und die Triebfedern des Eigenen. Fast eine gleiche Bemandniß hat es mit den übrigen Arten der Liebe und den Verbindungen, worauf sie sich

beziehen, — mit der Zuneigung zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern, zwischen Freunden. Sie ist selten unter Leuten dieses Standes zärtlich, so daß das Gemüth damit immer beschäftigt und davon belebt sei, aber sie ist deswegen nicht weniger reell, in sofern sie auf die Erfüllung wesentlicher Pflichten geht. Sie äußert sich mehr bei außerordentlichen Gelegenheiten durch Dienstleistungen, als durch eine beständige Gefälligkeit in dem gewöhnlichen Laufe des Lebens; mehr durch Bestand in Krankheiten und bei Unglücksfällen und durch thätige Hilfe bei der Arbeit, als durch ein angenehmes, gefälliges, liebreiches Betragen und durch das Verlangen nach dem Umgange der geliebten Person.

Dies ist nun das Bild des Bauern, so wie ich es habe entwerfen können. Vielleicht fehlen noch viele Bände dazu; welche zu bemerken ein längerer und weniger unterbrochener Umgang mit ihnen nöthig gewesen wäre. — Vielleicht giebt es falsche Bände darin, die ich aus einzelnen Beobachtungen abstrahirt und zu schnell auf den ganzen Stand angewendet habe. Immer werden aber doch einige der angeführten Eigenschaften, die auch dem gemeinsten Beobachter nicht entgehen können, als Unterscheidungsmerkmale dieses Standes angesehen werden, — und also Personen, die mit demselben zu thun haben, zu einem Leitfadene dienen können.

## Adam Christian Gaspari

ward am 18. November 1752 in Schleusingen geboren, erhielt, nachdem er seine akademischen Studien vollendet, eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Moltke auf Noer, im Holsteinischen, und privatisirte dann eine Zeit lang in Hamburg, Erfurt und Weimar. Im Jahre 1790 ward er Doctor der Philosophie und 1795 außerordentlicher Professor derselben Wissenschaft an der Universität Jena, vertauschte jedoch dieses Amt 1797 mit einem gleichen am Gymnasium zu Döbenburg. Er legte dasselbe indessen bereits 1798 nieder und hielt sich als Privatgelehrter abwechselnd in Wandsbeck und in Weimar auf, bis er 1803 als K. Russischer Hofrath und Professor der Geschichte und Geographie nach Dorpat berufen wurde. — Von hier begab er sich 1810 in gleicher Eigenschaft nach der Universität Königsberg. Er starb am 27. Mai 1830. —

Von ihm erschien im Druck:

Urkunden und Materialien zur nähern Kenntniß der Geschichte und Staatsverwaltung

- nordischer Reiche. Hamburg 1786—90. 8 Bde.  
 Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie. Weimar 1791. 5. X. 1819.  
 Lehrbuch der Erdbeschreibung. 1r. Curfus. Weimar 1792. 17. X. 1831. 2r. Curfus. Weimar 1793. 11. X. 1826.  
 Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Weimar 1797—1801. 2 Theile.  
 Der Deputationsrecess. Hamburg 1808.  
 Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung (mit Hessel, Gannabich, Feddel, Gauthmuths, Ufert). Weimar 1819—1832. 23 Bände.

Er erwarb sich seiner Zeit großes Verdienst durch seine gründliche, umsichtige und genaue Behandlung der Geographie und Statistik; namentlich wurden seine Lehrbücher bei dem Jugendunterricht fast allgemein gebraucht, bis sie in den neuesten Tagen durch zeitgemäßere Werke in dieser Wissenschaft verdrängt wurden. —

## Johann Christoph Satterer

ward am 13. Juli 1727 zu Lichtenau bei Nürnberg geboren, studirte in Altdorf, vorzüglich Geschichte und deren Hilfswissenschaften, und erhielt 1755 eine Lehrerstelle bei dem Gymnasium zu Nürnberg. 1758 kam er als ordentlicher Professor der Geschichte nach Göttingen, stiftete dort 1764 das historische Institut und starb daselbst als Hofrath, Director des eben erwähnten von ihm gestifteten Instituts und Mitglied der Akademie der Wissenschaften am 5. April 1799.

Er gab heraus:

Allgemeine historische Bibliothek u. s. w. Halle 1767—1771. 16 Theile.

Abriß der Chronologie. Göttingen 1777.

Abriß der Diplomatie. Göttingen 1798.

Practische Diplomatie. Göttingen 1799.

Abriß der Genealogie. Göttingen 1788.

Handbuch der neuesten Genealogie und Heraldik von 1759—1772. Nürnberg 1761—1772.

Abriß der Geographie. Göttingen 1775. N. X. 1793.

Practische Heraldik. Nürnberg 1791.

Encycl. d. deutsch. Nation. - Sit. III.

Historisches Journal. Göttingen 1772—1781. 16 Theile.

Grundriß der Numismatik. Göttingen 1772.

Abriß der Universalhistorie. Göttingen 1765. N. X. 1773.

Einleitung in die synchronistische Universalhistorie. Göttingen 1771. 2 Theile.

Handbuch der Universalhistorie. Göttingen 1761—1764. 2 Theile.

Kurzer Begriff der Weltgeschichte. 1r. Th. Göttingen 1785.

Ideal einer allgemeinen Weltstatistik. Göttingen 1773.

Versuch einer Weltgeschichte bis zur Entdeckung von Amerika. Göttingen 1792.

Die Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange. Göttingen 1785—1787. 2 Theile.

32 Stammtafeln zur Weltgeschichte. 1e Sammlung. Gr. 4. Göttingen 1790.

Einzelne Abhandlungen, Programme u. s. w.

Satterer erwarb sich um die historischen Studien namentlich dadurch ein großes Verdienst, daß er für dieselben, und vorzüglich bei dem akademischen Vortrage, eine bessere

Methode anwandte, so wie einzelne Theile dieser Wissenschaft mit eben so tiefer Gründlichkeit als ausgebreiteter Gelehrsamkeit behandelte und ein helleres Licht über sie verbreitete, indem er namentlich das Gebiet der historischen Kritik erweiterte und das Feld der übrigen Hilfswissenschaften, die er sämmtlich genau ergründete, mit großem Fleiße anzubauen verstand. Sein Styl entbehrt zwar der Anmuth und Leichtigkeit, ist aber präcis, förmig und correct. —

### Vom historischen Plan und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen.

Daß eine Nation, die ihren Geschmac verbessern will, die guten Muster der Alten zuerst studieren und nachahmen müsse, alsdann aber erst etwas Eigenes mit Zuversicht wagen könne, ist eine alte und bekante Erfahrung; und wir leben in Zeiten, da man die Wirkungen hiervon auch unter uns in Teutschland wahrnimmt. Ich würde mich an meiner Nation verübigen, wenn ich damit soviel sagen wollte, daß der deutsche Geschmac erst in unsern Tagen sich vorthellhaft zu zeigen angefangen habe. Keine, mit unserer Literatur bekante ausländische Nation, sollte es auch die immer sich selbst nur schäzende Französische seyn, kan, ohne durch die Sache selbst beschämt zu werden, läugnen, daß sie nicht, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, von Zeit zu Zeit in Schriften der Teutschen Unterricht und Vergnügen gefunden. Allein diese Werke von Teutschen, die den Ausländern mit Rechten gefallen, können wir uns, als Teutsche betrachtet, nicht zueignen, da sie in einer Sprache geschrieben sind, die nicht die unsrige ist. Wenn ich also behaupte, daß man jetzt auch unter uns deutliche Merkmale von dem vorthellhaften Umgange mit den Alten finde, so steht man leicht, daß ich von Schriftstellern rede, die sich über das Vorurtheil unserer Väter erhoben haben, „man müsse, wenn man einen zu guten Geschmac hätte, um Befanisch schreiben zu wollen, Lateinisch schreiben, und alsdann erst Beyfall der Welt und Unsterblichkeit sicher hoffen.“

Die Dichtkunst hat unter uns bereits einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß man uns nicht leicht einen großen Dichter unter den Griechen und Römern wird nennen können, der nicht an einem unserer Dichter einen kühnen Nebenbuhler, oder auch völlig seines Gleichen, und an einem und dem andern vielleicht noch etwas mehr, als seines Gleichen, gefunden hat.

Aber auch fast nur die Dichtkunst allein ist es, die von unserer Nation in der Muttersprache vorthellhaft bearbeitet worden: wenigstens ist die Muse, die der Geschichte vorsteht, unsern teutschen Genies noch nicht sonderlich günstig gewesen. Erst in unsern Tagen fängt man an zu glauben, daß es wol auch gut wäre, in der Muttersprache Geschichtsbücher zu besitzen, die auf das Lob der Alten Ansprüche machen, und die Vorwürfe der ausländischen Neuen durch die That selbst widerlegen könnten. Vielleicht ist jetzt auch die rechte Zeit vorhanden, ein so schönes und rühmliches Vorhaben mit glücklichem Erfolge auszuführen. Die Historie, die, so lang sie unter den Menschen bekant ist, immer gern ihre Schwester, die Dichtkunst, voran gehen läßt, aber auch sogleich nach ihr den Rang zu behaupten pflegt, die Historie, sage ich, findet jetzt unter uns eine durch die Dichter gebahnte Laufbahn vor sich, eine ausgebeßerte und erweiterte Sprache, und einen an die Muster der Alten gewöhnten Geschmac. Es kömt nur darauf an, daß man die jüngere Schwester nicht von dem Wege der Ältern abweichen lasse, oder vielmehr sie nur nicht verführe, daß sie selbst, wenn es auf sie ankömt, den Fußstapfen derselben gerne folgt.

Im historischen Plan, denn es ist Zeit, daß ich den Gegenstand anzeige, womit ich meine Leser unterhalten will, in dem historischen Plan also, und in der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen sind die alten Geschichtschreiber, wie mich dünkt, noch immer, wo nicht allen, doch den meisten Neuern überlegen; ungeachtet es eben nicht schwer zu sein scheint, die Alten in diesem Stücke nicht nur einzuholen, sondern sogar zu übertreffen. An sich zwar betrachtet, ist die Stellung und Zusammenfügung der Erzählungen eine der schwersten Arbeiten des Geschichtschreibers, zumal des neuen, und am meisten desjenigen, der die Universalhistorie schreiben will, zu einer Zeit, da der Erdboden viel bekanter, und folglich die Anzahl der Nationen, deren Geschichte und Verfassung erzählt zu werden verdient, ungleich größer ist, als in den Tagen eines Herodots, oder auch eines Polybs und Trogus. Ein Geschichtschreiber, der zu unsern Zeiten die Universalhistorie schreiben will,

hat, wenn er noch dazu ein Christ ist, eben darum, weil er ein Christe ist, zwar dieses für allen Geschichtschreibern unter den Alten voraus, daß er seine Erzählung von Erschaffung der Welt an bis auf die neuesten Zeiten mit Zuverlässigkeit fortführen, und selbst in der alten Zeit Nationen beschreiben kan, deren Geschichte den Griechen und Römern entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich bekant war: er ist aber auch zu der hercullischen Arbeit verpflichtet, einen Plan von einem unendlich größern Umfange, als der Alten ihrer Zeit war, auszuzüßern, und unzählliche Reichen und Folgen von Merkwürdigkeiten zu verbinden. Gleichwol wird auch ein solcher christlicher Verfasser einer allgemeinen Geschichte zu unsern Zeiten, keine vergebliche Arbeit, wie mich dünkt, unternehmen, wenn er die Kunst der Alten, Erzählungen zu stellen und unter einander zu verbinden, oder die größern und kleinern Theile eines weitläufigen Ganzen geschickt zu ordnen und zusammen zu fügen, ausüßert, und sich auf alle Weise zu Nuzge zu machen sucht.

Um aber den Plan der alten Geschichtschreiber vernünftig urtheilen zu können, muß ich meine Leser bitten, mit mir bis in die Zeiten der Kindheit der Geschichte hinauf zu steigen. Wir finden Anfangs keinen Unterschied zwischen Dichtkunst und Historie. Die letztere täuscht uns immer unter der Gestalt ihrer Schwester, der Dichtkunst, oder vielmehr sie wird, da sie selbst noch nicht geboren ist, von ihrer Schwester eine Zeitlang vertreten. In der Folgezeit kömt die Historie zwar zum Vorschein, und man findet sie von der Dichtkunst unterschieden: allein die Geschichtschreiber lassen doch immer aus einigen Merkmalen die Verschwiegerung ihrer Göttin mit der Poesie erkennen.

Warum schrieb man eher in Versen, als in Prosa? So fragt man in der\*) Litterärsgeschichte. Eine wunderliche Frage, bey der man nicht bedenkt, daß die poetische, das ist, eine wortarme und bilderreiche Sprache die erste Sprache der Welt war, die jederman im gemeinen Leben redte, bis mit der Zeit einige Nationen zu einem solchen Reichthum an eigentlichen und unverblühten Worten und Redensarten gelangten, daß sich unter ihnen eine prosaische Sprache von selbst nach und nach bilden konnte, da denn die Bildersprache ein besonderes Eigenthum, ein Reservat, der Dichter worden ist, ungefahr auf eben die Art, wie die Priester, sonderlich in Egypten, die Bilderschrift, die zuerst die einzige Schrift des gemeinen Lebens gewesen ist, nach der erfundenen Buchstabenchrift sich als eine gebräuliche Schrift, die man seitdem die Hieroglyphische nennet, zugeeignet haben.

Dieses vorausgesetzt, daß Anfangs unter den Menschen alles, was man redte, oder auch schrieb, poetisch geredet und geschrieben worden ist; so wird man sich nicht mehr verwundern, wenn man unter allen Himmelsstrichen Nationen findet, die den Nachkommen nicht nur Religion und Sitten und Gesetze, sondern auch Geschichten, die Werke und Thaten der Gottheit, und die Unternehmungen und Verdienste grosser Leute vorgefungen haben, und zum Theil noch vorsingen: denn unausgebildeten Nationen sind unsere aufgeklärte Zeiten noch immer erste und alte Zeiten.

Die älteste Art der Jahrbücher bestand also überhaupt in solchen Gesängen, dergleichen Tacitus unter den Teutschen gefunden, Karl der Große gesammelt, und das unglückliche Mittelalter wieder verloren hat, oder, welches einerley ist, der historische Stoff ward zuerst unter den Nationen von Leuten bearbeitet, die ungefahr eben so redeten und schrieben, wie diejetzigen reden und schreiben, die wir im eigentlichen Verstande Dichter zu nennen pflegen.

Man muß aber, um sich von den historischen Liedern der ersten Zeiten einen rechten Begriff zu machen, außer der wortarmen und bilderreichen Sprache noch alle übrige Umstände, in welchen sich die Sänger befanden, hinzudenken. Die zuerst angebauten Länder und deren natürliche Beschaffenheit und Producte, die Verpflanzung so wie der ersten Keime von allem menschlichen Wissen, also auch des Geschmacks in historischen Liedern aus dem Oriente, in die übrigen Länder des Erdbodens, die politische und häusliche Verfassung der ersten Welt, die Dinge noch unerhörter Verdienste in denen jetzt erst entstandenen und aus der Zerstreung gesammelten Nationen, ja das Anschauen der grossen Leute selbst, und die durch alle diese und mehr andere Dinge erhigte Einbildungskraft: alles dieses muß mit in die Rechnung gebracht, und zuletzt auch dieses nicht vergessen werden, daß die poetische Sprache des gemeinen Lebens noch politischer, das ist, bilderreicher gefungen, als geredet, worden, so wie gute prosaische Schriftsteller unter allen gestifteten Völkern zwar immer die prosaische Sprache des Umgangs, aber etwas veredelt, beset geordnet und verbunden in Schriften zu gebrauchen pflegen.

\*) Siehe des sel. D. Heumanns Conspectum Reipublicae Litterariae, Cap. III. §. 21.

Wer dieses ermägt, den wird es nicht befremden, wenn er die historischen Ueber mit bildlichen Ausdrücken und allegorischen Vorstellungen, die dem besungenen Gegenstande niemals genau angemessen waren, erfüllt sieht. Eine Menge von Nationen verlor bei dieser sonderbaren Art des historischen Fleißes ihre erste Geschichte, bis endlich allerley günstige Umstände den Unterschied zwischen poetischen und historischen Wahrheiten unter einigen Völkern kenntbar und beliebt machten. Nun lernte man auch, daß die Dichtkunst und Historie zwar Schwestern, aber gleichwol so verschieden wären, daß man die eine von der andern unterscheiden könnte und müsse.

Meine Absicht erlaubt mir nicht, mich über diesen angenehmen Gegenstand weiter auszubreiten. Vielleicht hält man das, was ich mehr berührt, als gesagt habe, schon für eine Ausschweifung. Ich kan zu meiner Entschuldigung nichts anführen, als dieses, daß ich geglaubt habe, man könne sich von dem historischen Plane der Alten keinen vollständigen Begriff machen, wenn man nicht voraussetzt, daß Dichtkunst und Historie Anfangs nur ein Ding gewesen, endlich aber beyde zwar von einander unterschieden worden, doch so, daß man immer, wenn man eine Geschichte schrieb, dieselbe nach den Regeln der Gedichte bearbeitete, und den Unterschied zwischen beyden meist nur in der Art der Gegenstände setzte. Insbesondere haben die alten Geschichtschreiber ihren Plan fast eben so, wie die Dichter, angeordnet und je älter die Geschichtschreiber sind, desto mehr beweisen sie die genaue Verwandtschaft der Dichtkunst und Historie. Man mag es nun Epochen, oder Einschaltungen, oder wie man sonst will, heißen, die Alten bedienten sich dieses Kunstgriffes, gleichzeitige Nationen und Begebenheiten zu verbinden: sie legten eine merkwürdige Nation zum Grunde, und schoben in die Geschichte derselben an bequemen Orten die Geschichte anderer Nationen bald ganz, bald stückweise hinein, und brachten dadurch ein wunderbares Ganze aus unzähligen grossen und kleinen Stücken heraus.

Ich wünschte, daß dieses jemand, der Geschichtlichkeit genug dazu hat, durch das Beispiel des Plans Moses, des ältesten Geschichtschreibers, beweisen möge; durch das Beispiel Herodots, des Waters der Geschichte unter den Griechen, werde ich es in der Folge dieses Werks selbst zu beweisen suchen. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mit der Zeit auch von dem Plan anderer Alten zu reden, und von diesen auf die Neuern überzugehen. Man kan dergleichen Pläne als Verlagen oder Documente zu der gegenwärtigen Abhandlung ansehen.

Jetzt will ich, um nachdenkende Personen an eines der wichtigsten Hauptstücke der historischen Kunst zu erinnern, dasjenige etwas umständlich auszuführen, was mir unter dem Leben der alten und neuen Geschichtschreiber, in Ansehung des historischen Plans, und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen befallen ist.

Wenn der Geschichtschreiber die mühsame Sammlung des historischen Stoffs zu einem Werke vollendet, und aus diesem Chaos das Merkwürdige ausgelesen hat: denn unnütze Dinge wird man allemal noch wegzuerwerfen finden, wenn man gleich schon bey der Sammlung des Stoffes nur auf erhebliche und des Andenkens der Menschen würdige Dinge aufmerksam gewesen zu seyn vermerket; wenn also die Sammlung und Auswahl der Materialien geschehen ist, alsdann ist es Zeit, an den Plan zu denken, nach welchem alle große und kleine Stücke, woraus das Gebäude aufgeführt werden soll, am schicklichsten in Ordnung gebracht werden können, so daß man, nach der Vollendung des Werks, ohne Mühe begreifen kan, warum ein Stück der Materialien eben hieher, und nicht an einen andern Ort gesetzt worden ist. Dies ist die erste Arbeit des Geschichtschreibers nach der Sammlung und Ausmusterung des Stoffes, man mag sie nun die Stellung, oder die Anordnung, oder auch die Anlage der Erzählungen heißen.

Hat nun der Geschichtschreiber die Stellung der Erzählungen auf eine begriffliche und für den Leser durchaus bequeme Art entworfen; so muß er ferner überlegen, wie aus allen in Ordnung gebrachten Materialien, als so vielen für sich bestehenden und abgesonderten Ganzen, ein einziges und wohlverbundenes Ganze entstehen könne. Und diese Verrichtung kan man, wie ich glaube, nicht unschicklich die Zusammenfügung der Erzählungen nennen. Wenn ein Verfasser in der Stellung oder Anordnung der Erzählungen den natürlichsten und faßlichsten Weg erwähnt hat, so wird er ohne viele Mühe (denn ich setze einen geschickten Arbeiter voraus) die Zusammenfügung bewerkstelligen können. Eine Erzählung bahnet bey ihm der andern, so zu sagen, von sich selbst den Weg, und der Leser kan durch leichte und aus der Stellung selbst entspringende Uebergänge von einem Gegenstande zum andern geführt werden. Es komt also das meiste auf eine ungezwungene Stellung der Erzählungen an: ehe ich aber von den Mitteln reden kan, die, meinem Bedünken nach, am leichtesten zu diesem Zwecke führen, muß

ich über die verschiedenen Arten der Geschichte einige Betrachtungen anstellen.

Man handelt nicht übel, ja man ist dazu durch das Ansehen und Beispiel der Alten selbst berechtigt, wenn man die verschiedenen Schicksale der Religion, die abwechselnden Fortgänge und Hindernisse der menschlichen Erkenntnis in den Wissenschaften und Künsten, und die Gaben und Veränderungen der Natur unter allen Himmelsstrichen, in besondern Werken beschreibt, um sie desto sorgfältiger und wichtiger beschreiben zu können. Denn so weit fühlt sich doch wohl ein jeder selbst, daß er eine umständliche, und in allen einzelnen Stücken durch eigene Untersuchungen geprüfte Nachricht von allen diesen Dingen nicht von dem Leben und den Einkünften eines einzigen Verfassers erwartet, noch auch die Merkwürdigkeiten des ganzen Erdbodens, und aller ihn bewohnenden Nationen, in den Grenzen eines einzigen Werks eingeschlossen zu finden glaubt.

Aber das wird schwerlich ein Kenner der Sache zu rechtfertigen unternehmen, daß man diese, aus der allgemeinen Geschichte der Völker losgerissene und mit vorzüglichem Fleiß bearbeitete Stücke fast immer so angesehen hat, als wenn sie einer eigenen Völker- oder Staatsgeschichte entgegen gesetzt werden könnten. Denn was bleibt wol noch dem Verfasser einer Staatsgeschichte übrig, wenn er nichts von Religionsachen, nichts von der Lage, der natürlichen Beschaffenheit und den Producten der Länder, und der daraus zu beurtheilenden Emphygkeit, Handlung und Macht der Nationen, nichts endlich von den Künsten und Wissenschaften derselben sagen darf? Soll es etwa ein chronologisches Verzeichniß der Regenten seyn, das allenfalls noch mit einigen, entweder unerheblichen, oder in eine Biographie gehörigen Lebensumständen durchweht, oder mit Erzählungen von Einzügen, Geburts-, Arzneyungs-, Vermählungs-, Begräbnis-, Felerlichkeiten, oder wie die artigen Staatseremonien alle heißen, aufgepußt, oder mit den gewöhnlichen Hof- und Liebesrängen erbaulich unterbrochen, oder durch Beschreibungen von Kriegen und Schlachten schröcklich gemacht, oder mit andern Nachrichten angefüllt ist, die entweder ohne die losgerissenen Stücke nicht verstanden und beurtheilt werden können, oder dem größten Theile nach gar nicht in die große Historie gehören, sondern in derselben mehr berührt, als beschrieben werden sollen? In einer solchen Staatsgeschichte, die der Religionsliterär-Natur und Kunstgeschichte entgegen gesetzt, und von denen, zu diesen letztern gerechneten Begebenheiten entlosset ist, wird man unter den Alten kein Muster finden. Sie ist ein bloßes Hirngespinnst der neuern Zeiten. Ich weiß wohl, was man mir dagegen, aus Liebe zur neuen Mode, einwenden kan; allein bey einer unpartheyischen, allenfalls auch nur auf eine mittelmäßige Rentals sich gründenden Beurtheilung der Sache wird man bemerken können, daß man nur um Worte streiten würde, wenn man das Gegentheil zu behaupten sich das Ansehen geben wolte. Es giebt also, eigentlich zu reden, nur eine Historie, die Völkergeschichte, und diese kan entweder alle bekante Nationen, oder einige derselben, oder auch nur eine einzige betreffen. Von dieser Seite allein betrachtet, läßt sich die Historie in die allgemeine, besondere und ganz besondere einteilen. Wenn man sich bey diesen 3. Hauptarten der Völkergeschichte entweder nur auf einen gewissen Zeitraum, oder auf eine gewisse Classe von Merkwürdigkeiten einschränket; so entstehen daraus verschiedene Specialtheile der allgemeinen, besonders und ganz besondern Historie: z. E. die allgemeine Geschichte eines oder mehrerer Jahrhunderte, die besondere Geschichte von Europa, oder von Asien, von Afrika, von America, die neuere Geschichte von Teutschland; eine allgemeine, besondere, oder ganz besondere Religionsgeschichte, oder Literär- oder Kunst-, Handlungs-, Kriegs-, oder Völkergeschichte. Eine allgemeine Völkergeschichte hingegen, die sich auf alle Arten von Merkwürdigkeiten aller bekanten Nationen ausbreitet, und von Erschaffung der Welt bis auf unsere Zeiten geht, ist die wahre und eigentliche Universalhistorie; ein Werk, das noch nicht geschrieben ist, ob ich wohl glaube, daß sich das bekante Werk der Engländer dem Umfange einer solchen allgemeinen Weltgeschichte in manchen einzelnen Theilen nähert.

### Vom Plan der historischen Compendien, sonderlich über die Universalhistorie.

Ich muß noch einige Gattungen historischer Schriften berühren, weil sie einen unmittelbaren Einfluß in die Lehre von dem Plan und der Zusammenfügung der Erzählungen haben. Gleich Anfangs unterscheiden sich die historischen Beiträge auf eine merkliche Art von systematischen Werken. Von dem Plan der ersten habe ich hier nichts zu sagen, eben darum, weil sie keine systematischen Werke sind und weil sie unter allen Gestalten gefals-

len, und auch nützlich seyn können. Unter den systematischen Werken machen wir in den neuern Zeiten aus denen für Anfänger geschriebenen Lehrbüchern eine eigene Classe historischer Schriften. Man kan wol diesen Eifer für den Unterricht der Jugend, ohne unbillig zu seyn, nicht tabeln: aber daß sich viele Verfasser solcher Lehrbücher recht gefleissentlich hätten, Geschmac zu zeigen, als wenn der Geschmac etwas giftiges für die Anfänger mit sich führte, daß wird manchem nicht gleichgültig seyn. Aus dem zu urtheilen, wie man die Geschichte unter uns mündlich und schriftlich vorzutragen pflegt, scheint man immer voraus zu setzen, sie wäre nur ein Werk des Gedächtnisses, und daher geht meistens die ganze Sorge des Lehrers oder Schriftstellers dahin, eine Methode zu finden, wie die Begebenheiten an leichtesten ins Gedächtnis gebracht und darin erhalten werden können. Allein man raubt durch solche künstliche, oder vielmehr geschmacklose Methoden nicht nur der Geschichte alle Anmuth, deren sie auch in kleinen Büchern nicht unfähig ist (welches nur demjenigen ein geringer Verlust zu seyn scheint, der nicht weit oder bedenkt, daß Dinge, die gut erzählt werden, leichter ins Herz dringen, und grosse Wirkungen in dem Willen des Menschen erzeugen); sondern man vergißt auch dabei, daß die Geschichte nicht darum gelernt werde, um etwas blos ins Gedächtnis zu haben, sondern vielmehr, um durch grosse und rührende Beispiele tugendhaft, klug, gesellig, schaftlich u. mit einem Worte zu allen Arten von Handlungen und Geschäften geschickt zu werden. Aber man muß doch etwas davon ins Gedächtnis haben? Ja, ich behaupte es selbst. Dazu hat man eben die chronologischen Tafeln. Wer aber ein Buch über die Historie, es mag klein oder groß seyn, schreiben will, der muß, wie mich dünkt, immer bedenken, daß er keine Tafeln schreiben wolle, und daß es Leute in der Welt gebe, welche glauben, daß sich die Definition der Historie auf ein jedes Buch müsse anwenden lassen, das den Namen Historie an der Stirne führt.

Was insonderheit die Universalhistorie anbetrifft, so finde ich, daß man sie bisher unter uns vornämlich auf zweyerley Art für die Anfänger entworfen habe: denn der Plan nach den 4. Monarchien ist jetzt Gott Lob! so ziemlich altmodisch worden. Man macht also seit einiger Zeit den Plan meistens entweder nach gewissen Epochen, oder nach den Nationen. Die der erstern Methode folgen, setzen gewisse Zeitpunkte fest, und erzählen bei jedem derselben dasjenige Stückweise hinter einander, was sich während der Zeit in den berühmtesten Reichen, Staaten und Ländern zugetragen hat. Ich nenne unter den Büchern dieser ersten Classe das Freyerische anstatt aller, weil man nach demselben bisher viele tausend Personen den Grund zur Universalhistorie hat legen lassen, und noch immer darin fortfährt. Ich table dieses Buch nicht durchgehends: es hat wirklich einige Vorzüge für andere; aber ich kann mir doch nichts widerspännigeres vorstellen, als der Plan desselben ist. Die Geschichte, die ganz Zusammenhang seyn soll, ist hier in lauter kleine abgesonderte Stücken zerschnitten. Eben das gilt von allen Büchern, die nach Epochen entworfen sind, und man wird also diesen Plan schwerlich rechtfertigen oder nachahmen wollen. Der unangewandteste Plan einer Universalhistorie für Anfänger scheint der zu seyn, der nach den Nationen, das ist, also eingerichtet ist, daß man die Geschichten der Nationen einzeln hinter einander erzählt, und übrigens bei jeder Nationalgeschichte die chronologische Ordnung beobachtet. Auf diese Art haben Puffendorf, Struv, und andere mehr, Universalhistorien (wiewol doch auch, in Ansehung des allzukleinen Umfangs, nicht im strengen oder eigentlichen Verstande) geschrieben. Man wird leicht einsehen, daß auch wider den Plan dieser Bücher noch sehr viel eingewendet werden kan. Sie tragen zwar die Geschichte einer jeden Nation unzerstückt vor, allein sie vernachlässigen zugleich gänzlich die Regeln des Gleichzeitigen. Durch diese Anmerkung scheine ich mir selbst den Proceß, in Ansehung meiner Bücher über die Universalhistorie, gemacht zu haben. Ich habe bei der Abfassung meines Handbuchs lange über die Methode, die Nationen zu stellen, nachgedacht, und ich glaubte zuletzt, die bequemste erwählet zu haben: vielleicht ist sie auch zur Erreichung der Absichten, um deren Willen ich diese Bücher geschrieben habe, nämlich zur ersten Grundlegung, zur Wiederholung, zum Nachschlagen, nicht so unbequem, als die Bücher meiner Vorgänger: wenigstens wollen mich einige versichern, daß sie meine Bücher bisher nicht ohne Nutzen gebraucht haben, und noch gebrauchen. Ich will auch weder so gefühllos, noch so ungefügt seyn, und durch eigene Verachtung meiner Bücher diejenige, denen sie gefallen, für parthenische, oder für unwissende Richter erklären. Man erlaube mir also nur das hier anzuführen, was ich sowohl meiner unbezwinglichen Wahrheitsliebe, als auch der Hochachtung gegen das Publicum schuldig zu seyn glaube. In Ansehung des Umfangs der Werkwürdigkeiten habe ich mir nichts vorzusetzen, da ich, wie mir beacht, alle Gegenstände kürz-

lich zusammen gefaßt, die eine Universalhistorie im eigentlichen Verstande ausmachen: allein in Ansehung des Plans, wovon hier eigentlich die Rede ist, wird mich das freulich allem Anssehen nach vor strengen Richtern nicht ganz tabeln machen können, daß ich in der Stellung der Nationen einige Fehler meiner Vorgänger vermieden, daß ich z. E. die zusammengedehnten Nationen näher an einander gerückt, daß ich allgemeine Ruhepunkte bey der Sündfluth, bey der grossen Zerstreuung des menschlichen Geschlechts, bey der Babelnischen Gefangenschaft, bey der Völkerwanderung, gemacht, und auf diese Art die beyden Methoden anderer gewissermassen mit einander verbunden habe. Den Regeln des Gleichzeitigen glaubte ich ausserdem noch dadurch eine Genüge gethan zu haben, daß ich erinnerte, man müsse, wenn man die Geschichte der Nationen einzeln hinter einander gelernt oder gelesen hätte (denn von Erlernung der Geschichte einzelner Nationen muß wohl der Anfang in der Universalhistorie gemacht werden), das Gleichzeitige derselben durch den Gebrauch synchronistischer Tabellen selbst herstellen. Allein, wo sind die synchronistischen Tafeln, auf welchen alle von mir abgehandelte Nationen neben einander vorgestellt sind? Selbst die Bergerschen, ob sie gleich die besten unter allen übrigen sind, thun die gewünschten Dienste nicht, und sie sind noch dazu, weil sie ganz zur Unzeit mit Erzählungen beladen sind, sehr mühsam und von dem wenigsten zu gebrauchen. Dies hat mich bewogen, nach Maassgabe und zum bessern Gebrauch meiner Bücher über die Universalhistorie, selbst \*) synchronistische Tafeln auszuarbeiten. Sie sind theils gedruckt, theils in Kupfer gestochen. Findet man sie zu dem Zwecke dienlich, wozu ich sie verfertigt, so bin ich für die grosse Mühe, die ich darauf verwendet habe, hinreichend belohnt, und meinen Büchern über die Universalhistorie wird, glaube ich, alsdann nie der Mangel des Gleichzeitigen vorgerückt werden können.

Doch ich esse zu dem Plan anderer historischer Schriften: denn es ist unserer Nation zu wünschen, daß sie den Vorwurf der Ausländer nicht mehr hören dürfe, als wenn die historische Classe ihrer Schriftsteller nur aus Uebersetzern und Compensationschreibern bestünde.

#### Von dem Plan der Biographien oder Lebensbeschreibungen.

Die Alten, die nichts von historischen Lehrbüchern wußten, schreiben Biographien, Jahrbücher und eigentliche Historien, und in allen diesen Gattungen bemüheten sie sich, pragmatisch zu seyn, oder wenigstens Geschmac zu zeigen. Ich will zuerst vom Plane der Biographie reden. Der Biographie ist, in soferne er ein Biographie ist, kein eigentlicher Geschichtschreiber, sondern er beschäftigt sich mit Dingen, die der Geschichtschreiber nicht verarbeiten kan und darf. Karl XII u. Peter der Grosse haben für jenen so gut, als für diesen gelebt. Der Geschichtschreiber betrachtet sie als Fürsten und Krieger, der Biographie als Menschen. Beyde würden also zum Verdruß ihrer Leser in ein fremdes Amt greifen, wenn sie ihre Pflichten vernachlässigten. Der Biographie vergißt seine Niedrigkeit, wenn er die grossen Begebenheiten, an welchen seine Personen Antheil haben, umständlich erzählt, anstatt sie nur zu berühren, oder vorauszusetzen. Er soll ja nur zur Ergänzung der grossen Geschichte, nicht die große Geschichte selbst, schreiben. Ein Geschichtschreiber aber ist seiner Würde uneingedenk, wenn er bis in das Privatleben der Fürsten und grossen Leute herabsinkt. Eugen erscheint in der Geschichte als ein grosses Werkzeug für Teutschland in den Händen des Oesterreichischen Hauses, aber auch stets nur als ein Werkzeug, nie als eine Hauptperson und sein Leben würde am unrechten Orte stehen, wenn es in der Geschichte von Oesterreich, oder von Teutschland, oder gar von Europa erzählt würde. Allein eben so unerwartet müßte in einer Lebensbeschreibung dieses Prinzen einem verständigen Leser die umständliche Historie des von ihm wider die Türken geführten Kriegs vorkommen. Es ist natürlich, daß der Biographie des Selben diesen Krieg nicht vorbegehen darf, allein er soll immer bedenken, daß er nicht die Historie des Türkenkriegs, sondern Eugens Leben beschreibe. Die Marathonsische Schlacht ist eine der berühmtesten in der Welt. Miltiades hat sie gewonnen, und Nepos, sein Biographie, erzählt sie nicht, er berührt sie nur.

Es giebt aber andere Dinge, die der Biographie ausführlich beschreiben, ja selbst ausschmücken, mit Betrachtungen und Schilderungen verschönern darf. Das ganze Privatleben ge-

\*) Unter dem Titel: Synopsis Historiae universalis, sex tabulis, quarum duae in aëre incisae coloribusque illustratae sunt, comprehensa, et Academiae Historicae Goettingensis oblata. Goettingae Impensis Auctoris. 1765. fol. maj.

hört zu seinem Gebiete: es versteht sich aber von selbst, daß weber bey ihm, noch bey der Person, deren Leben er beschreibet,

#### Res angusta domi

seyn müsse. Darf er sich nun gleich nicht bis zur grossen Geschichte hinaufschwingen; so hat er dagegen, wenn er anders ein guter Schriftsteller ist, den Trost, daß ihn etliche Millionen Menschen mehr, als den Geschichtschreiber, mit Nutzen lesen können: denn er beschreibet den Menschen.

Da in Biographien die Menge von Sachen nicht sonderlich groß, auch die Begebenheiten selbst nicht so sehr in einander gewickelt und verschlungen sind, als in der eigentlichen Historie; so wird weber die Stellung, noch die Zusammenfügung der Erzählungen den Biographen in Verlegenheit setzen.

Insgemein bringt man die Materialien unter gewisse Classen, und handelt von einer nach der andern, ohne dabei auf die Zeitordnung, noch auch selbst auf eine genaue Zusammenfügung ängstlich zu sehen. Doch vernachlässigen gute Biographen selten das bequeme Mittel, durch natürliche Uebergänge den Leser von einem Stücke zum andern zu führen. Plutarch, Nepos und Sueton gehören zu dieser Classe.

Wich dünkt aber, man könne auch hier überall der Zeitordnung folgen, und gleichzeitige Begebenheiten und Umstände an den rechten Stellen als Episoden einschalten.

Im übrigen handelt, wie ich glaube, ein Lebensbeschreiber wohl, wenn er die Notensucht der Britischen Biographie vermeidet; in allen Stücken aber just das Gegentheil von dem thut, was Pault in dem Leben grosser Felden des letztern Kriegs gethan hat.

#### Vom Plan genealogischer Historien.

Wir haben, außer den Biographien, noch genealogische Historien, eine gemischte Gattung, die aus Genealogie und Biographie zusammen gesetzt ist. Der Plan bedarf hier keiner Regeln. Man folgt den Reichen in den Stammtafeln, und wenn sich eine Familie, wie mehrentheils geschieht, in mehrere Linien theilt, so beschreibet man eine Linie nach der andern. Die beygefügten Stammtafeln erhalten den Lauf der Erzählung in Ordnung, und gewähren zugleich den Vortheil des Gleichzeitigen eben so leicht, als in der eigentlichen Historie die synchronistischen Tabellen. Köhlers Wolffsteinsche, und Treuers Münchhausische Geschlechtshistorie können zum Muster dienen.

Ich habe auch einmal eine Geschlechtshistorie geschrieben. Ich weiß nicht, ob ich wünschen darf, sie geschrieben zu haben: wenigstens so jung, als ich damals war. So viel ich sehe, hat man meine Holzschuherische Geschlechtshistorie \*) bisher vielfältig gebraucht, und mir war sie auch bey meinen diplomatischen Beschäftigungen von jeher ungemein nützlich. Das Werk hat in der That einen reichen, und mit sorgfältiger Wahl und Richtigkeit ausgefertigtem Codicum diplomaticum, allerley die Lehre vom hohen und niedern Adel betreffende, vielleicht nicht ganz bekannte, wenigstens diplomatisch bewiesene Anmerkungen; die beygefügten Kupferstücke sind auch nützlich, den Originallen gemäß, von einigen Gelehrten zum Theil schon genutzt, und meistens sauber gezeichnet; endlich mag das Werk, nach seinem wesentlichen Inhalte betrachtet, vielleicht keine ganz zu verachtende, sondern nach einem, von unparteyischen Kennern gebilligten Plan abgefaßte Probe von der Anwendung der Urkunden auf die Genealogie seyn. Man wird also der adelichen Familie, die es mit grossen Kosten prächtig genug hat drucken lassen, immer dafür verbunden seyn dürfen. Aber die Art des Vortrags in dem Texte? Kein gar zu schlechtes Latein, aber = mit einem Worte, der biographische Theil dieses vielleicht sonst nicht unbrauchbaren Werks ist ungefähr das, was Hallers Leben von Zimmermann ist, ein ungelbes Mittelstück von Panegyre und Historie = doch ich rede ja hier nicht von dem Ausdrücke und der Schreibart, sondern von dem Plan genealogischer Historien, und an dem Plan meiner Holzschuherischen Historie wird man hoffentlich nicht viel aussetzen finden. Was ich indessen hier beyläufig gesagt habe, kan den Nutzen haben, daß mein Beispiel denen, die es für etwas zu halten scheinen, in keinem Stücke im Wege stehen möge. Ich liebe die Wahrheit, und hasse den Irrthum gleich heftig an mir selbst, und an andern.

\*) *Historia Genealogica Dominorum Holzschuherorum ab Aspach, Haylach et Thalheim etc. Patriciae Gentis tum apud Norimbergenses, tum in exteriori etiam regionibus toga sagoque illustris, ex incorruptis rerum gestarum monumentis conquisita: accedunt multae tabulae in aere incisae, itemque Codex omnia generis diplomata atque documenta nesciam publicata complexus. Norimb. 1755. fol.*

#### Vom Plan der Jahrbücher.

Es ist Zeit, daß ich nun auf die Jahrbücher komme. Der Annalisten hat nicht nöthig, sich erst ängstlich einen Plan zu entwerfen. Er folgt dem Laufe der Zeit, und die Begebenheiten, so sehr sie auch der Gattung nach von einander unterschieden sind, hängen sich von selbst an ihre Jahre.

#### Von dem Plan pragmatischer Jahrbücher.

Es giebt aber noch eine mittlere Gattung von Annalisten, die von den eigentlichen Annalisten nichts, als den Zeitfaben der Jahre entlehnen; in der innern Einrichtung aber ganz pragmatisch, und also zugleich Annalisten und Geschichtsschreiber sind. Es ist mir leid, daß ich einen Thucydides und Tacitus, anderer zu geschweigen, in dieser Classe finde. Weil sich die Systeme der Begebenheiten sehr selten just mit dem Ende eines Jahres schliessen, so sieht man leicht, daß die Stellung und Zusammenfügung der Erzählungen in solchen gemischten Werken sehr oft gezwungen, allezeit aber mit den größten Schwirrigkeiten verbunden seyn müssen, und auf eine erträgliche Art nur von den größten historischen Genies erwartet werden können; ob sich wol in den neuern Zeiten Schriftsteller unter diese Classe gemenget haben, die eben nicht mit den Talenten eines Thucydides oder Tacitus ausgerüstet sind. Thucydides, der die Historie eines einzelnen Kriegs geschrieben hat, konnte, ungeachtet er gar nur nach halben Jahren ordnete, doch in der Zusammenfügung der Erzählungen noch ungezwungener verfahren, als Tacitus, der die ganze römische Geschichte eines Zeitraums in die Form von Jahrbüchern gezwungen hat: denn die Festsätze, die jener beschreibet, scheinen selbst den Plan nach halben Jahren an die Hand zu geben. Allein, ich wünschte doch, daß dieser grosse Mann eine bequemere Anlage zu seinem unsterblichen Werke erwöhlet hätte. Wer den Thucydides gelesen hat, wird mir, wie ich hoffe, glauben, daß viele Gründe diesen Wunsch bey mir hervor gebracht haben, ob ich gleich die Vertheidigung seines guten Uebersetzers, des sel. D. Heilmanns, gelesen habe.

Im übrigen ist der Plan und die Art der Zusammenfügung in dergleichen vermischten Werken der Hauptsache nach von derjenigen nicht unterschieden, die in der eigentlichen Historie zu beobachten ist. Und hiervon will ich folgende meine unmaßgebliche Gedanken entdecken.

#### Vom Plan in der eigentlichen oder grossen Historie.

Historische Werke beschäftigen sich theils mit Nationen, die in dem einen Werke stückweise, in dem andern ganz, bald in geringerer, bald in größerer Anzahl, bald alle zusammen beschrieben werden; theils mit Begebenheiten, und zwar von verschiedener Art, und auch von verschiedenem Werthe, mit Naturbegebenheiten und mit menschlichen Begebenheiten (Nationalbegebenheiten), welche letztere bald die Religion, bald die Gewerbe, Handlung, Schiffarth, Künste und Wissenschaften, bald die Person des Regenten, den Hof, die Minister, den Krieg und die Armee, u. s. f. betreffen.

Der Zweck bestimmt die Zahl der Nationen, und die Classen von Begebenheiten, und ein Schriftsteller wird ja wissen, warum und wovon er schreiben will. Weil die Universalhistorie die vollkommenste Gattung historischer Schriften ist, so werde ich nicht nur den Anfang von derselben machen, sondern auch am längsten mich bey ihr verweilen: denn der Plan einer Universalhistorie kan, wie mich dünkt, mit geringer Veränderung als ein Muster für alle übrigen Specialtheile der Geschichte angesehen werden.

#### Von der Stellung der Nationen in der Universalhistorie.

Die erste Sorge eines Verfassers der Universalhistorie muß ohne Zweifel auf die Stellung der Nationen gehen: hernach kan er seine Gedanken auf die Anordnung einzelner Begebenheiten und Merkwürdigkeiten richten. Die Zusammenfügung der Erzählungen wird sich zuletzt leicht von sich selbst geben.

Wenn alle Nationen und alle Begebenheiten in der Welt auf einander folgten, so würde es dem Geschichtschreiber etwas leichtes seyn, sie in Ordnung zu bringen und mit einander zu verbinden. Er dürfte nur der Ordnung der Nationen und Begebenheiten selbst, das ist, der chronologischen Ordnung folgen; so hätte er seiner Pflicht ein Genüge gethan. Und man kan auch auf einander folgende Nationen und Begebenheiten nicht wol anders stellen und zusammenfügen. Die Fügung selbst geschieht meist durch Uebergänge, die in den bestanzen Zeitformeln, oder auch in der Anzeige der Jahre bestehen. Ich

wünschte nur, daß man sich nicht, wie doch viele thun, so unbestimmt in Ansehung der Zeit, wenn sie anders genug bekannt ist, ausdrücken möchte. Nicht lange hernach u. Kurz nach dessen Chronobestimmung u. Der Krieg war kaum geendigt u. s. f. Diese Formeln sind zu unbestimmt in Fällen, wo die Folge der Begebenheiten hinlänglich bekannt ist.

Die größte Schwierigkeit aber äußert sich in der Stellung und Zusammenfügung gleichzeitiger Nationen und Begebenheiten, wenn zumal ein Werk von einigem Umfange, noch mehr aber eine Universalhistorie zu schreiben ist. Schon eine einzige Hauptbegebenheit, ein Krieg, zum Crempel, ja selbst eine Belagerung, eine Schlacht, enthält eine Menge sowohl gleichzeitigiger, als auf einander folgender Begebenheiten. Wie groß muß nicht die Anzahl derselben in der Geschichte einer ganzen Nation seyn; wie weit größer endlich, oder vielmehr wie fast grenzenlos muß sie erst in einem Werke werden, das sich auf mehrere, oder gar auf alle, wenigstens bekante Nationen erstrecken soll? Wie viele Reihen von Merkwürdigkeiten, wie viele gleichsam neben einander fortlaufende Ketten von Begebenheiten, unter denen einige sich von dem Geschichtschreiber zurück bis auf die Zeit Adams oder Noahs, alle aber bis in vergangene Zeiten erstrecken, müssen in einem Werke sichtbar gemacht werden, das die Geschichte der Welt in sich fassen soll? In einer wahren Universalhistorie das Gleichzeitige dem Leser stets gleichsam zu empfinden geben, ist unstreitig die schwerste Aufgabe, die man einem Geschichtschreiber zur Auflösung vorlegen kan. So wie er selbst gleichzeitige Gegenstände in der Erzählung nicht auf einmal gleichsam hinwerfen, oder auf die Art eines Malers auf einer Fläche neben einander hinstellen kan; also kan auch der Leser dieselben nicht auf einmal umfassen, oder mit einem Blicke übersehen. Der eine sowohl, als der andere verfahren bei gleichzeitigen Nationen und Begebenheiten, als wenn sie auf einander folgten, und doch muß der Leser von dem Geschichtschreiber also geführt werden, daß er stets fühlen kan, er lese Dinge, die in eine und eben dieselbe Zeit gehören, oder daß er Dinge, die in der Welt neben einander vorhanden waren, auch unter dem Lesen, ob sie ihm gleich hinter einander vorgelegt werden, stets in Gedanken zusammen stellen kan. Wie soll der Geschichtschreiber diese widersprechend scheinende Dinge bewerkstelligen? Blosser Uebergänge, wenn sie auch noch so sorgfältig ausgedacht werden, thun hier keine Wirkung. Alles kommt auf die Stellung und Anlage der Erzählungen an. Hier ist also der vorzüglichste Ort, wo der Geschichtschreiber Witz und Scharfsinn haben und gebrauchen muß, und er kan dessen nicht zu viel haben, um alle die Verhältnisse und Beziehungen der Nationen und Begebenheiten zu und auf einander geschwind zu übersehen; nur muß Witz und Scharfsinn von einer gefunden Beurtheilungskraft geleitet werden, um nicht Verhältnisse, wie sie sich am ersten anbieten, ohne Unterschied und ohne Schätzung ihres Werthes, zu ergreifen. Mit einem Worte hiezu gehört Genie.

Doch ich muß selbst, so viel als mir die Kräfte meines eingeschränkten Genies zulassen, etwas tiefer in die Verhältnisse der Nationen und Begebenheiten hineingehen, damit es nicht das Ansehen habe, als lehnte ich unter einem guten Vorwande eine Pflicht ab, die ich doch übernommen habe.

Ich will zuerst von den Verhältnissen der Nationen und sodann von den Verhältnissen der Begebenheiten reden.

Mit einem klaren Blicke durch alle Jahrhunderte kan man, wie mich dünkt, ohne sonderliche Schwierigkeit ein gedoppeltes Verhältniß der Nationen entdecken. Es sey mir erlaubt, das eine das System der Unterwürfigkeit, und das andere das System der Bündnisse zu nennen. Das erstere geht durch alle Jahrhunderte, seitdem Nationen vorhanden sind, das andere fängt sich erst im 16ten Jahrhunderte nach Christi Geburt an, und erstreckt sich nur auf die Europäischen Staaten. Das System der Unterwürfigkeit setzt auf der einen Seite herrschende, auf der andern unterthänige, bald nur zinsbare, bisweilen auch für ihre Freiheit kämpfende oder gar um die Herrschaft buhlende Nationen voraus. Man kan eine jede herrschende Nation nebst denen ihr unterthänigen und zinsbaren oder aufständigen Völkern zusammen als ein eigenes Nationalsystem betrachten, und weil alle zu einem solchen System gehörige Nationen eine bald stärkere, bald schwächere Beziehung auf die jedesmal herrschende Nation haben; so sieht man leicht, daß der Plan an natürlichsten nach den herrschenden Nationen gemacht werden könne, so nämlich, daß man allezeit die herrschende Nation zum Grunde lege, und die Merkwürdigkeiten der übrigen Völker, die mit der herrschenden Nation ein System ausmachen, an den schicklichsten Orten als Episoden einschalte. Ich finde nicht mehr als acht Nationalsysteme: das Assyrisch-Medische, das Persische, das Griechisch-Macedonische, das Römische, das Parthisch-Persische, das Fränkisch-Teutische, das Arabische, und das Tatarische. Die herrschenden Nationen in den 4. ersten Systemen folgen der Zeit ihrer Herrschaft

nach meistens auf einander, und können also dem Geschichtschreiber in der Stellung keine sonderliche Schwierigkeit machen. Er stellt sie nach der Zeitordnung, und wenn er bey der Einschaltung der übrigen, zu einem jeden dieser Systeme gehörigen Nationen scharfsinnig genug verfährt, so wird er auch in diesem Stücke seinen Pflichten ein Genüge thun können, ob man schon voraus sehen kan, daß ihm das Vergnügen den Leser zu befriedigen, wegen der Menge gleichzeitiger Nationen bey dem 3ten und 4ten System, noch immer theuer genug zu stehen kommen werde. Aber wie soll sich der Verfasser aus dem Labyrinth herausfinden, das ihm die 4. letztern Systeme darbieten, wo die herrschenden Nationen nicht nur unter sich, sondern auch mit dem noch lange fortbauenden römischen System fast immer gleichzeitig fortlaufen? Hier kan, wie mich dünkt, mit der Einschaltungsmethode der Alten die Epochenmethode der Neuern, aber freylich erst nach einer merklichen Verbesserung derselben, verbunden werden. Und eben hiezu liegt meiner Meinung nach das Vorzüglichste eines neuen Geschichtschreibers für den Alten, wenn er aus der Vereinigung der Einschaltungsmethode der Alten mit der Neuern ihrer Stellung nach Epochen und nach Nationen ein neues Ganze geschickt hervorbringen kan. Nur dünkt mich, müssen der Epochen sehr wenige angenommen werden. Man kan unstreitig mit 5. solchen Ruhepunkten in der ganzen Universalhistorie auskommen. Die erste Epoche endigt sich fast da, wo die Nationen ihren Ursprung nehmen, mit der Zerstreuung der Menschen nach dem Babylonischen Thurmbau um das Jahr der Welt 1809. Biblische Nachrichten vom dem Ursprung und ersten Zustande der Welt und der Menschen, von der Ersindung einiger Künste, von der Vertilgung des menschlichen Geschlechts durch die Sündfluth, von dem neuen Anbau der Erde durch die sich nach und nach vermehrende Nachkömmlinge Noahs, erfüllen diesen an andern Merkwürdigkeiten ganz unfruchtbar Zeitraum, und können also wegen ihrer geringen Anzahl den Verfasser einer Universalhistorie in Ansehung des Plans in letzte Verlegenheit setzen. Die andere Epoche einer Universalhistorie würde ich nicht eher als mit dem 5ten Jahrhunderte nach Christi Geburt endigen. Der Ursprung der Nationen um das Jahr der Welt 1809. und die Völkerwanderung im 5ten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung würden also diesen Zeitraum begrenzen, und die 4. ersten herrschende Nationen, die in chronologischer Ordnung auf einander folgen, würden darin die Erzählungen leiten und verbinden. Bey dem Assyrisch-Medischen System würde ich zwar meine Leser gleich Anfangs durch alle 3. Theile der alten Welt führen, und ihnen die ersten Reiche, die darin entstanden sind, zeigen; ich würde ihnen aber zugleich auch ankündigen, daß viele derselben nicht zu dem Gemahde gehören, das ich ihnen entwerfen wolte. Es würde ihnen also von China, von Scythien oder von der jetzt sogenannten Tataren, von Japan, von Egypten, von Griechenland u. nur im Vorbeygehen etwas gesagt werden, damit sie nur wissen, daß dergleichen Staaten zum Theil eben so alt, zum Theil nicht viel jünger seyn, als die Reiche von Babylon, Assyrien und Medien, worauf sie nun ihre ganze Aufmerksamkeit zu richten hätten. Auf diese vorläufige Beschäftigung könnte eine geographische Nachricht von denen, zum System gehörigen Ländern, Babylonien, Assyrien, Medien, Persien, Arabien, Palästina, Phönicien, Syrien, Phrygien, Troja, Indien u. folgen. Nun wäre es Zeit an die Geschichte zu denken. Zween mächtige Reiche, Babylonien und Assyrien, wovon jenes Nimrod, dieses Assur errichtet, kommen unter dem Sohne des letztern, dem Ninus zusammen. Es entsteht daraus ein Reich von 9. Städten, das zu einer Zeit, da alle andere Reiche meist nur aus einer Stadt oder aus einem Dorfe und der herumgelegenen Feldmark bestanden, mächtig genug war, andere damalige Staaten zu überfallen. Das Assyrische Reich erwächst schon unter seinem Stifter zu einem weitläufigen Staate, und Semiramis kan bereits am Indus Krieg führen. Epibote von dem Trojanischen Reiche bey dem Jahr 2800, da es ein Ende genommen. Dreyhundert Jahre nach der Zerstörung Trojens kommt unter dem Sarbanapal die Herrschaft an die Meder, das System bleibt, nur der Name der herrschenden Nation ändert sich. Es befinden sich Araber mit unter den aufrührerischen Völkern, die den Arabes unterstützen: ein Beweis, daß Arabien wenigstens zum Theil mit zum System gehöre. Kurze Episode von Arabien überhaupt, die in die Beschreibung der Empörung des Arabes eingedrückt werden kan. Die nunmehrige Medische Monarchie geräth bald in Verfall. Assyrien buhlt um die Herrschaft und erlangt sie zugleich mit Medien. Nun sind 2. herrschende Nationen im System, die Meder und Assyrer. Die letztern machen grosse Eroberungen im Westen, gehen aber auch selbst bald zu Grunde. Ihre Geschichte wird unter dem Saporas als eine Episode der Medischen einverleibt: so wie von Mesopotamien und Syrien in einer Episode unter dem Assyrischen Monarchen Tiglathpilefar gehandelt wird. Das

Königreich Israel wird bey der Vernichtung durch den Salsmanasser nur berührt. An die Stelle der Assyrer kommen nun die Babylonier sowol, als die Scythen, beyde als milt herrschende Nationen. Von den Scythen wird nur im Vorse beygehen geredet. In Absicht auf die Babylonier geschieht ein gleiches; man meldet nur kürzlich ihre Befreyung, und ihre Eroberungen in Palästina und Phönicien. Die Medische Geschichte läuft als die Grundgeschichte bis ans Ende. Cyrus stößt seinen Großvater vom Thron, und fängt ein neues System von Nationen, das Persische an. Nachholung der ältern Geschichte von Persien. Cyrus eroberte Lydien. Epifode von dem Lydischen Reiche, in dessen Geschichte, unter dem Croesus, die Geschichte von Mysien und Phrygien, so dieser Nebenbuhler des Cyrus an sich gebracht hat, und von den Scythen überhaupt, als eine neue Epifode eingebracht wird. Von den Asiatischen Griechen im Vorbeygehen. Nun folgt die Eroberung von Babylonien, dessen Geschichte hier ganz eingeschaltet wird, und zwar so, daß unter dem Nebucadnezar die Geschichte der Canaaniter, Moabiter, Amorit, Midianiter, Edomiter, Amalekiter, Philister, wie auch die ganze Historie des Volks Gottes vom Abraham an bis auf die Wegführung der Israeliten durch die Assyrer, und der Juden durch die Babylonier, als Epifoden eingebracht werden. Die Rückkehr der letztern aus der Babylonischen Gefangenschaft wird nur angezeigt; die Phöniciere werden auch nur berührt, und die umständlichere Erzählung von ihnen wird bis auf die Zeit Alexanders des Großen verspart. Nun kommt Cambyses zur Regierung. Die Eroberung von Egypten bahnt den Weg zur vollständigen Nachricht von diesem Reiche seit dem Ursprunge desselben: so wie unter dem Darius Hyksaspis von den Scythen im Zusammenhange, und von den Thraciern, Macedoniern, Griechen und Indiern nur im Vorbeygehen geredet wird. Darius Codomannus befördert den Uebergang zum Isten oder Macedonisch-Griechischen System. Der Sitz der Herrschaft ist nun das erste Mal in Europa. Kurze Nachricht von dem damaligen Zustande der Europäischen Nationen: von den Römern im Vorbeygehen, auch etwas von den Carthaginensern in Africa. Geographische Nachricht von den Griechen auf dem festen Lande in Europa, Asia und Africa, sowol als auf den Inseln. Hierauf folgt die Geschichte der Griechen bis auf Philippus und Alexanders des Großen Zeiten. Wenn man die Heracliden in die Mitte stellt, so entstehen 2. Nebenpoquen der griechischen Nationen, vor und nach den Heracliden, und es wird keine sonderliche Schwierigkeit verursachen, das Merkwürdigste der griechischen Historie, mit Beyhülfe einiger Epifoden in guter Ordnung und nach einem faßlichen Plan vorzutragen. Nun ist man bis auf die Zeiten des R. Philippus von Macedonien gekommen. Man holt die Erdbeschreibung und die ältere Geschichte der Macedonier nach, beschreibt ihre Verfassung, und schreitet zu Alexanders des Großen Eroberungen fort. Als Hauptepifoden in dem Leben dieses Räubers werden die Merkwürdigkeiten von Phönicien und Indien im Zusammenhange angebracht. Cyrenus, das griechische Kleinasien, die griechischen Inseln, und das unter auch Sicilien, werden nur von Ferne gezeigt, und erst in der Geschichte der Römer näher betrachtet.

Alexanders des Großen Tod veranlaßt zuerst große Zerrüttungen in seiner Monarchie, und bald eine völlige Zergliederung derselben. Jene sowol, als diese werden umständlich beschriebnen: man erzählt auch die Geschichte des Asiatischen Reichs des Antigonus und des Thracischen des Epmachus ganz; aber von Macedonien, Syrien, Egypten, und den vielen kleinen Reichen in Asien wird nur eine allgemeine Abbildung gemacht. Die zusammenhängende Geschichte eines jeden dieser Staaten wird Epifodenweise der Geschichte des römischen Systems einverleibt. Mit Griechenland, das nur in Zwischenzeiten der Freyheit genossen, wird eben so verfahren. Man erinnert nur den Leser, daß die meisten Länder des Griechisch-Macedonischen Systems nach und nach unter die Nothmässigkeit der Römer gekommen seyn, und nun eilt der neugierig gemachte Leser gern mit seinem Verfasser nach Rom, und läßt sich von diesem erhabenen Standorte aus das 4te Nationalsystem, das Römische mit Vergnügen bekant machen. Eine geographische Nachricht von Italien, und den vielerley Nationen, die es bewohnen, geht voran, und die Geschichte der lateinischen und Albanischen Könige bahnt den Uebergang zur Geschichte der Römer. Rom's Kindheit zur Zeit seiner Könige. Carthago schließt im nächsten Jahre nach Ausbreitung der römischen Könige einen Commercianttractat mit der Republik. Man erinnert hier den Leser an diese mächtige Nebenbuhlerin von Rom, man beschreibt aber noch nicht ihre Geschichte. Rom erhält erst nach einem langen Kampfe einiges Ansehen unter den Städten Italiens. Endlich glückt es dieser herrschlichsten Stadt, alles um sich herum zu überwältigen. Sie ist nun die Beherrscherin des mittlern und untern Theils von Italien. Zur Zeit der Punischen Kriege macht sie auch auswärtige Er-

oberungen. Sie unterwirft sich Sardinien und Corsica im Jahre 3758, und Spanien im Jahre 3783. Kurze Nachricht von diesen Ländern. Die Macedonier werden im Jahre 3816 und die Illyrier im folgenden Jahre bezwungen. Einschaltung der ganzen Geschichte des Macedonischen Reichs nach Alexander dem Großen, auch etwas von den Illyriern. Nach dem glücklichen Ausgange des dritten Punischen und des Achäischen Kriegs im Jahre 3838. sind die Römer Meister von ganz Griechenland und von dem Gebiete der Carthaginenser. Hier ist der bequemste Ort, die ganze Geschichte und Verfassung von Carthago und von Cyrenus, wie auch von Griechenland seit dem Tode Alexanders des Großen, und folglich insonderheit die Geschichte und Einrichtung des Achäischen und Aetolischen Bundes nachzuholen. Nun hat Rom völlig die Gestalt einer herrschenden Nation des Erdbodens, seine Ländersucht aber dauert noch immer fort. Pergamensche Erbschaft und Pergamenscher Krieg im Jahre 3853-55, und Einschaltung der Historie des Königreichs Pergamus. Da der Leser auf diese Art nach Asien geführt worden, so kan man ihm einen Blick auf andere Asiatische Reiche der damaligen Zeiten thun lassen; und weil die Parther im Jahre 3850. das mächtige Bactrianische Reich der Griechen, nachdem dieses kurz zuvor das Indische Reich verschlungen, nebst dieser wichtigen neuen Eroberung unter ihre Nothmässigkeit gebracht haben, so muß man auch dieser großen Staatsveränderung kürzlich gedenken. Die Römer setzen inzwischen ihre Eroberungen gleichfalls fort. Besetzung der Dalmatier im Jahre 3868, und etwas von der Geschichte dieser Nation bey Gelegenheit des Cimbrischen Kriegs im Jahre 3870-83. kan man einen Blick auf die Nation thun, die 600. Jahre hernach den Raub der Römer unter sich getheilt hat: doch sieht man diesmal Zeugnisse nur, so zu sagen, von der Seite an. Nachholung der Geschichte des Königreichs Pontus, wie auch der Asiatischen Griechen, der Cretenser und Crenärer bey Gelegenheit des Mithridatischen Kriegs im Jahre 3896. Entweder hier, da von den Crenäern die Rede ist, oder weiter unten, wenn bey dem Untergang des Königreichs Egypten ein neuer Weg nach Africa zu gehen gebahnt wird, kan man kürzlich von den Aethiopiern und Lybiern handeln. Zum Jahre 3909. gehört die Epifode vom Königreich Bithynien. Da Syrien im Jahre 3918. zur römischen Provinz gemacht worden ist, so kan bey diesem Jahre die Geschichte dieses Königreichs seit der Stiftung desselben durch die Seleuciden ganz eingeschaltet, und von dem Abfall der Parther und Armenier unter den Königen, Antiochus II. und Antiochus III. oder Großen im Vorbeygehen gehandelt werden. Die ältere Geschichte Galliens sowol, als der Insel Cypern, lassen sich am schicklichsten bey dem Jahre 3926. anbringen, weil in diesem Jahre Cäsars Eroberungen in Gallien ihren Anfang nahmen, und Cypern durch Clodius in eine römische Provinz verwandelt worden. Nur ein Blick auf Britannien und Germanien, so flüchtig, als Cäsars Uebergang in beyde Länder im Jahre 3929. Aber der zweyte Blick auf Germanien bey Cäsars wiederholtem Anschlag auf dieses Land im Jahre 3931. muß etwas aufmerksamer seyn. Die Deutschen ziehen sich bey der Ankunft dieses Römers von dem Rhein tiefer in ihr Land hinein. Die, vermuthlich zur Zeit Augusts nach Ohymen wandernde Marcomannen bringen die erste Bewegung unter die Germanier. Von dieses Kaisers Zeiten an wird das Drängen der teutschen Nationen immer stärker gegen die Weichsel zu, und Tacitus findet schon die Grenzen zwischen Germanien und Sarmatien in der größten Verwirrung, zu einer Zeit, da das im äußersten Osten von Asien seinem Untergange sich nähernde große Punische Reich im Begriffe ist, ganze Schaaren zerstreuter Nationen an die Grenzen dieser Länder zu schicken, wo ohnedem schon alles in voller Bewegung ist, aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunct, oder vielmehr aus einem Sammelplatz westlicher und östlicher Nationen die römischen Provinzen anzugreifen. Doch ich bin ganz unversehens über das Ziel der Zeiten hinaus geschritten, von denen ich noch erst zu reden habe. Die römischen Provinzen, die bey der Völkerwanderung zuerst von den Barbarn überschwemmet worden, sind noch nicht erobert. Octavius muß erst seinen Nebenbuhler Antonius zu Grunde richten. Er thut es, und nachdem er Egypten im Jahre 3954. ans Reich gebracht, so findet er den Weg zum Kaiserthron gebahnt, und der Geschichtschreiber kan nun, wenn er zuvor die Egyptische Geschichte seit Alexanders des Großen Tode eingeschaltet hat, anfangen, die Geschichte der römischen Kaiser zu erzählen. Die Historie der, zur Zeit der Kaiser eroberten Länder kan leicht bey den Jahren, in welchen die Eroberung geschehen, in die Geschichte des römischen Kaiserthums verwebt werden. Ich will sie anzeigen. Unter dem August Paphlagonien, Galatien, Karien, Bithynien, Noricum, Pannonien, und Teuschland bis an die Elbe, welche letztere Eroberung jedoch bey der Niederlage des Varus verloren gegangen ist: unter dem Tiber Cappadocien: unter dem Claudius

Lyrien, Arabien und Mauritien, wie auch Britannien: unter dem Vespasian Cilicien, Kleinasien, Comagene, Emesa, Chalcis, wie auch Rhodus und Samos, insonderheit aber Judäa, dessen Geschichte von den Zeiten der Wiedertehr aus Babel bis auf die Zerstörung Jerusalems hier im Zusammenhang zu erzählen ist: unter dem Trajan Dacien, Mesopotamien, Armenien, Aegypten, welche Länder jedoch nur, so lang als er lebte, behauptet worden sind: unter dem Severus das Königreich Bosphorus: unter dem Caracalla Odesa.

Von dieser Zeit an ist nicht mehr an Eroberungen zu denken. Das römische Reich erhält sich nur mit Noth gegen die ihm immer gefährlicher werdende asiatische und teutsche Nationen. Die Epochen hören also auf, und die Geschichte folgt dem geraden Laufe der Zeit. Der Krieg, den der Kaiser Alexander Severus mit dem ersten Persischen Monarchen Artaxerxes führen mußte, leitet den Blick des Geschichtschreibers ohnedem auf die große Staatsveränderung in Asien, da das Reich der Parther jetzt fast auf eben die Art, wie ehemals das Reich der Meder, auf die Perser komt. Von dieser Monarchie wird hier nur im Vorbeygehen geredet. Der Geschichtschreiber verfolgt die Reiche der Kaiser, melbet die Theilung des Reichs in das Morgenländische und Abendländische, und führt die Geschichte des letztern, mit Uebergang des erstern bis zu seinem Untergange durch die Einfälle der wandrenden Völker. Er hat nun die zweyte Epoche der Universalhistorie geendigt. Die Ste bis zur Zeit Karls des Grossen, und die 4te und 5te, die durch die Entdeckung von America begrenzt werden, dienen ihm meistens nur, die Geschichte der Europäischen Staaten in Ordnung zu erhalten, und sind also gewissermassen nur Nebenepochen. Die Erzählung von dem Untergang des abendländischen Kaiserthums muß den Leser nothwendig auf die Ursachen, die diese große Veränderung nicht etwa nur eines Staats, sondern einer großen Menge von Staaten hervor brachten, begierig gemacht haben. Jetzt führt ihn der Geschichtschreiber nach dem äußersten östlichen Lande von Asien, und zeigt ihm in der Zerstörung der großen Hunnischen Monarchie durch die Chineser den ersten Stoß zu den Bewegungen, wodurch die Völkerwanderung in Europa verursacht worden. Der Leser ist erkant zu sehn, wie das westliche und östliche Kaiserthum, die Römer und die Chineser gleichsam einstimmig sind, die Nationen gegen einen gemeinschaftlichen Mittelpunct in Samarkand zusammen zu treiben, von da aus diese hernach sich kromweise über die Länder des römischen Kaiserthums ergossen haben. Es ist also ganz natürlich, hier die Geschichte und Verfassung der Chineser, die den größten Antheil an der Völkerwanderung haben, im Zusammenhange, und zwar entweder nur bis auf diesen Zeitpunkt, mit Versparung der neuern Geschichte auf die Zeit der ersten Schiffarth der Portugiesen nach Ostindien, oder auch, weil man Völkergeschichten nicht leicht ohne Noth trennen soll, in ungetheilter Folge bis auf unsere Zeiten zu beschreiben. Die Historie und Verfassung der Corianer und Tibetaner wird als eine Episode der Chinesischen behandelt, und an denen Orten ganz eingerückt, wo erzählt wird, daß diese Völker den Chinesern zinsbar worden sind. Von Japan und den Inseln auf der Südsee wird, weil sie nicht zum System gehören, und vielleicht auch, wie gedacht, von der neuern Chinesischen Geschichte, erst zu der Zeit geredet, da sie den Europäern, durch den wiedergefundenen Weg zur See über das Vorgebürg der guten Hoffnung nach Ostindien, also um den Anfang des 16ten Jahrhunderts nach Christi Geburt, näher bekannt worden sind.

Die Bezwingung der Chineser durch die Mantshu macht den natürlichsten Uebergang zur Geschichte der sogenannten östlichen Tataren überhaupt, und von diesen sodann zu der ersten Classe der westlichen Tataren, das ist, der Hunnischen Nationen. Denn obgleich nur eine Nation von den östlichen Tataren, nämlich die Schen-sheu oder Avaren, nach Europa übergegangen sind; so haben sie doch überhaupt durch ihre Bewegungen und Kriege sehr viel mit zur Völkerwanderung beygetragen.

So bald die Hunnen im 4ten Jahrhundert Mine machen, nach Europa überzugehen, so bringt man dem Leser die ganze Lage der Sachen in dem abend- und morgenländischen Kaiserthum der Römer wieder kürzlich ins Gedächtnis; man zeigt die zu jedem derselben gehörigen Provinzen an, und schildert den ebenen Zustand derselben und die daraus entstandene Unzufriedenheit der Unterthanen; man begiebt sich endlich auf die Grenzen des römischen Reichs, und sieht, wie die zur Auswanderung schon gleichsam in Ordnung gestellten teutschen Völker wohnen. Bey dieser Gelegenheit kan die ältere Geschichte und Verfassung der Teutschen vom Anfange an bis auf diesen Zeitpunkt im Zusammenhang nachgeholt werden. Nach diesen Einschaltungen wird dem Leser das Wunderbare der Völkerwanderung begreiflich gemacht. Man verbindet gleich damit die ganze Geschichte der Hunnischen Nationen, geht als-

dann zur Geschichte der auswandrenden teutschen Völker und aller ihrer auf den Ruinen der römischen errichteten Reiche bis zu eines jeden Untergange fort. Wenn man die Geschichte der Franken, als der herrschenden Nation, zum Grunde legt, so lassen sich nicht nur die auswandrenden, sondern auch die übrigen teutschen Völker eben so, wie bey dem römischen System gesehen ist, leicht in episdischen Erzählungen an den gehörigen Orten mit der Geschichte der Franken verbinden. Die Geschichte der Franken wird bis auf Karl den Grossen fortgeführt.

Die Erneuerung des Kaiserthums im Occidente bringt das orientalische Kaiserthum wieder ins Gedächtnis, dessen Geschichte vom Arcadius an ganz erzählt wird.

Die Eroberung Constantinopels durch die Türken könte zwar Gelegenheit geben, auf die 3te Classe der westlichen Tataren, nämlich auf die türkischen Nationen zu kommen; da aber die Araber schon zuvor das morgenländische Kaiserthum sehr geschwächt haben, so wie sie selbst durch die Türken ganz zerstört zu Grunde gerichtet worden sind: so scheint es schicklicher zu seyn, noch vor den Türken die Geschichte der arabischen Monarchie zu beschreiben und die Ueberbleibsel derselben bis auf unsere Zeiten fortzuführen.

Aber wie verfähret man mit der Geschichte des Parthisch-Persischen Systems, wovon bisher immer nur an schicklichen Orten im Vorbeygehen geredet worden? Mich dünkt, man könne sie unter dem 2ten Caliphen, dem Omar, der Persien zur muselmännischen Provinz gemacht hat, als eine Hauptepisode einschalten. Ich will mich darüber, weil die Unternehmung eine herrschende Nation des Erdbodens betrifft, etwas umständlicher erklären. Daß man der Parther und Perser in der Geschichte des Griechisch-Macedonischen Systems sowol, als des Römischen bey allen schicklichen Gelegenheiten kürzlich gedenken müsse, versteht sich von selbst, und ist auch an mehreren Orten erinnert worden. In der Geschichte der Seleuciden wird dem zufolge von den Parthern, als von einer Nation geredet, die sich vom System losgerissen, und nicht nur ihre Freiheit auf Kosten der Seleuciden behauptet, sondern auch ihr Gebiet nach und nach ansehnlich vermehrt hat. Zur Zeit der Römer betrachtet man sie als eine große herrschende Nation, die zuerst unter dem Namen der Parther, und seit dem Jahr Christi 226. unter der Benennung der Perser die Eroberungen der Römer im Oriente an dem Euphrat und Tigris aufgehalten hat, so wie die Teutschen der Länderzeit eben dieser Römer an dem Rhein und der Donau Grenzen gesetzt haben. Nachdem nun der Leser die wichtigsten Staatsveränderungen des Parthisch-Persischen Systems stückweise an den gehörigen Orten vernommen hat, so muß man einen schicklichen Zeitpunkt auffuchen, wo ihm die Geschichte dieser herrschenden Nation im Zusammenhange vom Anfang an erzählt werden könne. Und diesen Zeitpunkt scheint mir die Bezwingung derselben unter dem Caliphen Omar ganz natürlich zu bestimmen. Denn da die Parther und Perser nur das Wachstum des römischen Reichs gehindert, nicht aber selbst wichtige Eroberungen in demselben gemacht, noch auch von den Römern bezwungen worden sind; so kan man ihre Geschichte nicht wol dem römischen System unmittelbar einverleiben. Bey andern Systemen geht es auch nicht an, weil sie mit denselben in keinem sonderlich begrifflichen Verhältnisse gestanden. Es ist also, wie mich dünkt, das Ende ihres Reichs unter dem Caliphen Omar die bequemste Zeit, ihre Geschichte vom Ursprung an bis zum Untergang desselben im Zusammenhange vorzutragen. Weil die Parther und Perser, wie oben schon erinnert worden, und sonst bekannt genug ist, viele andere Reiche unter ihre Vorherrschaft gebracht haben; so muß die Geschichte der wichtigsten unter den bezwungenen Nationen an den gehörigen Orten episdemweis in die Parthisch-Persische Historie eingeschaltet werden. Man erzählt also die Geschichte des Bactrianischen Reichs der Scythen, und des von diesen kurz verschlungenen spätern Indischen Reichs bey dem Jahr der Welt 3850; so wie von Media Atropatene bey dem Jahr Christi 54. von Gros-Armenien bey dem Jahr Christi 412, und bey dieser Gelegenheit auch von Iberien und Albanien das Merkwürdigste angeführt werden kan.

Nach dieser Hauptepisode, und ihren Nebenepisoden lenkt der Geschichtschreiber wieder ein, und setzt die Geschichte der Caliphen und der berühmtesten Arabischen Dynastien in Asien, Africa und Spanien, muthig fort.

Von der Geschichte der Araber ist der Uebergang leicht zu den türkischen Nationen, als der 2ten Classe der sogenannten westlichen Tataren. Zwö Epochen müssen auch hier das Gleichzeitige befördern helfen; die eine von den Kurden, das ist Isopol von den Meruaniden, als Kubiten, und bei diesen sonderlich vom Salabin: die andere von dem neuern Persischen Reiche, oder von der Arabischen Dynastie der Sophi, nachdem zuvor die Zergliederung Persiens durch Arabische, Persische und



Türkische Stämme, und die Bezwingung aller derselben durch die Mogoln erzählt worden ist.

Wenn nun die Geschichte der Türkischen Nationen geendigt, und unter denselben zuletzt noch etwas ausführlicher von dem Türkisch-Ottomannischen Reiche sowohl vor, als nach der Eroberung Constantinopels bis auf die neuesten Zeiten geredet worden ist; alsdann folgt die Geschichte und Verfassung der 3ten Classe der westlichen Tataren, oder der Mogolischen Nationen, sowohl der Bingskambden, als der Timuriden, von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Tage, sonderlich was das Reich des grossen Mogols von Indien anbetriß: wiewol man verschiedenes davon, und insonderheit die Nachricht von dem Reiche des Grossen Mogols bis auf die Wiederherstellung der Schifffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung durch die Portugiesen; das ist, bis zum Anfang des 16ten Jahrhunderts versparen kan.

Jetzt geht der Geschichtschreiber mit seinem Leser wieder nach Europa, beschreibt ihm zuerst die Fränkisch-Teutsche Monarchie seit Karl dem Grossen bis gegen das Jahr 1500. Eben so weit fährt er auch die Geschichte der übrigen Europäischen Nationen episodewise fort.

Auf diese Art erzählt er sich unvermerkt in die letzte Epoche hinein, die ihren Anfang mit der Entdeckung Amerikens im Jahr 1492. nimt.

In diesem Zeitraum fängt erst das Europäische Staatssystem, das ist, das System der Bündnisse an, sich vollends zu entwickeln und auszubilden.

Die Westindischen Besitzungen und die Schifffarth nach Ostindien geben einigen Europäischen Nationen eine Ueberwucht für der andern. Diese andern Völker, welche in Gefahr zu seyn glauben, helfen sich durch Bündnisse, und es theilen sich dadurch die Europäischen Nationen in 2. Waagschaalen.

Es ist also natürlich, daß man hier zuerst von der Entdeckung Amerikens reden, und die Länder und Völker der neuen Welt beschreiben müsse.

Darauf folgt man dem Laufe der durch die Portugiesen wieder hergestellten Schifffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung.

Hier entdecken sich zuerst verschiedene Länder und Nationen auf den Africanischen Küsten, wichtige Inseln auf dem Südmeere, das Reich des grossen Mogols, und andere Asiatische Staaten, wenn nicht zuvor schon von ihnen geredet worden ist, und zuletzt auch das Kaiserthum Japan, dessen Geschichte und Verfassung hier ganz vorgetragen wird.

Nachdem man in West- und Ostindien die Quellen der Macht und der Eifersucht der neuern Europäischen Staaten kennen lernen, so betrachtet man nun diese selbst, und zwar nach dem Systeme der Bündnisse, da denn die Geschichte des Europäischen Gleichgewichts den Lauf der Europäischen Staatsgeschichte leicht in Ordnung erhalten wird.

Die Geschichte der Religionen, daß ich das noch hinzusetze, also die Geschichte der Religionen, der Künste und Wissenschaften, der Handlung und Schifffarth, des Kriegswesens u. s. f. wird zwar an schicklichen Orten episodewise eingeschaltet; es scheint aber auch nöthig zu seyn, jede dieser Specialgeschichten an einem Orte ganz und im Zusammenhange vorzutragen. Die allgemeine Religionsgeschichte kan vielleicht am bequemsten als eine große Episode bei Gelegenheit der Reformation Lutheri: die allgemeine Geschichte der Wissenschaften und Künste bey Gelegenheit der neuen Philosophie: die allgemeine Geschichte der Handlung und Schifffarth bey Gelegenheit der ersten Portugiesischen Schifffarth über das Vorgebürg der guten Hofnung nach Ostindien: die allgemeine Historie des Kriegswesens bey Gelegenheit der Erfindung des Pulvers durch Schwarzen, u. s. f. erzählt werden.

Dies sind meine wenige Gedanken von der Stellung der Nationen in einem Werke des Geschmacks über die Universalhistorie. Vielleicht findet man den Plan nicht ganz un bequem, vielleicht aber verwirft man ihn aus guten Gründen, oder verbessert ihn wenigstens. Wenn meine Einfälle sonst keinen Nutzen haben, als daß sie andern Gelegenheit zu weiterm Nachdenken über eine so wichtige Sache geben; so bin ich schon zufrieden. So lang ich indessen nicht durch Gründe von einem bessern Plan überzeugt werde, glaube ich, daß durch den meinigen das wol verbundene, aus unzähllich scheinenden Theilen bestehende und vom Anfang der Welt bis auf unsere Zeiten fortgehende Ganze, das Carmen perpetuum zu Stande gebracht werden könne, welches Dvid seinem Werke von den Verwandlungen gleich Anfangs von den Göttern erbittet

- - Di, coeoptis (nam Di, mutastis et illas)

Adspirate meis, primaque ab origine mundi

Ad mea PERPETVVM deducite tempora CARMEN.

Es scheint wenigstens, daß man durch die Ausführung des Plans, den ich vorgeschlagen habe, drey Absichten zugleich er-

reichen könne. Erstlich bleibt die Geschichte der Nationen unzerissen und im Zusammenhange: denn man schaltet immer ganze Nationen, oder von der Natur selbst getrennte Zeiträume ein und die Einschaltungen können auch in der Geschichte der Hauptnationen, eben weil sie Einschaltungen sind, keine nachtheilige Zertrümmerung oder Verwirrung verursachen. Sodann thut man auch den Regeln des Gleichzeitigen ein Genüge: denn alle Nationalsysteme werden ungetrennt beschrieben, und was nicht zum System gehört, ist für den Leser sowol, als für den Geschichtschreiber nicht als gleichzeitig zu betrachten, wenn auch wirklich in den Sachen selbst etwas Gleichzeitiges sich findet. Endlich vermeidet man die sonst nicht zu verhütende, und doch stets edelhafte Monotonie, das einschläfernde Einförmige der Erzählung: indem der Leser immer von einem Lande in das andere geführt, bald durch Begebenheiten, bald durch geographische Nachrichten, bald durch Abbildungen der Nationen nach ihrer Religion, Staatsverfassung, nach ihren häuslichen Umständen, Sitten, Künsten, Wissenschaften u. unterhalten wird.

Ist es erlaubt zu wünschen, und darf man die Erfüllung des Wunsches hoffen, daß eine Universalhistorie nach einem Plane, der dem Meinigen nicht unähnlich ist, ausgearbeitet werde?

Ein Einwurf ist noch zu beantworten, und dies wird mir Gelegenheit geben, meine Meinung noch deutlicher zu erklären. Wie ist es möglich, könnte jemand sagen, der das ungeheure Werk der Englischen allgemeinen Weltgeschichte in Gedanken hat, wie ist es möglich, die Geschichten ganzer Nationen ohne Verwirrung und Zwang in einander zu schieben, und wie kan man da den Faden der Geschichte behalten, wenn immer ein unübersehliches Ganze in das andere hinein gewebet wird? In dem Einwurfe ist, wie mich dünkt, der Stoff zur Antwort selbst vorhanden. Wenn man freilich die Definition der Universalhistorie aus dem Anschauen der Englischen Weltgeschichte, oder auch nur des Auszugs, den Guthrie und seine Gehälfen daraus verfertigt haben, abstrahiren müsse; alsdann würde ich selbst die Ausführung meines Plans, wo nicht für unmöglich, doch für äußerst un bequem halten. Allein wer heßt uns so verfahren? Man erwäge nur mit Aufmerksamkeit den Zweck, warum eine Universalhistorie geschrieben wird, und man wird bald gewahr werden, daß sie, gegen Specialhistorien betrachtet, eben das in der Historie thun müsse, was in der Geographie die Charta vom Globus thut. Die Universalhistorie muß also kurz seyn, muß sich nur mit den Hauptrevolutionen beschäftigen, muß den allgemeinen Zusammenhang der Merkwürdigkeiten in den Specialhistorien, und das Gleichzeitige aller großen Veränderungen auf dem Erdboden, im Staate, in der Religion, in den Künsten und Wissenschaften, in der Handlung und Schifffarth u. unter einem ins Kleine gebrachten Bilde nicht sowol erzählen, als vielmehr vormalen.

Sollen die Regeln des Gleichzeitigen in der Universalhistorie beobachtet werden, und diese sind die Grundgesetze, ja alles in allem; so muß man sehr oft, man wolle, oder wolle nicht, die Einschaltungsmethode der Alten anwenden. Wie kan aber das geschehen, und es muß doch geschehen, wenn die Nationen so umständlich, als in einer Specialhistorie beschrieben werden? Wie kan ich ein Ganzes durch Epistoden unterbrechen, wenn die Epistoden, jede einzeln für sich schon größer sind, als das ganze Werk seyn soll? Wie kan sich derjenige einen allgemeinen Begriff von den Merkwürdigkeiten der Welt machen, der aus einem grenzenlosen Labyrinth in das andere geführt wird? Wer wird die Jahrhunderte durchschauen, und alles Wichtige, das sich in jedem derselben zugetragen hat, sich so oft er will und soll, gegenwärtig machen können, wenn man ihn recht geflissentlich nirgends bis ans Ende sehen läßt?

Dies brachte eben die neuen Geschichtschreiber von dem guten Plane der Alten ab, daß sie glaubten, ihr Vorzug für den Alten bestünde in der Größe des Werks, das sie zu schreiben unternahmen: und dies gieng so weit, daß selbst die Nationen, die es sonst immer gern bey sehr wenigen und kleinen Duodezbandchen bewenden läßt, Rollin's viele und starke Bände über die alte Geschichte gerne lieft, die doch bey aller ihrer Umständlichkeit noch weit von der Vollständigkeit einer Universalhistorie, nur der ältern Zeiten, entfernt ist. Das Vorurtheil der Weitläufigkeit, denn so kan man, wie mich dünkt, diese Verfäherin der Neuen heissen, das Vorurtheil der Weitläufigkeit also brachte uns so weit, daß wir uns unter einer Universalhistorie nicht das, was sie fern sollte, und was sie auch wirklich bey den Alten war, sondern eine Congeriem, eine unüberschauliche Masse von lauter hinter einander gestellten Specialhistorien gedenken konnten. Und durch Sülße dieser falschen Vorstellung kamen wir endlich gar bis auf den sonderbaren Einfall, ein Werk über die Universalhistorie, das alle andere an Weitläufigkeit überträfe, verdiente den Vorzug für allen, nicht nur neuen, sondern auch alten Schriften dieser

Art. Soll denn das, oder kan denn das eine Universalhistorie seyn, wenn alle Specialgeschichten zusammen in ein einziges großes Werk gebracht werden? Jeder, durch das herrschende Vorurtheil noch nicht verblendete Kenner der Sache wird es vielmehr ein historisches Archiv, oder auch allensals eine historische Bibliothek, in welcher alle Bände gleichförmig zugeschnitten sind, nennen. Laßt es uns also nur gesehen, daß die Meinen hierin gar keinen Vorzug für den Alten haben, sondern vielmehr getadelt zu werden verdienen, daß sie den Plan und Geschmack der Alten zur Unzeit vernachlässiget haben.

Und was hat man denn für eine Absicht, wenn man, anstatt eine Universalhistorie zu schreiben, nichts als zusammen geschaffte Specialhistorien unter einem allgemeinen Titel herausgibt? Man wird sich doch wol nicht einbilden, daß man sie so richtig und so gut, oder gar richtiger und besser, als ein Eingeborner die seinige, schreiben könne. Das Original der Englischen Weltgeschichte beweist wenigstens das Gegentheil in allen Hauptstücken: und es würde gewiß dieses Werk den Beyfall, den es jetzt mit so vielem Rechte verdient, in Teutschland niemals erhalten haben, wenn sich nicht Franzosen und Holländer und Teutsche zur Verbesserung und Ergänzung desselben vereinigt hätten, und wenn man nicht besonders bey der teutschen Uebersetzung, nach dem scharfsinnigen Fleiße eines Baumgarten und Semlers, den heilsamen Entschluß gefaßt hätte, die zu schlecht gerathenen Theile des Originals völlig auszumithern, und anstatt derselben ganz neue Ausarbeitungen durch mehrere geschickte Männer verfertigen zu lassen.

Eine jede Nation soll ihre eigene vaterländische Geschichte selbst schreiben, und das von Rechts wegen: sie hat die besten Hülfsmittel dazu in den Händen, sie kennt das Wertwürdige und Interessante in derselben, und sie kan auch ein großes Werk richtig schreiben. Laßt sie sich durch Partheylichkeit oder Begeisterung gegen sich selbst hier und da verblenden, so werden Ausländer, und unter denselben vorzüglich die critisch-fleissigen und wahrheitsliebenden Teutschen aus dem Zusammenhange aller Geschichten (der vornehmste und wichtigste Dienst einer wahren und eigentlichen Universalhistorie) das Unrichtige oder Uebertriebene, der in sich selbst verlebten Nation bald entdecken können.

Ich will damit nicht die Versuche in Abfassung der Geschichte ausländischer Nationen verwerfen: nur glaube ich, daß der Ausländer hierin niemals glücklich seyn werde, wenn ihm die Eingebornen nicht in allen Stücken vorgearbeitet haben. Barre besand sich in diesem Falle, wie er eine Geschichte von Teutschland schrieb, die von den emsigen Teutschen, zur Verwehrgung ihrer Schande, noch dazu in ihre Sprache übersetzt worden ist. Freylich bleiben immer noch Nationen übrig, die ihre vaterländische Geschichte nicht schreiben, und zum Theil gar nicht schreiben können. Daß ich meine Nation unter dieser Classe von Nationen finde, die keine eigenthümliche vaterländische Geschichte, weder in ihrer eigenen, noch in einer fremden Sprache besitzen (denn die Struvschen Werke wird man wol nicht dafür ausgeben wollen), das schmerzet mich bis in das Innerste der Seele.

Manche Nationen können überhaupt nicht schreiben. Zum Glück ist auch nicht viel an einer genauen und umständlichen Geschichte derselben gelegen. Was man von ihnen wissen muß, kan man jetzt so ziemlich aus der Menge von Reisebeschreibungen lernen: nur muß man freylich ihre Glaubwürdigkeit zuvor geprüft haben.

Ein Verfasser der Universalhistorie betrachtet alle gut geschriebene Specialgeschichten, als so viele für ihn angefüllte Fächer, aus denen er seinen Stoff hervorlangt. Er darf nicht alles nehmen, was er darin findet: das würde ein Raub seyn, der ihn in seinem geschwinden Gange aufhalten würde. Nur das, was die Nation und das Land schildert, das Eigene aus der Erdbeschreibung und Naturgeschichte, nicht die Erdbeschreibung und Naturgeschichte selbst, das Merkwürdigste von der Verfassung einer Nation, nur die Revolutionen, nicht die besondere Geschichte der Könige und Regenten, ja nicht einmal alle Namen derselben: nur die kurze Geschichte derjenigen, die eine Revolution veranlassen, durch Eroberungen das Gebiet erweitern u. s. f. Dies sind Gegenstände einer Universalhistorie. Ich würde also, wenn ich eine Universalhistorie, nicht blos für Anfänger, sondern für den lesenden Theil der Nation, und mit einem Worte im Geschmack der Alten, schreiben wolte, die im 2ten Theil meines Handbuchs angeführte Namen so vieler kleinen Regenten in China, Corea, Tibet und Japan ohne Bedenten dem Herrn Deguignes lassen dürfen. In dessen Werk gebören sie, weil der erste Theil allgemeine chronologische Tafeln von Asien, und die übrigen eine Specialgeschichte einiger Asiatischen Völker enthalten.

Wird die Universalhistorie auf die Art, wie ich gesagt habe, in Ansehung der Materialien eingeschränket, so ist ein Verfasser derselben desto eher im Stande, die Regeln des

Gleichzeitigen zu beobachten, die ihm bey dem Allen, wie aus dem obigen erhellet, noch immer Schwierigkeiten genug machen werden: denn er muß ja die ganze Erde, so weit sie bekannt ist, und einen Zeitraum von beynahe 6000. Jahren durchwandern.

Wir wollen also den Fall setzen, daß ein Buch alle andere gute Eigenschaften eines Geschichtsbuchs hätte, gesetzt, es wäre überall richtig, überall vollständig, überall pragmatisch, und durchaus ein Werk des guten Geschmacks: kan es den Zuschnitt auf mehr als 6. bis 8. Octavbände, so kan es übrigens ein ganz gutes und brauchbares historisches Werk seyn, aber daß es nicht unter die Bücher von der Universalhistorie gehöre, zeigt es schon selbst durch seine Last an. Es fehlt ihm just die erste und wesentlichste Eigenschaft, und der unterscheidende Charakter einer Universalhistorie, die Kürze des Vortrags, die Vorstellung des Gleichzeitigen, und die Bequemlichkeit das ganze Triebwerk der Begebenheiten schnell zu überschauen und geschickt zu verbinden.

Daß ich die Englische Weltgeschichte, nach den Verbesserungen, die sie in der teutschen Uebersetzung schon erhalten, und noch weiter zu hoffen hat, für eines der wichtigsten und schätzbarsten Werke unsers Jahrhunderts halte, habe ich schon oben gesagt: nur gebe ich diesem Werke den Namen, den ihm seine Verfasser hätten geben sollen. Es ist, wenn man anders nicht mit Worten spielen will, keine Universalhistorie, es ist weit mehr, es ist ein allgemeines historisches Archiv, ein Corpus historicum, das man nicht sowol zum Lesen, als vielmehr zum Nachschlagen mit Nutzen gebrauchen kan. Stellt man sich dieses ungeheure Werk von dieser Seite vor, so wird dessen Umständlichkeit eine Tugend, und der Plan nach der Reihe der Nationen eine nothwendige Eigenschaft, und alles gerecht darin zum Nutzen sowol als zur Bequemlichkeit derer, die es gebrauchen wollen.

Man scheint es nun in England und in Teutschland selbst einzusehen, daß die allgemeine Weltgeschichte nicht zum Lesen, sondern nur zum Nachschlagen diene: denn man fängt an, Auszüge aus derselben, dort zu machen, und hier zu übersetzen, und noch einen neuen anzukündigen. So viel ich von der Sache urtheilen kan, so wird durch diese Auszüge der Mangel einer Universalhistorie in der neuen Litteratur noch nicht ersetzt: und wenn ich noch dieses erwäge, daß man dabey voraussetzet, daß alles Wahre in der allgemeinen Weltgeschichte stehe, und daß nichts darin stehe, was nicht wahr sey; so halte ich solche Auszüge für unglückliche Unternehmungen, die uns im historischen Geschmacks aufs neue zurückschlagen.

Des Herrn Guthrie und seiner Gehälfen Auszug hat zwar nicht völlig die Umständlichkeit des grossen Englischen Werks: er ist aber doch noch viel zu weitläufig, hat gar nicht die Anlage einer Universalhistorie, mangelt der Verbesserungen, die das grosse Werk in Teutschland erhalten hat, und schließt den Leser durch eine unerträgliche Monotonie bey einer Reihe von affectirter Schönheit und Anmuth ein. Ein solches Werk vermehrt nicht nur den Reichthum unserer Litteratur nicht: es setzt uns sogar in Armuth. Wie, wenn sich, da nun doch einmal die Buchhändler das Ruder des Bücher Schreibens in Händen haben, wenn sich diese Herren einfallen lassen, sie könnten bey dem Verlage eines neuen Werks über die Universalhistorie ihr Glück nicht machen? Sollte das nicht eine Verarmung seyn, wenn durch den Auszug der Dritten ein besseres teutsches Original umkäme, oder gar, so zu sagen, in der Geburt ersticket würde? Mit einem Worte, Guthrie hätte keinen Auszug aus der Weltgeschichte machen sollen: und da er ihn gemacht, so hätten wir ihn doch nicht übersetzen sollen. Das größte Glück für Teutschland ist, daß man dieses Werk nicht ohne Anmerkungen herausgibt, und daß die Anmerkungen von einem Manne, dem Herrn Prof. Seyne herrühren, der im Stande ist, das Buch der Dritten von Seiten der Wahrheit gefällig und brauchbar zu machen.

Ein neuer Zurückgang im historischen Geschmacks! In Berlin ist schon im vorigen Jahre der erste Theil einer allgemeinen Geschichte erschienen, die, wie man sagt, der Herr Prof. Franz zu Halle schreibt. Gerechter Himmel, was wird noch unter uns aus der Universalhistorie werden! Der erste Theil dieser allgemeinen Geschichte, ein recht starker Band in Grosctab, enthält noch gar nichts von der Historie: man findet darin theils eine vorläufige Einleitung von der Historie überhaupt, von den Theilen derselben, von ihrem Nutzen, von der Methode sie zu studieren u. s. theils ein Lehrgebäude der Chronologie. Man wird vermuthlich dem Leser wenigstens so viel Bände zu liefern vorhaben, als der Verfasser Epochen angenommen hat. Er will die Geschichte nach 23. Zeitbegriffen abhandeln, und bey dem Plan, den er uns darüber zum voraus mitgetheilet hat, finden wir nicht, daß er sich viel mit den grossen Asiatischen Reichen in der mittlern Zeit, die doch so viel Einfluß auf unser Europa hatten, zu beschäftigen gedente. Mit einem Worte,

Der Herr Professor Franz hat sich noch nicht den rechten Begriff von einer Universalhistorie gemacht: er äussert nur eine Kenntnis der alten Geschichte, und vielleicht auch einiger Europäischer Staaten. Es sey ferne von mir, daß ich ihm dieses zum Tadel auslege. Wir sind Menschen, sind eingeschränkt, der eine hat zu diesem, der andere zu etwas anderm, alle aber, wenn sie nur wollen, zu einer gewissen Sache, Genie erhalten. Warum gebraucht man diese Talente nicht dazu, wozu sie gegeben sind, und wozu sie folglich auch nützlich gebraucht werden können?

Wenn ich recht gesehen habe, so hat Herr Professor Franz mehr gute deutsche Schreibart, und mehr Geschmac in der Geschichte, als die meisten bisher unter uns gezeigt haben. Zur Universalhistorie stellt ihm, wie man leicht sehen kan, die nöthige Einsicht in das Ganze, und selbst der Begriff von dem, was Kenner in dieser Gattung der Litteratur vermissen. Warum will er denn just eine allgemeine Geschichte schreiben? Warum macht er nicht lieber Versuche in der Specialgeschichte, in Theilen der vaterländischen Historie, oder auch in der alten Geschichte? Daß ihm jemand unter den Teutschen in irgend einem dieser Theile der Historie zuvor gekommen sey, wird er wol nicht sagen können. Das Feld der Geschichte ist für uns meistens ganz ungebaut, und man kan überall Ehre erwerben, und Nutzen stiften. Man glaube nicht, daß ich damit ihm oder sonst jemanden Befehle seines Verhaltens vorzuschreiben mich erkühne. Wer mich kennt, wird mit es zuglauben, daß nicht Tadel sucht, nicht Begierde für andern etwas voraus zu haben, nein, daß Eifer für die Ehre der Teutschen, und ein Patriotismus für die Geschichte rede. Genug für den Weisen!

Aber noch etwas von der allgemeinen Historie, die seit einigen Jahren zu Heilbron theilweise herauskommt. Man lasse sich durch den Titel des Werks nicht irre machen. Es soll nach den Absichten der Verfasser und des Verlegers das nicht seyn, wovon ich hier rede. Das Werk wird, wenn es vollendet seyn wird, nichts anders, als eine Europäische Staatenhistorie von mittlerer Größe, nicht ein trodenes Compendium, auch nicht ein ungeheures System, sondern eine Mittelgattung von beyden seyn. Die Europäischen Staaten werden einzeln, folglich als Specialhistorien abgehandelt, und die Axiome des Allgemeinen rührt nur daher, daß sie alle zusammen unter die Einlingsrubrik unserer Zeiten, unter die täuschende Aufschrift einer Allgemeinen Geschichte gebracht sind. Man verkauft auch wirklich die Geschichte eines jeden Staats besonders, und das ist für die Liebhaber bequem, und zugleich mit dem Vortheile des Verlegers unmittelbar verbunden. Der eine Leser hat gern die Grossbritannische, ein anderer die Französische, wieder ein anderer die Geschichte eines andern Staats, er kauft sie auch, bald einzeln, bald mehrere zusammen genommen. Warum sollen aber diese einzelnen Europäischen Staatsgeschichten auch unter dem Titel der allgemeinen Geschichte verkauft werden? Daß die diesen Namen verdienen, wird niemand, der die Sache versteht, im Ernste behaupten. Glaubst etwa der Verleger, durch diesen Kunstgriff mehr Käufer anzulocken? Tausende werden abgeschreckt werden, ein Werk zu kaufen, das aus vielen Bänden besteht, die größtentheils noch erst erwartet werden.

Ich habe noch einen Gedanken auf dem Herzen, den ich vordringen muß, ehe ich die Materie vom Plan der Universalhistorie verlasse. Wenn von Werken des Geschmacks die Rede ist, und von diesem rede ich hier allein, so wünschte ich, daß man in Teutschland nicht den Anfang darin von der Universalhistorie, sondern von Specialtheilen der Geschichte, und am liebsten von der vaterländischen, oder allensfalls auch von der alten Geschichte machen möchte. Man darf eben kein Geheimnis daraus machen, noch sich zur Unzeit schämen, daß es der deutschen Litteratur an wolgeschriebenen Geschichtsbüchern überall fehle. Wenn nun aber jetzt, da alle Umstände der Ausführung eines so grossen Vorhabens günstig zu seyn scheinen, wenn jetzt mit Talenten begabte Schriftsteller den Geschmac unserer Nation in der historischen Schreibart verbessern und nach und nach ganz ausbilden wollen, so würden sie, wie mich dünkt, wohlthun, wenn sie im Anfange nur Versuche in kleinen Stücken machten, und darüber zuvor die Stimmen der Nation abwarreten, ehe sie durch einen misslungenen Versuch im Grossen Schaden anrichteten. Etwas Papier wird freylich, dieser Vorsicht ungeachtet, unnütze verschrieben und gedruckt werden: Ich traue aber meiner Nation zu, daß, da sie bereits durch das Beispiel schlechter Dichter gewarnt ist, die Versuche in historischen Arbeiten vielleicht nicht allzuoft misslingen werden: und etwas von historischer Maculatur zum Umschlag guter historischer Werke wird man doch immer noch in Buchläden brauchen können, wenn anders der Vorrath elender Gedichte nicht noch auf einige Jahre zureichen sollte.

## II. Von der Stellung der Nationen in Specialhistorien.

Nun wird es, glaube ich, Zeit seyn, etwas von der Stellung der Nationen in Specialgeschichten zu erwähnen. Viel wird nicht über diesen Punct zu sagen seyn, weil fast alles, was hievon bei der Universalhistorie bemerkt worden ist, auch in Specialgeschichten angewandt werden kan: nur mit dem Unterschied, daß das, was dorten so viele Schwierigkeiten macht, hier ziemlich leicht bewerkstelliget werden kan. Weil die meisten oder vielmehr alle Länder Anfangs von vielen kleinen Stämmen oder Nationen, die weder einen gemeinschaftlichen Namen hatten, noch einander unterworfen waren, bewohnt wurden, und aus der Zusammenfügung dieser kleinen zuerst unabhängigen Stämme die grossen Nationen entstanden sind, und zum Theil noch entstehen; so wird man in besondern Völkerhistorien, zumal wenn man bis auf den Ursprung eines Staats zurückzugehen entschlossen ist, allemal eine gewisse Anzahl von Nationen einschalten müssen, und diese Einschaltung wird bald häufiger, bald sparsamer geschehen, je nachdem nämlich die Nation, deren Geschichte der Hauptzweck eines Werks ist, mächtig ist, oder nicht, das ist, nachdem sie mehr oder weniger Nationen verschlungen hat. Meistens haben Nationen, von denen eine die andere sich unterworfen hat, lange Zeit zuvor Krieg mit einander geführt: Es sey nun dieses, oder nicht, so wird niemand läugnen, daß auch hier eine Art von System, ein besondres Nationensystem statt finde, und daß folglich die Geschichte und Verfassung der überwundenen, oder sonst vereinigten Nationen einen Theil der Hauptgeschichte ausmachen müsse. Aber an welchen Orte und auf welche Art soll die Einschaltung geschehen? Ich glaube, daß man auch hier die Epifodenmethode der Alten mit Nutzen anwenden könne und müsse; Mascau, wenigstens (und welcher Geschichtschreiber bediente sich, da er die Geschichte der Teutschen schrieb, dieser Methode wirklich, und in vielen Fällen auch mit glücklichem Erfolge. Das schöne Ganze aber, das uns in den Alten so sehr gefält, konte er durch seine Einschaltungen doch nicht völlig hervorbringen, es sey nun, daß die Materie, womit er beschäftigt war, sich ihm widersetzte, oder vielmehr, daß es auch hier eintraf, was man sonst zu sagen pflegt, aller Anfang sey schwer. Meines Erachtens kan man die Geschichte eines bezwungenen, incorporierten oder sonst verbundenen Staats als eine Epifode ganz und im Zusammenhang bey demjenigen Jahre anbringen, in welchem die Vereinigung desselben mit dem Hauptstaate geschehen ist: aber eine kurze und gleichsam nur im Vorbeygehen ertheilte Nachricht von eines solchen Staates Ursprung, Zustand und von dessen bisher vorgefallenen Merkwürdigkeiten würde ich schon an dem Orte zu lesen wünschen, wo seiner in der Hauptgeschichte am ersten gedacht wird. Von der Zeit an sollte man, wie ich glaube, einen solchen Staat, gesetzt, daß die Vereinigung erst nach einigen Jahrhunderten erfolgte, immer schon in der Geschichte des Hauptstaates als einen Theil desselben behandeln, der je mehr und mehr ins Licht gesetzt wird, je näher man den Zeiten der Vereinigung komt. Auf diese Art würde die Epifode zur Zeit der Vereinigung nur in einer zusammenhängenden Wiederholung aller dem Leser schon zuvor an den gehörigen Orten bekannt gemachten Begebenheiten des bezwungenen oder vereinigten Staates, das ist, eine Zusammenfügung aller vorhergehenden kleinen Epifoden seyn: folglich würde dadurch niemals der Zusammenhang der Hauptgeschichte merklich unterbrochen, und dennoch das Geseg des Gleichzeitigen überall beobachtet werden. Daß die alten Geschichtschreiber auch hierin Muster für die Neuen seyn können, werden wir unten sehen. Die Anwendung hievon kan leicht auf die Geschichte der Französischen Monarchie in Ansehung der Allemannischen, Bayrischen, Thüringischen, Sächsischen Geschichte u. s. f.; auf die Grossbritannische in Ansehung Irlands und Schottlands; auf die Polnische in Ansehung Lithauens u. gemacht werden. Mascau würde hierin das beste Muster für die Geschichtschreiber unserer Nation seyn, wenn es ihm gefallen hätte, denen Anmerkungen, die er dem 2ten Theile seiner Geschichte der Teutschen am Ende beygefügt hat, eine solche Gestalt zu geben, daß sie als Hauptepifoden in die Geschichte selbst hätten eingerückt werden können.

Wer eine Specialhistorie, die Geschichte einer oder mehrerer Nationen, eiper oder mehrerer Religionen, Wissenschaften, Künste u. s. f. schreiben will, reißt ein Stück von einem wol verbundenen Ganzen los. Will er haben, daß der Leser gleichwol durch ein solches Fragment unterrichtet und vergnügt werde, so muß er ihn von Zeit zu Zeit die Enden zeigen, mit welchen das abgerissene Stück an das Ganze verbunden ist. Er läßt darum nicht seinen Hauptgegenstand aus den Augen, wenn er ein verstandiger Mensch ist: denn er geht nicht in das Ganze selbst hinein, er streift nur an den Grenzen herum, und erwartet von dem Leser, daß dieser, wenn er bis an die Grenzen ge-

führt worden ist, von sich selbst einen Blick in das Innere thun werde. Wenn man also eine Geschichte der Deutschen zu schreiben hätte, so würde man sich, meines Erachtens, bemühen müssen, den Leser so zu führen, daß er sich immer des Zustandes der übrigen Reichthümlichen Nationen nach ihrer Thätigkeit oder Ruhe bewußt seyn müßte. Man würde nicht besorgen dürfen, Ausschweifungen zu machen. Ein Blick zur rechten Zeit auf andere Nationen kan wunderwürdige Wirkungen bey dem Leser thun, und diesen Blick hervorzubringen, kostet, wie mich dünkt, einem geschickten Verfasser nur etliche Worte.

### III. Von der Stellung und Zusammenfügung der Begebenheiten.

Nun komme ich auf die Stellung und Zusammenfügung der Begebenheiten: ein Gegenstand, der zwar auch in der Universalhistorie nicht ohne Nutzen ist, in Specialgeschichten aber eine der ersten und bekändigsten Pflichten des Geschichtschreibers ausmacht, ob sie gleich von den Neuern sehr oft vernachlässiget wird. Man merkt es auch selbst den guten unter den neuern Geschichtschreibern sehr stark an, daß ihre Vorgänger Chronikschreiber gewesen sind. Würden uns nicht die finstern Jahrhunderte der mittlern Zeit von dem aufgeklärten Jahrhundert Augusts getrennet haben, so würden wir vielleicht nicht immer nur Jahrbücher oder Chroniken schreiben, wenn wir die Absicht haben, Historien zu schreiben. Denn dies ist die Weise der meisten neuern Geschichtschreiber: mit chronologischen Tafeln in der Hand, gehen sie von einem Jahre zum andern, beobachten bey jedem Jahre fast immer einerley Rangordnung der Begebenheiten, sagen uns z. E. zuerst, was im Cabinette vorgefallen, führen uns hernach ins Feld, lassen uns die Kriege und Pändel zuerst in Europa, hernach in Asia, Africa und America sehr hübsch hinter einander wahrnehmen, und haben sie endlich den Zeitraum, welchen zu beschreiben sie sich vorgenommen hatten, auf diese Art durchlenkert, alsdann schließen sie das Werk mit Vergnügen, und setzen auf den Titel pragmatische Geschichte; ja wol pragmatische Geschichte im rechten eigentlichen Wortverstande!

Ach die Alten! = Das waren freylich auch pragmatische Geschichtschreiber, aber so ziemlich von den Neuern verschieden. Die Alten glaubten immer, ein pragmatischer Geschichtschreiber müßte ein Philosoph seyn. Die einfältigen Alten! Sie sollen nur kommen, und von den Neuern die Kunst lernen, wie man Geschichten ohne alle Philosophie pragmatisch schreiben könne. Eine strenge Beobachtung der Zeitfolge nach den Jahren, und übrigens keine Ordnung in den Erzählungen, alles fein durch einander, das dient zur Abwechslung, nur immer dieselbe Ordnung bey jedem Jahre, so kan man gleich bey dem Anfang des Wertes aus der Ordnung der Geschichte eines Jahrs die Folge der Erzählungen unter allen folgenden Jahren zum voraus wissen, das hilft dem Gedächtnisse; o ja! Dies sind herrliche Vorzüge der Neuern für den Alten. Diese Grillenfänger, die Alten! Wozu das innere Verhältnis der Begebenheiten? Wozu die unnötige Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Ursachen und Wirkungen? Die Zeitfolge macht schon alles sichtbar, hält alles in Ordnung. Ein geschickter Leser wird schon selbst sehen, wie er die Ursachen zu den Wirkungen herausfindet.

Daß die meisten neuern Geschichtschreiber diesen Begriff von dem Pragmatischen haben, lehren ihre Werke. Ich habe es aber noch nicht so weit in der Kunst des Pragmatischen bringen können. Mir gefällt noch immer die veraltete Mode der griechischen und römischen Geschichtschreiber, und ich tröste mich damit, daß ich wenigstens bey einigen meiner Zeitgenossen Gehör finden werde. Daß dieses der Verfall der Vernünftigkeit sey, auf den ich mich verlasse, will ich hier nicht beweisen: ich will nur diejenigen, die der alten historischen Mode durchaus gram sind, bitten, von hier an nicht weiter zu lesen.

Ich setze aus der täglichen Erfahrung voraus, daß einige Begebenheiten mit einander im Verhältnis stehen, andere nicht. Wie wenn man im Verhältnis stehende Begebenheiten, wenn man die Folge von Ursachen und Wirkungen, von Mitteln und Absichten mit einem mit oben schon, wie ich hoffe, zu gut gehaltenen Ausdruck bezeichnete, wenn man sie kurz ein System von Begebenheiten hiesse? Ich werde keinen läblen Gebrauch von diesem Worte machen. Es ist eben so schwer, gleichzeitige Begebenheiten, als gleichzeitige Nationen in der Erzählung zu stellen. So wie man aber gleichzeitige Nationen am natürlichsten und begreiflichsten stellt, wenn man sie systemweise ordnet; so kan man auch am leichtesten gleichzeitige Begebenheiten ordnen, wenn man sie systemweise stellt. Die erste Regel, die hiezu ausfließt, besteht darin: Man soll Begebenheiten, die zusammen ein System ausmachen, nicht in der Erzählung trennen, wenn gleich die Reizung dazu wegen der Verschiedenheit des Orts und der Zeit und der Art der Begebenheiten noch so stark

seyn sollte. Man darf also den Plan zur Erzählung der Begebenheiten nicht nach einer geographischen Ordnung, auch nicht nach einzelnen Jahren, und noch weniger nach gewissen Classen der Begebenheiten machen, sondern man ordnet nach Systemen; die Ursachen gehen voran, die Wirkungen folgen, und der Geschichtschreiber, der so verfährt, ist pragmatisch. Welch ein Ruhm! Er ist aber auch nicht leicht zu erwerben, und so wie die pragmatische Classe der Geschichtschreiber die vorzüglichste unter allen ist, so ist sie auch die am wenigsten zahlreiche. Pragmatische Geschichtschreiber kommen nur in sehr glücklichen Zeitaltern zum Vorschein, und selbst die Griechen können sie nur in geringer Anzahl aufweisen.

Es geht also die Haupt Sorge eines Geschichtschreibers, der sich bis zur höchsten Geschichtschreiber Classe, der pragmatischen, aufschwingen will, dahin, die Veranlassungen und Ursachen einer merkwürdigen Begebenheit aufzufuchen, und das ganze System von Ursachen und Wirkungen, von Mitteln und Absichten, so verwirrt auch alles im Anfange durch und neben einander zu laufen scheint, aufs möglichste entwickelt darzustellen. Nichts muß ihn in dieser Bemühung irre machen oder aufhalten, nicht die Entfernung der Dexten, nicht der Zwischenraum der Zeiten, nicht die Verschiedenheit der Begebenheiten selbst. Wie oft ist der Stoß des ganzen Triebwerks Europäischen Cabinetts nicht in dem Europäischen Staate, den man beschriebt, ja nicht einmal in Europa selbst, sondern in einer Amerikanischen Begebenheit zu suchen? Hier würde man die Ordnung der Natur verkehren, man würde die Kette zerreißen, wenn man bey den Europäischen Cabinetsangelegenheiten anfangen wolte. Es geht auch darum nicht an, daß man die Begebenheiten allezeit nach den Jahren ordne, weil sich das System selten mit einem Jahre anfängt oder endigt. Systeme von Begebenheiten haben zwar ihren eigenen Zeitlauf, allein dieser richtet sich nicht nach der bürgerlichen Abtheilung der Zeit. Die Ursache, daß wir im Herbst des Jahres 1760. zu Göttingen französische Einquartierung bekommen haben, ist in dem eben so merkwürdigen, als für uns unglücklich gewesenem Vorfall bey Wäran im Jahr 1759. zu suchen. Und wie will man mit einer gewissen Classification der Begebenheiten zu rechte kommen? Man stelle Naturbegebenheiten zusammen, man mache wieder eine andere Classe von Cabinetsangelegenheiten, man bringe die Kriegsoperationen, die Commerciensachen u. s. f. unter abgeordnete Artikel. Welche Verwirrung unter den Ursachen und Wirkungen, was für ein Chaos von Erzählungen würde nicht ein solcher Plan hervorbringen? Und doch sieht man sonst gute Geschichtschreiber, und selbst solche, die das Herz haben, auf den erhabenen Ruhm pragmatischer Geschichtschreiber Ansprüche zu machen, die Begebenheiten nach solchen Classen ordnen: ungeachtet es einem jeden die tägliche und gemeine Erfahrung lehren kan, daß z. E. eine Naturbegebenheit nicht jußt wieder eine andere merkwürdige Begebenheit zur Folge habe, sondern oft ganz andere Wirkungen bald im Felde, bald in dem Cabinette u. s. f. nach sich ziehe. Wie ausgedehnet und verschieden können die Folgen einer großen Ueberschwemmung, die Entdeckung eines Bergwerks u. s. f. den Wäsniker, für den Feldherrn, für den Bauer, den Handwertermann, den Künstler, den Kaufmann, ja bisweilen für mehr als einen Staat seyn? Wie unbarmherzig würde es seyn, dem Leser aufzubürden, daß er die Folgen einer solchen Naturbegebenheit, die der Geschichtschreiber unter mehrere einmal von ihm festgesetzte Classen von Begebenheiten vertheilt hätte, selbst zusammen suchen, einander unterordnen, und die gemeinschaftliche Ursache derselben unter der Rubrik: Naturbegebenheiten, mehr selbst entdecken, als aufgeklärt vor Augen sehen sollte?

Aus allem diesen ergiebt sich also von selbst, daß man am natürlichsten verfähre, wenn man Begebenheiten systemweise zusammenstellet, wenn man bey jedem System die Wirkungen gleich unmittelbar auf ihre Ursachen folgen läßt, und alle zu einem System gehörige Begebenheiten so zu sagen von den Wurzeln an durch alle Haupt- und Nebenwege verfolgt, bis das System geendiget ist, und ein leichter Uebergang zu einem andern System, das man auf eben diese Weise behandelt, gemacht werden kan. Begebenheiten, die nicht zum System gehören, wenn sie gleich zu anderer Zeit, das ist, wenn man auf ihr System kommt, erzählt werden müssen, sind jetzt für den Geschichtschreiber, so zu sagen, keine Begebenheiten: so wie eine sonst noch so merkwürdige Nation für ihn, zur Zeit da er Nationen zu stellen hat, keine Nation ist, wenn sie nicht zu dem System gehört, das er jetzt dem Leser vorstellen will.

Wenn verschiedene Systeme, sowol gleichzeitiger, als auf einander folgender Begebenheiten aus einer entfernten gemeinschaftlichen Ursache entstehen, so machen sie zusammen eine ganze Geschichte, z. E. die Geschichte eines Kriegs aus. Solcher Geschichten, deren jede für sich ein besonderes Ganze auszumachen scheint, muß natürlicher Weise eine beträchtliche

Anzahl in einem Buche vorkommen, das sich auf mehrere Jahrhunderte erstreckt. Auch hier wird ein philosophischer Geschichtsschreiber die obige Regel mit Nutzen beobachten können. Er ordnet in diesem Falle jedes so, wie er in dem vorigen einzelne Begebenheiten geordnet hat.

Aber wie findet man die Ursachen der Begebenheiten, die bey jedem Systeme den Anfang der Erzählungen machen müssen? Sie sind entweder in den Quellen, aus welchen man schöpft, schon entdeckt, oder man muß sie erst mit Mühe aufsuchen. Bey dem ersten Falle hat man keine Regeln nöthig, und bey dem andern sind sie schwer zu geben, und noch schwerer auszuüben, wenn man kein vorzüglich gutes historisches Genie hat. Freylich wer selbst eine wichtige Rolle auf dem Schauplatze der Welt gespielt, oder sonst einen wichtigen Antheil an grossen Begebenheiten gehabt hat, wer selbst bey Regierungsgeschäften gebraucht worden ist, ein Thucydides, ein Xenophon, ein Cäsar, ein Eginhard, ein Vultprand, solche Geschichtschreiber, die bey der Entstehung der Begebenheiten gleichsam in der Fabrike mit gegenwärtig gewesen sind, selbst Hand mit angelegt haben, u. s. f. diese werden freylich, auch selbst in dem Falle, wenn sie nicht ihre eigenen Begebenheiten beschreiben, das Triebwerk in menschlichen Dingen aus dem Grundsätze, daß aus ähnlichen Ursachen ähnliche Wirkungen entspringen, und einerley Mittel zu einerley Zwecke führen, weit eher heraus bringen, als Leute, die in der Studierstube über den Zusammenhang der Dinge speculiren. Doch auch für diese, wenn sie nur lernen wollen, sind noch Hülfsmittel genug vorhanden, den ersten, wo nicht gleich zu werden, doch nahe zu kommen. Der von den Geschäften der Welt entfernte Geschichtschreiber kan sich in dieser historischen Philosophie, in der Kunst des Pragmatischen üben, wenn er über die Begebenheiten seines eigenen Lebens, seiner Familie, seiner Freunde, systematisch nachdenkt. So gros auch der Unterschied zwischen dem Catheder und dem Throne, zwischen dem Hausvater und dem Könige, hierzu zu seyn scheint, so kommt es doch hier nur auf den Grad des mehrern und wenigern an, Sonst gilt es überhaupt von allen Begebenheiten, sie seyn gros oder klein

#### Quod fabula agit.

Mit eigenen Erfahrungen im Kleinen ausgerüstet, wagt sich nun der Geschichtschreiber in die grosse Welt, wie sie von guten Geschichtschreibern pragmatisch beschrieben ist, und wird durch Hüffe seiner getreuen und erfahrenen Führer mit derselben jezt so gut bekannt, als es seine Führer selbst waren. Ist er endlich ein Philosoph, und dieser muß er schlechterdings seyn, wenn er pragmatisch werden will, so macht er sich allgemeine Maximen, wie die Begebenheiten zu entstehen pflegen, studirt mit fester Erinnerung an diese Maximen, die zuverlässigen Nachrichten von der Nation, die er beschreiben will, recht durch, sucht die Grundfüßen auf, worauf ein Staat ursprünglich errichtet worden, vergleicht die Begebenheiten, die diese Grundfüßen entweder befestiget, oder erschüttert haben, giebt auf den Charakter der handelnden Hauptpersonen acht, thut immer einen scharfen Blick auf die Nationen, die mit der seinigen ein System ausmachen, und wagt es, hieraus ein System von Begebenheiten, das Triebwerk, herzuleiten, das er mit Verschlüssen entweder von gleichzeitigen Schriftstellern bekräftiget, oder durch den ganzen Zusammenhang der Geschichte gerechtfertiget findet.

Gleichwol wird er bisweilen, aller Nachforschung ungeachtet, das Schicksal des Naturforschers erfahren, der, wenn er den wirklichen Ursachen einer Erscheinung noch so eifrig nachgespührt hat, doch zuletzt nicht selten nur die möglichen oder muthmaßlichen Ursachen finden kan.

Der höchste Grad des Pragmatischen in der Geschichte wäre die Vorstellgung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge in der Welt (Nexus rerum universalis). Denn keine Begebenheit in der Welt ist, so zu sagen, insulactisch. Alles hängt an einander, veranlaßt einander, zeugt einander, wird veranlaßt, wird gezeugt, und veranlaßt und zeugt wieder. Die Begebenheiten der Vornehmen und der Geringen, der einzelnen Menschen und aller zusammen, des Privatlebens und der grossen Welt, ja selbst der unvernünftigen und leblosen Geschöpfe und der Menschen, alle sind in einander verschlungen und verbunden. Daß ein Mensch diesen höchsten Grad des Pragmatischen in der Historie erreichen könne, wird kein Verdienstlicher erwarten: und wenn auch kein innerer Widerspruch in einer solchen Forderung enthalten wäre, so stritte sie doch auf der andern Seite mit den wesentlichsten Pflichten eines Geschichtschreibers. Dieser soll nur merkwürdige Begebenheiten erzählen: er darf also auch nur die Triebfedern und Wirkungen merkwürdiger Begebenheiten aufsuchen. Wie viele tausend Triebfedern und Folgen muß er also wegen seiner eingeschränkten Erlehnkräfte, wie viele andere tausend derselben wegen der wesentlichen Pflicht seines Amtes verschweigen! Er kan also immer nur einen Theil, und bisweilen gar nichts von dem Entstehen der

Begebenheiten ins Licht setzen; und oft muß er nur ratthen. Aus dieser Ursache willen nennen wir bald einige Begebenheiten zufällige, und bald scheint es uns, als wenn grosse Erfolge aus unproportionell kleinen Ursachen entstanden wären. Paris raubt die Helena, und die Griechen richten aus Mache das Trojanische Reich zu Grunde. Scantus Tarquinius schändet die Lucretia, und die Regierung der Könige zu Rom hat ein Ende. Die römischen Päbste und die Kaiser zu Constantinopel streiten über den Bildeidienst, und Karl der Grosse wird König von Italien und Kaiser im Occidente. Wilhelm der Eroberer wird Herzog von der Normandie, und das Königreich von beiden Sicilien entsteht, und England wird eine Normännische Provinz. Welch Verhältnis zwischen Ursachen und Wirkungen! Allein man betrachte nur das ganze System solcher Begebenheiten, so wird man bald finden, daß hier eine ganze Kette von Ursachen vorhanden ist, an welcher die erzählte nur ein Glied ausmacht.

Ich will also nicht haben, daß ein Geschichtschreiber alle kleinen Ursachen, die ihm bekannt worden sind, übergehen solle: Nein! er soll meinem Bedünken nach alles auffuchen, was zur Hervorbringung eines wichtigen Vorfalles nur irgend etwas beigetragen hat; es wird ihm seiner Mühe angesehet, dennoth manche Ursache, ja manche Reihe von Veranlassungen und Ursachen unbekant bleiben, und er wird selten den Leser bis zu einem sehr hohen Grad der Begreiflichkeit eines Erfolgs bringen können. Ich kan mir nichts größers in der weltlichen Geschichte der ältern Zeiten gedenken, als wenn ich sehe, wie Attila seine beyden Arme, so zu sagen, über unsere halbe Erbkugel ausbreitet, hier mit der einen Hand dem Kaiser zu Constantinopel Frieden schenkt, und dem abendländischen Kaiser Frieden anbietet, dort mit der andern Hand mit dem Kaiser von China ein Bündnis schließt, um den morgenländischen Sataren Scheushe, die sich seine Entfernung zu Nuzen machen wolten, einen mächtigen Feind im kaiserlichen Osten zu erwecken. Ich vertraue mir diese höchsterkannenswürdige Begebenheit zu erweisen: ich bin aber zur Zeit noch nicht im Stande, das System, wozu sie gehört, auf eine ganz begriffliche Art zu entwickeln; und vielleicht wird es mir die Entfernung der Zeiten und Dörter, und der Mangel hinlänglicher Nachrichten auf immer unmöglich machen. Noch unbegreiflicher, und vielleicht gar unmöglich muß den Nachkommen die Erzählung von dem letzten Kriege, der selbst uns als Zeitgenossen, als Bedrückten noch ziemlich unbegreiflich ist, vorkommen, wenn nicht zur Zeit noch versteckte Umstände an den Tag kommen, und hernach alle Systeme von den Begebenheiten dieses geheimnißvollen Kriegs mit allen grossen und kleinen Ursachen durch einen recht pragmatischen Geschichtschreiber auf die Nachwelt gebracht werden.

Alles, was ich bisher gesagt habe, kann Vorsicht und Billigkeit in der Beurtheilung eines pragmatischen Geschichtschreibers anrathen. Man muß keine unmöglichen Pflichten von ihm fordern, sondern immer daran denken, daß er ein eingeschränkter Mensch, und ein Geschichtschreiber ist.

#### IV. Von der Stellung der Charaktere und Remarquen.

Ich sollte nun auch etwas von der Stellung der Charaktere und Remarquen reden: allein ich erwähne nichts hiervon. Sie sind ganz das Werk der größten Meister, und diese haben meiner Regeln nicht nöthig. So viel läßt sich leicht bemerken, daß die Charaktere zuverlässig seyn, aus den Begebenheiten selbst entspringen, und an denen Orten eingeschaltet werden müssen, wo dem Leser daran gelegen ist, die handelnde Person näher zu kennen. Erst am Ende der Geschichte eines Königs, wie insgemein geschieht, seinen Charakter zu schildern, kommt mir sehr unschicklich vor. Charaktere sollen in der Geschichte das sein, was Definitionen in Wissenschaften sind. Beide müssen da angebracht werden, wo man sie zu den übrigen Vorstellungen an nöthigsten braucht.

Die Remarquen machen einen historischen Vortrag angenehmer und nützlich: sie müssen aber, wenn man diesen bejaupten Zweck erreichen will, weder gemein noch gehäuft seyn. Wer sie machen will, muß sich immer vorstellen, daß seine Leser schlechterdings auch denken wollen und können, und von ihm nichts weiter, als Veranlassung zu eigenen Betrachtungen, nicht eine inslogische Vorbuchstabirung, sondern eine enthrone matte Entwicklung des Triebwerks erwarten. Diese gehört in das Buch, jene in die Werkstatt des Geschichtschreibers. Das Gegentheil that Rollin, und nach ihm ein ganzer Schwarm neuerer Geschichtschreiber: sie mißfallen aber Kennern durch ihre Geschäftigkeit. An einem Orte ganz stille stehen, und durch eine moralische Predigt über Personen oder Begebenheiten den Lauf der Geschichte aufhalten, ist nicht die Art eines Thucydi-

des, eines Lactus; es ist nur die Sache eines armen Gelfes, der gern für reich gehalten werden möchte.

Doch ich nehme ganz unversehens Theil an der Sache, und ich wollte mich doch losreißen. Ich eile also, da ich dieses merkte, zum Schluß meiner zufälligen Gedanken über den histo-

rischen Plan, und gebe lieber Beispiele aus alten und neuen Geschichtschreibern. Für ein historisches Genie ist vielleicht das, was ich gesagt habe, schon zu viel, und für Leute, die keine Talente zur Geschichte haben, würden ganze Bände nicht zu reichen. Aber Beispiele wird auch ein Genie nicht ungerne haben.

## Franz, Freiherr von Gaudy,

mit ganzem Namen Franz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr von Gaudy, ward am 19. April 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren. Seine Eltern waren der K. Preussische Generallieutenant von Gaudy, und Constanze, geborene Gräfin Schmettow. Mit dem sechsten Lebensjahre verließ er sein väterliches Haus, und erhielt seine Bildung in mehreren wissenschaftlichen Anstalten, u. A. im Collège français zu Berlin, zuletzt auf der Landesschule Pforta, von welcher er 1818 mit dem Zeugniß der Reife für die Universität abging. Er trat in das K. Preuß. Heer, avancirte während der Folgezeit zum Officier, und diente in mehreren Regimentern bis zum Jahre 1833, wo er seinen Abschied nahm, um fortan zu privatificiren. 1835 reiste er nach Rom, und kehrte im Laufe desselben Jahres nach seinem Wohnort Berlin zurück.

Er gab heraus:

Crato. Glogau, 1829. N. A. 1835.

Gedankensprünge eines der Cholera Entrommenen. Glogau, 1832. 2. A. noch in demselben Jahr.

Geschichtliche Gesänge der Polen v. J. u. Kiensiewicz, metrisch bearbeitet. Glogau, 1833.

Schildsagen. Glogau, 1834.

Korallen. Glogau, 1834.

Desengano. Novelle. Leipzig, 1834.

Der Roman von Kollo und den Herzogen der Normandie von Robert Wace, metrisch bearbeitet.

Kaiserlieder. Leipzig, 1835.

Mein Römerzug. 3 Theile. Berlin, 1836.

Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen. Leipzig, 1836.

Clotilde von Balzon-Chalns. Berlin, 1836.

Lieder und Romanzen. (Unter der Presse).

Ein sehr gefälliges und gewandtes lyrisches Talent, das zwar Anfangs mehr als Nachahmer beliebter Vorbilder, namentlich Heine's auftrat, bald aber alle Fesseln von sich streifte, und sich mit großer Anmuth und Leichtigkeit zu bewegen weiß. Innigkeit und Gemüthlichkeit, rascher und treffender Witz, Herrschaft über Sprache und Reim, Gluth der Phantasie sind ihm in nicht geringem Grade eigen und haben ihm binnen wenigen Jahren einen geachteten Ruf erworben. —

### Der steinerne Ritter \*).

Es sprudelt die silberne Quelle  
Am Marktplatz Tag und Nacht;  
Auf steinerne Gestelle  
Hält dort ein Ritter Wacht.

Die Rechte umkrampft den Degen,  
Die Linke den Wappenschild,  
So steht bei Sonn' und Regen  
Des alten Kämpen Bild.

So seht ihr den starren Reden  
Mit ernst-griegesräumigem Blick,  
Die zitternde Welt' im Beden  
Glanzt ihn noch finst'rer zuck.

Des Abends trippeln die Mädchen  
Zum Born mit Kann' und Krug.  
Spähst du nach Schönen im Städchlein,  
Hier trifftst du ihrer genug.

Die Kannen und die Krüge,  
Sind auf den Rand gerückt.  
Vertraut wird zur Gemüge  
Was lange das Herz bebrückt.

Es rieselt und plätschert die Quelle,  
Und sprudelt fort und fort,  
Doch flüchtiger rinnt das schnelle,  
Geschwägige Mädchen-Wort.

Und was der Liebste geschworen,  
Wann Hochzeit solle seyn,  
Dem Ritter kommt's zu Ohren,  
Dem alten Vertrauten von Stein;

Und wie der Liebste gesprochen,  
Sich hoch und theuer vermaß,  
Und wie er das Wort gebrochen,  
Der Ringe Wechsel vergaß.

Manch Seufzer schwellt das Nieder,  
Manch Thränen rollt herab —  
Der Ritter plaudert's nicht wieder,  
Stumm bleibt er wie das Grab.

Du ehrenvoller Geselle,  
Nur einmal öffne den Mund.  
Was that an dieser Stelle  
Von mir mein Mädchen kund?

Was hat, du alter Gestranger,  
Mein Liebchen dir vertraut?  
Selt, Freund, sie zweifelt nicht länger,  
Sie reißt mir die Hand als Braut!

Ja, fähr ich, Herr Brunnenritter,  
Mein schmuckes Bräutchen nach Haus,  
Dann soll wie den Hochzeitsblitter  
Dich schmücken der stättliche Strauß.

### Der Morlake in Venedig.

(Lyrisch.)

Als ich traurig, arm an Gelde und verlassen saß am Herde,  
Kam ein kstiger Dalmatter, sprach mit schmeichelnder Geberde:  
Weshalb weilst du in den Bergen? Nach der großen Wasserstadt  
Wand're, welche mehr Bechinen als dein Aker Kiesel hat.

Im Gewand von Sammt und Seiden pranken äppig die  
Soldaten,  
Zubeln dort in Sauf und Brause, sammeln spielend sich Du-  
faten.

Schwere Silberkett' am Dolche, Weste reich gestickt mit Gold  
Bringst du leicht in deine Heimath von des Venetianers Gold.

Blumen werfend ruft dich freundlich dann die süßerblüh'nde  
Schöne

An das Gitterfenster, klingen deiner Gnzla Schmeicheltöne.  
Geh' zu Schiffe! geh' zu Schiffe! Nach der großen Wasserstadt  
Wand're, welche mehr Bechinen als dein Aker Kiesel hat. —

Und ich thürcht Kund, ich glaubt es was der Falsche vor-  
gelogen,  
Stieg in's Riesenschiff von Marmor \*), rings umspült von  
Meereswogen:

In der Sumpflust wird das Brot mir ettel Gift; ich liege still  
Gleich dem Wolfshund an der Kette, darf nicht zieh'n wohin  
ich will.

Reb' ich meines Landes Sprache, so verspotten mich die  
Schönen;  
All' die Lächler unserer Berge eilten hier sich zu entwöhnen

\*) Deutsche Musenelmannsch für 1836. S. 127 fgd.

\*) Venedig.

Volk's wärb'ger Sitt' und Rede, Einsam steh' ich und allein;  
Gleich dem Baum, verpflanzt im Sommer, geh' ich langsam  
weltend ein.

Wenn in meinen Felsenschluchten ich dem Wanderer begegnet,  
S. üßt' er mich: Sohn des Alexis! sey der Tag von Gott ge-  
segnet!  
Hier tritt mir kein Freund entgegen; hülflos bin ich wie der  
Burm,  
Welchen in des Leibes Mitte schleuderte des Herbstes Sturm.

### Die Reiterin.

Ich sah jüngst — es war im Traume —  
Einen wunderfeltnen Ritt:  
Auf beharrem, steifem Klepper,  
Welcher, schleichend Schritt vor Schritt,  
Mit den Ranken, Dornen, Nesseln  
Sich schwerfäll'gen Fußes stritt,  
Sas ein Weib, das schlafend nickte  
Und doch nicht vom Sattel glitt.

Sas verkehrt doch gar die Donna,  
In der Hand den Schwanz als Baum,  
Bankt' hinüber und herüber,  
Wurmelt' auch, doch wie im Traum.  
Wen'ge Worte nur vernahm ich,  
Die ich hört' verstand ich kaum,  
Sas auch nicht drauf acht, und mustert'  
Ihres Kleides bunten Saum.

Sah ich doch, Zeit meines Lebens,  
Nicht so farbigen Talar;  
Grau nur gegen ihn bedünkte  
Mich der Regenbogen gar,  
Große Lappen, kleine Fegen  
Angestückt fast wunderbar:  
Nun, der Himmel mag es wissen,  
Wer des Kleides Schneider war.

Groß und herrlich war zu schauen  
Dieser Weib's Gestalt,  
Beigte gleich gebogner Nacken  
Spuren von der Zeit Gewalt,  
Hatte sie mit häm'schem Finger  
Gleich manch Fältchen eingestalt —  
Immer ließ sich noch erweisen,  
Das die Frau mit Ehren alt.

In erwachen schien die Dame,  
Leis' und schüchtern frag' ich da:  
Wenn nicht meine Ahnung lüget,  
Sind Ihr Frau Germania? —  
„Bis zu Achtzehnhundert neune  
Ward ich so genannt. O ja.“  
Und jetzt? — „Hab' ich hundert Namen.  
Rennt mich Frau Etaktera.“

Wie Ihr wollt. Doch edle Herrin,  
Welchen fabelhaften Gaul  
Reitet Ihr? So abgetrieben,  
Boglahm, hinkend, träg' und faul.  
Scht — doch nein Ihr könnt nicht sehen —  
Im Moraste wühlt sein Maul;  
Kommt nicht haarbreit von der Stelle.  
Schafft ihn ab. Es ist ein Graul.

„Nastweiser Neurungsthümer,  
Welch ein übermüth'ger Wahn  
Treibt Euch, meinen Gaul zu lästern,  
Dem ich herzlich zugethan?  
Der mich schon seit grauen Jahren  
Sicher trug auf dorn'ger Bahn,

Der den ält'ften Stammbaum vorweist —  
Ihn, den alten Schlenbian?“

### Das Drakel.

Die Mutter hält auf dem Schooße  
Das Knäblein zart und hold,  
Kypfen glüh'n ihm wie Rose,  
Bäckchen glänzen wie Gold.

Das Küssen und das Herzen,  
Heute bekommt sie's nicht satt;  
Ein Jahr ist's, daß sie viel Schmerzen  
Um ihn gelitten hat.

„Ein Jahr ist's, daß ich viel Schmerzen  
Um dich erduldet hab';  
Ein Jahr seit den Himmel im Herzen  
Die Mutterbrust dir gab.

Wie so reizend entfaltet  
Hast du, mein Knöschen, dich.  
Engel des Himmels, erhaltet,  
Schüget ihn mildiglich!“

„Herrin, wollt mir erlauben;  
So stüßert jetzt die Magd,  
Das nach des Volk's Glauben  
Das Schicksal werde besragt.“

Last loosen das jahresalte  
Knäblein am heutigen Tag.  
Der Himmel gnädig walte,  
Das er's wohl treffen mag.

Ich bringe die heilige Bibel,  
Den Apfel, das Ehlerstück.  
Ein Loos verkündet Uebel,  
Zwei Loose verkünden Glück.

Noth bleibt er wie Apfels Bäckchen,  
Wenn er die Frucht erliest;  
Nie fehlen die Ehler im Säckchen,  
Wenn er das Silber erliest.“

„Und, fragt die Mutter bebend,  
Erwählt er das heilige Buch?“  
Die Magd spricht widerstrebend:  
„Dann wird ihm das Leichentuch.“ —

„D nimmer, nimmer wage  
Dies Spiel. Ihm bleib' es fern.  
Dies hiesse mit sündlicher Frage  
Versuchen Gott den Herrn.“

Die Magd trägt in die Kammer  
Wohl die drei Loose zurück.  
Die Bibel mit silberner Kammer,  
Sie fesselt des Kindes Blick.

Jappelnd und ringend windet  
Es sich von der Mutter Schooße,  
Lappt in das Kämmerlein, findet  
Das ernste Todesloos.

Am goldig-gleisenden Schnitte  
Erkennt er das Erbstück.  
Mit kurzem, schwankendem Schritte  
Bringt er's der Mutter zurück.

Schon jetzt keine Thränen fließen?  
Warte noch, Mutter, ein Jahr,  
Dann magst du die bitteren vergießen,  
Dann wird das Drakel wahr.

## Christian August Gebauer

ward am 28. August 1792 zu Knobelsdorf im Königreich Sachsen geboren, erhielt, nach vollendeten Studien, eine Collaboratur in Meissen, wurde dann Lehrer an einem Institute in Eöln, 1818 Professor in Bonn, was er jedoch nur kurze Zeit blieb, und später Instructor des Prinzen von Wittgenstein. — Gegenwärtig lebt er als Hofrath und Doctor der Weltweisheit im Privatstande zu Mannsheim.

## Er-schrieb:

- Geistliche und weltliche Gedichte. Heidelberg 1814.  
4. X. Heidelberg 1821.  
Des Ausonius Bissula. Köln 1817.  
Bilder aus der Gemüthswelt. Elberfeld 1819.  
Blüthen religiösen Sinnes. Elberfeld 1819. N. X.  
1828.  
Legende vom heiligen Engelbert. Köln 1819.  
Bilder der Liebe. Köln 1819.  
Die Morgenröthe. Elberfeld 1819 — 1820. 2 Thele.  
Stunden der Einsamkeit. Nachen 1820.  
Blumenstücke. Mannheim 1821.  
Aurora. Mannheim 1823.  
Lebensbilder. Ulm 1825 — 1826. 2 Thele.

- Altes und Neues. Nürnberg 1826.  
Deutscher Dichtersaal. Leipzig 1827. 2 Thele.  
Die Monate des Jahres. Stuttgart 1828.  
Westa. Berlin 1828.  
Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter. Leipzig 1828.  
Simon Dach und seine Freunde. Tübingen 1828.  
Das Schönste aus Jean Paul's Schriften. Leipzig 1827. 2 Thele.  
Lilienblätter. Stuttgart 1831.

Mit reicher Phantasie und innigem Gefühl ausgestattet, hat sich G. vorzüglich der lyrischen religiösen Poesie zugewandt und hier Ausgezeichnetes geleistet. —

## Friedrich Gedike.

Dieser um das Schul- und Erziehungswesen in Deutschland zu seiner Zeit hochverdiente Gelehrte, ward am 15. Januar 1754 in dem Dorfe Boberow bei Lengden in der Priegnitz, wo sein Vater Prediger war, geboren. Er hatte das Unglück, denselben schon im neunten Jahre zu verlieren, und wurde nun, Anfangs in Seehausen, dann in dem Waisenhause zu Züllichau erzogen, zeichnete sich jedoch während seiner früheren Jugendjahre eben nicht durch hervorragende Fähigkeiten aus. Erst in der letzten Zeit erwachte sein Geist und entwickelte sich zum Erstaunen Aller, die ihn früher gekannt hatten. Im Jahre 1771 ging er nach Frankfurt an der Oder, um Theologie zu studiren. Nach vollendeter akademischer Laufbahn berief ihn Spalding 1775 nach Berlin, als Erzieher seiner Söhne. 1776 wurde er Subrector des Friedrichswerder'schen Gymnasiums daselbst, 1778 Prorector und 1779 Director dieser Anstalt, 1791 Mitdirector des Berlinisch-Kölnischen Gymnasiums, und 1793 Director desselben. — Bereits 1784 war er zum Oberconsistorialrath, und 1787 zum Oberschulrath ernannt worden. Bei der Gründung eines Seminariums für gelehrte Schulen wurde ihm gleichfalls die Direction desselben übertragen. Im Jahre 1790 trat er als Mitglied in die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und 1791 erhielt er von der theologischen Facultät zu Halle das Diplom eines Doctors der Theologie. Er starb am 2. Mai 1803 zu Berlin, nach höchst gesegnetem und ausgedehntem Wirken.

In deutscher Sprache erschien von ihm:

- Pindar's Olympische Siegeshymnen. Berlin und Leipzig, 1777.

- Pindar's Pnthische Siegeshymnen. Berlin und Leipzig, 1779.  
Aristoteles und Baselow, oder Fragmente über Erziehung und Schulwesen. Berlin und Leipzig 1779.  
Vier Dialogen des Platon. Berlin, 1780.  
Gesammelte Schulschriften. Berlin, 1789 — 1795. 2 Bde.  
Vermischte Schriften. Berlin, 1801.  
Berlinische Monatschrift (mit J. C. Bießer). Berlin, 1783 — 1790.  
Einzelne Vden, Schulreden, Beiträge zu Zeitschriften u. s. w.

Die vielfachen großen Verdienste, welche sich G. durch seine Schriften sowohl, wie durch seine amtliche Thätigkeit um das Schul- und Erziehungswesen, zunächst in Preußen, dann aber auch in ganz Deutschland erwarb, sind so allgemein anerkannt, daß es einer näheren Auseinandersetzung derselben hier um so weniger bedarf, als solche in einem Werke dieser Art nicht einmal an ihrer rechten Stelle wäre. — Als Schriftsteller im engeren Sinne hat er wohl das Vorzüglichste in seinen Nachbildungen griechischer Originale geleistet, und namentlich in seiner Uebersetzung des Pindar gründliche Kenntniß mit Geschmack, wahrem Gefühl und großer Herrschaft über Sprache und Form vereinigt. Weniger glücklich ist er dagegen in seinen Reden und Vden, da es ihm zwar nicht an Kraft, Gewandtheit und Reichthum des Gedankens, so wie an Anmuth und Wärme des Styls fehlt, eine eigenthümliche Neigung zum Allegorisiren ihn aber zu weit führt, und ihn oft zu unnützer Häufung der Bilder und Figuren, so wie zu rhetorischer Uebertreibung hinreißt. —

## Eduard Heinrich Gehe,

gewöhnlicher Eduard Gehe, ward am 1. Februar 1793 zu Dresden geboren, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, und bezog dann Schulpforte. Er studirte darauf die Rechtswissenschaften zu Leipzig, machte nach vollendeter akademischer Laufbahn mehrere Reisen, und ließ sich bei seiner Rückkehr als Rechtsconsulent in seiner Vaterstadt nieder. 1827 ward er Großherzoglich-sächsischer Hofrath, und in neuester Zeit K. Sächsischer Censor.

Von ihm erschien:

- Das Schloß Candra. Oper. Dresden, 1834.  
Desgleichen. Trauerspiel. Leipzig, 1821.  
Gustav Adolph. Tragödie. Leipzig, 1818.  
Der Tod Heinrich's IV. von Frankreich. Trauerspiel. Dresden, 1820.  
Raja und Ajino, oder die bezauberte Rose. Dresden, 1827.  
Historische Novellen und Erzählungen. 2 Bde.

- Leipzig, 1830 u. 1832. (Der 10. u. 12. Band der Bibliothek historischer Romane. Leipzig, bei Focke.)  
Das Schloß Perth und die Pulververschöderung. Leipzig, 1835.  
Die Eroberung Sibiriens. Leipzig, 1835.  
Vermischte Schriften. Bunzlau, 1836. 2 Thele.  
Mehrere ungedruckte Tragödien, Beiträge zu Zeitschriften u. s. w.

Als dramatischer Dichter gehört Gehe zu denen, welche Schiller zum Vorbilde nahmen, und auf der von diesem unsterblichen Geiste eingeschlagenen Bahn weiter strebten. Seine Versuche waren nicht ohne Erfolg, da ein glückliches Talent ihn begünstigte und unterstützte. Reichthum der Erfindung, Anmuth und Kraft der Sprache, Wahrheit der Charakterzeichnung und geschickte Verbindung der einzelnen Situationen treten in seinen dramatischen Leistungen hervor, und erwerben ihnen nicht geringes Lob; doch fehlt es ihnen an Tiefe und Gluth der Leidenschaft, daher war



Ihre Wirkung weder nachhaltig, noch dauernd. Mit großem Glück bearbeitete G. später die deutsche Oper, die überhaupt seiner ruhigen, gleichen Sinnesart wohl mehr zuzugest, und hat auf diesem Gebiete wohl das Beste geleistet, was unsere Literatur bisher aufzuzeigen vermochte. — In der Gattung der historischen Novelle und des historischen Romans, welcher sich Gehe in den letzten Jahren fast ausschließlich zuwandte, hat er mit Recht großes Lob geerntet, da er mit gründlichen Kenntnissen eine sehr anmuthige, phantasiereiche Darstellungsgabe verbindet. —

### Charlotte Corbay.

„Nahe herrscht in der Natur; der Geist ihres Friedens grüßt meine Seele. Schildere mir den Sommerabend, daß seine jungen Farben meinem Alter lebendig werden.“

So sprach Corbay, der Vater, zu seiner Tochter. Er war blind, ein siebenzähriger Greis.

„Das Gewitter,“ sagte Charlotte, „hat sich verzogen und einen Regenbogen zurückgelassen, der Land und See verbindet. Wie flüssiges Silber liegt sie vor uns, trägt Boote und Schiffe, die dieser Küste entleeren. Die Segel glänzen wie Schiefer, während das Abendroth seine Farben auf die Gestade haucht. Nur das Meer gibt einer Gegend den Charakter der Größe, und schön ist es, wenn zu dieser Größe sich, wie hier, die Lieblichkeit gesellt.“

„Ein Abend, geeignet, daß man an ihm von Heinrich und Sully's Weltfrieden träume!“ erwiederte Corbay. „Das waren Menschen, so groß, als lebenswürdig; echte Franzosen. Im Strahl der untergehenden Sonne feierte ich ihr Andenken. Auf die Liebe, die damals Volk und König einigte, folgte der Haß, auf das Glück das Unglück, auf den Tag die Nacht. Aber auch unsere Zeit hat ihre Tugenden. Gemessene Kraft muß sich der Leidenschaft, echtes Volksthum dem Jacobinismus entgegenstellen. Gute Bürger Frankreichs, welche dem Boden der Tyrannerei entleeren, sündigen am Vaterlande. Die Besseren dürfen nicht ihren Platz dem Kaiser räumen. Jeden Fuß breit muß man ihm streitig machen. Gibt es ein schöneres Loos, als über den Gräbern seiner edlen Ahnen edel fallen für das Recht? O, daß in mir noch die Kraft des Jünglings lebte!“

„Sie lebt, mein Vater, in Euren Söhnen — den Girondisten!“

„Ich habe Freude an meinen Kindern,“ sprach Corbay. „Im nahen Caen wirken meine zwei Jünglinge still, doch kräftig. Ein edles Feuer lodert in ihrer Seele und Du bist — Corbay's Tochter.“

Sie drückten sich die Hand. Nie waltete zwischen einem Vater und seinem Kinde ein zarteres Einverständnis.

„Mein Vater,“ sagte jetzt Charlotte und richtete den Blick auf die felsige Küste, „dort sehe ich Leute, die wohl unserer Hilfe bedürfen. In diesen Zeiten der Tyrannerei erkennt man leicht die unverdient Verfolgten.“

Wirklich zeigten sich zwischen den Klüften des Felsgestades vier Männer; in ihren blauen, aber edlen Bügen malte sich die tiefste Noth.

„Sei Du mein Auge, mein hülfbringender Arm!“ sagte der Alte zu Charlotte.

Die vier Männer, Corbay's Landsig erblickend, der nicht weit von Caen, näher dem Meere, lag, eilten darauf zu, so viel es ihre sichtbar erschöpften Kräfte erlaubten. Pöblich schien Furcht und Entsetzen ihre Schritte zu hemmen. Unschlüssig blieben sie stehen, scheu umherblickend wie Verfolgte, die den Tod auf ihren Herzen wandeln sehen.

„Gedächte, den Gefängnissen und Hinrichtungen entfliehen!“ sagte Charlotte leiser.

„So weißt Du, was wir thaten und wieder thun wollen,“ antwortete der Vater. „Aber vorsichtig! Wenn nicht das Landvolk, doch die Fischer der Küste dienen auch hier den Tyrannen.“

Charlotte ging. Leise die Thür der Gartenmauer öffnend, trat sie auf das Feld und winkte.

„Euer Kuckuck kündigt mir Euer Schicksal. Tretet ein in Frieden!“

„Thut es nicht!“ schrie Einer der Flüchtlinge den Andern zu. „Statt der Hilfe könnte Verrath uns antreten.“

„Niemand traue ich mehr, außer Dir, o Mädchen!“ sagte der jüngste der Männer und ergriff Charlottens Hand. Die Andern folgten. Aber als sie nun tief aufathmend eintraten in diesen Wohnsitz der Ruhe, unter die Schatten wohlgepflegter Bäume, der hohe Greis Corbay, wie ein Patriarch aus besserer Zeit, durch die wohl bekannten Räume sich ihnen entgegenbewegte, da zögerte der Fuß der Unglücklichen, die Schwelle des Glücks ganz zu überschreiten.

„Ihr wollt uns loben.“ sagten sie, „und wir bringen Euch Lob. Fort, fort von hier, ehe Centurio's Banden die Feuerbrände auf das gastliche Haus schleudern. Es ist die Zeit des Entsa und Marins. Weil sie Gedächte bei sich verbarg, starb die Bouquet auf dem Schafote.“

„Den Tod der Ehre,“ erwiederte ruhig Charlotte. „Glaubt Ihr, es gäbe nur eine Französin!“

Bei diesen Worten war es, als ließen die Geister der Angst, des von irdischer Noth erzeugten Wahnsinnes plötzlic von den vier Männern ab. Kühner, stolzer erhoben sie das Haupt. Ihre Augen fingten an zu glänzen, ihre bleichen Wangen farbte Feuer.

„Frankreich stirbt nie ganz!“ riefen sie. „Verwandte Geister treffen sich noch; der Engel der Gastfreundschaft kehrt uns sein himmlisches Antlitz zu. Und auch wir, nach Monden des Kampfes, der Verfolgung, begehren nur eine Nacht des Schlammers, um dann wieder gekräftigt die Nation gegen die Wüthirge zu vertreten.“

„Das ist die Sprache der Vaterlandsfreunde,“ sagte Corbay.

„Doll klingt sie und lieblich, wie Orgelton durch Sturmesnacht. Laßt mich Eure Namen wissen, daß ich sie in meinem Herzen trage.“

„Du siehst Genonné, Buzot, Salles und Lanjutais vor Dir, die Abgeordneten der Gironde bei dem Pariser Convent, doch jetzt gekräftigt, aus Paris, diesem Rachen des Todes, entflohen, von Centurio verfolgt.“

„Ihr seid es, Söhne des Gesetzes, seinen Frieden predigend in der Schreckenszeit!“ rief froh bewegt Corbay, sie unter sein gastliches Dach geleitend. „O, mein Alter neigt sich vor Eurer Jugend! Zwischen königlich Sinnenden und Jacobinern die schmale Bahn der Mäßigung zu wandeln, erforderte Mäxeremuth, durch Christenfinn geläutert.“

„Die lehtentschwundenen Jahre gaben große Hoffnungen,“ sagte, in ruhiger Betrachtung versinkend, Lanjutais, in dem ein Strahl der Abendsonne sein edelschönes Antlitz verklärte. „Ein neues Licht schien tagen zu wollen und wir, die Mitglieber der Nationalversammlung, sollten Verkünder dieses Lichtes sein. Welch ein Kuckuck! — Auf der einen Seite der König, statt des Fittertandes falscher Größe, die Liebe des Volkes zu seinem Thron wiele erwählend; auf der andern Seite dieses Volk, auftauchend aus tiefstem Druud, die Menschenrechte laut begründend. Welch ein Tag, als der dritte Stand mit Adel und Geistlichkeit zusammenfuß und in der Flamme der allgemeinen Begeisterung die Vorrechte der Einzelnen untergingen! Es war der Silberblick der Staatsumwälzung. Da — ist es doch, als sollte die Menschheit nie zur Vollkommenheit gelangen — bildete sich aus den Fehlern des Königs und der Reizbarkeit der niederen Volksklassen das Ungeheuer des Bürgerkrieges. Erst schüchtern, wie das Licht des Tages scheuend, hob es sein Haupt, das Sanktchütten küßten. Wir kühlten seinen Pesthauch und kämpften, ob uns das Blut erstarrte. Aber schon zog es Viele zu dem Unthiere mit Wastlidenblick hinüber. Wir tritten fort, mit unserem linken Arm das bebende Königthum deckend. Aber nun tauchten sie auf, die Wampyre der Nation, die Ungeheuer der Schreckenszeit, Kobesplere, der heimliche, Marat, der offene Tiger, seine Zähne stichend. Nie habe ich gehäht, welsch ein entsehtlicher Geist in der Menschenbrust wohne. Das kleine Strücker Fleisch, Herz genannt, ist schlimmer als Aetna und Vesuv und alle Wulcane der Welt. Doch nein! in diesen Entmenschten ist kein Herz, eine Kröte an dessen Stelle. Aber sie frezen. Der einundzwanzigste Januar mit seiner Königleiche, der einunddreißigste Mai und zweite Junius, an denen die Kanonendonnernten, vollendeten den Sturz der Gemäßigten. Wir wurden nicht besiegt, nein! erdrückt von den Achtzigtausenden, die, mit Schwertern, Piken, Flinten und Dolchen den Schloßplatz besiegend, die Kanonen gegen den Convent richtend, Wüthirge waren und sich Bürger des sittlichen Aufstandes nannten.“

Schnell trat jetzt Charlotte herein.

„Männer des Vaterlandes,“ sagte sie, folgt mit zur schmerzlichen Ruhestätte.“

„Droht Gefahr?“ fragte Buzot.

„Nicht für Euch, so lange wir leben;“ erwiederte Charlotte bringender.

„Seht mit ihr!“ ermahnte Corbay. „Sie hat das Auge des Falken und das Herz der Taube.“ Leicht schritt Charlotte voran, bis wo vor einer Grotte des Gartens wilde Oleander und Kastanien sich zu einer anmuthigen Nacht verschlangen. Der Boden vor der Grotte war mit einem Beckel bedekt, eine klinkische eingefügte Platte ward gehoben und ein unterirdisches Gewölbe sichtbar, darin eine brennende Lampe und erquickende Früchte, von der wirklichen Charlotte hinein gestekt.

„Steigt hinauf und laßt es Euch wohl sein,“ sagte sie lächelnd.

Saffnungen, den Vater und die wahren Freunde umarmte. „Fühle, wie ich glühe,“ sagte Georges, die Schwesterhand an seine Wangen drückend. „Unendlich wohl ist mir. Eine solche Lebensfülle empfand ich nie. Man genießt doch das Leben nie so ganz, als wenn man in Gefahr ist, es zu verlieren. Aber gewiß, morgen Abend kehren wir als Sieger heim, Sorge für zwei Kränze, Schwesterchen!“

„Liebe Seele!“ scherzte Charlotte und wandte sich von ihm zu Camille, dem sie vorzüglich zugehörte, Vertraute seiner tiefsten Gefühle und einer unglücklichen Liebe war. Sie fand ihn, hinaus in die Mondnacht blickend, ernst, doch weich.

„Dort drüben unter Pappeln liegt das Grab unserer Mutter. Die Todten rufen mir. Leb' wohl, meine Freundin!“ sagte er leise.

„Mein Bruder, siegen wirst Du.“

„Liegen und sterben, erwiederte er. „Laß Dir gegen den Vater nichts von meiner Ahnung merken. Sieh, wie Georges glüht, wie er schwärmt! Tröste den Vater, wenn — gib mir den Abschiedskuß. Du bist das sanfteste, edelste, liebenswürdigste Mädchen. Dank, heißen Dank für Deine Liebe! Leb' wohl! keinen Abschied weiter! Denk', ich sei Dir schon gestorben.“

Er riß sich von ihr los, trat zu den Freunden. Niemand hatte den Abschied der Geschwister bemerkt. Aber Charlottens Herz war schwer, Begeisterung erfüllte es, doch auch tiefste Wehmuth. Ein Schmerz, gewaltiger als alles Leid dieser Lage, schien noch auf sie zu warten — Camille, Romme! — Und morgen schon werden sie zusammentreffen! Schon sinkt die Nacht, bald wird das Morgen zum Heute. Die innere Aufregung malte Charlottens Wangen mit Purpur. Die Geister der Angst, Liebe, Hoffnung brachen lichtverklärt aus ihrem Auge. Sie war himmlisch schön, als sie wieder zu den Vaterlandsfreunden trat, die sich von den größten Geistern ihrer Nation, jetzt durch die Schlechten bedrängt, verdrängt, unterhielten.

„Ballu hat das Gute gewollt,“ sagte Kanjainais. „Auch Mirabeau, der hinreichende Mann. Das er, Beherrscher der Volksleidenschaften, Opfer seiner eigenen Leidenschaft, so bald starb, war ein Unglück für unsere Nation. Roland ist ein Mann, den die Freiheit so fertig fand, als wäre er schon bei seiner Geburt aus ihren schöpferischen Händen hervorgegangen, und wie soll ich Dich rühmen und preisen, Dich, der Du für die Freiheit zweier Welttheile strittest, Dich, Washingtons Vasenbruder, Dich, La Fayette! Trinken wir auf La Fayette's Wohl, und möge der Herzenswunsch, den er mir einst unter den wüthendsten Partiekämpfen mittheilte: „Ruhigen Sonnensabend nach Sturm!“ in Erfüllung gehen!“

Die Gläser klangen. „Meine Freunde,“ sprach feierlich bewegt Kanjainais, „vergessen wir die Frauen nicht. Größter noch als Roland ist die Bürgerin Roland. In das Gefängniß geworfen, setzte sie unter den Todesseuffzern ihrer Mitgefängenen, selbst dem Tode nah, ruhig ihr Tagebuch fort.“ Dort hat sie die Beobachtungen über sich selbst, und in wie weit in dem Augenblicke, als die Hender sie fortzuschleppen, ihr Puls lebendiger ging, niedergelegt. Das ist die Ruhe des Weisens, der auf das eigene Leben, wie auf ein Aupending, herabschaut.“

Charlotte war näher hinzugetreten. Als er schloß, reichte sie ihm schweigend die Hand, und als er nun, diese küßend, von der himmlischen Aufopferung der Lamballe sprach, die von dem glänzenden Hofe zu Saint James zu ihrer Freundin in das Elend zurückkehrte, von Elisabeth, dieser Königin aller Schwwestern, die je auf Erden für einen Bruder litten und starben — da glänzten an des Mädchens langen, seidnen Augenwimpern zwei Perlen.

„Diese Lamballe, diese Elisabeth,“ sagte sie, „sind nicht minder groß, als die stärkere Roland. Hingebende, aufopfernde Liebe ist die echte weibliche Tugend. Aber ich begreife, daß in unserer Zeit auch die Tauben sich in Adler verwandeln können, müssen. Es lebe die Roland, und die in dem Kerker freuzet, Elisabeth, und Du, jetzt über den Sternen wandelnd, Lamballe!“

Schon lange hatte Corday, der Vater, geschwiegen. Er dachte der Ehne und des morgenden Kampfes. Jetzt rief er entschlossen: „Brecht auf, daß noch die schützende Nacht Euch nach Caen geleite! Leb' wohl, mein Camille, mein Georges! Ihr Freuden, Ihr Stützen, Lichter meines blinden Alters. Hätte ich noch mehr Ehne — die zwei ältesten starben den Heldentod — ich sendete sie mit Euch, Alle, Alle unter die Fahnen des Vaterlandes.“

Und er trieb sie fort, und die leise geöffneten Pforten ließen des Hauses Ehne und Freunde aus. — Still und groß war der Augenblick der Trennung.

Als Charlotte in ihr elstames Gemach gelangte, wollte der Geist in ihr, einmal aufgeregt, nicht ruhen. Im Gespräche hatten die Freunde sichtlich auch jener zwanzigjährigen Renaud gedacht, welche auf dem Schafote starb, weil sie zweimal sich durch Robespierre's Hauswache zu drängen g'urrt und im Verhör geduldet hatte: „Ich wollte durchaus einmal einen Tyrannen sehen!“ Das fiel jetzt Charlotten bei. Wie zu sich selbst, sagte sie: „Renaud, Du wunderliches Mädchen, was hast Du denn eigentlich gedacht? Einen Tyrannen sehen ist Nichts. Die Tyrannei ver nichten — Alles!“ So schlief sie ein, und über sie kam der Geist des Traumes. Er zeigte ihr das Gefängniß la Force, die Roland darin. Sie schüttelte ihre Ketten und sagte:

„Wäre ich nur wieder frei, ich könnte noch etwas Besseres thun, als am Tagebuche zu schreiben. Das hilft nichts dem Gatten, den tausend Andern nichts. Marat läßt sie Alle hinstechen, wenn nicht —“

Hier riß der Faden des Traumgedankens ab, die Roland, oder vielmehr Charlottens Seele, schien vor Etwas zu erschrecken. Madförmig wälzte sich ein Nebel vor ihr. Wieder ward Ruhe; die Renaud trat aus dem Traume Charlotten an und sprach:

„Du hast unrecht von mir gedacht, ich wollte wohl etwas mehr als den Tyrannen sehen, aber weil es mir nicht gelang, rühmte ich mich nicht meines Willens. Auch gibt es noch einen Schlimmeren, als Robespierre. Weißt Du wen? —“

Hier neigte sich das Traumbild tief hinab an Charlottens Ohr, aber so leise flüsternd, daß sie es nicht verstand. Auch mit diesem Gedanken ward die Seele nicht fertig, sank vielmehr unter seinem Drucke in Bewußtlosigkeit. Dieser Schlaf fesselte die schone Glieder, bis er von dumpfen, aber mächtigen Schlägen aufgeschreckt, plötzlich entfloh. Charlotte fuhr empor. Der Morgen gaute; zu Caen donnerte die Karmkanone.

In der Mitte des großen Marktes von Caen erhob sich mit der Guillotine ein breites Schauergerüst, an welches die Nachrichten eben noch ungeheure dreifarbige Cocarden nagelten und dabei lustig piffen und sangen.

„Röden!“ murzte ein breitschultriger Normand und nickte einem Truppe bewaffneter Bauern, die hinter ihm standen, zu.

„Ruhe! Ruhe!“ ermahnte ein Anderer. „Es ist noch nicht Kolbenzeit. Piffsig sind die Pariser Bluthunde doch mit ihren ausgestruten Affignaten. Sie hätten uns armes Landvolk beis nahe herumgetriegt. Aber mein Gewissen gab mir eine Maulschelle und das war gut. Geraden Weges ging ich zu den jungen Corday's und zu Wimpfen und erzählte Alles, wie die Rothmägen uns Geld an den Hals geworfen hätten, sagend, Caen müsse aufhören zu sein, und wir sollten mit ausziehen gegen seine Retten — die Staatsmänner. Darauf gaben die Corday's und Wimpfen uns den Plan zur Verfehlung ein. Wir nahmen von den Anarchisten, die darum auf uns rechnen zu können glauben, das Geld und wollen es in Faustschößen an sie zurückzahlen.“

„Wenn's nur gelingt!“ sagte ein Dritter. „Die Feinde sind uns überzählig. Der Genriot führt einen Theil der Pariser Nationalgarde mit sich, und hier erweckt eben, zum dritten Male donnernd, seine Karmkanone die Ohnehofen.“

Laufende der Sansculotten lagen schnarchend auf dem Markte umher und fuhren jetzt wie große Schlangentänzel aus einander. In der brennendsten Sonnenhitze waren sie von Paris nach Caen gerannt. Jeder von ihnen erhielt täglich vierzig Sous. Dafür mußten sie — wie die Wachthaber es wollten — vor und im Convente brüllen, die Korn- und Zuckergewölbe plündern, ga ira! und vive la nation! schreien, sengen und brennen, tanzen und morben. Erwacht, und ihre Freunde, die Kanonen, hbrend, schwangen auch jetzt sie die rothen Mützen. Wer keine hatte, streckte, vom Sonnenlicht halb verwirrt, wenigstens alle zehn blutige Finger unter Grimassen in die Luft. Der ganze Mensch, in seinem Schmutz, in seiner Lumpenkleidung, Dürre und Selbe, war an ihnen Frage. Mit der Zunge könnten sie auf eine eigene, fürchterliche Weise schnalzen, mit den Zähnen knacken. Jetzt, die Mäuler aufreißend, schrieen sie aus vollem Halse: „Es lebe die freigeordnete, die glückliche Nation! Es lebe die Pariser Gemeinde und ihre Vater: Genriot und Romme! Nieder, nieder mit den Ränkspinnern!“ Eben rücte, unter dem Gebrüll der Sansculotten, dem Geheul der Sturm- und zugleich Todtenglocke und dem rasenden Generalmarch, Genriot, der Oberbefehlshaber der bewaffneten Nacht von Paris, auf den Markt, auf der einen Seite Romme, hinter ihm eine Abtheilung der Nationalgarde, die ein- undzwanzig Opfer in ihrer Mitte. Suvor gedenken wir jedoch einer Erscheinung, die, so abstoßend sie war, doch von den Ohnehofen mit ungeheurerem Beifallsgeklatsche empfangen wurde. Durch die Menge drängte sich heftig schnaubend Léon, die sogenannte Volkskönigin, von Paris zur Hinrichtung mitgenommen. Unter dem breiten Strohhute hervor, den eine Feuerzille schmückte,

\*) Alle diese Sätze sind aus der Geschichte entlehnt.

\*) Geschichtlich.

hängen auf die Schultern verstreut die schwarzen Haare. Die Augen waren groß und blügend. Sie trug zwei Pistolen in ihrem Gürtel, an Brust und Hut glänzte die dreifarbigte Coarde, auch auf den Schuhen. Die Figur war breit, die starken Arme bis über die Ellbogen entblößt. Einige häßliche Weiber folgten ihr, einen Freiheitsbaum tragend.

„Dort pflanzt ihn hin, dicht an der Straßendüne, daß die Vaterlandsverräther ihn noch sehen müssen!“ schrie sie mit fast männlicher, aber hefter gewordener Stimme.

Im Augenblicke war das Straßenpflaster aufgerissen, der Baum gepflanzt und mit rothen Wägen und dreifarbigten Bändern geschmückt. „Ca ira!“ sagte die Volkskönigin, wie bestrahlt, und nahm eine Pfeife. Dann, wieder heftig, zog sie ein großes weißes Tuch hervor.

„Freies Volk, siehst Du das Tuch? Marat, mein göttlicher Freund, gab es mir mit einem Kusse. Lehen, denn seine hohe Seele leucht allemal, wenn es gilt zu septem brisiren, laschend reichte er mir das Tuch, das ich mir erbat, es ihm, an allen vier Rippen in das Herzblut der Einundzwanzig getaucht, wieder zurückzubringen.“

„Die Hyäne!“ murmelten die Männer des Calvados, jetzt durch anderes Landvölk verdrängt, und suchten den Platz am Schafote zu gewinnen. — Die Dhnehosen klatschten erkennen den Beifall der Léon, die wieder schnupfte und dann, die Französin nicht verlassend, Handschuhe anzog, selbst einen Fächer nahm, Henriot und Romme zu empfangen. Langsam kam der Zug näher, voran auf einer hohen Stange die Freiheitsmütze, hinter ihr zehn Trompeter, mit schmetterndem Lustkied dem Schmerze der Stadt hohnsprechend, dann hochgeschwungen drei Banner mit der Inschrift: „Vaterland!“ „Freiheit!“ „Gleichheit!“ Hierauf zwei Marmor tafeln mit der Erklärung der Menschenrechte, dann unter Fahnen des Vaterlandes, die mit drohenden Aufschriften versehen waren, vierzehn Trommelschläger, fortwährenden Wirbel schlagend. Hinter ihnen, getragen vom Brauer Sauterre, der sich diese Last nicht hatte nehmen lassen, das Schwert des Gesetzes, sodann auf sahlgelbem Rosse Henriot mit den tödtlichen Augen, starken Backennochen und Backenbart, und auf feuerschnaubendem Rappen Romme, Beide mit klirrenden Säbeln umgürtet. Wie die eiserne Larve stierte Henriot auf die Menge herab, während Romme's Blick an den Häusern hing, in deren gedöckerten Fenstern, Kopf an Kopf, nichts als Frauen zu sehen waren.

„Da schauen sie,“ dachte er, „wieder nieder, die Neugierigen, weil es Leichen geben wird. Ha, fassische, grausames Geschlecht, fortan schon um einer Einzigen willen von mir gehaßt! Romme stehend und doch von ihr verstoßen. Romme vor einem Mädchen stehend, wo er gebieten, vernichten konnte! Weht unter, Bildet meiner Liebe, in den Blutströmen dieses Tages!“

Da griff Jemand in die Bügel seines Rosses. Léon war's; sie rief:

„Ihr reitet ja fast über mich weg. Ehre den Damen! Und das sag' ich Euch, Bürger, laßt mir die Einundzwanzig langsam hinrichten. Thut das meinem guten Kinde Frankreich zu Liebe; ich bitte Euch darum, ich, seine Mutter.“

Romme bemerkte die Regäre kaum. Etwas ganz Anderes hatte sich seinem Späherblick gezeigt. Das Landvölk von Calvados, das Henriot ihm als für die Freiheit gewonnen geschildert hatte, kam ihm verdächtig vor. Selbst die Frauengesichter in den Fenstern trugen nicht den Stempel der Neugier der Pariserinnen. Er glaubte, hinter ihnen verdeckt, Männer mit Flinten zu gewahren. Rasch wandte er sich zu Henriot. „Laßt die ganze Nationalgarde mit den Kanonen auf den Markt nachrücken!“

Aber Henriot, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben heftig, hörte die Klage der von Romme hoch entrüstet zurücktretenden Léon.

„Das der Freundin des göttlichen Marat?“ rief sie. „Steh' ich nicht Tag für Tag vom Staate einen Ehrensold von fünfzig Sous? Bin ich nicht envolltet? numeret? Geh' her! dieser Arm trägt Nummer Eins, schwarz eingedigt. Bei der Tugend einer freien Bürgerin, ich will gebiet sein!“

„Ihr seid es schon,“ entgegnete begütigend Henriot der Einflußreichen. Dann zu Romme gewandt, sagte er kurz:

„Das Volk ist unser, so gnügen die vierhundert Gardisten.“

„Aber ich sage Euch, das Volk hier ist nicht unser und Eure Dhnehosen haben sich müde gekauft,“ erwiderte Romme.

Henriot, durch den Widerspruch, den er von Keinem ertrotzt, wild gemacht, rief trotzig: „Thut was Eures Amtes, redet, und überlaßt es mir, zu schlagen.“

Romme, nachdem er demnach an die im andern Stadtviertel haltende bewaffnete Macht einen Eilboten abgesandt, besaß die Schauerbüchse; ihm zur Seite ward das Schwert des Gesetzes erbhüt. „Die Feinde der Freiheit schlag' ich!“ stand darauf. Und Romme zeigte es dem Volke und sprach, indem Todestille sich über die Stadt lagerte:

„Bürger von Caen! Ludwig Capet herte in dem Augenblicke auf, zu den Lebendigen zu gehören, als man die Papiere des eisernen Schranke fand. So wird Caen aufhören zu sein, lehnt es sich noch einmal gegen die Volksvertreter auf. Empörer, nicht in der That, nur in Gedanken, erkennt, was Euch bedruet, an den fallenden Häuptern dieser Gerichteten!“

Er winkte, und zwischen den Nationalgarden, die einen dreifachen Kreis um das Gerüste bildeten, wurden die Einundzwanzig sichtbar. Von ihren Lippen, als Sterbehymne, tönte der Marseller Gesang einfachgroß. Paarweis, mit allem Stolzismus jener Zeit, zogen sie zum Tode. Schon steigen sie die Stufen aufwärts, schon sollen die Hände ihnen gefesselt werden, schon neigt der Erste sich unter das blinkende Bell, da — durch die dreifache Reihe der Feinde auf das Schafot springen zwei Jünglinge, Camille und Georges Corday, das erste Opfer wegweisend vom Beile — Zeichen des Aufstandes! und ein Schrei den Krieg der Stadt Caen gegen die Nachhaber verkündend, tönt aus allen Herzen. Blizschnell bringt, den Corday's nach, das bewaffnete Calvados auf das Schafot. Statt des Alles empfangen die Opfer die Dolche der Rache. Ueberwältigt von diesem ungeheuren Wechsel wanken sie, sich gleich wieder in den Armen der Freunde zu erheben und dann vom Schafot herab, das sie eben verschlingen sollte, wie einundzwanzig Flammen auf die Feinde zu stürzen. Jüngst Angreifer, jetzt zur Vertheidigung gezwungen, fluchend ziehen diese die Säbel, fällen die Bajonette, unterstützt von den Dhnehosen, die mit unermesslichem Gekräch, mit Säbels, Piken, Flinten und Pflugabeln aufahren. Aber in den Fenstern weichen die Frauen, Scharfschützen Platz zu machen. Aus ihren Feuerröhren fällt mörderischer Hagel auf die Pariser. Die Nationalgarden fallen, ganze Haufen von Sancesclottent. Um so mehr wüthen ihre Rächer. Ueber den zerrissenen Fahnen, dem zerbrochenen Schwerte des Gesetzes, über stürzenden Feinden und Freunden wird gekämpft mit Dolchen, Piken, Säbels, Flintentolben und Bajonetten. Die Corsen's und Wimpfen sind überall. Schon neigt sich auf die Seite der Gironde der Sieg, aus einer Schußwunde vorliegt Henriot sein schwarzes Blut — da reißen Karätschentugeln, in die Reiben des Calvados einschlagen, sie wieder, und während zum Ersag die Männer den Häusern entfliehen, erheben die Frauen, wieder an den Fenstern erscheinend, Beihlage über den Todten. Sie ermuntern mit wehenden Tüchern zum Kampf, reichen Waffen herab, statt der zerschmetterten.

„Kämpft“ rufen sie, „kämpft, Ihr Männer von Calvados! Rächt das entheiligte Vaterland an den Königsräubern! Sie zu zerschmettern, reißt, wenn Euch die Waffen gebrechen, die Steine aus der Erde.“

Aber Romme, der furchtbare Romme, wirkt jetzt entgegen. In einem Augenblicke hatte er Alles übersehen, naht jetzt mit der bewaffneten Macht, den Aufstand zu erdrücken. Kettenkugeln wälzen sich vor ihm her gegen Calvados. Henriot eilt, was noch übrig blieb von der Guillotinenwache; wie die seränsische Pyre, todständig, erhebt sich neugestückt der Sancesclotte. Der Sieg schwankt, da stürmen mit den Kanonen des Zeughauses, das sie erbrochen, die Corday's heran. Blitz antwortet dem Blize, Donner dem Donner. Die Normands halten Stand, die Sancesclotten reißen aus. Wo sie die verrätherische Nationalgarde gewahren, schließen jetzt selbst die Frauen auf sie herab von Häusern, von Dächern. Pulverwolken erfüllen den Markt. Jetzt wird es Licht. Romme steht vor Camille, und Camille's Antlitz, wie gestern Charlottens, strahlt Sieg, strahlt Hohn. Um so brennender Romme's Wuth. Aller Schmerz der Niederlage, die er ahnt, zuckt in der Spitze seines Schwertes. Sie sechten. Romme empfängt eine Wunde, Camille fällt, der Jugendfreund Romme's, Sohn seines Wohlthäters, Bruder seiner Geliebten. Aber schon bligt neben Romme ein zweiter Säbel auf, tönt eine bekannte Stimme: „Mörder meines Bruders steh'! — Es war Georges. Seinen Patroklos zu rächen, dringt er auf Romme ein. Diesem sträubt sich, als er den letzten Sprößling jenes Hauses, das ihn aufnahm, erzog, auf sich einstürmen sieht, das Haar. Doch der mächtige Lebenstrieb waltet dunkel in ihm und richtet die Stöße nach des Feindes Herzen. Romme glaubt getroffen zu haben, hört einen dumpfen Fall, aber gleich darauf reißt der Anarchisten allgemeine Flucht auch Romme mit fort. Das Schicksal des Tages ist entschieden, der Zweck des Aufstandes erreicht, manch' Girondistenhaupt gerettet, den andern Bezirken ein glorreiches Beispiel gegeben, Caen suggestiv — um theueren Preis.

) Geschichtlich.

Als Calvados sich liebend zu seinen Gefallenen neigte, fand es die Corday's, Helden des Tages, aber todt. Arm in Arm lagen die Brüder auf Feindesbahnen. Am demselben Abend wurden sie dem Vater gebracht. Ganz Caen folgte, die aufstehenden Departements legten den Siegestranz auf ihre Bahre. Nichts von des Vaters, der Schwester Schmerz. Jener Vater, Jephigenia's Opferung darstellend, verhallte Agamemnon's Kränze.

Die Nacht nach jenem verhängnißvollen Tage brachte Charlotte wachend zu. Sie hatte ihre Thränen getrocknet.

„Was hilft das Weinen! Thaten will die große Zeit, und das Werk der Befreiung, mit dem Blute der Brüder erkaufte, muß vollendet werden. Wohl wird nach diesem Siege der neue Bund der Bejirke, an den Leichen der Söhne Corday's beschworen, sich mächtig erheben, aber auch ganz Paris gegen den Bund. Seine Tyrannen werden die Geschlechter mähnen, seine Wärbenden Feuer tragen in die Städte der Normandie. — Wie viel Mütter, Schwestern werden noch weinen müssen über geliebte Gefallene? Kann nicht eine reine Seele in Selbstopferung all den Fluch dieser Zeit auf sich allein herabziehen, daß das Herz der Nation freier schlage, daß die Tage des Glückes, des Friedens wiederkehren?“ Der Traumgedanke der letzten Nacht lag ausgebildet vor Charlottens Seele. In diesem Augenblicke vernahm sie, daß im Nebengemache auch der Vater noch wache. Ihr war, als sollte ihr vom Vatergeiste Bestätigung ihres Entschlusses kommen. Leise öffnete sie die Thür. Auf seinen Knien lag der Alte und betete kummervoll: „Du gabst sie mir, Du nimmst sie mir, die herrlichen Söhne! Aber nun bin ich auch dem Vaterlande gegenüber ein Körper ohne Arm, ein Auge ohne Licht, muß hören Frankreichs Todessehrei und kann ihm nicht helfen. Andere kämpfen noch selbst oder durch die Söhne gegen die Anarchisten. Ich muß wie ein kummer Slave an ihrem Throne sitzen, habe für mein Vaterland, für meine vier gefallenen Söhne keine Rächer mehr, habe nur eine Tochter, und das Weib ist schwach und kann nicht einherziehen wie der Engel des Todes.“

„Das Weib ist nicht schwach,“ dachte Charlotte. „Das Vaterland soll seinen Rächer finden. Vertilge den Satan aus der Welt und sie ist wieder Reich Gottes. Aber ich will nicht von dem Vater Abschied nehmen. Nervenkrisen, Wehmuth entwaffne nicht meine Kraft. Ich brauche sie ganz, ganz, und weniger Schriftsätze bedarf es, mich mit der großen Seele meines Vaters zu verständigen.“ Sie schrieb.

„Hes das, mein Töchterchen, morgen früh dem Vater vor,“ sagte sie, und liebkoste eine kleine Waise, die, mit im Gemache schlafend, wieder aufgewacht war und die Händchen nach ihr ausstreckte.

„Gern,“ sagte die Kleine. „Aber komm' jetzt zu Bette, Charlotte. Was kramst Du denn so in Deinen Sachen? Müßt Du vertiefen? Mir wred angst; ach bleibe bei mir, liebe Charlotte!“

„Sei ruhig, mein Kind,“ sagte diese. „So laß' und noch zusammen beten und gib Deiner Laura ein Küßchen!“

Charlotte küßte das Kind mit Inbrunst, gab dem wieder Entschlummern den Segen. Dann breitete sie die Arme aus. Der kumme Abschied galt dem Vater, dem Grabe der Mutter und Brüder. Bei Sternensicht verließ sie das Haus.

Am andern Morgen brachte das Kind dem Alten den Betstiel, las seine Worte: „Sei freudig, mein Vater, Dein Gebet leitet Deine Tochter!“

Charlotte ist fort!“ sagte das Kind und weinte. Als der Kreis dies hörte, erbedte er und verschloß sich zwei Tage über in sein Gemach. Am Abend des dritten Tages lag er wieder, ruhig wie die Wesen des Alterthums, in seinem Garten, das Antlitz gewendet gen Paris.

Umwall wogte durch die Straßen von Paris. Mit Stöcken bewaffnet, rannten junge Männer wie wüthend auf Straßen und Märkten umher. Aber es waren nicht Sansculotten. Ein echter Dhnehofe ging nie in die Versammlungen, ohne sich vorher im Koth gewischt zu haben. Er ließ die Nägel der Hand zur Adlerklaue wachsen, das struppige Haar wie Schweinsborsten in sein Gesicht fallen. Von seinen Lippen ging nur ansätzige Rede. Er lernte sie aus den Flugschriften eines Hebert und des bekannten Gottesläugners Anarchist Kloots, die Beide wieder dem Marat dienten<sup>\*)</sup>. Jene jungen Männer aber, die so heftig tobten, waren von anständigerem Aeußern, Söhne der besten Familien der Stadt, nur durch irgend eine neue Umstil in die äußerste Wuth versetzt.

\*) Geschichtlich.

„Welcher brave Franzose,“ schrien sie, „süchte nicht gern gegen die Ausländer, gegen jenen kleinen Herzog von Braunschweig, der es wagte, sein Schimpfmanifest gegen die große Nation zu erlassen! Aber man soll uns vereint unter Dumouriez sechten lassen, nicht in kleinen Haufen dem Feinde preis geben. — Seht doch, wie vampyrtartig! Nur uns hebt man zur neuen Conscripton aus, die Dhnehofen sind alle frei, daß sie, während wir gegen den Feind ziehen, unsere Mütter und Schwestern erwürgen können, wie sie schon unsere Väter mordeten! Das Alles kommt von jenem Henghunde, der wohl weiß, nur nach dem Untergange aller guten Franzosen könne er Dictator werden!“

„Habt Ihr das neueste Blatt seines Volksfremdes gelesen?“ rief Einer. „Darin sagt er, die Freiheit der Nation fordere noch dreihunderttausend Köpfe.“

„Die Natur kann dieses Schesal nur aus einem Versehen geschaffen haben,“ rief ein Zweiter. „So häßlich wie die Rachtwele Lafontaine's, gleicht es in seinem Grimme den Gespenstern der Ddusse, die nur durch Blut aus ihrer Höhle herauf beschworen werden.“

„In seinem Gesichte soll er vereint die Buge des Wiefels, der Kröte und Hyäne tragen!“ schrie ein Dritter.

„Ja, ja! es ist ein feuerspeiender Kopf, der Marat,“ sagte jetzt, heiser lachend, ein kleiner Mann in Nationalgardemuniform, der lauschend unter sie getreten war. Die Figur war litipantartig, aber in Gang und Mienen originell, die Stimme scharf, die Finger klein und krumm gebogen. Aber sein dunkles Auge sprühte Feuerfunken.

Die Jünglinge stugten und sahen betreten das breitstultrige Männchen an, das sich mit Argwohnäseln auf den Beinen wiegte, während das siedende Quecksilber, das ihm in den Adern wolle, seinem Kopfe und andern Gliedern die Regsamkeit eines Schwanzes der Bachstelze verlieh.

Der Kleine fuhr fort: „Wo er nur jetzt wieder Kreken mag, der Bösewicht! Verkleidet ist er bald da, bald dort. Meine jungen Eiferer, wir sollten ihn auffuchen und durchspiegeln. Seinen Steckbrief will ich noch richtiger abfassen. Marats Hauptschwäche, aber die er immer selbst Wig macht, besteht darin, daß sein linkes Auge ihm um drei Viertelzoll tiefer im Gesichte steht als das rechte — gerade wie bei mir. Die Herren erblassen? Wahre Lilienwangen! Nehmt eau de mille fleurs, Königsblüthen, und grüßt Eure sämtlichen Familien von mir.“

Wie vom Donner gerührt standen die Jünglinge. Marat, der Beherrscher des Sicherheitsausschusses und des Gemeinderathes von Paris, eben jetzt von herankürmenden Banden der Corollers beschützt, hatte, als Nationalgardist verkleidet, Alles gehört. Die Jünglinge waren verloren und fühlten schon das kalte Eisen der Guillotine an ihrem Hals.

„Ihr Truthähne, fort!“ schrie jetzt mit seiner gewöhnlichen Schimpfrede Marat ihnen zu. Dann, zu seinen Kottzen gewandt, die ihn jubelnd begrüßten, ihm Hände, Koc und Hüße küßten, sagte er mit fanatischem Lächeln: „Es ist wieder ein Adertag nöthig. Brod und Zucker wird noch viel wohlfeiler werden, meine Kinder.“

„Freund der Menschheit!“ heulte die Menge dankerkfüllt. Leon, die nach dem Unfall zu Caen stuchend über die Berge zurückgelaufen war, ohne das bewusste Tuch in das Herzblut der Schlachtopfer tauchen zu können, drängte sich jetzt durch den Pariser Pöbel.

„Mein kleiner Neutemacher, göttlichster aller Royalistensprecher!“ rief sie und stürzte sich an Marats Brust, der sich lachend ihren Umarmungen hingab. Aber bald ging bei Leon die Freude in Wuth unter. Sie lag an Marats Ohr mit leiser, blutheißender Rede.

„Komme!“ fragte Marat. „Gut, ich werde es benutzen. Aber weißt Du, süße Freundin, daß auch gegen mich ein Anklagedecret im Werke ist?“

Kein Wort der Anklage soll man im Convent vernehmen, wenn ich mit meinen Fünfzehnhundertern auf den Tribünen lärm,“ erwiederte die Volkskönigin.

„Ich weiß, Ihr, meine Rednerinnen, raffelt besser wie Henriots Lärmkanonen und Trommelschläger,“ scherzte Marat. „Auch kümmert mich das Anklagedecret gar nicht. Gibt der Convent ein Gesetz, so erkläre ich mich dagegen in Auffand<sup>\*\*)</sup>, thut, was ich will und lebe und sterbe für Euch, brave Dhnehofen.“

„Doch lebe Marat, das Bollwerk der Freiheit, der Apostel der Revolution!“ schrie das Volk.

\*) Geschichtlich.

\*\*) Geschichtlich.

Dann riefen Einige: „Guter Vater, wie haben nun durch Dich zu heißen und zu broden. Du sagst nicht, wie der alberne Convent: Ehrst fremdes Eigentum und sterbt selbst Hungers. Aber schon seit einer Woche hast Du Deinen Kindern keine patriotische Vorlesung gehalten. Wir hungern darnach wie vormals nach Brod. Die Damen der Halle sind ganz trocken geworden; frische sie auf mit Deiner salbungsvollen Rede!“

„So bringt mir erst meinen verwitterten Pelz,“ sagte Marat. „Die Uniform zog ich nur an, um an den Ludwigsföhnen meine anatomischen Studien fortzusetzen. Ich komme mir in dieser Kleidung zu gepugt vor unter Euch Kindern der heiligen Natur. — Ich habe mich überhaupt nur einmal in meinem Leben gepugt, als Ludwig vor den Schranken des Convents erschien. Da trug ich die allerhöchste Soutane“). Nehmt mir das verdammte Halstuch ab, schlingt mir ein rothes Tuch um den Kopf.“

Nun ging es fort, dem nah' gelegenen Garten und Kirchhof der Franciscaner zu, dem gewöhnlichen Versammlungsorte dieser Republikaner. — „Marat wird heulen!“ erscholl es durch Paris.

„Laßt uns sehen, wie Marat krächzt,“ sagten das Fischweib, der Sackträger, der Kohlenschlepper.

Wie Hornissenwärme summend, tosend lagerte sich das Volk auf den Gräbern. Auf das höchste, polichinellartig, schwang sich Marat. Die Erscheinung dieses Wampirs, halb gräßlich, halb lächerlich, ward jedesmal von der Menge beklatscht. Seine Popularität gründete sich auf diesen blutigen Humor. Er zeigte der Menge einen Strick, den er in der Hand hielt, rufend:

„Freiheit! Kinder, was deute ich damit an? Das Symbol kündigt Euch, daß ein echter Republicaner das Seil zur Sturmglocke niemals aus der Faust geben darf.“

Beifallklatschen der Menge.

„Die Staatsmänner, die Esel, lästern mich,“ fuhr Marat fort. „Warum? Weil ich, einst Leibarzt jenes Artois, mich jetzt zum Arzt von Frankreich erklärt habe und ihm mit dem Messer des Patriotismus jede kranke Nerve und Fleische ausschneide. Das ist wahrhaft göttliche Chirurgie. — Man beschuldigt mich, einst Royalist gewesen zu sein. Das ist grundfalsch. Ich habe den Hof immer zum Besten gehabt und hatte früher den Plan, ihn in Wasserströmen zu erlösen. Darum ließ ich in Versailles meine berühmte Wassercur aütromspeten. Die zarten Damen sofften nicht nur ganze Ströme des von mir geeigneten Gewässers, sie ließen sogar ihr Tisch- und Bettzeug, Gabel und Messer und Löffel darin waschen“). Weil es mir aber mit der Wassercur viel zu langsam ging und die Kräfte oft ihre Methoden ändern, habe ich mich zur Blutcur gewandt, die besser anschlägt. Wer, meine Freunde, erküht sich, zu behaupten, daß wir unsre Patienten lange leiden lassen?“

Ein wüthendes Gelächter unterbrach ihn hier. Von allen Grabhügeln regnete es Beifall. Ein riesengroßer Kerl mit schwarzem Haar, braunrothem Gesicht und ungeheuren Fäustern fing immer wieder von Neuem an zu klatschen. Es war derselbe, der am zweiten September zum Frühstück das Berg und zum Abendmahl die Hand der Lamballe zu sich genommen hatte und dann hoch erzüht auf die Blatrichter schalt, weil sie ihm; außer dem verheißenen Rohne, nicht noch eine Bürgerkrone decretirten“).

„Dhnehosenvater,“ sagte der Kerl zu Marat, „da haben sie mir neulich etwas von Unsterblichkeit der Seele in das Ohr geschrieen und wie die That dem Thäter vergolten würde.“

„Was ist Seele? Gedenkt wie eine? — wie lange währt sie?“ schrie das Volk.

Marat warf einen malkischen Blick auf die Gräber. Dann sagte er:

„Die da unten wissen es jetzt. Aber sie sind stumm wie die Fische. Mich, den Arzt, fragt nicht. Es gibt in der Natur verdammte Pillen, die gerade wir armen Söhne des Nestulap roh hinunterwürgen müssen. Euch will ich sie überzuckert geben in einer Frage. Als Ihr unter Capets Regierung Wochen lang hungern mastet, wo war da Eure Seele? — Sie lag dicht neben Eurem Magen in Dhnmacht. Als er zu lauen bekam, schnell war auch sie wieder auf den Beinen, und wie munter! Ich sage weiter nichts, aber denkt darüber nach. Es könnte zu etwas führen und Ihr seid auf dem rechten Wege.“

„So decretiren wir,“ schrie das Volk, „daß es keine Unsterblichkeit der Seele gibt und Alles mit unserm Leibe zusammenfällt.“

„Gottlob!“ murmelte vor sich hin der Wächter der Sammelhalle, und ein Fels schien ihm von der Brust zu stürzen, so heftig athmete er auf.

In Marats Auge glühte die Hölle. Ewig trieb der innere Dämon ihn an, alle Bande, welche den Menschen an Mitmenschen und Himmel knüpfen, zu zerreißen. Jetzt rief er flammend:

„Söhne der Natur, laßt uns den Dienst unserer Göttin noch weiter begründen! Sobel, der Erzbischof, hat sich — beiläufig gesagt — für dreihunderttausend Livres, die ich ihm aber zu entziehen wissen werde, erboten, das katholische Christenthum öffentlich abzuschwören“). Mit ihm bricht die alte Kirche zusammen und die Dhnehosens umarmen sich im Tempel der Natur. Laßt die schönsten Kinder der Luft sich schmücken, daß sie als Priesterinnen der Freude die Altäre besingen, bunte, lodende, verführerische Bilder. Laßt Wehrauch dampfen um sie her aus silbernen Schalen. Wie ein Blüthenregen ströme das Glück über mein Volk. Doch zuvor noch eine Kleinigkeit! Ich habe mir es überlegt. Ich brauche nicht bloß, wie ich im letzten Blatte sagte, dreihunderttausend Köpfe, sondern achtmalhundertztausend, denn alle Eure Feinde müssen sterben, damit sie Euch nicht, was Ihr ihnen jetzt billigt nehmt, derrinkt wieder abfordern. Das Werk der Reinigung wird unser Glück, die Freiheit des Vaterlandes vollkommen begründen. Ich behalte es den nächsten Tagen vor. Damit Ihr jedoch, Freunde der Menschheit, Euer Patriotismus auch heute glänzen lassen könnt, rathe ich, die auf diesen Blättern verzeichneten Großhändler an die Laternen zu hängen, ihre Vorräthe zu vertheilen. Lange genug haben sie das Eigenthum der Nation verschlungen. Mit ihrem Tode fällt Euch, den rechtmäßigen Eigenthümern, Alles wieder zu. Es lebe die Freiheit!“

Mit Augen, in denen des Panthers und Tigers Vorlust brannte, hatten die Sansculotten dieser Rede gelauscht.

„Gegen die Großhändler!“ riefen sie jetzt wuthschäumend und stürmten fort.

Die Leichen der Feinde haben immer einen guten Geruch,“ rief Marat ihnen nach und flog von seiner Rederbühne, dem hohen Grabe, nieder, sinnend auf neu zu Begrabende.

Mit Augen, in denen des Panthers und Tigers Vorlust brannte, hatten die Sansculotten dieser Rede gelauscht.

„Gegen die Großhändler!“ riefen sie jetzt wuthschäumend und stürmten fort.

Die Leichen der Feinde haben immer einen guten Geruch,“ rief Marat ihnen nach und flog von seiner Rederbühne, dem hohen Grabe, nieder, sinnend auf neu zu Begrabende.

In einem der größten, aber damals leer stehenden Kaffeehäuser von Paris — denn die Reichen wagten sich nicht auf die Straße und der Pöbel tobte unter freiem Himmel — saßen an einem kleinen Tischchen zwei Freunde, Beide Conventdeputirte, Adam Lur aus Mainz und Carra. Dieser, ein Schmuckkopf mit feurigem Auge und markirten Hügen, ein Dreifiger, hatte eben scharf gesprochen. Lur sah ihm, ein Bild der tiefsten Ruhe, gegenüber. Er war ein schöner Mann von achtundzwanzig Jahren, blond, schlank und wohlgebaut. Die großen, blauen, von schwarzer Wimper beschatteten Augen gelassen gegen Carra anschlagend, sagte er:

„Fahren Sie fort. Es mischt sich zwar einige Empfindlichkeit in Ihre Vorwürfe, sie verdirbt mir aber meinen Kaffee nicht. Er ist heute besonders gut und kar.“

„Eben diese unendliche Ruhe, dieses Phlegma ist es, was mich an Ihnen verlegt,“ entgegnete Carra. „Wie ist es möglich, daß ein Mann, wie Sie, in der Blüthe seiner Jahre, mit schönen Talenten, mit glänzender Rednergabe ausgestattet, diesen Riesenkämpfen aller Kräfte unserer Nation so apathisch zusehen könne? Diese Gelassenheit, verzeihen Sie mir, steht viel tiefer als das Phlegma des Indianers, der, an einen Pfahl gespießt, seine Pfeife raucht, und Sie, der Abgeordnete der Stadt Mainz bei dem Convente, sprechen sollend und doch schweigend, sind auf dem Wege, ein arger Egoist zu werden.“

„Ich bin es schon und aus Grund,“ erwiderte Lur. „Können Sie, nach alle dem Unfug dieser zweiten Staatsumwälzung, der bald eine dritte, noch schlechtere, Marats Dictatur, folgen wird, zweifeln, daß in der menschlichen Natur ein wahrhaft böses Princip herrsche? Ich gehe ihm nur aus dem Wege, mische mich in Nichts mehr. — Reikner, noch eine Tasse Kaffee.“

Er empfing sie und fuhr dann, mit dem kleinen silbernen Löffel in der Tasse spielend, fort: „Sie, lieber Carra, trauen mir einigen Verstand zu; dieser Verstand aber sagt mir, die Menschheit sei nicht werth, daß man irgend etwas für sie thue. Von seher hat sie ihre Heiligen geknechtet und ihre Gerechten gekreuzigt. Wie ging diese erste, das Gute wollende: Nationalversammlung unter! Wozu haben wir Talente, wenn

\*) Geschichtlich.

\*\*) Geschichtlich.

\*\*\*) Geschichtlich.

) Geschichtlich.

so hier zur Herrschaft gelangen, sondern im ewigen Kampfe mit der Dummheit der Menge sich abmühen müssen, die am Ende doch siegt? Die Geistreichen könnten sich versucht fühlen, die Einfältigen zu beneiden, denn diese sind die einzig Glücklichen auf Erden. Der Fanatismus erobert sich Völker, die Weisheit nie. La Fayette muß einem Robespierre weichen, der sanfter König ward und Marat lebt und herrscht."

"Er lebt, er herrscht, weil die da handeln sollen gegen ihn, sich, wie Diogenes, in eine Tonne verkrühen," rief gereizt Carra. "Aber, Mann der Philosophie, darf das Vaterland nicht wenigstens heute auf Sie rechnen, wo die stürmischste aller Sitzungen bevorsteht, wo es gilt, das Anklages-decret gegen Marat, als Verächter des Staates, durchzusetzen?"

"Durchzusetzen?" lächelte Eur. "Ja, dort leben schon unsere Mitabgeordneten, im Herzen und Kopfe den Sturz des Tyrannen, dem Conventhause zu. Die Anklage wird vorgenommen, um — wieder beilegt zu werden. Parturiant montes. Ich will nicht noch Narr sein unsrer Narrenzzeit. Ich gehe gar nicht in den Convent." —

"Ich aber spreche darin. Leben Sie wohl!" sagte Carra mit Stolz, fast mit Verachtung. Dann, sich der Liebeshörigkeit erinnernd, die der jetzt so kalte junge Mann in anderen Stunden entfaltete hatte, kehrte er zurück, sagte Euren Hand und sagte: "Freund! so jung noch und doch schon so alt, im reichsten Frühling Ihrer Jahre und doch so kalt wie Eis; Sie leben, ohne eigentlich zu leben, ein Dasein des Verstandes, nicht des Herzens. Alle diese Nüchternheit Ihrer Betrachtungen, alle diese Gleichgültigkeit bei dem tragischen Schicksale unserer Nation steht am Ende damit in geistiger Beziehung, daß Sie — wie Sie mir neulich vertrauten — nie in Ihrem Leben geliebt haben."

"Wie soll das zusammenhängen?" scherzte Eur. "Wie Alles im menschlichen Leben," entgegnete Carra in ernster Innigkeit. "Mein junger Freund, der Verstand, uns in die Regionen von Nova Zembla verlegend, verleiht dem Leben einen grauen Ton. Es gibt nur ein Licht, das, schöner als Frühlingssonnen, jene matte Nordpoldämmerung durchblüht, daß die grauen Schleier reißten und die Welt verjüngt, verklärt vor uns liegt. Dies Licht ist die Sonne des Gefühls. Hätten Sie je ein einziges Wesen mit Begeisterung und bis zur Aufopferung geliebt, Sie würden auch ein Herz für die leidende Menschheit haben. O, daß jene große, erhabene Leidenschaft Sie, wie der Blitz, einmal durch und durch erschütterte! Alle Tugenden Ihres Geistes und Herzens würden heldenkühner hervortreten und auch das Vaterland auf Sie rechnen können." — Er ging.

Eur schaute ihm mit den großen, blauen Augen nach. "Das haben wir nun schon so Viele gerathen," sagte er. "Leben soll ich, mit aller Seeleninnigkeit lieben, das würde mein Wesen, meine Ansicht von der Welt verändern. Was ist denn diese so viele Menschen bewältigende Leidenschaft der Liebe? Thorheit oder Sittlichkeit, Irrlicht oder Sonne? Beißt mit solchen wunderbaren Träumen die Welt sich selbst, oder wäre mir das Leben, das Anders glüht, noch gar nicht aufgegangen? Es gibt manches Glück, das man erst gar nicht ahnt, und das doch, wenn man es kennen lernte, uns entzückt. Stände ich mit allen meinen Fähigkeiten noch immer vor dem Tempel, nicht ahnend, daß hinter seinen mir verschlossenen Pforten Paradiesgärten glühen? Aber weg mit solchen Träumen, welche die ewig in den Kinderjahren bleibende Menschheit sich selbst als Spielzeug um die Wiege stellt. Es ist denn doch auch etwas Schönes um eine ruhige Seele in dieser stürmischen Welt. Wenigstens brauchen nicht alle Menschen sich wie Mücken in die Flamme zu stürzen, um darin unterzugehen. Wägen Andere mein Leben mit einer matten Mondnacht vergleichen; manchmal singt denn doch darin eine einsame Nachtigall ihr Lied." —

Unter diesem Selbstgespräch war er in die jetzt wenig besuchten Gärten der Tuilerien getreten. In lieblicher Stille lagen sie da wie eine Dase. Die Bäume, dunkle Schatten streuend, badeten ihr Laub im Sonnenglanze. In den fernern Bergen hing es wie Silberschleier. Eur fühlte sich heiterer; wohlthätige Lebenswärme durchdrang seine Brust. Gedanken voll hatte er eine Rose gepflückt und betrachtete dies Symbol alles Barten und Schönen. Jetzt gleitete von der Blume hinweg sein Auge auf eine Erscheinung, die ihn gleich im ersten Augenblicke mit magnetischer Kraft fesselte. Unter einer jungen Eiche saß, sich unmerklich glaubend, ein Mädchen, das Ideal der reinsten weiblichen Schönheit. Sie war im Lesen vertieft, und welche Seele sprach, indem sie las, aus ihren Bogen! An den Wimpern der Blätter, die in ihrer Hand ruhten, erkannte Eur, daß es die damals berühmtesten und einflussreichsten Flugschriften waren. Eine Schrift von Hebert, wie es schien, legte sie mit kalter Verachtung zurück. Aber jetzt fiel ihr Auge

wie durchbohrend auf einzelne Stellen in Marat's Volksfreunde. Die Röthe des Unwillens flog auf dem edlen Antlitze empor, aus welchem der Geist einer Minerva sprach. Als wollte sie es bewahren, um es desto sicherer zu vernichten, verbarg das schöne Mädchen das Blatt an ihrer Brust.

"Ist dies himmlische Geschöpf politische Schwärmerin? Wie kommt sie, die Reine, Hohe, zu diesen, allen Schlamme der Verworfenheit ausspritzenden Blättern?" dachte Eur. "Es zog ihn nah' und näher. Eine ihm selbst unerklärliche, geheimnißvolle Ehen hielt ihn wieder zurück. Jetzt nahm die Unbekannte ein anderes Blatt, las, erblaßte, große Thränen entflüßten ihrem Auge, die Flugschrift entfaltete der Hand. Einen so rührenden Ausdruck des Schmerzes, durch dessen Schatten die Geistesohobelt blüht, hatte Eur nie gesehen. Er ergriff ihn. Das Mädchen, nachdem es eine Zeit lang sein Lächeln vor die Augen gedreht hatte, stand jetzt auf, ganz Adel, ganz Grazie. Der Schmerz, wie eine dunkle Wolke zu den Füßen der Jungfrau niedergeworfen, schien die Storie dieser Gestalt nur noch zu erhöhen. Eur wollte, mußte das wunderbare Mädchen näher kennen lernen. Er schlug durch das Gebüsch einen Weg ein, auf dem er ihr zu begegnen hoffte; aber sie hatte einen andern gewählt. Als er sie wieder erblickte, war sie schon weit entfernt. Mit einem majestätischen Anstande, der schon bei dem ersten Anblicke eine gewisse Bewunderung, eine geheime Ehrerbietung für sie einflößte, schwebte die schlanke, prächtige Gestalt durch die Baumgänge. Bald verschwand sie ganz. Wismuthig kehrte Eur zu der Rasenbank zurück, wo er sie zuerst erblickte. Mit geheimnißvollem Zauber sprach dieser Sitz ihn an. Er warf sich darauf nieder. Da lag noch die Flugschrift, aber welche das schönste Auge Thränen vergoß. Ihre Hand hatte die Blätter berührt — schon lagen sie in der seinigen und ein stilles Feuer strömte davon zu seinem Herzen aus.

Die Flugschrift enthielt eine Erklärung Komme's an die Pariser über den Vorfall zu Caen. Daß die Haupturheber der Empörung sie mit dem Tode bestraft, wurde darin erwähnt. War die Unbekannte in dieses Unglück verflochten? Calvad os ist das Land der Treue, der Kraft, des erhabenen Muthes; Calvad os tritt, während Paris zittert.

Eur verlor sich in Gedanken. Als er wieder aus seinen Träumen emporsah, die Augen aufschlug, lag die große, reiche Welt glänzender und erhabener vor ihm. Ueber der Bäume dicht belaubte Wipfel tönte die Stimme des Ruhmes: "Erwache, Schläfer!" Gleich nickete sich geheimes, süßes Leid in seinem Herzen ein. Born und Schmerz, der Unbekannten waren einmal in dem Wehmuthsblicke der Liebe untergegangen. Galt das Komme? Er ist ein verführerischer, hoheitblickender Mann, überhäuft mit äußerer Schönheit. Diesem Tiger gegenüber Löwe zu sein, wäre rühmlich.

Solche und tausend ähnliche Gedanken durchkreuzten Euren Geist.

Erst in seinem Zimmer fand Eur sich wieder, um bald dort die geheimnißvolle Nacht zu empfinden, die plötzlich in sein Leben eingriff. Bereits am Abend vorher hatte er, ohne es weiter zu beachten, vernommen, ein wunderschönes Mädchen sei in demselben Hause, wo mehrere Zimmer zu vermieten waren, abgestiegen. Ohne Zweifel war sie es, die jetzt vor seiner halb offenen Thüre mit der Dame des Hauses sprach.

"Haben Sie," fragte diese, "unter den Bednern des Convents Verwandte?"

"Nein."

"Bekannt?"

"Nein."

"Was suchen Sie also in dem kläglichem Convent?"

"Frankreich!" erwiderte die wohlwollendste der Stimmen.

Diese spartanische Antwort sprach zu Euren Geist, die sanfte Stimme mächtig zu seinem Herzen. Rasch schritt er zur Thüre, sie flog auf. Die Unbekannte aus den Gärten der Tuilerien stand vor ihm. In ihrem Anschauen blieb Eur verlor, indes sein Antlitze flammte.

"So kann ich Sie," sagte, zu dem Mädchen gewandt, die Wirthin, "dem würdigsten Schutze empfehlen. Hier, der Herr Deputy der Stadt Mainz wird wohl die Gefälligkeit haben, Sie in den Convent zu geleiten."

"Herr Adam Eur?" fragte, hell aufblickend, die Unbekannte. "Der selbe, der," sie hielt inne, setzte jedoch bald hinzu: "derselbe, der einst so schön für sein Vaterland sprach?"

Es lag in diesem Einste ein stiller Vorwurf für Eur. Das wunderbare Mädchen mußte auch ihn und seine Schriften kennen. Er fühlte sich zugleich erhoben und getränkt; doch, seiner innern Bewegung Weisheit, bot er ihr auf verbindliche Weise an, sie auf die Gallerien zu führen.

"Ich werde es Ihnen danken, ich bin hier ganz fremd," sagte das Mädchen und nahm unbefangenen seinen Arm.

Sie gingen. Das Herz des jungen Mannes schlug hoch. Wie wandelte ein schöneres Paar zusammen. Viele Vorbeigehende blicben, ihnen nachschauend, stehen; Manche grüßten. Dies schien die Unbekannte zu ängstigen, sie ließ den Arm des Führers los. In eine abgelegene Straße gelangt, sagte sie:

„Mein Herr, Ihr Charakter ist mir bekannt. In böser Zeit müssen die Besseren sich verstecken. Sagen Sie offen, wer ist mehr Frankreichs Feind, Robespierre oder Marat?“

Diese überraschende Frage, zu solcher Zeit von einer Fremden gethan, würde vielleicht von dem Muthigsten unbeantwortet gelassen worden sein. Aber eine hohe Seele that sich darin kund, Vertrauen schenkend und fordernd. Kur, ihr fest in das Auge blickend, antwortete:

„Robespierre ist ein Teufel, der aber doch noch einige Schen vor den Heiligthümern der Menschheit besitzt. Marat hingegen greift das sittliche Gefühl der Nation an.“

„Und wann wird er guillotiniert?“ fragte sie im bestimmtesten Tone.

„Die Besseren der Nation werden heute ein Anklagedecret versuchen.“

„Blos versuchen? In Angst beginnen, um in Schande zu enden?“ unterbrach ihn die Unbekannte.

Stauend betrachtete sie Kur. „Was war das für ein Mädchen! auf freischen Lippen den Donnerkehl!“ — Eben standen sie am Eingange des Riesengebäudes der Nationalversammlung.

„Verlassen Sie mich jetzt, kennen Sie mich nie wieder,“ bat das Mädchen auf das Dringlichste und war verschwunden. Kur hörte nur noch, daß einige Stimmen mit französischer Artigkeit: „Plag der Schönheit!“ riefen. Außer sich gelacht durch das Grobartige, Scheinmühsale jener Erscheinung, schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und sprach:

„Jetzt wäre ich aufgelegt, den vernichtendsten Bligstrahl der Rede gegen die Feinde des Vaterlandes zu schleudern. Aber heute sprechen, nachdem ich es dem Carra abschlug, nachdem ein Weib, o welches Weib! mich zu den Hallen der Pflicht zurückführte — es wäre die unmännlichste Coquetterie. Treuere Söhne Frankreichs werden reden. Meines Ehrenamtes unwürdig, verdamme ich mich selbst zu der Strafe, hier am Eingange unter dem Pöbel zu lauschen, während im Heiligthume der Nation ihre Vertreter sprechen.“

Der Convent war bereits versammelt. In der Mitte des ungeheuren Raumes, an roth behangenen Tischen, auf welchen die Verfassungsurkunde, die Tafeln mit der Erklärung der Menschenrechte und das Schwert des Gesetzes lagen, saßen der Präsident und die Secretaire. Frei, nach allen Seiten sichtbar, stand die Rednerbühne. Auf der rechten und linken Seite, und vom Hintergrunde des Saales her dräuerten die Parteien mit ihren Waghälften, Rednern und Vorsechtern. Weiter zurück, auf ungeheueren, rings um den Saal geschweiften Gallerien saß, stand und lag das Volk. Von Außen aufgestiegen, an allen Fenstern des Riesensaales hing Gesindel, mit Canthalengesechtern hereinströmend; selbst von der Gallerie, die um die Kuppel des Gebäudes lief, hingen Menschenleiber und Köpfe nieder, von schwarzstruppigen Paaren umflattert.

Manchmal, wenn ein Redner sich Aufmerksamkeit erzwang, herrschte die tiefste Stille. Den Fall eines Blattes hätte man wahrnehmen können. Dann brach ungeheures Beifallklatschen wie Hagelschlag los, vom Pöbel und Pfeifen der Feindschaftsgefinnten überob. Jubel der siegenden, Klage der unterliegenden Parteien erklang oft. Manchmal ging so seelenderwirrender Sturm durch die Versammlung, daß es schien, als läge die Nation in Wahnsinn. Auf einmal ward Ruhe. Vom Eingange her, durch den Saal, leise, doch verwüstend wie Samum, schritt Marat. Viele erblaßten. Frecher hob, trotz der Drohworte, die heute schon vom Rednerstuhle herab gegen ihren Felden gefallen waren, Marats Partei das Haupt. Der Gottesläugner Kloots heulte ihm zuerst Brudergruß entgegen. Sechs Schlächter und acht Fischweiber auf den Gallerien singen den Ton auf. Erst dumpf wie Unzengengang, dann laut aus dem Munde von Tausenden erkante: „Marat lebe!“ während Jacobinermützen wie rothe Bälle aufflogen. Bei diesem allgemeinen Grufe stand den Besseren der Nation das Herz still. Marat, seine Macht fühlend, dem Volke nickend, setzte sich unter dem lauten Bravo seiner Banditen, höchst ungeschliffen seinem rechten Fuße auf seinem linken Knie Plag verleihend und tobolbartig fichernd, als bei seinem Anblicke ein Feiger die Rednerbühne aufgab und sich hinter ihr verfrach. Einen Augenblick stand dieselbe ganz leer. Aber die Freunde des Vaterlandes hatten sich das Wort gegeben, heute nicht zu weichen und zu wanken und das Ungeheuer aus dem Heiligthume der Nation zu vertreiben. Carra, flammenden Blicks, schwang sich auf den Rednerstuhl und rief:

„Gut, Marat, daß Du kommst, denn bei dem rachefordernden Geiste unserer von Dir entwirkten Verfassung —“

Mit unbefreiblichem Lärm unterbrachen ihn hier die Gallerien. Sie zischten, pffissen, trommelten mit den Füßen. Vorzüglich tobten die heute doppelt bezahlten, im Branntweinbade verjüngten Weiber.

Aber Carra ließ sich nicht stören. Das Amt des in dieser Zeit des Tumultes ohnmächtigen Präsidenten selbst übernehmend, mit der Faust auf die Rednerbühne donnernd, daß sie bebte, rief Carra:

„Sur Ordnung! Schlächter vom zweiten und dritten September, hat dieser Tage blutiges Gespenst Euch denn noch nicht erwürgt? Ihr Weiber dort auf den Gallerien, seid Ihr denn noch nicht erstickt am letzten Bissen der Brode, von Euch am zehnten August getaucht in die Wunden der Schweizerkname?)? Gesehlose, Ehrfurcht dem Gesege!“

Verdutzt schwieg die Pariser Gemeinde. So hatte, ihren Patriotismus lästernd, sie noch Niemand angefahren, und Carra, unterstützt von dem Beifalle aller Edlen, fuhr in seiner Philippika fort. „Marat untergrabe das sittliche Gefühl der Nation, raube ihr den Ruhm, gebe ihr den Tod. Marat allein, Unterbrüder der Tugend, Herold des Lasters, habe die Schandthat jener Soldaten vertheidigt, welche ihre eigenen Officiere in Städte hieben.“ Marat mit seinen cannibalischen Grundsätzen sei Schuld, daß das Ausland ausspelle bei dem sonst so vergötterten Namen: Frankreich. Er, Carra, trage darauf an, gegen Marat die Anklage zu —

Jetzt wälzte sich die überlegene Volkspartei gegen den kühnen Redner. Von der Bühne herunter gedrängt, dennoch fortsprechend, fast zu Boden gerissen und dennoch wieder auftauchend mit dem Blig seiner Strafrede, kämpfte Carra, mit ihm die Freunde. Aber bald verhallte in dem unbefreiblichen Tumulte jede einzelne Stimme. Nur der Riesenton des Aufbruchs im Allgemeinen, alle Laute des Hasses, Meibes, der Wuth und Mordgier in sich vereinend, hallte durch das Gebäude.

Endlich wurden wieder einzelne Schreie vernommen. „Keine Anklage, keine Anklage gegen Marat! Des Todes schuldig, wer nur auf sie anträgt!“ — und der kleine Beelzebub, auf den Schultern seiner Cordeliers zu der leergewordenen Rednerbühne getragen, bestieg sie feuerspielend. Ein Pistol hervorziehend und vor die Stirn haltend, schrie er: „Ich erschleße mich, geht das Anklagedecret durch.“ — „Schieß zu, schließ zu!“ ruft die ganze rechte Seite. Aber die linke beklatschte die Bravade\*\*\*).

„Ich habe Feinde im Convent!“ flugte jetzt Marat. Die Gegenpartei antwortete: „Wir Alle sind es, Du, einst Royalist, jetzt Royalistenfresser!“

Nun waren alle Bande seines Jorns gelöst. Nichts verwundete Marat tödtlicher, als wenn man ihm nur einige Anhänglichkeit an den alten Königsthron beimaß. Die blaue Lippe schwoll, Blige, giftgrün und weiß, zuckte sein Auge. Er krächzte: „Ihr Strohänner, Ihr Truthähne! wohl liebet Ihr schon im October vorigen Jahres an alle Straßenecken den Aufruf kleben: Marat muß gehängt werden! Aber noch im Junius dieses Jahres gibt er dem Gotte der Dnechhofen Felle: Marat läßt hängen! ist sein Motto! Und wessen beschuldigt man mich? daß ich einige Tropfen Blut fließen ließ. Ihr Dummköpfe! meint Ihr denn, ein an allen Leibesstellen von scheußlichen Krankheiten angegriffener Staatskörper könne mit Rhabarberpurgangen geheilt werden? Ihn ausweiden muß man. Darum hat mit, was man an der Lamballe that, so gefallen. Es zeigt uns, was wir mit ganz Frankreich machen sollen, müssen. Ihr Königsfreunde, wäret Ihr nur Alle so scharfblickende und schneidende Chirurgen, wie Ihr blinde, zahme Maulwürfe seid, Ihr wärdet meine großen Absichten einsehen! Aber wartet, Ihr Staatsmänner, Ihr Ränkesplaner, ich will Euch in die Lehre nehmen, und gar nichts sollt Ihr mir dafür bezahlen als Hab' und Gut und Leben. Euch, geliebte Kinder Frankreichs, mit denen ich Brüderschaft trant am Tage, wo Capet fiel, gute Cordeliers, lebenswürdige Jacobiner, Euch rufe ich, der Märtyrer der Freiheit, zu: es ist noch Nichts gethan, Alles muß erst geschehen. Wir brauchen durchaus eine dritte, größere Revolution, die auf die Köpfe Dieser da sich gründet!“

Solche Rede Marats, unter krampfhaften Zuckungen seines Leibes dem verderblichsten aller Giftser entsprühend, machte auf alle bessere Gemüther eine Wirkung, wie Vitriolsäure, wenn sie auf Gedpoch fällt, oder Metall auflöst. Auch fühlte

\*) Geschichtlich.

\*\*) Geschichtlich.

\*\*\*) Geschichtlich.

die Pariser Gemeinde sogleich den Sieg der Gemeinheit über das Eble.

„Wohlan, laßt uns das Vergnügen einer dritten Revolution genießen! Hört die Karmakanonen, läutet die Sturmglöcke! Zerreiße diese Reichen, diese Aristokraten wie Stroh zwischen Euren Händen!“ — Und dabei braunten die Augen dieser Banden so mörderisch, daß es schien, als wolle mitten im Convent die Flamme aufschlagen, um von dort aus Stadt und Land zu überziehen. Zugleich ließ sich von Außen dumpfer Lärm vernehmen. Nach vollbrachtem Raub- und Mordzuge gegen die Großhändler wälzten sich neue Horden der Cordeliers heran und zogen mit Flinten, Dolchen, Piken, Feugabeln, Säben und Dreschflegeln bewaffnet, unter Trommel- und Pfeifenklang, triumphirend durch die Hallen der Nationalversammlung bis vor die Rednerbühne, Marat's Thron. Und Léon, mit andern Weibern mänadenartig den Zug, so lange er vorschritt, umtanzend, pflanzte sich nun vor diesen Thron hin und sprach: „Was Du, Marat, mein göttlicher Freund, uns auftrugst, ist vollbracht. Groß war die Arbeit, schön der Sieg. Die Großhändler hängen an den Laternen, ihr Eigenthum ist in unsern Händen und bereits vertheilt.“

Diese neue Umnäherung, mit satanischem Hohne in den Hallen der Nation ausgehört, die durch ihr neuestes Gesetz jeden Raub dieser Art als Staatsverrätherlei verpönt hatte, erweckte die wahren Patrioten zu neuer Thatkraft. Ihre Stockbeugen und Säbel flogen empor. Zugleich schleuderte eine Faust die Léon, sie bei den Boden fassend, bis an die Schranken des Convents zurück. Der selbe Mann, sich in einem Augenblicke der Rednerbühne bemächtigend, von der Marat, wie ein Sperling vor Adlerflug, niederstürzte, stand dort in Gluth und Erhabenheit, Adam Kur aus Mainz. Draußen in der Eingangshalle hatte er den Vorwurf der Gerechten, das Satansgelächter der Cannibalen gehört. Sein Geist, durch die mächtigste der Leidenschaften, die Liebe, erweckt, konnte nicht länger rasten. Seine Stunde war gekommen, ihn rief der Geist, auszusprechen, was er eben, eine entsetzliche Kunde, vernommen hatte.

„Patrioten,“ rief er, „laßt uns zuerst uns selbst anklagen! Wir waren mürber Sandstein und sollten Granitfels sein, an dem das Haupt des Sansculottismus sich zerschellt. Sei denn abgeschworen jede unrahmliche Schwäche! Laut bekenne, laut versuche ich den Egoismus, der mich und Andere dem Vaterlande abtrünnig machte. Aber dieser Fluch, siebenmal verstärkt, falle dann wieder zurück auf den Verräther, vor dessen offenen Wolfsrachen die Bürgertugenden wie Lämmer stoben! Marat, ich klage Dich an, daß Du für den Tod Lubwigs, als Anführer des Blutbades vom zweiten September, stimmtest und doch selbst jene Mörder dangst\*), dann grüselvoll schwelgest in ihren Blutberichten. Ich klage Dich ferner an, daß Du, gräßlicher als Saturn, der seine eigne Kinder verschlang, in einer dritten Revolution nach dem Blute aller Söhne Frankreichs lechzest. Ich klage Dich wieder an, Dich Gottesläugner, daß Du auf die Altäre unserer katholisch-christlichen Religion Deinen Dnechosengott zu setzen trachtetest, das lächerliche Nachbild eines indianschen Götzen. Ich klage Dich ferner an, daß Du, Mörder alles sittlichen Gefühls, unsere unsterbliche Seele mit gräßlichem Zweifel vernichtest, und selbst die Kinder in der Wiege anstecken willst mit der Pest Deiner Gedanken. Bestell die allen Dreckslern der Stadt haßt Du Guillotinenklappen, die das Zuklappen Deiner Höllenmaschine nachahmen. Diese Klappen — hört es, Ihr Väter und Mütter! sollt Ihr Euern Kindern anhängen, daß sie schon in der Milch der Amme den Blutdurst erben. Eublich — alle Donner des Himmels und der Erde über Dich! klage ich Dich an, daß Du, wie Beugen erhärten und ich eben erst vernahm — am gestrigen Tage ein zehnjähriges Kind verleitet hast, seine eigene Mutter durch eine falsche Anklage auf das Schafot zu bringen. Die Mutter ist todt, das Kind wahnsinnig. Wollt Ihr es sehen, Bürger? Aber nein, Abscheu, Entsetzen bemächtigt sich Eurer. Patrioten, mir nach, unterschreibt gegen Marat das Anklagedecret!“

Und fast zugleich mit Eur stärksten Unsißliche zu den Tischen, die Anklage zu unterschreiben. Der Geist jenes wahnsinnigen Kindes regierte rachebeißend die Federn.

„Herunter mit den Terroristen, den Blutläufern, Marat vor die Schranken, in das Gefängniß!“ tönte es von tausend Lippen.

„Nicht vor die Schranken, nicht in das Gefängniß!“ schrie Marat. Ich habe nicht Lust, melancholisch zu werden und Ungezieter zu bekommen.“

Seine Partei unterstützte den dummen Einfall, schwang Piken, Feugabeln und Dreschflegel. Alles umsonst. Der Geist

der Natur selbst, tödtlich beleidigt, hien immer neue Streit: der guten Sache zu erwecken. Der namentliche Aufruf gegen Marat ward erzwungen, eine Commission zu schleunigster Untersuchung von Marat's Verbrechen ernannt. — Von der wogenden Menge hin und her gedrängt, zweimal in Gefahr, sammt seinen Weibern zum Fenster hinausgeworfen zu werden, hatte dieser bis jetzt immer noch als Kobold in das Getümmel hineingegrinst. Auf einmal zuckte er zusammen, stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand.

Was trieb ihn, der den ganzen Convent verachtete, das zu an? Etwas, das er eine Viertelstunde später als Wahnbild seiner entzündeten Phantasie selbst belachte.

Es war ihm vorgekommen, als züde, von einer der höchsten Gallerien herabgeschaut, ein weißgekleidetes Mädchen ein Messer nach ihm. Obgleich die Gestalt auf hundert Schritte von ihm entfernt in der Höhe des Saales war, hatte er doch den Stich ihres Messers im Herzen zu fühlen geglaubt. Er verspürte noch darin ein kühles Weh.

„Dumm Zeug! Es wird der Frosch, den ich in der Prezkammer tragen soll, gewesen sein,“ sagte er spaßhaft zu seinen Freunden.

Allein, als Sansculotten und Patrioten das Conventhaus verlassen hatten, stieg wirklich eine weißgekleidete Jungfrau von den Tribünen herab, die Letzte von Allen.

An der Stelle, wo nach dem errungenen Siege Kur und Carra sich in die Arme gestürzt waren, stand sie still, leise ihre Haupt schüttelnd wie Kassandra. „Ich baue nicht auf diesen Sieg!“ sprach sie vor sich hin. „Besser als Worte ist That.“

Sie trat aus den Hallen der Nation und mietete einen Fiacre, sie — zur nächsten Guillotine zu fahren. Das sonderbare Gefühl nahm in dieser Zeit den Mann nicht Wunder. Schnell fuhr er sie hin, dann mit leerem Wagen zurückkehrend. Das Mädchen aber, vor dem Schafote stehend, betrachtete unverwandten Blickes das Schauergerüst.

„Ich muß mein Auge daran gewöhnen,“ sprach sie zu sich. „Uebermorgen, wenn Alles gut geht, stehe ich dort auf des Guillotine.“

Ein schwärmerischer, thränenverklärter Blick ihres schönen Auges maß Himmel und Erde. Dann lagerte sich auf ihrem Antlitze die freudigste Majestät und von dannen ging sie, sprechend den Vers Corneille's:

Le crime fait la honte et non pas l'échaffaud.

Gleich dem Saul, dem Davids Harfe fehlte, lag Romme, vom bösen Geiste verfolgt, auf seinem Ruhebetto. Auch ihm war der Harfenton himmlischer Begeisterung und Liebe verflungen. Aber die mächtige Seele, den Fieberschauern trotzend, die als Folge der zu Caen erhaltenen Wunde Romme's Gebirn durchwühlten, richtete sich in ihm auf und sprach: „Zersprengt sind die Bande, die Dich an ein engbürgerliches Leben zu ketten drohten. Die Freiheit sei Deine Göttin, Deine Liebe — der Ruhm! Wornach trachten sie Alle, dieser Orleans, dieser Robespierre, dieser Marat? — Nach Dictatur und Königskrone. Aber sie tanzen nur Weltstanz, dem Abgrunde zu. Ein echter Feldherr knüpft an seine Niederlage seine schönsten Siege. So verhöhnte nach dem Vorfalle zu Caen mich Aberwitz, und doch war es meine Partei, die nach meinem Wink, den rechten Augenblick benutzend, Marat im Convent stürzte, mich zu seinem Richter machend. Selbst abwesend schlug ich den Feind auf das Haupt. So müssen sie Alle nach einander fallen, diese Puppen der Revolution, einem höheren Geiste dienend. Des Chaos kann nicht dauern. Ihre Rechte wird die ewige Ordnung der Dinge geltend machen. Ein Halbgott der Mann, der dann, im entscheidenden Augenblicke die Zügel fassend, Friedensstifter, Gesetzgeber, Herrscher wird.“

Romme sprang vom Lager auf, nicht mehr krank. Stolz, wie Fiesco im Angesicht der aufflammenden Sonne und des herrlichen Genua, durchschritt er das Gemach.

Da klopfte es an der Thür. Ein freundlich grinsendes Männchen trat herein, sich tief, fast bis zur Erde verneigend. „Was soll's!“ fuhr Romme ihn herrlich an.

Der Kleine machte nochmals den tiefsten, fast komischen Bückling; dann, mit halbkrummem Rücken sich nähernd, wisperte er in Demuth:

„Theurer Mann, darf ein Unglücklicher nahen?“

Romme sah näher hin; es war Marat, der wie ein armer Sünder vor ihm stand, die gefalteten Hände zittern lassend und die Augen wie in Seelenangst verdrehend.

„Wie lautet das Begehrt?“ fragte Romme vornehm fremd.

„Ach Gott, es geht mir schlimm!“ klagte der Kleine, vernehmlich seufzend. „Meine Feinde im Convent haben mich gestürzt; in das Gefängniß, vor dem ich mich so sehr fürchte, soll ich wandern, bin morgen mausetodt, wenn nicht Romme,

\*) Geschicklich.



der hohe, mächtige Romme, Präsident des Umwälzungsgerichts, das über Marat richten soll, mich armen Mann erhält. Einziger, ich bitte um Gnade. Es wäre doch entsetzlich, wenn mir, dessen Seele so rein wie die eines Kindes ist, ein blutiges Leid geschähe."

Stumm betrachtete Romme seinen Mann. Hinter dieser erkünstelten Demuth lauerte Etwas. Der Kleine schien, Rommie spielend, sich in den possierlichsten Gebarden zu gefallen. Romme's Unmuth stieg furchtbar empor. Leicht mit dem Haupte nickend sagte er, „Ganz recht. Marat steht vor seinem Richter. Was hat der Angeklagte für sich vorzubringen?"

In Marats Gesicht zuckte es wie ein Lächeln. Aber gleich war die Behmuthsmaniene wieder da.

„Ich hoffe bei meinen Richtern auf Menschlichkeit," sagte er, „und könnte Vieles zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung anführen; wenn mir nur nicht die Angst die Sprache verstopfte. Sehe nur der Herr Präsident, wie aus meinem sonst nicht leicht weinenden Auge eine Thräne fließt."

Und mit dem Zeigefinger zeichnete er der Erzwungenen den Weg vor, auf welchem sie über die gelbe Wange rollte.

„Laßt die Pöffen!" rief aufbrausend Romme. „Das Anklagedecret ist durchgegangen, die Zeugen harren, Marats Wolfesfreund ist Marats Ankläger, binnen Tagesfrist spricht die Commission über Leben und Tod." —

„Seht doch, steht es so?" krächzte, wie umgewandelt, Marat, sich auf den Behen wiegend. Die Augen funkelten, Kopf und Hände zuckten glisternd. Megärengeist lief durch den ganzen Leib. Plötzlich wieder in die alte Demuth zurücksinkend, wisperte er mit geheuchelter Sanftmuth eines Kindes:

„Ich hoffe doch, man wird es nicht allzustreng mit mir nehmen. Der Marat ist immer ein guter Kerl gewesen. Auch hat er Freunde — ganz Paris."

„Waut nicht auf Euer Paris!" rief, wie der Todesengel flammend, Romme und kehrte ihm stolz den Rücken.

Er hörte den Kleinen ein gellendes Gelächter aufschlagen, am Thürschloße klappen, wählte ihn fort und sann, durch den sichtbaren Spott, den sich Marat gegen ihn erlaubt hatte, tödtlich gereizt, auf seinen Untergang. Plötzlich, sich umkehrend, gewahrte er Marat wieder.

Mit verschränkten Armen und Hyänenblick stand dieser da. Eich so von dem Feinde finden zu lassen, schien ihm königliches Vergnügen zu gewähren. Den trummen Zeigefinger bedeutsam gegen Romme bewegend, schrie er:

„Haha! Ich bin noch da, Euch eine Fabel zu erzählen. Ein gülden Kirchenkruglein war gestohlen und der vermeintliche Dieb zum Stränge verurtheilt. Als jedoch der Strick ihm um den Hals gelegt werden sollte, nahm er ihn gelassen zwischen die Finger, sagend: Ihr Leute, den Strick nicht mir, sondern dem Richter! Publicus war verblüfft, der Richter trogig. Aber der Todescandidat, nicht feig und nicht dumm, rief lachend: Hebt nur unter dem Richterstuhle die künstlich eingefügte Steinplatte auf, dort liegt neben anderem Gestohlenem das Kirchengut und der es stahl, war der Richter selbst. Vom Schläge getroffen, konnte dieser nur noch den Raub greifen, der auch gleich darauf zu Tage geschebert wurde. — Sollte es sich nun zufällig finden, daß mir gegenüber, Du, der Richter, vier von Convent und Nation zum Tode verdamnte Girondisten entwischen ließest, so würde sich zwar nicht mehr in Gorbay's Garten die Platte, aber — das Blättchen wenden. — Warum so blaß? wirkt meine Blausäure? Geld, der Marat ist ein verfluchter Spitzbube, hat Luchsaugen? — Nun, Richter, richte über mich. Auf meinem Spaziergange hinter der Guillotine herum erzähle ich dem Volke die Geschichte von Gorbay's Garten und Grotte. Leb' wohl! leb' wohl! und recht bald wieder ein so herzliches tête-à-tête!"

Luftig pfeifend sprang er die Treppe hinab, an der Hausthüre von Hausen der Cordeliers empfangen, die ihren Schutzpatron unter Gelächter, Trommel- und Pfeifenklang, wie zu einem Fasnachtschwank zu dem Gefängnisse geleiteten, wo Marat, seine ganze Anklage als Pöffe behandelnd, so lange als es ihm beliebt, zu verweilen beschloß, um — wie er dem Convente im teuflischen Hohne sagen ließ — auch noch in den Gefängnißmauern Frieden zu predigen. Romme aber, auf der Bahn der Größe durch die Schlinge aufgehalten, die jetzt urplötzlich vor ihm aufschob, warf wildrollenden Auges einen anklagenden Blick gegen Himmel, der aus einer guten That ihm Verderben spann. „Marat oder ich!" sagte er dann leise und schrecklich. „Ehe seiner Lippe das mir tödtliche Geheimniß entflieht, schnell fallen muß Marat durch die Commission oder mich!" Und noch einmal warf er den stolzen Blick wie zürnend gegen die Wolken. — „In Zeiten wie diese," rief er, „hat Alles verloren, wer nicht Alles wagt. Wohlau, die Würfel sind geworfen! Auch Cäsar überschritt einst den Rubicon."

Und Romme eilte fort, klar besonnen wie ein Feldherr zur Schlacht.

Unterdessen hatte auch Eur gewirkt. Seit er liebte, war er wieder wie damals geworden, als noch der erste Enthusiasmus der Jugend ihn befeuerte, thätig, beredt, theilnehmend, unter Stürmen und Todesgefahren fröhlich. Jetzt, nach arbeitsvollen Stunden, trug er nur eine Sehnsucht in der Brust, sie wieder zu sehen, die geheimnißvolle Priesterin der Flamme, die in seinem Leben den neuen Morgen aufgerufen hatte. Ihr wollte er seine Entwürfe, seine Hoffnungen mittheilen. Seit er das kurze, aber schöne Leben des Achilles wählte, war er auch rasch im Vertrauen. Zweimal schon hatte er nach der Unbekannten gefragt. Sie war noch nicht wieder in ihre Wohnung zurückgekehrt. Jetzt, zum dritten Male sich einstellend, fand er sie, ohne von ihr bemerkt zu werden. Sie saß und schrieb. Wie eine Rose im Feuer himmlischer Begeisterung glühte ihr Antlitz. Da war keine Spur des Schmerzes mehr. Die Augen schienen in die lichteste Zukunft zu blicken, Engel des Himmels das Haupt der holden Schwärmerin zu krönen. Rings tiefe Stille, nur die rasche Hand des Mädchens über den weißen Bogen fliegend, auf dem oben in großen Lettern — das erkannte Eur — stand: „Meine Adresse an das französische Volk." Immer bedeutsamer wurde ihm die Unbekannte. In diesem zarten Körper schien ein Geist zu wohnen, durch Adel mächtiger als Männerkraft.

Jetzt bemerkte das Mädchen den Eingetretenen. Die Purpurrothe ihrer Wangen verlor sich in Lilien. Rasch war das Blatt, an dem sie schrieb, an ihrer Brust verborgen. Sie stand auf und sagte sichtbar bewegt:

„Um Gott! was wollen Sie noch bei mir? Ich hat Sie so dringend, mich nie wieder —"

Da legte Eur treuherzig die Hand auf seine Brust und sah die schöne Sprecherin mit großen blauen Augen bittend an. „Fordern Sie nicht," sagte er dann leise, „was ich nicht mehr gewähren kann — Trennung. Ich kenne Ihren Namen, Ihre Familie, Ihre Schicksale nicht, aber mir ist, als träten die Ideale meiner ersten Jugend mich wieder an, blühe ich auf Sie."

Lebhaft, mit dem Blick der Theilnahme, unterbrach ihn die Jungfrau:

„Sie haben heute im Convent den Beifall aller Rechtlichen und meine Bewunderung davon getragen. Aber um dieser Kraft, dieser schönen Begeisterung willen, die sich für das Vaterland retten, noch lange Großes und Gutes schaffen soll — ketten Sie sich nicht an mein Schicksal, meiden Sie mich."

„Und was ist das," unterbrach sie Eur, „für ein grausames Geschick, das, die Unschuld verfolgend, diesem schönen Auge Thränen erpreßt? Sind Sie in Gefahr? Ich will Sie verteidigen. O, Sie wissen nicht, welche Palme himmlischen Friedens mir aus solchen Kämpfen blühen wird."

„Erhalten Sie," sagte leicht erröthend die Jungfrau, „diese schöne Wärme unserem Vaterlande. Ihm werden noch Tage des Glücks erscheinen, goldener Friede ihm leuchten über den Gräbern seiner Getreuen. Seine Tempel mögen wieder freigen, Welse statt Tigern seine Richterstühle einnehmen, alle Thränen, in der Schreckenszeit vergossen, einst als Strahlendiamant auf der Stirne meines Frankreichs glänzen."

„Und von sich selbst sprechen Sie nicht?" fragte feierlich bewegt Eur. „O Mädchen, dessen Geist im wunderbaren Fluge um stürmische Höhen des Lebens schwebt, es hat auch seine stillen, traulichen Thäler, wo die Freundschaft weilt, die Liebt."

Er sprach nicht weiter. Eine Todeswehmuth war auf ihrem Antlitze aufgetaucht. Aber schnell sagte sie sich wieder. „Die Einzelnen, selbst wenn sie für die gerechte Sache sterben, leben fort im Vaterlande!" sagte sie groß und erhaben.

Welch ein Hauber lag für Eur in diesem Wechsel der zartesten Weiblichkeit und des Heroismus. Die jungfräuliche Gestalt, sich immer tiefer in ihr Geheimniß hüllend, erschien ihm in wahrhaft magischem Reize. Hinter diesen reinen Besten schleiern, welche Fülle und Gluth des großartigen Lebens, Seelenhöheit, Willensstärke, vereint mit der Anmuth! So hatte Eur sich einst das Weib gedacht, das er verehren, anbeten konnte. Spät war es ihm erschienen, trat jetzt im Lichtglanz ihm nahe, ihn auf ewig zu fesseln. Er nahete ihr, nahm ihre Hand, drückte sie an sein Herz.

„Bürgerin eines Staats, wie die edelsten Geister der Nation ihn je gedacht," sprach er innig bewegt, „nehmen Sie mich zu Ihrem Freunde, Ihrem Bruder an. Diese Stunde, wo ich Ihnen Rath, Schutz, mein Leben biete, ist meine heiligste. Ich fetere in ihr die Wiedergeburt meines Geistes, den Egoismus langsam und schrecklich zu erlösen drohte. Ich schäme mich nicht, Ihnen, aber nur Ihnen zu bekennen, daß Sie durch ein Wort, einen Blick! der milde Arzt meiner

Seele geworden sind. Das ist ja der Triumph edler Frauen, daß sie Licht und Frieden in die stürmische Welt bringen."

Langsam wandte die Unbekannte das Haupt, mit Theilnahme den jungen Offenherzigen betrachtend, dessen beherdeter Mund, noch mehr sein lichtstrahlendes Auge, Frauentugend feierte. Das Lächeln der Zufriedenheit ging in ihrem Antlitz auf. Sanft wallte die Brust.

"Sehen Sie, mein junger Held," sprach sie zugleich freudig und gerührt, "so vereint Liebe zum Vaterlande selbst die, welche in anderer Hinsicht für immer getrennt sind!"

"Warum getrennt?" hallte es tief in Lurens Seele. Aber er sprach es nicht aus. In der Begeisterung des Mädchens für das Glück der Nation, in dem sanften Ablehnen aller Lebensfreuden für sich selbst, bei solcher Jugend und Schönheit, lag etwas unendlich Rührendes. Wie eine Gottgeweihte stand sie vor ihm. Ihre stille Würde, ihr Unglück selbst bat um Schonung.

"So leben Sie denn wohl," sagte er, "Sie wollen allein stehen und Sie mögen es."

"Könnte ich mich Jemand vertrauen, so wären Sie es," sprach das Mädchen mit verführender Güte und reichte ihm die Hand. Schweigend küßte er diese. — Ach! er hätte die Unbekannte in seine Arme, an sein Herz schließen mögen, aber Alles drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß in ihrer Brust jetzt ein mächtigerer Genius als der zarte Geist der Liebe walte, daß sie, im Jugendreiz, mit dem Leben abgeschlossen habe. Dies zu sehen, welche Quelle von Schmerz, geheimem Besorgniß und Sehnsucht für den Liebenden! Der Kampf seiner Gefühle mußte sich auf seinem männlichen Antlitz, das jetzt von dem herrlichsten geistigen Ausdrucke besetzt war, gemalt haben. Wie innerlich erbebend stand die Jungfrau vor ihm, die selbsten Augenwimpern gesenkt, die Hände über die Brust gekreuzt.

"Ihren Beistand erbitte ich mir doch, erbitte ihn gern," sagte sie sanft, fast weich. "Ueber gewisse Ereignisse, die sich in den nächsten Tagen entscheiden werden, wünsche ich meinem Vater Nachricht zu geben. Kann ich es, so finden Sie den Brief in den Gärten der Tuilerien, in der Hölzung der Eiche, unter der eine Rosenbank —"

"Ich kenne den Ort," unterbrach sie Lu.

"Wohlan!" bestellten Sie — die Post ist jetzt unsicher — diesen Brief, dessen Aufschrift Ihnen das Nähere sagen wird. Dieser Dienst, treu geleistet, sichert Ihnen Ihrer Freundin Dank. Leben Sie wohl, Gott sei mit Ihnen und lasse Sie wieder sehen Frankreichs Glück, Glanz und Ruhm!"

Sie schieden. Während dessen lagerte sich Erwartung über Paris. — Nah' und näher rückte die Stunde, wo über Frankreichs Schicksal entschieden, Marat schuldig oder nicht schuldig, zum Tode oder zur Diktatur geführt werden sollte. Sein Sturz — Triumph aller Guten, sein Sieg — Untergang aller Franzosen! Die Aengstlichen, jeden Augenblick einen Ausbruch der Volkserache befürchtend, hielten sich in ihren Häusern verschlossen, so daß manche Stadtbezirke wie ausgestorben schienen. Entschlossenere, mit Waffen versehen, standen in kleinen Haufen auf Straßen und Märkten, berathschlagend, was für das Gemeinwohl zu thun sei, wenn sich Volkswuth entlade.

Männer von entscheidendem Ansehen sah man eilenden Schrittes in die Klubs ziehen, in denen allen es gährte. Vorzüglich tobte im gedrängtvollen Jacobinerclub die rasende Volkspartei. Ein Redner nach dem andern bestieg die Bühne. Alle unter den schrecklichsten Verwünschungen gegen die Gemäßigten, die sie Vaterlandsfeinde, Verräther nannten, schrieen: "Er darf nicht fallen, der Vertheidiger der Volksrechte, der Apostel der Freiheit, das Bollwerk der Revolution, unser Marat! Laßt den rothen Fahn auf den Dächern aller decet krähen, die für seine Anklage stimmen! — Was? Unser Vater, unser Abgott, bei dessen Namen wir schwören, nach welchem echte Patrioten jetzt ihre neugebornen Kinder rufen, in den Händen der Royalisten, unter dem Beile der Guillotine? Treffe es seine Richter und nicht Marat! Wir haben, wodurch wir diesen aufgeblasenen Aristokraten das Sitzen in ihren Leib jagen können — Dolche, Schwerter, Feuerbrände. Jetzt, eben jetzt ver sammeln sich Marats Mörder, schon jetzt setzen sie sich, steten unheilbrütend die Köpfe zusammen, spitzen die Federn, das Todesurtheil zu unterschreiben. Zwischen das Blatt und die tödtliche Feder werfe sich die Nation, ihren Liebling zu retten, neu zu erheben, zu —"

Ungeheures Krachen, Donnerton unterbrach hier den Preitiger des Wortes. Staub wirbelte in Tiefen und Höhen, daß Nacht auf Augenblicke Zuhörer und Redner umhüllte. Und aus dem Dunkel schauerlich tönte Aechzen der Sterbenden, Wisfeln der Verwundeten. Ein Theil der Gallerie war ob

der ungeheuren Menschenlast eingefürzt\*), die Darunterstehenden erdrückend. — Aber der wildflammende Redner, selbst dieses fürchterliche Ereigniß zum Diener seiner Wuth machend, schrie, als es wieder Licht ward, wie außer sich: "Die Natur selbst kündigt uns durch dieses ihr blutiges Wunder an, was uns Alle treffen würde, lassen wir Marat richten. Wie jetzt herabdonnernd die Erlaune unsere Bräder zerschmetterte, so würde der einfürgende Bau unserer Freiheit uns selbst begraben. Auf denn! auf! und umdräue, Volk, den Richterstuhl, daß Angst des Todes durch die Gebeine der Richter zittere, und die lächerliche Sitzung in alle Weltgegenden zerfliehe."

Gesagt, gethan. — Was im Jacobinerclub noch athmete, stürzte hinaus. Selbst unter den Trümmern hervor, äußerlich noch Leiche, innerlich schon wieder glühend von Haß und Worts-lust, wankten Fanatiker und rannten, blutbesiedelt und blutdürstend, mit den Unverlegten. Aus allen Stadtvierteln zusammenströmend, schlossen sich neue Haufen an, bis der ganze ungeheure Aufruhr sich um das Gebäude, welches Marats Gefängniß und das Sitzungszimmer der Richter enthielt, zusammenbrängte.

Und drinnen im Gebäude, während Marat eben daselbst Orgien feierte, saßen, der Volkswuth preisgegeben, seine Richter. Ihr Amt ward ihnen zur Pein, der Richterstuhl zum Sitz der Verdammten. Vergebens hatte Romme, sein königliches Haupt groß und ruhig wie eine Eiche über Winsen erhebend, Worte des Muthes, Worte der Kraft an sie gerichtet, mit einer unendlichen Tiefe, Klarheit und Ruhe den Stand der Sache, die Pflicht der Richter, die Gründe zu Marats Todesurtheil, die Mittel, es trotz des Volksauffandes zu vollstrecken, entwickelt, zuletzt geheime Justiz empfohlen, wodurch Venedig und Germanab ihre Opfer lautlos hinwürgen. — Als er die gänzlich Jaghaftigkeit der Richter bemerkte, die auf alle seine Vorschläge nur mit einem: "Aber Kobes-pleire! — aber die Jacobiner! — aber das Volk dort unten!" antworteten, warf Romme dem jungen Intendanten der Gesfängnisse, seinem Schützlinge, der nicht ohne Absicht abzuzuging, einen vielsagenden Blick zu. Der Mann elste fort und Romme, offenbar nur, um Zeit zu gewinnen, denn er las in der Seele der Feigen Marats Kosprechung — sagte mit eis-kalter Ruhe: "Eurem jarten Gewissen, Bürger, scheint es zwar zur Folter zu gereichen, dem Marat den Triumph seiner Unschuld auch nur noch eine Minute länger vorzuenthalten. Indessen würden wir, Marat gleich jetzt vor uns labend, seine Tafelfreuden fibren. Und das wagt Ihr doch wohl nicht? Unser Sardanapal, im Arm seiner Wuhstirnen, gießt eben noch Ströme süßen Weines in sich. Besser also, wir nehmen, so lange Marat sich Labetrunk credenzen läßt —"

Hier trat der junge Aufseher etwas bleich wieder ein, sein Haupt gegen Romme bedeutsam neigend, als habe er einen Auftrag vollbracht. Gleich darauf entfernte er sich wieder.

"Besser also," so nahm Romme, der Alles vorermt hatte, seine Rede in unerschütterlicher Ruhe wieder auf, "wir nehmen inzwischen diejenigen Anklagepunkte noch einmal vor, die Ihr — zufällig waren es die schwersten — ganz außer Acht gelassen habt. Ich bestehe darauf, Euer Präsident."

Und die Anklagepunkte wurden wieder vorgetragen. Das eine Auge der Referenten ruhte auf den Protokollen, das andere starrte zum Fenster hinaus, sah Mörderpiken, Feuerbrände. Man hatte die Dächer der gegenüberstehenden Häuser abgedeckt; das Volk, auf den Gebälken hängend, schrie, daß die Fenster des Saales zitterten, herüber: "Wie lange wäher's mit Eurem Nichtschuldig? — Sollen wir kommen, es Euch abzufordern?"

Unter solchen Umständen hätte auch wohl ein unbestechlicher Richter ein falsches Urtheil gesprochen, geschweige denn diese schon lange vor der Sitzung von den Jacobinern beabsichtigten Mitglieder des Ausschusses, die zum Theil selbst der Volkspartei angehörten. Bedeutsam ironisch blickte Romme bald auf das Volk, bald auf seine Collegen. In ihm lachte es: "Wenn diese Puppen ahneten, was jetzt vorgeht! Ob es gelingen wird, weiß Gott, aber der Moment ist einzig. Im nächsten Augenblicke kann ganz Paris in Flammen stehen."

Plötzlich ward draußen Todensille. Die Aufmerksamkeit des Volks schien durch etwas Anderes, als die Sitzung der Richter, gefesselt. Eine einzelne Stimme krächzte — Marats Stimme — aus einem Fenster seines sogenannten Gefängnisses, das Niemand seinen Anhängern zu verschließen wagte. "Um Gott! was ist das?" schrie entsetzt einer der Richter. — Romme fuhr auf. Sein Schützling, der junge Intendant des Gefängnisses, ward — umbarmherziger Anblick! — vor seinen Augen vom Volke gemißhandelt, geschleift. Und nach den Fenstern des Gerichtssaales dräuen Tausende.

\*) Geschichtlich.

Sie brechen in das Haus ein, erklimmen die Treppen, frachend stürzen die obern verschlossenen Pforten, Tritte, Nordgeschrei ertönen vor der letzten Thüre. — Wie sie unter Fausts und Kolbenschlägen erzittert, sprechen die Richter einstimmig, außer Romme, ihr „Nichtschuldig“ für Marat aus, und Romme, am Tode seines Schüßlings, dessen Treue sich ohne Zweifel stumm für ihn geopfert hatte, das Entsetzliche erkennend, schnell überschauend, daß hier nur List und Engelsfreundlichkeit ihn selbst retten könne, während in ihm Hölle rastete, öffnet eigenhändig dem Pöbel die Pforte.

„Tretet ein, gute Patrioten!“ sprach Romme in königlicher Keutelligkeit.

„Wäber, Giftmischer, empfanget Alle Euern Lohn!“ schrie hereinbrausend die Menge.

Er aber mit der unbefangenen Miene fragte: „Ihr guten Leute, was ist geschehen? Hat der Kameau, der ohnedies seines Amtes entsetzt werden sollte, gefrevelt? Gut, daß Ihr gleich selbst Rache an ihm nahmet.“

„Marats Wein vergiftete er, Du wirst ihn wohl selbst dazu angestellt haben,“ schrie ein trotziger Kerl. „Marat, der Chemiker, erkannte das Gift sofort. Weh' Euch Allen!“

„Hat Kameau — Sterbende sprechen die Wahrheit — gegen mich ausgesagt?“ fragte Romme blitschnell dazwischen. „Keiner antwortet mir? Er that es also nicht? Nun denn, wo ist ein Anklagegrund gegen uns, die Richter? — Im Gegentheil habe ich selbst die schlagendste Rechtfertigung für uns und die angenehmste Kunde für Euch. In demselben Augenblicke, wo Ihr uns mit Marats Untergange beschäftigt glaubtet, sprachen wir ihn vollkommen frei.“

„Frei, frei, frei!“ jauchzte, über diesen Triumph seinen Groll vergessend, der entzückte Pöbel. „O, Ihr vortrefflichen Richter! Laß Dich küssen, Bruder Romme.“

Und vor ihm niederknirschend — eine echte Scene französischen Leichtsinns — küßten die Getäuschten Hände und Kleider dessen, den sie in einem Augenblicke zuvor als Anstifter des verfluchten Giftmords hatten erwürgen wollen. Die vollkommene Freisprechung Marats stellte Romme bei dem leichtgläubigen Pöbel, wenigstens für die ersten Augenblicke des Freudenrausches, höher als er je gestanden.

Und er neigte sich freundlich zu ihnen, wie zu Brüdern atedter.

„Von Euch,“ sagte er, „hängt es ab, wie viele Bürgerkronen Ihr Euren Marat, dem unsterblichen Vertheidiger der Volksrechte, decretiren wollt. Aber jetzt, meine theuersten Kinder, eilt zu ihm, Marat zu fragen, ob es ihm wohl gefällt sei, sich hierher zu bemühen, um an Gerichtsstelle seinen Triumph zu vernehmen und die Glückwünsche zu seiner Rettung aus dem Munde seines innigsten Freundes zu empfangen.“

„Da bin ich schon, innigster Freund,“ sagte mit Triumphschreien hervortretend, Marat. „Eben wollte ich, im voraus dankbar, auf meines Romme Gesundheit trinken, als ich bemerkte, daß mein Wein vergiftet war. Also ich bin freigesprochen von jeder Anklage? — Gut, gut, damit begnüge ich mich für heute.“

„Helden des Tages, umarmt Euch Beide!“ schrie wonnestrunknen der schaulustige Pöbel. Und Marat, leise in sich hinsinkend, ging mit offenen Armen auf seinen Richter zu, an ihn hinanhüpfend und auf Romme's bebende Lippen einen Friedenskuß drückend, wie er vielleicht niemals wieder in der haßerfüllten Welt gegeben und empfangen werden dürfte, selbst wenn Marat nicht, während die Menge wie unsinnig klatschte, dem Feinde in das Ohr geraunt hätte: „Ich gedenke Dir Dein Gift!“

Die große Komödie war geendet. Die zwei ersten Schauspieler, den Ausbruch ihres gegenseitigen Grimmes verschleudert, um sich bald tödtlicher fassen zu können, drückten sich noch einmal freudig die Hände. Marat, nach welchem die Inbrunst vieler Tausend um das Gebäude gelagerter Sansculotten schrie, trat endlich unter sie und ging aus Umarmungen zu Umarmungen. Trommeln, Schalmeien und Pfeifen erklangen, Freudenschüsse knallten, Raketen flogen prasselnd in die Luft. Fahnen mit Inschriften zu Marats Lobe tauchten aus dem unendlichen Gewühl auf. Ueber Rücken und Häupter seiner Entzückten weg mußte der Berggötter auf die Schultern eines Sansculottenherkules steigen. Eine ungeheure Eichenkrone ward ihm nachgereicht, die Marat sich selbst auf das Haupt setzte, darunter wie ein grimmiger Affe hervorblühend. Und so schritt, während der Abendhimmel, wie Unheil kündend, sich mit gelben und blutrothen Lichtern säumte, der Triump-

phatorzug des Unhold's, von Gendarmen und Municipalen eröffnet, unter Posaunenklang und Lobgesang, durch die unglückselige, dem Verderben preisgegebene Stadt bis zu dem in Angst und Schrecken versammelten Nationalconvente. Mitten durch den Versammlungssaal ziehen, den Stellvertretern der Nation die Hüfte der Volksfreunde, den siegenden Marat zeigen zu dürfen, das befehlshaberisch das Volk. Sogleich entfernten sich, Todesgram im Herzen, alle Besseren, nicht Zeuge des Triumphs ihres Gegners und ihrer eigenen Niederlage zu sein, und die leer werdenden Bänke nahm Marats Partei ein. Der Unhold selbst aber, auf seinem menschlichen Pferde bis zur Rednerbühne reitend, dort von ihm abgesetzt, bestieg sie, legte darauf die Eichenkrone nieder und heulte:

„Ich schwöre von Neuem, die Sache der Gleichheit, der Freiheit und des Volks zu vertheidigen.“

Und wie er schwor, schwebte die Schaar der offenen Gegner, neu entsefelt, durch die Hallen der Nation. Wehe, Frankreich, Deinen Weisen und Tugendhaften, Deinen Gesetzen und Akten, wehe Deiner Gegenwart und Zukunft! Kein Manneswort drückt mehr, kein Mannerschwert blüht mehr dem Ungeheuer Marat entgegen. Von der Hölle besiegt scheint der Himmel.

Da, leichten Schrittes, wandelte ein Mädchen im Abendsschatten, weiß gekleidet, eine hohe, herrliche Gestalt durch die Straßen von Paris nach dem Palais Royal. — „Gekommen ist Alles,“ dachte sie, „wie meine ahnende Seele es verkündete. Die Taube muß zum Adler werden. Auf denn, rüfte Dich zur That!“ In ein hellerleuchtetes Gewölbe, wo Stahlwaare verkauft ward, trat sie, ein Messer fordernd. Der Kaufmann bot ihr ein kleines glänzendes. Sie schickte sich den Kopf. Er zeigte größere Messer; endlich ein ganz großes, scharfschneidendes, silberblankes. Ein Goldstück legte sie dafür hin und entfernte sich wieder, nicht unbemerkt.

Zu derselben Zeit irrte nämlich Romme, innerlich empört, umher. Suerst hatte er, den jetzt einsamen Platz betretend, wo vor Kurzem jener Unglückliche gefallen war, was er durch die Schatten der Nacht suchte, gefunden — einen verkrüppelten Leichnam. Leise war seine Todtenklage über ihm erklingen:

„So hast Du Dich denn, ohne Deinen Wohlthäter den Feinden preiszugeben, stumm für mich geopfert, treue Seele! Das ist mein unglückliches Schicksal, daß ich Alles, was mir in Liebe naht, verderbe. Dich mußte ich verdäugen, heucheln, lachen über Deinem Grabe, beweinenwerthes Opfer. Du unselige Zeit, die, statt Heldentugenden, von den Volksbeherrschern Leviathanstränke verlangt! Daß ich Dich, armer Jüngling, nicht einmal begraben kann, weil Berätherraugen lauschen, beklage ich wahrhaft. Nacht mir! gute Nacht Dir!“

So war Romme fortgeschritten, im unskäten Wandel die Gänge erreichend, wo im Palais Royal die Kaufgewölbe im Lampenschimmer strahlten. Da stand er plötzlich, wie in den Boden eingewurzelt. Das für ihn Schönste und Schrecklichste glaubte er gesehen zu haben. „War das nicht sie? Unmöglich! Wie käme Charlotte Corday von Caen nach Paris? Und doch — das war ihr prächtiger Wuchs, ihr Kopf, ihr Auge, über keine Andere ihres Geschlechts diese Hoheit und Anmuth ausgegossen.“ Jetzt trat sie aus dem Kaufgewölbe, wandelte die Straße hinab, Romme's Himmel, Romme's Hölle. „Ihr nach!“ jauchzten die Geister seiner Liebe. „Rück, Werkstößer, Wäber ihrer Brüder!“ rief sein Gewissen. Noch einmal wandte sie sich. Ob sie ihn erkannte, ihren Feind, eiaß ihren Geliebten?

Hastig stürzte Romme in das Kaufgewölbe.

„Wer war die Dame?“

„Eine mir Unbekannte.“

„Was kaufte sie?“

„Ein Schlachtmesser.“

Durch Romme's Seele schmitt das Wort. „Charlotte, was hast Du vor?“ rief er dumpf in sich hinein und wollte ihr nach. Eine dunkle Macht riß ihn zurück. Noch einmal flog er der Spur der Geliebten nach. Da war es, als erhoben sich ihm entgegen Camille und Georges, die Erschlagenen. Das Mark seines Lebens froz. „Welch ein Schreckniß, wider als alle, steigt da vor mir auf!“ rief er, in die Nacht hinausflarrend. „Hat Charlotte ihren Vater jetzt verlassen, so sinnt sie auf Großes. Ich kenne diese Seele, sanft und fröhlich in den Tagen der Ruhe, in Lebensstürmen fähig und kräftig. Um Gott! wenn sie etwas gegen jenen Teufel unternähme, es mißglücke, wenn sie — alle Schrecken der Hölle wegen diesen einen Gedanken nicht auf — wenn sie dem Revolutionsgerichte, dem ich vorstehe, übergeben würde! — Ich muß sie dennoch warnen,“ rief er und stürzte, zum ersten Mal in seinem Leben zitternd, der Verschwundenen nach.

\*) Geschichtlich.

\*) Geschichtlich.

\*) Geschichtlich.

Entfesselt tobte das Gewitter. Vor und hinter Romme schlugen Blitze nieder, keiner traf ihn. Nur noch einmal in weiter Ferne, vom Farbenschimmer eines in erzwungener Beleuchtung strahlenden Hauses verklärt, erblickte er das Mädchen.

Stiller ward es in Paris. Aus dem Theater, wo die Schauspieler in einem schnellgefertigten, halb improvisirten Stücke die Freisprechung des Unholds gefeiert<sup>\*)</sup>, die Jacobiner Rvat gerufen und Hymnen abgesungen hatten, fuhr Marat unter Fackelbeleuchtung nach Hause. Alle Nachtmusiken, die seine Anhänger ihm bringen wollten, hatte er schon bei dem Einsteigen verboten und dann mit verschlossenen Augen in einer Ecke des Wagens geduckmäusert, so daß seine Verehrer nicht mehr recht klug aus ihm werden konnten. Schon im Theater hatte er einmal „mich friert!“ gesagt, gerade in dem Augenblicke, wo jenes Mädchen das Schlachtmesser kaufte. „Dummes Herzweh! Frosch, willst Du schlafen?“ war das Einzige, was er im Wagen mehr herausließ als sprach. Als er bei dem Aufsteigen in die Nacht gestiert und dem Volke, das ihn zu seinem Hause brachte, wiederholt genickt hatte, murmelte er, noch mit dem einen Fuße auf dem Wagentritte, ein: „Dol' Euch alle der Teufel!“ und häpfte in heftigen Sätzen die Treppe hinauf, an der seine Wairresse, Marie Evrad, ihn mit offenen Armen empfing.

„Glühwein!“ schrie er, an ihr vorbei nach seiner Etube rennend. „Warum noch kein Licht darin? — Stidluft, Stidluft! Fenster und Latousien auf! Wie dumm die Blige stiegen! — War heut' ein großer Tag, nun kommt die Nacht. — Et, so schließ' doch die Fenster, siehst ja, daß es hereinwehert. — Mir ist sonderbar. Ich glaube, ich habe den Waidwurm im Leibe. — In das Pantheon komme ich jedenfalls. — Nun, wird es bald mit dem Glühwein, Schneede! Wohin rennst Du? Hier bleibe, hier bei dem großen Marat, der heute, trotz Einem, ritt. — War Jemand hier?“

Stumm staunte die Evrad ihn an; so hatte sie ihn nie gesehen.

„War Jemand hier?“ schrie Marat noch heftiger.

„Niemand, außer ein Mädchen, das Sie durchaus sprechen wollte,“ berichtete die Evrad.

„Ein Mädchen? So, so! Gut, daß es ein Mädchen war. Ich liebe das ganze schöne Geschlecht. Dummer Donner, was sprichst Du hier mit? Marie, war die Supplicantin jung, hübsch?“

„Es ging noch an,“ antwortete verdrießlich die Evrad. „Morgen früh will sie wieder kommen und hat den Brief zurückgelassen.“

Hastig erbrach ihn Marat. „Et, was seh' ich!“ sagte er dann schmunzelnd. „Sie unterschreibt sich als eine Tochter des Calvados und verspricht, mir wichtige Entdeckungen über die Verschwörung zu Caen zu machen. Ja, die Weiber sind meine treuesten Anhänger. Ich freue mich auf das tête-à-tête. Morgen früh, um acht Uhr, wenn ich im Bade sitze, laß sie vor.“

„Ich würde sie gar nicht anhören,“ sagte warnend Marie.

„Bist eifersüchtig? Mußt Dir das abgewöhnen,“ schrie, unter gellendem Gelächter, Marat und stürzte volle Gläser Glühwein hinunter, daß das Gesicht braunroth ward und die Zunge zu lallen begann. „Dem Herzen des großen Marat genähig nicht Du, nicht ganz Frankreich, und wenn es sich selbst den Kopf abschneiden und als schuldigen Tribut mir zu Füßen legen wollte. — Gute Nacht, Marie, will heut' allein sein, kannst die Eichenkrone, die mein Paris mit heute aufsetzte, zum Gesellschafter wählen.“

Marie ging. Der Unhold, vom Wein halb toll, häpfte im Stimmer herum. „Nun ist mir wieder wohl, ganz wohl,“ sprach er. „Man muß der Natur, wenn sie zum Aukter gegen uns wird, mit etwas Spiritus wieder aufhelfen. Jetzt friert mich ganz und gar nicht mehr. Gute Nacht, Romme! gute Nacht, Paris! Morgen Hundert, übermorgen Zweihundert — guillotiniert.“

Und er schlief ein und der böse Geist des Weines ließ ein Traumbild vor dem Fanatiker aufsteigen. — Von schönster, stiller Sommernacht umfangen, groß und herrlich erschien ihm das Pantheon, nach welchem ein prächtiger Leichenzug sich bewegte. Voran, im Scheine unzähliger Lichter und Fackeln, Musikbänden mit Trauersymphonien, in welche der dumpfe Ton der Kanonen feierlich hallte. Dann, mit ihren Fahnen und Panzeren, der Gemeinderath von Paris, Cordeliers- und Jacobinerklubs, die Abgeordneten aller Pariser Sectionen, der ganze Nationalconvent. Hinter ihnen, von vierundzwanzig Trauerrossen gezogen, der Wagen der Freiheit mit dem bronzenen Riesenbilde der Göttin und Gemälden von Davids Hand.

Dann — grauenvoller Anblick! — ein Sargschloß mit einem blutigen Gemde auf einer Pike. „Trauert, trauert, Euer Freund ist Euch gestorben!“ hallte die Stimme der Nation, in ein ungemessenes Weinen, Schluchzen und Jammern übergehend. Jetzt — ängstlich wälzte sich der Träumer auf seinem Lager — nahte, auf einem Paradebette unter Blumen liegend, der Leichnam. Wehe! er, Marat, war es selbst, vom Maler Tod in Gelbweiß und Blau gemalt. Und wie die Leiche in das Pantheon ging, fiel ihr Kopf ab. „Nagelt ihn an den Kumpf, er muß in das Pantheon,“ keuchte, in ungeheurer Angst sich abarbeitend, der Schläfer. „Gott lob! der Zug geht hinein, der Kopf auch,“ stöhnte er dann, halb erwacht. Aber ein noch wilderer Traum nahm ihm den Trost. Wie schon geworden, jagten nach allen vier Weltgegenden die Rösser des umgestürzten Freiheitswagens, die Pforte des Pantheons sprang wieder auf, und alle die Geister, die es bewohnten, die Helden, Tragiker, Staatsmänner zertrümmerten Marats Büste. Straßenjungen liefen mit kleineren Bildern Marats umher, sie in die Gasse werfend und dabei ausrufend: „Das ist Dein Pantheon.“ Vor dem Conventhause sah der in Zustungen sich windende Schläfer als sein Abbild einen Strohmännchen knien, der, ob seiner Sünden Abbitte thun mußte, dann von jungen Conscripten angegründet und zu Asche verbrannt, tief in der Cloake beigelegt wurde<sup>\*)</sup>.

So zeigte der Weltgeist in Träumen dem Marat das Geschick, das ihn ganz so, wie es eben beschreiben wurde, wirklich nach seinem Tode traf. Zugleich erschütterten ungeheure Donnerschläge die Grundfesten des Hauses. — Aus dem Schlafe fuhr Marat, mit einem Male ruhig. „Laß Dich nicht verblüffen!“ sagte er, sich den kalten Todeschweiß abtrocknend. „Ein großer Geist ist immer von Teufeln umlagert, die ihm Angst machen wollen. Aber ich kann mir Alles zusammen reimen. Jüngst sah ich le Peletiers Leichensbegängniß, und seiner Leiche schob der Traum die meinige unter, wegen Romme's Mordversuch. Jetzt ist es Mitternacht. Von nun an will ich ruhig und traumlos schlafen. Geist, gehorche!“

Und wirklich, zu seinem Unglücke, zu Frankreichs Glücke, schlief er, ohne weiter von der mindesten bösen Ahnung gewarnt zu werden, ruhig, fest, und erwachte erst, als die Sonne schon hoch stand, mit der lustigsten Laune von der Welt. Es schellte; die Leute, die sein Bad bereiteten, kamen. Jetzt schellte es wieder; eine weibliche Stimme fragte nach Marat. — „Herein!“ rief dieser und — doch noch einige Worte über Charlotte Cordan, welche der Leser längst in der geheimnisvoll zu Paris Erschienenen erkannt haben wird.

Mit dem herzlichsten Gebete zu Gott war sie erwacht. Wie der Morgenstern, hell, feurig und schön, strahlte ihr die That entgegen, die sie in Selbstaufopferung zu Frankreichs Heil ausüben wollte. Jeder Augenblick, jenem Ungeheuer noch vergönnt, ward zum Grabe für Tausende und Triumph der Tugend schlen es der Schwärmerin, daß selbst eine weibliche Hand den bösen männlichen Dämon besiege. Schon einmal hatte Gott eine Jungfrau zur Rettung Frankreichs berufen. Und Charlotte, Vertheidigerin ihres blinden, jetzt bedrängten Vaters, letzte Tochter eines von den Wüthigen der Revolution vernichteten altadeligen Geschlechts, einte mit ihres Calvados und Frankreichs Sache die eigene. Der Ruhm edler Thaten fiel nicht allein den Männern als Eigenthum zu, auch den Frauen.

Wer die Hölle bekämpft, besiegt — Mann oder Weib — ist Held, von Gott zum Siegeswerke erkoren. Auf ihn vertrauend, trat Charlotte die Wanderung zur Wohnung des Ungeheuers an, die er selbst seine Höhle nannte.

Die weibliche Stimme, die nach Marat fragte, war Charlottens.

„Sie soll zu mir eintreten, und allein,“ schrie von innen, der schönen Supplicantin Anwesenheit ahnend, Marat der Evrad zu, die Charlotten wieder abweisen wollte.

Eben sah der Unhold im Bade<sup>\*\*)</sup>. Aber kaum klappte die Thüre, als er, urplötzlich erbängend, mehr dem Instincte als seinem Willen folgend, den Deckel der Badwanne über sich warf, so daß nur der Kopf und die von einem Badhemde verhüllte Brust bis zu der Gegend des Herzens unbedeckt blieb. Leicht nach Luft schnappend, halb stieren, halb lästernen Blicks, sagte er, „Schönes Mädchen, was bringst Du mir?“

„Truß von Calvados.“

„Zuerst, liebes Kind, Gegengruß Deinen Netzen, mit denen ich über Erwartung zufrieden bin. Und nun geschwind Deine Entdeckungen, die mir an das Schafot liefern sollen die Bürger von Caen, Wimpfen, Vater Cordan, seine Tochter —“

\*) Geschichtlich.

\*) Alle diese Sätze sind der Geschichte entlehnt.

\*\*) Geschichtlich.

„Sie opfert Dich Frankreich,“ rief Charlotte, Rede und Herz des Unholdes mit scharfer Waffe zerschneidend. Herein stürzte die Corard, mädchenartig Charlotten anfallend. Hineinstürmten Diener, Dienertinnen, Volk, Wache und Gerichtscommissäre. Man trägt den schnell Verendenen auf sein Bette, man belastet die junge Heldin mit Ketten, erschöpft sich gegen sie in Mißhandlung. Sie steht ruhig groß inmitten der Wüthenden. Ihr Werk ist vollbracht, Frankreich gerettet, gerächt der Himmel. Was fragt sie nach dem Horn der Menschen? Herrinnen wird er wie die tobende Welle, wiederkehren der Ordnung Reich, langsam, aber um so schöner, über Charlottens Grabe, aber für alle Zeit beglücknet durch ihren Tod. — Der Gedanke verleiht ihr Ruhe des Himmels.

Als darüber erstaunend, der Commissär das Wort „Guillotine“ fallen läßt, lächelt sie.

„Ich sterbe für Frankreich,“ sagt sie sanft, überreicht, vor frecher Betastung jugendfröhlich zurückbeugend, selbst Alles, was sie bei sich führt, dem Richter, auch die Adresse an das französische Volk, die sogleich unterdrückt wird\*), und steigt in den Wagen, der von Wache umgeben, wie eine Nusschale im siedenden Weltmeere schwimmend, mitten durch des Pöbels Aufruhr, sie nach der Abtei geleitet.

Mit Engelsmilde blickt sie nieder auf das sie mit Flächen überhäufende Volk. — „Zegt können sie mich noch nicht verstehen,“ denkt sie. „Aber Du, mein lieber Vater, wirst mich segnen, und Du, mein Gott, kennst mein Herz.“

Hinter ihr flirren die Eisengitter der Abtei zu. Aber wer malt mit Dante's Gluth alle die Scenen, die dieses Mädchens große That zu Paris hervorbrachte, den Freuden- und Todes-schred, der bei der ersten Kunde von Marats Ermordung seine Feinde und Freunde durchzitterte, die Umarmungen und Freudenthränen der Patrioten, das wüthige Geulen der Jacobiner, die Lob- und Schmahreden auf Marat, den Mänadengrimm der Stadtpartei, die in diesem Augenblicke, gleich als ahne sie ihren und des Wüthtrannen Robespierres baldigen Sturz, alle Kräfte aufbietend, sich wüthender und gebieterischer als je erhob? Zu Romme stürzt sie, blutleidend, knirschend vor Grimm:

„Die größtliche Unthat ist geschehen, und Du schläffst, Richter? Auf! auf! räche ihn, den Du gestern frei sprachst, den, Deinem Spruche zum Hohne, eine verfluchte Hand —“

„Was ist geschehen?“ unterbrach sie Romme.

„Du schlechter Vater von Paris, entgegnete die Menge. „Der Tod brach räuberisch bei uns ein und Du weißt es noch nicht? Ein Halbgott liegt auf der Bahre und Du weinst noch nicht mit uns Schmerz- und Zornestränen? Gesteren Sieger, heute Leichnam der Beschützer des Volks!“

„Marat ermordet? — von wem?“ schrie, von Ahnung ergriffen, Romme in Lust und Entsetzen.

„Von einem Mädchen, einem weiblichen Teufel,“ lautete die Antwort.

Romme, auf einmal bleich wie der Tod, hielt beide Hände vor die Augen.

„Höre, Romme,“ drohte jetzt die Menge, der seine geringe Trauer über Marat nicht entgangen war, „laß uns nicht glauben, daß die gekrige Freisprechung, Dein Friedenskuß gedrückt auf Marats Lippen, nur Spiegelschere gewesen sei, wie Viele sagen. Die Anklage wegen versuchten Eistmordes könnte wieder aufgenommen werden und Volkswuth zerreißt ihre Beute in tausend Stücke. Zeigt uns nicht binnen vier- undzwanzig Stunden des Henkers Faust der Wüthenden Haupt herab von der Guillotine, so liegt Du selbst zertreten unter uns. Jetzt, fauler Richter, bestige Diners Richterstuhl. Die Du zu verhören, zu verdammen hast, heißt Charlotte Corday und wir Alle kommen als Zeugen des Verhörs, Deine Worte, Deine Blicke und Gedanken zu prüfen.“

Die Menge elkte fort. Gleich Schlangen sträubte sich Romme's Haar. Da faßte den noch immer Todtlichen ein Arm. Lebenskräftig, wie ein Ueberrücklicher leuchtend, stand Eur vor ihm.

„Habt Ihr es vernommen?“ rief er im Tone der höchsten Begeisterung. „Ein zweiter Michael schlug sie den Drachen. O, welche thüne, himmlische Aufopferung! Ich könnte sie beneiden, diese Heldin, diesen Engel, der uns Alle beschämte. Aber jeder Meid geht unter in der Bewunderung dieser Kühnheit und Größe.“

Mit brechendem Blicke, in dem Entsetzen, Feuer der Eifersucht und Todesgram sich malten, starrte Romme ihn an.

„Sied Ihr von Entsetzen?“ schrie er. „Hinweg mit Eurer Lust, wo nur die Furien wälten. Ich kann Sie nicht retten. Verfallen ist sie den Todesmächten. Ihr fließendes Blut

wird ihren Richter zum Wahnsinn treiben. Aber Ihr sollt, dürft nicht um sie leiden, nicht an sie denken. Diese Eure wüthende Liebe zu Charlotten, mich unverhofft anfallend, könnte mich vor der Zeit rasend machen.“

„Was ist,“ rief Eur, der in seiner Begeisterung Romme's Feindeswort ganz überhört hatte, „was ist Tod und Grab für eine Seele, die ihren Ruhm im Himmel und auf Erden gründete? — Sterbe der Leib, wenn nur das Gedächtniß unserer Thaten fortlebt durch Geschlechter und Nationen. Ja, sterben wird auch Charlotte, die heilige Taube, unter den Klauen der Geier. Aber ihr Blut, verwandelt in Rosen, wird Frühlingebote für Frankreich sein. — Ha! wie sie absinken von meiner Brust, die Zweifel an Menschenwerth und Tugend! Laßt wie mit Engelzungen ruft dieses Mädchens That: es lebt ein Gott, wir haben ein Vaterland. So himmlischen Glanzes, wie ein Palladium wieder aufzustellen in Frankreich, o, wer opfert um solchen Preis nicht freudig Blut und Leben?“

„Unglücklicher,“ rief Romme, „gebietet Ruhe diesem Aufruhr Eures Gefühls. Er rettet sie nicht und tödtet Euch. Vertrauen gegen Vertrauen! Dies mein Haupt wollte ich unter die Guillotine legen, könnte ich dadurch Charlotten befreien. Aber sie grub sich selbst ihr Grab durch ihre That, die vor dem Himmel, nicht vor irdischem Gesetze gerechtfertigt werden kann. Nur zum Schafot entläßt das Revolutionsgericht die Schwärmerin; ich selbst — so will es mein Amt und unsers Volkes Wuth — soll sie verdammen, und Keiner — Ich sehe es kommen — wird ersehen, der, dem Schwerte des Blutgerichts gegenüber, die Sache der Beweinenswerthen auch nur schwach zu vertheidigen wagte.“

„Ich werde es,“ entgegnete Eur. „Dieser Schwan, in Lebensstüthen untergehend, um, versetzt unter die Gestirne, am Himmel zu glänzen, soll nicht scheiden, ohne den Nachruf der Welt: Friede, Friede mit Dir! Reich Du über die Herrliche den Stab. Dir und Deinen Schergen gegenüber rufe ich das Hallelujah ihrer That in alle Welt.“

Und gleich olympischen Unsterblichen leuchtend und selbigen ging er von dannen. Auch Romme — ungeheurer Schmerz steigert die Selbstrast — fühlte sich erhoben.

„Horch! horch!“ sagte er, „wie da durch Stürme Harmonie aufklingt. Charlottens That, dieses Jünglings Begeisterung, auch ihn zum Opfer weihend, sind erhaben. Und Romme allein erlage seinem Verhängnisse, wenn Andere, wie Gottgeweihte, durch Flammen wandeln! Geh' einmal mit Dir selbst in das Gericht, Romme! Politische Ereignisse, wie sie in dieser Blutzzeit Leben ergreifen können, trennten mich von den Corday's. Da ist nichts Schlechtes, nur Menschliches. Daß ich Corday's Söhne im Schlachtendrang tödtete, wird der mir verzeihen, der den Lebenstrieb in meiner Brust schuf. Sie waren die Angreifer, ich mein Vertheidiger. Aber nun wird Dein Himmel träber, Romme. An großartige und durchgreifende Maßregeln gewöhnt, mir selbst den Weg zur Größe offen zu halten, mißachte ich, als alle andere Mittel erschöpft schienen, heimlich Gift für Marat. Mit welchem Gewissen könnte ich das Mädchen verdammen, das, denselben Feind, offen bekämpfend, sich zu dem Heil des Vaterlandes opfert? Selbstverachtung, tödtlichste der Thaten für Mannes-seelen, vor Dir wenigstens will ich mein Herz bewahren. Ich war ein blutiger Mann, aber immer trachtete ich nach Ruhm und Größe. Jetzt, wo mein Weg mich hinabführen will zur Schmach, habe ich, meinem Schicksale gegenüber, auch eine Stimme, ein denkender Geist, und will zwischen mich und die schon siegfrohe Hölle ein Felsstück schleudern, das nur der Obem des Auferstehungstages zu heben im Stande ist. — Sein Antlitz leuchtete in seltsamer Verklärung. — Wie das manchmal so ganz anders im Leben kommt als man dachte!“ sprach er, seit Jahren zum ersten Mal wieder in hoher Ruhe. „Gesunken ist Marat, mein Todfeind. Auch Robespierre wird einst sinken. Das Volk, durch Charlottens Blut verhöhnt, würde wieder um meinen Triumphatorwagen tanzen. Erlangen könnte ich, wonach meine Seele dürstete. Der Weg zur Herrschaft bahnt sich, aber ich will ihn nicht betreten und dieser Entschluß allein, Charlotte, läßt mich dem unvermeidlichen Zusammentreffen mit Dir mit Manneswürde entgegen gehen.“

Er schritt nach seiner Wohnung, und trat bald darauf feierlich ernst unter die Blutrichter. Auch die Menge hatte, wie sie gedroht, sich eingefunden. Deffentlich ward das heldenkühne Mädchen verhört. Also lautete die Frage des Inquisitionsrichters und die Antwort der Heldin\*):

„Ihr Name?“

„Maria Anna Charlotte Corday.“

„Ihr Alter?“

„Fünfundzwanzig Jahre weniger vierzehn Tage.“

„Was hat Sie bewogen, Marat zu ermorden?“

„Seine Verbrechen. Er hat unsern Nationalcharakter verderbt und die Moral des Volks zerstückt. Das Ungeheure entehrte uns vier Jahre lang; zum Glück war er kein Franzose.“

„Haben Sie Mitschuldige?“

„Ja! Alle Rechtschaffene in Frankreich . . . . . Kennen Sie das menschliche Herz so wenig, um nicht einzusehen, daß es weiter keiner fremden Eingebungen als der eben angeführten bedurfte, und daß man besser seinen eigenen Willen vollführt als einen fremden?“

„Lieben Sie die republikanische Verfassung?“

„Ob ich sie liebe? Ja, ich liebe sie, aber den Franzosen fehlt es an Geist und Energie, um gute Republicaner zu sein. Ich bin es müde, länger unter einem so herabgewürdigten Volke zu leben.“

„Kennen Sie dies Messer?“

„Ja, es ist dasselbe, mit welchem ich den Anarchisten getödtet habe.“

„Standen Sie mit irgend einem Manne in einer besondern Verbindung?“

Während der Inquisitionsrichter also, aus einem juristischen Grunde, fragte, wandte Romme sein schüchternes, bleiches und doch noch immer majestätisches Antlitz stumm nach Charlotten. Diese antwortete:

„Ich habe keinen Mann gefunden, den ich meiner würdig gehalten hätte, denn Marat lebte noch.“

Noch immer blickte mit unverkennbarer Rührung Romme auf die Angeklagte. „Und Du sollst mich doch wieder achten lernen,“ schien sein Blick zu sagen. — Das Verhör war beendet, Charlottens Todesurtheil im Voraus beschlossen, ihre Vertheidigung bloß der Form wegen noch nöthig.

„Nicht wird Niemand vertheidigen wollen,“ sagte sie mit himmlischer Sanftmuth und fügte dann, noch immer im Kriege mit der Hölle — geistreich wispig hinzu: „Es wäre denn Robespierre.“

„Nicht Robespierre, ich vertheidige Dich, herrliches Mädchen,“ rief hervortretend Eur. Es war das erste Mal, daß sie sich nach Marats Tode wiedersehen.

„Was wollen Sie thun?“ fragte gerührt Charlotte. „Ueberzeugen Sie sich an den Blicken dieser Richter, dieses Volkes, daß keine Rettung für mich ist.“

„Deinem Tode kannst Du nicht, Deinem Ruhme sollst Du nicht entgehen, o Mädchen!“ entgegnete Eur, ihr mit den großen, treuherzigen, leuchtenden Augen in die Seele schauend. „Präsident des Revolutionsgerichtes, ich fordere mein und dieser Angeklagten Recht.“

Und der Präsident gewährte, und Eur, schön wie der belvedere'sche Apoll, der von Siegesthat schwärmt, bestieg den Rednerstuhl. Daß diese Vertheidigung in solcher Zeit ihm selbst tödtlich werden könne, ja müsse, sahen seine Freunde, sah er selbst voraus. Auch der Vertheidiger des unglücklichen Ludwig starb auf dem Blutgerüste. Alles schweig erwartungs-voll. Eur sprach:

„Richter, Volk, erwartet nicht, daß ich in Form Rechts die That vertheidige, die Ihr Verbrechen nennt. Sie bedarf keiner Vertheidigung —“

Murren des Volks. „Hört! hört!“

„Sie bedarf keiner Vertheidigung,“ wiederholte nachdrucksvoll der Redner. „Nur in welcher Beziehung diese That, durch des Mädchens eigene Aussage am schönsten erbetert, zu Vor- Mit- und Nachwelt stehe, laßt mich angeben. Denn, Männer der Revolution, Euch ziemt zu hören, wie die Geschichte Euch richten wird und Charlotten. Vorwelt, sende zuerst Deine Bilder, die kräftigen, aber kalten. Jene Virginia, zur Sklavin erklärt, verlor dadurch alle Personenrechte und ward zu einer Sache, käuflich und nutzbar, gleich dem Lamme, gleich der Erdscholle. Da bot sie dem Dolche des Vaters die Brust, und Weider Namen grub Elto in ihre Tafel. Jene Portia, als vor dem schwachen Octavian ihres Brutes Steine sanken, verschlang glühende Kohlen. Ihre Größe nicht überlebt zu haben, ist ihr ganzer Ruhm. Jene Arria, männlicher als ihr Mann, ihm den Dolch mit dem Ausrufe: Es schmerzt nicht! bietend, fügte sich rasch und edel in die Nothwendigkeit. Alle jene Seelen lagen in den Banden des Eigenen. Rohe Willensstärke zeigt uns das Alterthum, die christliche Arria geistigen Adel.“

„Charlotte, auf Dich und die Mitwelt komme ich jetzt. Ein Volk stand auf in seiner Kraft, die Freiheit wollte es, die Menschenrechte, aber statt des Lichtes brach Nacht, statt

des Segens Fluch herein. Für eine Bastille hundert permanente Guillotinen, für einen ermordeten König Volkstyrannen —“

Wie rasend fuhr hier Marats und Robespierre's Partei auf.

„Volkstyrannen,“ rief noch einmal der unerschrockene Eur. „Da sieh! in der allgemeinen Anarchie, wo die Männer, bald Royalisten, bald Girondisten, bald Jacobiner, planlos irren und schwanken, hält allein eine weibliche Seele am Anker der Tugend fest. An Körper und Geist schön ist das Mädchen. Freundschaft, Liebe, Bewunderung bieten ihr Kränze. Aber in himmlischer Aufopferung statt der Freude den Schmerz, statt Fülle des Lebens den Tod wählend, größer als Portia, Arria, Virginia, zieht sie gegen Frankreichs blutigsten Dampyr aus, kommt wie Cäsar, sieht wie Cäsar, siegt wie Cäsar!“ —

„Auf die Guillotine er und sie, die er liebt,“ unterbrach ihn hier Volkswuth. Sie bezähmte sich erst, als der Präsident, der mit einem, Vielen unerklärbaren Wohlgefallen dem Redner zuhörte, dreimal zur Ordnung gerufen hatte. Sie bezähmte sich nur, weil sie gewiß war, daß beide Opfer ihr nicht ent-rinnen würden.

Eur, im schönsten Rednerfeuer, das sich nach und nach bis zur prophetischen Begeisterung steigerte, fuhr fort:

„Wie Cäsar, Charlotte, wirst Du auch zu sterben wissen. Die Mitwelt, dem Wahnsinne verfallen, lobt Dir mit der Guillotine; aber ich, Dein Redner, Dein Vertheidiger, spreche im Namen der Nachwelt Segen aus über Dich und Verdammung über Deine Richter, über dies ganze blutdürstige Volk. Büßstrafe der Revolution, Königsmörder dort auf den Richterstühlen, dort auf den Tribunen, drückt nicht, zittert! Die Umwälzung, die Ihr zu leiten Euch vermeist, wird, mächtiger als Ihr, Euch Alle verschlingen. Der eine Tyrann ist schon gefallen, der andere, Robespierre, wird fallen. Bleich, von gefährlicher Wunde entseelt, Hülfle suchend, Bohm findend, seh' ich ihn auf dem Wege zur Guillotine, während sein jüngerer Bruder vorankürzt — Sturz des Todes! Ihr Alle, Mitgenossen seiner Verbrechen, gehört der Verwesung an, Charlotte allein dem Ruhme. Und nun, Richter, Volk, die Ihr der Heiligtums Todesurtheil schon im Voraus beschloßet, führt auch mich zum Tode unter den Donnern des Weltgerichtes, das ich vom Himmel herabriß auf — Euch!“

Von der Rednerbühne flog jetzt Eur wie ein Sieger, obschon die Blicke der Richter und des Volkes ihm Tod stammten. Wer aber wagte zu schildern, was, während ihr Freund für sie sprach, Charlottens Herz empfand? Ihre hohe Seele glühte für den Ruhm. Liebevoll erkannte sie begeistert Liebe Werth, und sich von ihr so verstanden, so gegen die Mitwelt vertheidigt, im Namen der Nachwelt getödtet zu sehen — weih süßer Lohn für das Mädchen, das Alles, Glück, Freiheit und Leben im Kampfe für Tugend hingab! „Ich danke Ihnen!“ war Alles, was sie, innig bewegt, ihrem Vertheidiger sagen konnte. Doch in den drei Worten einten sich Weider Seelen, nicht für die Erde, nein, für den Himmel.

Romme hatte sich abgewandt. Stumme Winke von ihm befaßten jetzt Allen, sich zurückzuziehen. Eine Kunde seines eigenen Verhältnisses zu Charlotten war zu dem Volke gedrungen und steigerte das Verhängnisvolle dieser Stunde. Allein mit den Richtern, die er zu Charlottens Verbannung unwiderwillig entschlossen fand, wandte er, in dessen Seele keine Feindschaft mehr war, Alles an, wenigstens den heldenmüthigen Eur von der Todesstrafe zu befreien. Ganz irr an ihm werdend, aus seinen Freunden in Feinde sich verwandelnd, stürzten die Blutrichter wild ihn an, beharrten bei ihrem Verurtheilungssysteme. Da ließ Romme die Angeklagten zurückführen. Durch die wieder geöffneten Pforten stürmte auch das Volk.

„Charlotte Gordan und Du, Adam Eur,“ sagte Romme fester bewegt, „bereitet Euch zum Tode. Einstimmig entschrieben diese Richter gegen Euch. Auf Euerem Todesurtheil fehlt nur eine einzige Unterschrift, die meine, zu der die Wuth von Tausenden mich, Einzelnen, zwingen will. Aber niemals leiste ich sie und meines Wortes Bürge — blick her! — sei dies.“

Er drückte eine Pistole auf sich ab und sank, ein königlicher Mann. Durch das glühende, verwilderte Herz war die Kugel gedrungen. Noch einen Blick warf er auf Charlotten. „Ich habe doch Dein Todesurtheil nicht unterschrieben,“ sagte er leise, streckte beide Hände nach Charlotten und Eur wie nach Freunden aus, deutete gen Himmel und verschrieb. Nicht im Gefängnisse, nicht bei der Ankündigung des Todesurtheils hatte eine Thräne Charlottens Auge geneigt. Jetzt weinte sie. Auf Frankreichs lichtere Zukunft wie ein Seher schauend, stand Eur an Romme's Leiche. Wie knüpfte sich an sein prophetisches Wort dieses Königsmörders Fall! Da — wie im Todesgrimme über ihren eigenen baldigen Sturz — riß die

Volkspartei die zwei Opfer zur Richtstätte. Mit Menschen bedeckt waren alle Straßen, der Pöbel zischte, schmähte. Aber die Aewe, Bürger des Himmels, schwärmend für Jugend, Freiheit, alle höchsten Güter der Menschheit, blühten wie Seltge auf das Gewühl nieder. Seine Engel sendete der Himmel, sie zur schönen Heimath zu geleiten, und der Todesfarren ward ihnen zum Wagen des Sieges, das Blutgerüst zum Throne. Charlottens Fassung blieb unerschütterlich. Ihre unbeschreibliche Sanftmuth, die Goldseligkeit ihres Bes-

ens erhobte selbst ihre Senker. Nur da überzog höhere Mithie ihre schöne jungfräuliche Wange, als sie Mantel und Halstruch von sich legen und sich so dem Auge der Zuschauer aussetzen mußte. Sie selbst legte noch ihren Kopf unter der Hellenmaschne zurecht. Freudig folgte ihr im Tode. Den letzten Blick ihres schönen Auges hatte er empfangen.

So starb Charlotte Corhan aus Liebe für ihr Vaterland, Adam nur aus begeisterter Liebe zu Charlotten. Ihr Ruhm wird ewig dauern. Eine Thräne ihrem Andenken!

## Karl Geib l. Göppinger.

### Johann Geiler von Kaisersberg l. Kaisersberg.

### Henriette Wilhelmine Geisler

eine Tochter des Kaufmanns Holdentriever zu Naumburg, ward daselbst am 1. September 1772 geboren und vermählte sich 1793 mit dem herzogl. Sachsen-Gothaischen Regierungsrath J. G. Geisler in Gotha. Sie starb am 25. November 1822 in Dresden.

Von ihr erschien im Druck:

Auswahl aus den Gedichten H. W. G.'s. (besorgt von F. Jacobs) Gotha 1823.

Ein hübsches lyrisches Talent, das sich mit Zartheit und Innigkeit ausdrückt.

## Christian Fürchtegott Sellert

ward am 4. Juli 1715 zu Haynichen, einem Städtchen im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater als Prediger lebte, geboren. Die bedrängten Umstände dieses Letzteren, der bei ärmlichem Einkommen eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte, zwangen den Knaben, dessen Fähigkeiten sich vielversprechend entwickelten, schon früh auf Erwerb zu sinnen; er beschäftigte sich daher mit Abschreiben und gewann dadurch bald große Gewandtheit in Führung der Feder. Im Jahre 1729 bezog er die Fürstenschule zu Meißen, und befreundete sich hier innig mit Gärtner und Rabener, welche ebenfalls dort gebildet wurden und gleichen Eifer für die Dichtkunst und die schönen Wissenschaften zeigten. Er studirte darauf Theologie in Leipzig, seit 1734, lehrte nach vollendeter akademischer Laufbahn zu seinem Vater zurück, und übernahm dann, da Kränklichkeit und Schüchternheit ihn von dem Beruf eines Predigers abwandten, die Erziehung zweier Adlichen in der Nähe von Dresden. Diese Stelle gab er jedoch binnen Kurzem wieder auf, und begleitete 1741 seinen Neffen, den er für die Universitäts vorbereitete hatte, nach Leipzig. Hier lebte er wissenschaftlichen Beschäftigungen und ernährte sich durch Privatunterricht. — Anfangs neigte er sich der damals in vollster Blüthe stehenden Gottschedischen Schule zu und nahm Theil an den, von Gottsched's eifrigstem Jünger, herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Wises,“ zu denen er mehrere Beiträge lieferte. Das einseitige Treiben dieser Schule und ihre Geschmacklosigkeit veranlaßten ihn jedoch nach kurzer Zeit, sich gänzlich von ihr loszusagen und sich mit talentvolleren Freunden zu besserem Streben zu verbinden. — Im Jahre 1744 erwach er sich die Magisterwürde und hielt sehr beifällig besuchte Vorlesungen über Moral und schöne Wissenschaften. 1751 ward er außerordentlicher Professor der Philosophie und wirkte fortwährend äußerst segensreich durch Lehre und Beispiel. Allgemein geehrt, starb er, nach langen schmerzlichen Leiden, gott ergeben und heiter, am 13. December 1769 im fünfundsfunzigsten Jahre seines Alters.

Seine (C. F. Sellert's sämtliche) Schriften (10 Thle. N. verbesserte Auflage. Leipzig 1784) enthalten:

1r Theil. Fabeln und Erzählungen.

2r Thl. Morallische Gedichte. — Vermischte Gedichte. Geistliche Oden und Lieder.

3r Thl. Lustspiele. — Die zärtlichen Schwestern. — Das Orakel. — Die Betschwester. — Das Loos in der Lotterie. — Sylvia. — Die trankte Frau. — Das Band.

4r Thl. Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen. — Leben der schwedischen Gräfin von G.

5r Thl. Einzelne Abhandlungen und Reden.

6r und 7r Thl. Morallische Vorlesungen.

8r und 9r Thl. Briefe. 2 Thle.

10r Thl. C. F. Sellert's Leben von J. A. Cramer.

Später erschienen noch:

Briefwechsel mit Demoiselle Lucius, herausgegeben von F. A. Ebert. Leipzig 1822.

Aufgefundene Familienbriefe, herausgegeben von A. Th. Leuchte. Freiberg 1819.

Einzelne Schriften, namentlich die Fabeln, die geistlichen Oden und Lieder u. s. w. erlebten unzählige Auflagen und wurden eben so oft unrechtmäßig nachgedruckt. Vollständige literarische Nachrichten über Sellert's Werke finden sich in: D. H. Döring, Sellert's Leben. Greiz, 1833. 2 Thle.

Die vortrefflichste Charakteristik Sellert's gibt unstreitig der geistreiche und gerechte Bouterweck in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Th. 11 S. 163, wo er von ihm sagt: Sellert ist einer der achtungswürdigsten deutschen Schriftsteller. Sein Andenken herabzusetzen, wäre unverzeihlicher Undank, obgleich seine Schriften nicht für die Nachwelt bleiben konnten, was sie für ihr Zeitalter waren. Weder schöpferisches Genie, noch philosophischer Geist, noch hinreißende Kraft der Darstellung haben Sellert's Ruhm begründet. Die Schüchternheit seines persönlichen Charakters, sie mochte nun ihm natürlich oder durch seine ununterbrochene Kränklichkeit veranlaßt sein, ließ ihn

auch in der schönen Literatur an keine Reform denken, bei der etwas zu wagen war. Aber eben dieser persönliche Charakter zeigt sich auch von der liebenswürdigsten Seite in Sellert's Schriften. Die unerkünstelte Zartheit und Wärme seines moralischen Gefühls und die Innigkeit seiner christlichen Religiosität standen unter der Aufsicht eines ruhigen Verstandes, der nicht tief forschte, aber alles Wider sinnige und Phantastische weit von sich entfernte hielt. Den Leichtsinns verabscheuend, fand er ein liberales Wohlgefallen an allen ihm nur irgend unschuldig scheinenden Freuden der Phantasie und des Witzes. Die Strenge seines moralischen Ernstes störte ihn nicht in der Heiterkeit, die ihm natürlich war und erst in der zweiten Hälfte seines Lebens durch die Hypochondrie verschleucht wurde. Ein seines Gefühl für Natürlichkeit, Schicklichkeit und richtiges Verhältniß, war die Grundlage seines Geschmacks. Phantasie und Witz hatte er gerade so viel als nöthig ist, die natürliche Schwäche des Gefühls und des gesunden Verstandes durch mannigfaltige Reize des Styls zu beleben. Die Klarheit, Leichtigkeit und gefällige Correctheit seines Styls mußte sein Zeitalter um so mehr anziehen, weil sie so anspruchslos ist, und den Deutschen, die noch immer nach französischer Bildung strebten, im Beispiele zeigte, was sie sich von den wirklichen Vorzügen des französischen Geschmacks aneignen könnten, in dessen Besitz die Gottsched'sche Schule durch geistlose Befolgung trockener Regeln sich gesetzt zu haben glaubte. Auf diese Art wurde Sellert einer der gemeinnützigsten Schriftsteller, deren das Zeitalter bedurfte, und die es sich wünschte. Seine Schriften mußten einen großen Theil des Einflusses, den sie damals auf die allgemeine Bildung hatten, verlieren, sobald das Publicum anfang, an seine Lieblinge Ansprüche zu machen, die Sellert nicht befriedigen konnte; aber ohne Sellert würde es in der Bildung, deren es bedurfte, noch länger zurückgeblieben sein. —

Fügen wir noch hinzu, daß vor Allem seine Fabeln, so wie mehrere seiner geistlichen Lieder, sich mit Recht in der Gunst der Nation erhalten haben; die ersteren sind, streng genommen, noch nicht übertroffen worden, denn keiner seiner Nachfolger besitzt die gutmüthige, schalkhafte Behaglichkeit und Naivetät der Darstellungsweise, durch welche Sellert ihnen einen so großen bleibenden Reiz zu verleihen mußte. — Seine übrigen Schriften haben, wie W. sehr treffend bemerkt, ihre Wirkung eigentlich nur seiner Persönlichkeit zu verdanken, welche daher immer geringer werden muß, je mehr wir durch den Fortschritt der Jahre ihr sowohl, wie den allgemeinen Zuständen, in welchen sie sich bewegte, entfremdet werden. Auf keinen Schriftsteller läßt sich überhaupt mehr und richtiger, als auf Sellert, Buffon's bekannter Ausspruch anwenden: *Le style, c'est l'homme.* —

Die ähnlichsten Bildnisse Sellert's sind von Hause, Seyser und Preisler, nach einem Originalgemälde von Graff, in Kupfer gestochen worden. Eine Medaille mit dem wohlgetroffenen Kopfe Sellert's verfertigte und prägte Volthausen in Zürich 1779 auf ihn.

### Das Schicksal.

D Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,  
Nach welchem Gott die Welt regiert?  
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,  
Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?  
Du siehst bei Dingen, die geschehen,  
Wie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;  
Und hoffest doch den Grund zu sehen,  
Warum das, was geschah, geschicht?  
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.  
Dieß siehst du freylich nicht bei allen Fällen ein;  
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:

So müßtest du, was Gott ist, sehn.  
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,  
Die du zu sehn zu blöb am Geiste bist;  
Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,  
Daß das, was Gott verhängt, aus welchen Gründen fließt,  
Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,  
Und ihn von jenem ew'gen Rath,  
Der unser Schicksal lenkt, um größte Kenntniß bat:  
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,  
Worauf er stand, hinab in's Thon sehen.  
Hier stieß ein klarer Dövel. Ein reisender Soldat  
Stieg bei dem Dövel von seinem Pferde,  
Und trank. Kaum war der Reuter fort:  
So lief ein Knabe von der Herde  
Nach einem Trunk an diesen Ort.  
Er fand den Geldsack bei der Quelle,  
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn, und entwich;  
Worauf nach eben dieser Stelle  
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.  
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder,  
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,  
Bis es im Schlaf des Alters fast vergaß.  
Indessen kam der Reuter wieder,  
Bedrohte diesen Greis mit wilhem Ungeflüm,  
Und foderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,  
Der Alte steht und weint, der Reuter flucht und droht,  
Und schießt zuletzt, mit vielen Wunden,  
Den armen Alten während todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;  
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,  
Wie in der Welt sich alles billig fügt.  
Denn wiß: es hat der Greis, der igt im Blute liegt,  
Des Knabens Vater einst erschlagen,  
Der den verlohrenen Raub zuvor davon getragen.

### L i s e t t e.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette,  
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.  
Nun weiß man wohl, wie junge Weiber sind;  
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,  
So gern er sie verlassen hätte:  
Denn laßt ein Weib schön, wie Citheren, seyn,  
Wenn sie die Blattern hat: So nimmt sie nicht mehr ein.  
Hier sitzt der gute Mann, zu seiner größten Pein,  
Und muß des kranken Weibes pflegen,  
Ihr Küßen oft zu Rechte legen,  
Und oft durch ein Gebet um ihre Befreyung flehn;  
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.  
Ich härt ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weiß ihm nicht zu rathen.  
Vielleicht bekennt er sich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;  
Und Lorchon ward dazu erlesen,  
Weil ihr Lisettens Eigenfinn  
Vor andern längst bekannt gewesen.  
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,  
Und wußte sich in allen Stücken  
Gut in die franke Frau zu schicken,  
Und auch in den gesunden Mann.  
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,  
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehen.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,  
Von langer Weile zu befreyn?  
Der Mann steht Lorchon an, und redt mit ihr durch Blicke,  
Woll er nicht anders reden darf;  
Und jeder Blick, den er auf Lorchon warf,  
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.  
Ach, arme franke Frau! es ist dein großes Glück,  
Daß du nicht sehen kannst, dein Mann thut recht galant;  
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,  
Hat Lorchon schon vorher gekannt,  
Und sie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.  
Ja wenn sie blos durch Blicke redten:  
So möcht es endlich wohl noch gehn;  
Alein bald wied man sie einander lassen sehn.



Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,  
Und kneibt sie in die vollen Backen;  
Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,  
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.  
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;  
Allein sie küßten gar zu laut,  
Wie konnt es anders seyn? Effette mußt es hören.  
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?  
Madam, Madam! ruft Lorchon schnell,  
Es ist ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,  
Und will sich nicht zufrieden geben.  
Ach, spricht sie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!  
D gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

### Die Verschwiegenheit.

D Doris, wärest du nur verschwiegen:  
So wollt ich dir etwas gestehn;  
Ein Stück, ein ungemein Vergnügen = =  
Doch nein, ich schweige, sprach Eiren.  
Wie? rief die schöne Schäferin,  
Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?  
Du kannst mirs sicher offenbahnen;  
Ich schwör, es solls kein Mensch erfahren.

Du kennst, versteht Eiren, die spröde Sylvia,  
Die schüchtern vor mir stoh, so oft sie mich sonst sah.  
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;  
Doch ach, ich darf nicht weiter reden.  
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;  
Es wär um ihre Günst, und um mein Glück gethan,  
Wenn Sylvia dereinst erfähre,  
Daß = = = Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwäre.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.  
Ja wohl! Doch sage ja kein Wort.  
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,  
Und ist von ihr den ersten Kuß bekommen.  
Eiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;  
Doch eines bitt ich dich, du mußt verschwiegen seyn.  
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,  
Braucht niemand auf der Flur, als ich, und du, zu wissen.  
Drum bitt ich, Doris, schweige ja,  
Sonst steht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?  
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.  
Geseht, daß Doris auch es dem Damoet vertraut;  
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damoet, kömmt ihr verklebt entgegen,  
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,  
Was ihr sein Freund, Eiren, gesagt?

Damoet! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,  
Du kennst den ehrlichen Eiren;  
Es war nichts wichtiges, sonst wärd ich dir's gestehn.  
Er sagte mir = = = Verlang es nicht zu wissen;  
Ich hab es ihm versprochen müssen,  
Daß ich zettelndes schweigen will.

Damoet wird traurig, schwelget still,  
Umarmt sein Kind, doch nur mit halben Feuer.  
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damoetens Kuß  
So unvollkommen schmecken muß.  
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer?  
D zürne nicht, ich will es dir gestehn:  
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Eiren,  
Und hat ihm ist, in ihrem Leben,  
Den allerersten Kuß gegeben;  
Allein du mußt verschwiegen seyn.

Damoet verspricht's. Kaum ist Damoet allein:  
So fühlt er schon die größte Pein,  
Sein neu Geheimniß zu bewahren.  
Ja! fängt Damoet zu singen an:  
Ich will es keinem offenbaren,  
Daß Sylvia Eirenen liebt,  
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;  
Du, stummer Busch, nur sollst's erfahren,  
Wen Sylvia verfohlen liebt.

Doch ach! In diesem Busch war unfre Sylvia,  
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah

Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,  
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wußte.  
Sie läuft, und sucht den Schwäger, den Eiren.  
Ach Schäfer, ach, wie wird dir's gehn!  
Mich, fängt sie an, so zu betrüben!  
Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?

Und kurz: Eiren verliert die schöne Schäferin,  
Und kömmt, Damoeten anzuklagen.  
Ja, spricht Damoet, ich muß es selber sagen,  
Daß ich nicht wenig strafbar bin;  
Allein, wie kannst du mich den größten Schwäger nennen?  
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

### Die junge Ente.

Die Henne fährt der Jungen Schaar,  
Vorunter auch ein Entchen war,  
Das sie zugleich mit ausgebrütet.  
Der Zug soll in den Garten gehn;  
Die Alte giebt's der Brut durch Locken zu verstehn;  
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,  
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.  
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen,  
Sie läuft hinein, sie badet sich.  
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?  
Wer hieß dich in das Wasser gehen?  
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfigem Gesieder  
Das Ufer zehnmal auf und nieder,  
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;  
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein,  
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.  
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;  
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,  
Und fragt die Henne ganz erfreut,  
Warum sie denn so ängstlich schreyt?

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen;  
Der kann mit Lust zu Felde liegen,  
Und dich erschreckt der bloße Name, Feld.  
Der schwimmt beherzt auf offenen Meeren;  
Du zitterst schon auf angebundenen Fahren,  
Und siehst den Untergang der Welt.  
Besürchte nichts vor dessen Leben,  
Der kühne Thaten unternimmt.  
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,  
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

### Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,  
Die uns um die Gesundheit bringen!  
Doch nöthig ist, daß man sie kennen lernt.  
Je mehr wir solcher Dwellen wissen,  
Vorwärts Gefahr und Unheil fließen;  
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

Des Mannes theurer Zeitvertreib,  
Sulpitia, ein junges schönes Weib,  
Giang munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,  
Und fiel halbtodt aufs Ruhebette nieder.  
Sie röthelt. Wie? Vergift ihr Blut den Lauf?  
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!  
Geschwind! doch läßt sich dieß erzwingen?  
Sechs Hände waren zwar bereit;  
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,  
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;  
Mit Recht besürzt ihn diese Noth.  
Zu früh ist's, nach der Gattinn Tod  
Im ersten Jahre sich zu sehnen.  
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap  
Erscheint so gleich in vollem Trab,  
Und setzt sich vor das Krankenbette,  
Vor dem er sich so eine Niene gab,  
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.  
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,  
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,

Und läßt die Krankheit zu verdrängen,  
Sich ellends Dint und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann  
Den so erfahrenen Arzt bey Seite,  
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?  
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:  
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?  
„Das brauch ich Ihnen nicht zu sagen,  
„Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,  
„Wenn sich die jungen Weiber klagen.“

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.  
Die Nacht verstreicht, der Krank ist eingenommen;  
Allein der theure Krank hilft nicht.  
Drum muß der zweite Doctor kommen.

Er kömmt! Geduld! Nun werden wir erfahren.  
Was ist? was fehlt der schönen Frau?  
Der Doctor sieht es ganz genau,  
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger sehn?  
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?  
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,  
Denn einer muß sich doch betrügen.  
Nein, überlaßt sie der Natur,  
Und dem ihr so getreuen Bette;  
Geseht, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:  
So ist sie nicht so schlimm, als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest sie heute.  
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,  
Und eh die Stunde halb verfliehet,  
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?  
Ach ungeschlicher Mann, du nöthigst sie zum Sprechen.  
Wie? wird sie nicht das Neben schwächen?  
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,  
Und an der Sprache hörst du schon,  
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.  
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!  
Der Tod, der Tod dringt schon herein,  
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;  
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid ge-  
tragen.

Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.  
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;  
Ist dieß vielleicht mein Sterbekleid?  
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen;  
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:  
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,  
Von solchem Stoff, als er, er wird schon wissen,  
Für meine Freundinn machen müssen;  
Es ist nichts schöner auf der Welt.  
Als ich zuletzt Besuch gegeben:  
So trug sie dieses neue Kleid;  
Doch geh er nur. D' kurzes Leben!  
Es ist doch alles Eitelkeit!

D fasse' dich, betrübter Mann!  
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.  
D laß die Hoffnung nicht verschwinden!  
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,  
Sie reden heimlich vor der Thüre.  
Der Schneider thut die größten Schwüre,  
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.  
Sulpitia liegt noch danieder,  
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.  
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?  
Er hat es in ein Tuch geschlagen,  
Er wickelt's aus. D welche Seltenheit;  
Dieß ist der Stoff, dieß ist das reiche Kleid.  
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel, spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken,  
Rein ganz Vermögen gab ich hin,  
Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmutz erblicken.  
D! fängt sie an, so krank ich bin:

So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.  
Ich will mich aus dem Bette wagen;  
So können Sie noch heute sehn,  
Wie mir das neue Kleid wird sehn.

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,  
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.  
Man pußt sie an, gepußt trinkt sie Kaffee.  
Kein Finger thut ihr weiter weh.  
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,  
Und durch das Kleid muß sie genesen.  
So heilt des Schneiders kluge Hand  
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

### Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,  
Und dem man manchen Vorschlag that,  
Hat einen Greis um einen guten Rath,  
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weiß ich nicht.  
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.  
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:  
So wählet euch ein schön Gesicht;  
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,  
Als am verliebten Zeitvertreib:  
So dien ich euch mit einem andern Rathe,  
Bemüht euch um ein reiches Weib;  
Doch strebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range,  
Nun so vergeßt, daß bessere Mädchen sind,  
Wählt eines großen Mannes Kind,  
Und untersucht die Wahl nicht lange;  
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,  
Als für die Sinnen und den Leib:  
So wagt's, um euch nach Wunsche zu vermählen,  
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.  
Hier schwieg der Alte lachend still.

Ah, sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen:  
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,  
Wenn ich zufrieden leben will?  
Und wenn ich, ohne mich zu grämen = = =

D, fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine nehmen.

### Die beiden Mädchen.

Zwo junge Mädchen hofften beide,  
Worauf? Gewiß auf einen Mann;  
Denn dieß ist doch die größte Freude,  
Auf die ein Mädchen hoffen kann.  
Die jüngste Schwester, Philippine,  
War nicht unordentlich gebaut;  
Sie hatt ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;  
Doch eine sehr gewungne Miene.  
So fest geschürt sie immer gieng,  
So viel sie Schmuck ins Ohr, und vor den Busen hing,  
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:  
So ward sie doch bey alle dem,  
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,  
Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Caroline,  
War im Gesichte nicht so zart;  
Doch frey und reizend in der Miene,  
Und liebreich mit gelassner Art.  
Und wenn man auf den heitern Wangen  
Gleich kleine Sommerfleden fand:  
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,  
Und selbst ihr Reiz schien, solche zu verlangen.  
Sie puhte sich nicht mühsam aus,  
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten.  
Ein artig Band, ein frischer Strauß,  
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten;  
Und eine nach dem Leib wohl abgemessne Tracht,  
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;  
Er sah sie an, erkannt, und hieß sie schön;  
Allein sein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.  
Raum aber sah er Carolinen:  
So blieb er vor Entzückung stehn.

Im Bilde dieser Frauenzimmer  
Zeigt sich die Kunst und die Natur;  
Die erste prahlt mit weit gefuchtem Schimmer,  
Sie fesselt nicht; sie blendet nur.  
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,  
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

### Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,  
Der minder, weil man ihn bezahlte,  
Als, weil er Ehre suchte, malte,  
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,  
Und bat sich seine Meinung aus.  
Der Kenner sagt ihm frey heraus,  
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,  
Und daß es, um recht schön zu seyn,  
Weit minder Kunst verrathen sollte.  
Der Maler wandte vieles ein:  
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,  
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Ged heretn,  
Und nahm das Bild in Augenschein.  
O, tief er, bey dem ersten Blicke,  
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!  
Ach welcher Fuß! O wie geschickt  
Sind nicht die Nägel ausgebrückt!  
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.  
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,  
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,  
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt gerühret,  
Und sah den Kenner kläglich an.  
Nun, sprach er, bin ich überführt!  
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.  
Der junge Ged war kaum hinaus:  
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:  
So ist es schon ein böses Zeichen;  
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:  
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

### Von den Trostgründen wider ein sieches Leben.

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Lesern zu sagen, ehe ich mit ihnen von den Trostgründen wider ein sieches Leben rede, daß ich selber mit diesem Uebel seit verschiedenen Jahren beschweret bin. Es ist wahr, daß ich deswegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von diesen Gründen handeln werde, als ein anderer; aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache sprechen, wenn man sie selber empfunden hat. Es giebt eine gewisse Berechtbarkeit des Person, die nicht so wohl durch den Verstand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterstüzt wird. Sie erwecket die Aufmerksamkeit und das Vertrauen des Andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der seine Leser in diese Gemüthsverfassung setzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal so begierig annehmen, als sie nicht thun würden, wenn er sie gleich durch die beredteste und tief sinnigste Abhandlung in Frauen und Bewunderung gesetzt hätte. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so muß es denen Kranken, die man beruhigen will, lieber seyn, den zu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hilfe kömmt, als einen, der diesen Vortheil entbehret. Wie glücklich will ich mich schätzen, wenn ich meinen siechen Mitgesellen die Last, unter der sie seufzen, durch diese Schrift in etwas erleichtere! Diese Absicht hoffe ich um desto eher zu erreichen, je weniger ich durch diese Blätter nach dem Ruhme des Wises und der Gelehrsamkeit strebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bei unserm Unterrichte zu sorgen. Ich selber will mich mit befriedigen, indem ich andere zu beruhigen suche, und eben diese Bemühung soll mir zu einem neuen Trostgrunde bey siechen Stunden dienen.

Wir sagen meistens, daß derjenige ein sieches Leben führe, der mit gewissen Plagen des Körpers beschäftigt ist, die ihn nie ganz verlassen, oder doch selten von ihm weichen; der viele Jahre, oder die größte, oder die ganze Zeit seines Lebens mehr krank, als gesund ist. Da eine Krankheit an und für sich schmerzhafter ist, als die andere; da sie hier länger anhält, als dort; hier öfter kömmt, dort geschwinder weicht bey diesem

mehr Theile angreift, als bey dem andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths schwächt; dem einen fast alles Vergnügen des menschlichen Lebens raubt; dem andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da sich sowohl bey den Krankheiten, als bey den Personen, als bey den kufferlichen Umständen derselben eine große Ungleichheit findet: so scheint es, daß man so viele besondere Trostgründe auffuchen müßte, als sieche Menschen sind. Allein wenn auch diese Mühe nicht unmöglich wäre: so ist sie doch nicht nöthig. Alle, die ein sieches Leben führen, lassen sich bey ihrer großen Ungleichheit doch darinn mit einander vereinigen, daß sie ihren Zustand für ein Uebel halten, und sich die Befreyung von demselben wünschen. In so weit kann man einerley Mittel für sie alle brauchen. Alles, was daraus folget, ist, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geschwinder oder langsamer wirken wird. Nachdem der Trost mehr oder weniger langsam finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausgerichten. Bey allen muß er doch die Kraft haben, sie größten Theils zu beruhigen, die Hindernisse mögen so stark seyn, wie sie wollen, wenn er anders ein vollständiges Mittel seyn soll.

Es giebt einen andern Unterschied bei den siechen Tagen der Menschen, der mehr zu sagen, und einen größeren Einfluß in die Trostgründe hat. Das Uebel eines siechen Lebens hat verschiedene Quellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur, oder ein besonderes Verhängniß von Gott seyn; oder es kann von unsern oder von den freyen Handlungen anderer herühren. Oder es kann endlich in Ansehung unserer Gewisheit eine unbekante Quelle haben, das heißt, wir können nicht wissen, wem wir es eigentlich zuschreiben sollen.

Man sieht leicht, daß vier Personen, die aus vier verschiedenen Ursachen sich mit einem siechen Körper tragen, nicht aus einem und eben demselben Grunde sich aufrichten können. Welcher Unterschied herrscht nicht bloß unter denenjenigen, die sich selber für die Verwässer ihrer Gesundheit halten müssen! Bald können wir aus Schwachheit des Verstands, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiß in Geschäften, bald durch einen plötzlich erregten Affect, bald durch flüchtige Laster, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen siechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben sich nicht durch eine gut gemeinte Arzenei, durch einen unvorsichtigen Trunk, durch einen plötzlichen Born, durch eine angeßtümte Nachsicht um die Gesundheit gebracht! Wird sich nicht von diesen immer einer leichter oder schwerer trennen können, als der andere!

Wer sich also bey einem siechen Leben mit Nachdruck trennen will, der muß genau untersuchen, wem er dieses Uebel zuzuschreiben habe. Ein Mensch, der durch allerhand Ausschweifungen sein eigener Peiniger geworden ist, bey dem die Laster ein quälendes Gift in seinen Säften zurück gelassen haben, und der aus Betrug des Person sein Uebel zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch diese Vorstellung niemals recht ruhig werden. Es wird sich stets ein heimlicher Widerspruch in ihm regen, der dem Trostgrunde, daß ihm Gott aus heiligen Ursachen die Last aufgelegt habe, seine Kraft rauben wird. Er wird zu gewissen Stunden glauben, daß er getrost sey, und er wird in kurzer Zeit, wenn sein Gewissen zu reden anfängt, eine Unruhe des Besten fühlen, die gar nicht weichen will, so sehr er sie sich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängniß zu vertreiben sucht. So viel als ein bahamisches Pflaster auf einer gereinigten Wunde nützen wird: so wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch scharfe Mittel noch nicht gehoben ist. Wer aus natürlicher Ehemuth und Furchtsamkeit die Leiden seines Körpers für selbstgemachte Plagen und für den Lohn seiner Thorheit ansieht, da es doch Folgen der Beschaffenheit seiner schwachen Natur, oder göttliche Schickungen sind, der wird die Bangigkeit seiner Seele eben so wenig bestreiten, als ein Mensch, der durch sein waltendes Blut in eine furchtsame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von bösen Geistern beunruhiget werde.

Indessen muß ich gestehen, daß der Rath, die Quellen seines siechen Lebens wohl zu untersuchen, gar nicht so leicht ist, als es scheint. Oft steht uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unserer siechen Tage zurück gehen wollen. Und eben die Ungewisheit, daß wir nicht einsehen können, ob unsere Schmerzen Früchte unserer eignen Thorheit und Bosheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilsame Plagen von Gott, oder die Schulden anderer Menschen sind; eben diese Ungewisheit schlägt uns oft am meisten nieder. Wie bald würde der traurige Pflaster, der sich kaum zu lassen weiß, dahin gebracht werden, sein Leben geduldig zu ertragen, wenn man ihm zeigen könnte, daß es ihm Gott oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld sey! Wie bald würde Charitas, der die Güte Gottes und seine harte Plagen des Leibes nicht mit einander vereinigen kann, vieles von seinem Unmuth fallen lassen, wenn er überführt werden könnte, daß nicht so wohl die göttliche

Fügung, als er selbst die Ursache seiner Schmerzen sey! Allein es ist in vielen und vielleicht in den meisten Fällen schwärz auszumachen, ob unsere Gleichheit ein durch unsere Schuld verursachtes Uebel, oder ein von Gott verordnetes oder verhängtes Glend sey. Chremes genießt bis in sein zwanzigstes Jahr einer guten Gesundheit. Von dieser Zeit an wird er mit schmerzhaften Zufällen geplagt, welche sich mit den Jahren immer fester setzen, und ihn, seiner Vorforge und strengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Geiztöpfe machen. Er gesteht, daß er in seinen jungen Jahren verschiedene Ausschweifungen im Trunke, oder in der Wollust begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch fiesch. Woher weis ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbet, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Mein Freund, Porcius, der zehn Jahre älter ist, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wollust ergeben gewesen, fühlet so wenig eine Abnahme an seinen Kräften, daß er sich vielmehr recht wohl befindet. Und ich soll durch etliche Ausschweifungen mich um den Besitz der Gesundheit gebracht haben? Es kann seyn; aber wa weis ich? Es ist wahrscheinlich; aber ist das Gegentheil nicht auch wahrscheinlich? Kann ich nicht die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon ist von Jugend auf fiesch gewesen; aber mit den Jahren wächst das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführt. Allein er erinnert sich doch verschiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer ist so rein, daß ihm kein Gewissen keine offenbaren Vergehungen vorrücken sollte? Cleon fragt nicht nach dem Ursprunge seines Glendes. Er will nur wissen, ob er es nicht durch diese oder jene That vermehre. Er sieht auf der einen Seite tausend Ursachen, die wider unsere Schuld eine eingewurzelte Krankheit vergrößern. Auf der andern Seite sieht er seine eigenen Thorheiten. Auch diese können das ihrige begetragen haben.

Wäre es nicht stets unmöglich, hinter die wahren Ursachen zu kommen: so macht doch unsere Eigenliebe dem Verstande tausend Blendwerke vor, durch welche er nicht durchdringen kann. Keiner will gern die ganze Ursache seines Unglücks seyn. Ist er sehr billig, so will er nur einen Theil der Schuld tragen. Einem andern fällt dieses schon schwer. Und so gern als wir alle glücklich seyn wollen, eben so gern wollen wir auch, wenn wir leiden, unschuldig leiden. Dieses Verlangen macht uns verständig, durch allerhand Ausflüchte die Schuld von uns abjulehnen, und zugleich macht es uns blind, die Ursache zu sehen, die wir nicht gern sehen wollen. Kurz, wir bleiben bey einer aufrichtigen Prüfung entweder noch ungewiß, und dieses ist schon Glend genug. Oder wir versehen uns, und halten unvermeidliche Uebel für solche, die wir uns verursacht haben. Dieses vermehret ohne Noth unsere Traurigkeit. Der wir klagen Gott und die Natur an, wo wir uns beschuldigen sollten, und stärken durch diese Klagen unsern Unmuth. Oder wir richten uns mit der göttlichen Schickung auf, und fühlen doch, weil wir selbst Schuld sind, nie eine Beruhigung. So wahr dieses und jenes ist, um desto mehr müssen wir sorgfältig den Grund des Verlusts unserer Gesundheit untersuchen. So schwer es ist, so folgt doch nichts daraus, als daß wir desto behutsamer bey dieser Prüfung verfahren müssen. So wenig als wir endlich allemal zu einer völligen Gewißheit kommen werden; so viel gewinnen wir doch, wenn wir wissen, daß wir uns alle Mängel gegeben haben, sie zu erlangen. In diesem Falle kann die Ungewißheit ein Glück für uns werden. Vielleicht find wir die einzige Ursache unsers ungesunden Lebens. Sähm wir dieses gewiß ein, so würden wir aus natürlicher Gemüthsbeschaffenheit oft gar nicht getrübet werden können. Die Vorsicht hat unstreitig aus großer Güte viele Ursachen unsers Unglücks mit einem Vorhange umzogen, weil viele den Anblick derselben gar nicht zu ertragen fähig seyn würden. Ob nun gleich die meisten fieschen Menschen nicht mit vollkommener Gewißheit die Ursachen ihrer Schmerzen entdecken werden: so darf sie doch dieses gar nicht abhalten, gar keinen Auspruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da ist die Wahrscheinlichkeit so gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre sehr unmäßig gelebet, und seiner Natur schon in ihrer Blüte alles das abgedrungen hat, was sie kaum leistet, wenn sie reif ist; dieser Damon zweifelt, wem er seine erschöpften Kräfte, seine vertrockneten Lebensgeister, seinen Krampf in den Gefäßen des Leibes zuschreiben soll. Und was hält ihn ab, daß er sich und seine begangene Laster nicht zur Ursache davon macht? Eine schwere Krankheit, die er in seinem achten Jahre ausgestanden; ein Fall von einem Baume, den er in seinem zehnten Jahre gethan. Wer weis, sagt er, was jene langwierige Krankheit für ein schlechendes Gift in mir zurück gelassen hat, das jetzt anfängt zu wirken! Wer weis, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzt hat, daß mein Körper nunmehr so sichtbar untergehet! Damon hat nicht Ursache, länger

ungewis zu bleiben. Seine Krankheit, sein Fall in der Jugend sind entfernte Ursachen. Man kann ohne diese Dinge durch bloße Unmäßigkeit sich schon in das fiesche Leben stürzen. Warum will er also nicht glauben, daß er sein eigener Verderber gewesen sey? Oder woher kann er vermuthen, daß sein Leib nicht weit dauerhafter gewesen seyn würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausschweifungen nicht selbst verwüestet hätte? Gesezt er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwachs der Jahre eben so fiesch geworden: Gesezt seine Laster wären nicht Schuld: so hat er doch nur eine Möglichkeit vor sich. Diese kann ihn, wenn er vernünftig ist, nicht verhindern, einer Wahrscheinlichkeit Gehör zu geben. Und so gewiß es auch in den Augen Gottes seyn möchte, daß sein Fall von dem Baume ihn fiesch gemacht: so wird er doch in seinem Herzen nie ruhig werden können, wenn er nicht glaubt, daß er durch seine Ausschweifungen sich selber entkräftet habe.

Wir können nunmehr das Geschlecht der Seelen in zwei Hauptlinien theilen. In der einen stehen diejenigen, die es gewiß oder doch wahrscheinlich wissen, daß sie Schuld an ihrem Leiden sind, oder nicht. In der andern diejenigen, die es weder gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthung wissen können. Beide Arten trennen sich im Anfange auf dem Wege zu ihrem Troste, und beyde kommen doch endlich wieder zusammen. Wir glauben durch diese Erinnerungen uns die Bahn zu der Anzahl der Trostgründe geöffnet zu haben. Man kann, wenn man alle, die sich sind, aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, sagen, daß es nur einen Trostgrund für sie alle giebt. Und man redt sehr wahr. Man kann aber auch sagen, daß es zwei Gattungen der Trostgründe, ja daß es so viele Arten derselben giebt, als Personen sind, und man redt nicht unrecht.

Allein was heißt trösten? Was ist ein wahrer Trostgrund? Vielen wird diese Frage unnöthig scheinen. Man glaubt, daß man gewisse Wörter sehr wohl verstehe, weil man sie täglich im Munde hat. Und es sind doch oft in ihrer Bedeutung keine ungewisser, als diejenigen, deren sich alle bedienen. Wie uns einig würden die Beschreibungen aussehen, wenn man zehn Personen sagen liesse, was trösten hiesse? Was Trostgründe wären? So viel ist gewiß. Keiner von denen, welche einen trösten wollen, will eigentlich die Schmerzen des Leibes stillen, sondern nur des Geistes, die aus jenen entstehen. Will man nun sagen, trösten hiesse die Schmerzen der Seele vertreiben, oder lindern, die aus dem Leiden des Leibes bey einem fieschen Menschen entspringen: so fragt sich nur, wie man diese verringern oder heben kann, wenn man jene nicht vermindert oder wegschafft. Gleichwohl muß trösten, wenn es etwas heissen soll, eben dieses bedeuten. Und wir sehen kein Mittel dazu, als die Vorstellungen und die Kraft gewisser Wahrheiten. Wenn die Unruhe der Seele nur in gewissen Vorstellungen des Geistes bestünde: so liesse es sich leicht begreifen, wie eine Vorstellung durch die andere könnte vermindert werden. Allein diese Unruhe ist mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird sie durch eine bloße Vorstellung des Verstandes können unterdrückt werden! Dargon ist zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinschmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil sein Körper leidet. Der andere, der seinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit seiner Seelen lindern. Er will ihn trösten, und zwar durch die Vorstellung einer Wahrheit. Er sagt ihm in der fieschen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Besitz des wahren Gutes nur in der Jugend bestünde. Wer diese hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Dargon diesen Satz glaubt. Was wird entstehen? Sein Verstand sagt ihm, daß er nicht unglücklich ist, und seine Empfindung behauptet, daß ers ist. Er will die trüben Wolken seines Geistes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es steigen aus seiner Empfindung stets neu auf. Er will es gern glauben, daß er nicht elend ist, und er wird doch genöthiget, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir sagt, der Schmerz ist kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf? Wenn also durch die bloße Vorstellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: so ist kein Weg des Trostes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn ich meinem Verstande nicht solche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken: so werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht, so ist dieses die wahre Gestalt des Trostes. Die Erfahrung mag Zeuge seyn. Philemon hat tausend Thaler verloren. Er sieht dieses Geld für ein nothwendiges Stück seiner Zufriedenheit an. Man sage ihm noch so viel von der Nichtigkeit der fieschen Güter vor. Man zeige ihm sonnenklar, daß sie nicht glücklich machen. Wird man ihn dadurch beruhigen? Er entbehret mit diesem Gelde vieles von seinem Vergnügen, von seiner Bequemlichkeit. Dieser Verlust kränkt seine Begierde glücklich zu seyn, und verursacht

Ihm unangenehme Empfindungen, die nicht aus bloßen Vorstellungen, sondern aus einem wirklichen Verluste herrühren. Wie kann nun die Betrachtung von der Eitelkeit der Güter den Mangel des Vergnügens und der Bequemlichkeit ersetzen, worinnen Philemon sein Glück sucht? Man mache ihm hingegen Hoffnung, daß er die verlorenen tausend Thaler zweimal, oder daß er wenigstens eben so viel bald wieder gewinnen werde, so wird er sich leicht zu frieden geben. Und woher dieses? Man hat Empfindung mit Empfindung bestritten. Die Vorstellung, daß er gewinnen würde, blies nicht bloß im Verstande, sie drang in das Herz. Die Einbildung zeigte ihm alle die Vortheile so lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnung schmecken mußte. Auf diese Art bestritt ein wirkliches Vergnügen ein wirkliches Mißvergnügen. Der Kranke, dem die Natur den Besitz der Gesundheit nicht gegönnet hat, weiß heute die Traurigkeit seines Geistes nicht länger zu unterdrücken. Sein Freund will ihn mit dem Trostgrunde der unumgänglichen Nothwendigkeit aufrichten. Sie, spricht er, helfen sich nichts durch ihren Unmuth. Sie vermehren nur die Schmerzen des Leibes dadurch. Fassen sie sich in Geduld. Es ist nicht zu ändern. Diese Welt ist die beste. Gott hat sie einmal so geordnet und was er macht, ist gut und kann nicht geändert werden. Die Welt, sollte sie das seyn, was sie ist, könnte ohne sie Menschen nicht seyn. Was wird der arme Kranke für eine Verhütung daraus ziehen können, daß sein Uebel ein unvermeidliches Elend ist? Leidet der weniger, der da weiß, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Gesundheit geben wird: so wird er die größten Schmerzen mit einer gewissen Freudigkeit des Geistes ertragen. Das Gefühl der Hoffnung macht den Geist munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich so rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hoffnung angefüllt ist. Man nehme tausend Gempel zu Hülf: so wird sich bey allen Zeiten lassen, daß derjenige am sichersten und kräftigsten tröstet, der die sicherste und stärkste Hoffnung erwecken kann. Und zwar daher, weil die Hoffnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft ist. Trösten wird also überhaupt so viel seyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erwecken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieses seine Nichtigkeit hat: so wird sich von sich selber geben, daß dieses die besten Trostgründe sind, die uns die stärkste und meiste Hoffnung glücklich zu werden, einflößen. Es kommt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig und auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet seyn, sonst wird sie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das sie mir verspricht, muß entweder eben das seyn, was ich mir wünsche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch größer seyn. Alle diejenigen Trostgründe, die zu diesem Zwecke nicht geschickt sind, verdienen den Namen der wahren Tröstungen nicht. Es wird sich nunmehr leicht zeigen lassen, daß die Religion allein die wahren und besten Trostgründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Philosophie erreicht das Große und Erhabene nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieses behaupte: so sehe ich verschiedene Einstellungen von Widersachern wider mich aufstehen. Einige, denen alles verächtlich und zuwider ist, was aus der Religion kommt, werden dieses Sag für unrichtig, und mich für einen frommen Schwärmer halten. Andere, die die Religion eben nicht hassen, aber auch zugleich die Vernunft nicht so wohl wegen ihrer Stärke lieben, sondern weil sie unsern Stolz zu Hülf kommt, werden mir vorwerfen, daß ich die Religion auf Kosten der Vernunft erhöhe. Andere, welche die Religion aus gutem Herzen, aus einer geheimen Ehrsucht, die oft mehr von der Erziehung, als von der Ueberzeugung herkömmt, gern bey ihrer Hoheit lassen, werden mir sagen, daß sie die Kraft derselben, uns zu trösten, nicht läugneten, aber daß sie so unglücklich wären, sie nicht zu fühlen.

Ich will diesen dreien so gut antworten, als es ihre Einwürfe verdienen. Derjenige, der die Religion entweder aus Mangel der Einsicht, oder aus Begierde sich alles zu erlauben, für nichts göttliches hält, kann unmöglich mit der Meinung zufrieden seyn, daß ihre Wahrheiten am geschicktesten sind, einen solchen Menschen aufzurichten. Er lacht über unsern Unverstand und heißt uns blödsinnig, wenn er auf die Beweise für die Wahrheit der Religion geführt wird. Ich schmelze mir gar nicht, daß ich solche starke Geister überführen werde. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, was in der Art, sich durch die Religion zu trösten, unvernünftiges enthalten ist.

Mentor mag sein Elend erzählen, und sich nach den Grundfäden der Religion trösten. Sie sollen zuhören und urtheilen, wider welch Geleg der Vernunft er verköst.

Ich bin, sagt Mentor an, seit zehn Jahren eines der elendesten Geschöpfe, wenn ich auf meinen Körper, und auf die gegenwärtige Welt sehe. Mein Leben scheint nichts, als

ein beständiger Schmerz zu seyn, der nur darum zuweilen durch einige Vergnügungen unterbrochen wird; damit ich ihn desto peinlicher fühlen soll. Diese Stunde bin ich gesund und schöpfe neue Hoffnung zu meiner Genesung. Kaum habe ich etwas Speise oder Trank zu mir genommen; kaum habe ich einen Mund voll frischer Luft geschöpft; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: so fühle ich schon die entseßlichste Bangigkeit. Ich ringe mit dem Athem, und jeder Zug, den ich mit der größten Beklemmung wage, macht den folgenden immer des schwerlicher. Ich fürchte zu sterben, und sterbe' auf diese Art ganze halbe Tage, und was noch betrübter ist, ganze Nächte. Alle Hülfsmittel sind zu nichts geschickt, als meinem Uebel, wenn es da ist, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erstickung ungeschickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder einige Tage. Aber ich fühle doch seine Gegenwart noch immer. Die Trägheit meines Geistes, die Last meiner erforderten Stücker zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o Gott, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens! Man bringt mir eine erquickende Speise, und ich zittere dabei, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genuße derselben neue Plagen entstehen werden. Die Einbildung vergrößert meine Furcht, und die Erfahrung stärkt meine Einbildung. Ich will die Dürstheit meines Gemüths zerstreuen. Ich lasse zween gute Freunde rufen. Ihre Aufmerksamkeit scheint mich zu vergnügen, und in eben dem Augenblicke beleidigt sie mich. Ein erlaubter Scherz, den der andere vorbringt, mißfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherz zu sagen, oder weil mein unruhig-voller Geist eben so wenig die Kraft eines sinnreichen Gedankens vertragen kann, als mein Magen die Nahrung einer stärkenden Speise. Kurz, ich wünsche, daß mich meine Freunde verlassen mögen. Und ich mag hinschauen, wo ich will: so sehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Bedürfnis. Entweder ich kann die meisten Güter dieses Lebens nicht genießen, oder ich genieße sie mit lauter fürchterlichen Vorstellungen, oder ich bezahle ein kleines und kurzes Vergnügen meistens mit der Reue und den Schmerzen des Leibes von vielen Stunden. Rührt mich wohl die Ehre? Vergnügt mich der Reichthum? Reizt mich die Liebe? Der Freund, die Gattin, die zahlreiche Gesellschaft, ein wohlgeschriebenes Buch, ein Scherz, ein Spiel, eine gute Musik, eine schöne Gegend, ein künstliches Gemälde, die beste Mahlzeit, die geistigste Getränke, die Einfachheit, das traurige Glück der Elenden, alles ist mir entweder zur Last, oder hat gar keine, oder doch nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für mich. Der Mangel meiner Gesundheit macht sie für mich unbrauchbar. So lange man mir diese nicht wieder geben kann: so sehe ich alle das übrige als ein Gut an, das mich von meinem Unglücke nur desto mehr überzeugen soll. Und was habe ich denn nach so vielen Jahren für Hoffnung zu Genesung übrig? Wodurch soll mein erstorbener Körper wieder aufleben? Der Arzt weist mich zur Geduld, und versetzt mir aus Sorge für meine Erhaltung so gar meinen letzten Trost, das Denken und Nachsinnen. Bin ich nicht der unglücklichste Mensch? Man biete mir die ganze Welt an. Werde ich nicht elender, je mehr ich das habe, was ich nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht allein das Vergnügen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die größten Schmerzen, und sehe keine Hülf. Womit soll ich mich aufrichten? Damit, daß ich ein Uebel des Leibes für kein wahres Uebel halte? O welche Einbildung! Vielleicht damit, daß ich mir vorstelle, daß mein und der ganzen Welt ihr Schicksal etwas unumgänglich Nothwendiges ist? Wird mein Elend leichter, weil es nothwendig ist? Warum mußte denn ich unglücklich seyn, und warum wurden andere glücklich? Soll ich mich vielleicht damit trösten, daß es noch unglückseligere Geschöpfe giebt, als ich bin? Elender Trost! Hört mein Verlangen, die Gesundheit zu besitzen, darum auf, weil andere noch ungesünder sind, als ich? Dient dieses nicht vielmehr zu neuer Furcht? Kann nicht also mein eigener Schmerz noch größer werden, weil es noch größere Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Geduld und Standhaftigkeit vermindert man sein Leiden. Und wie erlange ich diese Geduld, wider die alles in mir und außer mir streitet? Kommt es wohl auf meinen Willen an? Und was hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlangen kann? Sey gutes Muths, läßt sich ein anderer hören. Das Schicksal legt dem am meisten auf, der geschickter ist, als andere, vieles zu ertragen. Bedenke deine Größe und tröste dich damit, daß du größer, als andere bist. Welche Ehre, die sich mein Herz gar nicht wünscht! Soll ich deswegen mein Leiden hochachten, weil es andere nicht würden ertragen können? Ich frage nach der Quelle meines Unglücks; und man zeigt mir ein unerbittliches und unveränderliches Schicksal. Welcher fürchterliche Anblick, der geschickt ist, uns vollends in Verzweif-

lung zu kürzen! Ich suche Einderung; und man weist mir Personen, die noch elender als ich sind. Welch ein grausamer Trost! Ich wollte eben wissen, wie mir zu helfen wäre; und man zeigt mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennt mir die Geduld, als das einzige Arzneymittel. Ich suche es, und kann seiner nicht mächtig werden. Welche elende Hülfe! Bin ich nicht eben so unglücklich, als wenn keines vorgehanden wäre? Stillt sich mein Durst, wenn man mir sagt, daß es in jenem Brunnen eine kühle Quelle giebt, welche doch für mich verschlossen ist? Ich will ruhig werden. Man sagt mir, daß ein weiser, ein tugendhafter Mann glücklich sey, es möge ihm gehen, wie es wolle. Dein Körper geht dich nicht selber an. Die Gesundheit ist ein Gut außer dir. Die wahren Güter bestehen in deiner Seele. Diese können dir durch ein sieches Leben von tausend Jahren nicht genommen werden. Und gleichwol ist dieser Körper so unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß diese alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieses Band nicht aufheben. Ist es denn für meine Seele nicht besser, wenn mein Körper gesund ist? Wünscht und verlangt sie dieses nicht? Und wie kann ich ein Verlangen ausröthen, das zu meiner Natur gehört? Aber du würdest die Vollkommenheit meines Geistes nicht so hoch bringen, wenn du nicht in solchen Umständen wärest. Du würdest nicht die edle Standhaftigkeit, die göttliche Höheit der Seele erlangen, wenn nicht Dinge da wären, die sie in dir erwecken hülßen. Nehmet diese Dinge weg: so brauche ich jene Höheit des Geistes nicht. Will man darum jemanden ungesund machen, daß man ihn lehren kann, wie er eine Arznei dafür ausfinden könnte? Ich will gelassen werden. Man zeigt mir meine Freundin. Deine Einbildung, sagt man, vergrößert dein Unglück. Sie stellt dir dein Uebel eher vor, als es zugegen ist, und quält dich mit der Furcht. Sie stellt dir dein Unglück größer vor, als es ist, und bringt dich vollends um alle Gelassenheit. Was nützt mir dieser Rath? Ein großer Theil meines Uebels soll in meiner Einbildung bestehen. Wie kann ich dieses glauben, da ich das Uebel wirklich so groß fühle, als ich mir vorstelle? Und gut, ich will es glauben, daß meine Einbildung die Schmerzen vergrößert. Ich will sie unterdrücken; aber ich kann es nicht. Sie wächst mit meinem Uebel, und ist eine Frucht meiner Krankheit. Bin ich nun glücklicher, weil ich meinen Feind kenne, ohne das Vermögen zu haben, mich seiner zu erwehren?

Mentor hat uns sein Elend beschrieben. Es ist groß, und wir können es nicht läugnen, daß es nicht viele solcher Geplagten giebt. Er hat Recht sich zu beklagen. Denn wer kann ein Mensch, und doch zugleich ruhig seyn, wenn er das größte und liebste Gut entbehrt, und dafür das größte Uebel zum täglichen Gefährten hat? Er sucht Trost bey der Vernunft, bey den Weisen, und findet immer Einwendungen wider ihre Vorschläge. Er braucht ihre Trostgründe lange Zeit, und findet keine Einderung. Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbarung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er stellt sich verschiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewisse Beruhigung darinnen. Er wiederholt dieses Geschäfte einige Zeit, und fährt sich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den bösen einen Verstand leisten soll. Er kömmt immer zu einer lebhaftern Uebereugung, und schmeckt endlich eine gewisse Beruhigung, die, wie er sagt, ihm sein Leiden verflüßeln hülße. Er gesteht, daß er sie nicht immer gleich stark fühle, aber daß sie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er sie durch Vorstellungen wieder erwecken könne, wenn sie abgenommen. Er zeigt äußerlich eine größere Gelassenheit als sonst, und sagt, daß er dieses der Religion zu danken habe. Was habe ich für Ursache, ein Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit zu setzen? Ich frage ihn, welches denn die Gründe der Religion wären, mit denen er sich tröste. Er antwortet mir, daß er mit einem Entwurf machen wollte, wie es in seinem Verstande aussähe, wenn er sich durch die Religion aufrichtete. Ich sollte nicht glauben, daß er sich die Wahrheiten allemal in der Ordnung, und in dem Zusammenhang vorhielte, wie er mir sie sagte. Mein er dürfte sich oft nur eines Strahls von seinem Lehrgebäude erinnern: so fühle er schon die Kraft des ganzen Beweises.

Ich habe, fährt er fort, etwann so angefangen zu urtheilen. Gott, du bist das gütigste, das liebreichste Wesen, das sich nur denken läßt. Die Vernunft und die Offenbarung sagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geschöpfe nichts gedienet seyn. Du mußt vielmehr ihre Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Großmuth selbst bist. Dich hält nichts auf, die Schlüsse deiner Liebe zu vollziehen. Du bist der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglückt und vernichten kan. Gleichwol erdulde ich die größten Schmerzen, und mein Leben ist seit so vielen Jahren eine Kette von Ungemach und Elend. Du siehest mein Leiden und hilffst mir nicht. Ich untersuche mein Herz und finde den Vorwurf

nicht, daß ich mirs selbst durch Laster zugezogen hätte. Daß ich mich aufrichtig prüfe, Herr, was weiß du. Ich schliesse, daß es deine Schickung sey, daß ich so viel lide. Ich bin zu blöde, alle deine weisen Absichten in ihrem Umfange einzusehen. Allein ich sehe doch so viel, daß du nichts wollen und zulassen kannst, als was das Glück deiner vernünftigen Geschöpfe befördert. Mein sieches Leben muß entweder zu meiner, oder zur Wohlfahrt anderer dienen, oder beydes befördern sollen. Du hast meinen Geist mit einem schmerzhaften Leibe verbunden und hast mir doch zugleich das Verlangen eingeprägt, von Schmerzen frey zu seyn. Wenn ich auf die gegenwärtige Welt sehe, so streitet das erste wider meine Wohlfahrt. Wie kann ich ohne Gesundheit hier glücklich seyn? Aber ist dieses Leben, ist dieser mein Körper, ist diese Welt das einzige, wozu ich geschaffen bin? Mein unsterblicher Geist ist einer ewigen Glückseligkeit fähig. Ich lebe hier, um mich durch Gehorsam gegen dich eines ewigen und unwandelbaren Glücks theilhaftig zu machen. Auf dieses Glück muß ich sehen, wenn ich deine Absichten erreichen will. Du kannst mir meine Schmerzen, nicht als Schmerzen, sondern als ein Mittel zu meiner wahren Wohlfahrt auflegen. Dieß weiß ich gewiß. Sie müssen also, wenn ich mich allein, ohne meine übrigen Brüder, ansehe, zu meinem ewigen Heile dienen. Wir werden durch Wahrheit, durch Glauben, durch Tugend und Gehorsam gegen dich glücklich. Würde mir nicht vielleicht der Genuß einer völligen Gesundheit hinderlich an der Tugend gewesen seyn? Würde ich nicht vielleicht in ganz andern Umständen leben, wenn mein kranker Körper mich nicht daran verhindert hätte? War ich nicht vielleicht nach meiner natürlichen Beschaffenheit so sinnlich, so empfindlich gegen die äußerlichen Dinge, daß ich nie zu einer rechten Erkenntniß der Wahrheit gelangen seyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hättest, die Güter zu genießen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verloren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geistes nicht durch einen schweren Körper gehemmet worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äußerlichen Gütern wohl gemäßiget haben, wenn ich den vollkommenen Gebrauch der Gesundheit genossen hätte? Du kanntest den Bau meines Körpers, und die Beschaffenheit meiner Seele. Du sahest, daß die Gesundheit, die andern ein nützlichtes Gut ist, mich an der Tugend hindern würde. Du beschloßest daher, mir ein geringes Gut zu entziehen, weil es mit meiner ewigen Wohlfahrt stritte. Kann ich mich wohl mit Recht über dein Verfahren beschweren? Darf ich ohne Vermegenheit wohl fragen, warum bekam ich insbesondere die Beschaffenheit des Leibes und Gemüthes, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Besitze der Gesundheit die Tugend leichter aus den Augen gesehet hätte? Oder warum ließe du mich nicht den andern werden? der hier gesund, und doch auch ewig glücklich ist? Ich Wurm, will ich mit dir rechten? Bist du nicht der Herr, der thun kan was ihm wohlgefällt? Bist du nicht weise und gerecht in allen deinen Wegen? Hättest du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geschöpfe aufheben müssen, wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch seine eigene Unvorsichtigkeit hätte sich werden sollen? Genug, wenn du uns allemal in die äußerlichen Umstände gesehet hast, die für das Glück unserer Seele die besten waren. Nichts läßt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kan, und was mir dein Wort sagt, besiehet mir dieses zu glauben. Wenn ich also sicher bin, daß ich mit mein Leiden weder zugezogen, noch michs durch übeles Verhalten vergrößert habe: so ist es keine Strafe, sondern ein weises, obgleich bitteres Mittel, mich vollkommen glücklich zu machen. Laß mich, o Gott, deine Güte verehren, die so groß ist! Habe ich nicht Ursache zufrieden zu seyn, wenn du alles so mit mir schickest, daß ich den Zweck, warum ich geschaffen bin, desto gewisser erhalte? Daß ich meinen Geist unendlich glücklich mache? Wir Thoren! Entspringet unsere meiste Unzufriedenheit nicht daher, daß wir dieses und das künftige Leben in Gedanken trennen? Beydes ist eins. Und wenn wir wissen wollen, wie glücklich oder elend wir sind: so sehen wir nur auf das gegenwärtige kurze, und nicht auf das immerwährende ewige Leben. Werden wir nicht auf diese Art die ungerechtesten Klagen wider dich ausschütten, wenn es uns hier nicht so geht, wie es unser Herz wünscht? Und wer heißt uns diese beyden Dinge trennen? Paßt du nicht gesagt, daß denen, die tugendhaft sind, die dich lieben, die sich aufrichtig bemühen, deinen Willen zu thun, alles zu besten dienen soll? Kann dieses etwas anders heißen, als daß du ihnen nichts willst wiederfahren lassen, was nicht zu ihrem ewigen Glücke dienet? Herr, ich verehere deine weise Vorsehung. Du handelst als ein Vater. Du züchtigst uns zu Nutz, daß wir deine Heiligung erlangen. Deine Züchtigung dünket uns zwar nicht Freude, sondern Traurigkeit zu seyn, aber darnach giebt sie eine friebtsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch ge-

Abet sind. Was ist es, zwanzig, dreißig Jahre ein schmerzhaftes Leben führen, wenn man dabei gewiß seyn kann, daß man eine Ewigkeit ohne Schmerz in dem Besitze der reinsten Wohlust zubringen wird? Mein Leben ist groß, aber wie gering ist es gegen die unendliche Herrlichkeit, die nach deiner Güte auf mich wartet, die ich nichts weniger, als verdienen habe, die du mir aus bloßer Großmuth durch den Erbführer der Welt schenkest? So ist es denn gewiß, daß ich ewig glücklich bin? Ich fühle eine Versicherung, die mit einer lebendigen Ueberzeugung begleitet ist. Ich fühle die angenehmste Hoffnung. Ich schmecke die Kräfte des zukünftigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr so ängstigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib ansehe, und ich bin glücklicher, als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheißung. Ist der Allmächtige mein Freund, wie kann ich elend seyn! Wäre er nicht meine Hülf, was würde mir die Gesundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieser Hoffnung, die du in meiner Seele stärkst, will ich mein Leiden verringern. Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich weit. Wie viele ängstliche Sorgen für meine Gesundheit, für die Erhaltung meines Lebens werde ich mir künftig ersparen! Du bist bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich, denn der Herr sorgt für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, so bin ich glücklich.

Der Religionspöbter zeige mir das Unvernünftige in diesem Troste. Ist es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glückes zu besiegen? Und ist es unmöglich zu dieser Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das Gegthe: so frage ich ihn, ob er es versucht hat. Spricht er nein; wie kann er es läugnen? Wenn mir ein Vernünftiger die Kraft eines gewissen Weines in dieser oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umständen gebraucht habe. Spricht er, er hätte sich mit der Religion trösten wollen, und keine Hülf bey ihr gefunden: so entsethet die Frage, ob die Schuld an der Kraft der Religion liegt, oder an ihm? Ich behaupte das Gegthe. Allein es ist hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Sittlichkeit der Religion denken, was er will. Ihn von seinem Unrechte zu überführen, will ich so gar annehmen, daß sich der irre, der sie für göttlich hält. Nun frage ich ihn, wenn dieser Irrthum gleichwohl so viel Gewalt über unser Herz hat, daß er uns beruhigen kann, ob dieser Irrthum nicht viel kostbarer ist, als seine Vernunft. Mentor hat sich mit der Religion aufgerichtet. Der Spötter giebt zu, daß man durch einen Irrthum, den man glaubt, und der uns angenehm ist, zu einer größern Beruhigung gelangen könne, als durch die ausgemachteste Wahrheit, die nichts so angenehmes für uns hat. Wäre also die Religion nichts, als ein veredelter Irrthum: so sehe ich doch nichts unvernünftiges bey dem, der sich damit trösten kann. Er schadet sich durch diesen Trost nichts, die Religion mag wahr, oder nicht wahr seyn. Er gewinnt in diesem Leben eine Ruhe des Herzens durch sie, wenn sie auch falsch ist. Er gewinnt mehr durch diesen Irrthum, als durch des Spöters Wahrheit. Ist Mentor nun wohl unvernünftig zu heißen? Und müßte die Religion nicht schon einer großen Hochachtung werth seyn, wenn sie auch eine menschliche Erfindung wäre, da sie uns solche vortreffliche Dienste thut? Höre ich mit diesem Leben auf: so habe ich mich hier doch beruhiget. Und wenn ich nicht mehr bin, so kann mir meine vergeltliche Hoffnung auch nicht schaden. Eben so wie einer, der in einem angenehmen Traume liegt, wenn er nie wieder erwachen sollte, nicht wird unwillig werden können, daß sein Vergnügen ein Betrug gewesen ist. Kann endlich der Spötter mir nicht darthun, daß das unmöglich ist, was mir die Religion verspricht: (und wie könnte es dieses?) so bin ich klüger, als er, daß ich mir eine Möglichkeit zu nütze mache, die mir den größten Vortheil bringt, wenn sie wahr seyn sollte, und doch auch einen großen Nutzen schafft, wenn sie gleich nicht wahr ist. Will er läugnen, daß wir jemals durch die Religion zu so einer Ueberzeugung, zu so einer empfindlichen Hoffnung, zu so einer Freudigkeit gelangen, als wir vorgeben: so frage ich ihn, wie er mit einer Erfahrung absprechen will, die ich empfinde.

Mit demjenigen, die die Religion in ihrem Wärdigen lassen, und doch glauben, daß die Trostgründe der Vernunft schon geschickt sind, einen recht stehen Menschen in seinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kommt alles auf zwei Fragen an. Weiß die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbarung sind, und weiß sie solche, mit so vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbarung? Man behaupte das erste oder andere, so macht man die Religion zu einer überflüssigen Sache. Da sie aber ihre Sitt-

lichkeit zugeben: so können sie dieses nicht annehmen, und also müssen sie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für sich die starken Trostgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigsten von denen, die der Vernunft so viele Stärke einräumen, es Abet mit der Religion meinen. Sie setzen immer die Vernunft voraus, wie sie in uns durch den Unterricht der Religion von Jugend auf ist gebildet worden. Kommt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in diesem oder in jenem Falle einzusehen? so trennt man die Wahrheiten seiner christlichen Vernunft auf eine unbehutsame Weise von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir schließen diese meistens in die Grenzen der geoffenbarten Geheimnisse ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir so wohl seines Umfanges als seiner Ueberzeugung nach, zur Vernunft. Allein so müssen wir die Kräfte der Vernunft nicht untersuchen. Wir müssen ihr Vermögen bey denenjenigen kennen lernen, welche keine Offenbarung hatten. Wenn wir Sokrates, Plato, Seneca und andere große Vernunftweisen eben so hohe und eben so gewisse Trostgründe darstellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes: so hat es mit der Stärke der Vernunft seine Richtigkeit. Aber wer kann dieses behaupten, wenn man bey der Schriften auch nur oberhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn sie von der Unsterblichkeit der Seele einen Ausspruch thun soll! Wie viele Unreinigkeit trifft man in den Beschreibungen des Lebens nach dem Tode an! Jeder macht es zu dem Zustande, der seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit am vorthelhaftesten ist. Die größten Weisen haben immer die Unsterblichkeit der Seele mehr gewünscht, als erwiesen. Und sahe es mit der Gewißheit von solchen Trostgründen in den Köpfen der tief sinnigsten Männer nicht besser aus, was wird die Vernunft bey den meisten ausrichten, die ihren Verstand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wissen? Kann niemand läugnen, daß uns die Religion größere Güter verheißt, als die Vernunft; daß sie uns unser künftiges Glück deutlicher und umständlicher vorstellt, als diese, daß sie uns endlich zu einer stärkeren Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft; kann er dieses nicht läugnen: so ist es erwiesen, daß die Religion die einzigen und wahren Trostgründe an die Hand giebt, weil sie, wie wir oben erinnert haben, die stärkste und lebendigste Hoffnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unsern Leiden entgegen setzen, und uns auf solche Art trösten. Wenn ich den Seneca sagen höre, daß niemand von seinem Posten ohne den Wink des höchsten Befehlshabers gehen, daß sich niemand das Leben selber nehmen soll; und wenn ich an einem andern Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher, wenn es gar nicht mehr fort wollte, doch noch den Trost übrig hätte, sich das schmerzhafteste Leben selber zu verkürzen: so kann ich mir von seiner Theologie und von der Ueberzeugung, die er von seinen Wahrheiten hat, keinen großen Begriff machen. Ist die Glückseligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften; wie kann der tugendhaft seyn, der ungehorsam ist, der wider den Befehl seines Obern handelt? Dieses giebt Seneca selbst zu. Und hat er den Trost nicht in sich, daß er tugendhaft ist, wie kann er denn die Hoffnung der Belohnung haben? Ist die Glückseligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann sie der, der sich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was ist denn für ein Trost in der Tugend. Hat das Laster nicht eben so viel Hoffnung für sich? Ich will durch dieses alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß sie nicht so weit und so deutlich sieht, als die Offenbarung, als in so weit sie es läugnet. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weisen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen können. Ich sage nur, daß ein Mensch, der die Religion weiß, nie einen wahren und dauerhaften Trost schmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröste sich mit der Vernunft so gut er will: so wird er kaum den Vortheil von ihr haben, dem ein Sokrates oder Seneca genossen. Sie wußten kein ander Licht, und in so weit konnten sie ruhig seyn. Der Christ hat noch ein anders, und muß sich das eine Auge verbieten, um dieses Licht nicht zu sehen. Er muß sich zwingen, es für falsch oder überflüssig zu halten, damit er dem Ansehen seiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrüßliche Möglichkeit im Wege stehen, daß er mit seiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten seyn könne. In so weit glaube ich, daß ein Christ von der bloßen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Trostgründe der Religion herzlich gern für größer und stärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur sagen, daß sie ihre Kraft

nicht so empfinden, daß sie zu einer wahren Beruhigung können, scheinen mehr einen Unterricht, als eine Wiederlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umständen richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können, genauer aus einander setzen, und ihre Grenzen bestimmen.

Vor allen Dingen, was verstehen sie unter der Beruhigung, die sie hoffen? Meynen sie eine vollkommene Ruhe des Geistes, eine beständige Freudigkeit, die nie unterbrochen wird, die nie ihre trübten und heitern Stunden hat, die allezeit gleich groß, und niemals durch die Ankunft neuer Schmerzen geschwächt wird? Wollen sie diese von der Religion haben: so verlangen sie eben so viel, als wenn sie begehrten, daß sie die Religion zu andern Geschöpfen machen sollte. Der Trost der Schrift verringert an und für sich die Schmerzen des Leibes nicht. Schmerzen zu leiden, wird uns allemal, so lange wir Menschen sind, beschwerlich seyn. Diese bleiben wir auch, wenn wir gute Christen sind, und wir werden also bey aller Kraft der Religionswahrheiten immer noch Unlust des Gemüths fühlen, die aus dem Leiden des Körpers ihren Ursprung und ihre Nahrung nimmt. Wir sagen nur, daß diese Unruhe nicht so hoch anwachsen wird, weil ihr die freudige Empfindung des Geistes, die durch die Trostgründe der Schrift erwecket wird, und die in einer mächtigen Ueberzeugung von der göttlichen Liebe und unserm ewigen Glück besteht, Kraft und Nahrung raubt. Wir sagen nicht, daß die Unlust unsers Gemüths, wenn sie einmal gewichen ist, nie wiederkommen wird. Wir behaupten nur, daß wir sie durch unsere Trostgründe wieder besiegen werden. Wir sagen nicht, daß das Verlangen gesund zu seyn, in uns ganz erstickt werde. Dieses ist ein natürlicher Trieb, den die Religion nicht austrotten, sondern nur mäßigen will. Erlaubt uns die Religion durch die Mittel der Arzneykunst für unsere Erhaltung zu sorgen: so billigt sie auch die Begierde gesund zu seyn, und folglich wird sie solche nicht auslöschen wollen. Wir sagen nicht, daß uns die Liebe zu dem Leben, zu den Gütern der Welt gar nicht mehr beunruhigen werde, weil wir die Unsterblichkeit und die ewigen Güter hoffen. Wir sagen nicht, daß wir in sieben Tagen die Furcht und das Schrecken des Todes ganz in uns auslöschen, und bey der Annäherung desselben nicht mehr zittern werden. Diese Größe des Gemüths ist unstreitig nur ein Antheil sehr weniger Menschen, die mit einem hohen Maße des Geistes ausgerüstet sind. Wer also eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie unterbrochene Freudigkeit des Geistes, eine beständige Stille unserer natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und anderer zeitlichen Güter gehen, versteht, der hoffet mehr von der Religion, als sie ihm verspricht.

Die Beruhigung in unsern Leiden kömmt aus der Vorstellung der Religionswahrheiten. Je größer und lebendiger unsere Wissenschaft und Ueberzeugung wird, desto mehr wächst die Beruhigung. Allein unsere Vorstellungen des Geistes bleiben nicht immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollständig. Sie werden durch tausend Dinge in und außer uns geschwächt. Wie kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche eine Wirkung von jenen ist, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben.

Die sich also beschweren, daß sie die Kraft des Religionsstroses nicht genug fühlen, müssen auf diese Anmerkung wohl Acht haben. Ja, werden sie einwenden, wir verlangen keine beständige Zufriedenheit unsers Herzens in unserm Glende. Sie kann unterbrochen werden. Aber wenn fühlen wir denn eine lebendige, eine wahre Beruhigung? Und da wir diese nie merken, was hilft uns die Religion zu unserm Troste? Wir antworten, das Maas unserer Beruhigung richtet sich nach unserm Erkenntniße. Ist es ein Wunder, daß, wo dieses schwach und unzureichend ist, auch jene schwach und unzulänglich bleibt. Wir haben ein geringes, ein leichtes Erkenntniß der Religion. Viele verstehen die wenigen Wahrheiten, die sie aus derselben gefaßt, auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben bey ihrer mittelmäßigen Einsicht in die göttliche Wahrheiten, einen Zusatz von Irthümern und falschen Meynungen liegen, der jener ihre Kraft hemmt oder ganz verstickt. Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geist Gottes unser Erkenntniß belebe, und daß wir doch bey unserer unvollkommenen Wissenschaft von der Religion, dennoch zu einer lebendigen Ueberzeugung des Verstandes kommen müßten. Es ist wahr, ein schwaches und kleines Erkenntniß kann von Gott mit einer lebendigen Ueberzeugung verknüpft werden. Aber es muß doch ein richtiges und reines Erkenntniß seyn. Wie kann Gott unsere Vorstellungen von ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, von der Tugend, mit einer vollkommenen Ueberzeugung beleben, wenn sie an und für sich unrichtig sind? Müßte er nicht auf diese Art unsere Irthümer stärken? Die Wahrheiten der Religionswissenschaft müssen eben so wohl mit dem Verstande gefaßt werden, als die Lehren menschlicher Künste und Wissenschaften. Gott stößt uns die Ueberzeugung nicht

unmittelbar ein. Er stärkt und belebt nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft, das wir uns von ihm erworben haben, und er gehet mit uns, wie mit vernünftigen Geschöpfen um, die noch den Gebrauch ihrer natürlichen Gaben behalten. Er schließt unsere Mühe, unsere Kräfte bey dem Erkenntniße der Wahrheit nicht aus, ob er uns gleich beschleht. Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung eitlicher Aussprüche der Schrift für die wahre Wissenschaft der Religion halten; wenn wir den geringen Vorrath von göttlichen Wahrheiten, den wir in der Jugend nur mit dem Gedächtniße gefaßt, und bey reifern Jahren nie erweitert, noch mit dem Verstande geschäft haben, für das Erkenntniß der Religion halten; wenn wir nur die Wörter und Namen der Religion wissen, nicht aber die Begriffe, die mit denselben verbunden sind; wenn wir zwar aus der Schrift sagen können, daß Gott barmherzig, göttig, weise, gerecht sey, daß Glaube und Liebe uns seiner Gnade theilhaftig machen, und doch nicht sagen können, was Barmherzigkeit, was Heiligkeit in Gott, was bey uns Glaube und Liebe sey, oder wenn wir dieses alles nur dunkel, nur unzulänglich und mit falschen Vorstellungen verknüpft, oder in keinem Zusammenhange wissen, wie wird unsere Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird diese Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Weisheit anwachsen und uns in unsern Leiden beruhigen können! Alles dieses sagt uns so viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Trost aus der Religion schöpfen, nicht an den Gründen, sondern meistens an uns liege. Unsere Unwissenheit in göttlichen Dingen, unser unordentliches Erkenntniß, unsere wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, sind die Ursachen, daß wir ihre Kräfte nicht schmecken. Man bemühe sich also um ein richtiges und vollständiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man suche es immer zu einer größern Deutlichkeit zu bringen und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorstellungen irdischer Dinge, welche verhindern, daß sich die Gedanken von geistlichen Dingen nie in unserm Verstande recht fest setzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift sorgfältig aus: so werden ihre Trostgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hoffnung begaben, und unser stiches Leben um ein großes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht so wohl in unserm Verstande als in unserm Herzen liegen, warum uns die Religion in sieben Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht so, wie andere, beruhiget. Viele haben sich ein gutes und begründetes Erkenntniß derselben erworben; aber es ist unfruchtbar geblieben, weil ihr Herz, ihre Begierden widerstanden, und sich niemals, oder sehr selten nach diesem Erkenntniße gerichtet haben. Hier müssen wir das zu Hülfe nehmen, was wir oben von den Ursachen eines sieben Lebens erinnert haben. Zwen Leute, davon sich der eine die Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der andere aber sich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewußt ist, werden nicht ein nerley Beruhigung von den Trostgründen der Schrift zu gewarten haben. Jener, dem sein Gewissen Vorwürfe macht, wird niemals zu der Freudigkeit des Geistes gelangen können, welche der andere erhält. Er wird zwar ruhig werden, er wird sich die Verheißungen der Religion von seinem ewigen Glück zuignen können. Er wird mit dem andern sich durch den Trost aufsetzen, daß sein Leiden zur Wohlfahrt seines Geistes abziele, weil er vielleicht ohne dasselbe nie zu einer Kenntniß sein selbst gelangt seyn würde. Aber wird er wohl den Gedanken aus seiner Seele verbannen können, daß er sich seine Schmerzen selbst zugezogen hat? Wird er nicht immer mit einem geheimen Widerwillen gegen sich selber eingenommen bleiben? Und wird er also so ruhig werden können, als der andere, der nichts von dieser Unlust empfindet, weil er seine Schmerzen, als eine weise Schickung Gottes, und nicht als eine Strafe ansieht? Unsere bösen Begierden, die wir in sieben Tagen noch in uns ernähren, sehen der Beruhigung unsers Herzens oft so sehr im Wege, als die Schmerzen des Leibes. Ein Mensch, der lange Jahre den Lastern gienet, und sich durch die Zeit die schlimmsten Gewohnheiten im Bösen zuwege gebracht hat, wird zwar von seinem kranken Körper gehindert, in der Ausübung nicht mehr lasterhaft zu seyn. Aber deswegen sind seine Begierden noch nicht aufgehoben. Die Lust sich mit Weine und starkem Getränke zu überladen, lebt immer noch in jenem, wenn ihn gleich das Pöbager davon abhält. Kurz, ein Mensch, der bey einem zwar richtigen Erkenntniße der Religion doch ein unartiges Herz in seine sieben Tage hineinbringt, der in nichts als unerlaubten und sinnlichen Dingen sein Glück gesucht hat, wird ungeachtet seiner Wissenschaft lange Zeit brauchen, ehe er an den Gütern des künftigen Lebens einen Geschmack findet. Der schlimmste Peiniger solcher sieben Leute ist die Furcht des Todes. Könnte man ihnen die Furcht benehmen, daß sie unter zehn Jahren noch nicht sterben



würden: so würden sie in ihren Schmerzen sehr gelassen werden. Wie sollen sie aber diese Furcht besiegen? Vielleicht dadurch, daß sie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch sollen sie diese, die uns so natürlich ist, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß sie in dem künftigen Leben unendlich glücklich sind? Und eben diese Gewißheit ist dasjenige, was sie noch nicht haben, was sie schwer, was sie nicht auf einmal, was sie ohne Veränderung des Herzens, ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht werden erhalten können. Wie können sie also in ihrem siechen Zustande eine schleunige, eine recht lebendige Beruhigung fordern! So lange sie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewissen nicht ausmachen; so lange sie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen und darinnen fortfahren: so lange werden sie ungeduldet ihres guten Unterrichts, den sie sich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in ihren Leiden die wahre Gelassenheit des Geistes nicht erlangen. Wie glücklich sind diejenigen, die den Unfällen dieses Lebens ein gutes Gewissen entgegen setzen können! Allein wie geringe ist nicht vielmehr die Anzahl solcher Menschen! Und wird also die Zahl der Standhaften und Getrosten unter den Siechen wohl groß seyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn wir einen elenden Landmann in seiner finstern Hütte, der nichts mehr weiß, als die nöthigen Hauptstücke der Religion, wenn wir ihn, sage ich, viele Jahre bey den größten Schmerzen des Leibes und bey einem armeligen Unterhalte gelassen und mit Gott zufrieden ansetzen; und hingegen einen großen Gelehrten bey seiner Gründlichkeit in der Religion, dessen Schmerzen noch lange nicht so groß, als jenes seine sind, verzagt und trostlos unter seinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen stillen und unschuldigen Wandel geführt; dieser hat das Gegentheil gethan.

Außer dem Unterschiede des Erkenntnisses in der Religion und eines guten Herzens und Gewissens, giebt es noch andere Ursachen, die da machen, daß die Trostgründe der Religion in dem einen das nicht ausrichten, was sie in dem andern wirken. Ich meine die besondere Gemüths- und Leibesbeschaffenheit der Menschen, die Verschiedenheit der Krankheiten, mit denen sie geplagt werden, und den Unterschied der äußerlichen Umstände. Wir reden hier bloß mit solchen Personen, die nicht Ursache haben, ihre Plagen des Körpers für Strafen ihrer Vergehungen zu halten.

Erton und Semnon, beyde wohl unterwiesene und aufrichtige Christen, tragen sich fast seit gleicher Zeit und auf gleiche Art mit beschwerlichen Leibeszufällen, die durch keine Arzneimittel gehoben werden können. So gleich sie sonst einander sind: so ungleich sind sie einander in Ansehung ihrer Gelassenheit. Erton preiset den Herrn unter der Last, die ihn drückt, und wartet mit unerschrockenem Muthe auf die Auflösung seines Leibes. Er braucht wenig Trost. Er wünscht der Schmerzen los zu seyn, aber nur in so weit, als es dem Herrn gefällt, der alles weiße und heilig ordnet. Semnon, der Gott eben so aufrichtig fürchtet, zeigt weniger Standhaftigkeit. Er klagt und weinet, wenn seine elenden Stunden und Nächte kommen, und zittert in seinen Nächten. Er weiß gewiß, daß ihm Gott nicht mehr aufbegehret, als ein barmherziger Gott thun kann. Er weiß, daß eine unendliche Herrlichkeit seiner wartet. Allein er ist von Natur empfindlicher und von Natur furchtsamer, als Erton. Er liebet das Leben, weil er die Marter des Todes scheut. Er sieht den Tod als seine Erlösung an; allein sein welches Herz erzittert vor den Worten desselben. Der Anblick eines Starbenden setzt sein ganzes Herz in Aufruhr. Erton bleibt bey dem Todtette seines Freundes noch gesetzt, und kann ihm beystehen. Semnon verliert Sprache und Empfindung. Wird es möglich seyn; da beyde von Natur so sehr unterschieden sind, daß die Religionsgründe in beyden einerley Wirkung hervorbringen sollten? Hat Semnon deswegen keine lebendige Hoffnung, weil er Ertons Standhaftigkeit nicht an sich merken läßt? Wundert er deswegen wider die Schickung Gottes, weil er noch klagt und winselt? Er ist bereit, sein Leben zu tragen und das Leben aufzugeben. Dieses ist die Kraft der Religion. Er zittert, indem er diese Bereitschaft fühlt. Dieses ist ein Antheil seiner natürlichen Beschaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zweenelden wagen sich beyde in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhme ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der andere sieht bey dem Anblicke der Vorberden zugleich die blutige Gefahr, in die er sich waget. Er fühlt einen beschwerlichen Widerstand. Allein er strecket bey seinem blaffen Gesichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinenelden halten, den die Begierde seine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Sieges beleben?

Setzet man zu der Verschiedenheit der Gemüthsarten noch die Verschiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieser oder jener empfindet: so muß die Beruhigung noch ungleicher werden.

Es giebt gewisse Leibesbeschwerden, welche die Seele mehr angreifen, als andere. Ein elender Hypochondrist, der bey einem bangen Gefühl in seinem Körper nie recht zu einer völligen Freiheit seines Geistes gelangen kann; der sich wider seinen Willen mit traurigen Vorstellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Religion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein anderer kömmt, der nur an diesem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unsere Lebensgeister wirken, gewaltfam leiden. Es giebt ferner in solchen Stunden so heftige Schmerzen, welche unsere Seele zu gar keiner deutlichen Vorstellung kommen lassen. Wer in diesen Stunden, gegen einen andern siechen Menschen gehalten, trostlos schneht, kann deswegen noch sehr standhaft heissen. Eben so wie einer, der in einer Dymnast liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die ordentlichen Zeichen desselben nicht mehr wahrnimmt. Man kann sich solche Fälle leicht selber erdenken.

Auch die äußerlichen Umstände können machen, daß unsere Trostgründe hier mehr, dort weniger Rahe nach sich ziehen, ohne daß die Schuld an ihrer innerlichen Kraft liegt. Wer nicht allein mit den Schmerzen des Leibes, sondern auch mit Mangel und Dürftigkeit zu streiten hat; wer, weil er siech ist, zugleich die Seinen dürftig und kummervoll sieht; wer wenig Hilfe von Freunden, wenig Wartung, wenig Bequemlichkeit genießt, wenig stärkende Mittel, wenig gute Arzeneyen brauchen kann, der muß mit einem andern nicht verglichen werden, bei dem alle diese Dinge nicht sind. Wer durch die Bande der Natur und Bärtlichkeit mit edlen Freunden, mit einer lebenswürdigen Gattin, mit wohlgerathenen Kindern verknüpft ist, wird sich schwerer von der Liebe zum Leben losmachen, und also nicht so bald, oder so sehr beruhiget werden können, als einer, der wenig an die Welt gebunden ist.

Indessen kommen doch alle sieche Personen darinnen überein, daß sie die Liebe zum Leben verringern müssen, wenn sie ruhig werden wollen. Sie sehen alle auf gewisse Weise den Tod vor sich, und sie fürchten ihn so lange, als sie zu leben wünschen. Ihre Leibesbeschwerden werden durch diese traurige Furcht oft vermehrt, oft unterhalten. Und bey vielen würde doch die Munterkeit des Geistes eine Wirkung in den Säfte des Körpers hervorbringen, welche alle Arzeneyen nicht schaffen. Die Liebe zu dem Leben läßt sich durch nichts anders, als durch die Hoffnung eines viel größern und dauerhaftern Gutes, durch das künftige Leben besiegen. Die Vernunft kann kein kräftiger Mittel erkennen, als dieses ist, das uns die Offensbarung vorschlägt. Und man entschliesse sich kurz, entweder nie ruhig bey seinen Plagen zu werden, oder sich dieses Mittels zu bedienen. Es ist kein anderer Weg, diese Hoffnung entweder zu erhalten, oder, wenn man sie hat, in sich zu verstärken, als der Weg der Religion.

Und ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß man sich von der Vortrefflichkeit derselben nicht überzeugen kann, da es an und für sich so leicht ist. Zeigt sie die Mittel, wie man hier ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflicheres erdacht werden? Was kann unserer Liebe, unserer Hochachtung, unsers Gehorsams würdiger seyn, als eine solche Anweisung, die so genau mit dem Wunsche aller Menschen übereinstimmt!

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hiesse, bloß um uns empfindlich zu machen: so wäre sie etwas graufames. Allein sie will uns solche nur in so weit benehmen, als sie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müssen sterben, dieses ist gewiß. Wir wollen gern leben. Dieses ist eben so gewiß. Beydes steht einander im Wege. Das erste kann nicht geändert werden. Also muß das andere, das Verlangen zum Leben gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe stehen wollen. Dieses ist die Absicht der Religion. Wie weiße fährt sie solche aus! Sie zeigt uns, daß dieses sündliche Leben gar nicht das größte Gut sey, daß noch ein weit herrlicheres Leben auf uns warte. Zu diesem erweckt sie unsere Hoffnung unter gewissen Bedingungen, und begleitet diese Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geistes, die so gewiß ist, als das Zeugniß der äußerlichen Sinne. Durch diese Hoffnung schwächt sie unsere Liebe zu diesem Leben, und also auch unsere Begierden nach den Gütern, die dieses Leben kostbar machen. Sie bestimmt uns tausend nagende Sorgen, tausend unruhige Vorstellungen, tausend vergebliche Bemühungen und Lasten, indem sie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnet uns für diese Einbuße mit dem Vortheile eines viel herrlicheren Glücks. Sie vermindert unsere Furcht vor dem Tode, indem sie uns ihn von seiner angenehmen Seite zeigt, und uns ihn, als einen notwendigen Besorberer, und nicht als einen Störer unsers Glücks vorstellt. Der muß die Natur des menschlichen Herzens, und die Kraft der Religion gar nicht kennen, wer sich ohne sie einen wahren Trost in den Plagen des menschlichen Lebens versprechen will.

Es ist alles gut, werden viele von den Glenden sagen, wenn wir nur auch diese Hoffnung, diese lebendige Vorstellung der künftigen Glückseligkeit recht in unser Herz bringen könnten. Ist diese Hoffnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und ist der Glaube nicht ein Geschenk Gottes? Ist dieses der ganze Einwurf: so ist er bald gehoben. Gott erweckt, Gott belebt diese Hoffnung in unserm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unsern Willen. So viel ist gewiß, je mehr wir uns bemühen, sie zu überkommen, desto mehr werden wir sie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen seyn lassen, sie in unsere Gewalt zu bringen, desto weniger wird sie uns Gott geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: so können wir nicht zweifeln, daß er bereit sey, uns diese Hoffnung so bald zu schenken, als er kann. Er kann aber nicht eher, als bis wir die natürlichen Kräfte des Verstandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieser Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch sie uns zu Theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geschenk Gottes ist? Haben wir nicht mit dem Ueberreichsten, mit dem gerechtesten Wesen zu thun, das von keinem menschlichen Absichten in der Austheilung dieses Geschenks aufgehoben wird, das seine Glückseligkeit darinn sucht, seine Geschöpfe glücklich zu machen, wenn sie nur ihr Glück von seinen Händen annehmen wollen? Dem es keine Mühe kostet, uns dieses Geschenk zu überlesen? Aber ich thue alles, spricht Theotles, was ein Vernünftiger nach der Offenbarung anwenden soll, sich diesen Schatz zu erwerben. Es sind nicht Tage, nicht Monate, es sind Jahre verstrichen, daß ich dieser Beschäftigung, mich in meinem Glende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgegangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Ist kein Betrug in diesem Bekenntnisse so ist Theotles seiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben so wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächst, ohne daß wir ihren Anwachs stufenweise merken; aber wenn sie zu der nöthigen Höhe gelangt ist: so werden wir ihre Gegenwart eben so gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Strahlen nach deutlich verspürt haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieser Hoffnung nicht ungeschaltet aller meiner Bemühung aus gerechten Absichten zurück halten? Ja, aber bloß deswegen, damit du sie desto höher schätzen, und wenn du sie beständigst, sie desto sorgfältiger beschaffen sollst, je länger und stärker du nach ihr verlangst hast. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: so kann Gott nichts abhalten, dir sie Igt nicht zu schenken, als seine Güte und dein Glück. Reynet es wohl ein Regent mit seinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freiheit, um die er heute bittet, erstlich nach einigen Jahren schenkt, weil er zum voraus sieht, daß er, wenn er die Knecchenschaft weniger gefühlt hätte, die Freiheit mit Verlust seines Lebens verbrauchen würde? Aber wo weis ich denn, ob ich mich zu dieser Hoffnung nicht selbst durch mein Verhalten unrichtig gemacht habe? Ob es nicht schon zu spät ist, sie zu überkommen? Ob Gott noch bereit ist, sie mir zu schenken? Ich antworte, aus eben denen Unruhen kannst du es wissen, die du fühltest, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du mußt erst unruhig werden, ehe du ruhig seyn kannst. Und wenn diese Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden ist, alles das zu thun, was die Religion gebet: so ist sie keine Wirkung des natürlichen Erlebens, glücklich zu seyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äußerlich guten Thaten antreiben kann, sondern eine Frucht der Religion, und also ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes stärker von dir gefühlt werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem siechen Leben das thun, was die Religion gebet? Gehört zu der Ausübung solcher heiligen Pflichten, nicht ein heiterer und unbeschwerter Geist, und ein gesunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich also durch meine Jugend meine Hoffnung stärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich andern nützlich seyn, andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Last bin? Ist deine verdorbene Gesundheit keine Folge deiner Vergehungen: so ist dieser Einwurf schwach. Es ist eben so viel, als wenn die Gott nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fordern, als diese Kräfte verlangen. Man wende sie nur aufrichtig an: so kan man so tugendhaft seyn, als ein Gesunder. Niemand ist so siech, daß er nicht gewisse Stunden und Tage frey von seiner Plage wäre. Man gebrauche diese Stunden zu seinem und anderer Besten: so wird man die heiligsten Pflichten noch ausüben können. Das sind

nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Augen fallen, und die Mühe verrathen, die sie gekostet haben. Man kann großen Bedenungen mit aller Sorgfalt vorleben; man kann den Freunden, dem Nächsten, der Republik große Dienste, und doch in der That nichts thun, als seiner Ehrbegierde, seiner Geldsucht und seinen übrigen Begierden dienen. Dingen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menschen, die nützlichsten Geschäfte vornehmen, und die edelste Tugend ausüben, ob man gleich, nach der Sprache der Welt, unnütze und müßig zu seyn scheint. Ein siecher Mensch mag auf sich oder andere sehen: so wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er seinen Verstand, will er seinen Willen verbessern: so wird er sich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Lesen guter Bücher zu Nuge machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, sich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns so vielen unnützhigen Schwelch auspressen, so viel schlaflöse Nächte kosten, so viele unerlaubte Thaten abzuwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn sie eine befriediget haben? Und wer kann sein wahres Glück besser befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man seinen Geist nicht über die sichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen gesund ist? Kann man sich keine hohen Bilder, von der Größe des Schöpfers, von der Liebe des Erlösers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden? Hat ein Siecher in seinem entkräfteten Herzen keine Feinde, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eitelkeit, keinen Haß, keine Unverschämtheit, kein mährisches und unfreundliches Wesen zu bekämpfen? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelassenheit? Kann er nicht noch keusch, nicht noch müßig, nicht noch demüthig seyn? Kann er das Vertrauen auf die Güte der Allmacht nicht in sich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in sich verstärken? Und wenn er alles dieses kann, wird er wohl vergebens auch in Ansehung anderer Menschen leben? Wird er sie nicht schon durch sein Beispiel unterrichten und bessern? Würden viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernsthaften Betrachtung kommen, wenn sie nicht seine Geduld sähen, und nicht bey seinem Glende an die Ankunft ihres eigenen dächten? Kann ich, wenn ich sieh bin, nicht andern noch guten Rath geben, wie sie ihre innerliche und äußerliche Wohlfahrt besorgen sollen? Kann ich mir die Auserziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen seyn lassen? Und leide ich der Republik keinen wichtigen Dienst, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichem Mitgliede derselben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können, wenn man nützliche Thaten verrichten will? Wie viel Pflichten giebt es in unsern Häusern, die wir als Väter, als Lehrer, als Anverwandte, als Menschenfreunde ausüben können, wenn gleich unsere Gesundheit nicht die beste ist? Und wer wird mehr Eifer zu diesen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorboten des Todes oft erinnert wird, etwas Gutes nicht aufzuschieben? Kann ich, wenn ich Vermögen habe, nicht liebreiche Anstalten machen, die Noth und den Unterhalt der andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch andern mit meinem Ansehen, mit meinen Vorbiten dienen, und mich in meinen begähterten Verwandten zum unbesonnenen Wohlthäter manches Glenden machen? Wie kann man sich also beklagen, daß man bey dem Verluste der Gesundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas Gutes zu stiften, oder Tugenden auszuüben. Man sorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und selbst durch unsern gelassenen und freundlichen Tod werden wir uns die Umstehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernst an dieses wichtige Geschäfte zu denken. Wer also in seinen gesunden Tagen nachlässig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit das veräumte auf andere Weise gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er siech geworden ist, wird nicht verhindert, es so gut zu seyn, als ein Kranker es seyn kann. Will man nun seine Hoffnung, seine Freudigkeit, seine Gelassenheit stärken: so ist keine bessere Nahrung dazu, als die Ausübung der Tugend, die, wenn sie mit redlicher Absicht erfüllt wird, etwas süßes in unserm Herzen zurück läßt, das sich mit der Hoffnung der künftigen Glückseligkeit vorfreilich vereinigt. Und niemand mache sich Rechnung auf diese Veruhigung, der den Rath der Religion in seinen siechen Tagen nicht hört. Wie glücklich sind endlich diejenigen, die sich bey gesunden Jahren schon um die Ruhe des Geistes bemühen, die ihnen unentbehrlich ist, wenn sie um das liebste Gut der Welt, um ihre Gesundheit, kommen sollten.

## Eberhard Friedrich, Freiherr v. Gemmingen

ward am 5. November 1726 zu Heilbronn geboren, zeichnete sich schon früh durch glückliche Anlagen aus und studirte nach erlangter Vorbildung die Rechte in Tübingen und Göttingen. Er machte darauf einige Reisen und ward dann 1748 als Württembergischer Regierungsrath angestellt. 1767 wurde er Geheimerrath und Präfident seines Kollegiums, später auch des Wechselgerichtes und der Kammerdeputation so wie Lehnpropst und Ritter des großen Jagdordens. Er starb am 19. Januar 1791 in Stuttgart.

Von ihm erschien im Druck:

Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken. Frankfurt und Leipzig 1753. — Neue ohne sein Wissen besorgte Ausgabe von Zacharia. Braunschweig 1769.

Poetische Blicke in's Landleben. Frankfurt und Leipzig 1795.

Einzelne Gedichte in den Musenalmanachen von 1771 — 1774.

Ein für seine Zeit durch Geschmack, Feinheit des Gefühls und Correctheit ausgezeichnet, jetzt indessen fast ganz vergessener Dichter, dem es freilich an Originalität fehlte. —

Vgl. Materialien zu einem Denkmal Herrn Eberhard Friedrich's von Gemmingen, Herzogl. Würtemb. Geheimen Rathes u. s. w. Mit Gemmingen's Silhouette. Frankfurt a. M. 1791. (von J. F. A. Kazner). — Ferner: Huber, Denkmal des H. W. Präfidenten d. R. E. von Gemmingen. Stuttgart 1793.

## Otto Heinrich, Freiherr v. Gemmingen

ward 1738 zu Heilbronn geboren, studirte die Rechte und trat dann in Kurpfälzische Dienste. Er lebte, als Kurpfälzischer Kammerer, Hofkammerath und Mitglied der deutschen Gesellschaft, eine Zeitlang in Mannheim, privatisirte später seit 1784 in Wien und darauf seit 1797 in Würzburg und starb als Badenscher Geheimerrath und Staatsminister. — die Angaben über Zeit und Ort seines Todes sind sehr abweichend; nach Einigen endete er 1800 zu Wien\*\*) nach Anderen am 3 Juni 1822 zu Anspach\*\*) und nach einer dritten Meinung am 15. März 1836 zu Heidelberg\*\*\*).

Seine schriftstellerischen Leistungen sind:

Pygmalion, eine lyrische Handlung aus dem Französischen des Rousseau. Mannheim 1778.

Die Erbschaft, ein Lustspiel. Mannheim 1779.

Mannheimische Dramaturgie. Mannheim 1779.

Milton's Allegro und Penseroso. Mannheim 1782.

Der deutsche Hausvater. Schauspiel. München 1780. N. N. Mannheim 1790.

Shakespeare's Richard der Zweite. Mannheim 1782. Der Weltmann. Eine Wochenschrift. 3 Bde. Wien 1782 — 1783.

Magazin für Wissenschaften und Literatur. 1. Bd. 1. und 2. Th. Wien 1784 — 1785. gr. 4.

Wiener Ephemeriden. 1. Bd. 1 — 3 Stck. Wien 1786.

Einzelne Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften. —

Gemmingen's Ruf als Schriftsteller ward besonders durch seinen „deutschen Hausvater“ bewirkt, ein dramatisches Familiengemälde, welches zur Zeit seines Erscheinens großen Beifall fand, da der Geschmack jener Periode sich Leistungen dieser Art besonders zuneigte und ähnliche Gegenstände auf der Bühne bisher noch selten waren behandelt worden. Abgesehen davon, daß dieses Schauspiel immer nur ein Gegenstück zu Diderot's père de famille ist, und somit theilweise eine Nachahmung desselben, so kann auch der nachsichtigste Kritiker ihm in unseren Tagen nicht mehr das hohe Lob gewähren, daß demselben früher in so reichlichem Maasse gespendet wurde; es fehlt seinem Verfasser durchaus an Tiefe und Phantasie; die von ihm erfundenen Charaktere und Situationen bleiben daher nüchtern und prosaisch und sind das Resultat mühseliger Berechnung, die oft sogar zur Geschmacklosigkeit verführt, und nur sel-

ten das wirkliche Leben in seiner ganzen Wahrheit wieder zu geben versteht, desto häufiger dagegen ein falsches, verzerrtes oder steifes Bild desselben aufstellt. — Keiliches Wollen und wohlgemeinte Bestrebung kann übrigens dem Verfasser des Hausvaters nicht abgesprochen werden, und da er, trotz manchem Verfehlten, unablässig bemüht war, in seinen Schriften vortheilhaft und nützlich auf seine Nation und seine Zeit zu wirken und mit den ihm verliehenen Mitteln das Gute nach allen Kräften zu befördern, so verdient er stets eine ehrenvolle Anerkennung, wenn man ihm auch jene hohe Stufe, welche ihm früher unter den deutschen Schriftstellern eingeräumt wurde, nicht mehr zugestehen kann.

## Vierte Handlung.\*)

Zimmer des Malers.

E r s t e r A u f t r i t t .

(Lottchen sitzt auf einem Stuhl in trauriger Bekümmung, als Anne herein kommt. Lottchen springt ihr entgegen.)

Lottchen. Hast du ihm den Brief gebracht? hast du ihn gesehen? was hat er dir mitgegeben? wird er kommen?

Anne. Gesehen? ja das hab' ich. Aber mitgegeben hat er mir nichts.

Lottchen. Nichts? Also ist es denn wahr, also hat er mich verlassen?

Anne. Nur stille, Lottchen, nur stille, sie lassen einen gar nicht zum Worte kommen. Er wird gleich selbst da sein.

Lottchen. Er wird selbst da sein? O warum hast du das mir nicht gleich anfangs gesagt? Ich soll ihn wieder sehen? soll ihn wieder haben?

Anne. Stille! ihr Vater kommt.

S w e i t e r A u f t r i t t .

(Der Maler tritt auf.)

Ich war lang aus, mein Kind, nicht wahr?

Lottchen. Ja, aber sind sie doch jetzt wieder da.

Maler. Und bringe dir freudige Nachrichten die Menge.

Lottchen. Ja wohl Freude, Freude!

Maler. Wie? weißt du es denn schon?

Lottchen. (Betroffen aus Furcht, daß sie sich möchte verrathen haben.) Mein Vater, aber ich sah es ihnen am Gesichte an.

Maler. Nun dann, so höre: für mein Gemälde habe ich das Geld bekommen, und (zu Anne, der er etwas Geld gibt) da, nimm und besorge die Haushaltung. (Anne nimmt das Geld, und während, daß der Maler hingehet, Gut und Stod abzulegen, sagt)

\*) Brockhaus Conversations-Lexikon. 8. Aufl. Bd. IV. S. 687. — \*\*) F. Döring Gallerie deutscher Dichter und Prosaliken Bd. I. S. 384 und Baden Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur. Th. III. S. 52. — \*\*\*) Frankfurter Oberpostamtzeitung.

\*) Der deutsche Hausvater.

Es ist alles gut, werden viele von den Glenden sagen, wenn wir nur auch diese Hoffnung, diese lebendige Vorstellung der künftigen Glückseligkeit recht in unser Herz bringen könnten. Ist diese Hoffnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und ist der Glaube nicht ein Geschenk Gottes? Ist dieses der ganze Einwurf: so ist er bald gehoben. Gott erweckt, Gott belebt diese Hoffnung in unserm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unsern Willen. So viel ist gewiß, je mehr wir uns bemühen, sie zu überkommen, desto mehr werden wir sie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen seyn lassen, sie in unsere Gewalt zu bringen, desto weniger wird sie uns Gott geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: so können wir nicht zweifeln, daß er bereit sey, uns diese Hoffnung so bald zu schenken, als er kann. Er kann aber nicht eher, als bis wir die natürlichen Kräfte des Verstandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieser Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch sie uns zu Theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geschenk Gottes ist? Haben wir nicht mit dem lieblichsten, mit dem gerechtesten Wesen zu thun, das von keinen menschlichen Absichten in der Austheilung dieses Geschenks aufgehalten wird, das seine Glückseligkeit darinn sucht, seine Geschöpfe glücklich zu machen, wenn sie nur ihr Glück von seinen Händen annehmen wollen? Dem es keine Mühe kostet, uns dieses Geschenk zu überliefern? Aber ich thue alles, spricht Theokles, was ein Verdächtigter nach der Offenbarung anwenden soll, sich diesen Schatz zu erwerben. Es sind nicht Tage, nicht Monate, es sind Jahre verstrichen, daß ich dieser Beschäftigung, mich in meinem Glende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgegangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Ist kein Betrug in diesem Bekenntnisse so ist Theokles seiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben so wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächst, ohne daß wir ihren Anwachs stufenweise merken; aber wenn sie zu der nöthigen Höhe gelangt ist: so werden wir ihre Gegenwart eben so gewiß fühlen, als wir um die Mittagzeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graben nach deutlich verspürt haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieser Hoffnung nicht ungesühtet aller meiner Bemühung aus gerechten Absichten zurück halten? Ja, aber bloß deswegen, damit du sie desto höher schätzen, und wenn du sie bedämmst, sie desto sorgfältiger bewahren sollst, je länger und stärker du nach ihr verlangst hast. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: so kann Gott nichts abhalten, dir sie jetzt nicht zu schenken, als seine Güte und dein Glück. Denn es wohl ein Regent mit seinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freiheit, um die er heute bittet, erstlich nach einigen Jahren schenkt, weil er zum voraus sieht, daß er, wenn er die Annehmlichkeit weniger gefühlt hätte, die Freiheit mit Verlust seines Lebens mißbrauchen würde? Aber wo weiß ich denn, ob ich mich zu dieser Hoffnung nicht selbst durch mein Verhalten unthätig gemacht habe? Ob es nicht schon zu spät ist, sie zu überkommen? Ob Gott noch bereit ist, sie mir zu schenken? Ich antworte, aus eben denen Ursachen kannst du es wissen, die du fühlst, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du mußt erst unruhig werden, ehe du ruhig seyn kannst. Und wenn diese Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden ist, alles das zu thun, was die Religion gebet: so ist sie keine Wirkung des natürlichen Triebes, glücklich zu seyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äußerlich guten Thaten treiben kann, sondern eine Frucht der Religion, und also ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes stärker von dir geföhlet werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem siechen Leben das thun, was die Religion gebet? Gehört zu der Ausübung solcher heiligen Pflichten, nicht ein heiterer und unbeschwerter Geist, und ein gesunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich also durch meine Tugend meine Hoffnung stärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich andern nützlich seyn, andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Last bin? Ist deine verbordene Gesundheit keine Folge deiner Vergehungen: so ist dieser Einwurf schwach. Es ist eben so viel, als wenn dir Gott nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fordern, als diese Kräfte verlangen. Man wende sie nur aufrichtig an: so kan man so tugendhaft seyn, als ein Gesunder. Niemand ist so siech, daß er nicht gewisse Stunden und Tage frey von seiner Plage wäre. Man gebrauche diese Stunden zu seinem und anderer Besten: so wird man die heiligsten Pflichten noch ausüben können. Das sind

nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Augen fallen, und die Mühe verrathen, die sie gekostet haben. Man kann großen Bedennungen mit aller Sorgfalt vorziehen; man kann den Freunden, dem Nächsten, der Republik große Dienste, und doch in der That nichts thun, als seiner Ehrbegierde, seiner Geldsucht und seinen übrigen Begierden dienen. Pingsen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menschen, die nützlichsten Geschäfte vornehmen, und die edelste Tugend ausüben, ob man gleich, nach der Sprache der Welt, unnütze und müßig zu seyn scheint. Ein siecher Mensch mag auf sich oder andere sehen: so wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er seinen Verstand, will er seinen Willen verbessern: so wird er sich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Lesen guter Bücher zu Nuge machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, sich von der Fälschigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns so vielen unnöthigen Schwereis auspressen, so viel schlaflose Nächte kosten, so viele unerlaubte Thaten abzuwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn sie eine befriediget haben? Und wer kann sein wahres Glück besser befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man seinen Geist nicht über die sichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen gesund ist? Kann man sich keine hohen Bilder, von der Größe des Schöpfers, von der Liebe des Erbsers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden? Hat ein Siecher in seinem entkräftesten Herzen keine Feinde, keinen Reid, keinen Stolz, keine Eitelkeit, keinen Haß, keine Unverschämtheit, kein mährisches und unfreundliches Wesen zu bekriegen? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelassenheit? Kann er nicht noch keusch, nicht noch müßig, nicht noch demüthig seyn? Kann er das Vertrauen auf die Güte der Allmacht nicht in sich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in sich verstärken? Und wenn er alles dieses kann, wird er wohl vergebens auch in Ansehung anderer Menschen leben? Wird er sie nicht schon durch sein Beyspiel unterrichten und bessern? Würden viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernsthaften Betrachtung kommen, wenn sie nicht seine Geduld sähen, und nicht bey seinem Glende an die Ankunft ihres eigenen dächten? Kann ich, wenn ich siech bin, nicht andern noch guten Rath geben, wie sie ihre innerliche und äußerliche Wohlfahrt besessigen sollen? Kann ich mir die Auferziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen seyn lassen? Und leihe ich der Republik keinen wichtigen Dienst, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichem Mitgliede derselben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können, wenn man nützliche Thaten verrichten will? Wie viel Pflichten giebt es in unsern Häusern, die wir als Väter, als Lehrer, als Anverwandte, als Menschenfreunde ausüben können, wenn gleich unsere Gesundheit nicht die beste ist? Und wer wird mehr Eifer zu diesen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorboden des Todes oft erinnert wird, etwas Gutes nicht aufzuschieben? Kann ich, wenn ich Verdüngen habe, nicht liebreiche Anstalten machen, die Noth und den Unterhalt der andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch andern mit meinem Ansehen, mit meinen Vorbitten dienen, und mich in meinen begährteren Anverwandten zum unbekanntem Wohlthäter manches Glenden machen? Wie kann man sich also beklagen, daß man bey dem Verluste der Gesundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas Gutes zu stiften, oder Tugenden auszuüben. Man sorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und selbst durch unsern gelassenen und freundlichen Tod werden wir uns die Umstehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernst an dieses wichtige Geschäfte zu denken. Wer also in seinen gesunden Tagen nachlässig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit das veräumte auf andere Weise gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er siech geworden ist, wird nicht verhinbert, es so gut zu seyn, als ein Kranker es seyn kann. Will man nun seine Hoffnung, seine Freudigkeit, seine Gelassenheit stärken: so ist keine bessere Nahrung dazu, als die Ausübung der Tugend, die, wenn sie mit rethlicher Absicht erfüllt wird, etwas süßes in unserm Herzen zurück läßt, das sich mit der Hoffnung der künftigen Glückseligkeit vortrefflich vereinigt. Und niemand mache sich Rechnung auf diese Veruhigung, der den Rath der Religion in seinen siechen Tagen nicht hört. Die glücklich sind endlich diejenigen, die sich bey gesunden Jahren schon um die Ruhe des Geistes bemühen, die ihnen unentbehrlich ist, wenn sie um das liebste Gut der Welt, um ihre Gesundheit, kommen sollten.

## Eberhard Friedrich, Freiherr v. Gemmingen

ward am 5. November 1726 zu Heilbronn geboren, zeichnete sich schon früh durch glückliche Anlagen aus und studirte nach erlangter Vorbildung die Rechte in Tübingen und Göttingen. Er machte darauf einige Reisen und ward dann 1748 als Württembergischer Regierungsrath angestellt. 1767 wurde er Geheimerrath und Präsesident seines Kollegiums, später auch des Wechselgerichtes und der Kammerdeputation so wie Lehnpropst und Ritter des großen Jagdordens. Er starb am 19. Januar 1791 in Stuttgart.

Von ihm erschien im Druck:

Briefe nebst anderen poetischen und prosaischen Stücken. Frankfurt und Leipzig 1753. — Neue ohne sein Wissen besorgte Ausgabe von Scharif. Braunschweig 1769.

Poetische Blicke in's Landleben. Frankfurt und Leipzig 1795.

Einzelne Gedichte in den Musenalmanachen von 1771 — 1774.

Ein für seine Zeit durch Geschmack, Feinheit des Gefühls und Correctheit ausgezeichnet, jetzt indessen fast ganz vergessener Dichter, dem es freilich an Originalität fehlte. —

Vgl. Materialien zu einem Denkmal Herrn Eberhard Friedrich's von Gemmingen, Herzogl. Würtemb. Geheimen Rathes u. s. w. Mit Gemmingen's Silhouette. Frankfurt a. M. 1791. (von J. F. A. Kayner). — Ferner: Huber, Denkmal des H. W. Präsidenten d. R. E. von Gemmingen. Stuttgart 1793.

## Otto Heinrich, Freiherr v. Gemmingen

ward 1738 zu Heilbronn geboren, studirte die Rechte und trat dann in Kurpfälzische Dienste. Er lebte, als kurpfälzischer Kammerer, Hofkammerrath und Mitglied der deutschen Gesellschaft, eine Zeitlang in Mannheim, privatisirte später seit 1784 in Wien und darauf seit 1797 in Würzburg und starb als Badenscher Geheimerrath und Staatsminister. — die Angaben über Zeit und Ort seines Todes sind sehr abweichend; nach Einigen endete er 1800 zu Wien\*\*) nach Anderen am 3 Juni 1822 zu Anspach\*\*) und nach einer dritten Meinung am 15. März 1836 zu Heidelberg\*\*\*).

Seine schriftstellerischen Leistungen sind:

Pygmalion, eine lyrische Handlung aus dem Französischen des Rousseau. Mannheim 1778.

Die Erbschaft, ein Lustspiel. Mannheim 1779.

Mannheimische Dramaturgie. Mannheim 1779.

Milton's Allegro und Penseroso. Mannheim 1782.

Der deutsche Hausvater. Schauspiel. München 1780. N. N. Mannheim 1790.

Shakespeare's Richard der Zweite. Mannheim 1782.

Der Weltmann. Eine Wochenschrift. 3 Bde. Wien 1782 — 1783.

Magazin für Wissenschaften und Literatur. 1. Bd. 1. und 2. Th. Wien 1784 — 1785. gr. 4.

Wiener Ephemeriden. 1. Bd. 1 — 3 Stüd. Wien 1786.

Einzelne Aufsätze u. v. w. in Zeitschriften. —

Gemmingen's Ruf als Schriftsteller ward besonders durch seinen „deutschen Hausvater“ bewirkt, ein dramatisches Familiengemälde, welches zur Zeit seines Erscheinens großen Beifall fand, da der Geschmack jener Periode sich Leistungen dieser Art besonders zuneigte und ähnliche Gegenstände auf der Bühne bisher noch selten waren behandelt worden. Abgesehen davon, daß dieses Schauspiel immer nur ein Gegenstück zu Diderots père de famille ist, und somit theilweise eine Nachahmung desselben, so kann auch der nachsichtigste Kritiker ihm in unseren Tagen nicht mehr das hohe Lob gewähren, daß demselben früher in so reichlichem Maße gespendet wurde; es fehlt seinem Verfasser durchaus an Tiefe und Phantasie; die von ihm erfundenen Charaktere und Situationen bleiben daher nüchtern und prosaisch und sind das Resultat mühseliger Berechnung, die oft sogar zur Geschmacklosigkeit verführt, und nur sel-

ten das wirkliche Leben in seiner ganzen Wahrheit wieder zu geben versteht, desto häufiger dagegen ein falsches, verzerrtes oder steifes Bild desselben aufstellt. — Keblisches Wollen und wohlgemeinte Bestrebung kann übrigens dem Verfasser des Hausvaters nicht abgesprochen werden, und da er, trotz manchem Verfehlten, unablässig bemüht war, in seinen Schriften vortheilhaft und nützlich auf seine Nation und seine Zeit zu wirken und mit den ihm verliehenen Mitteln das Gute nach allen Kräften zu befördern, so verdient er stets eine ehrenvolle Anerkennung, wenn man ihm auch jene hohe Stufe, welche ihm früher unter den deutschen Schriftstellern eingeräumt wurde, nicht mehr zugestehen kann.

## Vierte Handlung.\*)

Zimmer des Malers.

Erster Auftritt.

(Lottchen sitzt auf einem Stuhl in trauriger Betäubung, als Anne herein kommt. Lottchen springt ihr entgegen.)

Lottchen. Hast du ihm den Brief gebracht? hast du ihn gesehen? was hat er dir mitgegeben? wird er kommen?

Anne. Gesehen? ja das hab' ich. Aber mitgegeben hat er mir nichts.

Lottchen. Nichts? Also ist es denn wahr, also hat er mich verlassen?

Anne. Nur stille, Lottchen, nur stille, sie lassen einen gar nicht zum Worte kommen. Er wird gleich selbst da sein.

Lottchen. Er wird selbst da sein? O warum hast du das mir nicht gleich anfangs gesagt? Ich soll ihn wieder sehen? soll ihn wieder haben?

Anne. Stille! ihr Vater kommt.

Zweiter Auftritt.

(Der Maler tritt auf.)

Ich war lang aus, mein Kind, nicht wahr?

Lottchen. Ja, aber sind sie doch jetzt wieder da.

Maler. Und bringe dir freudige Nachrichten die Menge.

Lottchen. Ja wohl Freude, Freude!

Maler. Wie? weißt du es denn schon?

Lottchen. (Betroffen aus Furcht, daß sie sich möchte verrathen haben.) Nein Vater, aber ich sah es ihnen am Gesicht an.

Maler. Nun dann, so höre: für mein Gemälde habe ich das Geld bekommen, und (zu Anne, der er etwas Geld gibt) da, nehmt und besorgt die Haushaltung. (Anne nimmt das Geld, und während, daß der Maler hingeht, Gut und Stod abzulegen, sagt)

\*) Brockhaus Conversations-Lexikon. 8. Aufl. Bd. IV. S. 587. — \*\*) H. Döring Gallerie deutscher Dichter und Prosaliker Bd. I. S. 384 und Baden Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur. Th. III. S. 52. —\*\*) Frankfurter Oberpostamtzeitung.

\*) Der deutsche Hausvater.

Anne. (Zu Lottchen.) Geben sie nur acht, Lottchen, mit ihrer Freude, daß er es nicht merkt.

Lottchen. Geh nur, will schon, will schon, wenn ich kann. (Anne geht.)

Maler. Und denke nur, außerdem hat mir der Fürst eine Pension gegeben, damit ich mich ruhig auf meine Kunst verwenden könne. O, danke mit mir Gott, und hilf mir für unsern besten Fürsten beten. Nun brauche ich nicht mehr um das Geld zu arbeiten, kann jetzt ganz der Kunst, und dir, meine Tochter, leben.

Lottchen. O gewiß, wir werden einst noch recht glücklich sein.

Maler. Kann man anders, wenn man sein Auskommen hat, seinem Beruf nachgehen kann und sich nichts vorzuerwerfen hat? Nun noch zur Vollkommenheit meiner Freude, einen tüchtigen, arbeitsamen Schwiegersohn.

### Dritter Auftritt.

(Indem tritt Karl herein.)

Karl. Guten Tag, guten Tag, meine Lieben!

Lottchen. (Ohne ein Wort zu sagen, verneigt sich.)

Maler. Ei, sein sie mir begrüßt, Graf: nun, gut daß sie kommen: hören sie doch, der Fürst hat mir eine Pension gegeben.

Karl. Bravo! das gleicht ihm wieder, dem Beschützer der Künste.

Maler. Wie ich jetzt malen will, Graf, wie ich jetzt ganz meiner Kunst leben will! — Raphaels Ideal — bei Gott! das ist mit noch zu wenig.

Karl. Wünsche ich doch unsern Herrn hier, der Anbitter solch einer Freude, wäre reiche Belohnung seiner That, ein angenehmeres Schauspiel, als je einer ihm bereiten kann.

Maler. Wohl wahr. Aber warum hat mich der einzige Kunstliebhaber, mein einziger Kunstfreund, und Schüler acht ganze Tage allein gelassen? das war nicht recht.

Karl. Ich konnte nicht, mein Bester, die Ankunft meines Vaters —

Maler. Ist er angekommen? da wünsch' ich Glück. Nun, da wird's ja auch bald mit ihrer Heirath vor sich gehn.

Karl. (betroffen.) Was für eine Heirath?

Maler. Nun; mit der Gräfin Amaldi, die ganze Stadt ist davon voll; ihr Leute könnt ja nichts thun, ohne daß hundert Narren davon schwagen.

Karl. (Noch mehr betroffen.) Sie irren sich, wirklich sie irren sich, ich weiß nicht wer ihnen das kann —

Maler. Ja, lieber Graf, wenn sie's nicht haben wollen, dann gewiß nicht — sein sie glücklich, mein Bester, das ist alles, was ich wünsche.

Karl. Dank, mein Lieber, Dank! Was macht aber die Kunst, was haben sie gearbeitet?

Maler. O! ich hab ihnen gar viel zu zeigen und zu sagen, warten sie nur einen Augenblick, und ich bin gleich wieder da. (Er geht in's Nebenzimmer. Wie der Maler weg ist, springt Lottchen auf Karl zu, und umarmt ihn.)

Lottchen. Karl, du bist lange ausgeblieben.

Karl. Wie ist dir, meine Liebe?

Lottchen. Wohl und wehe, wehe und wohl! und habe ich dich doch wieder, (indem sie ihm am Halse hängt) und in dir alles, was Lottchen kann glücklich machen.

Karl. Beste Lotte! O. wer kann ein Menschenherz haben, und da kaltherzig handeln.

Lottchen. Was sagst du?

Karl. Daß du ein Engel bist. (Sie sehen sich zärtlich an; ein langes ausdrucksvolles Stillstehen.)

Lottchen. Karl!

Karl. Lotte?

Lottchen. Liebst du mich?

Karl. (Nimmt ihre Hand, drückt sie an sein Herz.) Fühl hier die Antwort. (Wieder Stillstehen; sie blicken sich sehnsuchtsvoll in die Augen.)

Lottchen. Und hier — — (Sie will ihm um den Hals fallen, als sie zurückfährt, und beide nach der Thüre sehn) ich dacht' es wäre mein Vater.

Karl. Noch einen einzigen Kuß!

Lottchen. (fällt in seine Arme) Tausend —

Karl. Nur einen; aber daß er mich in die Ewigkeit mit hindüber leiten möchte.

Lottchen. Ja, so wollen wir einmal sterben; nicht? — Aber, nun mein Lieber, dein Vater ist da; sagst du mir nichts von unser Verbindung, nichts freudiges?

Karl. (zusammensahrend.) Wo ist mein Vater? Ach Lotte — set ruhig — ruhig — es soll dir nichts fehlen — ich kann dich nicht vergessen — will — kann keine andre als dich lieben — lebe nur glücklich — ich nicht —

Lottchen. Wie! — Gott — was willst du?

Karl. Ja, mein Vater ist gekommen, aber eben deswegen nichts freudiges; man will — man will — ich soll — Unglück für mich und dich — ich muß Amaldi heirathen.

Lottchen. Gerechter Gott! und ich? — und das Kind, und das Kind, daß ich unterm Herzen trage? und mein Vater? —

### Vierter Auftritt.

(Der Maler tritt herein. Darauf geht Lottchen an einem Stuhl auf die Seite, weinend; der Maler, ganz beschäftigt mit seinem Gegenstand, kommt, ohne sonst etwas zu sehen, mit Zeichnungen in der Hand heraus.)

Maler. Hier, Graf, ist etwas, das ihnen gewiß gefällt.

Karl. (in Unruhe.) Ist's doch von Ihnen.

Maler. Pfui, Graf, wollen die Künstler geschmeichelt sein? setzen sie sich hier an den Tisch. (Sie setzen sich, der Maler spricht im vollkommenen Feuer seines Gefühls, Karl aber sieht sich öfters während der Zeit unruhig um.)

Maler. (zeigt Karl ein Gemälde.) Wie gefällt ihnen dies?

Karl. Schön — recht schön — das Gemälde giebt Schwermuth.

Maler. Auch soll es. Es ist aus unsern trefflichen Gethens Stella. Wissen sie, wie sie der Madame Sommer ihre Spaziergänge am Grabe ihres Kindes erzählt. Sehn sie hier die Thränenweiden, die auf des Kindes Grab herunter sinken, hier des kleinen Grabes Urne; im Ganzen des Mondes Dämmerung; merken sie in der Nacht die Sterne, wie sie auf den traurigen Platz herabblinzen. Und da die arme liebevolle, verlassene Stella stehend am Grabe ihres Kindes; es ist der Augenblick, wo, nach freundlichen hoffnungahnenden Träumen, es sie auf einmal ergreift, daß sie allein ist, vergebens ihre Arme ausstreckt und im Drang und der Fülle der Liebe den Mond herunter ziehen zu wollen scheint.

Karl. Herrlich! — schön! — herrlich!

Maler. Ist mir selber lieb — doppelt lieb, weil es mein Mädchen so gern hat; ich will's ihr auch schenken, bekommt sie einmal, wie ich hoffe, einen Mann, der so was fühlen kann; da soll sie es ihm zum Brautgeschenk geben.

Karl. Treffliches — Geschenk — glücklich der —

Maler. Nun — es freut mich recht, wenn es ihnen gefällt; jetzt was anders. — Hören sie, Graf: Die Künstler des Alterthums wußten so stark auf ihre Nation zu wirken: ich denke, wir könnten das auch, stellten wir Gegenstände vor, die jeden besonders angingen. Es ist zum Beispiel ein abscheuliches Ding, ein Kindermord! ich, nach meinem Gefühl, kenne nichts schrecklicher in der Natur.

Karl. (ist während dem in der ersten Bewegung vom Stuhl aufgesprungen.)

Maler. Was ist?

Karl. (indem er sich wieder setzt, um sich zu verstellen.) Ach! gewiß, der Gedanke, daß die Mutter ihr anderes Selbst, ihr mit Schmerzen getragenes, mit größeren Schmerzen erzeugtes einziges Kind selbst würgen —

Maler. Und daß unsere Gesetze daran Schuld sind, das ist schrecklich; denn sehen sie, wäre nicht Schande, Bestrafung, Verachtung das Loos so einer Unglücklichen, wär' all das nicht, vereinigten sich nicht alle diese Gedanken, stärkten sie nicht auf die geschwächten Nerven einer Gebährerin, verrückten sie nicht ihr Gehirn, welche Mutter würde ihr Kind tödten? Ja, Graf, ich möchte kein Fürst sein, der mit diesen Gesetzen das Todesurtheil einer Kindesmörderin unterschrieben, kein Diener sein, der dazu gerathen hätte. Ich sehe sie in der Zukunft, wie das Blut aller der Unglücklichen, wie's gegen unsre Gesetze um Rache schreit, und wäre ich Fürst, ich würde mir denken, daß bei dem Austritt aus diesem Leben, all die bekannten und unbekanntenen Mörderinnen und Ermordete mir verzweiflungsvoll entgegen kämen.

Karl. Hören sie auf mit ihrem Wille, sehn sie, wie sie ihre Tochter beunruhigen.

Maler. Wohl ihr, daß sie gegen solche Sachen empfindsam ist, wohl ihr, daß sie's fühlt; kein glattjüngiger Pube wird sie verschämen, niemand dann wird diese Einzige von meinem Herzen reißen. (Der Graf ist betäubt.) Nun, um zur Sache zu kommen; ich dünkte, es würde Vortheile haben, wenn unsre Kunst solche Gegenstände darstellte. Sehen sie, Graf, ich habe hier die Skizzen gemacht; hier ist das unglückliche Mädchen, wie sie ihr einziges Kind würgt, merken sie da oben in dem Strich die Verzweiflung, die Raserei der Mutter, fühlen sie das, Graf?

Karl. Ja, unaussprechlich.

Maler. Und nun diese zweite Zeichnung, da liegt sie nun, die Mutter, das ganze Bild des Unglücks, das todt' Kind an ihre Brust gedrückt, das sie scheint nicht von sich lassen zu wol-

len, hier die Wache, die sie vor Gericht führen will, und dort verzweiflungsvoll der arme, alte Vater, der seine Liebe, seine einzige — (Hier fällt Lottchen in Ohnmacht, der Maler und Karl springen schreckenvoll auf, rufen beide:) ach, Lottchen, Lottchen! (sie tragen sie in's Nebenzimmer, der Graf kommt gleich wieder verzweiflungsvoll heraus, und ruft:

Karl. Anne, Anne!

**Fünftes Auftritt.**

Anne kommt herein.

Anne. Was ist, was ist?

Karl. Geh hinein, sieh selbst. (Sie läuft in's Zimmer, der Graf steht starr und unbeweglich, endlich hebt er so eine Bezeichnung auf, er wirft sie schreckenvoll weg, und stürzt sich zum Zimmer hinaus.)

Der Vorhang bleibt aufgezo-gen, eine dumpfe, beklemmende Musik des Orchesters; man bemerkt Unruhe in des Malers Hause, Anne kommt einigemal heraufgelaufen, um etwas zu holen. Hernach Ruhe. — Anne geht über eine Weile zur Hauptthüre hinaus. Dann kommt der Maler heraus, geht über das Theater in ein Nebenzimmer; nach einiger Zeit wankt Lottchen in einer Art von Betäubung heraus, gedrückt unter der Last des Schmerzes; sie sinkt auf einen Stuhl, ihr Gesicht mit beiden Händen auf einen Tisch gelegt. Sie hebt sich auf, man sieht, daß in ihr ein plötzlicher Gedanke entsteht; sie eilt in ihr Zimmer, kommt schnell mit einem Schleier heraus, geht in die Thüre hinein, wo der Vater hinein gegangen ist; gleich kommt sie wieder und stürzt zur Hauptthüre hinaus. Gleich folgt der Maler, wie er seine Tochter nicht mehr sieht, setzt er sich an die Staffelei und malt; das Orchester geht fort, das dann aufhört, als Anne kommt.

Anne. Wo ist denn Lottchen? ist ihr wieder besser?

Maler. Freilich, das hatte nichts zu sagen, sie hat so zarte Nerven.

Anne. Wo ist sie aber jetzt?

Maler. In der Franciskanerkirche; ich wollte doch, du gingst ihr nach.

Anne. Gleich. (Weht.)

(Man klopft an der Thür, der Maler ruft: herein!)

**Sechstes Auftritt.**

Darauf kommt der Hausvater in das Zimmer.

Hausvater. Sind sie der Maler Bermann?

Maler. Ja, mein Herr. Was steht zu ihren Diensten?

Hausvater. Ich bitte, bleiben sie bei ihrem Geschäfte.

Maler (setzt sich wieder zur Staffelei.) Wenn sie es erlauben, sonst werden die Farben trocken.

Hausvater. Ich habe von ihrer Kunst gehört, und möchte gern selbst Augenzeuge sein.

Maler. Da werden sie wenig sehen; ich bin noch so weit entfernt von dem Punkte, wo ich sein möchte.

Hausvater. Das spricht für ihre Geschicklichkeit.

Maler. In der That, mein Herr, wie ich anfang zu malen, war ich entzückt über meine Arbeit, glaubte, daß niemand mit sie theuer genug bezahlen könne. Aber jetzt sehe ich täglich mehr ein, daß ich nichts kann, daß derjenige, der Natur kennt, und sie zu verstehen weiß, meine Arbeit auch für einen Scller zu theuer bezahlt.

Hausvater. Heil dem Künstler, der Bescheidenheit —

Maler. Nicht, daß ich nicht überzeugt wäre, daß ich auch einst das werden könne, was Raphael und Rubens waren. — — — Aber wirklich, mein Herr, ihr Wesen hat mich, wider meine Gewohnheit, Gesprächig gemacht; mit wem habe ich die Ehre? — — —

Hausvater. Mein Herr, ich wollte, daß sie in mir den Mann und nicht den Namen kennen lernten: übrigens bin ich Graf Wobmar.

Maler. Der Vater eines gewissen jungen Herrn, der bei mir das Zeichnen lernte, mein bester guter Freund ist!

Hausvater. Der nämlich; ist der Junge würdig, ihr Freund zu sein?

Maler. O, es ist der biederste, deutschgefinnteste Jüngling, Herr Graf, mein einziger Kunstfreund, vom wärmsten Gefühl.

Hausvater. Ich danke ihnen für dies Zeugniß, das zu warm ist, als daß es Schmeichelei sein sollte.

Maler. Schmeichelei? Wozu die? wehe dem Mann, und besonders dem Künstler, der eines andern Empfehlungsmittels bedarf, als seine Werke.

Hausvater. Wohl gesagt, ehrlicher Mann. Ueberhaupt ist es ein herrliches Wesen um euch Künstler: wie viel müssen wir uns nicht hüden, wie vieler Leute Laune und Eigensinn sind wir nicht ausgesetzt, bis man uns andere nur dazu kommen läßt, daß wir etwas thun dürfen. Ihr ande braucht einige Ellen Seilwand, und niemand kann euch hindern, die Unsterblichkeit eines Raphaels zu erwerben.

Maler. Auch wenn ich so da sitze, ich als ein anderer kleiner Schöpfer denke, daß ich einst mit meiner Kunst meinem Vaterland Ruhm erwerben kann. Herr, nichts könnte mich dann bewegen, diesen Pinsel da für die erste Krone der Welt hinaus zu geben.

Hausvater. Auch sind sie mit diesem Gefühl dann gewiß schätzbarer, als ein mittelmäßiger König.

Maler. Hoffe es auch.

Hausvater. Eine Gefälligkeit, die ich mir von ihnen ausbitte, kommen sie an einem dieser Tage zu mir zum Essen.

Maler. Meine Aufwartung werde ich Ihnen machen, aber vom Essen entschuldigen sie mich.

Hausvater. Warum das?

Maler. Soll ich es Ihnen sagen?

Hausvater. Gewiß.

Maler. Sehn sie, wenn Herren ihres Standes einen Künstler einladen, so geschieht's gewöhnlich, um Parabe damit zu machen; und dann könnt ihr euch nie zu uns herunterlassen, macht es uns immer fühlen, wie viel Gnade ihr uns angethan habt. Das ist nicht aus Stolz, daß ich das sage, wahrlich nicht, sondern aus Selbstgefühl. Will übrigens nicht sagen, Herr Graf, daß sie auch so sind, glaube auch fast das Gegentheil: aber die Uebri- gen in ihrem Hause, bis auf den Bedienten, der den Teller reicht.

Hausvater. Sie sollen hoffentlich mich und mein Haus besser kennen lernen.

Maler. Mit dem besten Willen, dem heilsamsten Voratz können Leute ihres Standes sich oft nicht durch den Schwarm von Conventianen durchschlagen. Kurz, einem Mann, wie sie sind, wünsche ich das Glück, das ich wirklich genieße.

Hausvater. Also sind sie wirklich glücklich?

Maler. Daß ich es als Künstler bin, wissen sie schon; nun Gott sei Dank, in meinem Hause bin ich es noch mehr.

Hausvater. Sie haben eine Tochter?

Maler. Ja, Herr! mein größter Reichthum.

Hausvater. Das einzige Kind?

Maler. Das einzige; ihre Geburt war meines Weibes Tod. Außer diesem Kinde habe ich keinen Verwandten mehr; ich wüßte auch nicht, wo ich mehr Liebe für Andere hernehmen sollte; sie enthält mein ganzes Wesen.

Hausvater. Wäre nur bei dem größten Glück, Vater zu sein, nicht so viel Bitteres mit unter.

Maler. Lassen sie es immer sein; Menschenleiden werden meistens trefflich belohnt.

Hausvater. Bis man so ein Mädchen für alle Gefahren der Werföhung gesichert, bis man — —

Maler. Herr Graf, dafür muß sie die Liebe zu mir, gute Grundsätze, ihr Herz — —

Hausvater. Die besten Herzen sind meistens die empfindsamsten; und Empfindsamkeit und jugendliches Blut — —

Maler. Da mag sie Gott schügen, der ihr das alles gegeben hat. Neben dem, wir kennen keine elterliche Furcht, wir sind Freunde mit einander, ich wollte darauf wetten, sie würde mir ihre erste Liebe selbst vertrauen.

Hausvater. Mann, sie kennen sich besser auf des Menschen äußere als innere Seite; über den Punkt ist kein Mädchen — — — oder vielleicht — — —

Maler. Sonderbar, Herr Graf, wie wir von der Materie auf dieses Gespräch gekommen sind.

Hausvater. Weil wir aber dabei sind, lassen sie uns fortfahren. Wenn nun z. B. ein Mann von vornehmer Stande käme, und verlangte ihre Tochter zur Ehe?

Maler. Ich würde sie ihm abschlagen. Nicht, daß ich meine Tochter nicht eines Königs würdig hielte; sondern weil Ungleichheit der Stände fast immer unglückliche Folgen hat: und Lottchen unglücklich zu wissen! Herr, würde ich dem Vornehmen sagen, wäre er vom gemeinen Schlage, euer Gold und eure Titel machen mein Mädchen nicht glücklich; und wär der Vornehme ein guter Junge, ich würde darüber trauern, daß er so vornehm ist, aber ihm mein Mädchen nicht geben. Bei Gott, selbst ihrem Sohne gäbe ich sie nicht, — — — nicht, daß ich mein Mädchen oder auch meinen Stand schlechter glaube — — —

Hausvater. Bermann?

Maler. Verstehn sie mich recht, ich erkenne den Unterschied der Stände, aber innerlichen Werth kenne ich keinen in ihnen. Denn sehen sie, wenn der Mädchen sich für den Grafen beugt, so hat der Graf vor so manchem Schurken nichts voraus, dem ich das Nämliche that; aber, wenn ich als Mann, dem, welchem ich wieder für einen Mann halte, diese Hand reiche.

Hausvater. Mir giebt, mir diese Hand, ich verdiene sie. (Sie geben sich die Hände.) Und nun bei diesem Druck — — — (eine kleine Pause.) Wir sind also zween deutsche Männer?

Maler. Ich denke so.

Hausvater. Wohl dann, wie Mann zu Mann. Mein

Sohn lieb ihre Tochter; zwei junge Leute; vorgebeugt der Gefahr, oder ich und sie —

Malcr. Ja, Herr, wer meine Tochter entehren könnte, er sei Fürst oder Graf —

Hausvater. Noch wird es Zeit sein —

Malcr. Gott, welch ein schreckliches Licht, vorher bei

(Indem stürzt Anne in das Zimmer.)

Anne. Gott, mein Lottchen, Lottchen, sie ist nicht in der Kirche, nirgends zu finden.

Malcr. Himmel und alle Heilige, sollte sie? (Er stürzt mit Anne zum Zimmer hinaus.)

Hausvater. Was ist? was ist? (auch nach.)

Das Zimmer der Gräfin Amaldi.

Siebenter Auftritt.

Amaldi befestigt den Schattenriß Karls an die Tapete, indem drängt sich Lottchen zwischen einigen Bedienten herein. Bediente. Sie will sich nicht abweisen lassen.

Amaldi. Schon gut, laßt sie nur. (Bediente ab.)

Lottchen (fällt zu den Füßen Amaldi's.) Nein, ich will mich nicht abweisen lassen, will hier liegen bleiben, bis sie mich erhdren.

Amaldi (bestürzt.) Was will sie?

Lottchen. D geben sie ihn wieder; geben sie ihn wieder.

Amaldi. Wer denn? Was denn?

Lottchen. Ihn, ihn, der über alles ist, mein vor Himmel und Erde, mein.

Amaldi. Wer ist sie denn?

Lottchen. Nur ein Bürgermädchen, aber die glücklichste unter allen meines Geschlechts, wie ich ihn noch hatte; wie er noch mein war —

Amaldi. Wer sind denn ihre Eltern?

Lottchen. Mein Vater, ach Gott! mein Vater, er wird nach mir fragen; — es ist Wermann, ein Malcr, herrlicher Vater, — der arme Vater.

Amaldi. Des Malcrs Wermann Tochter?

Lottchen. Ja, ich, der einst Karl gehörte, durch den heiligsten Schwur gehörte; sie haben mir ihn geraubt, geben sie mir ihn wieder, geben sie mir ihn wieder.

Amaldi. Bist du rasend?

Lottchen. D daß ich es wäre, daß alles das, was ist, nur mir so schiene; o, was möchte ich nicht alles sein, um Karl nur nicht zu verlieren.

Amaldi. Warum forderst du ihn von mir?

Lottchen. Weil sie mir ihn entrißen haben. Das ist eine garstige That, einem das Leben rauben, ist wenig; aber rauben, was mehr als Leben, was alles ist — — D, gnädige Frau, man sagt, sie wären sonst so eine erhabene Frau: ist das auch groß, einem armen, schwachen Mädchen — —

Amaldi. Beruhige dich — —

Lottchen. Ich mich beruhigen? ehe ich noch weiß — — D, wenn sie je geliebt haben, — wenn sie es wissen — — aber in ihrem Stande liebt man wohl nicht?

Amaldi. Laß mich, Mädchen — Steh auf, — oder —

Lottchen. Lassen sie doch sehen, was sie für Ansprüche auf Karl haben können: ob sie was vermögen gegen seine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlassenen, gegen das Wimmern eines Geschöpf's, das sich hier unterm Herzen trage. (Lottchen dringt noch näher auf Amaldi los, die ganz verwirrt und außer sich ist: sie reißt sich aber los, läßt Lottchen da liegen, und eilt zum Zimmer hinaus; Lottchen bleibt eine Weile betäubt liegen, dann steht sie auf; bemerkt an der Wand Karls Schattenriß, sie fährt wild auf, reißt es los.) Was machst du da? (Drückt ihn an's Herz.) Du und, da gehörrst du her. (Sie befielt es eine Weile.) Ha! treulos, — verlassen — — entehrt — — (läßt es, drückt es wieder an das Herz.) Kann das Karl?

Achter Auftritt.

(Der Hausvater tritt herein, ein Bedienter voran und sagt: ich will sie gleich melden. Er sieht Lottchen, die sich betäubt auf einen Stuhl wirft. Der Hausvater eilt auf sie zu.)

Was fehlt ihr?

Lottchen. Alles, mein Herr.

Hausvater (steht seines Sohnes Schattenriß, ruft erschauert:) Karl!

Lottchen (springt wild auf.) Wo ist er, kennt ihr ihn? — o wehe euch, daß ihr ihn kennt! — — Ach, mein Herr, er wird sie verlassen.

Hausvater. Des Malcr Wermanns Tochter?

Lottchen. Bin's, und bin Karls Verlobte, und hergekommen, um ihn hier wieder zu fordern, hier hat man ihn mir geraubt.

Hausvater. Sieh dich, armes Mädchen. (Er bringt sie auf einen Stuhl.) Deine Kräfte erschöpfen sich.

Lottchen. Ach, Herr, wenn sie ihn kennen; um Gottes Barmherzigkeit willen, schaffen sie mir ihn wieder!

Hausvater. Sei nur wieder ruhig, ich verspreche dir, du sollst ihn sehen.

Lottchen. Soll ihn sehen? — gewiß? — bist du ein Engel vom Himmel gesandt?

Hausvater. Beruhige dich, ich bin gleich wieder bei dir. (Der Bediente kommt heraus, der Hausvater geht in Amaldi's Zimmer, Lottchen nimmt wieder Karls Schattenriß, sieht es an.) Soll dich wieder sehen? (drückt es wieder an die Brust) Karl! Karl! (Sie legt es hin, und stützt sich mit dem Kopf auf den Tisch, in einiger Betäubung: der Hausvater kommt wieder heraus, er stellt sich vor sie betrachtungsvoll hin. Lottchen öffnet gleich wieder die Augen, und erblickt dem Hausvater.) Haben sie ihn mitgebracht?

Hausvater. Nein, aber er soll kommen, bis dahin, nur ruhig — —

Lottchen. Warum das nicht? wenn ich Karl wiedersehen soll.

Hausvater. Glaubt sie mit Karl recht glücklich zu sein?

Lottchen. D, mein Herr, mit Karl bete ich der ganzen Welt Trost, will diejenige sehen, die glücklicher sein soll.

Hausvater. Hat ihr Karl versprochen, sie zu heirathen?

Lottchen. Freilich hat er's, und Gott und seine heiligen Engel hörten es, und freuten sich über das lebende Paar; nur Menschen können so ein Glück hindern wollen.

Hausvater. Aber wenn sie Karl liebt, weiß sie denn auch, daß sie sein Unglück macht!

Lottchen. Nimmermehr, nimmermehr. In meinen Armen hat er sich oft so selig geglaubt.

Hausvater. Um mit der Zeit nur desto unglücklicher zu sein.

Lottchen. D wenn ich das wüßte, — — ich wollte — — was wollte ich? — — ein Kloster. — —

Hausvater. Hättest du? — —

Lottchen. Aber ich kann nicht — — darf nicht — — bin ich's allein? — — D es ist auch nicht so — — wenn nur sein Vater nicht wäre — —

Hausvater. Sollte der nicht mehr sein?

Lottchen. Könnte ich nur den Vater seh'n — Karl sagt, es sei so ein guter, so ein lieber Vater — — kann er doch nicht. — — D nur einmal möchte ich ihn sehn, möcht' —

Hausvater. (gerührt.) Hier ist er.

Lottchen (fällt vor ihm zusammen.) O Barmherzigkeit, — o auch mein Vater — Gnade — hör mich, hör unter meinem Herzen die Stimme seines Kindes, auch deines —

Hausvater. Gott, du wärst also — —

Neunter Auftritt.

(Indem stürzt Sophie herein.)

Mein Vater, retten sie mich!

Hausvater. (reißt sich von Lottchen los.) Was ist?

Sophie. Retten sie mich vom Tyrannen.

Hausvater. Was willst du hier?

Sophie. D mein Vater, ich hab ihn besänftigen wollen —

Habe — aber, das bracht' ihn mehr auf, er hat mich von sich gestoßen — — und aus Furcht bin ich von ihm entflohen, bin ihnen nach.

Hausvater (mit gedrochener Stimme.) Sind der Leiden bald genug! — Aber was kann ich hier, was soll ich — in einem fremden Hause? — Hast du noch deinen Wagen bei dir?

Sophie. Ja, mein Vater.

Hausvater. Nun gut, so nimm diese da mit dir.

Sophie. Wer ist's?

Hausvater. Bist es schon erfahren. (Zu Lottchen.) Geh mit dieser — —

Lottchen. Vater — was sie wollen — was sie wollen — ganz ihnen.

Zehnter Auftritt.

(Malcr, der hereinströmt.)

Wo ist mein Lottchen, wo ist mein Mädchen?

Lottchen. Ach Vater — (fällt zusammen.)

Malcr (stürzt auf sie zu.) Habe ich dich wieder — lies bes Lottchen, — dein Vater, — dein unglücklicher Vater — —

(Sie bleibt noch betäubt; er aber fängt an sie fortzutragen.) Von euch soll sie weg, und wäre sie auch des Todes — — euer Geschlecht hat die Unschuld verführt.

Hausvater (tritt zum Malcr.) Wo bleibt der Mann? Malcr (auf Lottchen zeigend.) Hieher gesehen, und hier ist die Antwort,

Hausvater. Ruhig — ruhig — Wermann. Malcr. D, wer vermag das?



Hausvater. Meine Tochter da soll Kottchen fortführen.  
Sophtie. Ist das meines Bruders Kottchen?  
Waler. Ihres Bruders? ha, Fluch dem Bruder!  
Kottchen (die zu sich gekommen war.) Um Gottes Willen, nein!

Waler (drückt sie an seine Brust.) Mein Kottchen! (nun läßt er sie los) aber wohin mit ihr? (Sophtie geht unterdessen zu ihr hin.)

Hausvater. In mein Haus.

Waler. Was dort thun? um sie vielleicht von da aus in's Kloster zu schleppen.

Hausvater. Kennen sie mich denn gar nicht mehr? — Nein, weil es hie nächst an Htz; fort mit ihr, Sophtie — — (Sophtie nimmt sie mit sich fort.)

Waler. (Zur nach.) Aus meinen Augen soll sie nicht mehr, und ich will den sehen — (ab.)

(Der Hausvater geht an die Kabinetstür, aber die Kammerjungfer kommt heraus.)

Kammerjungfer. Meine Gräfin läßt um Verzeihung bitten, aber sie sei zu bestrizt; so bald sie sich erholt hat, will sie selbst zu ihnen kommen. (ab.)

Hausvater. Gut dann.

Fiffter Auftritt.

(Herr von Dromer eiligt herein.)

Ich suchte sie.

Hausvater. So eilig? schon wieder was Neues?

Dromer. Ich wollte, ich könnte der Ueberbringer angenehmer Nachrichten sein: wer würde glücklicher sein, als ich?

Hausvater. O, mein Herr, zur Sache, es ist nichts, wozu ich nicht gefast wäre.

Dromer. Nun dann, ich habe Graf Ferdinand nicht an getroffen.

Hausvater. Wo soll er denn sein?

Dromer. Er ist in Arrest.

Hausvater (mit Heftigkeit.) Einem schlechten Streichs wegen?

Dromer. Nicht doch, behüte — wie sollte —

Hausvater. Zu meiner Ruhe, geschwind sagen sie mir, warum ist er in Arrest?

Dromer. Man sagt, er habe vorige Nacht gespielt, alles verloren, und sei beträchtliche Summen schuldig geblieben.

Hausvater. Was Rechtsinn, also — — Gott — Dank dir!

Dromer. Er soll dabei seinen Dienst versäumt haben.

Hausvater. Pfui — pfui, gut, daß sie ihn darum strafen, aber nur recht — nur recht.

Dromer. Auch sagt man, er habe beim Spiel Schand bekommen.

Hausvater. Immer die Folgen; — — nun, er mag sie als Ehrenmann ausmachen.

Dromer. Und soll wirklich gefordert worden, aber nicht gekommen, und öffentlich beschimpft sein?

Hausvater (heftig.) Öffentlich beschimpft sein? Herr! der das sagt, sprach eine Lüge, die schwärzeste Lüge — — Herr, ein Wodmar sein, mein Sohn sein — Wodmar, und ein Feiger — — das kann nicht sein.

Dromer. Behaupt' es auch; aber ein gewisser Rechtsfess, der ihn forberte, sagte es selbst, sagte es laut.

Hausvater. Was soll ich erleben! Herr, darauf, auf diese Nachricht war ich nicht gefast. Wo ist der, der es zu sagen vermag? Fort mit dem Sohn, wenn es ist — — aber den, der es zu sagen vermag, wehe ihm, so lange diese Faust einen Degen halten kann. Wo ist er? (Zum Zimmer hinaus. Dromer ihm nach.)

(Der Vorhang fällt.)

## Johann August Genersich

ward im Jahre 1761 zu Räsmark, in Oberungarn, geboren, und erhielt nach vollendeten Studien eine Professur der Geschichte und Politik am Gymnasium seiner Vaterstadt, welche er später mit einer Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der protestantischen theologischen Lehranstalt zu Wien vertauschte. Er starb in letzterer Stadt am 18. Mai 1823.

Seine Schriften sind:

Beiträge zur Schulpädagogik. Wien 1792.

Ueber die Vaterlandsliebe. Wien 1793. 2 Thle.

Merkwürdigkeiten der Freistadt Räsmark. Leutschau 1804. 2 Thle.

Reise in die Karpathen. Wien 1807.

Trajan. Wien 1811. 2 Thle.

Wilhelmine. Wien 1811. 2 Thle. N. N. 1815.

Alfred. Leipzig 1812. 2 Thle.

Kurze Weltgeschichte. Wien 1812. 3 Thle.

Österreichische Geschichte. Wien 1811 fobe. 8 Thle.

Sophron. Leipzig 1816. 2 Thle.

Weltgeschichte für Frauenzimmer. Leipzig 1817.

5 Thle.

Reben. Pesth 1817.

Emma. Leben einer glücklichen Mutter. Kaschau 1818.

Kornelia. 2 Thle. Pesth 1819.

Agathon. 2 Thle. Brünn 1819.

Reben. Leipzig 1819.

Ueber die Bestimmung des weiblichen Geschlechts. Pesth 1819.

Historischer Frauenspiegel. Pesth 1819.

Blüthen von Jean Paul und Herder. Kaschau 1821.

Ein geschmackvoller und gewandter Schriftsteller, namentlich für Ascetik und Jugendbildung, der mit einer eleganten Darstellung voll Kraft und Anmuth, Gedankenreichthum und Tiefe des Gefühls zu verbinden wußte. — Seine Geschichte Oestreichs ist ein anerkannt vortreffliches Werk, eben so ausgezeichnet durch gründliche Forschung, wie durch kräftige Beredsamkeit, und einen zugleich klaren und löblichen Styl.

## Wilhelmine Genfiken,

geborene Herz, ward am 7. März 1779 zu Weimar geboren und vermählte sich 1800 mit dem K. S. Hofrath und Director des dritten Departements der Landesregierung zu Dresden. — Sie starb daselbst am 15. Juni 1822. Als Schriftstellerin nannte sie sich Wilhelmine Weimar.

Von ihr erschienen:

Rosamunde. Berlin 1811.

Biola. Kiel. N. N. 1812 N. N. 1818.

Baubilder. Kiel 1818.

Dilven. 2 Thle. Leipzig 1818.

Honorie. 2 Thle. Meissen 1816.

Friederike und Julie. 2 Thle. Erfurt 1816.

Florence. 2 Thle. Meissen 1821.

Abendunterhaltungen (mit A. Clarus). Leipzig 1812.

Kleinblätter (mit A. Clarus und P. Steinau). Leipzig 1816. fobe. 3 Thle.

Der Kranz (mit E. Selbig). Leipzig 1817 fobe 4 Thle.

Schmetterlinge (mit E. Selbig). Leipzig 1819. fde. 3 Thle.

Erholungskunden (mit E. Selbig). Leipzig 1823. 2 Thle.

Eine angenehme Erzählerin, welche mit Talent und Anmuth besonders Gegenstände des bürgerlichen Lebens zu behandeln wußte und sich eben so frei von falscher Sentimentalität wie von Besuchtheit und Manier zu halten verstand.

## Friedrich Wilhelm Genthe,

ein Schwefterfohn von Heinrich Ischoffe, wurde am 28. Februar 1805 zu Magdeburg, wo sein Vater Stadtmundarzt war, geboren. Nachdem er auf dem Pädagogium zu U. L. Frauen in seiner Vaterstadt vorbereitet war, ging er zu Ostern 1825 auf die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Doch gab er diese bald ganz auf, um sich der Philosophie und Philologie zuzuwenden, welche erstere er mit seinem Freunde und nachmaligen Schwager, Karl Rosenkranz (Prof. in Königsberg d. B.) gemeinschaftlich ein Jahr lang eifrig betrieb. Am 5. Januar 1828 erhielt er in Halle rito die philosoph. Doctorwürde und widmete sich Ostern 1829, nachdem er den Plan, akademischer Lehrer zu werden, aufgegeben, dem Gymnasiallehrerstande. Seit Michaeis 1830 ist er in Eisleben.

Seine Schriften sind:

- Don Enrique von Toledo. Roman. Magdeburg 1827  
 Des Publius Virgilius Maro Lehrgedicht vom Landbau. In einer neuen getreuen metrischen Uebersetzung von F. W. G. Duedlinb. u. Leipz. 1828.  
 Der Cyclops. Ein Satyrspiel des Euripides. Nebst einer ästhetischen Abhandlung über das Satyrspiel. Halle u. Leipzig 1828.  
 Don Fernando von Toledo. Doppelnovelle. Halle u. Leipzig 1829. 2 Theile.  
 De cognitione pulcri. Diss. pro fac. leg. Halle 1828.  
 Geschichte der macaronischen Poesie und Sammlung ihrer vorzüglichsten Denkmale. Halle u. Leipz. 1829.  
 Kurzer Versuch über das Epigramm. (Zahrb. des Pädagogiums U. L. Frauen) Magdeburg 1829.  
 Des P. Virgilius Maro zehn Eclogen metrisch übersetzt. Mit einer Einleitung über Virgil's Leben und Fortleben und einem Versuche über die Ecloge (die Einleitung enthält auch die Sagen von dem Zauberer Virgil). Magdeburg 1830.  
 Graf Gundolf. Roman. Magdeburg 1831.  
 Anleitung zum Uebersetzen in das Lateinische und Deutsche. Eisleben u. Leipz. 1831.  
 De impostura religionum breve compendium seu liber de tribus impostoribus. Nach zwei Mss. und mit histor. liter. Einleitung. Leipzig 1833.  
 Maria de Bayas' Novellen übersetzt. Erstes Bändchen. Neuhalbensleben 1833.  
 Sonette und Elegien vom Verfasser des Don Enrique. Für Freunde. Eisleben 1833.  
 G. C. Fuchs' heroisch-komisches Gedicht der Mährinrieg. Nach der Ausgabe von a. 1600, mit den Varianten der Scheuerschen Bearbeitung von 1612, und einer Einleitung. Eisleben 1833.  
 Handwörterbuch deutscher Synonymen u. Eisleben u. Leipzig 1834 (Zweite Ausgabe 1837).  
 Die richtige französische Aussprache nach Brault Duvivier's Grammaire des Grammaires. Eisleben u. Leipz. 1835.  
 Mit einem Freunde gemeinschaftlich  
 Handbuch der abendländischen Literatur und Sprachen u. Magdeburg 1832 ff. (wird fortgesetzt). Herausgegeben wurde von ihm.  
 See-Anemonen. Novellen eines Unbekannten. Eisl. 1832.  
 Andersen's Umrisse einer Reise von Kopenhagen nach der schw. Schweiz u. Aus dem Dänischen übersetzt vom Verf. der See-Anemonen. Breslau 1835.  
 Ein eben so vielseitig als gründlich gebildeter reicher Geist, der in seinen literärhistorischen Forschungen Scharfsinn mit Gelehrsamkeit und Geschmack verbindet, und bereits wichtige Beiträge zur näheren Kenntniß der Geschichte der schönen Wissenschaften geliefert hat. Als Dichter zeichnet er sich durch Reichthum der Phantasie, Wärme des Gefühls, Innigkeit der Empfindungen und Herrschaft über Sprache und Form sehr vortheilhaft aus und es läßt sich bei seinem rastlosen Fleiße und seinem schönen reinen Streben noch viel Vortreffliches von ihm hoffen.

## Elegie I\*).

Auf dem umschatteten Gang des Moosbepflanzten Sängels,  
 Näh' an dem kühnenden Bach, rieselnder Quelle entküpft,  
 Sorglos ruht' ich, umhaucht vom Duft der erglühenden  
 Rosen,  
 Ueberdrüssig des Spiels blühenden Mädchen entflohn.  
 Pfänder zu spielen um Kuß, ich verschmäht' es, wie zart-  
 lichen Anblick,  
 Keiner Liebe Gewalt hatte das Herz noch gerührt.  
 Aber nahe war mir der Feind, in den Rosen versteckt  
 Hat er verborgen gelauscht, grimmig igt trat er hervor.  
 Lange genug, sprach er, hast Du mit getropft, mich ver-  
 höhnet,  
 Aber siehe, wie sich schrecklich der Knabe nun rächt!  
 Kaum entwallte dem Munde das Wort, da gelte der Bogen,  
 Und der schmerzliche Pfeil bohrte sich tief in die Brust.  
 Und es erschallte „Luise!“ es schwebte die Holde vorüber  
 Wie Cythere umtanzt von der Charitinnen Chor.

## Sonett I.

Aus meiner Freunde Kreis hat mich vertrieben  
 Des Herzens vorher nie gefühltes Regen  
 Es pocht in angewohnten schnellen Schlägen,  
 Wo ist mein vorger Sinn und Muth geblieben?

Ein Namen wird von meiner Hand geschrieben,  
 Er wird gekruszt auf menschenleeren Wegen;  
 Es strebt mein Fuß nach unbetretenen Stegen;  
 Das ist des Lebens Lust also, das Lieben!

Gedankenvoll allein am Bach mit Bäumen,  
 Mit Blumen und mit Steinen ohne Leben  
 Leb' ich, kaum lebend, in erneuten Träumen.

Will ich der Ding' Ursach voll Ernst erwägen,  
 Dann seh' Ihr Bild vor meinem Bild ich schweben,  
 Ich will es steh'n und eile ihm entgegen.

## Sonett II.

Sinweg aus dieser kalten, engen Kluft!  
 Fort, fort von euch, weisheitsfüllte Schranke!  
 Denn jedes Buch, worin ich mich versenke,  
 Doch einzig mir den einen Namen ruft.

Umwehe mich, Du heitre Frühlingsluft!  
 Kommst Du von Ihr, an die allein ich denke,  
 Zeig' mir den Weg, wohin den Fuß ich lenke,  
 Um Sie zu seh'n im goldenen Abenddust.

Kommst Du von Ihr, umspieltest Du Ihr Haar,  
 Und küßtest Du das Auge sanft und klar,  
 Und küßtest Du den zarten, keuschen Busen?

Umwehe mich! Dich sang' ich glerig ein,  
 Du sollst mir köstlicher als Nectar sein,  
 Du, Du allein bist mir der Quell der Rufen!

## Sonett III.

Einmal, Liebe, zeigtest Du  
 Falschlich, süchtig mir die Holde  
 Von dem Tage, Liebe, wolltest  
 In das Herz mir keine Ruh.

\*) Aus den Sonetten und Elegien vom Verfasser des Don Enrique. Als Manuscript für Freunde gedruckt. 1833. Eisleben.

O wie grausam sahst Du zu,  
Wie mir mit der Sonne Golde  
Schon vom Aug' die Thräne rollte,  
Bis zum Abend ohne Ruh.

Sag! wie lange willst Du noch  
Mich in meinen Schmerzen lassen  
Mit dem Herzen ohne Ruh?

Drückend, tödtend ist Dein Foch;  
Lieber laß mich schnell erblaffen,  
Oder sent' ins Herz mir Ruh.

S o n e t t IV.

Lehr' mich das Nichts, die Liebe überwinden,  
O Weisheit, diesen nicht'gen, duft'gen Schaum;  
Ein nicht'ges Etwas ist die Lieb', ein Traum.  
Wie kann ihr Wesen anders man ergründen?

Wer darf die Lieb' als höchstes Gut verkünden,  
Als aller Wonnen Paradiesesbaum?  
Ein leerer Sinnenrausch ist sie, mehr taum!  
Sie mag den Thoren, nicht den Weisen, blinden.

Drum schweig', o Herz, ich folge dem Gedanken,  
Der reine Wahrheit uns erkennen lehrt,  
Frei von der Sinne trägerischen Spielen.

Nur Denken hält die Sinnlichkeit in Schranken,  
Die Lieb' ~~ist~~ Sinnlichkeit; ihr sei verwehrt  
Auf einen Sohn der Weisheit länger zielen.

E l e g i e II.

Nachmittags war's, und ich las im Birgell wie die Iffigen  
Griechen.

Durch das betrügl'che Ross nahmen die heilige Stadt;  
Wie dann den theueren Preis auf den Schultern zettel'  
Aeneas

Aus der lodrenden Glut, wie er die Gattin verlor;  
Laut aufsammernd Creusa dann rief, daß rings es Creusa  
Hallte; doch heimliches Land ohne die Gattin er lieb.  
Niederzuschreiben bemüht, was ich eben gelesen, in Verse,  
Wandt' ich den Blick und sah' sinnend zum Fenster  
hinaus;

Sieh' da geht Sie vorüber, die Ruh mir geraubet und  
Frieden  
Und Ihr himmlischer Blick trifft durch die Blumen  
auch mich.

Sie ist's! jauchzet das Herz, hinstürzt der Säng' Aeneas  
Mit dem Schreibegeräth, ja die Erschante ist's!  
Auf, Ihr nach, daß ich weiß, wo Sie goldene Träume  
umgaukeln,  
Wo ich besessiget oft, oft Sie erblick' auf das Neu.

S o n e t t V.

Was hilft's, daß ich die Lieb' in mir verdammt?  
Da mich besiegt doch meines Herzens Drängen,  
Ohn' Widerstand, wie einst der Lyra Klängen  
Bäum' und Geseine folgten inogesammt,

Su folgen Ihr, die Irb'schen nicht entflammt,  
Und deren Blick' Erfordere noch zwingen,  
Die tödtend mich belebt und zu Gesängen  
Das sel'ge Herz, den schüchtern Mund entflammt.

Auf ewig hab' ich Ihr mich nun ergeben,  
Nicht länger leih' ich, Amor, Widerstand,  
Sind Wonnen und Qual auch in der Hand der Süssen.

O lichte Sonne Du zu neuem Leben!  
Ich folge Dir, die Du mein Herz gebannt,  
Bis daß ich todt hinstank Dir zu Füßen.

S o n e t t VI.

Nicht Schlacht, nicht Held ruft mich zu hohen Flügen,  
Su frommer That nicht ist mein Lieb gewendet,  
Su Blume nicht, die Glanz und Duft versendet,  
Su Bächen nicht, die sich durch Wiesen schmiegen.

Nicht Glaube, Blume, Held fährt mich die Stiegen  
Zum Lorbergipfel aufwärts, wo vollendet  
Den Sängern wird des Ruhmes Preis gespendet,  
Ein And'res läßt mich singen, läßt mich siegen.

Die Eine, die mit blauem Aug' mich grüßet,  
Der blondes Haar den Jugendscheitel schmückt,  
In deren Arien süßer Liebreiz wohnet:

Sie ist's, die Glut und Lieb in's Herz mir gießet,  
Die einst den Kranz auf meine Stirne drückt,  
Mit der Ihr Säng' in den Liedern thronet.

S o n e t t VII.

O Liebe, o Liebe,  
Erquickender Bronnen!  
Ich athme die Wonnen  
Der seligen Liebe.

Daß ewig doch bliebe  
Der Glanz Ihrer Sonnen,  
Daß nie doch zerronnen  
Das Glück mir zerfließe.

Ich schwelg' in den Däften,  
Die rings mich umwallen,  
Ich sage zu allen

Den laulichen Lüften:  
Ich weide die süßen,  
Sie weh'n um Lüssen.

S o n e t t VIII.

Wenn Lenz den Rosenfügel hat geschwungen,  
Wenn Wahrheit wird der Erde Winterträumen,  
Dann wird von Stralen, Wellen, Blüten, Bäumen,  
Des Jahres Jugend feiernd angesungen.

Woll Jubel schallen grünes Walbes Zungen,  
Es schwebt das Lieb in frischen duft'gen Räumen,  
Und Rauschen wird und Lieb mit schwachem Säumen  
Dort von der Stimme Tochter nachgeklungen.

Es treibt mich hin, wo klare Bäche fliesen,  
Ich trinke süßen Duft in vollen Sägen,  
Auf jeder Blume möcht' ich froh mich wiegen.

Doch seh' ich auf den Blumenreichen Wiesen  
Hinschweben auf dem zarten Gras Lüssen,  
Wie drängt es mich in Ihren Arm zu fliegen.

S o n e t t IX.

Ruhe sucht das Herz und Seelenfrieden,  
Der von Paradiesespalmen trauet,  
Doch das Paradies ist ausgeschlossen,  
Unruh', Schmerz und Qual ist nur gehäuft.

Und wie Welle hinter Welle läuft  
Drängt nun Müh' und Noth den Lebensmüden,  
Und im Norden ist nicht und im Süden  
Eine Rette, so die Qual erschauft.

Du allein kannst noch dem Schmerz gebieten,  
Solde, Deine Müh' umsäufelt Frieden,  
Wird wie er bei schönen Engeln ist.

Su Dir flieht das Herz bei Sturmes Wüten;  
Wäre noch ein Paradies hienieden,  
Müßt' es sein, wo Du, o Süss', bist.

## Sonett X.

D sel'ger Pain, schwing' hoch der Freude-Palme,  
Die holde Herrin kannst Du oft umschließen,  
Ihr Bäum' und Sträucher, jauchzet, hinzugießen  
Die Wonne mit der Säng'er Jubelpsalme.

Glücksel'ge Blumen, weidenwerthe Palme!  
Ihr könnt den wonnerreichen Tod erküssen,  
Vom zarten Druck des Fußes sterben müssen,  
Ist schöner als im Schmutz der Siegespalme.

D helles Licht, das Sie und sich verkläret,  
D Bach, Du klarer Augen Silberpfeiler,  
Wie oft kannst Du das heil'ge Antlitz schauen!

Ihr sel'gen Weissen, Bäume, Wälsche, Auen!  
Du glatter Bachstein, Kiesel auf dem Hügel,  
Sagt, ob nicht Liebesglut euch ganz verzehret.

## Sonett XI.

Wo läßt der Himmel schön're Sterne prangen  
Als Dir, o Gold', in Deinen Augen stralen,  
Die mich erfüllt mit heißen Liebesqualen,  
Daß mir der Jugend froher Sinn vergangen.

Wo blühen Rosen, wie auf Deinen Wangen  
Sie sich mit sanftem Purpurkathar malen,  
Sah je die Sonne, daß schön're Locken strahlen  
Zum schönsten Busen sich, wo ich mich't hangen!

Nicht länger kann ich diese Qual ertragen,  
Die täglich mich in süßem Tod vernichtet —  
Ich lebe nur, wenn ich Dich Schönste sehe!

Ich muß das Wort der höchsten Liebe wagen!  
Zu Deinen Füßen lieg' ich nun gerichtet;  
D riefst doch Dein holder Mund: „Ersteh!“

## Sonett XII.

Wenn Helios die bunten Lichter spendet,  
Den jungen Tag die Hore tanzend führt,  
Und munter sich das Frühlingaleben rühret  
Ist mein Gedanke nur zu Ihr gewendet.

Und wenn der Tag sein helles Licht verliert,  
Des Tages Werk der Mensch ermattet endet,  
Die Nacht mit ihrem Schatten Kühle sendet,  
Wird mir im Traum Ihr Bild auch vorgeführt.

Ihr holdes Bild! in jeglichen Minuten  
Sich' ich's bei Spiel und Arbeit, wie im Traum  
Mit neuem Reiz von meiner Seele fluten

Und mich in meines Herzens Welt beglücken.  
Es grünt und blüht der Liebe Baum —  
Doch wann werd' ich die süßen Früchte pflücken?

## Sonett XIII.

Es kräuselt sich in schönen goldnen Ringen  
Dein Haar, wie Aphrodite's Locken fallen,  
So lieblich sie um Hals und Nacken wallen  
Und schön genug, von ihnen schön zu fangen.

Doch hör' ich Deine Stimme erst erklingen  
Und die Accorde silberrein erschallen,  
Die sanftgewieget durch die Lüfte hallen,  
Dann jenseit sich des Liebes lähne Schwingen.

Und nimmer will es mir dann noch gelingen  
Zu rufen auf der Laute frohe Töne,  
Sie seufzen nur, daß ich nach Dir mich sehne,

D möchten sie zu Deinem Ohre bringen!  
Denn nur mit Deiner Lieb' allein, o Schöne,  
Wünsch' ich', daß mein Geschick mich gnädig kröne.

## Sonett XIV.

Ihr Freunde, helft mir einen Sarg bereiten,  
Daß meinen Todten ich darin begrabe,  
Mit dem ich lang gelebt, gelitten habe,  
Den ich mit Lust nun endlich sah verschreiben.

Nun fühl' ich erst des Daseins Seligkeiten,  
Nun kenn' ich erst des Lebens goldne Gabe,  
Daß Freude ungeträbt mich fortan labe,  
Laßt schnell mich ihn den letzten Weg geleiten.

Und fragt ihr noch, wen jetzt das Grab verschlungen?  
Um den mein Auge sich nicht anders feuchtet  
Als dankend, daß der Tod ihn hat bezwungen?

Mein Gram und Trübsinn ist im Sarg verborgen,  
Sie starben, seit der Liebe Stern mir leuchtet:  
Den Nachtthau zehrt der Stral am warmen Morgen.

## Elegie III.

Winde noch nicht Dich empor aus des kalten Gemales Umarmung,  
Kosige Tod, Du scheuchst sonst mir das Mädchen hinweg.  
Deffne die Thore noch nicht, o hemme der stampfenden  
Rosse

Eilige Flucht, denn Apoll weiß noch in liebendem Schoos.  
Ha! Grausame! Du nahest unerbittlich! es glänzt der  
Plumpos,

Und der Sektirne Heer weicht dem helleren Glanz.  
Unzufrieden ergreift der Gott die strahlenden Hügel,  
Und — mein Mädchen entflieht aus dem umschließen-  
senden Arm.

Nicht den Kephalos würdest so eilig Du stiehn, Aurora!  
Unlust scheuchet allein Dich vom Lithonus hinweg.  
Und ich wollte Sie haschen, die Golde, die jetzt sich dem  
Lager

Flüchtig entwand, und noch küßten den purpurnen Mund;  
Da — entschwebt das Gebild, nur nächtliche Lüfte umarmend  
Sich' ich, daß nur ein Traum mich, den Verliebten,  
gedüst.

## Elegie IV.

Siehe, wie kräftlich der Knabe des Löwen Rücken bestiegen.  
Muthig, der Siege bewußt, bändigt den Feu er zum Kommen.  
Aller Götter mächtigster Gott raubt selbst er dem Donner  
Seinen Blitz, und zwingt jeglicher Bildung ihn ein,  
Selbst die eigene Mutter, sie ward der Götter Gelächter,  
Als in den Armen des Mars trüglisch das Reg sie umschloß.  
Jedes besiegte der Held, den Atumena geboren,  
Doch die Liebe bezwang selber zur Spinndel den Held.  
Dmphale aber umhüllt den Marmor der reigenden Glieder  
Mit der Beute des Wilds, welches Namea geschreckt,  
Und ergreift die knotige Keul' und betrachtet den Helden; —  
Durch die Lüfte entleitet Gros mit lachendem Mund.  
Alles besieget die Liebe; so laß auch uns ihr gehorchen,  
Sich' uns jegliche Lust raubet die schreckliche Nacht.

## Sonett XV.

Ah, darfst' ich Dir doch keine Kleider weihen!  
Ich dürfte liegen dann zu Deinen Füßen,  
Und, wenn die Blicke in einander fließen,  
Wo wär' dann Zeit um Vers an Vers zu reihen.

Dich stets zu seh'n, wem Götter das verleihen,  
Er sieht auf Sandeswellen Rosen sprießen,  
Im träben Sturm die Klarheit sich erschließen,  
Er kann dem Schicksal manchen Schlag verzeihen.

D dieses Centrum aller Bonn' und Freuden,  
Bei Ihr zu sein, der Herrin der Gedanken,  
Wer es errang, wie ist er zu beneiden.

Sie Sie zu singen will ich nie ermatten,  
Und um Ihr treu zu folgen ohne Banker  
Verwandelt mich Ihr Macht' in Ihren Schatten.

## Aminta oder die gerächte Ehre\*).

In der Stadt Vittoria, welche zu den angesehensten des Königreichs Biscaya gehört, theils wegen der Schönheit ihrer Lage, theils durch ihre Größe und durch ihre Reichthümer, lebten vor einiger Zeit zwei Brüder, von denen der ältere Erbe der gesammten väterlichen Güter war, und seine einzige Ehre darin setzte, eine gute Tafel zu führen, seine Freunde zu bewirtheten und dem Vergnügen der Jagd nachzugehen. Der jüngere, welcher Don Pedro hieß, war eben nicht so sehr mit Einkünften überladen, wie dies in der Regel bei den jüngern Söhnen in dieser Provinz der Fall ist, und da er kein anderes Lehn als seinen Degen besaß, so nahm er frühzeitig Kriegsdienste, um seinen Lebensunterhalt zu sichern und um auch in der Geschichte sich einen Namen zu machen. Er bekleidete ansehnliche Ämter unter der Regierung des Königs von Spanien, der ihm dann für seine geleisteten Dienste eine ansehnliche Belohnung von sechstausend Ducaten jährlicher Einkünfte gab. Unter diesen Umständen fand er denn auch eine Frau, die zu gleicher Zeit schön und von vornehmer Geburt war und bedeutende Besizungen hatte. Sie stammte aus der Stadt Segovia, die zu den am schönsten gebauten Städten Castilla's gehört und großen, ausgedehnten Handel treibt.

Pedro hatte aus dieser Ehe nur einen Sohn, der in des Vaters Fußstapfen trat, noch sehr jung als Fähnrich bei einer Compagnie leichter Reiter in des Königs Dienste ging, und einen Krieg mitmachte, den der König mit dem Herzoge von Savoyen führte. Der ältere Bruder Don Pedro's hatte nur eine einzige Tochter, die aber für eine vollendete Schönheit gehalten wurde. Aminta, so war der Name des reizenden Mädchens, konnte ungefähr vierzehn Jahre alt sein, als ihr Vater starb, dem es weniger schmerzlich war, das Leben, als ein so theures Wesen zu verlassen, ohne zu wissen, wem er die Erziehung desselben anvertrauen sollte; denn ihre Mutter hatte sie bereits einige Jahre früher verloren. Obschon er von ihrer Tugend überzeugt war, so mußte er doch auch, wie in so jartem Alter gute Anlagen leicht verderbt werden können und daß man bei großen Reizen nicht eben immer streng die Lehren der Weisheit vor Augen hat, wenn man nicht unter Aufsicht einer strengen Person steht.

Don Pedro's Frau, welche noch am Leben war, besaß alle die Eigenschaften, welche für einen Wächter dieses Kleinods erforderlich waren, und im Falle sie nur diese Nähe über sich nehmen wollte, eignete sich Niemand besser hierzu. Daß sie sich aber leicht bereitwillig finden ließe, hoffte er von der Vorsicht, daß die Bande des Blutes sie verpflichtete, sich für ihre Rechte zu interessiren, mehr aber noch davon, daß er ihr zugleich ein anderes Plänchen dabei vor Augen legte.

Aminta war eine ganz vortreffliche Partie und konnte leicht das Glück von Don Pedro's Sohn begründen, da ihr Vater sie zur alleinigen Erbin aller seiner Güter einsetzte durch ein Testament, und zum Vollstrecker desselben seinen Bruder Pedro ernannte. Das liebenswürdige Mädchen wurde also dem Sohne ihres Oheims bestimmt. Nachdem der besorgte Vater diese Angelegenheiten für das Wohl seiner Tochter in Ordnung gebracht hatte, starb er vollkommen ruhig.

Sobald Don Pedro die Nachricht von dem Tode seines Bruders erhalten hatte, reiste er sogleich nach Biscaya, brachte die notwendigen Geschäfte in Betreff des Vermögens seiner Mündel in Richtigkeit, setzte einen zuverlässigen Mann zur Verwaltung der Güter ein und reiste mit dem Mädchen nach Segovia zurück.

Die Trauerkleider erhöhten so sehr Amintas Reize und sie erschien mit so viel Anmuth und Schönheit, daß sie fast bei allen Frauen Neid und Eifersucht, bei allen Männern, welche sie sahen, Liebe erregte. In allen Gesellschaften war sie Gegenstand der Unterhaltung und die Schaar der Besucher bei Don Pedro nahm kein Ende, weil man sie dort recht mit Ruße sehen zu können hoffte, und alle Tage fand man neue Veranlassung, das reizende Geschöpf zu bewundern. Wenn ihre Schönheit die, welche sie sahen, entzückte, so bezauberte ihr Geist alle die, welche sie reden hörten. Alle Mütter stellten ihr weises und kluges Betragen ihren Töchtern als Muster auf und Amintas großes Vermögen ließ eine Verbindung mit den angesehensten Personen der Stadt wünschen, und obschon man die bereits bestimmte Verheirathung mit Don Pedro's Sohn wußte, so gab es doch Männer, welche noch nicht daran verzweifelten, mit Aminta in ein Ehebündniß treten zu können, sobald es ihnen nur gelingen würde ihre Vereinerung zu gewinnen; aber sie ließ gegen Keinen eine besondere Vorneigung

bliden, da sie sich dem letzten Willen ihres sterbenden Vaters völlig hingab, und zuviel Unterwerfung gegen die Vorschriften ihres Vormundes zeigte.

Ihr Herz hatte noch keine Regung der Liebe empfunden und sie erwartete daher nur die Zurückkunft ihres glücklichen Vaters, dem Don Pedro befohlen hatte, sich so viel als möglich zu beillen. Sie liebte den Frohsinn, und ihre Tante führte sie in alle Abendgesellschaften, die man in der Stadt gab, wodurch es ihr gelang, die frohe Laune und die blühende Gesundheit des Mädchens zu erhalten, welches auf diese Weise, Tag für Tag angenehm beschäftigt, keine Veranlassung hatte, sich etwas in den Kopf zu setzen, was ihrer Pflicht zuwider gewesen wäre, vielmehr hatte sie alle die zum Besten, welche thöricht genug waren, ihr dergleichen Zumuthungen machen zu wollen. Aber eben dieses Betragen war es, welches die Zahl ihrer Anbeter vermehrte, die, entzückt von ihrer frühlichen Laune und durch ihren Witz, am Tage sich durch prächtige Cavalcaden bemerkbar zu machen suchten und Nachts ihr die angenehmsten Serenaden brachten. Jedoch wurden sie für diese Anstrengungen, die den Unbemitteltern der Welt liebsten oft sehr schwer wurden, mit schändem Lobdank belohnt, denn Aminta gab häufig gar nicht darauf Acht, und bemerkte sie ja einen Aufzug, der sich durch Pracht und seinen Geschmack besonders auszeichnete, so scherzte sie über diese Beweise ausgesuchter Galanterie; nicht besser ging es den vortrefflichsten Nachmusikern; welche die holde Schläferin oftmals gar nicht hörte, oder wenn sie die schmelzenden und sehnsüchtigen Arien vernahm, sich dadurch in den Schlaf bringen ließ, ohne den sehnsüchtigen Ritttern dafür zu danken.

Alein die Erfahrung lehrt es fortwährend, daß eine dauernde, vollkommene Gesundheit oft von einer plötzlichen Krankheit bedroht wird, und noch so große Klugheit zuweilen auch einen derben Stoß bekommt. Diese Erfahrung machte auch Aminta; denn da sie bisher in einer strengen Zurückgezogenheit gelebt hatte, versiel sie in den Fehler der Bizarrie, welcher sie der Verpottung und Neckerei aller derer, welche sie kannten, preis gab.

Um diese Zeit kam ein junger Castilianer nach Segovia; er war von einem schönen und wohlgefälligen Aussehen, welches sehr für ihn einnahm, allein er gehörte zu jenen Wüstlingen; welche nur ihren Leidenschaften folgen und daher Alles daran setzen, ihre Absichten zu erreichen, ohne sich ein Großes um die Kritik oder gar um Gewissensbisse zu kümmern; mit einem Worte, er gehörte zu denen, die starke Geister zu sein glauben, wenn sie gar keine Religion haben.

Jacinto, wie wollen ihn einstweilen mit diesem Namen nennen, hatte eine sehr achtungswerthe Frau, mit welcher ein ruhiger und billig denkender Mann in der glücklichsten Ehe hätte leben können; allein es wollte ihm gar nicht zu Sinn, daß ein Cavalier von seinen Vorgesetzten an eine sitzame und ehrbare Gattin durch Heirath gebunden sein sollte. Für ihn hatte eine freie Leidenschaft für eine Geliebte mehr Reiz; daher trennte er er sich von seiner Gemahlin und wählte sich ein Mädchen, Namens Flora, welches seinem Charakter zusagte und das er unter dem Titel einer Schwester bei sich hatte. Eines Tages war er in eine Kirche, die nicht weit von Don Pedro's Hause war, gegangen, um die Messe zu hören; hier erblickte er Aminta, die in Begleitung ihrer Tante in der Kirche erschien und durch ihre Schönheit, durch ihren Schmuck und prachtvollen Aufzug leicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Da der Charakter des Ritters von der Art war, wie bereits angedeutet ist, so war es leicht einzusehen, daß er eine solche Dame nicht ruhig oder gar gleichgültig ansehen konnte, vielmehr erregte die liebenswürdige Aminta sein inneres Gemüth und sie sehen, sich sterblich in sie verlieben und sich in den Kopf setzen, Alles zu unternehmen, um zu ihrem Besiz zu gelangen, war bei ihm das Werk eines Augenblicks. Allein als er ihren Namen erfuhr und sich nach der nähern Lage der Umstände erkundigt hatte, fand er die Sache doch nicht so leicht als er sie wünschte, denn er kannte die Macht und den Stolz Don Pedro's und die Sperrigkeit des Mädchens.

Da alle seine Leidenschaften sehr heftig waren, so wurde er von einer so gewaltigen Erosionsigkeit und Unglückseligkeit ergriffen, daß er weder essen noch schlafen mochte und, da seine Gesundheit einem schweren und plötzlichen Angriff nicht lange widerstehen konnte, in eine äußerst gefährliche Krankheit versiel, deren Grund zu bekennen er nicht das Herz hatte. Flora, früher der einzige Gegenstand seiner Lust und seines Vergnügens, war ihm unerträglich und schien durch ihre Schmeicheleien ihm seine Antreue vorzuwerfen. Auch entging ihrem scharfen Auge seine Kälte alsbald nicht, ohne daß die Veranlassung hierzu hätte erforschen können; denn auf ihre mehrmaligen Anfragen hatte sie keine Antwort erhalten, die ihrer Neugierde ein G. nüge hätte thun können. Sie war zu sehr bei dieser Sache betheilig als daß sie ihre Unte-

\*) Aus Maria de Sayas' Novellen übersezt. Erstes Bändchen. Neudruckt 1833.

suchung sobald hätte aufgeben sollen, weshalb sie denn auch nicht unterließ auf jede seiner Äußerungen zu achten und hierauf ihre Conjecturen zu gründen; sie bedachte auch nicht gar zu langer Zeit, um sich das Dunkel vollkommen aufzuhellen: denn Jacinto war zu sehr mit seiner Leidenschaft beschäftigt, als daß er sich hätte die Mühe geben sollen, seine innere Zerrüttung vor ihr zu verbergen.

Eines Tages, als er glaubte, daß Flora ausgegangen sei, weil sie ihm gesagt hatte, daß sie, um die Stadt zu besuchen, einen Spaziergang zu machen wünsche, und er, da er sie nicht mehr liebte, sich auch nicht weiter darum bekümmert hatte, ob sie nach dem Abschiede von ihm das Haus wirklich verlassen, überließ er sich ohne Zwang seiner Neigung, in Gedanken seiner neuen Leidenschaft nachzuhängen. Da er sich ganz unbemerkt in seinem Zimmer wählte, ließ er sich nach einer Weile seine Leorbe bringen, welche er in der That meisterhaft zu spielen wußte, und lang zu ihrer Begleitung ein Lied, welches er auf die neue Geliebte gedichtet hatte, von dem aber auch Flora, die sich verdeckt hatte, kein Wort verloren ging.

Sobald er geendet hatte, trat sie hervor und zeigte sich ihm.

Endlich, mein lieber, theurer Jacinto, kenne ich nun die Ursache deines Kammers, von dem du mich, ohne es zu wissen und zu wollen, unterrichtet hast; ich war lange Zeit ungewiß, was für eine Liebe dich in den Zustand versetzt hatte, worin ich dich sehe, und, schwärze! du hast mir so oft eine begeisterte Beschreibung von den Reizen Amintas gemacht, daß ich leicht begreiflich kann, daß du davon bezaubert bist; fürchte jedoch nicht, daß ich darüber eifersüchtig sei, ich beurtheile mich selbst zu gerecht und kann daher kein Wort darüber sagen, daß du sie mir vorziehest, da sie bei weitem mehr Vorzüge hat. Nur die Schwierigkeiten, welche ich vorhersehe, beunruhigen mich, und seit ich dein Uebel kenne, werde ich nur darauf denken, dir dabei zu Hülfe zu kommen, obschon ich es einsehe, daß, wenn wir nicht eine besondere List ausfindig machen, um Aminta zu betrügen, es unmöglich sein wird, sich einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Liebe ich nur mein Vergnügen, und wäre ich, wie die meisten Frauen, nur auf meinen Vortheil bedacht, ich würde, weit entfernt dir zu dienen, dir deine Treulosigkeit vorwerfen; aber, da ich nur auf deine Befriedigung denke, soorge ich, wie ich dich glücklich machen kann, was es mir — was es meinem Herzen auch immer kosten mag. Ich bin überzeugt, daß diese neue Leidenschaft von nicht langer Dauer sein wird und daß sie die schöne Freundschaft, welche uns schon seit längerer Zeit aneinander fesselt, zuverlässig nicht erschüttert, ja ich glaube sogar, daß du mich um so mehr lieben wirst, wenn du meine Uneigennützigkeit erwägst; denn, da ich darüber nachgedacht habe, zu welchen Abscheulichkeiten die Eifersucht führen kann, so habe ich geschworen, sie als ein abscheuliches Ungeheuer zu vermeiden. Das mag, was ich in Ansehung meiner sagen kann, genug sein; es ist besser, daß wir uns überlegen, wie wir uns zu benehmen haben, damit du zu Amintas Besiß gelangen kannst. Durch Geschenke ist dieses Mädchen nicht zu gewinnen, weil es die vornehmste und reichste Partie der ganzen Stadt ist, und, weil sie sich einmal darauf gesetzt hat äußerst tugendhaft zu sein, so würde sie die kleinste Zumuthung einer Galanterie gleich sehr aufbringen. Man muß sie zu überreden suchen, daß du die ehrlichsten und rechtschaffensten Absichten hast; und vorausgesetzt, daß sie dich anhört und deine Briefe lesen will, verspreche ich dir auf diese Weise den erwünschten Erfolg. Es giebt kein Mädchen, mag sie auch noch so tugendhaft und weise sein, welche nicht mit großer Ungebuld darauf wartete verheirathet zu werden, und wenn auch Aminta jetzt noch den größten Gehorsam gegen die Vorschriften ihres sterbenden Vaters bezeigt, und Don Pedros Sohn als den Mann betrachtet, welchen sie heirathen muß, so wird sie ihre Gesinnungen doch sehr leicht ändern, wenn ihr deine Person einmal gefällt; soorge daher nur für ein gutes Aeußere, suche dich so zu stellen, daß sie dich bemerken muß, gewinne eine Person, welche ihr Ohr besißt, damit diese oft und vorthellhaft von dir zu ihr rede, und ich für mein Theil will meine Rolle schon spielen. Ich will nämlich ihre Bekanntschaft in der Kirche zu machen suchen und mich bei ihr in eine gute Meinung setzen; abdann wird es mir nicht schwer fallen können, dir unter dem Namen einer Schwester allerlei gute Dienste zu leisten, und sie muß wirklich sehr fein sein, wenn ich sie nicht ins Netz kriegen soll. Gefällt ihr deine Person, so kannst du auf Treue und Glauben der Heirath auch ihre Gunstbezeugungen erhalten, und ist es durchaus nothwendig, so entführest du sie aus dem Hause ihres Oheims und bringst sie in ein entferntes Stadtviertel, wirst du ihrer aber überdrüssig, so verläßt du sie, da sie dich nicht kennen kann, und Erkundigungen über dich einzuziehen, wird sie sich schon hüten, weil sie dadurch ihre Schande bekannt machen, oder sich doch der gerechten Bestrafung ihres Oheims aussetzen würde. Ich für

meine Person verlange für meine Dienstleistungen keine andere Belohnung, als das Vergnügen, dich zufriedener zu sehen; obschon es fast ganz außerordentlich ist, daß eine Frau selbst mit dazu beitragen will ihren Geliebten zur Untreue zu verleiten, so verspreche ich doch nichts, was ich nicht halten will.

Flora verleugnete ihren Charakter durchaus nicht, indem sie diese neue Rolle spielte; sie machte es nur wie alle Mädchen ihrer Art, welche aus Eigennuz lieben und nicht wahrhaft eifersüchtig auf das Herz ihres Liebhabers sind; vielmehr kommt es im Gegentheil ihnen außerordentlich erwünscht, wenn Unregelmäßigkeiten eintreten, indem grade solche Vorfälle sie alsdann zu ähnlichen Schritten berechtigen, und es ist ja hinlänglich bekannt, daß sie ihre Gunstbezeugungen gar zu gern theilen.

Jacinto hörte mit der größten Aufmerksamkeit auf Alles, was diese gefährliche Rathgeberin vorschlug, denn er betrachtete das Opfer, welches sie ihm brachte, als die letzte Anstrengung der Liebe, und ganz mit seiner Leidenschaft beschäftigt, dachte er nur daran sie zu befriedigen, ohne die Gesinnungen seiner unwürdigen Geliebten zu untersuchen. Um sie aber zu veranlassen, noch mehr für seine Pläne zu thun, umarmte er sie zärtlich, sagte, daß er ihr das Leben verdanke und daß er ihr nie genug seinen Eifer für sie würde zu erkennen geben können. Nachdem von beiden Theilen noch das Betragen, welches angenommen werden sollte, besprochen worden war, so fand sich Floras schon mitgetheilte Plan am zweckmäßigsten.

Sobald Jacinto durch diese erfreulichen Aussichten sein frisches Aussehen wiedergewonnen hatte, setzte er Kaufleute und Schneider in der Stadt für seinen Staat in Bewegung, damit er die Vortrefflichkeit seines Wuchses und die Annuth seiner Bildung durch die Künste der Kleidung noch erhöhen möchte. Er war fast zu jeder Zeit des Tages und der Nacht vor Don Pedros Thür zu finden, um die Aufmerksamkeit der Wichte auf sich zu ziehen; bisweilen allein und dann wieder in Floras Begleitung, die ihm im Pagenkleide folgte, welches besonders der Fall war, wenn er der angebeteten Aminta eine Serenade bringen wollte; denn Flora hatte eine wohlklingende Stimme und spielte die Leorbe nicht minder vortrefflich als Jacinto.

Don Pedro hatte einer Kaufmannswittwe eine freie Wohnung in seinem Hause eingeräumt und da diese gute Frau keine Geschäfte hatte, so machte sie, um sich die freie Wirtbe ihres Zimmers zu erhalten, die Dienstherrin und Zeitungsträgerin, welches ihr keine Anstrengung oder vielmehr keine Ueberwindung kostete, da sie von Natur neugierig war und zu gern Intriguen schmiedete, ohne sich aus irgend etwas ein Gewissen zu machen, wenn sie auch in ihrem Aeußern die Ehrbare spielte. Don Pedro, den diese Außenseite betrog, hatte gar kein Arg daraus, daß sie viel mit seiner Nichte verkehrte. Selena, so mag diese Frau genannt werden, war die erste, welche die eifrigen Bemühungen des Ritters bemerkte und da sie, wie man zu sagen pflegt, die Welt gesehen hatte, so brauchte sie nicht lange nachzufinnen, was er denn eigentlich suche. Als er daher eines Abends vor dem Hause auf und niederging, nahm sie die Gelegenheit wahr, ihn anzureden und zu fragen, was er noch so spät hier zu thun habe, setzte aber, ohne seine Antwort abzuwarten, gleich hinzu, daß sie mit Bekümmerniß gesehen habe, wie ein solcher Ausbund von Galanterie seine Zeit in Amintas Dienste verbringe, ohne ihren Besiß hoffen zu dürfen, da sie bereits mit ihrem Wetter versprochen sei, den man nächsten von Mailand zurückerwarte.

Jacinto war sehr erfreut, als er hörte, daß sie selbst zuerst auf diesen Punkt einging, und da er eine so günstige Gelegenheit nicht ungenutzt für sich vorübergehen lassen wollte, so entwarf er ihr ein so bewegliches Gemälde seiner Liebespein, daß die Wittwe, welche in dergleichen Dingen sehr mittelbig war, außerordentlich gerührt wurde, und er, um sie noch mehr anzuporen ihm zu Gunsten zu reden, versicherte sie, daß sie Aminta keinen schlechten Dienst leisten würde, wenn sie die Heirath zwischen ihnen zu Stande bringen helfen wollte, denn er besäße ein jährliches Einkommen von viertausend Ducaten; außerdem versprach er ihr Glück zu machen, wenn sie nur dem schönen Mädchen ein Briefchen von ihm zustellen wollte, und, um ihr jeden Zweifel an der Wahrheit seiner Worte zu benehmen, drückte er ihr eine von Wohlgerüchen duftende Briefe, worin er fünfzig Gold-Escudos gesteckt hatte, in die Hand. Dieses Argument war zu siegreich und wirkte weit mehr als seine Bereitbarkeit. Sie forderte den Jacinto auf, recht bald zu schreiben, und versprach, das Briefchen zu besorgen, sobald sie es erhalten haben würde, und wo möglich wollte sie auch von Aminta eine Antwort zu erhalten sehen.

Der Ritter ging sehr vergnügt über diesen Anfang nach Hause, erzählte seiner Flora wie die Sachen standen und ergriff die Feder, um seine Liebesqualen geschrieben in Helenas Hand zu legen; zugleich fügte er noch einen Ring von grossem Werthe hinzu, den Aminta als den ersten Beweis seiner Liebe annehmen sollte. Helena versprach den grössten Eifer in seinem Dienste zu zeigen und bestellte ihn auf den folgenden Abend, um eine Antwort in Empfang zu nehmen, welche sie ihm mit grösster Zuversicht versprach. Kaum war er von ihr weggegangen, als sie sich in Amintas Schlafgemach begab, welche sich noch nicht niedergelegt hatte, weil sie grade diesen Abend mit einem Briefe an ihren Verlobten beschäftigt gewesen war. Helena wartete bis sie ihren Brief vollendet hatte, dann trat sie vor den Spiegel der Schönen und sagte: nicht wahr die Zeit hat mir noch nicht zu sehr mitgespielt? Es scheint, sagte sie, als sie Amintas Lächeln bemerkte, als ob ihr glaubt, daß Niemand außer euch Anbeter haben könnte; — jedoch damit ihr seht, daß ich nicht ganz ohne Verdienste sein mag, so sehet hier das Liebesbriefchen, welches ich mit diesem Diamant, der fast wie eure Augen funkelt, erhalten habe. Zugleich zeigte sie ihr beides.

Aminta zweifelte, wie billig, an der Wahrheit; aber neugierig wie alle Mädchen, und da man einmal seinem bösen Geschick nicht entgehen kann, nahm sie mit heiterer Miene das Dargebotene von Helena an und las halblaut folgende Worte:

Facinto an Aminta.

„Das Schicksal, welches Ihr so viele Eurer Liebhaber habt erdulden lassen, hätte mich klug machen müssen; aber wie ist dies möglich, wenn man Euch gesehen hat. Es wird mir unmöglich zu glauben, daß Ihr für Don Pedros Sohn, wie man sagt, bestimmt sein solltet, den Ihr nicht einmal kennt. Sobald Eure Augen den meinigen begegneten, fühlte ich die Bewegung meines Herzens, welche nur die Uebereinstimmung unserer Seelen erzeugen kann. Hat der Himmel uns für einander bestimmt, so wird er auch die unbilligen Pläne Eures Oheims zu zerbrechen wissen; oder wollt Ihr lieber den Anordnungen Eures sterbenden Vaters, als den Befehlen der Liebe folgen, so dürft Ihr wenigstens in der Abwesenheit Eures überglücklich zu schätzenden Vaters einem Manne, der Euch anbetet, die Erlaubnis Euch zu sehen nicht verweigern; diese Günst erbitte ich mir von Euch, so wie auch als die zweite, daß Ihr den Ring annehmet, den ich als ein Zeichen der Huldigung sende, welche ich Eurer Schönheit bringe.“

Wer ist denn dieser Unglücksfelge, sagte Aminta, sobald sie den Brief zu Ende gelesen hatte, der mich so dringend bittet, die Leiden seiner Liebe, welche er erdulden muß, zu lindern? Es ist ein Cavalier, entgegnete Helena, der es mehr verdient Euch zu besitzen, als der, welchen man zu Eurem Gemahl bestimmt hat, er ist von Rang, hat Vermögen, ist schön und wohlgebildet, galant und zuletzt auch klug genug, kurz er ist ein ausserlesener Ritter. Don Pedros Sohn ist euch nahe genug verwandt und es ist nicht nöthig, daß euch die Ehe durch ein stärker Band verbinde. Ich weiß nicht, setzte sie hinzu, wo ihr hindenkt, euch so hartnäckig auf eine thörichte Treue gegen einen Menschen zu setzen, den ihr niemals gesehen habt, der euch vielleicht mißfällt, wenn ihr ihn seht, und inzwischen laßt ihr eine so schöne Gelegenheit verloren gehen, welche ihr sobald wohl nicht wiederfinden möchtet; denkt wohl auf das, was ihr zu thun habt, und belehrt mich über das, was ich Facinto antworten soll. Sagt ihm nur, erwiderte Aminta, indem eine hohe Röthe ihr Gesicht übergoß und sie den Ring an ihren Finger steckte, sagt ihm, daß Ihr mir seinen Brief gegeben habt, daß ich ihn gelesen, aber daß Ihr nichts von meinen Empfindungen hätet entdecken können. Nichts hätte der Wittwe erwünschter kommen können, als gleich nach ihrem Weggange von der lebenswürdigen Schwägerin den Ritter anzutreffen, um ihm Bericht von ihrer Unternehmung des Geschäfts zu erhalten. Da er aber nicht darauf gerechnet hatte, daß man eine solche Sorgfalt in seinem Dienste zeigen würde, so war er, da es schon spät geworden, zu seiner Vertrauten zurückgegangen und ruhte bereits in ihren Armen.

Die Gedanken, welche auf das verschiedenartigste Amintas Gehirn durchkreuzten, als sie allein in ihrem Zimmer war, und die Betrachtungen, welche sie über dies sie fast verwirrende Abenteuer anstellte, zu schildern ist kaum möglich. Die Liebe, deren Angriffen sie bisher noch entgangen war, fing an sich ihres jungen Herzens zu bemächtigen und verursachte ihr soviel Unruhe, daß der Schlaf davon zum ersten Male von ihrem Lager zurückfloß. Sie mochte sich noch soviel im Bette hin- und herwenden, sie fand die Ruhe, welche sie suchte, nicht. Obgleich sie recht wohl wußte, daß sie Don Pedros Sohn heirathen sollte, so hatte sich doch ihre Phantasie nie mit diesem Bilde

beschäftigt und sie konnte nicht begreifen, wie es kam, daß Facintos Bild so großen Eindruck auf ihre Seele gemacht hatte, da sie ihn doch nur aus dem Gemälde kannte, welches Helena von ihm entworfen hatte. Mit Ungebuld erwartete sie die Wiederkehr des Morgens und hoffte, daß mit ihm der stürmische Aufruhr ihrer Seele sich legen sollte. Sobald sie den Tag anbrechen sah, verließ sie ihr Lager, nahm ihre prächtigsten Kleider und vergaß keinen Schmuck, der ihre Schönheit hätte heben können, um — ihrem neuen Geliebten noch mehr zu gefallen, wenn sie so glücklich sein sollte ihm zu begegnen. So zeigte sich die verderbliche Wirkung von Helenas Rathschlägen; denn da sie die Schwachheit gehabt hatte sie anzuhören, war vorauszusetzen, daß sie sich bald ergeben würde.

Well ein Festtag war, so begab sich Aminta mit ihrer Tante zur Kirche, um die Messe anzuhören und traf ihre gefährliche Hausgenossin vor der Thür in einem Gespräche mit Facinto, und vermuthete, da Beide sehr eifrig zusammen sprachen, daß jener der Ritter sein möchte, dessen Bildniß sie ihr entworfen hatte. Hatte Facintos Brief ihre frühere Eitelkeit schon wankend gemacht, so vollendete sein vorthellhaftes Aeußere ihre völlige Besiegung. Obgleich über dreißig Jahre alt, war seine Gesichtsbildung doch so edel, sein Wachs so gefällig, daß man ihn nicht ohne Bewegung im Herzen ansehen konnte. Der Ritter bemerkte zwar, daß ihn Aminta mit solchen Blicken betrachtete, welche ihm das Gelingen seiner Eroberung hoffen ließen, allein er besaß zuviel Welt, wie man es zu nennen pflegt, hatte zu viel Augenmerk, als daß er es sich hätte merken lassen. Von dem Augenblicke an, wo sie ihre Augen auf ihn geworfen hatte, bis daß sie in den Wagen stieg, wechselte sie fortwährend die Farbe und wandte den Kopf in jedem Augenblicke, um ihn anzusehen; aber als sie hörte, daß Helena beim Abschiednehmen von Facinto zu ihm sagte: lebt wohl Sennor, eure Geschäfte gehen ganz vorzüglich und ihr werdet einem glücklichen Erfolg entgegensehen; wurde sie so ergriffen, daß sie vor ihrem Geliebten hinzuflinten verzeigte. Er entfernte sich von seiner Vertrauten, sowie es seine Herrin schwanken sah, trat zu dieser heran, und bot ihr die Hand, um sie zu stützen. Madonna, sagte er, nehmt diesen kleinen Dienst von mir als ein Zeichen meines Eifers an. Aminta, welche ihre Bestimmung wiedergewonnen hatte, zog so gleich ihren Handschuh aus und reichte ihm die Hand, an welcher sie den Ring trug, den ihr Helena von ihm gebracht hatte, und der Ritter ergriff dieselbe mit vieler Ehrfurcht. Don Pedros Gemahl machte ihm ihr Compliment für diese höfliche Dienstleistung, welche er ihrer Nichte erzielte und der Ritter begab sich, nachdem die beiden Damen in den Wagen gestiegen waren, zu seiner Flora, um ihr von Allem was sich zugetragen hatte, Bericht zu erstatten, und sagte ihr, daß sie Aminta noch in der Kirche treffen würde, wenn sie sich etwas besorgen wollte. Flora ging sogleich dahin und nahm ihren Platz dicht an dem Bestuhl, wo Aminta saß und sagte zu Facinto, welcher sie begleitete, laß uns näher hier heran treten, lieber Bruder, denn es macht mir so viel Vergnügen die jungen Damen zu sehen, als ob ich selber ein Mann wäre, und wahrhaftig, ich habe noch keine schönere gesehen als diese hier, ich versichere dich, ich bin ganz verliebt in sie. Aminta hatte Flora mit eifersüchtigem Auge betrachtet, als sie dieselbe mit Facinto eintreten sah, jedoch der Name Bruder, den sie nun hörte, beruhigte sie wieder, und als sie gar das Lob vernahm, welches ihr von der Dame ertheilt wurde, sagte sie ihr einige verbindliche Artigkeiten darüber mit diesen Worten: Bei Eurer ausmuthigen Bildung, Donna, darf man nur seinen Spiegel befragen, um sich ein Gemüthe zu thun, denn es möchte keine Schönheit geben, welche die Eure nicht übertreffe, und obgleich ich kein Recht habe Euch etwas abzustreiten, so will ich doch nicht, daß Ihr eine bessere Meinung von mir haben sollt als von Euch selber; ich schätze mich hinlänglich glücklich, Eure Augen einige Augenblicke auf mich gezogen zu haben und will gern allen Vorschub thun, um mir einen Liebhaber wie Euch zu gewinnen, von dem ich versichert sein kann, daß meine Ehre bei ihm durchaus keine Gefahr läuft und ich glaube auch nicht, daß Ihr Euch weigern werdet, mich als Geliebte anzunehmen, nach der Erklärung, welche Ihr mir so eben gemacht habt.

Man muß sehr klug sein, Madame, erwiderte Flora, wenn man es unternimmt Euch seine Dienste zu weihen, wenn Ihr, wie ich glaube, dieselbe Aminta seid, deren Stolz gleiches Aussehen erregt wie ihre Vorzüge, und welche ein Vergnügen daran findet ihre Liebhaber zur Verzweiflung zu bringen.

Ich führe diesen Namen, entgegnete Aminta, aber was man Euch auch immer hat von mir sagen mögen, ich gebe Euch mein Wort, nicht grausam gegen Euch zu sein.

Flora war sehr geneigt, in einen nähern Verkehr mit Aminta zu treten, weil es ihr dadurch um so leichter wurde, ihrem Facinto zu dienen und bei ihrer Feindschaft wußte sie die

Unterhaltung bald so zu drehen, daß sie Aminta, ohne eine vorhergehende Absicht merken zu lassen, erzählte, daß ihr Bruder zu Wallabolit, wo sein gewöhnlicher Aufenthalt sei, von ihrer Schönheit habe sprechen hören und deshalb einzig und allein nach Segovia gekommen sei, um sie zu sehen, allein da er vernommen, daß sie mit Don Pedro's Sohn verlobt sei, habe er nicht gewagt, ihr irgend einen Heirathsantrag zu machen; darauf rühmte sie seine Geburt, seine Reichtümer, sagte ihr, daß er die Versicherung hätte, eine Commandantur des Ordens von Alcantara zu erhalten, und fügte hinzu, daß Jacinto sie gebeten hätte, die Reise mitzumachen, weil ihr Geschlecht ihr mehr Freiheit gewährte, so würde sie besser wissen können, ob seine Nachsicht angenehm ausfallen möchte. Zuletzt malte sie Jacinto so verklebt, so bescheiden, so treu, daß Aminta, welche schon geneigt war, das Beste von ihm zu glauben, vollkommen überzeugt wurde, daß sie keine bessere Wahl treffen könnte. Flora erbligte ihr Gespräch mit der Witte, Mitleid mit ihrem Bruder zu haben, ehe ihr Wetter aus Italien zurückgekehrt sein würde, weil sie alsdann weniger Freiheit haben dürfte.

Ach! Madonna, entgegnete Aminta, wenn ich auch entschlossen wäre, Jacinto glücklich zu machen, wie sollte ich es anfangen, da ich völlig von meinem Dheim abhängig, der nichts gegen die Vortheile seines Sohnes unternehmen wird. Ich wäre schon bereit den Wünschen Eures Bruders zu genügen, denn seit man mir gestern von ihm ein Billet und einen Ring zugesandt hat, habe ich von diesem vorhängnißvollen Augenblick an eine so heftige Zuneigung zu ihm gefaßt, daß, wenn ich vorher mit einiger Ungeduld der Heimkehr meines Vatters entgegen sahe, ich jetzt ohne Betrübniß die Nachricht von seinem Tode anhören würde, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß er so lange in Malland bleiben mag, bis ich Mittel und Wege gefunden habe, unsere Verbindung abzubrechen oder ich durch freiwilligen Tod mich von den Unruhen befreit habe, welche mich verzehren. Ich tadle mich so sehr, gegen einen Unbekannten treu gewesen zu sein, daß ich entschlossen bin Alles zu wagen, Ruhe, Ehre und Glück, um mich Jacinto hinzugeben. Da ich Euch mein Herz aufgeschlossen habe und es mir unmöglich ist meine Empfindungen zu ändern, so bitte ich um Euren Rath was ich thun soll.

Grade das war es, was Flora erwartete. Fürchtet nichts, Madonna, erwiderte sie, Ihr verliert nichts, wenn Ihr auf Don Pedro's Sohn verzichtet; Jacinto kehrt ihm weder an Geburt noch Vermögen nach und seid Ihr erst verheirathet, so muß Euer Dheim wohl seine Einwilligung geben, weil er Euer Wohl nicht wird verwerfen können, und um Euren Vetter zu lösen, erbiete ich mich, ihn zu heirathen. Zwar weiß ich zu gut, daß ich Euch in allen Dingen nachsehen muß, aber mit zwanzigtausend Thälern jährliches Einkommen bin ich eine hinlänglich gute Partie für einen vom Glück begünstigten Soldaten; verzehet, Donna, wenn ich so rede, aber es ist Euch nicht unbekannt, daß sein Vater nur ein jüngerer Sohn war, der sein Vermögen einzig nur im Kriege gewonnen hat. Ihn schlimmen Falle aber, wenn sie gar zu hochmüthig thun sollten, dürft Ihr ihnen nur Euer Vermögen lassen, mein Bruder besitzt genug für zwei und wird sich einzig mit Eurer Person begnügen. Durch Helenas Vermittlung, der Euer Dheim nicht mißtraut, werden wir uns näher besprechen können; wir nehmen Abschied mit einem Pfarrer, daß er Euch heimlich traut und wenn die Ceremonie vorüber ist, geht Ihr mit mir in meine Wohnung, wo wie Don Pedro murren lassen, ohne uns um ihn zu kümmern.

Aminta ließ sich so von ihrer Leidenschaft blenden, daß sie nicht nur in alle Vorschläge Floras einwilligte, sondern sie selbst hat, keine Zeit zu verlieren, aus Furcht, daß ihr Verlobter eher zurückkommen möchte, als sie ihren Vorfaß ausgeführt hätten, und sich nach dem Mittagessen mit ihrem Bruder auf Helenas Zimmer einzufinden, damit sie zusammen beschließen könnten, was sie zu thun hätten, während ihre Tante Besuche machen würde; und nachdem Aminta Flora ewige Freundschaft geschworen hatte, begab sie sich in Don Pedro's Haus zurück.

Die Tante hatte zwar gesehen, daß die beiden Mädchen in einer angelichtlichen Unterhaltung gewesen waren; allein dies erregte ihr auch nicht einmal den Schatten eines Verdachtes, weil sie von der Tugend ihrer Nichte vollkommen überzeugt war.

Flora erzählte Jacinto Alles was sich in der Kirche zugegetragen hatte und er belohnte ihr diesen Dienst, welchen sie ihm geleistet, mit tausend Liebesungen. Nach einer leichten Mahlzeit begaben sich Beide zu dem Stelldichlein, welches ihnen Aminta versprochen hatte und fanden Helena schon zu ihrem Empfange bereit, nach dem Befehle der reizenden Verlobten. Da sie nun einmal eine heftige Leidenschaft für Jacinto empfunden hatte und vor Ungeduld verging ihn zu sehen,

so eilte sie, sobald ihre Tante das Haus verlassen hatte, um mit ihren Freundinnen eine Spielpartie zu machen, und ihr Dheim, um einige Geschäfte zu besorgen, nach Helenas Zimmer, ohne ihren Dienerrinnen etwas von ihrem Vorhaben mitzutheilen, denn da sie wußte, daß Bedienten, wenn man ihnen ein Geheimniß anvertraut, große Lust haben es auszuplaudern, so sagte sie bloß, daß sie sich mit Helena etwas unterhalten wollte, und man sie dort abrufen könnte, wenn es etwa nöthig sein sollte. Da es bekannt war, daß die Wittwe eine vortreffliche Laune besaß, so konnte dieser Besuch durchaus nicht auffallend erscheinen. Sobald Aminta eingetreten war, umschlang sie Floras Hals so zärtlich, daß Jacinto fast eifersüchtig darüber wurde; aber sein Kummer war nicht von langer Dauer, weil ihm das schöne Mädchen, nachdem sie sein Gelübde der Treue erhalten hatte, Süßbezeugungen gewährte, die, wenn auch unbedeutend, ihn doch mit Freude erfüllten, weil sie durch die Person, welche sie gab, kostbar wurden. Aminta hatte bisher in einer solchen Zurückgezogenheit von näherem männlichen Umgange gelebt, daß sie das, was sie that, sehr in Verwirrung setzte, wovon sie sich kaum erholen konnte. Helena und Flora machten sich ein Vergnügen daraus, sie deshalb aufzuziehen und brachten sie dadurch in neue Verwirrung. Als man genug geschertzt hatte und es Zeit wurde sich zu trennen, blieb man bei der Verabredung, daß am folgenden Tage nach dem Mittagessen, wenn Don Pedro und seine Gemahlin ihr übliches Schläfchen hielten, Jacinto seine liebenswürdige Geblüeterin mit einer Sänfte abholen sollte, um sie zu dem Pfarrer hinzubringen, von dem sie sich unter erbleichten Namen wollte trauen lassen; dies sollte aus Furcht geschehen, daß man sie nicht entdecken möchte; von dort aus wollten sie nach Jacintos Haus gehen, welches er in Segovia gemiethet, und daselbst so lange bleiben, bis er sie in seine Heimath führen würde. Dann, wenn nichts mehr zu fürchten sei, wollten sie Don Pedro anzeigen, daß das Band der Ehe sie auf ewig vereint hätte. Nachdem Alles auf diese Weise beschlossen war, empfahlen sie Helena das Geheimniß zu bewahren, bis die Zeit da sein würde, wo man die Deffentlichkeit nicht mehr zu scheuen habe. Diese versicherte ihrerseits, daß es ihr eigener Vortheil helfe, so lange zu schweigen, bis Don Pedro's Born sich gelegt habe. Darauf trennten sie sich vergnügt und jeder begab sich in seine Wohnung.

Aminta war von ihrem neuen Geliebten so bezaubert, daß sie auch nicht im Geringsten an das Unheil dachte, welches in Folge einer so übereilten Flucht entstehen konnte, und Jacinto besaß so wenig Glauben und Gewissen, obgleich er wohl einsah, daß er das Glück des Mädchens vernichte und Schmach und Schimpf über sie bringen würde, daß er nur an das Vergnügen dachte, welches er in ihrem Besitz zu genießen hoffte. Aminta handelte wie ihrer Sinne nicht mächtig, Jacinto als ein unredlicher Mann. Beide waren aber bei der Festigkeit ihrer Leidenschaften zu entschuldigen, weniger Flora; denn eine Frau kann keine größere Nebenburchtlichkeit sich zu Schulden kommen lassen, als wenn sie selbst die Kränke ihres Liebhabers unterfüßt.

Aminta erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag, den sie für den glücklichsten ihres Lebens hielt und der ihrer Leiden Anfang war. Mit der einpostelnden Morgenröthe verließ sie ihr Lager und klebete sich schnell an; zwar hatte sie einige Vorahnungen des Unglücks, das sie sich zu bereiten ging und der Himmel wollte sie durch verschiedene Zeichen darauf aufmerksam machen, doch brachte sie dies nicht zum Nachdenken, da die Liebe einmal unumschneit über ihr Herz getobt und alle Sinne gefangen hatte. Sie wickelte ihre Steine und Kostbarkeiten in ein feines Tuch, welches sie in einem Kermel ihres Oberkleides verbarg, steckte ihren Schleier in den andern und ging wie gewöhnlich, obwohl mit ziemlicher Unruhe, zum Mittagessen. Sobald sie sah, daß ihr Dheim und die Tante eingeschlafen waren, stieg sie die Treppe herab, bedeckte ihr Gesicht mit dem Schleier, verließ das Haus und setzte sich in die Sänfte, welche bereits an der Thür ihrer harzte, nachdem sie zuvor von Helena Abschied genommen und ihr von neuem unverbrüchliches Schweigen über das Geheimniß empfohlen hatte. An einer Straßenecke fand sie Jacinto, der sie von dort aus hatte aus dem Hause gehen sehen, und an diesem Orte gleichsam auf Wacht gestanden war, ohne Furcht bemerkt zu werden, weil in dieser Gegend der Zusammenstoß der Fremden in Segovia gewöhnlich war und man ihn nicht kannte. So kamen die beiden Liebenden, ohne daß man sie irgend bemerkt und gekannt hätte, bei dem Geistlichen an, den Aminta begrüßte, ohne ihren Schleier zu heben, und der auch die Ceremonien der Trauung nicht alle beobachtete, da eine Pandvoll Ducaten ihn über die möglichen Bedenlichkeiten beruhigt hatte. Als Aminta nach dem Besuche ihre Hand in Jacintos Hand legte, ging ein Smeragd, den sie am Finger trug, aus seiner Fassung und sprang auf den Boden



fallend in Stücke. Sie wurde darüber bestürzt, aber Jacinto beruhigte sie und sagte, daß es Aberglauben sei, Folgerungen aus solchen Ereignissen ziehen zu wollen, die rein vom Zufall abhängen und nichts zu bedeuten hätten. Sobald sie die eheliche Einsegnung erhalten hatte, führte der gewissenlose Ritter das betrogene Mädchen in seine Wohnung, wo sie Flora fanden, die sie voll boshafter Freude mit Glückwünschen überhäufte. Um Jacintos Vergnügen nicht aufzuschieben und der Neuerungsmächten keine Zeit zur Besinnung zu lassen, bereitete sie ihnen eine köstliche Mahlzeit und ließ sie dann zu Bette gehen, worauf sie sich in ein anderes Gemach zurück zog. So schmachtete sie den Begierden ihres Geliebten in der Hoffnung, daß der Ekel und Ueberdruß, welcher in den Seelen dieser Wülfinge dem Genuße folgt, ihr Jacintos Herz mit aller Härlichkeit wiedergeben würde.

Wir wollen, wie Flora, die beiden Liebenden jetzt sich selbst in aller Freiheit überlassen und den Vorhang über die Mysterien ziehen, wobei Amor keine Zeugen haben will, und inbess'n sehen, was sich in Don Pedro's Haus zutrug, als man Nachricht von ihrer Entweichung erhielt. Don Pedro maß allen Bedienten des Hauses die Schuld bei, sprühte einen Strom von Verwünschungen und Drohungen um sich, aber Alles umsonst. Endlich beging er gar solche Ausschweifungen und Thorheiten, daß man sagte, er habe den Verstand verloren. Aber jedes Ding hat seine Zeit und auf Sturm folgt Windstille; nachdem er seine Bedienten alle einzeln und auf das schärfste examinirt hatte, ohne das geringste Licht dadurch über dieses Abentheuer zu erhalten, so schickte er Leute in der Stadt umher, welche sich unter der Hand erkundigen sollten, aus Furcht, den Schimpf seiner Nichte stadtkundig zu machen. Er mühte sich jedoch vergebens ab, weil die einzige Person, Helena, welche Auskunft geben konnte, mehr Veranlassung hatte, von dieser Sache zu schweigen als zu reden. Seine Frau und die Mägde machten aber ein solches Aufheben, daß es zuletzt ganz Segovia wußte, Aminta ist entführt. Die Obrigkeit nahm Kenntniß von dieser Entführung und der Richter ließ sich davon unterrichten, aber es mangelte aller Beweis. Der Geistliche sagte zwar, daß er um drei Uhr Nachmittags zwei ihm unbekannt Personen getraut habe, aber wenn er auch starke Muthmaßung hatte, daß dies Aminta gewesen war, von der man sprach, die Sache ließ sich nicht hinlänglich beweisen und man mußte seine Aufmerksamkeit zu einer öffentlichen Bekanntmachung nehmen. Jacinto erhielt Nachricht davon und wurde unruhig; seine Leidenschaft wurde schon fähler, er sah den Fehltritt, den er begangen, und die Gefahr, der er sich ausgesetzt hatte. Er fürchtete, daß Helena ihn anzeigen möchte, wenn man stärker in sie dringen sollte, daß sie seinen Aufenthaltsort, der ihr bekannt war, entdecken möchte und das ganze Abentheuer sich mit einer schimpflichen Katastrophe endigte.

Um sich von dieser Unruhe zu befreien, begab er sich in der folgenden Nacht an ein niedriges Fenster, welches von Helenas Zimmer auf die Straße ging und rief sie herbei. Während er ihr erzählte was sich zugefallen hatte und sie zuhörte, zog er unvermerkt ein Pistol hervor und schoß ihr zwei Kugeln durch die Brust, so daß sie auf der Stelle, ohne ein Wort sprechen zu können, todt in die Stube zurück stürzte. So belohnte er ihr die Dienste, welche sie ihm geleistet hatte.

Ein Verbrechen zieht das andere nach sich, und sobald Jacinto von dieser Seite sich Ruhe verschafft hatte, dachte er nur darauf, seine Geliebte zu verlassen, die ihm lästig zu werden anfang, weil er befürchtete, daß der Mord Helenas die Obrigkeit veranlassen möchte, eine Durchsuchung der Miethwohnungen vorzunehmen, um den Thäter zu entdecken. Verfolgte der Schrecken und die Angst den Unglücklichen von dieser Seite, so war es von der andern Flora, die ihn beunruhigte, weil sie ihrer Nebenbuhlerin gern los sein wollte, und endlich ließen ihm auch die Gewissensbisse über das Verbrechen, welches er begangen hatte, keinen Augenblick Ruhe. Um sich aus allen diesen Unannehmlichkeiten herauszuziehen, entschloß er sich, Segovia sobald als möglich zu verlassen, und Aminta, während er hierzu die Anstalten traf, zu einer ihm befreundeten Dame, welche etwas abgelegen wohnte, zu bringen. Er suchte sie hierzu dadurch zu bewegen, daß er ihr vorstellte, es würde für sie, falls es das Unglück wollte, daß sie in die Hände ihrer Verwandten fielen, vortheilhafter sein, wenn man sie bei einer Frau von Rang fände, als in einer gemietheten Wohnung, und sie könnte in diesem Falle auch, ohne ihren Ruf zu wagen, ihre Verheirathung entdecken. Sollte man sie aber nicht ausforschen, so würde er einen Wagen mieten und sie nach Valladolid bringen, wäre sie aber erst einmal dort, so hätten sie nichts mehr zu fürchten. Aminta ließ sich bereden und ihre treulosere Geliebte suchte eine von seinen Verwandtinnen auf, eine reiche Wittwe, welche nur einen Sohn hatte, schön von Keßern und von biederm Charakter, Namens Don Martin. Jacinto ersuchte diese gute Dame, doch eine sehr verachtungswürdige Frau, für welche er sich sehr interessirte, während er in Geschäften eine Reise nach Valladolid

machen möchte, bis zu seiner Rückkunft gütig bei sich aufzunehmen. Donna Luisa, so hieß diese Dame, hatte zwar von den verlebten Händen, welche Jacinto in der Heimath gehabt hatte, gehört und vermuthete daher nicht mit Unrecht, daß die in Rede stehende Dame vielleicht eine von seinen Geliebten sein möchte, aber sie wollte ihm doch die nachgesuchte Gefälligkeit nicht abschlagen.

Gegen Abend brachte der Ritter die schöne Aminta, welche über den schlechten Fortgang ihrer Liebe schon ziemlich schweremüthig war, zu seiner Verwandten, froh ein Mittel gefunden zu haben, sich ihrer zu entledigen. Um sie zu trösten, hatte er ihr, außer ihren eigenen Kostbarkeiten, noch Steine von großem Werthe gegeben. Sobald Jacinto Abschied genommen hatte, kehrte er zu seiner Flora zurück und trat mit dieser seine Rückreise in die Heimath an, ohne sich Sorgen darüber zu machen, was aus der Unglücklichen werden möchte, die er verließ, nachdem er seiner rohen Leidenschaft genügt hatte. Aber wenn diese auch von Seiten der Menschen nichts mehr zu hoffen hatte, so übernahm der Himmel ihre Vertheiligung und ließ den Verräther die verdiente Strafe erleiden.

Aminta blieb also bei Donna Luisa unter dem Namen Victoria, den sie angenommen hatte, weil der ihrige in Segovia zu bekannt war, und so wurde es ihr nicht schwer, verborgen zu bleiben, weil ihre großmüthige Wirthin erst seit kurzer Zeit in dieses Haus gezogen war, und Amintas Abentheuer ihr Ohr noch nicht erreicht hatte, obschon es in allen Gesellschaften Gegenstand der Unterhaltung war; allein sie lebte in großer Zurückgezogenheit und ihr Sohn war seit vier Tagen vom Hause entfernt auf die Jagd. Sobald Don Martin zurück kam, wechselte er nur die Kleider und ging in der Stadt seinen Geschäften nach, wobei er denn auch bald die Gespräche über die Entführung Amintas hörte. Als er heim kam, richtete man das Abendessen an und Donna Luisa ließ ihre lebenswüthige Schutzbefohlene rufen; Don Martin, der sie im Hauskleide, mit schweremüthigem Antlitz, welches aber ihre Reize noch erhöhte, eintreten sah, blieb bezaubert stehen und vermochte über Eisk nicht die Augen von ihr wegzuwenden.

Sobald man abgenommen, erzählte er seiner Mutter die Meinigkeiten, welche er in der Stadt erfahren hatte, und nachdem er mehrere vorgebracht, erwähnte er auch Amintas. Vor einigen Tagen, sagte er, ist die Nichte Don Pedro's, welche dieser mit seinem Sohne verheirathen wollte, verschwunden, ohne daß man im Geringsten erfahren kann, was aus ihr geworden ist; da sie das schönste und klügste Mädchen von ganz Castilla ist, kann man sich den Grund gar nicht enträthseln, weshalb sie ihren Oheim verlassen hat, weil sie nie Widerwillen gegen den ihr bestimmten Gemahl gezeigt, und auch in einer so großen Zurückgezogenheit gelebt, daß man ihre Tugend nicht in Verdacht ziehen kann; unter Trompetenschall ist das Verbot bekannt gemacht, sie bei Todesstrafe nicht zurückzuhalten, und was das Unbegreiflichste ist, man hat diesen Morgen eine Frau, welche ein kleines Zimmer in Don Pedro's Hause bewohnte, durch einen Pistolenschuß, gerade mitten durch die Brust, getödtet gefunden; wenn ich nicht irre, nannte man sie Helena Man hat den Oheim und alle Hausbedienten eingezogen, indem man glaubt, daß der Mörder unter ihnen ist; ich habe die Verhandlungen, welche bereits darüber aufgenommen sind, selbst gelesen. Ein Zeuge hat ausgesagt, daß er in dieser vergangenen Nacht gesehen, wie die Frau mit einem Manne auf der Straße durch ein Fenster gesprochen habe, und ein Anderer, daß er von einem Mädchen, welches bei Don Pedro's Nichte, die Aminta heißt, im Dienste gewesen, gehört habe, daß diese oft zu Helena auf das Zimmer gegangen sei, woraus man die Folgerung gezogen hat, daß Aminta die Ursache ihres Todes sei und deshalb hat man den Oheim in das Gefängniß gesteckt.

Zitternd hörte Aminta dieser Erzählung zu und war von Herzen froh, als Don Martin von dieser Materie aufhörte und seiner Mutter dankte, daß sie ihm eine so lebenswüthige Hausgenossin gegeben habe. Jacinto, erwiderte Donna Luisa, hat sie mir anvertraut, während einer Reise nach Valladolid; bei seiner Rückkunft wird er sie abholen, um sie mit in seine Heimath zu nehmen.

Ist es seine Frau? fragte Don Martin. Das wolle Gott nicht, unterbrach ihn Donna Luisa, es würde mich sehr betrüben, wenn eine so sanfte und adelige Dame so übel berathen wäre.

Was spricht ihr von Frauen, sagte Aminta mit einer Unruhe, die sie nicht verbergen konnte; ist dieser Jacinto verheirathet, oder ist er im Begriff, es zu thun? Von welchem Jacinto spricht Ihr? erwiderte Donna Luisa; meint Ihr etwa denselben, welcher Euch zu mir brachte? Der heißt nicht eigentlich so, sondern sein wahrer Name ist Don Francisco, seine Gemahlin lebt zu Madrid. Seid Ihr dessen auch wohl versichert, edle Frau? fragte die niedergeschlagene Aminta. Es ist die Wahrheit, antwortete Donna Luisa, und es fehlt kein Grund,

weshalb man zweifeln dürfte: ich bin mit ihm aus derselben Provinz; und habe bis zu meiner Verheirathung dort gelebt; jetzt mögen es etwa fünf bis sechs Jahre sein, daß ich wieder dort gewesen; ich habe es selbst gesehen, daß er ein Mädchen aus meiner Geburtsstadt, in die er sich verliebt hatte, heirathete, denn ich war bei der Hochzeit, welche bei einem ihrer Verwandten gefeiert wurde, zugegen. Nach Verlauf eines Jahres war sie gezwungen, sich von ihm zu trennen; ich kenne die ganze Familie und weiß, daß sein Reichthum seinem wüsten Leben gleichkommt.

Hatte er nicht eine Schwester, Namens Flora? fragte Aminta weiter, noch verwirrter als zuvor. Ihr kennt diese Person schlecht, entgegnete Donna Luisa; es ist eine Weiskläfserin, die er seit mehreren Jahren unterhält und die seinen schändlichen Neigungen zu schmeicheln weiß; wenn er nicht einflußreiche Verwandte am Hofe hätte, die ihn zu schätzen suchen, so würde er längst schon seinen Kopf haben auf das Schaffot tragen müssen. Aber sagt mir, theure Viktoria, was nehmt Ihr für Antheil an seine Person? ich sehe Eure Thränen fließen, welche Ihr vergebens zurück zu halten sucht und ich zweifeln fast nicht, daß er auch an Euch einen seiner gewöhnlichen Streiche verübt hat. Glaubst sicher, daß er Euch betrogen, wenn er sagte, er sei nicht verheirathet; seine Gattin heißt Donna Maria, sie hat sich zu ihren Verwandten zurückgezogen, weil sie seine Ausschweifungen nicht hat ertragen können.

Meine Leiden; erwieserte Aminta, sind von der Art, daß ich sie nicht ohne Erwirrung bekennen kann: gestattet daß ich mich zurückziehe; wenn ich mich etwas von meinem Erstaunen, worin mich diese Unterhaltung gebracht hat, werde erholt haben, will ich Euch Dinge erzählen, die Euch in Verwunderung setzen sollen; Ihr werdet kaum glauben können, daß ein Mann so niederträchtig sein kann, die Einfalt eines unglücklichen Mädchens auf diese Weise zu mißbrauchen. Donna Luisa wollte nicht weiter in sie dringen; sie merkte wohl, welchen Betrug man ihr gespielt hatte, wenn sie auch die näheren Umstände nicht wußte. Sie erhob sich sogleich von ihrem Sitze und führte Aminta bei der Hand in ein schönes Zimmer, welches die Aussicht auf den Garten hatte. Dieses stieß an Don Martins Zimmer, mit dem es eine Verbindungstür hatte, welche sie verschloß, damit man die Ruhe ihrer Schutzbefohlenen nicht stören möchte. Aminta hatte so die Herzen des Sohnes und der Mutter gewonnen, daß sie gerührt waren von ihren Leiden, die ihnen noch nicht einmal näher erzählt worden waren.

Don Martin fing an, für die Schöne mehr als bloßes Mitleidgefühl zu empfinden; er fürchtete, daß ihre Verweisung sie zu irgend einem traurigen Entschlusse bringen möchte, ging deshalb, um sich in den Stand zu setzen, diesem zuvor zu kommen, zeitig auf sein Zimmer und fand die Verbindungstür verschlossen. Da er nun wohl merkte, daß dies von seiner Mutter, die sehr streng über Sittlichkeit dachte, ausgegangen sein möchte, so suchte er in einem Kasten alter Schlüssel und fand auch wirklich einen darunter, welcher ihm einen Weg in das Zimmer der lebenswichtigen Viktoria eröffnete. Nachdem er ihn versucht hatte, um ihn im Nothfall gebrauchen zu können, stellte er sich, als ob er sich niederlegen wollte, entfernte die Diener und schlich sich dann leise an die Thür, um durch das Schlüsselloch jede Bewegung Victorias beobachten zu können. Donna Luisa hatte sie allein gelassen, nachdem sie nach ihrem besten Vermögen bemüht gewesen war sie zu trösten, worauf sie in ihre Gemächer gegangen war.

Als die Unglückliche sich allein sah und nicht glaubte, daß man sie beobachte und ihre Klagen hören könnte, vergoß sie einen Strom von Thränen, zerraupte ihr Haar, zerfleischte ihr Gesicht mit den Nägeln und ließ ihrem Schmerze vollen freien Lauf, der nun mit so größerer Gewalt hervorbrach, da sie ihn eine Zeit lang zurückgehalten hatte. Ach unglückselige Aminta! rief sie mit hinschmachtender Stimme, wie hast du so verblendet sein können, welche rasende Leidenschaft ließ dich deine Pflicht vergessen? dein Unglück wird den Mädchen zum warnenden Beispiel dienen können, die sich die Liebe in den Kopf setzen und sich denen so leicht hingeben, die sie verführen wollen. Ach! meine Leichtgläubigkeit hat mich so schlimme Fehltritte begehen lassen und mir so schreckliches Unheil zugezogen; noch vor drei Tagen betrachtete mich Jedermann mit Hochachtung, meine Verwandten verehrten mich, die Vergnügen kamen meinen Wünschen zuvor und ich lebte im vollkommensten Ueberflusse alles Wünschenswerthen — und nun bin ich erbärmlich von dieser Höhe herabgestürzt. Mein theurer Dheim! Wie kann ich den Schimpf wieder gut machen, den ich auf meine Familie gebracht habe, wie den Kummer verschuchen, den ich euch verursachte? Ach! er muß noch vermehrt werden, wenn ihr erst alle Umstände erfahrt. Graufame Helena, du bist das Werkzeug meiner Leiden, meiner Schande, möge dich Gott dafür in jener Welt strafen wie in dieser. O gefährliche, verderbliche Flora, du übertrittst an Feinheit und Bosheit alle deines Geschlechts

und Gewerbet! und du Jacinto, wie hast du dich entschließen können, ein Mädchen meines Ranges zu betrügen, ohne zu bedenken, daß du die Veranlassung meines Todes bist; kannst du glauben, daß mein Dheim einen solchen Schimpf wird ungestraft lassen? Mit deinem Blute sollst du den Verrath bezahlen, den du an mir begangen hast, wenn seine Lage nicht zu bald ihr Ziel erreichen; aber wenn du auch seiner Rache entgingst, sein Sohn ist verpflichtet, dich zu verfolgen bis an der Welt Ende, weil du zu gleicher Zeit seine Verwandte verführt und seine Braut geraubt hast. Aber warum soll ich Andern die Sorge überlassen, da ich selbst Muth genug besitze, um dir das undankbare Derg aus der Brust zu reißen. — Aber nein, ich selbst muß die Qual für meine zu große Leichtsinigkeit dulden; man wird mir verzeihen, wenn man erfährt, daß ich sie mit meinem Blute abgewaschen habe; alles Schwanen hört hier auf, man muß das Leben verlieren, wenn man die Ehre verloren hat.

Als sie dies gesprochen hatte, zog sie ein Messer hervor, das sie zu dem Zwecke, sich die Adern zu öffnen, verborgen hatte, indem sie überdachte, daß sie todt sein würde, wenn man im Hause erwachte. Don Martin, welcher einen Theil ihrer Klagen angehört hatte, errieth das Uebrige. Leise steckte er, um ihr in ihrer Absicht zuvorzukommen und sie zu verhindern, den Schlüssel in das Schloß, und schnell die Thür öffnend, stand er vor ihrem Bette, ehe sie ihren schrecklichen Plan ausführen konnte.

Die unglückliche Aminta war von dem Sturm, welchen ihre Seele schon ausgestanden hatte, so ermattet, daß sie bei seinem Eintritt ohne Regung blieb und ihr Puls still stand. Don Martin bemühte sich, sie wieder in das Leben zurückzubringen und hatte dabei vollkommene Freiheit, ihre Reize mit Ruhe zu betrachten, Reize, die ihm ohne diesen Zufall lange Zeit würden verborgen geblieben sein. Der verliebte Cavalier, dem ihr Unglück so zu Herzen gegangen war, erstaunte über ihre große Jugend, welche mit diesen bezaubernden Reizen in einen so beweinenswürdigen Zustand versetzt war und benutzte die Gelegenheit, da die Liebe bald dem Erstaunen folgte, Sunstbezeugungen zu rauben, die er freiwillig nicht sobald hoffen durfte. Er ordnete ihre Haare, trocknete ihre Thränen und da er merkte, daß sie anfang zu athmen, so suchte er durch einen etwas feurigen Kuß die Geister auf ihre Lippen zurückzurufen, die sich nach dem Herzen gezogen hatten. Sie kam aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich, fand sich in den Armen Don Martins und machte eckelnd einige Versuche, sich seinen Händen zu entziehen; doch that sie dies etwas weniger ernstlich, da sie in sein Vertrauen einfließendes Gesicht sah und das Liebesfeuer, welches aus seinen Augen leuchtete, bemerkte; sie waren allein, der Ritter gefiel ihr und sie zog aus seiner Physiognomie den Schluß, daß er Muth genug besitzen würde, sie zu rächen. Diese Vorstellungen, vereint mit einem angenehmen Gegenstande, verbannten sogleich Jacinto gänzlich aus ihrem Herzen. Um jedoch die Sittlichkeit und Schicklichkeit zu beobachten, nahm sie das Wort und stellte sich beleidigt: In welcher Absicht kommt Ihr hierher, Scnno? sagte sie mit stolzem Ton, überlaßt mich mir in Freiheit während der kurzen Zeit, die ich noch zu leben habe; kehrt in Euer Gemach zurück und widerseht Euch nicht einem Vorfaß, zu dem ich durchaus entschlossen bin; mein Tod ist nothwendig, um die Ehre meiner Familie wieder herzustellen.

Nein, nein! Ihr dürft nicht sterben, lebenswürdige Aminta, entgegnete Don Martin; aber ihr müßt meine Brust zuvor durchbohren, ehe Ihr die Türe trefft. Ich habe Euch geliebt, sobald ich Euch erblickte, gebietet aber mein Leben, es ist Euch ganz allein geweiht; glaubt Ihr, daß es Euch nützen kann, es steht zu Euren Diensten; gestattet, daß ich Eure Fesseln trage, sie werden mich stolzer machen, als der Besitz des Weltalls! Ihr versteht Euch schlecht auf mich, sagte Aminta; obschon ich in Eurem Hause bin, müßt Ihr doch mehr Rücksichten nehmen mit einer Person von meinem Range und meinem Geschlechte; ich gestehe es, daß ein Verräther über meine Ehre triumphirt hat; aber ich halte Euch für zu großmüthig, als daß Ihr von einem Geheimnisse, welches Euch der Zufall entbedte, Augen ziehen wolltet; das Unglück, so mir begegnet ist, hat nur meine Tugend wieder erweckt und veranlaßt mich, diese in den Stand zu setzen, sich vor Ueberraschungen zu sichern. Die Schlinge, welche man nach mir auswarf, war so fein, daß sich noch klügere als ich darin würden gefangen haben. Ihr werdet Euch keine Person zur Frau wählen wollen, deren Aufführung man verdammern kann; auch bin ich nicht von solcher Geburt, daß Ihr mich lieben dürft. Glaubt mir und geht auf Euer Zimmer zurück, aber ich werde genöthigt sein, Eure Mutter zu meinem Beistande herbei zu rufen, und das ganze Haus wach zu machen, wenn sie mich nicht vor Eurer fürmischen Zudringlichkeit schützt. Ich will mich meinen Verwandten ausliefern, daß sie in meinem Blute die Schande, welche ich über sie gebracht habe, abwuschen.

Aminta sprach diese letzten Worte mit einer solchen Festigkeit, daß Don Martin, welcher sah, daß sie einen neuen Versuch machte, sich ihm zu entwinden und die Ehre zu gewinnen, glaubte, die That würde ihren Drohungen auf dem Fuße folgen. Er bemühte sich aus allen Kräften, sie zurückzuhalten, bat um einen Augenblick Gehör, schwur, daß er nur die reiblichsten Absichten habe, und erbot sich, um sie zu überzeugen, ihr einen Eid zu schwören, wenn sie es verlange und diesen für gültig annehmen wollte. Unterdessen betrachtete er sie mit leuchtenden Augen und da er sah, daß sie sich beäufstigte, so drang er in sie, ihm zu sagen, über wen sie sich zu beklagen hätte und versprach, falls es ein Mann sei, der ihre Ehre angegriffen, sie vollkommen zu rächen, und nichts von ihr zu verlangen, ehe sie nicht sein Versprechen erfüllt gesehen hätte.

Aminta, welche in Don Martin einen so edlen Beschützer fand, als sie sich von der ganzen Welt verlassen glaubte, sagte darauf zu ihrem neuen Geliebten, um ihn noch mehr für ihre Angelegenheit zu gewinnen: Ich selbst bin jene unglückliche Aminta, von der Ihr vor wenigen Stunden gesprochen habt, deren Entführung so viel Aufsehen in der Stadt erregt hat; Ihr wißt, daß sie Don Pedro und seine ganze Familie mit Schimpf bedeckt hat, aber Ihr wißt vielleicht nicht, auf welche Art ich einen Zufluchtsort bei Eurer großmüthigen Mutter gefunden habe. Laßt Euch dies mit wenigen Worten sagen, damit Ihr mir mit weniger Widerwillen Eure Dienste erzeigen mögt! Hierauf erzählte sie ihm in der Kürze Alles, was sich mit ihr zugetragen hatte, von dem Augenblick an, wo sie Jacintos Brief empfing, bis zu dessen Abreise, wodurch Don Martins Mißgefühl und Liebe nur verdoppelt wurde. Er fand diese Handlung so ehrlos und eines Edelmannes so unwürdig, daß er sogleich beschloß, Alles aufzubieten, diesen niederträchtigen Versucher zu strafen. Nichts desto weniger war er aber sehr geneigt, sich, ehe er irgend etwas unternahm, Amintas Besiß zu sichern, und indem er seine Beteuerungen sie zu rächen erneuerte, verlangte er ihr Wort, daß sie die Gattin keines Andern, außer ihm werden wollte. Wenn man finden sollte, daß Aminta etwas vor schnell mit einem Menschen sich eingelassen, den sie erst seit einigen Stunden kannte, so muß man nur den schrecklichen Zustand bedenken, in dem sie sich befand; ohne Ehre, ohne Vermögen, ohne Schutz, und man wird leicht sehen, daß ein Mensch, der in Gefahr ist zu ertrinken, Alles ergreift, was er erreichen kann, um sich daran zu halten; eben so muß ein Mädchen, welches von der ganzen Welt verlassen ist, sich schon dem Zufall anvertrauen, um sich aus der Verwirrung, worin sie gerathen ist, herauszuziehen; die Rache erschien ihr so süß, daß sie gar nicht glaubte, sie irgend zu theuer erkaufen zu können.

Glaubt nicht, sagte Aminta zu ihrem gewonnenen Beschützer, daß ich einem Andern als mir selbst die Sorge, mich zu rächen, überlassen will; ich habe die Beleidigung empfangen, ich muß sie rächen; hatte ich die Schwachheit, mich verführen zu lassen, so darf mir auch nun der Muth nicht fehlen, mich an meinem Verführer zu rächen. Unverleßlich will ich halten, was ich Euch versprochen habe, ich will keinen Andern, als Euch zum Gatten nehmen; aber bevor das Band der Ehe uns verbindet, muß ich dem Herrlicher, der mir die Ehre stahl, das Leben rauben, damit es Euch nicht bekümmern kann, eine Frau zu nehmen, deren Jugend verdächtig ist. Der einzige Mensch, den ich von Euch verlange, besteht darin, daß Ihr mich auf meiner Reise begleitet, damit mir nicht ein neues Unglück widerfähre. Ich will mich als Page kleiden, um unkenntlich zu sein, wenn wir in die Stadt kommen, wo mein Treuloser sich gewöhnlich aufzuhalten pflegt; ich will Mittel ausfindig machen, um ihn in die Schlinge zu locken, und ihm Gleiches mit Gleichem vergelten; wenn ich gerächt bin, wollen wir nach Madrid gehen, wo wir sicher sein werden. Don Martin hegte jubelnd Unterwerfung und Hochachtung, als daß er sich den Plänen seiner erwählten Herrin widersezt hätte, und starb fast vor Ungeduld, das Ende ihres Vorhabens zu sehen, in der Hoffnung, eine so lebenswürdige Person zu besitzen, obschon er in gewisser Hinsicht, wenn er sie so betrachtete, den Jacinto zu entschuldigen fand, weil es in ihrer Nähe unmöglich war, die Vernunft in den gehörigen Schranken zu halten.

Nachdem sie sich darüber verständigt hatten, am folgenden Tage abzureisen, brachten sie den Rest der Nacht zusammen zu, und versprachen sich einander, möglichst bald ihrer Sehnsucht ein Ziel zu setzen. Sobald es Tag wurde, besorgte Don Martin Alles was zu ihrer Reise notwendig war, und sie erwarteten dann das Ende des Tages, der ihnen über Gebühr lang schien. Raun hatte sich Donna Luisa niedergelegt, so begab sich ihr Sohn mit männlichen Kleidungsstücken auf Amintas Zimmer, welche sich sogleich umkleidete, ihr Haar soweit abkürzte, als nöthig war, sie unkenntlich zu machen und in dieser Verwandlung dem Don Martin so reizend ersahen, daß er sich an ihrem Anblick gar nicht sättigen konnte. Allein er mußte diese Beschäftigung doch abbrechen, um einen Brief an seine Mutter

zu schreiben, worin er sie benachrichtigte, daß eine Angelegenheit welche Leben und Ehre der lebenswürdigen Victoria betreffe, ihn nöthige sich zu entfernen, und sie bat, von seiner Abreise gegen Niemand ein Wort fallen zu lassen. Nachdem er diesen Brief seinem zuverlässigsten Bedienten übergeben hatte, verließ er mit Aminta das Haus, ließ sie auf ein Wirthshaus sitzen und bestieg ein anderes, welche er zu diesem Zwecke gemiethet hatte und folgte ihr in einem schlechten Kleide, so daß man ihn für ihren Stallmeister \*) hielt und er weniger kenntlich war. So kamen sie in der Nacht aus Segovia und langten am folgenden Tage gegen Abend in Madrid an, wo sie in einer Vorstadt blieben, um den Freunden, welche Don Martin bei Jose hatte, nicht zu begegnen. Nach einigen Tagereisen kamen sie in die Stadt, wo sich Jacinto aufhielt, und die wir nicht weiter nennen wollen, um Neugierige nicht auf die Spur zu leiten, die wahren Namen dieser Personen zu entdecken. Sie suchten sich eine Wohnung in einem abgelegenen Theile der Stadt, damit Don Martin, welcher aus dieser Provinz war, nicht erkannt werden möchte, und er mußte sich selbst verborgen halten, während Aminta umherstrich, um ihren Verführer aufzufinden. Zwar würde ihr edelsinniger Liebhaber sie gern gerächt haben, ohne daß sie ihre Person dabei einer Gefahr aussetzte, allein sie war entgegengekehrter Meinung, und so mußte er gezwungen gehorchen und sich darin fügen. Seid ohne Sorge, sagte sie zu ihm, ich habe es Euch versprochen, nur Euch angehören zu wollen, und werde mein Wort halten, nur benedict mit den Andern nicht, meine Ehre selbst wiederherzustellen; hat mein Leichtsinm mich der bösen Zunge preis gegeben, so muß mich mein Muth wieder heben, und jene zum Schweigen bringen. Wenn ich es ruhig abwartete, daß Ihr dem Schändlichen, der mich so undankbar betrog, den Dolch in die Brust stecket, müßtet Ihr, mich so wenig über meine Schande empfindlich sehend, meine Treue, wenn ich Euch angehören werde, in Verdacht ziehen; denn ist man nicht lebhaft von dem begangenen Fehler durchdrungen, leicht ist man geneigt, einen zweiten zu begehen. Aminta sagte diesem noch viele andere Gründe bei, um ihre Meinung zu unterstützen, daß sich Don Martin endlich überreden ließ und nachgab. Freilich war bei ihm etwas Eifersucht mit im Spiele, denn er fürchtete, daß der Anblick des früheren Geliebten ihren Born entwaffnen möchte. Er konnte es auch nicht unterlassen, ihr dies zu verstehen zu geben, und sagte mit einem gezwungenen Lächeln, daß sie weniger trachte, sich zu rächen, als Jacinto wieder zu sehen. Sie verließ ihn ein wenig aufgebracht über den Verdacht, welchen er bilden ließ und sagte ihm, daß der Erfolg ihre Aufführung rechtfertigen würde. Don Martin sah nicht ohne Kummer sie weggehen; die Gefahr, der sie sich aussetzen wollte, beunruhigte ihn und er konnte nicht anders denken, als daß bei dem Anblick seines Nebenbuhlers ihre Liebe wieder erwachen würde.

Aminta ging sogleich in die große Kirche, welche nicht weit von ihrer Wohnung war, und die erste Person, auf welche ihr Blick fiel, war der angebliche Jacinto, den wir von nun an Don Francisco nennen wollen; sie erkannte ihn sogleich, obschon er mit mehren Freunden zusammenstand. Liebe und Haß geriethen bei diesem verhängnißvollen Zusammentreffen in mächtigen Streit und wer das Mädchen scharf angesehen, hätte die Verwirrung merken müssen. Ein Glück für sie war es, daß sie ein Kleid trug, welches von selbst ihr schon mehr Muth einflößte, sonst hätte sie den gewaltigen Bewegungen ihrer Seele nicht widerstehen können. Sie sammelte sich schnell und näherte sich den Cavalieren, um sich bemerkbar zu machen. Don Francisco, welcher sich umwandte und sie erblickte, redete sie zuerst an und fragte nach ihrem Begehrt. Aminta erdöthete so sehr, als sie ihn sprechen hörte, daß der Treulose, hätte er nur im Geringsten sie etwas aufmerksam betrachtet, sie unsehbar erkannt haben würde. Jedoch antwortete sie noch ziemlich entschlossen: sie suche einen Dienst. Aus welcher Provinz bist du? fragte Francisco sie scharf ansehend. Aus Valladolid, Sennor, entgegnete Aminta; mein Vater hat mir einige Ducaten anvertraut, die ich im Spiele verloren habe; Furcht vor Mißhandlungen veranlaßte mich, das väterliche Haus zu verlassen, bis sich sein Unwille etwas erhöte.

Mir scheint, daß du für einen jungen Menschen schon genug verstehst! sagte Don Francisco.

Meiner Treu! Sennor, der mir mein Geld abgewann, verstand noch mehr, versetzte sie; aber man wird klug auf seine Kosten.

Ich muß dich irgendwo schon gesehen haben, sprach Francisco weiter, oder du gleichst doch wenigstens bis zur sprechenden Aehnlichkeit einer Person, die ich vier und zwanzig Stunden liebt.

\*) Palafronero.

Da habt Ihr ein großes Dyer gebracht, entgegnete Aminta, und die Schöne wird Euch verpflichtet bleiben müssen, denn ich weiß nicht, wie sie sich gegen Euch quitt machen will, um ein so langen Treue eine würdige Belohnung zu geben.

Treue, sagte Francisco, ist nicht mehr Mode, das ist eine Romantugend; aber lassen wir das; ich will dich der Kecklichkeit wegen in meine Dienste nehmen und mir ein Vergnügen daraus machen, mich von meiner Herrin bedienen zu lassen — wenn es auch nur ihre Gestalt ist.

Der Abscheuliche trieb seine Frechheit so weit, daß er mit seinem Verbrechen groß that und dadurch über seinem Haupte den Blitz zusammen zog, der ihn bald zerschmettern sollte. —

Wie nennst du dich? fragte Francisco; denn da du in meine Dienste trittst, muß ich auch deinen Namen wissen.

Man heißt mich Jacinto, sagte die verkleidete Schöne; ich schätze mich sehr glücklich, Sennor, daß ich einer Person ähnlich sehe, die Ihr geliebt habt, denn aus diesem Grunde werdet Ihr mich öfter ansehen.

Ich versichere dich, erwiderte Francisco, daß mir deine Geberden und dein ganzes Wesen gefiel, so wie du herantratest; aber sage mir doch, warst du niemals in Segovia?

Ich mochte mich dort nicht aufhalten, sagte der angebliche Jacinto, denn der Adel der Stadt war in großer Bestürzung über die Entführung einer Dame, die man Aminta nannte, wenn ich anders richtig gehört habe; man erzählte sich, daß sie ihren Oheim verlassen habe, weil er sie seinem Sohn vermählen wollte, den sie nicht liebte.

Die Messe war eben zu Ende, als Aminta diese letzten Worte sagte; Don Francisco trat aus der Kirche heraus und hieß den neuen Diener folgen: Aminta erklärte sich hierzu sogleich bereit, wenn er ihr zuvor gestatten wolle, ihr kleines Fellkleid zu holen, worin sie ihre Wäsche habe. Nur mit Mühe konnte die verkleidete Schöne ihrem treulosen Liebhaber ihre innere Bewegung verbergen; nichts destoweniger hielt sie, sobald sie in Franciscos Haus gekommen war und dieser sie Flora vorstellte, diesen zweiten Anblick aus, ohne außer Fassung zu kommen. Flora betrachtete sie mit Aufmerksamkeit und mit so großer Unruhe, daß sie fast nicht wußte, was sie zu ihr sagen sollte; sie erkannte in dem Pagen alle Züge der unglücklichen Aminta wieder, aber sie wagte es nicht, ihre Gedanken dem Don Francisco mitzutheilen, um die vielleicht noch nicht ganz erloschene Flamme nicht wieder anzufachen. Nachdem Aminta ihren neuen Dienst angetreten hatte, suchte sie Don Martin auf, um ihm Nachricht von dem Anfang ihres Unternehmens zu bringen und seine Eifersucht, durch die Versicherung, ihn recht bald glücklich zu machen, zu besänftigen. Als sie ihn ruhiger sah, kehrte sie zu ihrer neuen Herrschaft zurück und bediente sie mit so viel Geschicklichkeit und Sorgfalt, daß sie vollkommen zufrieden waren. Sie ließ lesen, das sie lesen, schreiben, rechnen und erzählen konnte; und um zu zeigen, daß sie von gutem Fortkommen sei, spielte sie vor ihnen mit vieler Aemuth, und begleitete ihren Gesang mit der Chitarre, welche sie ganz vortrefflich spielte.

Der Inhalt des Gesanges hatte so viel Beziehungen auf das Abenteuer Amintas, daß Don Francisco ganz verwirret wurde, und sich nicht enthalten konnte, Aminta mit der Frage zu unterbrechen, ob die Verfasserin des Gedichts ihn wirklich so liebte, als sie ihn durch diese Verse überreden wollte. Sie betrachtete mich schon fast als ihren Gatten, erwiderte der Page, aber meine Entfernung hat nun unser ganzes Verhältnis abgebrochen.

Du hast dich schon frühzeitig in Liebeshändeln versucht! sagte Francisco. Ich bin älter als ich scheine, Sennor, entgegnete Aminta, und obgleich alle meine Leidenschaften heftig sind, so besitze ich doch hinlängliche Erfahrung, um eine Liebesintrigue geschickt zu leiten: ich verstehe es, zur rechten Zeit die eingeschlossene Zärtlichkeit durch etwas Eifersucht wieder zu beleben; man muß den Mann nicht nach dem Barte schätzen. Donna Flora sagt zwar, ich habe ein Gesicht wie ein Mädchen oder gar noch etwas schlimmeres, was ich nicht nennen mag; aber wenn sie mich auf die Probe setzen will, so soll sie sehen, daß ich meine Pflicht zu thun verstehe und sollte mir ja etwas abgehen, so bin ich nicht immer so einfältig, als an dem Tage, wo ich mein Geld verlor.

So unterhielt Aminta die, welche sie verderben wollte. Von Zeit zu Zeit besuchte sie den Don Martin, um ihm Nachricht zu bringen, wie die Sachen ständen, und dieser, der sich die ganze Zeit über sehr eingezogen halten mußte, bat seine theure Aminta inständigst, bald das Trauerspiel zu endigen oder ihm zu erlauben, die Hand an das Werk legen zu dürfen, weil er sich in tödtlicher Unruhe befand, wenn er bedachte, daß sein Nebenbuhler stündlich bei ihr sei. Aminta, welche sich durch diesen Verdacht beleidigt fand, erklärte ihm mit stolzer Miene, daß er nach Segovia zurückkehren könne, wenn ihm der Aufenthalt hier verdrießlich sei, daß sie ihm keine Verbindlichkeiten schuldig

sei, da er ihr bis jetzt noch keinen Dienst geleistet habe, den nicht ein Edelmann selbst einem ihm gleichgültigen Frauenzimmer erwiesen müsse; zugleich verließ sie ihn, ohne ihm ein freundliches Wort weiter zu sagen. Don Martin blieb in schrecklicher Verwirrung, theils aus Verzweiflung darüber, daß er ihr Wissen erregt hatte, theils weil sie ihn die furchtbarste Eifersucht. Aminta kam etwas spät zu ihrem Herrn, der schon bei Tisch saß, und dem Diener einen gelinden Verweis ertheilte. Bald darauf kam auch Don Martin, um die Geliebte zu sprechen und gab das Zeichen, welches sie von Anfang an verabredet hatten. Aminta begab sich sogleich zu ihm, und nachdem man sich von beiden Seiten einige zärtliche Vorwürfe gemacht hatte, fand die Versöhnung Statt. Martin kehrte in seine Wohnung zurück und Aminta legte sich schlafen.

Sie war einen ganzen Monat in Don Franciscos Dienste und Don Martin erhielt in dieser Zeit Nachrichten aus Segovia durch einen Freund, der ihm berichtete, daß seine Mutter über ihn sehr in Sorgen sei, daß Don Pedro das Gefängniß wieder verlassen, seine Freiheit aber nicht lange genossen habe, denn er sei bei der Ankunft in seinem Hause todt auf das Bett gesunken und habe nur die Worte gesagt: meine Ehre ist doch zu Grunde gerichtet! sein Sohn, Don Luis, sei aus Italien zurückgekehrt, habe auch die andern Gefangenen losgemacht und wende viel Sorgfalt an, um seine Verlobte wieder zu finden. Diese Nachrichten, welche Martin der Geliebten mittheilte, der Schmerz über den Tod des Oheims, die Furcht, dem Don Luis in die Hände zu fallen, machten ihr den Don Francisco noch verhaßter. Sie konnte ihn, ohne den bittersten Schmerz, nicht in Floras Armen sehen, obgleich sie ihn nicht mehr liebte. Die Ruhe, in welcher diese ihrer Liebe genossen, nachdem sie von ihnen so niederträchtig betrogen war, vermehrte ihre Wuth so sehr, daß sie Wähe hatte, dieselbe zu unterdrücken, und da sie doch fürchtete, daß sie nicht immer Herrin über sich würde bleiben können, so entschloß sie sich, ihre Rache zu beschleunigen. Sie benachrichtigte Don Martin, daß sie noch in dieser Nacht ihren Plan ausführen wollte, damit er Alles zur Abreise rüsten möchte.

Sobald Aminta sah, daß der Schlaf die beiden Schlachtopfer umfange hatte und tiefe Stille auf der ganzen Stadt lag, trat sie nach der Gewohnheit in das Schlafgemach, um die abgelegten Kleider zu reinigen; sie neigte sich über das Bett und stieß dem Francisco drei bis vier Mal einen Dolch in die Brust, daß er aufstöhnte und verschied ohne ein Wort hervorbringen zu können. Flora erwachte von diesem Geräusch und von den Zudungen ihres sterbenden Geliebten, wollte um Hilfe rufen, aber Aminta flüchtete sich den von Franciscos Blute tauschenden Stahl durch die Kehle, wobei sie ihr zurief: Treulose, erkenne Aminta, deren Ehre du opferst und die dich dafür ihrer Ehre opfert! Mit diesen Worten gab sie ihr noch einige Stiche und sandte so ihre Seele ihrem Genossen als Gefährtin nach. Als sie Beide todt waren, nahm die Amazone leise ihren Mantel und ihr Felleisen, öffnete die Hausthür und begab sich zu Don Martin. Sobald dieser erwachte sah, was vorgefallen war, sah er ein, daß nun keine Zeit zu verlieren sei, schnell die Wohnung zu verlassen. Er sattelte eiligst die beiden Maulthiere, legte das Gepäck auf das eine und ließ Aminta das andere besteigen und so verließen sie die Stadt durch das nächste Thor, machten im ersten Dorfe Halt, ruheten einige Stunden und wechselten die Kleider. Aminta zog sich ihrem Geschlecht und Stande gemäß an, eben so kleidete sich Don Martin als Cavalier, und die abgelegten Kleider wurden sorgfältig verborgen. Die beiden Liebenden blieben noch zwei Tage an diesem Ort, um die Stillsitzigkeit zu genießen, welche ihnen die Liebe nach den vorhergegangenen Entsetzungen gewährte, wobei sie sich vorläufig mit der wechselseitig geschworenen Treue begnügten und den Zeitpunkt erwarteten, wo sie ihre Verbindung öffentlich vollziehen könnten. Sie ließen eine Kutsche mit zwei Maulseßeln und einer Kammerfrau aus der Stadt kommen und nahmen ihren Weg nach Madrid mit mehr Ruhe und Muße als vormalig.

Als am Tage nach der für Amintas Feinde so schrecklichen Nacht die Bedienten ihre Herrschaft und auch Aminta nicht sahen, obgleich es längst die Zeit war, wo jene das Zimmer verlassen pflegten, so gingen sie hinein und stießen bei dem Anblick der beiden, in ihrem Blut gebadeten Körper ein so furchtbares Geschrei aus, daß die ganze Stadt zusammen lief. Die Gerichtspersonen erhielten Nachricht davon; man verhörte alle Bedienten, und da sie nichts weiter aussagen konnten, als daß Aminta mit ihrem Reisefackel verschwunden sei, so setzte man sie in das Gefängniß und durchsuchte alle Miethswohnungen auf das Sorgfältigste. Man fand auch die, wo die beiden Liebenden gewohnt hatten, aber der Wirth konnte weder sagen, woher sie waren, noch wie sie geheßen; er erzählte nur, daß sie sich wie Brüder behandelt und kurz vor Mitternacht abgereist seien. Sogleich wurden ihnen einige Archeros nachgeschendet und der

Corregidore machte sich in Person auf. Er traf den Don Martin und seine Geliebte auf der Heerstraße nach Madrid, aber da er sie in einer schönen Equipage sah und der Ritter, obgleich er sich in Segovia niedergelassen hatte, in Madrid bekannt war als ein angesehenener Mann, und außerdem sagte, die Dame sei seine Gemahlin, welche er aus ihrem Orte, etwa drei bis vier Stunden weit abgeholt habe, so konnte der Corregidore keinen Verdacht fassen, weil man ihm die Personen überdies als einen Pagen und einen Palafrenero bezeichnet hatte, was auf sie nicht paßte; er erzählte ihnen die Veranlassung seiner Reise, was sie mit anhörten, wie eine gleichgültige Sache, welche sie weiter nicht angehe.

Nachdem der Corregidore mit Don Martin von ihrem mitgenommenen Vorrath zu Mittag gespeiset hatte, schieden sie von einander; die Diener der Justiz kehrten in die Stadt zurück und die Lebenden reisten nach Madrid. Da man die Gefangenen

nicht schuldig fand, wurden sie bei der Zurückkunft des Corregidore in Freiheit gesetzt; das Vermögen Don Franciscos wurde eingezogen; die Hälfte nahm der Staat, die andere Hälfte erhielt die Wittwe. Sobald Don Martin in Madrid angekommen war, kaufte er eines der größten und schönsten Häuser in der Stadt, meublirte es auf das Prachtigste und machte seine Vermählung mit Aminta öffentlich bekannt.

Bald darauf ließ er seine Mutter nachkommen, die anfangs einige Schwierigkeiten machte, aber dann Segovia verließ. Aminta aber behielt den Namen Victoria bei, um sich gegen die Ansprüche Don Louiss zu schützen, dem sie lieber ihr Vermögen lassen wollte, als ihre Person mit ihm zu verbinden, oder sich in große Prozesse einzulassen.

Diese Geschichte ist nach dem eigenen Tagebuch Amintas aufgesetzt worden.

## Friedrich von Geng

ward am 8. September 1764 in Breslau geboren, studirte in Königsberg und erhielt 1786 eine Anstellung als Secretär bei dem Generaldirectorium in Berlin. Er nahm jedoch seine Entlassung und trat 1802 als Hofrath bei der Hof- und Staatskanzlei zu Wien in österreichische Dienste. Als Wien 1805 von den Franzosen bedroht wurde, begab er sich nach Dresden und dann in das preussische Hauptquartier, wo er 1806 das Manifest Preußens gegen Frankreich ausarbeitete. Später kehrte er nach Wien zurück, fortwährend in der Staatskanzlei beschäftigt und verfaßte hier ebenfalls 1809 und 1813 die Manifeste Oesterreichs gegen Frankreich. In der letzten Zeit führte er bei den verschiedenen Congressen als erster Secretair das Protokoll. Er starb am 9. Juni 1832. —

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

An die deutschen Fürsten und an die Deutschen. Leipzig 1814.

Betrachtungen über die französische Revolution. Nach dem Engl. d. Burke neubearbeitet. Berlin 1793. 2 Theile. N. A. 1794.

Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges. Riga 1806.

Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa. Leipzig 1804. N. A. 1806.

Historisches Journal für 1799, für 1800. — 24 Hefte. Berlin.

Maria, Königin von Schottland. Historisches Gemälde. Braunschweig 1799. N. A. 1827. 12.

Politische Parodien. Leipzig 1799.

Schreiben an Friedrich Wilhelm III., bei der Thronbesteigung überreicht. Berlin 1798. — Neuer Abdruck. Brüssel (Leipzig, Brockhaus) 1820.

Ueber den Ursprung und Character des Krieges gegen die französische Revolution. Berlin 1801.

Ueber den politischen Zustand von Europa vor und während der französischen Revolution. Berlin 1801. 1802. 2 Hefte. —

Uebersetzungen von Burke's Rechtfertigung, d'Jvernois Geschichte der französischen Finanz-Administration, Mallet de Pan, französl. Revolution, Mouniers Entwicklung; einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Ein umfassendes Urtheil über von Geng abzugeben, gehört außer dem Bereiche dieses Werkes, da man, um sich auf den rechten und allein genügenden Standpunkt bei Abfassung eines solchen zu schwingen, auch sein Leben und seine Lebensansichten einer strengen Prüfung unterwerfen müßte, diese aber, trotz dem daß G. als öffentlicher Charakter gewissermaßen der Öffentlichkeit angehörte, nicht das Recht zu einer unbeschränkten Besprechung gestatten, da er sie nur zum kleinsten Theil

in seinen Werken und Schriften niederlegte. — Auch würde das Urtheil kein unbefangenes bleiben, indem v. G. entschieden einer Parthei angehörte, der sich, namentlich in den neuesten Zeiten, nur zu viele Gegner auf das heftigste stellten und welche noch in fortwährendem Kampfe begriffen ist. Obendrein sind eben diesen Gegnern durch veröffentlichte Briefe des Herrn von G., welche ihn von seiner schwächsten Seite zeigen und bei denen, durch eine zwar fein und gewandt geschriebene aber eigentlich schonungslose Einleitung, seine Unsittlichkeit scharf beleuchtet wird, zu gefährliche Waffen in die Hand gegeben, so daß jede versuchte Vertheidigung dieses ausgezeichneten und geistreichen Mannes vor so gerechten Angriffen als unstatthaft zu Boden fallen muß. — Es bleibe daher der Nachwelt überlassen, G. und seinen Zusammenhang mit der Geschichte seiner Tage entscheiden zu würgen und ihm seine rechte Stelle anzuweisen.

Als Schriftsteller dagegen verdient er unser volles Lob wegen der Feinheit, Eleganz, Sauberkeit und Anmuth seines Styls, der im historischen und politischen Genre noch lange wird als Vorbild dienen können. Hier wandeln der Mann von Geist und der Mann von Welt unzertrennlich Hand in Hand, sich nie verläugnend, nie vergessend, nie über dem Zweck das Mittel, nie über dem Mittel den Zweck aus der Acht lassend und stets Form und Stoff mit gleichem Talent und gleicher Leichtigkeit beherrschend.

Vgl. Wernhagen von Ense, Gallerie von Bildnissen aus Kopenhagens Umgang und Briefwechsel. Leipzig 1836. 2 Theile. — F. von Geng. —

Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten, bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht. (Am 16. Nov. 1797.)

Neuer wörtlicher Abdruck nebst einem Vorwort über das Damals und Jetzt von einem Dritten, geschrieben am 16. November 1819.

### Das Vorwort

über das Damals und Jetzt  
von einem Dritten, geschrieben am 16. Nov. 1819.

Es gibt zwei große Tage in dem Leben der Völker, wo die Zukunft mit dem Spiegel der Vergangenheit vor die Gegenwart tritt, und die Brust des lebenden Geschlechts mit prophetischer Ahnung erfüllt, so daß Alle es lebhafter fühlen und deutlicher empfinden als je, was sie waren, was sie sind, und was sie sein wollen.

Solch ein Tag begeißert: in Gesängen strömt die Fremde des Volkes aus; in Festen wiegt sich die Hoffnung des Bürgers; der Gedanke des Mannes wird ein klares, lebendiges Wort.

Dieses Wort der Weihe, das den Wunsch frei macht in der Brust von Millionen, das die Hoffnung der Enkel ausdrückt und die Zukunft gestaltet, ein solches Wort verhallt nicht in den Vorhöfen der Großen: es dringt in das Herz der Könige.

Jene beiden großen Tage sind die Thronbesteigung eines Monarchen und die Gründung einer Verfassung. Dort schließt die Zeit, hier schließt die Weisheit einen neuen Bund zwischen Thron und Volk, jene auf die Lebensdauer eines Menschen, diese auf die Lebensdauer eines Volks! Jeder neue Bund aber ist eine fröhliche Botschaft, willkommen wie das Evangelium der Zukunft.

Darum wird er gefeiert mit Liebern, mit Festen, mit Worten. Doch nur das wahre, freie und fromme Wort darf einen solchen Bund begrüßen; nicht das der Thorheit, das der Leidenschaft und Selbstsucht! Ein solches Wort der Weihe sprach Klopstock aus, in seiner Ode an die Menschlichkeit, als Kaiser Alexander mit dämonischem Schauer den Thron seines Vaters bestieg. Damals verhielt der Selbstherrscher aller Reußen: er wolle durch das Gesetz regieren und im Namen des Gesetzes. Und in diesem Gesetze sprach er jetzt zu dem Adel, der den Bauern eine freie Verfassung gegeben hatte: „Sie haben im Geiste unsers Jahrhunderts gehandelt, in welchem nur liberale Gesinnungen das Glück der Völker begründen können“.

Die letzte Thronbesteigung, auf welche ganz Deutschland, ja selbst Europa mit gespannter Erwartung hinsah, war die des jetzt regierenden Königs von Preußen.

Es war der 16. November 1797.

Damals erwachte lebhafter als je das Andenken an den großen König. Die Zeitgenossen urtheilten streng von der Gegenwart. Denn in Preußen war das Wort gebunden; selbst der Gedanke sollte gefesselt werden. Aristokrat und Geistesfreiheit wollten des Thomafius helle Fadel auslöschen und dem Denker in Königsberg die Blendlaterne der Here von Endor anzünden. Die Dogmatik wurde ein Gegenstand der Gesetzgebung, wie die Scholastik der Mönche es einst gewesen war am Hofe zu Buzgang zur Zeit der Bilderkürmer. Ein protestantischer Staatsminister — der Herr von Wöllner — wollte den Protestantismus durch Religionsedikte kanonisch oder sagemäßig machen, während die geheimen Apostel des Katholicismus, verkaptete jesuitische Cleriker, bis in die Nähe des Thrones drangen. Schon hofften diese Geweihten von der strengen Regel, den Monarchen selbst zu umgarnen, als noch im rechten Augenblicke das freie Wort einer edlen Frau, die öffentlich der Wahrheit die Ehre gab, und ihre frühere Bethörung eingestand, das fein gesponnene Netz zerriß.

Aber das Recht der freien wissenschaftlichen Untersuchung, das zuerst in Deutschland zu Halle den Schutz eines Königs<sup>\*)</sup> gefunden, das Männer wie Spener und Thomafius, das späterhin auch den verbannten Wolf in die preussischen Staaten geführt, das unter Friedrich dem Großen die seltensten Kräfte des Geistes entwickelt, das den edlen Vereinen der Verfasser der Literaturbriefe und das wichtige Werk der allgemeinen deutschen Bibliothek in das Leben gerufen hatte: dieses Recht, durch dessen Gebrauch die Intelligenz des Preußen und des Norddeutschen an Kraft und Schärfe so sichtbar gewonnen hat, wurde unter Friedrich Wilhelms des Zweiten Regierung den Geistern verkümmert. Nicolai verlegte seine große Unternehmung nach Kiel. Man schrieb nicht mehr, aber man glaubte und dachte, wie zuvor; dagegen wurde die Kritik per-

\*) Der Kaiser Alexander hatte bald nach dem Antritte seiner Regierung öffentlich (d. 7. Apr. 1801) erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen fließt.“ — Die letzten Worte sagte er d. 5. März 1819 zu einer Deputation des Hessländischen Adels. Und fällt hierbei die Frage ein: Würden wohl die curischen, Hessländischen und russischen Bauern je frei geworden sein, wenn der Adel in Rußland von der historischen Basis, die jede neue Verfassung haben müsse, ausgegangen wäre? Wir kennen bei einer neu zu bildenden Verfassung keine andre Basis als das Recht, und nichts Historisches als die Klugheit, Alles Ort und Zeit gemäß einzurichten. Ist also eine Zeit, ein Volk, ein Land nicht mehr barbarisch genug für das Feudalwesen des Mittelalters, so schaffe man dieses historische Unwesen mit demselben Rechte ab, — wie dort die Selbstlosigkeit.

\*\*) Kurfürst Friedrich III, als König Friedrich I in Preußen, bewilligte den Lehrern der Universität Halle volle Sprech- und Schreibfreiheit. War nicht Leibniz der eigentliche Stifter der Akademie der Wissenschaften in Berlin? Friedrich Wilhelm I vertrieb den Philosophen Wolf, seiner Theorien wegen, von Halle. Friedrich II rief ihn ehrenvoll zurück. Die Zeit hat über beide Beschlässe geurtheilt.

sonlich, der Wig bitter, die Tabellsucht ungerecht, und Epigramme kamen in Umlauf; — überall mit Freuden genossen, wie die süßeste verbotne Frucht<sup>\*)</sup>.

Zugleich mit der Freiheit der Prüfung war Friedrichs Geist aus der Verwaltung des Staats entwichen; und mit ihm die Einheit in dem Regierungsplane des Königs; die Festigkeit und Sicherheit in der Leitung der auswärtsigen Verhältnisse: daher die Widersprüche, daher die gesunkene Achtung<sup>\*\*)</sup>!

Im Innern war die zahlreiche Armee geblieben: stark in der Meinung der Welt und daher bedeutend; ein geistliches Formelnwerk galt für die Hauptsache<sup>\*\*\*</sup>.

Keine Scheu vor dem Urtheil der Öffentlichkeit hielt den Staatshaushalt in Ordnung. An die Stelle von Friedrichs hinterlassnem Schatz war eine Schuldenlast von 28 Millionen Thalern getreten.

Zwar geschah im Einzelnen viel Gutes; es wurden treffliche Anstalten mit großen Kosten gegründet; Landbau, Gewerbefleiß und Handel wurden befördert: aber in Hinsicht auf

\*) Wir erinnern hier nur an zwei Epigramme, die in jener Zeit des Censurzwanges und vieler Mißbräuche, gegen welche es keine rechtliche Publicität gab, allgemein bekannt waren:

Als dem großen Friedrich ein Denkmal errichtet werden sollte.

Ein Denkmal ihm, den nie ein Brennen-Sohn vergißt?  
Sein Denkmal ist in unsern Herzen;  
Doch du erinnerst uns mit Schmerzen,  
Daß Er gestorben ist!

An Hermes und Himer.

Man schickte vormal's Invaliden,  
Gesund an Nase, lahm an Fuß und Hand,  
Zu schnüffeln durch das ganze Land,  
Wo selbstgebrannter Kaffee wäre:  
Denn selbstgebrannt  
War damals Contreband.  
Jetzt schicket man zwei Invaliden,  
Gesund an Fuß und Hand,  
Doch lahm an Kopf und an Verstand,  
Zu schnüffeln durch das ganze Land,  
Wer etwas Selbstgedachtes lehre;  
Denn selbstgedacht ist jezo Contreband.

Ein öffentl. Blatt erinnert an folgendes:

„Als der tugendhafte Minister von Malesherbes noch Director des Buchhandels in Frankreich war, da bewies er seinem König unverholen, daß man bei allen Preszwangs- und Censurankalten, bei allem Despotismus und zahlloser Lettres de Cachet ungeachtet, dennoch in Frankreich eben so gut Schmäde- und Trostschriften die Menge habe, wie in dem freien England. Daß gegen den berühmten Cardinal mit der Todeshael, den Despoten Richelieu, eine ganze Sammlung von Satyren herauskam! wem ist das unbekannt? Je strenger wir also sind, sagt jenes Blatt, je mehr schwächen wir die Regierungspartei, und berauben uns der Feder aller Ehrliebenden, die sich nicht von einem hubeln (ober Hofmeistern) lassen wollen.“

\*\*) Wie dachte Friedrich II in Ansehung der Parteien-Umtriebe in der Republik der vereinigten Niederlande? Man höre den G. von Dohm in s. Denkwürdigkeiten meiner Zeit (einem Buche, das jetzt ganz vorzüglich gelesen und beherzigt werden sollte) B. II. S. 266 fgg. Wie handelte dagegen Friedrich Wilhelm II? Man lese Heeren in s. Handb. d. Gesch. d. europ. Staatensystems. 3. X. S. 578 und Pölig in s. Gesch. d. preuß. Monarchie. S. 468 fgg. S. 478 fgg. u. S. 485. Wie sehr haben nicht die Fehlsüge am Rhein, über welche Friedrich Wilhelm II noch auf dem Kobbeite seufzte, — jenes stürmische Eingreifen in die innere Angelegenheiten Frankreichs — dem militärischen und politischen Ruhme der preussischen Monarchie geschadet! Sie und der geheime Vertrag Preußens mit dem Convente, vom 5. Aug. 1796, hatten das preussische Cabinet in die zwangsvolle Lage gebracht, daß es Polen's Selbstständigkeit mit vernichten helfen mußte, daß es Friedrichs II. politischen Stützpunkt im Osten verlor und keinen andern dafür im Westen erlangte. Quadratmeilen entschädigten nicht für den Verlust der Würde, die der Beschner Friede und der Fürstenthum dem Cabinet Friedrichs II gegeben hatten. Jene zwangsvolle Lage dauerte fort. Das weise Neutralitäts-System Friedrich Wilhelms II vermochte nicht mehr die Gewalt der neuen Verhältnisse zu beschwören, und das Unglück von 1806 erschien als eine nothwendige Folge der Politik des Cabinets Friedrich Wilhelms II. Daß Preußen noch jetzt eine gefährliche geographisch-politische Lage — offene Grenzländer gegen Frankreich und Rußland hat, ist eine Folge der Politik des Cabinets Friedrich Wilhelms II.

\*\*) Herr von Geng hat in seinem Briefe nur der äußeren Haltung der preussischen Armee gedacht. Diese äußere Haltung ko n n t e

die moralische Haltung des Ganzen sah man die besten Absichten des Königs durch geheimen Einfluß sehr gemißbraucht und falsch geleitet. Die Idee des Protestantismus, deren Schutz die Meinung des halben Europa den Nachfolgern des großen Kurfürsten vertrauensvoll übertragen hatte — wie im Jahre 1813 die Vollziehung der von Stein und andern in die Zukunft blinkenden Männern begriffenen Idee der politischen Reformation —, diese Idee, welche Preußens physische Macht durch die moralische Kraft der öffentlichen Meinung der von jener Idee durchbrungenen Völker bisher verdoppelt hatte, ward durch das Religions- und Censur-Edict angefeindet und verfolgt. Da zu gleicher Zeit alle die, welche den König zunächst umgaben, ihn mit der Besorgnis wegen Verbreitung jacobinischer Grundsätze ängstigten, so entstanden manche geheime und öffentliche Verfolgungen des politischen Glaubens. Günstlinge, Minister (wie Soyne), selbst eine Lichtsrau, durften es wagen, durch unmotivirte Cabinettsordres den Gang des Rechts zu stören\*). Aber Preßzwang war die Legende der Günstlinge und aller durch sie herbeigeführten Mißthäter. Kaum daß das neue preussische Landrecht eingeführt werden konnte, weil man auch in den unschuldigsten Aeußerungen keiserliche, politische Grundsätze mittheilte\*\*. Und doch rettete eben dieses Landrecht den Kranz des Nachruhms, der jener Regierung geblieben ist!

Noch mehr ward durch den einreisenden Kurus der Nationalcharakter in den höheren Ständen verälscht und dem Egoismus Preis gegeben. Am Hofe galt nicht mehr die strenge Sitte spartanischer Mäßigkeit; in üppigen Genüssen schwelgte daselbst weiche Sinnelust und reizte die alten und jungen Günstlinge der Hauptstadt zur Nachahmung. Bald entwich nun auch hier und dort aus der Arbeitsstube des Staatsdieners die alte Rechtlichkeit; selbst die Fugit; nur die harte Schale eines

in taktischer Hinsicht vortrefflich seyn: darüber stand aber dem gelehrten kein Urtheil zu. Auch läßt sich im Frieden nicht gut behaupten, es fehle der Armeen an einem Feldherrn und an der innern (moralischen) Haltung: an dem Geiste und der Gesinnung, von der sie einst besetzt, binnen vier Wochen — bei Koffack und bei Beuthen von Friedrich angeführt, dort an der Saale, hier an der Oder, ein zweimal stärkeres Heer zurückschlug. Das Heer in taktischer Hinsicht ist ein Instrument, dessen Spannender Disziplin und Ehre heißt; wer wird es läugnen, daß in dem preussischen Heere jene Spannender auch noch im J. 1797 vorhanden war? Allein wenn diese Heere nach langer Ruhe im starren Mechanismus verrotet und ihre Spannkraft verliert; wie, wenn sie im Zusammenstoß mit strategischer Genialität und mit großen — taktisch unvollkommenen — Heermassen, die aber ein Kühner und rascher Feldherr als Globus oder compression in Schulgerechte, mit dem Stock exercirte, aus Zwangsrecruten gebildet, Bataillone zu werfen weiß, — springt: wie dann? — Scharnhorst, Gneisenau, Blücher, die Schlachtfelder von Groß-Beeren, Dennewitz, Haselberg, — der übrigen Großthaten der Kreuzbauern — wie der Feind die Berliner Landwehr spottweise nannte — nicht zu gedenken, — haben hierauf geantwortet. Das demokratische Princip (b. i. das Volks-Princip) hat das Vaterland gerettet. Der König und die Heerführer haben dieses Princip im Kriege und seine Minister haben es auch im Frieden anerkannt. Ein Heer von Bürgern heißt es, nicht bloß darum, weil es wohlfeil ist, im Frieden, sondern weil es die große Idee, für König und Vaterland zu sechten, in dem ganzen Volke lebendig erhält. Ein taktisches Heer, dessen Spannender bricht, stürzt zusammen wie ein morsches Gebäude, das auf bloße Tradition gebaut ist; nichts bleibt davon übrig als ein Haufen tochter Trümmer; die stärksten Festungen fallen, wenn der Glaube an das Vaterland nicht einen Courbierre, Raumann, Rettelbeck und ähnliche Männer begeistert. Dagegen kann ein Volkstheer wohl geschlagen werden; allein es erhebt in jedem Bruchstück wieder: denn jeder Einzelne trägt das organische Leben des Ganzen in sich. Darum erhalte der Staat im Frieden die Idee des Vaterlandes in den Herzen des Volkes lebendig; und dies geschieht, wenn er das demokratische Princip (das Volks-Princip) achtet durch die Gewöhr der einzigen Schutzmittel des Volkes: Publicität und Repräsentation.

\*) So verschwand ein Gräuel der Weiberbusch aus Berlin; so kam D'four auf die Festung, und von Heß, der in schlechten Berufen über die Güter-Schenkungen in Südpreußen sich auf eine für Soyne empfindliche Art geduldet hatte, ward als Jacobiner verfolgt. Erst Friedrich Wilhelm III. stellte sogleich nach seinem Regierungs-Antritt die alte würdevolle Unabhängigkeit der preussischen Rechtspflege wieder her.

\*\*) Sartorius in Spittler's Entw. d. Gesch. d. europ. Staaten. II. S. 560. Berlin 1807. Dasselbe sagt der von der aufgeklärten preussischen Regierung einst in Schutz genommene Trebow in s. Grundr. v. Gesch. der merkw. Weltkündel von 1796 — 1810.

Karren, Mechanismus hielt noch das Ganze zusammen; aber den Kern — fand schon Mirabeau wurmfressig\*).

In einer Stadt, wie Berlin, wo vor zwei und zwanzig Jahren so vielerlei Nahrungsstoff die Meinungen und Sitten ins Erdbre mischte, wo der Wig mit der Leppigkeit Hand in Hand ging, wo der Leichtsin den Spott des Unglaubens zu Hilfe rief, und die Selbstsucht des Ehrgeizes, von dem Bedachtlosigkeit, bald in den Trugschiffen der Gewalt, bald in der Unvernunft der Ungebundenheit die Regel suchte, um bedeutend und reich zu werden: da konnte es so wenig an Tollkühnheiten, als an Unzufriedenen fehlen, welche einen Umsturz des Bestehenden wünschten. Auch mochte es Wissiäre und Enthufasteten genug geben, welche Dingenplanke zu verwirklichen hofften. Spukten doch damals geheime Orden und weitverbreitete Verbindungen — nicht etwa von einigen Duzend mit idealistischen Geistesblasen spielender vorlauter Jünglinge — sondern von gekövollen und bedachtsamen Männern!

Und mitten in diesem Schlingkraut leidenschaftlicher Bitterkeit und neuerungsüchtiger Umtriebe, wucherte der Keim des Hasses gegen eine Regierung, welche unter dem Einflusse von Weibern und Geistessehern stand. Denn es gab keine Publicität.

Der Spott des Auslandes, der vorzüglich das Religions-Edict und die Examinations-Commission traf, verwundete das Nationalgefühl des Preußen, der sich seiner Intelligenz bewußt war. Er urtheilte; er tabelte — Alles, weil er das wirklich Tadelnswerthe nicht laut rügen durfte. Zuletzt noch mußte sein Tadel verstummen gegen die Wiedereinführung der Tabacs-administration. Die Abgeordneten der Stadt Danzig wurden von dem Minister Friedrich Wilhelm II. nicht gehört. Ein Tadel aber, der nicht sprechen darf, erzeugt Haß. Zum Glück hörte ihn der Kronprinz\*\*).

Nur die Verständigen urtheilten ohne Leidenschaft, und beklagten es ohne Bitterkeit, daß der Preßzwang die Wahrheit hindere, bis vor die Stufen des Throns zu gelangen.

Denn das Herz des Königs war unschuldig. Gutmüthig und mild, gerechtigkeitsliebend und kenntnißreich verstand und wollte er das Beste seines Volks: aber er sah nicht mit seinem Auge, und die Stimme der Wahrheit drang nicht in sein Ohr. Erst in dem Augenblicke des Todes ward ihm vieles klar\*\*\*).

In dieser unruhig bewegten Zeit bestieg Friedrich Wilhelm III. den Thron des großen Kurfürsten, den des großen Königs.

Sein Herz und sein Geist handelten sofort, mit freier Unbefangtheit, im Sinn der billigen Wünsche seines Volks.

Er entfernte die Günstlinge; Er berief die Würdigen in sein Cabinet zurück; Er hob das Religionsedict auf; Er stellte die geistige Freiheit wieder her; Er weckte durch Beispiel und Wort den Fleiß und die Berufstreue im Staatsdienste; Er wiederrief die Herstellung der Tabacs-Regie; Er hörte die Stimme seines Volks†).

Mit diesem Herzen und Geiste hat er zwei und zwanzig Jahre regiert, und mit demselben Herzen ist er jetzt im Begriffe, seinem Volke eine große Bürgschaft der Zukunft zu geben. Die Weisheit des Monarchen wird einen neuen Bund zwischen dem Throne und dem Volke schließen; einen Bund, der nicht auf die Lebensdauer eines Königs, der auf die Lebensdauer des preussischen Volks und Staats geschlossen wird.

Sein Volk erlebt jetzt den zweiten großen Tag in der Geschichte der Völker. Das Jahr 1820 bringt ihm das Evangelium der Zukunft, den Tag der Gründung einer kändischen Verfassung.

Der 16. Nov. 1797 und das Jahr 1820.

Beide Tage begrüßt das Volk mit Gesängen; beide feiern der Bürger wie ein Fest der Hoffnung; beide verewigt der Gedanke des Mannes durch ein klares, lebendiges Wort.

\*) Seine bekannte Hyperbel: pourriture avant maturité.

\*\*) Ein glücklicher Zufall, den nur seine Popularität herbeiführen konnte, machte ihn mit dem Inhalte eines Gesprächs von Männern über diesen Gegenstand bekannt. Und jene Deputation fand gleich nach seinem Regierungs-Antritt Gehör.

\*\*) Wenigstens erzählten glaubwürdige Männer nach handschriftlichen Nachrichten, die vor und liegen, von seinen letzten Aeußerungen. „dumme Streiche“ — u. s. w. die darauf hindruten.

†) Man erinnere sich an die Cabinettsordres vom 23. Nov. 1797, an sämtliche Departements-, Kammern u. s. w., die Reclikheit, Brauchbarkeit und den Dienstkeifer sämtlicher Staatsdiener betreffend; ferner an das Declarations-Patent vom 25. Dec. 1797, wegen Wiederaufhebung der Tabacs-Administration; ferner an die Cabinettsordres vom 27. Dec. 1797, durch welche der König das Ober-Consistorium in die (durch Bülner) ihm gekünderten Rechte wieder einsetzte, wozu die Examinations-Commission u. a. Dinge von selbst aufhörten.

Damals schrieb ein solches Wort, freimüthig und klar, verständlich und klug, an den König in Berlin sein Unterthan, Friedrich von Geng.

Es fand die Zustimmung Aller, selbst solcher, die nicht auf den Mann sahen, der es aussprach, sondern auf die Wahrheit die es enthielt<sup>\*)</sup>. Darum nannte man es eine Volksstimme. Ein solches Wort kann nicht vergessen werden; denn es ist für die Dauer eines Menschenlebens geschrieben, für die Dauer des Bundes einer Thronbestigung mit dem Volke. Was damals als wahr galt, sollte das jetzt nicht mehr wahr seyn? Was dem Jahre 1797 angemessen als freisinnig galt, sollte das dem Jahre 1820 nicht mehr angemessen und zu freisinnig seyn?

Darum folge hier das Wort selbst, unverändert, wie es damals dem Könige, Deutschland und der Nachwelt übergeben wurde.

Man vergleiche die Zeit von 1797 und die von 1820: dann prüfe man das Wort, das in zwei und zwanzig Jahren nicht vergessen worden ist.

Denn warum sollte nicht auch jetzt noch, in dem Augenblicke der Abfassung neuer für ganz Deutschland geltender organischer Gesetze auf das Wort dieses Mannes geachtet werden, das schon damals mit Beifall von dem In- und dem Auslande gehört wurde?

Was Geng damals seinem Monarchen über Pressfreiheit sagte, ist nach dem Urtheile der Erfahrung das Beste, was gegen Presszwang gesagt werden kann.

Napoleons Geschichte und Spaniens Schicksal in Europa und Amerika haben den Satz: „Ein Gesetz, das Presszwang gebietet, kann seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden,“ zu einem politischen Axiom erhoben. Sollte jetzt, um das Unmögliche zu wollen, „ein Inquisitions-Tribunal,“ von dem Geng spricht, sollte Napoleons geheime Polizei wieder aus dem Grabe des Despotismus erheben, auf welchem zweimal hunderttausend Preußen als Todtenopfer gefallen sind? Nur ein Verklümmter wird dies behaupten; nur ein Wahnsinniger kann es fürchten.

Der konnte Napoleon die „Leichtigkeit, Ideen ins Publicum zu bringen,“ von der Geng spricht, mit aller seiner Energie und mit Fouché's Geist, die halb Europa umspannt hielten, je vernichten? Konnte die spanische Inquisition die Idee der Freiheit, welche nur durch den Zwang bis zum Wolsen einer Republik — wie einst in den Niederlanden, so jetzt am Plata — gefestigt ward, in ihren Kerker begraben?

Eben dadurch brachte Napoleon das armselige Product der geheimen Geschichte des Hofes von St. Cloud erst recht in Umlauf: und — um ein edles Product der Pressfreiheit jener im Dunkeln verbreiteten Lugschrift gegenüber zu stellen — schrieb nicht Geng, der hundertfache Staatsdiener, während Napoleon in Wien war, in Dresden, im Monat December 1805, seine berühmten Fragmente aus der Geschichte des politischen Gleichgewichts von Europa (St. Petersburg 1806; eigentlich Dresden bei Hartnoch)? Napoleon erschien nur, weil er lichtscheu, wie jeder Despot und Finstlerling, das Tageslicht der Presse — le grand jour de l'impression, wie es Voltaire nennt — nicht vertragen konnte, noch weit schlechter und tyrannischer, als er wirklich war, weil das „bössartige Insekt der Verläumdung“ mit der vorgehaltenen Larve der Wahrheit und mit dem Reize der verbotenen Frucht, unter dem Schutze des Geheimnisses und der Finsterniß, sein mit der Idee des Rechts und der Freiheit verjüngertes Gift, „als wäre es eine verbotene Kostbarkeit, bis auf den letzten Tropfen gegen ihn abgeben konnte?“

Jetzt sind nach wiederhergestellter Pressfreiheit die Pamphlete, von denen man nur sprach, wenn sie verboten wurden, verschwunden; und kriechen ja noch einige wie Giftschwämme aus dem Boden hervor, so greift kein Mann von Geist und Charakter nach ihnen. Das Volk übersieht oder vernachlässigt sie. Denn ihm ward mit der äußern Freiheit auch das Recht auf Wahrheit wieder frei gegeben, auf daß sich das Wahre selbst reinige von dem Roste der Evidenzhaft, und nicht wieder zurückgeflößen werde in die verächtliche Genossenschaft mit der Peinlichkeit des Spottes und der Verläumdung.

Als solche hat sich die frei gewordene Idee bewährt in dem Kampfe gegen Napoleon. Sie griff in ihm die Willkür, den Despotismus und den Mißbrauch der Gewalt des Verstandes und der Macht an, welche das Schwertrecht setzen wollte an die Stelle des Vernunftrechts.

Zu keiner Zeit wird irgend ein Verstand, eine Macht, oder

ein Wille die Vernunft unterdrücken können, deren Wesen die Wahrheit ist. Das Leben der Wahrheit aber ist freie Mittheilung. Aus ungehinderter Rede und Gegegenrede, die jedoch darum so wenig, als die That des Einzelnen, kraftlos seyn soll, entspringt das Wahre; aus gehinderter Rede und Gegegenrede dagegen entspringt auf Seiten derer, die hören: — sind es die Befehlenden, — Unwissenheit und Irrthum; — sind es die Gehorchenden, — Mißtrauen und Widerwille gegen das erlaubte, Vorliebe und Begierde zu dem verbotenen Druckworte; auf Seiten derer, die sprechen, entspringt daraus: leidenschaftliche Entstellung des Wahren oder listige Umgehung des Verbots, oder jene sophistischen Erörterungen, die das Klare unklar machen, indem sie das Vorurtheil mit der Wahrheit ausschönen wollen. Die ernste, ruhige Prüfung schweigt, oder sie wird von dem Mißtrauen nicht gehört, weil sie verdächtig erscheint, wenn sie im Sinne der Regierung spricht.

Geng sagte in seinem Briefe nichts, was nicht schon längst dem redlichen Willen des Königs und seinem gesunden Verstande vorgeschwebt hätte. Darum trat sofort nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms III. die Freiheit des Gedankens, durch welche allein die Wahrheit über den Irrthum siegen kann, in den Besitz ihres unverjährten Rechts wieder ein. Freilich kann und wird sie den Irrthum nie ganz ausschalten; denn Irrthümer wechseln unaufhörlich im Leben und bewegen den Geist des Menschen, wie Fehler und Laster seinen Willen; aber dennoch behauptet dort die Wahrheit ihr Recht, wie hier die Tugend.

Seitdem hat jene Freiheit des Gedankens bald mehr bald weniger ungehindert zwei und zwanzig Jahre in der preussischen Monarchie und in Deutschland fortgewirkt; und durch sie allein hat der König und sein Volk in der entscheidenden Zeit des raschen und kräftigen einmüthigen Handelns an Intelligenz so sehr hervorgeragt. Daher der wieder geordnete Haushalt und die gesicherte Rechtspflege: keine Strafe ohne Urtheil; kein Urtheil ohne Untersuchung; keine Untersuchung ohne Gehör! Daher die einfache Würde aus dem Throne, den die Tugend und die fromme, schlichte Sitte der Päuslichkeit schmückten, und dem jeder aus dem Volke sich nahen durfte. Daher endlich der Fortschritt des Volks in Wissenschaft und Kunst, im Landbau, Gewerbe und Handel.

Aber die Monarchie konnte nicht wieder zurücktreten in die politische Stellung, die sie unter Friedrich dem Großen gehabt hatte. Denn hat sich die Zeit einmal des Fehltriffs eines Menschen, geschweige einer Regierung, bemächtigt, so führt die notwendige Verrückung von Ursache und Wirkung Umstände herbei, gegen welche keine Weisheit etwas ausrichten kann. Darum erlag Deutschland und mit ihm vor Allem Preußen unter seinem Schicksale im J. 1806. Doch in der Noth ermannt sich die Kraft des Gemüths, wenn die unterdrückte Idee des Vaterlandes sich losreißt von der Gewalt und frei zur That sich gestaltet.

Der preussische Staat zeigte dem erlauchten Europa, in den Jahren 1807 bis 1815, welche Hülfquellen er in dem Geiste und in dem Muth, in der Liebe und in dem Willen der Nation besaß, welche Stärke ihm die Einheit zwischen dem Throne und dem Volke lieh, welche moralische Kraft ihm sein Bundesgenosse, die öffentliche Meinung, gab!

Da erkannte der edle König, welcher in dem ersten Jahre seiner Regierung „alles Lob von sich ablehnte, weil er es erst verdienen wollte“, daß er die Idee der Freiheit des Gedankens mit der Idee des Vaterlandes verbunden, in das organische Leben der Monarchie auf eine Art gefügig einzuführen, die Kraft und die Weisheit habe, nach welcher künftig sich keine Scheidewand zwischen seinem Throne und seinem Volke je wieder erheben könne. Darum beschloß er, jenem in der Gefahr erprobten Bunde des Nationalcharakters mit dem Throne die Bürgschaft einer Verfassung zu geben, mittelst welcher des Volkes Stimme über die wichtigsten Angelegenheiten des Ganzen, durch den Mund der Würdigsten aus der Nation, auf gesetzlich freiem Wege, stets zu dem Throne gelange, so daß fortan gemeinschaftliche Verantwortung über das gemeinschaftliche Wohl die Einheit zwischen dem Throne und dem Volke nur immer mehr befestige und unauflöslich mache. Dann solle allein die Wahrheit zwischen beide treten, und — werde sie nicht erkannt — so theilen beide den Irrthum und dessen Folgen. Keiner klage dann den Andern an!

Also erklärte sich der weise König, wie es einst der mutthige vor sieben Jahren in Breslau mit dem Schwerte für die äußere Freiheit gethan, vor fünf Jahren in Wien, mit seinem königlichen Worte, für die innere Freiheit, welche die

<sup>\*)</sup> Der Cabinetrath Menten, der in dem Cabinette des Königs vortragender Rath war, sagte dem König, noch ehe dieser die Schrift von Geng gelesen hatte: „Ew. Maj., die Schrift verdient Ihre Aufmerksamkeit!“

<sup>\*)</sup> Dies sind die eigenen Worte des edlen hiesigen jungen Königs, und ganz Berlin wiederholte sie damals mit Entzücken, wie wir aus handschriftlichen Nachrichten aus jener Zeit wissen.



Grundidee der Sache Deutschlands war und geblieben ist. An Preußen lag es damals nicht, daß der 18. Art. der Bundesacte so kurz und im Allgemeinen abgefaßt ward.

Diese Idee einer politischen Reformation, welche den Charakter des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet, war schon seit 1807 in der Monarchie eingeleitet und vorbereitet worden. Nach dem Frieden, der die äußere Freiheit wieder herstellte, mußten aber erst die neuen Provinzen geordnet und mit dem Verwaltungssystem des Ganzen in Verbindung gebracht werden, ehe das Werk einer repräsentativen Organisation der Monarchie zur Reife kommen konnte.

Jetzt sind die Vorarbeiten dem Abschlusse nahe, und der Preuze, der Deutsche, jeder Europäer sieht erwartungsvoll einem Resultate entgegen, das würdig sey der Intelligenz des Zeitalters und des preussischen Staats \*).

Der Preuze und der Deutsche: denn noch ist der Sinn des 13. Art. der Bundesacte, obwohl von einzelnen Souveränen schon großherzig erfüllt, dennoch im Allgemeinen nicht gesetzlich erklärt und ausgesprochen.

Zwei Parteien streiten gegenwärtig über das Wie der endlichen Bestimmung dieser Angelegenheit, welche mit der Festsetzung der preussischen Verfassung unmittelbar zusammenhängt, und daher in diesem Augenblicke in Wien untersucht und entschieden werden soll.

Zu dem deutschen Volke selbst haben mancherlei ungeduldige und lebenshässliche Aeusserungen, historische und idealische Parteistimmen — gewiß nur Einzelne kann die Schuld und die Strafe hochverrätherischer Umtriebe treffen, nicht die ganze Nation! — die Ansichten von dem, was die Zeit zur Reife gebracht hat, verdunkelt, die Gemüther verwirrt und die Unbefangenheit geküßt. Der Vorabend jener großen Entscheidung ist daher vielen Furchtsamen nicht als der Vorabend eines großen National-Festtags erschienen, sondern als der eines Urtheilspruchs, der ihre Hoffnung niederschlagen könnte.

Und dennoch — wie Vieles ist nicht bisher geschehen, was diesen Furchtsamen Muth einsüßen sollte!

Das innige Vertrauen, mit welchem das Volk in Württemberg, Baiern und Baden sich seit der Einführung einer repräsentativen Verfassung um den Thron versammelt und an sein königliches Haus von Herzen angeschlossen hat, beweist, daß die Stiftung eines solchen Bundes den Völkern einen größern Festtag bringt, als je die Thronbesteigung eines ersten Fürsten herbeigeführt hat.

Das Wort der freien Mittheilung des Gedachten, welches Herr von Genz vor zwei und zwanzig Jahren im Namen von Millionen auszusprechen sich berufen fühlte, mit welchem — lange vor ihm — der edle Münchhausen die Hochschule der Georgia Augusta zu einer Lichtanstalt für ganz Deutschland weihte: — dieses Wort hat seitdem — er selbst ist dessen Zeuge! — in einem großen Theile von Europa gesetzliche Kraft erhalten \*\*). Ein wechselvolles Schicksal hat dasselbe gegen alle

Angriffe der Sophisten vertheidigt, hat es aus dem Bereich des militärischen Despotismus und der geheimen Polizei gerettet, und hat es von allen Schlägen einer revolutionären Schwärmerie geküßt.

Damals und jetzt! — In der Zeit von 1797 hatte die Republik über das monarchische Europa gefiegt; die Erbitterung der Besiegten war größer, und der Meinungskampf der Parteien zügelloser als je; der Jacobinismus trogte, und eine geheime Propaganda spannte ihre Netze aus; es gab keine Stille unter den Fürsten; das nördliche Deutschland stand abgeschieden von dem südlichen; die geistlichen Fürsten und die freien Städte zitterten für ihr Daseyn; die Fürsten des linken Rheinufers harteten auf Entscheidung; in dieser unruhig bewegten, halbrepublikanischen und halbmonarchischen Zeit wurde jenes freisinnige Wort von einem jungen Monarchen furcht- und arglos vernommen; damals wurden die Wünsche des Volks von ihm beachtet; es wurde die Freiheit der Mittheilung des Gedachten wieder hergestellt; die Inquisitionen über politischen Glauben hörten auf †). Und jetzt sollten alle Männer von

von Seiten Frankreichs, gegen Mißbrauch aufrecht zu erhalten verstanden. Daß aber diese Freiheit daselbst auch recht sehr freimüthig benutzt werde, bewiesen u. a. die von Suchm bekannt gemachten Souveränitätsacten, und die patriotischen Gedanken über stehende Heere u. von dem Grafen Wold. Friedr. von Schmeltau, welcher alle Nothwendigkeit entwickelt hat, die stehende Heere haben, und zugleich die Mißbräuche aufdeckt, welche bei der Zusammensetzung des dänischen Heeres Statt finden. Gleichwohl hat diese Schrift ungehindert zwei Auflagen erlebt. Auch der Mißbrauch der Pressefreiheit hat die Aufhebung derselben in Dänemark nicht zur Folge gehabt. Es war erfreulich, und das schönste Lob für die Regierung dieser Monarchie, daß bei der letzten demokratischen Gesinnung einiger Schriftsteller keine Verfolgung wegen des politischen Glaubens entstand, daß man nur die That strafe, in der Ueberzeugung, daß die Irrenden, wie auch geschah, den Rückweg von selbst finden würden. S. Sartorius in Spittler's Entwurf z. II. S. 685. Dieses, und daß Pressefreiheit das Wesen der Oeffentlichkeit, diese aber nur durch jene das Lebensprincip der Repräsentativ-Verfassungen sey, ist häufig dargezogen in der Xtra von Dr. Weishaar. I. Bd. 28 St. Stuttgart 1819. S. 105 fgg. Da die Xtra vielen Lesern nicht gleich bei der Hand sein möchte, so wollen wir davon einen wörtlichen Auszug geben. S. 113 fgg. „Man würde irren, wenn man glaubte, darum, weil die Stände an gewissen Handlungen der Staatsgewalt Theil nehmen, werde das öffentliche Urtheil, sofern es Mißbilligung ausdrückt, Regierung und Stände gemeinschaftlich treffen. Dies ist so wenig der Fall, daß vielmehr der Beifall des Volks der Regierung zu Theil wird, während der Tadel allein die Stände trifft. Denn, hätten die Stände nicht eingewilligt, so wäre das Mißfällige nicht geschehen, durch ihre Einwilligung wird es ihre Sache. Dagegen bleibt der Ruhm für lobenswerthe Einrichtungen einzig der Regierung, sey es, daß sie die Initiative dazu gab, oder daß sie durch einen Antrag der Stände dazu bewegt wurde: denn in einem, wie in dem andern Falle wäre das Gute nicht möglich geworden, ohne den guten Willen der Regierung. Das Wirken der Stände nämlich ist seiner Natur nach mehr negativ, und kann mehr im Verbindern des Zweckwidrigen bestehen, als im Hervordringen des Zweckmäßigen. Die Regierung eines repräsentativen Staats wird daher bei Abfassung eines Gesetzes über die Pressefreiheit ohne Hinzunahme der Stände verfahren. Man wird von dem Grundsatz ausgehen, daß ständische Verfassungen ohne Pressefreiheit ihren Zweck nicht erfüllen, und neben denselben eine Beschränkung der Pressefreiheit den Regierungen insbesondere nachtheilig werden könne. Denn die Oeffentlichkeit, welche vorzüglich durch die Pressefreiheit erreicht wird, führt vielseitige Prüfung einer Sache herbei, und diese ist ein hauptsächlichster Gewinn von ständischen Verfassungen; es ist kein Gebrechen in der Staatsverwaltung, welches durch Pressefreiheit nicht an den Tag käme. Die Stände aber müssen Pressefreiheit haben, damit das Volk seine Repräsentanten kennen lerne, und damit diese, der Oeffentlichkeit jedes Wort eingedenk, stets mit Würde und Besonnenheit handeln. Wenn hieran auch den Regierungen gelegen sein muß, so haben diese ihrerseits noch einen triftigen Grund, der Pressefreiheit der Stände allgemeine Pressefreiheit an die Seite zu stellen; denn wenn die Regierung besorgte, ihr Ansehen könnte durch die Oeffentlichkeit der ständischen Schriften gefährdet werden, so könnte diesem nur durch allgemeine Pressefreiheit begegnet werden, weil nur durch diese die Wahrheit zum Vorschein kommt; indem allein die Gewißheit, daß Jeder seine Ueberzeugung sachtlos aussprechen könne, das Vertrauen erzeuge, daß das Gefühl für Wahrheit es sey, welches andere Denkende bestimme, ihre Ueberzeugung auszusprechen.“

\*) Auf dieser Uebereinkimmung mit der Intelligenz des Zeitalters hat die moralische Kraft des preussischen Staats beruht, seit er sich im 16. Jahrh. für die Idee der kirchlichen Reformation, und im 18. Jahrh. für die Idee der Koltranz in Glaubenssachen erklärt hat. Die Idee des 19. Jahrhunderts ist die einer politischen Reformation, welche die bürgerliche Freiheit durch die politische sichert. Diese Idee hat in Frankreich gefiegt; in Wien und durch die polnische Constitution hat sich der Kaiser Alexander für sie erklärt. Diese Idee ist in das Leben eingetreten in Amerika, England, Schweden, Norwegen, in den Niederlanden und in der Schweiz. Für sie hat sich die Meinung aller gebildeten Völker in der alten und in der neuen Welt erklärt. Nun hat aber in keiner Nation die Macht der Idee eine solche Ausbreitung und Tiefe erlangt, als in der deutschen; bei keiner würde daher ein Reactionssystem weniger gelingen, als bei dieser, welche einst die Idee der kirchlichen Reformation in zwei Jahrhunderten glorieich durchgesetzt hat. Und dieses Volk, das seit lange gewöhnt ist, in Preußen den Beschützer des Protestantismus zu sehen, das jüngst in ihm den Kämpfer für die deutsche Sache sah, das Zeuge ist von dem Fortschritt der bürgerlichen und geistigen Cultur in so vielen Gesetzen, Einrichtungen und Bestrebungen des preussischen Staats und Volks: dieses Volk glaubt nicht, daß ein Reactionssystem gegen die Idee des Zeitalters je von Preußen ausgehen könne. Dieser Glaube aber begründet Preußens moralische Macht, welche allein die gefährliche geographische Lage des Staats gegen Frankreich und Rußland sicherstellen kann, wenn alle deutschen Bundesmitglieder ihre Freiheit und ihr Recht mit dem von Preußen wie mit einem Brudervolke verbunden sehen.

\*\*) In Dänemark ist die Gewalt des Königs unumschränkt, und gleichwohl besteht dort uneingeschränkte Pressefreiheit, welche der Minister Bernstorff, mitten unter den revolutionären Gefahren

†) Daß bald nach dem Regierungsantritte des Königs die Pressefreiheit so gut als völlig wieder hergestellt anzusehen war, beweist u. X. Folgendes. Schon im December 1797 durfte der Dölsch-

Geist, alle Hochschulen so verdächtig und gefährlich fern, daß man die ganze Nation in Ansehung ihres geistigen Eigenthums wie einen unmündigen Verschwenker behandeln und einer Censur unterwerfen müßte?

Wenn damals in Deutschland so mancher rohe Einfall gedruckt werden durfte, so konnte als Gegengift auch jede Wahrheit in Umlauf gesetzt werden; und wie damals die freie Untersuchung den Unfinn des Jacobinismus und den des Glaubenszwanges bekämpfte, die Arglist geheimer Verfolgungen und den Uebermuth des Obscurantismus beschämte, wie sie damals die Heuchelei und den Mysticismus, die Geistesfeyer und geheimen Cleriker entlarvte, welche ihre Pläne und Ansprüche unter den Schutz des Thrones zu stellen wagten: eben so wird sie auch jetzt und künftig den Wahnsinn einiger jungen Leute, Deutschlands in eine Republik zu verwandeln, oder die Pläne Anderer, den Feudaldruck des Mittelalters wieder zwischen den Thron und das Volk hineinzudrängen, mit der Fackel der Vernunft beleuchten\*).

Warum sollten also die provisorischen Beschlüsse des Bundestages vom 20. Sept. — wie Furchtsame glauben — mehr als eine bloße milde Aufsicht der Regierungen, nach gleichen Grundfögen und nach einem, wie es der österreichische Entwurf vom 23. Mai 1815 bezeichnete, zweckmäßigen Gesetze über die Pressefreiheit, auf die Reibung der Meinungen in dem geistigen Verkehr ihrer Völker zum Zwecke haben? Sind sie nicht vielmehr ein erfreuliches Vorzeichen, daß der deutsche Bund von jetzt an mit mehr Einheit und Kraft, als bisher,

rauten-Klmanach in den Berliner Zeitungen feil geboten werden, obgleich darin stand: „Wöllner, (der pr. Staatsminister) sey entweder ein Narr, den man ins Tollhaus, oder ein Schurke, den man ins Zuchthaus bringen müßte.“ Nicht weniger dorb waren darin die Besitzer der geistlichen Behörden, Hermes, Woltersdorf, Dewald und A. mitgenommen. Eben so durfte man in den Berliner Zeitungen damals öffentlich ausbleiten die Schrift: *Un ben Congrés in Kascht*, obgleich darin sehr heftige Aeußerungen gegen Preußen und alles, was Preussisch ist, vorkamen. Sagte doch Teller laut in seiner Gedächtnispredigt auf Friedrich Wilhelm II S. 9: „Es kann mit Wahrheit von ihm gesagt werden, daß er Alles, was zum Glück seiner Untertanen gereichen konnte, nach seinem freundlichen Sinn wollte, in so weit es ihm nicht verborgen blieb, oder er sonst durch mannichfache Umstände, von welchen der Mächtigkeit auf Erden abhängig bleibt, nicht daran verhindern wurde; und also auch (welches hinzuzusetzen die Unparteilichkeit mir besonders zur Pflicht macht) nichts dafür konnte, wenn seine Verfügungen, selbst in den wichtigsten Angelegenheiten der Religion, bald mißverstanden, bald übertrieben, und wohl noch öfter von falschen Eiferern, oder von irren geleiteten Schwärmern, oder arglistigen Heuchlern gemißbraucht wurden.“ — Und S. 11: „Aber ... was diesem Andenken das schwächendste Siegel aufdrückt, ist die Betrachtung, daß Gott den König zu einem der ersten Werkzeuge mit bestimmt hatte, dessen er sich bedienen wollte, die Völker Europa's, um sich dieses Ausdrucks zu bedienen, durch einander zu rütteln, und seinen Rathschluß, ein neues unter ihnen zu schaffen, mächtiglich auszuführen. Wir wissen Alle, welche beispiellose Staats-Umwälzung in einem der größten Reiche vorgegangen. — Da war Er es, der verewigte König, der, nach dem Plane des Ewigen, zu der Zeit auf dem Throne saßen und Theil nehmen sollte, um die große Veränderung in den Gang zu bringen“ u. f. w.

\*) Wenn man zugibt, daß eine im Werden ersichtliche Studentens-Verbindung mit einer Art von Republikanismus gespielt habe, die sie Deutschthum nannte, und daß dieses Spiel sogar bei Einzelnen zur fixen Idee geworden war, die zu Verbrechen hinriß, so muß man doch auch andrerseits zugestehen, daß nichts leichter ist, als eine solche Verschwörung zu unterdrücken, ohne darum die ganze Nation als verdächtig hinein zu verwickeln; eine Uebertreibung der Besir, welche de Pradt in seiner Schrift: *L'Europe après le congrés d'Aix-la-Chapelle*, durch die cris d'alarme und die peintures enflammées de l'aristocratie hezeichnet. Schwärmer, welche gegen das Gesetz freveln, werden nach dem Gesetze bestraft; dazu bedarf es weder neuer Gesetze, noch Rechtsformen, noch Gerichtshöfe. So wurde Charlotte Corday hingerichtet; so wurde Schill gedächet. Wenn es nun aber auch, wie viele behaupten, eine geheime Kette von Männern gibt, welche die alte Scheidewand zwischen dem Throne und dem Volke wieder herzustellen, und das britische: the King can do no wrong, auf eine dem Throne zunächst stehende Kratie anzuwenden bemüht sind; wer sichert dann das Volk und den Thron gegen solche Umtriebe? Nichts als die Pressefreiheit und eine stellvertretende Verfassung. Ist durch beide der allgemeine Wunsch der Völker und das Wiener Fürstenwort von 1815 erfüllt, so wird auch die bittre, oft ungemüthe und vielen stets unbecqueme Mahnung der Pressefreiheit an noch nicht gelöste Verbindlichkeiten von selbst verklingen. Und diese Zeit ist nahe. Die Gegenwart ist der Reuge, die Nachwelt wird der Richter sein.

Anstalten treffen soll, um das gemeinsame Recht und Nationalwohl des deutschen Volks, so wie es in der Rede und in dem ersten Vortrage des österreichischen Präsidialgesandten bei der Eröffnung des Bundestages näher bestimmt wurde, in das Leben einzuführen? Hat sich nicht schon dadurch unser Staatenbund der Idee eines Bundesstaates etwas zu nähern angefangen?

Fern also sey es jetzt, mitten unter den neu entstandenen oder noch entstehenden liberalen Verfassungen, das Obliegen der Reaction einer vergangenen Zeit, die sich selbst überlebt hat, im Kampfe mit der neuen, die sich in Frankreich, in den Niederlanden, in Scandinavien und in Polen, selbst in einem großen Theile von Deutschland schon lebenskräftig gestaltet hat, befürchten zu wollen\*).

\*) Statt furchtsam ängstlich, was die Zukunft bringen wird, Numm zu erwarten, darf sich auch jetzt noch die Ueberzeugung eines wahrheitsliebenden Mannes frei und unerschrocken aussprechen, und der Prüfung der Oeffentlichkeit unbesungen entgegenreten. Dies hat eben jetzt Grävevell gethan, in seiner nicht zu übersehenden Schrift: *Wie darf Preußens Constitution nicht werden?* Leipzig, im Nov. 1819. Oder gehört das Jahr 1819 nicht mehr dem Zeitalter an, von welchem Genz im Nov. 1797 seinem Monarchen sagen konnte: „Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige nichtschmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren, — daß man ihn für würdig erkannte, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhöhle.“ — ? — Vor allen verbiert die Frage: Soll die Verfassung eine wahre Repräsentation, d. i. eine Stellvertretende, oder soll sie eine bloß ständische einführen? die gründlichste Erörterung. Das Zeitalter erwartet eine Stellvertretende; über die ständische hat die Erfahrung bereits ihre Stimme abfällig gegeben. Auch möchten wohl die 10 Sätze, welche de Pradt in seiner Schrift: *Congrés de Carlsbad S. 82*, als Grundfögen und politische Wahrheiten aufstellt, eine ernsthafte Erwägung verdienen. Diese Sätze lauten so:

1o Quo tous les peuples vivent dans une communication étroite et continue. Appliqués au mode ce que Louis XIV a dit si noblement de l'Espagne: il n'y a plus de Pyrénées... Il n'y a plus d'Alpes, plus de Rhin, plus même d'Océan: l'Amérique et l'Europe ont cessé d'être divisées par lui; elles se touchent et se tiennent par tous les liens des besoins et d'une correspondance mutuelle.

(Jede Einzwängung des Geistes unserer Zeit ist in Deutschland unmöglich, so lange die Stimmen der französischen Kammern, die Stimmen des englischen Parlaments, des gesetzgebenden Körpers in den Niederlanden zu uns herüber tönen; sie ist unmöglich, so lange und in Deutschland die Erzeugnisse der französischen, englischen und niederländischen Pressen zugänglich bleiben und man das seit 1789 Gebrochene nicht allgemein vernichten kann; sie ist unmöglich, so lange nicht eine chinesische Mauer Deutschland von den es umringenden durch freie und liberale Verfassungen geordneten Staaten trennt; sie ist unmöglich, so lange wir den politischen, den finanziellen, den industriellen ja — den sittlichen Zustand\*) dieser noch freien Ver-

\*) Bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe des bekannten schönen Werkes von Desforges: *le Poète ou Mémoires d'un homme de lettres*, sagt die Renommée (N. 147, v. 9. Novbr.) in Beziehung auf Frankreich sehr richtig:

On ne pouvait pas choisir un plus mauvais moment pour réimprimer un plus mauvais ouvrage. Les esprits ne sont plus tournés vers de semblables idées; ils sont épris de choses plus nobles et plus sévères. Les obscénités et les turpitudes sont tout-à-fait passées de mode. Si donc quelqu'un spéculait sur la dépravation du siècle, il fait une mauvaise speculation. Il faut le dire et le répéter, à la louange de ce pauvre siècle à qui on en veut tant, nombre d'ouvrages qui plaissent jadis, ne réussiraient pas maintenant, et les jeunes gens d'aujourd'hui ne s'amusaient plus de ce qui amusait et amuse encore les jeunes gens d'autrefois. Les faiseurs de livres avaient alors affaire à une société vieillie, corrompue et blasée, qu'il fallait remuer par toute sorte de moyens pour lui faire sentir qu'elle vivait encore. La France est revenue de la déchéance à la jeunesse. Il faut aux esprits et aux âmes retrempees une nourriture forte et solide qui favorise leur nouvelle vigueur, et qui l'accroisse encore, bien loin de la corrompre et de l'amollir.

Obgleich nicht zu läugnen, daß auch in Deutschland Schriften dieser Art jetzt weniger Glück machen als einst, wo es einzelne Buchhändler gab, die jede Messer ganze Ladungen von Romanen in der Art, wie die „Geschichte des Herrn von F.“ zu Markt brachten und absetzten, so läßt sich obige Bemerkung der Renommée doch ihrem ganzen Umfange nach noch nicht auf Deutschland anwenden, und Schriften wie die *Althinschen* und v. *Hundtschen* „der Papst mit 9 Hüdnern“ und „*Truchtschaden*“ finden

Das Phantom einer Republik, und wenn es in noch so vielen Studentenköpfen spuken sollte, kann jetzt Niemanden ängstigen; die Monarchie hat ja überall gesiegt; die umgestürzten Throne — nur nicht die alte Feudalaristokratie und die Propaganda der Oligarchie, durch welche sie sonst erschüttert wurden, — stehn wieder aufgerichtet; Verfassungen sind gegründet, nach welchen die Wünsche des Volks gesetzlich gehört werden; Deutschland ist frei und einig; das Bestehen der Fürsten ist gesichert; Monarchen und Republiken haben sich durch den heiligen Bund, und die Hauptmächte Europa's, im Sinne jener Urkunde, durch die Aachener Declaration, zur Befolgung der Grundsätze des Christenthums und des Völkerechts verbunden; und gerade jetzt sollte das Rad der Zeit umgedreht werden? Unmöglich.

Am wenigsten wird jetzt ein Vernünftiger deutschen Gesetzgebern und einem Rathe, in welchem ein Geng mitsprechen darf, den Gedanken zutrauen, daß nur eine politische-literarische Inquisition uns gegen die Umtriebe von Ränkeschmebden, Schwärzern und Wanklern, die es zu allen Zeiten gegeben hat und zu allen Zeiten geben wird, schützen könne. Denn je öffentlicher sich diese Leute bewegen dürfen, desto unschädlicher sind sie. Nur dann erst, wenn sie in das Geheimniß sich flüchten müssen, wenn Recht und Freiheit unterdrückt werden, wenn die alten Mißbräuche wieder aufleben: nur dann treten sie Unheil drohend zwischen das Volk und den Thron.

Das Volk aber glaubt jetzt und denkt an nichts, als an die Zeit, welche Klopstock seinen Freunden verkündigte, an die Zeit,

wo das Vernunftrecht  
siegt über das Schwertrecht.

Diese Zeit ist das Zeitalter der liberalen Ideen; vorüber sey die der revolutionären Umtriebe, sowohl solcher, welche den Thron umstürzen, als solcher, die dem Volke seine Rechte, dem Fürsten die Herzen seines Volks zu entreißen drohen:

fassungen regierten Staaten zu beneiden haben und dort nur Fortschritte erblicken, während wir uns nicht zu erheben und gegen sie nirgends in die Schranken zu treten vermögen! Wollte man die Reaction gegen den Geist unserer Zeit in Deutschland möglich machen, so müßte man damit anfangen, dem französischen und dem niederländischen Volke die Verfassungen, die diese jetzt besitzen, zu entreißen, was in den Jahren 1814 und 1815 wenigstens hätte versucht werden können. (Es jetzt noch versuchen wollen, wäre nicht minder: als die Welt aus ihren Angeln heben wollen!)

2° Que l'art de régner est changé, parce que les esprits sont changés.

3° Que le mouvement du monde ne s'arrêtera pas jusqu'au complément de la refonte sociale qui est entamée.

4° Que ce grand ouvrage doit être fait d'ensemble et avec uniformité.

5° Que cette refonte est l'objet unique de l'attention et des vœux des hommes.

6° Que tout ce qui le contrariera n'est propre qu'à aigrir l'esprit de ceux qui y travaillent, c'est-à-dire de l'universalité du genre humain.

7° Qu'il n'existe point de démocratie en Europe, mais qu'on peut la créer par malice.

8° Que le passé et le présent sont, à l'égard l'un de l'autre, des métaux réfractaires qui ne se fondront jamais ensemble, et dont tous les efforts ne feront jamais du métal de Corinthe.

9° Qu'informer contre l'esprit humain est dangereux, et que lui faire son procès est s'exposer à en payer les frais.

10° Qu'à Carlsbad, comme partout, on doit s'abstenir d'actes d'accusation contre lui.

leider nur noch zu leicht ein großes Publikum. In eine verwandte Kategorie gehören die eitelsten und schamlosen Schriften, welche in Deutschland ununterbrochen in allen öffentlichen Blättern — ja sogar in der Zeitung für die elegante Welt — über die zartesten Geschlechts- und Lebens-Verhältnisse unter die Lüfternheit höchst aufregenden Titeln, als z. B. „Ueber den — wie man sich vor, bei und nach demselben zu verhalten habe“ — u. s. w. u. s. w. u. s. w. angezeigt und lobpreisend von eben so schamlosen Verlegern ausgedoben werden dürfen, ohne daß Polizei oder Censur etwas dabei zu erinnern fänden! — Merkwürdig ist es, daß die Berliner Zeitungen zur Zeit der größten Pressefreiheit im Preussischen Staate diese alle Ehre, Sucht und Schamhaftigkeit ins Gesicht schlagenden Anzeigen der Schriften dieser Art von unserm Abrecht, Burgheim, Weder und wie die Herren weiter heißen, nicht aufnehmen durften, daß sie aber jetzt (geschrieben 1819. d. Herausg.) unbedenklich darin aufgenommen worden

Denn eben jetzt beweisen es die Fürsten durch die Einführung repräsentativer Verfassungen, daß sie wohl ins Herz gefaßt haben jenes alte Wort eines griechischen Dichters: Der Fürst bedente die drei Lehren:

Die eine: daß er über Menschen herrscht,  
die andre: daß er nach Gesetzen herrscht,  
die dritte: daß er nicht auf immer herrscht.

Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm dem III bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht\*) am 16ten November 1797.

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König!  
Allergnädigster König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, ist der feuerlichste im Lebenslaufe eines monarchischen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet, schließen sich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft dringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebenslust rinnt durch die entferntesten Zweige. Das Volk wünscht, hofft, vertraut. Ew. Majestät werden dem ein huldreiches Gehör nicht verweigern, der es wagt, einen Theil dieser Wünsche, dieser Hoffnungen auszusprechen.

Es ist kühn, sich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist weniger kühn an einem Tage, wie der heutige. In diesem großen Momente schmelzen die Bedürfnisse, die Aussichten und die Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützig Gemüth das seinige hofft. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Friede, in der sich heute noch jeder einzelne Wunsch verliert. Wer heute für das Vaterland spricht, ist ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

Ew. Majestät bestiegen den Thron Ihrer glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkt, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Beruf gewachsen zu seyn. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorjame Massen mit wohlwollender Willkür zu lenken, war immer ein belohnendes, und oft ein sehr verdienstvolles Geschäft. Aber in einem unendlich mannigfaltigen, selbstkänbigen, und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieser Genuß, dieser Triumph war den Regenten unsrer Tage aufbewahrt.

Der Geist dieser Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eignen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, das ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöst werden soll. Das wahre Wachsthum der Menschheit gedeiht nicht in Stürmen und Ungewittern. Die Völker, woraus diese sich zusammenziehen, mit fernsehender Weisheit zu zerstreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung seines Staates ein sicheres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller seiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen stark, mit Stärke wohlwollend zu seyn, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfassen, und doch jedes einzelne Glied nur sanft und leise zu berühren: — das sind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unsterblichkeit zu erringen ist: das sind die Thaten, die wir mit beschheidener Sehnsucht, die wir mit liebevoller Zuversicht von Ew. Majestät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen ist das wahre Lebens-Prinzip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, sich ihrer selbst als einer Kraft bewußt seyn, die eine große Organisation gefesselt und wohlthätig bewegt. Ueberdies ist die Frage: Ob bloße Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicher Weise eine müßige: denn in Ew. Majestät Herzen war sie längst entschieden.

\*) Von Friedrich von Geng, damals K. Preuss. Kriegsrath, gegenwärtig K. Destr. Hofrath. Man sehe über ihn Allg. Deutsche Real-Enc. 6. Aufl. 4r Band S. 140 — 142.

Das erste Unterpfand jenes Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen. Fern sey die thörichte Anmaßung, Ew. Majestät eignen Entschlüssen vorzugreifen, Rathschläge zu antizipiren, die eine erleuchtete Wahl schon an ihrer ächten Quelle zu suchen wissen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundsätzen die unermessliche Reihe von Aufgaben, durch welche sich das große und mühsame Leben eines Königes winden muß, umfassen zu wollen. Aber ein beschreibender Blick auf die vornehmsten Zweige der Verwaltung des Preussischen Staates; ein frommer, ein patriotischer Wunsch, der einen solchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck dessen, was der Geringste im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Allergrößter König, sind die ersten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer neuen Regierung beleuchten, dies sind die ersten Freudengefänge, womit eine Nation ihren neuen Beherrscher begrüßen muß. Ew. Majestät gehen einer so großen Bestimmung entgegen, ein so großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausgebreitet, so große Gefühle erheben in diesem Augenblicke Ihre Brust, daß Nichts als was groß, also nichts als was wahr ist, sich Ihnen nähern darf. Es gibt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige acht-schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art Ihn zu dienen — daß man sie Ihm keinen Augenblick verhandle.

Was der Preussische Staat in diesem Augenblicke ist, vermögen Ew. Majestät aus dem erhabnen Standpunkte, in welchen das Schicksal Sie gestellt hat, besser als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maschine entfalten sich am besten vor dem, welcher das Ganze überhaut. Es wäre eben so unnütz, mit Lobpreisungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken, oder drücken, vor Ew. Majestät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gehöret der Geschichte; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muth und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns bloß zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, bloß zum Leitstern auf der künftigen Laufbahn dienen.

\* \* \*

Das erste Verhältniß des Staates, welches sich unserm Auge darbietet, ist das, worin er als ganzer Staat auftritt: sein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge sollte es nur den zweiten Rang behaupten: aber bei der Lage, in welcher Europa sich befindet, bei der wechselseitigen engen Verbindung, die das Völkler-System dieses Welttheils seit einigen Jahrhunderten gestiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrdolle System geschaffen hat, sind die auswärtigen Verhältnisse eines Reiches die wesentliche Bedingung seiner innern Wohlfahrt, und fast ohne Ausnahme die erste Quelle, woraus sein Glück oder sein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieser Verhältnisse behauptet daher, wenn nicht uneingeschränkt den ersten, doch gewiß einen sehr hohen Rang unter den Staats-Geschäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsetzlichen Jahre die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eitle Declamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufklärtere Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume, der verführerischen Träume verwiesen. Es gibt keinen positiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größrer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre ist nicht bloß verderblich, sondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß als der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein. Auf diesen erhabnen aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erste Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politischen Lage von Europa den Krieg ver-

meiden will, ist die — daß er bekändig dazu gerüstet sey. Denn wenn gleich seine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe sicher zu stellen, so kann nur seine Furchtbareit allein ihn vor den ungerechten schützen. Ein starkes und gelübtes Kriegsheer ist also noch immer Präliminar-Bedingung des Ruhestandes.

Ew. Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geübteste, dessen sich irgend ein Europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegs-Geschichte der neuern Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heere. Unfre Fürsten standen, und stehen noch, an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Haupt-Veränderung in der Mannszahl, in der Disziplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dieses kostbare und ehrwürdige Werkzeug unsrer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen mobilisiren, wieweil es aber nicht leicht umgestalten.

Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Übung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtseyn, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höhern wie den niedrigeren betwohnt — kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach fünfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Krieges-Nothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen den ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherren: und diese sind in dem Hause Friedrichs II so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken besetzt, so unvergänglich, als sein Ruhm.

Die militärische Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatische Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung zu Feindseligkeiten benehmen.

Ganz sollte von dem großen Staaten-Bunde kann der mächtigste Staat nicht leben und sicher seyn. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andre von einem ähnlichen Geiste geleitet werden. Verbindungen sind also unvermeidlich; das große Geschäft ist nur, sie mit Klugheit zu wählen, und mit Geschicklichkeit zu behandeln. Die geographische, commerciale, politische, militärische Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündnisse vor, die seine größte Aufmerksamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beständigen Wechsel der politischen Verhältnisse nicht möglich seyn sollte, immer auf einer und derselben diplomatischen Linie zu bleiben, so muß doch in einem jeden nach weisen Grundsätzen regierten Staate die beständige Tendenz herrschen, jene Bündnisse, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umstände sie gewaltsam zerzhlugen, wieder herzustellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten sich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn sie diesen Bündnissen treu blieben, und daß der Zeitpunkt, wo Launen, Irrthümer oder Ränke, sie auf eine entgegengesetzte Bahn schleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigstens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleinern nicht zu gedenken, zwei große und furchtbar-lehrreiche Beispiele aufgestellt.

Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staates, und das Betragen der auswärtigen die Preussische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beharrlichkeit sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstenkenden Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beharrlichkeit: denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innre Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder was schwächlicher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die Preussische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu seyn: sie kann ihre Pläne, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhälltem Haupte unter kleinlichen Rabalen, unwürdigen Doppelspielen, und

künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die Preussische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertragen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabene Amt eines Schlichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage gesetzt ist, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weise Leitung der auswärtigen Verhältnisse in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann sich die ganze Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Bedürfnisse der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Hauptzweige, in welche diese Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege, und die Administration des Staatsvermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteristische Verschiedenheit der Geschäfte bestimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität; die Finanz-Administration, die einer ununterbrochenen Wirksamkeit. Diese gedeiht nur, wenn sie mit fester und geschickter Hand geleitet, jene nur, wenn sie sich selbst überlassen wird.

Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der Preussischen Civil-Administration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als irgend ein andres der ältern und neuern Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Benutzung gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeschränktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruchs der Gerechtigkeit selbst erhob. — Das sind die Grundpfeiler dieses wohlverworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trogen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter, als Schutz und Ruhe. Ew. Majestät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides sichern. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkühr in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtpruches den erschrocknen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbst-Entheiligung, Selbst-Verletzung seiner eignen höchsten Würde, und als solche nicht bloß aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt.

Die Verwaltung des Staatsvermögens — die zweite Haupt-Sorge der innern Administration — ist in unsern Tagen, wo die Bedürfnisse großer Staaten so unendlich gestiegen sind, wo ein sehr ansehnlicher Theil des Privat-Reichthums zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maßregel in die inneren Falten des Familien-Wohls greift, ein Gegenstand von erster, fast mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanz-Administration ist nicht nur der Lebensgeist jeder Staats-Operation, sondern auch das oberste Richtmaß aller Privatgeschäfte, aller Industrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends ist der Einfluß der Regierung auf die Gesamtheit der Unterthanen, und zugleich auf jeden Einzelnen, so unmittelbar wohlthätig, oder so unmittelbar brüderlich als hier.

Zweckmäßige Vertheilung der Geschäfte, regelmäßige Aufsicht und wechselseitige Controлле, Ordnung und ernste Genauigkeit im Cassen-Wesen, bestrebbende Klarheit und wachsame Strenge im Rechnungs-System: — kurz alles, was die Grundlage und das Gerüst einer guten Finanz-Administration ausmacht, befindet sich in der Preussischen Monarchie in einer musterhaften Verfassung. Nur davon allein hängt unser Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Bestimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme sichtbar, unablässig sichtbar sey.

Wir sagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ew. Majestät aufs glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl Aller, nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staates, wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majestät von nun an unbeschränkt gebietet. Sparsamkeit und Freigebigkeit werden im wohlthätigsten Verhältnisse gemischt erscheinen. Nie werden für große und erhabne Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterstützung der Nothleidenden, für Pläne zur Bildung der Bürger, zur Verbesserung oder Verhinderung des Landes, zur Erleichterung der gesellschaftlichen Existenzen; — nie werden für wahre Bedürfnisse die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden sie für eingebildete zu erwarten seyn.

Eben so wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, ist Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgedehnten Domänen, welche Ew. Majestät in den meisten Ihrer Provinzen besitzen, sind ein schätzbares Capital, von dessen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staats-Ausgaben bestritten wird. Ein menschenfreundliches System hat sich neuerlich gegen die großen Bezirke, in welche diese Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und dieerspaltung derselben in kleinere Besigungen angethan. Es sind sogar Proben mit dieser Theorie in Ew. Majestät Staaten angestellt worden. Wie glücklich sie auch im einzelnen ausfallen mochten, die Beibehaltung der großen Arrondissements hat im Ganzen mächtige Gründe für sich. Die größte, und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthschaftung derselben ist gerade dazu geschickt, große und einleuchtende Beispiele zur Nachahmung aufzustellen, und durch einflüchtvolle Thätigkeit, durch glückliche Combinationen der verschiedenen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbesserung des Bodens und Veredlung der Produkte, durch geschickte Behandlung des wichtigen Verhältnisses zwischen Gutsheerrschaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungene Auflösung des in unsern Tagen so kritischen Problems der Dienstpflichtigkeit, jedem andern Gutsbesitzer zum belehrenden Muster zu dienen. Dieser Vortheil mögte den günstigen Wirkungen jenes, immer etwas erwasgen, in Rücksicht auf die Zeitumstände sogar etwas unvoluntarischen Systems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domänen-Einkünfte sind nicht groß genug, um die gesammten Staats-Ausgaben zu decken: es ist also eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Diese Nothwendigkeit fühlt der Gemeinthe wie der Untertan; und — ohne zu entscheiden, ob die Thatsache der Regierung oder den Unterthanen zu größrer Ehre gereicht — so viel ist gewiß, daß kein Land in Europa die Last der Abgaben mit einer so vernünftigen Ergebung, mit einer so aufgefällten Bereitwilligkeit trägt, als das unsrige. Der Umfang dieser Abgaben hängt natürlich von dem jedesmaligen Umfange der Bedürfnisse des Staates, die Gestalt, in welcher sie erhoben werden, von den Anordnungen der Administration ab. Mit unbegrenzter Savericht können wir darauf rechnen, daß Ew. Majestät diese wichtige Parthie nur den einsichtsvollsten und gekräftigsten Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil sie die allgemeine Zufriedenheit so wesentlich interessiert, ein einziger Wunsch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleite hier den Ausdruck unsrer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beschränkt auf eine ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Industrie, und die Freiheit der Bürger: denn jede Abgabe ist an und für sich ein Uebel, obgleich ein notwendiges Uebel und die Bedingung alles Guten, welches die bürgerliche Gesellschaft uns zuführt. Haben sich die Einwohner eines Landes an eine gewisse Form der Beschränkung gewöhnt, so hört diese beinahe auf, eine Last zu seyn; sie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beschränkung in einer veränderten Form auf, so werden alle bisherigen Verhältnisse verdrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal stärker als der gewohnte gefühlt. Nichts ist daher für das glückliche Einverständnis zwischen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher, als die Einführung neuer Classen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung solcher, von denen man sich auf immer erlöst glaubte. Wehren sich die Bedürfnisse des Staates, treten neue unvorhergesehene Ausgaben hervor, so ist es unendlich vorthellhafter, die schon vorhandenen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde ist die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen einfachen Rubriken zu erheben — das ist wahre Staats-Oekonomie und wahre politische Weisheit.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, sondern — den Rechten eines andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Gränze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Erhebers, kann sie rechtfertigen. Unter Ew. Majestät erhabnem Schutze müsse Alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dänkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete. Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privat-Industrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Product den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedrieh, was Fruchtbarkeit aller Art

um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht bloß schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier die Rede nicht mehr seyn. Er gehet zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch leichte Schwäger declamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigenden Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andre Gründe, jedes Gesetz, welches Presszwang gebietet, ausschließend und peremptorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitions-Tribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtgläubigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern, und das ist eben das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Wuth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu seyn scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe“ zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit.“ Tausend obbsartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verschleucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstiget von der Finsterniß, die man ihnen gefessentlich schuf, an die unbewachten Gemüther des Volkes, und legen ihr Gift — als wäre es eine verbotne Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der bessern Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Unterrichte nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerichten gut heißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessiert wäre, ob in diesem von Büchern umfluteten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: — darum sey Pressfreiheit das unwan delbare Prinzip Ihrer Regierung. Für gesegnete Thaten, für Christen, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, streng verantwortlich seyn: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher, als die entgegengesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Beförderung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates alles, was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwicklung seiner Kräfte gehört, offen steht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geschützt, sein frei gewähltes Gewerbe in ungestörter

Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine strenge, unparteiische, durch keinen Eingriff der Willkühr gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie seines Eigenthums und die beruhigende Aussicht gewährt, daß nie einer seiner Mitbürger mächtiger seyn wird, als die Gesetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundsätzen geordnete, ohne Druck und Schifane erdohene Abgaben ihm nur so viel von seinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich ist, und eine wise und gewissenhafte Administration die zweckmäßige Verwendung seiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverstandene Einschränkungen ihn hindern, seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, sein Vermögen, nach eigener Neigung und Einsicht, nach der Idee, die er selbst von seinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdies seine Gedanken über alles, was ihn umgibt, vortragen, und seinen Zeitgenossen sogar seine Irrthümer und seine Willen mittheilen darf; wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organisation des Staates fehlerhaft seyn mögte, zu verbessern, durch Thaten darlegt: — dann ist alles erschöpft, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft sucht. Die Vereinerung dieser Güter, aber auch nur die Vereinerung derselben, fällt die ganze Sphäre der Wünsche und Erwartungen eines vernünftigen Wesens aus. Die, welche lehren mögten, daß es mit „etwas weniger“ gethan sey, sind geheime Bundesgenossen, oder unbewusste Mitarbeiter derrer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, ist ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühsam erworbenen Schätze einer langen Cultur, ein Feind der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschen, — ein Feind Ew. Majestät und des Vaterlandes!

Der Inbegriff dieser Güter ist die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchischen Verfassung bis zu ihrer höchsten Reife gedeihen kann. Was jenseits derselben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, un durchdringliche Mächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller sittlichen Grundsätze, ein wüster Schauplatz von Trümmern, Thränen und Blut! — Mehr als ein unglückliches Volk ist vor unsern Augen in diesen bodenlosen Schlund gestürzt, und hat mit einer Masse von Elend, worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler seiner Regierung, oder die Schuld seiner eignen Thorheiten gebüßt. Vor diesem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; so lange Ew. Majestät uns beherrschen, ist jede Besorgniß fern; ein unumwollter Himmel verkündigt den seligsten Tag. Von einer weidbreiteten Wahrung unberührt, in einem rings umher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dies stille Glück bewirkt, dies stille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph im Leben eines guten Königs seyn.

Möge das schönste Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majestät beschieden seyn! Mögen günstige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorhersehen, oder besiegen konnte! Möge, wie Ew. Majestät Privatleben aller Stillen und häuslichen Tugenden reinstes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückseligkeiten war, so der balsamische Friede, der um große Gemüther schwebt, sich auf den glücklichen Fürsten eines glücklichen Volkes herabsenken! Möge die Erhabene Prinzessin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erste Glanz Ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieses Reiches aufging, die volle Erndte goldner Früchte theilen, die Ew. Majestät an dem edeln Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegen reißt! Möge eine so reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unser Wünsche nie fern genug, — beschließen! Möge, wenn einst dieses Ziel erreicht werden muß, Ew. Majestät angesehener Name, mit Friedrich's Namen vermählt, zur glorieichen Unsterblichkeit wandeln!

## August Samuel Gerber

als Schriftsteller Doro Caro genannt, ward am 3. August 1766 in Danzig geboren, studirte auf der Universität zu Königsberg Theologie und ward 1790 Oberlehrer am Collegium Fredericianum daselbst, 1798 aber Prediger zu St. Lorenz und 1815 zu Wargen, wo er am 27. April 1821 farb. —

Er gab heraus:

Preussische Blumenlese für 1793 (gemeinschaftlich mit S. D. Funk). Königsberg, 1793 in 12.

Novellen. Breslau und Leipzig, 1795—1797. 3 Thele.

Neue Novellen. Breslau, 1803. 1r. Th.

Chr. Tages Lebensgeschichte. Königsberg, 1804.

Märchen und Erzählungen. Riga, 1809.

Davids Schicksale während seiner Verbannung, Riga, 1809.

Neueste Novellen. Leipzig, 1819.

Ein anmuthiger Erzähler, der, mit hübscher Erfindungsgabe ausgestattet, seine Stoffe gut zu wählen und anziehend vorzutragen verstand. —

## Das Intelligenzblatt. \*)

Der Amtmann Flurau war Besitzer eines Gutes, das, an einen Fremden verpachtet, dennoch soviel abwarf, um seinem Herrn ein anständiges und gemächliches Leben zu verschaffen. Er selbst, noch in der Blüthe seines Lebens, noch kaum erst ein Paar Jahre von Unversickten zurück, hatte sich den Titel eines Fürstlichen Amtmannes gekauft und wirthschaftete mit seiner Schwester, einem guten, fleißigen, und dem ländlichen Leben enthusiastisch ergebenen Mädchen, auf seinem ererbten Gute in weiser Eingezogenheit. Das Studium der Litteratur, und der Genuß schuldloser Freuden, welche die, in der Gegend seines Gutes vorzüglich reizende, Natur ihm darbott, war seine einzige Beschäftigung; denn er konnte der Landwirthschaft, eine etwanige periodische Bearbeitung seines Gartens ausgenommen, den Reiz nicht abgewinnen, den seine Schwester daran fand.

Die beiden Geschwister liebten sich auf eine zärtliche Weise. Jedes von ihnen wußte, wie viel der andere zu seinem Glück und Freuden beitrage, und fand also darin eine hohe Verpflichtung, dem andern, durch ein zuvorkommendes liebevolles Betragen, ganz das zu werden, was er ihm war. Bey dieser ihrer zärtlichen Liebe gegen einander, waren beide nicht gesonnen, sich durch eine Heyrath jemahls zu trennen. Flurau hielt es für unwahrscheinlich, ein so gutes Weib einmal zu bekommen, als seine Schwester war, und Minchen glaubte, daß es keinen besseren Mann in der Welt geben könne, als ihren Bruder. Wirklich hatten sie in Absicht auf die Menschen, die ihnen bisher aufgestoßen waren, völlig Recht. Aber da ihr Vorurtheil zu allgemein war, so sollte die Natur an ihnen sich rächen.

Flurau war ein passionierter Fußgänger. Einige Meilen in der Gegend war kein Bach, keine Flur, kein Fußsteig, den er nicht zu Fuße bewandert hätte. Seine Nachbarn besuchte er auf die nehmliche Art, und fuhr nur alsdann, wenn seine Schwester irgend wohin mit wollte. Einer dieser Spaziergänge zu Fuß ward Veranlassung zu sehr wichtigen Veränderungen für ihn.

Es war ein schöner heiterer Tag im spätem Mai, der erste seit einigen Wochen, der auf eine kalte unfreundliche nasse Witterung folgte. Ihn entschloß er sich zu genießen, und den Pfarrer in Grünfelde zu besuchen, der ehemals sein akademischer Freund, und jetzt sein häufigster Umgang war. Der Ort lag ohngefähr anderthalb Meilen von seinem Gütchen entfernt. Mit der frühen Sonne wanderte er aus, um seinen Freund noch beim Morgencaffee zu überraschen. Seine Schwester geleitete ihn bis an die Brücke über den Forellenbach, wo dieser eine vom Wohnhause herablaufende Lindenallee durchschneidet, und dann an der stillen Seite des Gartens sich fortwindet. Ein schönes Paar, das einem Dittscheln sitzen mußte, wenn er edle Einfachheit mahlen will. \*) Beide höchst simpel gekleidet, er in einem schlichten braunen Frack, mit abgeschrittenem um den Nacken sich kunstlos ringelndem Haar, und einem runden Hute, der auf den oberen Theil seines Gesichtes ein gewisses Hellbunkel warf, welches das brennende Feuer seiner großen schönen blauen Augen milderte. Sie, eine edle Form, in die Farbe der Unschuld gehüllt, mit eben so ungeschmücktem, natürlich wallendem Haare. Bei beiden eine Keckheit im Anzuge, die an Eigensinn grenzte, aber um so mehr ihre natürliche Schöne erhob. — Ist waren sie am Scheidenwege, Minna trennte sich von ihrem Bruder mit einem schweserlichen Kusse, und hüpfte dann in ihre Wohnung zurück, um ihrem Hünervolke die gewohnte Morgenspeise zu bringen.

Flurau schritt rasch vorwärts, ohneachtet der noch etwas schlüpfrige Fußsteig das Gehen erschwerte, und sein Weg eine Reihe von Hügeln immer höher hinaufging. Ein selbiger Genuß für unsern Flurau, der so empfänglich für Naturfreuden war, nach einer Reihe trüber Tage ist wieder in der erwärhten und erheiterten Luft wallen, und die tausend Schönheiten, die rund um ihn sich entwickelten, mit starken Sügen einsaugen zu können. Nichts geht über einen Genuß der Art, wenn wir freien Sinnes dazu genug haben.

Eine Meile hatte er ist zurück gelegt, und damit zugleich die höchste Spitze seines Weges erreicht. Jetzt senkte sich dieser auf der andern Seite wieder allmählig nieder, und in der Ferne zeigte sich in einem dunkeln Lindengebüsche die Thurmspitze von Grünfelde. Noch stand Flurau oben, und beschaute das reizende Gemälde, das vor ihm ausgebreitet lag, mit einem Vergnügen, als ob er es zum ersten mahle erblickte; da stog ihm schleunigst ein Cabriolet entgegen, das in vollem Zuge den Hügel hinan fuhr. Jetzt war es oben, die raschen Pferde gleiteten auf dem schlüpfrigen Wege, und verschwenkten sich. Der

Fuhrmann, der sie in den Weg zu lenken suchte, beachtet einen Stein nicht, der an demselben lag, und das Vorderrad geht auch glücklich, wiewohl mit beträchtlicher Emporhebung des Cabriolets herüber. Jetzt hob sich das Hinterrad, die Pferde gleiteten und springen von neuem, dadurch wird das Fahrzeug zu hoch gebracht und — schlägt um.

Erstrocken sprang Flurau hinzu, um dem heraus stürzenden Fremden zu helfen. Es war ein junger Mann und ein junges Frauenzimmer. Flurau eilte diesem, als dem schwächeren Theil zu Hülfe, und hob es auf. Das Mädchen, bleich vor Schrecken und zitternd an allen Gliedern, hob ihre schönen Augen dankbar zum dienstfertigen Fremdlinge auf. Wie noch hatte Flurau in schönere Augen gesehen. Elektrisch theilte ihr Fittern ihm sich mit. Unwillkürlich und sanft drückte er sie an seinen Busen, und fragte mit unaussprechlicher Theilnahme, aber haltgebrochener leiser Stimme, ob sie Schaden gelitten hätte? Nein, antwortete sie ihm mit einer reizenden Stimme, und wandte bescheiden ihre Augen von ihm weg, als ob sein Anblick sie blendete: Jetzt erst ward Flurau das Unschlittliche gewahr, daß er sie noch in seinen Armen halte, und trat mit Achtung einige Schritte zurück.

Unterdessen hatte der junge Mann sich mit größerer Mühe empor gearbeitet, und hielt nun eine pathetische Standrede seiner Unvorsichtigkeit, denn er hatte selbst gefahren. Dann fing er an, die verschiedenen Kleinigkeiten aufzulesen, die aus der umgestürzten und aufgesprungenen Kelle herausgeflogen waren, während das Frauenzimmer ihren Anzug in Ordnung brachte. Flurau half dem Fremden treulich, wandte aber seine Augen oft und unwillkürlich auf seine erstarrte Schöne, die dann jedemahl ihre Blicke niederschlug, weil auch sie den schönen Mann verflohen angeblickt hatte. In einer kleinen halben Stunde war alles wieder in Ordnung, und die beiden Reisenden saßen in ihrem Cabriolet. Flurau hatte dem Mädchen in den Wagen geholfen. Ihm deuchte, ihre schöne Hand, die er beim Absteige küßte, habe leise und unvermerktlich die seinige gedrückt. Eine leichte Röthe überflog sein Gesicht und sein Herz klopfte lauter. Er wollte sprechen, aber seine Stimme versagte. „Nehmen Sie unsern herzlichsten Dank, er hob ist der junge Mann, indem er die Hügel stieg und die Peitsche schwang, und sagen Sie mir, wem wir — Hier sprangen die Pferde auf, die den Schatten der geschwungenen Peitsche sahen und rissen vorwärts. Das weitere hörte Flurau nicht mehr. Das Cabriolet entfernte sich zu schnell, und er sah nur noch die schöne Hand des Mädchens, die ihm zum Wagen hinaus ein Lebewohl zuschwenkte.

„Wenn sie doch nur keinen Schaden nähme,“ rief Flurau halb leise aus, und sah den Wegfahrenden mit einer gewissen Aengstlichkeit nach, die jedem, der ihn gesehen hätte, seinen dermahligen Seelenzustand verrathen haben würde. Schon längst hatte der Wagen sich in der Ferne verlohren, noch immer ruhten seine Augen auf der Spur, die er zurückließ. Endlich löste sich sein lethargisches Starren in die Ferne in einen Sußer auf, er kehrte sich um und ging nachdenkend und langsam den Hügel herab nach Grünfelde zu.

Sein Freund, der Pfarrer, fand ihn heute ungewöhnlich zerstreut, und unterweilen sehr ernsthaft, und nur erst spät gelang es ihm, seinen Saft einigermaßen ins alte Gleis zu bringen. Aber nun verfiel er ins andre Extrem. Er ward munterer, als er irgend zu seyn pflegte, und verrieth eine gewisse lustige Unruhe, die ihn nirgends an einer Stelle, oder bei einem Gespräche lange weilen ließ. Die Sonne stand auch noch hoch am Horizonte, als er schon seinen Dieb ergriff, und ohne seinen frühen Abschied gehört und glaubwürdig zu begründen, nach Hause eilte.

Rascher als je stieg er den Hügel hinan. Es schien, als ob er sonst etwas wichtiges versäumen würde. Aber kaum hatte er die Spitze erreicht, so setzte er sich nieder, und labte sich an den Bildern der Vergangenheit. Vor seiner Seele gingen alle die Situationen vorüber, in denen er das liebe Geschöpf, das nun sein ganzes Wesen erfüllte, heute morgen gesehen hatte: Endlich schien es, als ob der Bestand sein Herz überraste, der Gedanke, daß er sich hier in kindische Träume verliere, daß jenes Frauenzimmer vielleicht Weib und ihm überall unbekannt sey, überflügelte sein Gesicht mit einer leichten Schaamsröthe: er sprang auf und ging mit einer Schnelle in seine Heimath, als ob er sich überreden wollte, er hätte sein Herz völlig unter die Fesseln des Verstandes gefangen genommen.

Aber warum erwederte er den herzlichen Gruß seiner Schwester zu Hause nicht eben so herzlich, warum kam sie ihm gerade heute so gar bekannt, so alltäglich vor, Warum? Das Herz in seinen Fesseln spottete über den prahlerischen Sieger, und gab deutlich zu verstehen, daß es in Minna nicht mehr das Ideal weiblicher Vollkommenheit erblickte, sondern ein reizenderes Ideal gefunden habe.

Minna entging die wichtige Veränderung nicht, die mit

\*) Aus: Novellen von Doro Caro. Bresl. u. Leipz. 1796.

\*\*) Als der Verf. diese Stelle schrieb, lebte der vorstehliche Künstler noch.

ihrem Bruder vorgegangen war. Wir überlassen es ihr, mit weiblicher Feinheit ihrem Bruder das Geheimniß zu entlocken, das wir nun schon wissen, und sehen uns nach dem Cabriolet um.

Schwester und Bruder waren es, die in demselben fuhren, ein Paar, das mit dem Flurauischen viele Aehnlichkeit hatte. Auch er war ein junger Deconom, der nur erst kürzlich nach dem Tode seiner Eltern eine Pacht weitläufiger fürstlicher Güter übernommen hatte, die bis dahin sein Vater verwaltete. — Thermer, so hieß er, war ganz der Mann dazu. Von seiner frühesten Jugend an unter den Augen eines erfahrenen Vaters zur Landwirthschaft erzogen, hatte er sich mit allen Theilen derselben so bekannt gemacht, und eine so große Liebe zu Beschäftigungen der Art gefaßt, daß nicht leicht ein Mann schicklicher seine Stelle bekleidete, als eben er. Aus dem Grunde erhielt er die fürstlichen Güter auch in dem Flor, in welchem sie sein Vater hinterließ, ja er vermehrte ihn zu sehens, so wie sein eigenes Privatvermögen, ohne, als ein ehrlicher Mann, dem Vortheil seines Herrn Abbruch zu thun. Dabei hatte er eine edle Figur, und wenn sein Geist gleich nicht die wissenschaftliche Bildung Flurau's hatte, so war er doch völlig gesund und im Umgange ein Mann, dem seine fein gebildete Schwester Gefälligkeit und Annehmlichkeit zu geben gewußt hatte.

Diese seine Schwester Elise, konnte mit Recht zu den ersten Schönheiten gerechnet werden, und zwar zu der Classe, bei welcher sie sich in jeder Rücksicht ausgebildeter Verstand, ein völlig unverdorbenes und gutmüthiges Herz, so wie ein Hang zu froher unschuldbiger Laune in jeder Mine zu Tage legt. Sie hatte eine städtische Erziehung genossen, alle Künste ihres Geschlechtes gelernt, und war vielleicht in jeder derselben Meisterin. Daher sympathisirte sie, an den feinem Genuß des Lebens gewöhnt, auch nicht ganz mit ihrem Bruder, und wünschte sich wenigstens dereinst in eine Lage, wo sie nicht so sehr an die gröbren Geschäfte der Landconomie gebunden wäre, und in dem Umgange mit Menschen, die durch Wissenschaften und Geschmac ihre Gefühle bis auf den von ihr gewünschten Grad verfeinert hätten, Befriedigung für die höheren Bedürfnisse ihres Geistes finden könnte. Thermer hingegen sehnte sich nach einer Frau, die zwar mit den der Weiblichkeit eigenthümlichen Reizen geschmückt, sein Leben ihm verschüßeln könnte, aber auch mit landwirthschaftlichen Kenntnissen und Vorliebe zu seiner Lebensart ausgerüstet, die Lasten derselben ihm tragen helfen sollte. Das Umwerfen des Cabriolets sollte, wenigstens in Elisen, diese Wünsche noch reger machen.

Beide waren in der Gegend von Grünseide auf einem Gute gewesen, das ihr Fürst kaufen wollte, und über welches Thermer nach genauer Besichtigung einen Bericht abzustatten befehl erhalten hatte. Auf dem Rückwege nach ihrer Heimath, die von Flurau's Wohnung sechs Meilen entfernt war, warfen sie mit ihrem Cabriolet, wie oben erzählt worden ist, um.

Beider sehen scharf und schnell, besonders wenn ein Gegenstand sie interessirt. Elise gelangte mit wenigen Blicken zu einer genaueren Kenntniß Flurau's, als er von ihr bekommen konnte. Freilich gehörte auch dieses mahl kein großer Scharfblick dazu, in Flurau einen edlen Mann gewahr zu werden, dessen Geist unmöglich von gemeiner Bildung seyn konnte. Aber Elise sah noch mehr, sie sah, daß auch sie auf diesen Fremdling Eindruck mache, kein Wunder also, wenn sie hier ein Ideal gefunden zu haben glaubte, das sie bisher blos in ihrem Herzen herumgetragen hatte. Aber leider ist das eine Wahrnehmung, die, wenn sie sich nur darbietet, mit einem werthlichen Verluste der Ruhe unseres Herzens verbunden ist.

Diesem fühlte Elise sehr bald, fühlte ihn bei ihrer Heimkehr, beim Eintritt in ihre Wohnung, bei allen Geschäften, die sie unternahm. Nun schien ihr nichts unverzeihlicher zu seyn, als, von ihren Empfindungen überrascht, mit der Ertüundigung nach dem Stande und der Wohnung des Fremden so lange gewartet zu haben, bis der erstgenannte Umstand es unmöglich machte. Und sie wünschte doch jetzt so unaussprechlich, den Mann näher kennen zu lernen, an dem beym ersten Anblick ihr Herz so hohen Antheil nahm, und der selbst auch für sie sich so sichtbar zu interessiren schien. Den nämlichen Vorwurf machte sich Flurau.

Indessen war es einmal versehen, das beste war jetzt, es entweder dem guten Glück zu überlassen, ob dieses beide wieder zusammen bringen würde, oder überhaupt den Gedanken an einander völlig aufzugeben. Das letzte zogen beide vor, beide repetirten sich im Stillen das Gesetz aus dem Coder der Weltklugheit: Man muß eine Neigung in ihrem Aufsteigen unterdrücken, deren Befriedigung so unsäglichen Hindernissen unterworfen ist, und beide legten sich den ersten Abend mit dem fenerlichen Entschlusse zu Bette, einander vergessen zu wollen.

Aber Flurau hätte nicht von Elisen, und Elise nicht von Flurau träumen, und beide sich nicht der erste Gedanke beim

Erwachen seyn müssen. Die Natur hatte einen entscheidenden Sieg über ihre Herzen davon getragen, und ihre gegenseitigen Bilder zu tief und zu unauslöschlich in ihre Seelen geprägt. Alle Versuche, sich einander zu vergessen, waren ohnmächtige Auflehnungen gegen die Allgewalt der Liebe.

Elise verlor ihre muntere Laune, und Flurau ward ungewöhnlich tiefsinnig. Beide fanden an Schwester und Bruder nicht mehr die ehemalige Unterhaltung, suchten sie nicht mehr wie sonst auf, ja! gestanden sich oft heimlich mit Erörthen, ihnen geistlich aus dem Wege gegangen zu seyn. Eine einsame Stelle im Garten oder im Walde ward ihr öfterer Aufenthalt, ihre Beschäftigung die Lectüre eines Lieblingsdichters. Aber jetzt, gerade jetzt glaubten sie wehe in diesen Gedichten kein besonderer Geist. Die Gedanken schienen ihnen alltäglich, die Worte matt, der Werbbau gezwungen; ja oft warfen sie unwillig das schuldlose Buch hin und schalteten es Bombast und Schwulst: Warum? — Elisen und Flurau's Bild schwebten wie ein unsichtbarer Geist über den Buchstaben, und ob sie drey oder viermal die nehmliche Stelle überlasen, sie verstanden sie doch nicht. Unbefriedigte Liebe ist zänkisch, und da mußte dann der gute Dichter ihre Unlaunen aushalten.

„Bruder, du wirst ein Träumer,“ sagte Minna und drückte ihm zärtlich die Hand. Stillschweigend erwiderte Flurau den Druck, und — träumte fort.

„Elise, deine wirthschaftlichen Geschäfte bleiben auch ganz liegen,“ sagte Thermer, zwar sanft, aber doch ernst, und Elise ging nachdenkend in den Keller, und zog den Wein auf — Bierbouteillen ab.

Das ewige Denken an den, den ihre Seele liebte, die immerwährende Beschäftigung mit ihm, die stete Wiederholung jedes Auges, jeder Miene, jeder Bewegung, die beide gegenseitig an einander bemerkt und so unauslöschlich sich eingepreßt hatten; alles dieses machte den Versuch von dieser Liebe sie zu heilen unmöglich. Gesellschaften und Zerstreuungen bewürkten gerade das Gegentheil. In jenen fanden sie immer den außerordentlichen Abstand der gegenwärtigen Personen von dem Abgott ihres Herzens, und diese wurden ihnen unerträglich, weil das unsichtbare Phantom der Liebe sie immer umschwebte, und doch nicht sichtbar zugegen war.

„Wenn ich nur wüßte, sagte Thermer scherzend, wer dein Ritter von der traurigen Gestalt ist? Da Herr! würde ich sagen, mach er mir das Mädchen wieder klug, und nehm er sie als sein Weib nach Hause, wenn ers mag.“ — Elise hob ihre schönen Augen schüchtern zum Bruder empor und ließ eine hervorquellende Thräne blinken.

„Es muß ein reizendes Mädchen seyn, deine Schöne, sprach Minna enthusiastisch. O! wenn ich sie doch kannte; liebes Mädchen, würde ich schmeichelnd zu ihr sagen, mein Bruder ist gar zu gut. Liebe ihn doch, wie er dich liebt, ich will dich auch zärtlich lieben und du sollst meine gute Schwester seyn.“ Schwärmerin, sagte Flurau strafend, und stand schnell auf, um seine naß werdenden Augen zu verbergen.

Mehr wie je durchstreifte jetzt Flurau die Gegend umher, um Kunde von seiner schönen Unbekannten zu erhalten, und Thermer mahlte einem jeden, mit dem er sprach, so gut er konnte, das Bild Flurau's ab, um diesem auf die Spur zu kommen; aber dort wie hier liefen alle Versuche fruchtlos ab.

An einem schönen heiteren Frühlingmorgen, als eben erst der Thau von der aufgegangenen Sonne abdunstete, saß Thermer mit seiner Schwester unter den Linden vor seinem Hause und trank Coffee, Elise mit Stillen in sanfter Schwermuth geräucherter Blick auf ihr Strickzeug, Thermer mit großer Geistesruhe den Rauch aus seiner Pfeife abdampfend, und Zeitungen, die eben angekommen waren, lesend. Er hatte schon aus den politischen Zeitungen die Weltthätigkeit seinem Gaste der Reihe nach vorbeipassiren lassen, als er nach dem Intelligenzblatt der Provinz griff. Raum that er einige flüchtige Blicke auf dasselbe, so legte er die Pfeife weg und lachte herzlich und anhaltend. „Schwester,“ sagte er zu Elisen, die mit schwermüthigem Lächeln zu ihm emporblidte, „Schwester, ich habe einen närrischen Einfall, auf den das Intelligenzblatt mich bringt.“

„Nun?“

„Es schreibt hier jemand, er habe an dem und dem Datum beym Wechsell der Postwagen in D. auf dem Posthause einen jungen Reisenden gesehen, mit dem er jetzt eines wichtigen Vorfalles wegen nothwendig Rücksprache nehmen müßte. Er bitte also sich ihm zu entdecken, damit er in eine nothwendige Correspondenz mit ihm treten könne.“ Elisen's schöne große Augen vergrößerten sich merklich, ihr Busen stieg und fiel, unruhiger.

„Nun?“

„Wir rufen auf nehmliche Art unsern schönen Unbekannten. Er wird doch so artig seyn und kommen, und dann, Schwester, ist es deine Sache, ihn mit den Fesseln der Liebe zu binden, daß er uns nicht wieder entwischt.“



„Um Gotteswillen nein, sagte Elise erschrocken, stand auf, und sagte unwillkürlich die Hand des Bruders, als ob dieser schon schriebe und sie ihn zurückhalten wollte.“

„Sei keine Thörin, Schwester! erwiderte Thermer ernsthaft, es ist nicht ein vorübergehender Gedanke bei mir, es ist reifer Entschluß. Und warum nicht? Ich wage nichts für unsere beiderseitige Ehre, und du kannst dabei gewinnen.“

Und wenn er käme, sagte Elise wehmüthig, und die arme Elise ihm gleichgültig wäre, er vielleicht gar unsere List durchschauete: und wir in seinen Augen verächtlich würden? Oder wenn er käme und brächte ein schönes, junges Weib mit und ich müßte immer das triumphirende Uebergewicht sehen, das dieses glückliche Weib durch den Besitz eines solchen Mannes vor mir hätte, wie dann, Bruder, wie dann?“

Thermer schaute sie starr und ernsthaft an.

„Ich müßte noch obenin die gefällige Wirthin spielen, und fröhliche Heiterkeit auf dem Gesichte lägen, während mein Herz mit Unmuth und Gram so voll, so voll belastet wäre. Und wenn er dann weg wäre, jeden Trost, jede Hoffnung auf immer mit sich genommen hätte, Bruder, dann wäre ich für dich und deine Wirthschaft, Bruder, dann wäre ich für die Welt auf immer verlohren!“ — Sie sprang auf, umarmte heftig ihren Bruder, drückte ihr Gesicht an seine Brust und weinte reichliche Thränen an derselben.

Thränen erleichtern. Sind sie abgeweint, so schleicht sich oft ein Lichtstrahl sanfter Hoffnung in das Herz, das vorher in der dunkeln Nacht der Verzweiflung begraben lag. Elise richtete sich auf, und schon glänzte mitten in ihren noch nassen Augen eine Heiterkeit, wie wenn die Sonne durch eine Regenwolke bricht.

„Doch, Bruder, doch, sagte sie, könntest du meinen Verstand so leicht überzeugen, wie mein Herz dir zu folgen bereit ist, ich würde in deinen Vorschlag willigen. Denk ich seines Bildes, seines sanften Händedruses, des Hinflarens nach mir, des unveränderten Schauens auf unsern Wagen, als wir wegfuhrn, o dann sagt mir mein Herz: er ist noch frei, und könnte vielleicht mich lieben.“

Thermer benutzte klüglich diese Stimmung seiner Schwester, und da er einmal, vielleicht aus Autorliebe, seine Gedanken nicht aufgeben wollte, so schlüßerte er mit Grübeln mancher Art die jungfräuliche Bedenklichkeit Elises ein, und diese gab endlich, wie wohl mit heftig klopfendem Herzen und zitternder Stimme ihre Einwilligung zu seinem Vorhaben.

„Aber das Wichtigste noch, sagte sie, unter welchem scheinbaren Vorwande können wir ihn wohl rufen, ohne ihm verdächtig zu werden?“

„Kleinigkeit, antwortete Thermer. Noch weiß ich freilich selbst nichts, aber wenn er erst hier ist, dann wird sich finden. Vielleicht habe ich dann beim Umwerfen mit dem Wagen eine Brieftasche voll wichtiger Papiere verloren, die er etwa gefunden haben könnte oder dergleichen. Wahrlich, Schwester, das soll mir die wenigste Sorge machen! denn ich wenigstens, setze er schaltheft und bedeutend hinzu, werde bei seiner Anwesenheit die Gegenwart des Geistes nicht verlieren.“

Thermer ging jetzt an seine Geschäfte und Elise suchte sich ein einsames Plätzchen am Erleiteich, verlor sich in Träumereien und harrete mit pochendem Herzen der Dinge, die da kommen sollten.

„Nun, Schwester, warlich du bist aufgelassen, sagte Flurau ernst und mit großen Augen, als Minchen spornstreichs und mit Papieren in der Hand in seine Studirstube stürzte und ihm eiligt Feder und Tinte wegriß. Er hatte sich eben den seltsamsten Empfindungen überlassen und wurde etwas unsanft in denselben geküßt. Romisch ernsthaft und mit geschäftiger Eile antwortete Minchen. „In der Welt wechselt es wunderbarlich. Die Männer von hoher Thatkraft träumen und die tänzelnden Mädchen handeln.“ Und damit war sie zur Stubenthüre hinaus.

Elise harrete der wichtigen Catastrophe, die das Drama der Liebe beendigen sollte, mit klopfendem Herzen. Langsam schlich ihr am Tage die Zeit hin, und doch, wenn sie nach selb verträumter Nacht am nächsten Morgen erwachte, so erschrad sie, um einen ganzen Tag dem entscheidenden Punkte näher gekommen zu seyn. Am vierten Morgen, als dem Posttage, der das Intelligenzblatt ihr brachte, sah sie unruhig am Caffeetisch und zankte in ihrem Herzen mit der ungalanten Post, die so lange ausblieb. Gute Elise, die Post blieb nicht eine Viertelstunde länger aus, nur du hattest den Coffee diesmal eine Stunde zu früh auftragen lassen.

Ist ist sie da! lächelnd entriegelt der Bruder das Paket, und greift, wie billig, zuerst nach dem Intelligenzblatte. Elise stellte sich hinter seinen Stuhl, umschlang nachlässig mit ihrer Linken seinen Nacken, hielt mit der Rechten das pochende Herz und getraute sich kaum, über seine Schultern einen furchtsamen Blick in die Zeitung zu wagen.

Ein Blick auf das Blatt und es fängt sie an zu schwindeln, und ohnmächtig sinkt sie an dem Stahl des Bruders hinab. Dieser ward es nicht eher gewahr, bis er nach einem lauten schallenden Gelächter zum erstenmale zu sich selbst kam. Erschrocken springt er ihr zu Hülf.

Auch Flurau hatte die Zeitungen erhalten. Er stierte gedankenvoll auf den Hamburger Correspondenten, und fand heute heute äußerst langweilig und ennuyant, Minchen nahm indessen das Intelligenzblatt, und kaum hatte sie es aus einander geschlagen, so brach sie, das stiftsam bescheldene Minchen, in ein Gelächter aus, das an Ausgelassenheit grenzte.

Wenn man selbst nicht wohl gelaunt ist, so macht das herzlichste Lachen eines anderen uns leicht mürrischer. Es verdrückt uns, daß jemand so sehr viel froher ist, als wir. Halb ängstlich, aber doch gutmüthig sanft, fragte Flurau seine Schwester, ob sie denn nicht bald erben werde?

Minchen wollte sich zwingen, und fing an zu erzählen, aber jedes Wort wurde Reiz zu neuem Lachen, und bald lachte Flurau mit, ohne zu wissen worüber. Endlich erbigte sie mit großen hellen Thränen, die die Anstrengung ihr erpreßt hatte.

„Bruder, sagte sie, wenn ich dir mit diesem Blatte den Nahmen und die Liebe deines Mädchens zugleich verschafft hätte, würdest du dann mir verzeihen, daß ich hinter deinem Rücken etwas that, wovon du nichts wußtest?“

Flurau glogte sie mit weit aufgerissenen Augen an. Wirklich ist dies das passendste Wort für unsern Blick, wenn wir etwas hören, das wir durchaus nicht begreifen können.

„Noch einmal, Bruder, wenn hier in diesem Intelligenzblatte ganz offenbar gedruckt stände:“

„Ich N. N. die Schwester des Amtmanns Thermer, liebe den Amtmann Flurau unaussprechlich, und wünsche ihn zu meinem Gemahl,“ würdest du mir denn einen selbst gewagten Schritt verzeihen?

Begreiflich verstand Flurau diese Worte noch weniger, und starrte sie noch erstaunter an. Jetzt sprang er auf und griff hastig nach dem Blatte.

„Nein! rief Minchen schäckernd, erst müssen die Friedensartikel geschlossen werden.“

„Nun ja denn, ja denn, sagte Flurau ungeduldig. Es sey dir alles verziehen.“ — Jetzt erbigt er das Blatt.

Er las und las, und traute seinen Augen nicht und rief sie, und schaute abwechselnd, aber stumm, bald seine Schwester, bald das Blatt an.

Kein Wunder, daß er staunte. Er fand gleich auf dem ersten Blatte zwei Avertissements, die fast von Wort zu Wort gleichlautend waren. Das erste hieß:

„Der Amtmann Thermer in Neuhof bei M. wünscht einen jungen Mann kennen zu lernen, der ihm bei Umwerfung eines Wagens auf dem Wege von Gränfelde nach Altenbach zuvorkommende Gefälligkeit erwielet. Er hat mit demselben über etwas Wichtiges Rücksprache zu nehmen.“

Und gleich darunter:

„Der Amtmann Flurau in Altenbach bei M. wünscht einen jungen Mann näher kennen zu lernen, mit dem er bei Umwerfung seines Wagens auf dem Wege von Gränfelde nach seinem Gute Altenbach Bekanntschaft zu machen Gelegenheit hatte, indem er selbigem etwas Wichtiges entdecken muß.“

Langsam legte Flurau das Blatt hin und sah seine Schwester ernst und fest an. „Ich soll dir verzeihen, Minchen! verzeihen, daß du meine Ehre so fürchterlich auf das Spiel gesetzt und mich dem Gelächter unserer Nachbarn Preis gegeben hast!“

„Ey! wie hypochondrisch dich die Liebe macht, Bruder. So peinlich müssen doch Thermers nicht gedacht haben, als sie ein ähnliches Avertissement abdrucken ließen.“

„Wie so? können sie nicht wirklich etwas Wichtiges mir zu sagen haben? O ich erschrecke, wenn sie vielleicht in wenigen Stunden hier sind, mir ihr Gesuch anbringen, das meinige verlangen und ich wie ein Ruade vor ihnen stehe und nichts antworten kann!“

„Dafür ist gesorgt, antwortete Minchen geschäftig. Gleich hier habe ich ein Kästchen, und darinnen die Juwelen unserer seligen Mutter. Das nimmst du, zeigst es ihnen und sagst, du habest es noch den nehmlichen Abend ohnweit der Stelle gefunden, wo beide umgeworfen hätten. Und damit bist du auf jeden Fall aus der Schlinge.“

Flurau's Gesicht heiterete sich zusehends auf.

„Und wirklich, fuhr Minchen entusiastisch fort, mein Herz sagt es mir, in Thermers Ausruf spricht so gut die Liebe, wie sie in dem spricht, welches ich in deinem Namen verfertigte und heimlich auf das Adress-Comptoir in die Stadt schickte. Oder hast du es mir nicht schon mehr als hundertmal erzählt, wie sanft und liebevoll dir das Mädchen begegnet sey; daß sie deinem sie umfassenden Arm nur leise widerstrebet, beim Abschied dir lange nachgesehen, und noch aus der Ferne her mit

ihrer niedlichen Hand die zugewinkt habe? Gewiß ich vermette alles in der Welt, wenn nicht die Geschichte deines Mädchens von der ersten Bekanntschaft bis zu diesem Avertissement der deinigen bis auf den kleinsten Geßler und das leiseste Ach! ähnlich ist."

Flurau fiel erschrocken und beruhigt seiner Schwester in die Arme.

Mehr Nähe kostete es Thiermer, seine Elise zu beruhigen. Ihre natürliche feine Gefühle waren, seit sie liebte, um ein großes geschäftigt worden. So sehr ihr der Gedanke schmeichelte, daß Flurau gewiß aus den nehmlichen Gründen, wie sie, nach ihrer Bekanntschaft strebe, so sehr erschrad sie doch vor dem Gedanken, die weibliche Delikatesse beleidigt zu haben, und vor der Möglichkeit, ihrem Flurau dadurch gleichgültiger werden zu können. Ueberdies hatte ihre Liebe sie schwächern und furchtsam gemacht. Aber doch gelang es endlich ihrem Bruder, dem keine Leidenschaft die Wahrheit entstellte, und der die Sache, wie sie ist lag, in ihrem natürlichen Lichte sah, zwar nur allmählig, aber endlich doch auch ganz sie zu beruhigen.

"Nun, Elise, sagte er, ist wollen wir anspannen lassen, und nach Altenbach fahren."

"Nimmermehr, Bruder, antwortete sie erschrocken; ich hätte die Dreistigkeit nicht. Liebt er mich: so wird er schon von selbst und wird bald kommen."

"Wenn ich nur wüßte, sprach Flurau, was ich jetzt thun, ob ich sie hier erwarten, oder ob ich nach Neubach fahren soll."

"Einfahren, versteht sich, sagte Winchen komisch ernsthaft, und zwar wie es sich für einen Bräutigam schied. Du mußt dein neues Cabriolet nehmen, den Ratscher brav herauspugen, die Pferde schmücken und dein Sonntagsgewand anlegen. Wenn du so angezogen kommst, so sieht man es dem Herrn Amtmann schon von weitem an, welche Rücksprache er eigentlich mit dem andern Herrn Amtmann zu nehmen habe. Und damit alles ordentlich gehe, so will ich als dein geheimer Rath dich begleiten, und die Unterhandlungen lenken."

Es ward jetzt beschlossen, die Reise vier Tage bis zum künftigen Montag zu verschieben. Flurau eilte süßer Hoffnungen voll in die Stadt, um durch den Einkauf verschiedener Sachen sich zu dem festlichen Zuge desto besser vorzubereiten.

Wer je geliebt, wer je der Ankunft seines Abgottes geharrt und unter ähnlichen Umständen geharrt hat, wie die sanfte gefühlvolle Elise, der kann sich vielleicht noch in ihrem Zustand hineinsetzen. Sie war gerührter, als je, und die Thränen ihr näher als sonst. Jedes Geräusch erschreckte sie, und bei jedem vorbeiziehenden Wagen schlug ihr Herz heftiger, denn wie leicht könnte es nicht Flurau seyn? Nur erst durch die wiederholten Erinnerungen ihres Bruders aufgemuntert, zerstreute sie sich dadurch etwas, daß sie im Hause Anstalten zum festlichen Empfange ihres Gastes machen ließ. Aber jedesmal ward sie trauriger, so bald ihre oben gedankte Besorgnisse sich von neuem ihr lebhaft aufdrängten, und nur bios die Hoffnung, daß ihr Schicksal jetzt doch schlechterdings entschieden werden müsse, richtete sie dann eine Zeitlang wieder auf.

Als aber drei Tage seit jenem Posttage verfloßen waren, und kein Flurau sich schriftlich oder persönlich meldete; als auch der Sonntag, auf den sie noch ihre letzte Hoffnung gesetzt, und an welchem sie so beknüßigt gebetet hatte, vorüber war, da sank die Muth unaussprechlich, und kaum konnte sie Thiermer durch die Bemerkung, daß Altenbach doch sechs Meilen entfernt sey, und ein Amtmann nicht jeden Augenblick gleich verreisen könnte, aufrecht erhalten.

Noch dämmerte kaum mit zweideutigem Lichte Montag der junge Morgen, als im Fluranschen Hause schon alles wach war, und im Wohnzimmer der Coffee schon dampfte. Geschäftig lief Flurau hin und wieder, während seine Schwester noch ihre Toilette machte. Schon scharrten und stampften ungeduldig die müthigen Engländer auf dem Hofe, und prunkten stattlich mit ihrem schneeweißen Geschirre im Glanze der emporkommenden Sonne; noch immer war Minna nicht fertig, obgleich ihr Bruder schon mehr als einmal den Hut genommen, und ungeduldig wieder hingelegt hatte. Jetzt endlich besiegelte sie das leichte Cabriolet und eilen im Fluge der Liebe, von der Morgensonne umglänzt, und von dem wärzigen Dufte der Wallnust umhaucht, ihrem Hoffnungen entgegen.

Trübe und langweilig entschlich der armen Elise der Vormittag, und stummer und freudloser ward nie ein Mittagsmahl eingenommen, als das heutige. Selbst Thiermer schien der Umstand bedenklich, daß Flurau auch so gar nichts von sich hören ließ; doch unterdrückte er weislich seine Besorgnisse und entschuldigte seine Unlaunen mit der wirklich abspannenden Mittagshitze dieses sehr warmen Frühlingstages.

Er lehnte nach dem Mittagmahl in seinen Sessel sich zurück und entschlief; Elise aber süßte traurig ihren Kopf auf den Arm und schaute starr zum Fenster hinaus in die Ferne,

die vor ihr lag. „O wie unvollkommen ist doch das menschliche Leben! Warum müssen wir Dinge kennen lernen, die die lebhaftesten Wünsche in uns erzeugen, und die wir doch nicht befriedigt sehen sollen?“ Dies war der Hauptgedanke, den die stürmische Leidenschaft in ihrer erhitzen Phantasie hin und her wälzte.

Noch dachte sie so, als plötzlich ein Wagen in ihren gepflasterten Hof herein rollte. Erschrocken fuhr Thiermer aus dem Schlafe. Sein erster Blick fiel auf seine Schwester, die erblaffend wie eine Leiche am ganzen Leibe zitterte, sein zweiter auf den Hof, wo er Flurau'n gewahrt ward.

„Bruder, sagte Elise stotternd, ich kann bei dem Empfange nicht zugegen seyn. Flurau's junges Weib, das er mitbringt, würde gar bald meiner zu spotten Gelegenheit haben. Ich will mich erst sammeln.“ — Thränen unterbrachen ihre Worte und sie eilte weinend in ihre Kammer.

Auch Thiermer war der Umstand bedenklich, und er eilte besorgt, ernst und langsam die Treppe hinab. Die Feyerlichkeit, die er daher aus diesem Grunde in seinen Gruß legte, machte Flurau'n eben so schwächern; er ahndete schredliche Aufhebung. Nimmer war wohl ein Empfang kälter und cerimoniaßler, als dieser.

„Verzeihen Sie es, mein Herr, sagte Thiermer mit kalter Höflichkeit, als er das Besuchszimmer öfnete, daß meine Schwester nicht sogleich die Ehre haben kann, Ihnen aufzuwarten. Kopfschmerz und Uebelkeit hatten sie bis jetzt noch in ihrem Zimmer zurlast.“

Ein Donnererschlag scheucht nicht schneller ein Herr muthwilliger Rauben aus einander, als diese Worte den sich zusammenrottenden Unmuth des Amtmanns Flurau. Mit Wonne ergriff er Thiermers Hand. „So darf wenigstens, sprach er, meine Schwester die Leiden der Ihrigen theilen. Haben Sie die Güte, sie zu Ihr zu führen. Die Herzen guter Frauenzimmer öfnen sich bald gegen einander.“

Ein Sturm jagt nicht schneller die giftigen Dünste aus einander, die mit tragem Zuge über die Wiesen hinschweben, als das Wort Schwester aus Flurau's Munde jede Bedenklichkeit bei Thiermern aufhob: „Wahr gesprochen, mein Bester, sagte er, führte die reizende Minna in das Cabinet Elises und sprach mit lauter, für diese bedeutender Stimme: „Mademoiselle Flurau, Schwester des Herrn Amtmanns.“

„Kommen Sie, sagte er jetzt zu Flurau'n, wir wollen, bis der Coffee fertig ist, in der Wirthschaft etwas umschauen. Bei uns Deconomen ist das ja immer unsere erste Beschäftigung. Das übrige können wir nachher beiläufig abmachen.“

Jetzt gingen sie in der Wirthschaft herum, und Thiermer war hier ganz in seiner Sphäre. Nicht so Flurau, wie wir wissen. Er hätte noch lieber diese Zeit mit dem holden Wesen zugebracht, das seine Seele füllte, und ihm um so theurer geworden war, da er wußte, Elise sey noch unversehrt. Doch schenkte er Thiermern alle Aufmerksamkeit, die ein Mann von seiner Erziehung auch bei minder angenehmen Dingen beweißt, und wußte überhaupt so geschickt zu antworten, zu fragen, zu bemerken, daß Thiermer mit Entzücken in ihm keinen geringeren Deconomen als sich selbst zu erblicken glaubte. Ihr Gespräch lenkte sich bald auf ihre gegenseitigen Lagen und Umstände. Flurau übersah mit einem Blick den Wohlstand der Thiermerschen Familie, und Thiermer, vielleicht in allen übrigen Dingen nicht so raffiniert, wie gerade hierin, wußte durch verschiedene Fragen, die ganz absichtslos schienen, sich eben so genau von den Vermögensumständen und der ganzen Lage Flurau's zu unterrichten.

Der Umgang in der Wirthschaft war vollendet. Flurau hatte die Dauerhaftigkeit, Nettigkeit und Reinlichkeit der Gebäude, den Reichthum der Korndöden, den vortrefflichen Zustand der Vieh- und Pferdezucht und die überall hervorleuchtende Ordnung und Pünktlichkeit zu bewundern hinlängliche Ursache gehabt. Aber jetzt schien auch diese Materie vorläufig beendet zu seyn und ein jeder nach einem andern Gespräche sich zu sehnen.

„Ich habe hier noch einen Lustgarten, den mein seliger Vater frühzeitig anlegte, und der jetzt schon zu einem der besten einige Meilen in die Runde gehört. Wir wollen ihn besuchen, bis der Coffee fertig wird, der heute auch ungewöhnlich lange bleibt.“

Sie gingen, und Flurau fand die reizendsten Parthien und die herrlichste Aussicht. Daß er hier weit mehr als in der Deconomie an seinem rechten Plage war, ließ sich bald aus der Art, wie er seine Gefühle hinströmte, und aus seinen feinen Bemerkungen über Natur und Kunst abnehmen; eine Wahrnehmung, die auch Thiermern nicht entging.

Aber auch das war vollendet und noch immer wurde nicht zum Coffee gerufen. Sie gingen daher einem schattigen Bogenweg auf und nieder; ziemlich still, denn keiner wußte recht,

was er sprechen sollte, weil das Herz eines jeden von Furcht und Erwartung voll war. Endlich hub Themer an.

„Unser erste Bekanntschaft auf dem Hügel ohnweit Grünfelde ist Ursache, warum ich mir die Freiheit nahm, mit einem zogen Weg zu Ihnen durch die Zeitungen zu bahnen. Sie erkannten sich, daß ich unwarf. Bey dieser Gelegenheit habe ich etwas Wichtiges verlohren.“

„Und ich etwas Wichtiges gefunden. Darf ich fragen, was haben Sie verlohren?“

„Eine Brieftasche.“

„Die habe ich nicht gefunden.“

„Sondern?“

„Ein Kästchen mit Juwelen.“

„Das habe ich nicht verlohren.“

Bey diesen Worten starrten sich beide an. In ihrem Blicke lag ein gewisses Erkennen mit einem sanfterm Anstriche heimlicher Freude. Flurau gewann jetzt Muth, ergriff Themer's Hand und sprach mit Wärme:

„Wir sind Männer. Ich wüßte nicht, warum ich nicht freymüthig zu Ihnen sprechen sollte, da ich nichts zu verlieren und alles zu gewinnen habe. Mein Avertissement ist gewissermaßen Täuschung. Ich habe nichts, gar nichts gefunden, leider aber etwas sehr Wichtiges verlohren, — meine Ruhe. Ich will Ihnen nicht schwärmerisch und leidenschaftlich die Reize Ihrer lieben Schwester und deren Wirkungen auf mich schildern. Es sey genug, wenn ich bemerke, daß sie mich damals ganz hinriß, ein Ideal ersetzte, das ich so lange in meinem Herzen herum getragen hatte, und daß sie seit der Zeit Tag und Nacht meine ganze Seele erfüllte, der Gegenstand aller meiner Wünsche und das Ziel aller meiner Hoffnungen war. Da ich trotz allen meinen Bemühungen durchaus nicht erfahren konnte, wer Sie wären, so wählte ich, oder vielmehr für mich, den die Liebe fast unumkündig machte, meine Schwester, den Weg durch die Zeitungen. Ich hatte erstlich keine andere Absicht, als zu kommen, zu sehen, und, wenn mir einige Hoffnung sich zeigte, Ihrer trefflichen Schwester meine Hand anzubieten. Und das thue ich jetzt mit allen rechtlichen Absichten eines rechtschaffenen Mannes, und überlasse es Ihrer Klugheit und der Neigung meiner angebeteten Elise, ob ich meines Wunsches gewürth werden soll. Daß meine Umstände vorthellhaft und wohlhabend sind, davon kann Sie ja bald der Augenschein überzeugen.“

So endete Flurau und schaute schüchtern zu Themer an, der den Blick ernst auf die Erde geheftet hatte.

„Sie haben also wirklich nichts gefunden, fragte dieser.“

„Nein,“ antwortete Flurau mit fester Stimme.

„So wissen Sie denn, hob Themer wieder an: auch ich habe nichts, gar nichts verlohren, wohl aber, um mich Ihrer Worte zu bedienen, etwas sehr Wichtiges gefunden, jetzt einen rechtlichen trefflichen Mann, als einen Freund, und bald so Gott will — als einen Bruder!“

Es würde ein lächerliches unpassendes Bild seyn, wenn ich sagen wollte: Flurau fand wie aus den Wolken gefallen. — Und doch kann ich kein passenderes finden, um Flurau's plötzliches Erkennen recht energisch auszudrücken.

Themer fuhr fort:

„Auch ich will als Mann reden. Die Geschichte, die Sie mir erzählten, ist, bis auf die Veränderung der Rahmen, wirklich die meinige, und die meiner Schwester. Wie Elise auf Sie, so hatten Sie auf Elisen gewirkt. Die unglaubliche Leidenschaft des Mädchens, jammerte mich endlich, und ich erwählte den nehmlichen Weg, den Sie wählten, und in der nehmlichen Absicht.“

Flurau war stumm geworden, er wollte sprechen, aber seine Gefühle äußerten sich in bloßem Säbedruck.

„Ich darf also jetzt, sagte Themer, ohne Rückhalt hinzusetzen: Sie und Elise werden sich jetzt näher kennen lernen. Sind sie sich dann noch gegenseitig das wirklich, was sie sich bisher in der Einbildung waren: so werde Elise in Gottes Rahmen Ihr Weib.“

Gerührt und sprachlos umarmten sich Flurau und Themer.

„Aber unbegrifflich ist's mit Immer, hub Themer nach einer Weile an, was mit den Damen vorgegangen ist? Meine Elise pflegte sonst eine sehr geschäftige Wirthin zu seyn. Ich muß nach ihr schickern.“

Und wirklich, hätte es Themer nicht gethan, so wäre noch lange an keinen Coffee gedacht worden. Minna und Elise waren sich zu neu, zu interessant, die Entdeckungen, die sie sich gegenseitig gemacht hatten, zu angenehm, ihre Unterhaltung zu geistig, als daß sie an körperliche Befriedigung der grubern Sinnlichkeit hätten denken sollen und können.

In Minna's und Elisen begegneten sich zwei edle gleichgeartete Seelen. Schon unbekannter Weise fesselte sich Minna's Geist an Elisen, die ihr Bruder, ihr theurer Bruder, so un-

ausprechlich liebte. Aber die reizende Gestalt dieses Mädchens, ihr vielprechendes, jetzt etwas melancholisches Auge, ihre bezaubernden Worte und der Geist, der in ihnen sichtbar wehte, zogen diese Rosenesseln augenblicklich noch enger zusammen. Und Elise, mußte sie nicht schon ein gutes Vorurtheil von Minna haben, da es die Schwester des Abgottes ihres Herzens war? Aber wie hätte auch ohnedies die sanfte Wohlthätigkeit, welche so sichtbar über das ganze Wesen Minna's verbreitet lag, dem hellsehenden und neidlosen Auge Elisen entgegen können?

Jede von beiden fühlte es, sie werde hier eine warme innige Freundin finden. Und wirklich wenig Zeitmomente flüchteten hier eine Freundschaft, die erst der Tod lösen wird.

Beide ließen sich auf eine Ottomane nieder, und ihre sich begegnenden Seelen fingen an, offener gegen einander zu handeln und zu sprechen. Ein Wort führte das andere herbei, und die kluge Minna gebrauchte alle zu ihrem Vortheil. Es kam zu den nehmlichen Entdeckungen, wie bei den Männern, und noch waren diese nicht bis zu dem entscheidenden Punkte gekommen, als Elise schon sanft erröthend mit den leise gespelten Worten: „ja ich liebe Ihren Bruder unaussprechlich,“ an Minna's schönen Busen hinfiel.

Themer und Flurau gingen unterdessen noch immer auf und ab, beide, nachdem sich der Knoten gelöst hatte, noch viel stummer, als vorher. Endlich ward das Gespräch wieder lebhafter:

„Lieber Flurau, sing Themer an, aber wie werde ich mit mir, wenn Sie Elisen nicht wegnehmen? Ohne wirkliche Hilfe kann ich nicht bleiben, ich muß mir sogleich dann auch eine Frau nehmen. Sie erzählten mir erst, wie wenig Sie, und wie leidenschaftlich Ihre Schwester der Landwirtschaft ergeben sey. Von der Art muß gerade meine künftige Frau seyn. Ich darf's gestehen, die interessante Form Ihrer lieben Schwester hat mir beim ersten Anblicke gefallen. Finde ich sie — lassen Sie mich aufrichtig reden — auch im Umgang, so wie ich es wünsche und gewiß hoffe, darf ich dann sagen: Bruder Flurau, gib mir deine Schwester zum Weibe?“

„Du darfst, antwortete Flurau und fiel ihm herzlich um den Hals. Und wohl mir, daß ich zusetzen darf, du wirst in ihr so glücklich wählen, als ich in Elisen.“

Jetzt wurden sie zum Coffee gerufen.

Du, mein Leser, der du in ähnlichen Fällen gewesen bist, und nach erhaltenem Ja aus dem Munde eines strengen Vaters, oder einer bedenklichen Mutter, nun zum erstenmale zu deiner Geliebten giengst, die du jetzt „dein für immer“ wußtest, du nur kannst dir die Gefühle lebhaft denken, die in Flurau's und Elisen's Stirnten, als er sich ihr nahte und sie ihn empfangen sollte.

Wenn unsre Empfindungen auf das höchste gespannt und unser Herz unaussprechlich voll ist, dann sind wir am wichtigsten beredt, und am ersten in dem Falle von einem unbefangenen Dritten für Menschen gehalten zu werden, die geistlos sind, und in Gesellschaft sich nicht zu nehmen wissen. So, gerade so war die erste Zusammenkunft Elisen's und Flurau's. Elisen's Herz klopfte brinnend hörbar, ihre Nerven hatten einen ungewöhnlichen Schwung, und die Thränen waren ihren schönen blauen Augen sichtbar nahe. Flurau's Brust war abgedrückt und unerschrocken, und kaum konnte seine zitternde Hand die seiner angebeteten Elise zum Munde bringen.

Aber lange dauerte dieser ekstatische Zustand nicht. Themer war klug genug, sich in ein interessantes Gespräch mit Minna's einzulassen, und dadurch beiden Verliebten Zeit zu geben, sich zu sammeln. Da fiel dann eine Scene vor, wie man sie wohl kennt, und wie sie oft genug beschrieben ist. Ihre schönen Augen suchten sich gegenseitig auf, und gleiteten doch eben so oft beschelden herab, wenn sie sich trafen. Jedes Wort, jede Miene, jeder Ton ward gegenseitig bemerkt und tief, sehr tief dem Gedächtnisse eingepreßt. Aber bei alle dem war ihre Unterhaltung allgemeiner Art, wurde furchtsam geführt und würde einem Dritten viel Langeweile gemacht haben. — So floß die Caffeezeit vorüber.

Schon vorher war es abgemacht, daß Flurau und seine Schwester über Nacht bleiben sollten. Wie hätten sie auch einen so weiten Rückweg noch heute antreten können?

„Jetzt werde ich, sprach Themer, für unsere Bewirthung sorgen, denn, setzte er schalhaft hinzu, Elise Themer ist heute nicht zu Hause. Wir Männer wenigstens wollen ein Glas Wein an meinem Lieblingsplatze trinken.“ Er gab die nöthigen Befehle und die Gesellschaft brach auf.

Sein Lieblingsplätzchen war die Stelle unter den Linden vor dem Hause, die wir schon kennen. Vor allen übrigen war sie auch geeignet, diese Ehre zu verdienen. Reizend und für gewisse Zustände unserer Seelen interessant, können auch unschöne, beschadete Plätze zuweilen seyn; aber der gramtesselfte heitere Geist sucht Stellen, wo sein Blick sich in ungewohnter Ferne verliert. Diesen schönen Vorzug gewählte in

diesem Amte besonders der obgenannte Sitz unter den Linden.

Thermer eilte mit Minna'n schätzend voraus und ließ manche Bemerkung fallen, die seine schöne Begleiterin erörtern und ihren Blick zur Erde heften machte; so sehr jene Bemerkungen auch in den Grenzen des Schicklichen und Unschuldigen blieben. Flurau folgt in einiger Entfernung mit Eilfen, und vielleicht eben dies Entferntersein machte es, daß sie offener, freymüthiger, herzlicher gegen einander wurden. Schon hielten sie länger ihre gegenseitigen Blicke aus, schon drückten sie sich sanft die Hände, die sie in einander geschlungen hatten, und Flurau wagte es, in fernem Anspielungen Eilfen seine unaussprechliche Liebe zu entdecken. So schüchtern kann Achte keine Liebe auch sonst entschlossene Seelen machen.

Der Abend war über alles schön. Schon spielten die letzten Strahlen der Sonne an den Gipfeln der Linden, und von den Wiesen kehrte die wohlgenährte Herde zurück. Eine erquickende Kühle hatte die Hitze des Tages verdrängt, und stärkend umgoss die Gesellschaft der sanfte Dufte der Lindenblüthen.

„Hier soll uns wohl seyn, sprach Thermer, als er den herrlichen Ueberlinger entsprossene, auch unsere Damen müssen trinken, denn die Gesundheit, die ich ansbringen will, muß allgemein anerkannt werden.“

Er füllte vier Gläser und theilte sie aus.

Aber plötzlich besann er sich, zog Flurau'n auf die Seite, und kehrte, nach wenigen Worten, mit ihm zum Tische zurück. „Nun, Schwester, hub er von neuem an, wenn die Gesundheit, die ich ansbringen werde, dir gefällt, denn nur redlichen Bescheid gethan!“

Eilse zitterte.

„Es lebe der Amtmann Flurau, mein geliebtester Schwager und Bruder, hoch!“

Flurau stürzte zu Eilfens Füßen, und sah bittend zu ihr empor. Der Ausdruck der seltsamsten Empfindungen, gemischt mit weiblicher Bescheidenheit und Schüchternheit, lag auf ihrem Gesichte. Noch schwankte sie, aber plötzlich sank sie gleichsam unwillkürlich herab, und seßte sich im ersten seltsam Kusse der Mund beider Liebenden an einander.

Rasch sprang Minna empor: „Gott segne euren Bund, ihr unaussprechlich Geliebten. Nimm, Bruder, nimm hin das

reizendste Mädchen, das du so schön, so interessant, so vollkommen noch nicht kennst, als ich. Oft nanntest du mich ästhetisch, ein Ideal weibliches Gutes; aber hier, Bruder, hier ist mehr. Hier tritt deine Schwester ehrfurchtsvoll zurück, und fühlt sich ein kleinliches und unbedeutendes Ding.“

Flurau hatte sich indessen gesammelt und stand empor. „Schwester, du giebst mir in deiner Bescheidenheit einen Beweis deiner Liebe, der mich rührt. Aber, war auch nicht ich für dich ein Ideal männlichen Gutes? Gebe der Himmel, daß ich es ferner nicht bin. Hier ist ein Mann, der bei alle dem, was dir an mir gefällt, noch den Vorzug hat, mit dir in seinen Neigungen weit besser einzustimmen, als ich.“

Minna ward stummer und zurückhaltender.

„Nimm ein Glas, fuhr Flurau fort, und thue mir Bescheid. Darf ich trinken, es lebe mein lieber Bruder und Schwager Thermer hoch? —“

Minna vermochte nichts zu sprechen. Aber ästhetisch ergriff Thermer ihre Hand: Lange, sagte er, suchte ich ein Mädchen, das mit ihren Kenntnissen und ihrer Liebe für die Landwirtschaft auch diese reizende Figur verbande. O wenn ich die ganze Welt durchreiste, nie finde ich eine wieder, die Ihnen ähnlich wäre. Darf ich hoffen?“

Minna war zu sehr umkürmt. Tausend Gefühle kreuzten wechselnd in ihr. Kein Wort kam aus ihrem Munde. Da erhob sich Eilse, nahm ihre Hand und sprach im sanftesten schmeichelndsten Tone: „Willst du nicht ganz meine Schwester seyn? — Und Minna sank mit dem schönsten Blick des Bewährens an ihren klopfenden Busen.“

Rascher werden selten Ehen geschlossen, aber möchten doch alle lang vorher überlegten und calculirten Ehen so glücklich seyn, wie diese beide. Glücklicher können sie hier unter dem Monde, im Lande der Unvollkommenheit, nicht seyn.

Als die gereiften Lehren der Eichel gefallen und Scheunen und Kammern voll waren, führten Thermer und Flurau, die Glücklichen, ihre Belber heim, und beide hingen am Morgen nach ihrem frohen Hochzeitstage das Intelligenzblatt, in Rahm und Glas gefaßt, in ihren Ehekammern auf. Denn auch ihre Nachkommenschaft sollte es wissen, daß dieses Blatt der umgekehrte Vermittler zweier glücklichen Ehen gewesen war.

## Johann Gerhard,

einer der gefeiertsten Theologen seiner Zeit, ward am 17. October 1582 zu Quedlinburg geboren, und studirte seit 1599 zuerst zu Wittenberg Medizin, dann aber seit 1603 zu Jena und Marburg Theologie, und las 1605 an ersterer Universität mit Beifall theologische Collegia. — Im Jahre 1606 ward er Superintendent zu Heilburg, dann Professor der Theologie am Coburgischen Gymnasium und 1616 General-Superintendent daselbst. 1616 ging er als Professor der Theologie nach Jena zurück, und starb daselbst hochverehrt, nach segensreichem Wirken am 17. August 1637.

Unter seinen zahlreichen Schriften in lateinischer und deutscher Sprache sind besonders bemerkenswerth:

Frommer Herzen geistliches Kleinod.

Betrachtung der geistlichen Auferstehung und Himmelfahrt wahrer Christen.

Trostsprüche.

Geistlich Gespräch Gottes und einer gläubigen Seele.

Ein und fünfzig christliche Andachten.

Hohes Festbündlein.

Predigten.

Evangelischer Palmbaum; sämmtlich Jena 1610 bis 1630 u. f. w. u. f. w.

Einer der ausgezeichnetsten und von dem reinsten Eifer befehlten Mystiker jener Periode, der sich besonders großes Verdienst dadurch erworben, daß er dem starren Dogmatismus entgegen wirkte und dem Gemüthe sein volles Recht einzuräumen strebte. Er war als Mensch äußerst wohlwollend und friedfertig, als Gelehrter eben so gründlich wie bescheiden und von einem fast ungläublichen Feiße befeelt. In der Geschichte der lutherischen Kirche wird sein Name stets mit großer Achtung genannt werden, wenn auch die Mehrzahl seiner Schriften bereits der Vergessenheit anheimgefallen ist, und im Staube der Bibliotheken modert.

## Paul Gerhard

ward 1607 zu Gräfenhainichen, einer kleinen sächsischen Stadt, geboren, studirte Theologie, und erhielt 1651 das Amt eines Probstes zu Mittenwalde in der Mark Brandenburg, 1657 aber ein Diakonat an der Nicolai-Kirche in Berlin. — Da er sich mit mehreren anderen Predigern walgerte, einem Edicte des Kurfürsten zu gehorchen und einen Revers zu unterschreiben, so wurde er 1666 abgesetzt und des Landes verwiesen. Er wandte

sich wieder seinem Vaterlande zu und dichtete (einer Sage zufolge) auf der Reise, um seine betrübt Gattin aufzurichten, das bekannte Lied: „Befiehl du deine Wege.“ — Der Herzog Christian von Sachsen-Merseburg nahm sich des Verwiesenen an und gab ihm anfänglich einen Jahrgehalt und dann 1669 das Archidiaconat zu Lübben in der Lausitz, wo er am 27 Mai 1676 als Pastor Primarius starb.

Von ihm erschien im Druck:

Paus- und Kirchenlieder. Berlin 1666. Folio.  
10te Ausgabe, besorgt von D. S. H. Feustking. Wittenberg 1723. 12. — Neuer Abdruck derselben Wittenberg 1821. 12.

Gerhards fromme Lieder haben die erfreulichste Wirkung auf das religiöse Leben in Deutschland gedauert und bis zu unsern Zeiten eine außerordentliche Verbreitung gefunden, welche sie durch die in ihnen vorherrschende Innigkeit, Klarheit, Tiefe und Andacht auch vollkommen verdienen. — Sehr treffend äußert sich der Herausgeber der 10. Ausgabe, der berühmte Theolog Feustking, über dieselben mit folgenden Worten, die noch jetzt als ein gültiges Urtheil dienen können: „Ich sage es frei, kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhard's Liedern, es fällt und fließt ihm alles auf's lieblichste und artigste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie sie sonst in gemein etwas himmlisches und geistliches mit sich führen, also sind sie auch absonderlich im Gerhard recht ausserwählet, leicht und ausserlesen schön, die Redensarten sind schriftmäßig, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach unseres unvergleichlichen Luther's und anderer alten Meister- Sängers Löhne, lieblich und herzlich; in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficiret und tröstet.

### Lieder von Paul Gerhard.

Wie soll ich dich empfangen?

Wie soll ich dich empfangen?  
Und wie begegn' ich dir?  
O aller Welt Verlangen!  
O meiner Seelen Bier!  
O Jesu, Jesu, setze  
Mir selbst die Fackel bei,  
Damit, was dich ergötze,  
Mir kund und wissend sey.

Dein Zion freuet die Palmen  
Und grüne Zweige hin,  
Und ich will dir in Psalmen  
Ermuntern meinen Sinn.  
Dein Herz soll dir grünen  
In stetem Lob und Preis,  
Und deinem Namen dienen,  
So gut es kann und weiß.

Was hast du unterlassen  
In meinem Trost und Freud?  
Als Leib und Seele saßen  
In ihren größten Leid,  
Als mir das Reich genommen,  
Da Fried' und Freude lacht:  
Da bist du, mein Heil, kommen,  
Und hast mich froh gemacht.

Ich lag in schweren Banden,  
Du kommst, und machst mich los;  
Ich stand in Spott und Schanden,  
Du kommst und machst mich groß,  
Und hebst mich hoch zu Ehren,  
Und schenkst mir großes Gut,  
Das sich nicht läßt verzehren,  
Wie irdisch' Reichthum thut.

Nichts, nichts hat dich getrieben  
Su mir vom Himmelszeit,  
Als das geliebte Lieben,  
Damit du alle Welt  
In ihren tausend Plagen  
Und großen Jammerlast,  
Die kein Mund kann aussagen,  
So fest umfangen hast.

Das schreib' dir in dein Herz,  
Du hoch betrübtes Meer,  
Bei denen Gram und Schmerz  
Sich häuft je mehr und mehr;  
Seyd unverzagt, ihr habet  
Die Hilfe vor der Thür!  
Der eure Herzen labet  
Und tröstet, steht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen,  
Noch sorgen Tag und Nacht,  
Wie ihr ihn wollet ziehen  
Mit eures Armes Macht;  
Er kommt, er kommt mit Willen,  
Ist voller Lieb' und Lust,  
All' Angst und Noth zu füllen,  
Die ihm an euch bewußt.

Auch dürft ihr nicht erschrecken  
Vor eurer Sündenschuld.  
Nein! Jesus will sie decken  
Mit seiner Lieb' und Huld!  
Er kommt, er kommt den Sündern  
Zum Trost und wahren Heil,  
Schafft, daß bei Gottes Kindern  
Verbleib' ihr Erb' und Theil.

Was fragt ihr nach dem Schreien  
Der Feind', und ihrer List?  
Ihr Herr wird sie zerstreuen  
In einem Augenblick.  
Er kommt, er kommt, ein König,  
Dem wahrlich alle Feind'  
Auf Erden viel zu wenig  
Zum Widerstande seynd.

Er kommt zum Weltgerichte,  
Zum Fluch dem der ihm flucht;  
Mit Gnad' und süßem Lichte  
Dem der ihn liebt und sucht.  
Ach! komm, ach! komm, o Sonne!  
Und hol' uns allzumal,  
Zum ew'gen Licht und Wonne,  
In deinen Freudenmaal.

O Haupt voll Blut und Wunden.

O Haupt voll Blut und Wunden,  
Voll Schmerz und voller Hohn,  
O Haupt, zu Spott gebunden  
Mit einer Dornenkrön!  
O Haupt, sonst schön gezieret  
Mit höchster Ehr' und Bier,  
Jetzt aber hoch schimpfret,  
Gegrüßest: seyß du mir!

Du edles Angesichte,  
Davor sonst schrickt und scheut  
Das große Weltgewichte,  
Wie bist du so bespeit,  
Wie bist du so erbleichet,  
Wer hat dein Augenlicht,  
Dem sonst kein Licht mehr gleichet,  
So schändlich zugericht?

Die Farbe deiner Wangen,  
Der rothen Lippen Pracht  
Ist hin und ganz vergangen,  
Des blassen Lobes Nacht  
Hat Alles hingenommen,  
Hat Alles hingerafft,  
Und daher bist du kommen  
Von deines Leibes Kraft.

Nun, was du, Herr, erduldet,  
Ist alles meine Last;  
Ich, ich hab' es verschuldet,  
Was du getragen hast.  
Schau her, hier keh' ich Armer,  
Der Joen verdienet hat,  
Gieb mir, o mein Erbarmet,  
Den Anblick deiner Gnad'.

Erkenne mich, mein Väter,  
 Mein Hirte, nimm mich an;  
 Von Dir, Quell aller Güter,  
 Ist mir viel Guts gethan,  
 Dein Mund hat mich gelabet  
 Mit Milch und süßer Kost,  
 Dein Geist hat mich begabet  
 Mit mancher Himmelstrost.

Ich will hier bei dir stehen,  
 Verachte mich doch nicht!  
 Von dir will ich nicht gehen,  
 Wenn dir dein Herze bricht;  
 Wenn dein Haupt wird erblaffen  
 Im letzten Todesstoß,  
 Alsdann will ich dich fassen  
 In meinen Arm und Schooß.

Es dient zu meinen Freuden,  
 Und kommt mir herzlich wol,  
 Wenn ich in deinem Leiden,  
 Mein Heil, mich finden soll.  
 Ach! möcht' ich, o mein Leben,  
 An deinem Kreuze hier  
 Mein Leben von mir geben,  
 Wie wohl geschähe mir!

Ich danke dir von Herzen,  
 O Jesu, liebster Freund,  
 Für deine Todesmerzen,  
 Da du's so gut gemeint.  
 Ach! gieb, daß ich mich halte  
 Zu dir und deiner Treu,  
 Und wenn ich nun erhalte,  
 In dir mein Ende sey.

Wenn ich einmal soll scheiden,  
 So scheid nicht von mir;  
 Wenn ich den Tod soll leiden,  
 So tritt du dann herfür.  
 Wenn mir am allerbängsten  
 Wird um das Herze seyn,  
 So reiß mich aus den Ängsten,  
 Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde,  
 Zum Trost in meinem Tod,  
 Und laß mich sehn dein Wille  
 In deiner Kreuzesnoth.  
 Da will ich nach dir blicken,  
 Da will ich glaubensvoll  
 Dich fest an mein Herz drücken.  
 Wer so stirbt, der stirbt wohl.

### Zeuch ein zu deinen Thoren.

Zeuch ein zu deinen Thoren,  
 Sey meines Herzens Gast,  
 Der du, da ich geboren,  
 Mich neu geboren hast.  
 O hochgelobter Geist  
 Des Vaters und des Sohnes,  
 Mit beiden gleiches Thrones,  
 Mit beiden gleich gepreist.

Zeuch ein, laß mich empfinden  
 Und schmecken deine Kraft,  
 Die Kraft, die uns von Sünden  
 Hülf und Errettung schafft.  
 Entschuld'ge meinen Sinn,  
 Daß ich mit reinem Geiste  
 Dir Ehr und Dienste leiste,  
 Die ich dir schuldig bin.

Ich war ein wilder Reben,  
 Du hast mich gut gemacht;  
 Der Tod durchdrang mein Leben,  
 Du hast ihn umgebracht,  
 Und in der Tauf erstickt,  
 Als wie in einer Fluthe,  
 Mit dessen Tod und Blute,  
 Der uns im Tod erquickt.

Du bist das heilige Delo,  
 Dadurch gesalbet ist  
 Mein Leib und meine Seele  
 Dem Herren Jesu Christ  
 Zum wahren Eigenthum,  
 Zum Priester und Propheten,  
 Zum König, den in Nothen  
 Gott schätzt im Heiligthum.

Du bist ein Geist, der lehret,  
 Wie man recht beten soll  
 Dein Beten wird erhöret,  
 Dein Singen klingen wohl;  
 Es steigt zum Himmel an,  
 Es steigt, und läßt nicht abe,  
 Bis der gehoffen habe,  
 Der Allen helfen kann.

Du bist ein Geist der Freuden,  
 Vom Trauern hältst du nicht,  
 Erleuchtest uns im Leiden  
 Mit deines Trostes Licht.  
 Ach! ja, wie manches Mal  
 Hast du mit süßen Worten  
 Mir aufgethan die Pforten  
 Zum glücklichen FreudenSaal.

Du bist ein Geist der Liebe,  
 Ein Freund der Freundlichkeit;  
 Willst nicht, daß uns betrübe  
 Sorn, Zank, Haß, Neid und Streit.  
 Der Feindschaft bist du feind,  
 Willst, daß durch Liebesflammen  
 Sich wieder thun zusammen,  
 Die voller Zwietracht seynd.

Du, Herr, hast selbst in Händen  
 Die ganze weite Welt,  
 Kannst Menschenherzen wenden,  
 Wie dir es wohlgefällt;  
 So gieb doch deine Gnad'  
 Zum Fried' und Liebesbänden,  
 Verknüpf' in allen Landen,  
 Was sich getrennet hat.

Ach! edle Friedensquelle,  
 Schleuß deinen Abgrund auf,  
 Und gieb dem Frieden schnelle  
 Hier wieder seinen Lauf;  
 Halt ein die große Fluth,  
 Die Fluth, die eingerissen,  
 So daß man kehret fließen  
 Wie Wasser Menschenblut.

O laß dein Volk erkennen  
 Die Vielheit ihrer Sünd',  
 Auch Gottes Grimm so brennen,  
 Daß er bei uns entzünd'  
 Den ersten bitteren Schmerz,  
 Und Buße, die bereuet,  
 Des sich zuerst erfreuet  
 Ein weitergebnes Herz.

Auf Buße folgt der Gnaden,  
 Auf Reu' der Freuden Blick;  
 Sich bessern heilt den Schaden,  
 Fromm werden bringet Glück.  
 Herr! thu's zu deiner Ehr',  
 Erweiche Stahl und Steine,  
 Auf daß das Herze weine,  
 Der Böse sich bekehr'.

Erhebe dich, und steure  
 Dem Herzleid auf der Erd',  
 Bring' wieder und erneure  
 Die Wohlfahrt deiner Heerd!  
 Laß blühen wie zu vor  
 Die Länder, so verheeret,  
 Die Kirchen, so zerbroet  
 Durch Krieg und Feuerzorn.

Beschirm' die Pollesten,  
 Bau unsers Fürsten Thron,  
 Daß sie und wir gedeihen;  
 Schmück' als mit einer Kron,

Die Alten mit Verstand,  
Mit Frömmigkeit die Jugend,  
Mit Gottesfurcht und Tugend  
Das Volk im ganzen Land.

Erfülle die Gemäther  
Mit reiner Glaubenszeter,  
Die Häuser und die Gärten,  
Mit Segen für und für;  
Vertreib den bösen Geist,  
Der dir sich widersetzet,  
Und was dein Herz ergötzet,  
Aus unsern Herzen reißt.

Gieb Freudigkeit und Stärke,  
Du stehen in dem Streit,  
Den Satans Reich und Werke  
Uns täglich anerkent.  
Hilf kämpfen ritterlich,  
Damit wir überwinden,  
Und ja zum Dienst der Sünden  
Kein Christ ergebe sich.

Nicht unser ganzes Leben  
Allzeit nach deinem Sinn,  
Und wenn wir's sollen geben  
In's Lobes Rachen hin,  
Wenn's mit uns hie wird aus,  
So hilf uns fröhlich sterben,  
Und nach dem Tod ererben  
Des ew'gen Lebens Haus!

### Befiehl du deine Wege.

Befiehl du deine Wege,  
Und was dein Herz kränkt,  
Der allertreuesten Pflege  
Des, der den Himmel lenkt;  
Der Wolken, Luft und Winden  
Giebt Wege, Lauf und Bahn,  
Der wird auch Wege finden,  
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,  
Wenn dir's soll wohl ergehn;  
Auf sein Wort mußt du schauen,  
Wenn dein Wort soll besehn.  
Mit Sorgen und mit Gramen  
Und mit selbstteigener Pein  
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen;  
Es muß erbeten seyn.

Dein ew'ge Treu' und Gnade,  
O Vater, weiß und sieht,  
Was gut sey oder schade  
Dem sterblichen Gebüt;  
Und was du dann erlesen,  
Das treibst du, starker Held,  
Und bringst zum Stand und Besen,  
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,  
An Mitteln fehlt's dir nicht;  
Dein Thun ist lauter Segen,  
Dein Gang ist lauter Licht.  
Dein Werk kann niemand hindern,  
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,  
Wenn du, was deinen Kindern  
Ersprießlich ist, willst thun.

Und ob gleich alle Teufel  
Sie wollten widerstehn,  
So wird doch ohne Zweifel  
Gott nicht zurücke gehn;  
Was er ihm vorgenommen,  
Und was er haben will,  
Das muß doch endlich kommen  
Zu seinem Zweck und Ziel.

Hoff, o du arme Seele,  
Hoff und sey unverzagt;  
Gott wird dich aus der Höhle,  
Da dich der Kummer plagt,

Mit großen Gnaden rücken;  
Erwarte nur die Zeit,  
So wirst du schon erblicken  
Die Sonn' der schönsten Freud'.

Auf! auf! gib deinem Schmerze  
Und Sorgen gute Nacht;  
Laß fahren, was das Herz  
Beträbt und traurig macht.  
Bist du doch nicht Regente,  
Der Alles führen soll,  
Gott sitzt im Regimente,  
Und führet Alles wohl.

Ihn, ihn laß thun und walten,  
Er ist ein weiser Fürst,  
Und wird sich so verhalten,  
Daß du dich wundern wirst,  
Wenn er, wie ihm gebühret,  
Mit wunderbarem Rath  
Die Sach' hinaus geführet,  
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Welle  
Mit seinem Trost verzeihn,  
Und thun an seinem Theile,  
Als hätte in seinem Sinn  
Er deiner sich begeben,  
Und solltest du für und für  
In Angst und Nothen schweben,  
So frag' er nichts nach dir.

Wird's aber sich befinden,  
Daß du ihm treu verbleibst,  
So wird er dich entbinden,  
Da du's am wenigsten gläubst.  
Er wird dein Herz lösen  
Von der so schweren Last,  
Die du zu deinem Bösen  
Bisher getragen hast.

Wohl dir, du Kind der Treue,  
Du hast und trägst davon  
Mit Ruhm und Dankgeschreie  
Den Sieg und Ehrenkron';  
Gott giebt dir selbst die Palmen  
In deine rechte Hand,  
Und du singst Freudensalmen  
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach' End', o Herr, mach' Ende  
An aller unsrer Noth;  
Stärk unsre Füß' und Hände,  
Und laß bis in den Tod  
Uns allzeit deiner Pflege  
Und Treu' empfohlen seyn,  
So gehen unsre Wege  
Gewiß zum Himmel ein.

### Gieb dich zufrieden.

Gieb dich zufrieden und sey stille  
In dem Gotte deines Lebens,  
In ihm ruht der Freuden Fülle,  
Dhn' ihn müßt du dich vergebens.  
Er ist dein Quell und deine Sonne,  
Scheint täglich hell zu deiner Sonne;  
Gieb dich zufrieden.

Er ist voll Lichtes, Trost und Gnaden,  
Ungefärbten treuen Herzen,  
Wo er steht, thut dir kein Schaden  
Auch die Pein der größten Schmerzen;  
Kreuz, Angst und Noth kann er bald wenden,  
Ja auch den Tod hat er in Händen;  
Gieb dich zufrieden.

Wie dir's und Andern oft ergehe,  
Ist ihm wahrlich nicht verborgen.  
Er sieht und kennet aus der Höhe  
Der betrübten Herzen Sorgen,

Er zählt den Lauf der heißen Thränen,  
Und fest zu Haus all unser Sehnen;  
Sieh dich zufrieden.

Wenn gar kein Ein'ger mehr auf Erden,  
Dessen Treue du darfst trauen,  
Alsdann will er dein Tröster werden,  
Und zu deinem Besten schauen;  
Er weiß dein Leid und heimlich's Gramen,  
Weiß auch die Zeit, dir's zu benehmen;  
Sieh dich zufrieden.

Er hört die Seufzer deiner Seelen  
Und des Herzens stilles Klagen,  
Und was du seinem darfst erzählen,  
Magst du Gott gar kühnlich sagen;  
Er ist nicht fern, steht in der Witten,  
Hört bald und gern der Armen Bitten;  
Sieh dich zufrieden.

Laß dich dein Elend nicht bezwingen,  
Halt an Gott, so wirst du siegen,  
Ob alle Fluthen einher gingen,  
Dennoch mußt du oben liegen,  
Denn wenn du wirst zu hoch beschweret;  
Hat Gott dein Fürst dich schon erbetet:  
Sieh dich zufrieden.

Ich erhebe, Herr, zu dir u. s. w.

Ich erhebe, Herr, zu dir  
Meiner beiden Augen Licht;  
Mein Gesicht ist für und für  
Zu den Bergen aufgerichtet,  
Zu den Bergen, da herab  
Ich mein Heil und Hilfe hab'

Meine Hilfe kommt allein  
Von des Höchsten Händen her,  
Der so künstlich, hübsch und fein,  
Himmel, Erde, Luft und Meer,  
Und was in dem Allen ist,  
Und zum Besten ausgerüst.

Er nimmt deiner Füße Tritt,  
O mein Herze! wohl in Acht;  
Wenn du gehst, geht er mit,  
Und bewahrt dich Tag und Nacht.  
Sei getrost, das Hüllenheer  
Wird dir Schaden nimmermehr.

Siehe, wie sein Auge wacht,  
Wenn du liegest in der Ruh,  
Wenn du schläfest, kommt mit Nacht  
Auf dein Bett geflogen zu  
Seiner Engel güldne Schaar,  
Daß sie deiner nehme wahr.

Alles, was du bist und hast,  
Ist umringt mit seiner Hut.  
Deiner Sorgen schwere Last  
Nimmt er weg, macht Alles gut;  
Leib und Seel hält er verdeckt,  
Wenn dich Sturm und Wetter schreckt.

Wenn der Sonnen Hitze brennt  
Und des Leibes Kräfte bricht,  
Wenn dich Stern und Wunde blendt  
Mit dem klaren Angesicht,  
Hat er seine starke Hand  
Dir zum Schatten vorgewandt.

Nun er fahre immer fort,  
Der getreue, fromme Hirt,  
Bleibe stets dein Schild und Hort,  
Wenn dein Herz gekränkt wird;  
Wenn die Noth wird viel und groß,  
Schließt er dich in seinen Schooß.

Wenn du siehest, wenn du sehest,  
Wenn du redest, wenn du hörst,  
Wenn du aus dem Hause gehst,  
Und zurücke wieder kehrest,  
Wenn du trittst aus oder ein,  
Woll' er dein Gefährte seyn.

Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt u. s. w.

Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt,  
Der ist sehr wohl bedeckt;  
Wenn Alles donnert, tracht und bligt,  
Bleibt sein Herz ungeschreckt.  
Er spricht zum Herrn: du bist mein Licht,  
Mein' Hoffnung, meine Zuversicht,  
Mein Thurm und starke Feste.  
Du rettetest mich von's Jägers Strick,  
Und treibst des Todes Netz zurück,  
Und schütest mich aufs Beste.

Frisch auf! mein Herz, Gott stärket dich  
Mit Kraft auf allen Seiten.  
Schau her, wie seine Flügel sich  
Ganz über dich ausbreiten!  
Sein Schirm umfängt und deckt dich gar,  
Sein Schild fängt auf, was hier und dar  
Von Pfeilen flucht und tobet.  
Der Schild ist Gottes wahres Wort;  
Der Schirm ist, was der starke Hort  
Versprochen und gelobet.

Wenn dich die schwarze Nacht umgiebt,  
Kannst du sein sicher schlafen;  
Des Tages bleibst du unbetrübt  
Von deines Feindes Waffen.  
Die Seuche, die im Finstern schleicht,  
Und des Mittages umher kreucht,  
Wird von dir abgeführt.  
Und wenn gleich tausend fallen hier,  
Und zehen tausend hart bei dir,  
Bleibst du doch unberührt.

Kein Uebels wird zu deiner Hüt'  
Gingehn und dir begegnen.  
Gott wird all' deine Tritt' und Schritt'  
Auf deinen Wegen segnen.  
Denn er hat seiner Engelschaar  
Befohlen, daß sie vor Gefahr  
Dich ganz genau bewahren,  
Daß dein Fuß möge sicher seyn,  
Und nicht vielleicht an einen Stein  
Zu deinem Schaden fahren.

Du wirst auf wilden Löwen stehn,  
Und treten auf die Drachen;  
Du wirst ihr Gift und scharfe Zähn'  
In deinem Sinn verlachen.  
Das macht's, daß Gott will bei dir seyn,  
Der spricht: Mein Knecht begehret mein,  
So will ich ihm bespringen;  
Er kennet meines Namens Hier,  
Drum will ich ihm auch nach Begier  
Mein' Hülf' und Rettung bringen.

Er ruft mich an, so will ich ihn  
Ganz gnädiglich erhdren;  
Wenn sein Feind auf ihn aus will ziehn,  
So will ich stehn und wehren.  
Ich will ihn reißen aus dem Tod,  
Und, nach erlittner Angst und Noth,  
Mit großer Ehr' ergößen;  
Ich will ihn machen lebensfart,  
Und wenn er g'nug gelebet hat,  
Ins ew'ge Heil versetzen.



Geh aus, mein Herz, und suche Freud'.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud'  
In dieser lieben Sommerszeit  
An deines Gottes Gaben;  
Schau an der schönen Gärten Zier,  
Und siehe, wie sie mir und dir  
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,  
Das Erdreich decket seinen Staub  
Mit einem grünen Kleide.  
Narcissen und die Tulipan,  
Die ziehen sich viel schöner an  
Als Salomons Selde.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,  
Das Läublein fliehet aus seiner Gruft,  
Und macht sich in die Wälder.  
Die hochbegabte Nachtigall  
Ergötzt und fällt mit ihrem Schall  
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Vöcklein aus,  
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,  
Das Schwätzlein speist die Jungen,  
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh  
Ist froh, und kommt aus seiner Höh  
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,  
Und malen sich und ihren Rand  
Mit schattenreichen Myrten.  
Die Wiesen liegen hart dabei,  
Und klingen ganz vom Lustgeschrei  
Der Schaaf' und ihrer Hirten.

Die unverdrohne Bienenschaar  
Fliehet hin und her, sucht hier und dar  
Ihr' edle Honigspeise.  
Des süßen Weinstocks starker Saft  
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft  
In seinem schwachen Reife.

Der Weizen wächst mit Gewalt,  
Darauf jauchzet jung und alt,  
Und rühmt die große Güte  
Des, der so überflüssig labt,  
Und mit so manchem Gut begabt  
Das menschliche Gemüthe.

Ich selbst kan und mag nicht ruhn,  
Des großen Gottes großes Thun  
Erweckt mir alle Sinnen.  
Ich singe mit, wenn alles singt,  
Und lasse, was dem Höchsten klingt,  
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach! denk ich, bist du hie so schön,  
Und läßt du's uns so lieblich gehn  
Auf dieser armen Erden,  
Was will doch wohl nach dieser Welt  
Dort in dem reichen Himmelszelt  
Und güldnem Schlosse werden?

Welch hohe Lust, welch heller Schein  
Wird wohl in Christi Garten seyn;  
Wie muß es da wohl klingen,  
Da so viel tausend Seraphim  
Mit unverdrohnem Mund und Stimm'  
Ihr' Pallastjah singen.

O wär' ich da! O stünd' ich schon,  
Ach! süßer Gott, vor deinem Thron,  
Und trüge meine Palmen!  
So wolt' ich nach der Engel Weiß  
Erhöhen deines Namens Preis  
Mit tausend schönen Psalmen.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch  
Hier trage dieses Leibes Joch,  
Auch nicht gar stille schweigen;  
Rein Herze soll sich fort und fort  
An diesem und an allem Ort  
Su deinem Lobe reigen.

Hilf nur, und segne meinen Geist  
Mit Segen, der vom Himmel fliehet,  
Daß ich dir stetig blähe.  
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'  
In meiner Seelen früh und spat  
Viel Glaubensfrucht' erzehe.

Mach' in mir deinem Geste Raum,  
Daß ich dir werd' ein guter Baum,  
Und laß mich wohl bekleden.  
Verteile, daß zu deinem Ruhm,  
Ich deines Gartens schöne Blum'  
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Parabels  
Und laß mich bis zur letzten Reif  
An Leib und Seele grünen;  
So will ich dir und deiner Ehr'  
Allein, und sonst keinem mehr,  
Hier und dort ewig dienen.

### Friedenslied.

Gottlob, nun ist erschollen  
Das edle Friede- und Freudenwort,  
Daß nunmehr ruhen sollen  
Die Speiß' und Schwerter und ihr Mord.  
Wohlauf und nimm nun wieder  
Dein Sattenspiel hervor!  
O Deutschland, singe Lieder  
Im hohen vollen Chor.  
Erhebe dein Gemüthe  
Zu deinem Gott, und sprich:  
Herr, deine Gnad' und Güte  
Bleibt dennoch ewiglich.

Wir haben nichts verdient,  
Als schwere Straf' und großen Jorn,  
Weil Retz bei uns noch grünet  
Der freche, schändte Sündendorn.  
Wir sind fürwahr geschlagen  
Mit harter, scharfer Rüh',  
Und dennoch muß man fragen:  
Wer ist, der Buße thut?  
Wir sind und bleiben böse,  
Gott ist und bleibet treu,  
Hilft, daß sich bei uns löse  
Der Krieg und sein Geschrei.

Sei tausendmal willkommen,  
Du theure, werthe Friedensgab',  
Jetzt sehn wir, was für Frommen  
Dein bei uns Wohnen in sich hab'.  
In dich hat Gott versenket  
All unser Glück und Heil;  
Wer dich betrübt und tränkhet,  
Der drückt ihm selbst den Pfeil  
Des Herzleids in das Herze,  
Und löschet, aus Unverstand,  
Die güldne Freudenkerze  
Mit seiner eignen Hand.

Das drückt uns niemand' besser  
In unsre Seel' und Herz hinein,  
Als ihr zerstörten Schloßer  
Und Städte voller Schutt und Stein;  
Ihr vormal's schönen Felder,  
Mit frischer Saat besreut,  
Jetzt aber lauter Wälder,  
Und dürre wüste Heid;  
Ihr Gräber, voller Leichen,  
Und blut'gem Feldenschweiß  
Der Helden, deren gleichen  
Auf Erden man nicht weiß.

Hier trübe deine Sinnen,  
O Mensch! und laß den Thränenbach  
Aus beiden Augen rinnen;  
Geh in dein Herz, und denke nach,

Was Gott bisher gesendet,  
Das hast du ausgelacht;  
Nun hat er sich gewendet,  
Und väterlich bedacht,  
Vom Grimm und scharfen Dringen,  
Zu deinem Heil, zu ruh'n,  
Ob er dich möchte zwingen  
Mit Lieb' und Gutes thun.

Ach! laß dich doch erwecken!  
Wach auf! wach auf! da harte Welt,  
Eh als das harte Schrecken  
Dich schnell und plötzlich überfällt.  
Wer aber Christum liebet,  
Sei unerschrocknes Muths;  
Der Friede, den er giebet,  
Bedeutet alles Gut's.  
Er will die Lehre geben:  
Das Ende naht herzu,  
Da sollt ihr bei Gott leben,  
In ewigem Fried' und Ruh'.

### Nun ruhen alle Wälder.

Nun ruhen alle Wälder,  
Vieh, Menschen, Städ' und Felder,  
Es schläft die ganze Welt.  
Ihr aber, meine Sinnen,  
Auf! auf! ihr sollt beginnen,  
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Wo bist du Sonne blieben?  
Die Nacht hat dich vertrieben,  
Die Nacht, des Tages Feind.  
Fahr hin, ein' andre Sonne,  
Mein Jesus, meine Bonne,  
Gar hell in meinem Herzen scheint.

Der Tag ist nun vergangen,  
Die güldnen Sternlein prangen  
Am blauen Himmelsaal.  
So, so werd' ich auch stehen,  
Wenn mich wird heißen gehn  
Mein Gott aus diesem Jammerthor.

Der Leib eilt nun zur Ruhe,  
Legt ab das Kleid und Schuhe,  
Das Bild der Sterblichkeit;  
Die steh' ich aus, dagegen  
Wird Christus mir anlegen  
Den Rock der Ehr' und Herrlichkeit.

Das Haupt, die Füß' und Hände  
Sind froh, daß nun zum Ende  
Die Arbeit kommen sey.  
Herz, freu' dich, du sollt werden  
Vom Glend dieser Erden  
Und von der Sündenarbeit frei.

Nun geht, ihr matten Glieder,  
Geh, geht und legt euch nieder,  
Der Betten ihr begehrt;  
Es kommen Stund' und Selten,  
Da man euch wird bereiten  
Zur Ruh' ein Bettlein in der Erd'.

Mein' Augen stehn verdrossen,  
Im Hut sind sie geschlossen;  
Wo bleibe dann Leib und Seel'?  
Nimm sie zu deinen Gnaden,  
Sei gut für allen Schaden,  
Du Ang' und Wächter Israel.

Breit' aus die Flügel beide,  
O Jesu, meine Freude,  
Und nimm dein Rüklein ein.  
Will Satan mich verschlingen,  
So laß die Engeln singen:  
Dies Kind soll unverletzt seyn.

Nach euch, ihr meine Lieben,  
Soll heute nicht betrüben  
Kein Unfall noch Gefahr;  
Gott laß' euch ruhig schlafen,  
Stell' euch die güldnen Waffen  
Um's Bett und seiner Heiden Schaar.

### U n G o t t .

Herr Gott, du bist ja für und für  
Die Zuflucht deiner Heerde.  
Du bist gewesen, eh' allhier  
Gelegt der Grund zur Erde,  
Und da noch kein Berg war betret't,  
Da warst du in der Ewigkeit,  
O Anfang aller Dinge!

Du läßt die Menschen in das Thor  
Des Todes häufig wandern,  
Und sprichst: kommt wieder, Menschen, vor,  
Und folget jenen andern;  
Denn dir sind, Höchster! tausend Jahr  
Als wie ein Tag, der gestern war  
Und nunmehr ist vergangen.

Du läßt das schöne Menschenheer  
Wie einen Strom verfließen  
Und wie die Schiffelein auf dem Meer  
Bei gutem Wind hinschießen;  
Gleich wie ein Schlaf und Traum bei Nacht,  
Der, wenn der Mensch vom Schlaf erwacht,  
Entfallen und vergessen.

Wir sind ein Kraut, das bald verdorret,  
Ein Gras, das jetzt aufgehet,  
Wird aber schnell von seinem Ort  
Entführet und verwehet.  
So ist ein Mensch, heut blühet er,  
Und morgen, wenn ihn ungefähr  
Ein Wind rührt, liegt er nieder.

Das macht, Herr! deines Bornes Grimm,  
Daß wir so bald verschwinden.  
Dein Eifer stößt und wirft uns kimm  
Von wegen unsrer Sünden.  
Die Sünden stellst du vor dich,  
Davon brennt und entrüstet sich  
Dein allzeit reines Herz.

Das ist das Feu'r, das uns verzehret  
Das Mark in allen Beinen;  
Daher kommt, daß der Tod verzehret  
Die Großen und die Kleinen;  
Drum fahren unsre Tage hin,  
Wie ein Schwäze durch den Sinn,  
Wenn wir die Zeit vertreiben.

Wie lang' hält doch dies Leben aus?  
Gar selten sieb'nzig Jahre.  
Wenn's hoch kommt, werden achtzig draus,  
Und wenn man alle Waare,  
Die hier gewonnen, nimmt zu Hauf,  
Ist's lauter Müh' von Jugend auf  
Und lauter Angst gewesen:

Wir rennen, laufen, sorgen viel,  
Und eh' wir's uns versehen,  
Da kommt der Tod, steck't uns das Ziel  
Und da ist's denn geschehen;  
Wir stehen eiland und behend,  
Und doch ist Niemand, der sein End'  
Und Gottes Born bedenke.

Lehr' uns bedenken, frommer Gott!  
Das Glend dieser Erden,  
Auf daß wir, wenn wir an den Tod  
Gedenken, klüger werden.  
Ach! kehre wieder, keh' uns zu  
Dein Angesicht und steh' in Ruh'  
Mit deinen bösen Knechten.

Erfüll' uns früh mit deiner Gnad'  
An Leib' und an der Seelen,  
So wollen wir dir früh und spät  
Dein Lob und Dank erzählen.  
Erfreue' uns, o du höchste Freud'!  
Und gib uns wieder gute Zeit,  
Nach so viel bösen Tagen.

Bisher hat's lauter Kreuz geschneit,  
daß nun die Sonne scheinen!  
Beschere' uns Freude nach dem Leid  
Und Lachen nach dem Weinen.  
Laß deiner Werke süßen Schein,  
Herr, deinen Knechten kundbar seyn,  
Und dein' Ehr' ihren Kindern.

Bleib' unser Gott und treuer Freund,  
Halt' uns auf festem Fuße,  
Und wenn wir etwa irrig seynd,  
So gib, daß sich mit Ruße,  
Das Herze wieder zu dir wend',  
Auch fördere das Thun unsrer Händ'  
Und segne unsre Werke.

### F r a u e n l o b .

Ein Weib, das Gott den Herren liebt,  
Und sich stets in der Jugend löbt,  
Ist viel mehr Lobs und Liebens werth,  
Als alle Perlen auf der Erd'.

Ihr Mann darf mit dem Herzen frei  
Verlassen sich auf ihre Treu.  
Sein Haus ist voller Freud' und Licht,  
An Nahrung wird's ihm mangeln nicht.

Sie thut ihm Liebes, und kein Leid,  
Durchläßt seine Lebenszeit,  
Sie nimmt sich seines Kammers an,  
Mit Trost und Rath, so gut sie kann.

Die Woll' und Flachs sind ihre Lust,  
Was hierzu dient, ist ihr bewust;  
Ihr Händlein greift selbst mit zu,  
Hat öfters Müh' und selten Ruh'.

Sie ist ein Schiffein auf dem Meer,  
Wenn dieses kommt, so kommt's nicht leer;  
So schafft auch sie aus allem Ort  
Und setzet ihre Nahrung fort.

Sie schläft mit Sorg', ist früh heraus,  
Sieht Futter, wo sie soll, im Haus,  
Und speißt die Diener, deren Hand  
Zu ihren Diensten ist gewandt.

Sie gürtet ihre Lenden fest,  
Und strecket ihre Arm' auß's best';  
Ist froh, wenn wohl von Statten geht,  
Worauf ihr Sinn und Herze steht.

Wenn andre löschen Feu'r und Licht,  
Verlöscht doch ihre Leuchte nicht;  
Ihr Herze wachet Tag und Nacht  
Zu Gott, der Tag und Nacht' gemacht.

Sie nimmt den Rocken, setz sich hin,  
Und schämt sich nicht, daß sie ihn spinnt;  
Ihr Finger faßt die Spindel wol,  
Und macht sie schnell mit Garne voll.

Sie hört gar leicht des Armen-Bitt',  
Ist gültig, theilet gerne mit;  
Ihr Haus und alles Hausgekind,  
Ist wohl verwahrt vor Schnee und Wind.

Sie näht, sie strickt, sie wärkt mit Fleiß,  
Macht Decken nach der Künstler Weis',  
Hält sich selbst sauber; weiße Seid'  
Und Purpurfarbe ist ihr Kleid.

Ihr Mann ist in der Stadt berühmt,  
Bestellt sein Amt, wie sich's geziemt.  
Er geht, steht und sitzt oben an,  
Und was er thut, ist wohlgethan.

Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich ist,  
Ihr' Ehr' ist, daß sie ist gerüst  
Mit Fleiß, der gewiß zuletzt  
Den, der ihn liebet, hoch ergötzt.

Sie öffnet ihren weisen Mund,  
Thut Kindern und Gesinde kund  
Des höchsten Wort, und lehrt sie sein  
Fromm, ehrbar und gehorsam seyn.

Sie schauet wie's im Hause geht,  
Und wie es hie und dorten steht;  
Sie ist ihr Brod, und sagt dabei,  
Wie so groß Unrecht Faulheit sey.

Die Söhne, die ihr Gott bescheert,  
Die halten sie hoch, lieb und werth;  
Ihr Mann, der lobt sie spät und früh  
Und preiset selbig sich und sie.

Viel Töchter bringen Geld und Gut,  
Sind zart am Leib und stolz an Muth;  
Du aber, meine Kron' und Her,  
Gehst wahrlich ihnen allen für.

Was hilft der äußerliche Schein?  
Was ist's doch, schön und lieblich seyn?  
Ein Weib, das Gott liebt, ehrt und schent,  
Das soll man loben weit und breit.

Die Werke, die sie hier verricht,  
Sind wie ein schönes helles Licht;  
Sie dringen bis zur Himmelsport',  
Und werden leuchten hier und dort.

## W i l h e l m G e r h a r d

ward am 29. November 1780 zu Weimar geboren, widmete sich dem Handelsstande und lebt als Großherzoglich Sächsischer Legationsrath und angesehenener Kaufmann in Leipzig. —

Seine Schriften sind:

Anakreon und Sappho, freie Nachbildung. Leipzig, 1818.

Sakontala. Leipzig, 1819.

Sophonra oder die Eroberung des heiligen Grabes. Drama. Magdeburg, 1822.

Spaziergang über die Alpen. Gotha, 1823.

Gedichte, Leipzig, 1826—1828. 4 Thle. — (Der 4. Theil auch unter dem Titel: Sächsische Volkslieder.)

Wiegenwehe. Lyrisches Festspiel, Leipzig, 1828.

Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreich Sachsen. Leipzig, 1831.

Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Wilhelm Gerhard ist am glücklichsten in der lyrischen Poesie, der sein bewegliches und lebendiges Naturell sich auch vorzugsweise zugeneigen scheint. Hier zeigt er Innigkeit und Gemüthlichkeit, Reichthum der Bilder und Anschauungen, ein feines Ohr und große Gewandtheit in Beherrschung von Sprache und Form; viele seiner Lieder sind Volkseigenthum geworden.

## Venezianisches Gondlerlied.

Es schwebet die Gondel auf schaukelnder Welle,  
Die Nacht ist so helle,  
So labend, so kühl.  
Drum folge mir, Mettchen! Allein und verschwiegen  
Im Kahn sich zu wiegen,  
Ist Bonnegefühl.

Den Deckel der Gondel befahl ich zu räumen,  
Um süßer zu träumen  
In säuselnder Luft.  
Nun werden uns spielend die Bogen umkräuseln,  
Die Zephyr' umkräuseln  
Mit würzigem Duft.

Betrübe dich etwa ein Zephyrchen freier,  
Und risse den Schleier  
Dir weg von der Brust,  
Und wüßte verwegen ein Knie zu erhaschen,  
Verbotnes zu naschen  
In himmlischer Luft:

Was kümmert's dich, Süße? Am Ruder behende  
Regt Lont die Hände  
Nach Ordnung und Pflicht.  
Du kannst einer Wüste nicht sicherer trauen,  
Er will's ja nicht schauen,  
Und schaut es auch nicht.

## Matrosenlied.

Kuftiger Matrosensang

Ho!ho!  
Läue laut das Meer entlang!  
Ho!ho!  
Bald im Süden bald im Nord  
Sing' ich hier und singe dort,  
Werf' die Grillen über Bord.  
Ho!ho — !

In der Woge nassen Bauch  
Ho!ho!  
Blas' ich meines Pfeifchens Rauch.  
Ho!ho!  
Fischlein springt in Sonnenschein,  
Seehund schwimmt uns hinterdrein,  
Und die wilden Möven schrein.  
Ho!ho — !

Hat der Sturm den Kiel gefaßt.  
Ho!ho!  
Klett' ich auf den höchsten Mast.  
Ho!ho!  
Seid nicht bange, Kapitän!  
Wind und Wetter werden schön:  
Laßt die Flagge lustig wehn!  
Ho!ho — !

Eines machet mir Verdruß:  
Ho!ho!  
Ich entbehre Zettchens Ruß.  
Ho!ho!  
Denk' ich auf bewegter See  
An des Busens Lilienschnee,  
Foltert mich der Liebe Weh.  
Ho!ho — !

Aber wenn der Hafen winkt,  
Ho!ho!  
Und ihr schwarzes Auge blinkt:  
Ho!ho!  
Küß' ich, bei so mildem Strahl,  
Nach der Trennung banger Qual  
Zettchen hunderttausendmal.  
Ho!ho — !

## Hans ohne Sorgen.

Ich fühlte Magenwehen,  
Nahm Thee mit Brandtweein,  
Und goß wohl aus Verschen  
Ein Glas zu viel hinein.

Hickup! hickup!  
Fallera lalla!

Nun ist kuriet der Magen,  
Doch Kopfweh plagt mich sehr.  
Ich nehm', es zu verjagen,  
Ein Prischen Saint-Dmer.  
Hagi! hagi!  
Fallera lalla!

Kaum krähten noch die Hähne  
So wedte man mich auf.  
Verzeht mir, wenn ich gähne!  
Natur will ihren Lauf.  
Hawah! hawah!  
Fallera lalla!

Hans bin ich ohne Sorgen,  
Ich kenne keine Noth,  
Und lache früh am Morgen  
Bis spät zum Abendroth.  
Haha! haha!  
Fallera lalla!

## Der Fuhrmann.

Das Pfeifchen dampfet, die Peitsche knallt,  
Die Hengste wiehern, das Kledchen schallt.  
Wisteh!  
Durch Moor und Sand  
In Stadt und Land  
Getrunken, gesungen und angespannt!  
Zehi, wistehott, zehi!

Hier duftet der Alee, dort blühet der Raps,  
Ihr Köpfelein, schmauset; ich trinke Schnaps!  
Wisteh!  
Nur wohlgemuth!  
Der Weg ist gut,  
Ein lustiger Fuhrmann schwenket den Gut.  
Zehi, wistehott, zehi!

Deut spannen wir aus im halben Mond,  
Wo Diesel, das schwarzbraune Mägdelein, wohnt.  
Wisteh!  
Sie giebt uns Streu  
Und frisches Heu,  
Und Häffel und Hafer, und Lieb und Treu.  
Zehi, wistehott, zehi!

Frau Birchinn schenket vom besten Wein  
Dem schlanken, schwarzbraunen Mägdelein!  
Wisteh!  
Das Keuglein blinkt,  
Sie nippt, sie trinkt,  
Bis ihr vom Trinken die Wimper sinkt.  
Zehi, wistehott, zehi!

Nun ruht ihm das schläfrige Kind im Arm,  
Er zwickt es munter, und küßt es warm.  
Wisteh!  
Sie duldet's gern.  
Läch' aus, Latern'!  
Den Glücklichen leuchtet der Liebe Stern.  
Zehi, wistehott, zehi!

Die Rosse wiehern, der Morgen graut,  
Sie bringt ihm Blumen, und weinet laut.  
Wisteh!  
Sie schleicht in's Haus,  
Er küßt den Strauß,  
Und lenket den Wagen zum Hofe hinaus.  
Zehi, wistehott, zehi!

## Schnitter.

Der Weizen, das Korn und die Gerste blinkt,  
Dem Schnitter die goldene Erndte winkt;  
Er eilet mit Sichel und Sense herbei,  
Suchhei! Suchhei! Heibideldumdai!  
Suchhei!

Er bindet die Garben mit fleißiger Hand,  
Nicht achtend der Sonne versengenden Brand,  
Und ladet sie auf mit Jubelgeschrei.  
Juchhei! Juchhei! Heibibeldumbel!  
Juchhei!

Verkohlen lächelt mit zärtlicher Glut  
Die Schnitterin unter dem Sonnenhut,  
Er küßt ihr die Wange so lieb und treu.  
Juchhei! Juchhei! Heibibeldumbel!  
Juchhei!

Und Beide winden den Erndtekranz,  
Und rüsten sich fröhlich zum ländlichen Tanz;  
Es tönen die Geigen, es klingen die Schalmeien:  
Juchhei! Juchhei! Heibibeldumbel!  
Juchhei!

J ä g e r.

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,  
Trarah!  
Und wandelte still durch Dickicht und Dorn;  
Trarah!  
Er schoss nicht Hasen noch Hühner noch Reh,  
Denn ach! im Herzen war's ihm gar weh,  
Trarah, Trarah, Trarah!  
Seitdem er das Mägdelein sah.

Des Jägers verlockender Hörnerklang,  
Trarah!  
Ihr tief dahlein in die Seele drang.  
Trarah!  
Sie hüpfte hinaus wo das Hifthorn schallt,  
Hinaus, hinaus in den grünen Wald.  
Trarah, Trarah, Trarah!  
O Jäger, dein Liebchen ist da!

Er drückt das Händchen so weich und zart,  
Trarah!  
Er küßt ihr die Lippe nach Jägers Art.  
Trarah!  
Und wolltest du wohl die Jägerin seyn,  
Du rosenrothes Herzliebchen mein?  
Trarah, Trarah, Trarah!  
Das Mägdelein kispelte, ja!

Die Locke pranget im grünen Kranz,  
Trarah!  
Die Hörner laden zum Hochzeitanz,  
Trarah!  
Und selig liegt und liebewarm  
Die Jägerin drauf in des Jägers Arm;  
Trarah, Trarah, Trarah!  
Weiß nicht wie ihr geschah.

J ä g e r s B r a u c h.

Die Büchse knallt,  
Das Hifthorn schallt,  
Piffpass! trarah!  
Der Jäger jaget im grünen Wald.  
Piffpass! trarah!  
Auch uns lockt manches Reh herbei,  
Doch schließen wir nicht mit Pulver und Blei,  
Piffpass! trarah!  
Juchheisa jasa!  
Trarah!

Dem Hörnerklang,  
Dem Vogelzug  
Tritti! trarah!  
Lauscht Jägers Ohr den Busch entlang.  
Tritti! trarah!  
Wer frägt noch, ob die Lerche singt,  
Wo laut ein schäumender Becher klingt?  
Klingling! trarah!  
Juchheisa jasa!  
Trarah!

Der grüne Gesell,  
Ihn dürstet schnell:  
Glückglück! trarah!

Da blüht er sich nieder zum klaren Quell.  
Glückglück! trarah!  
En, en! wer möchte so thöricht seyn!  
Wir trinken lieber vom goldnen Wein.  
Schenkt ein! trarah!  
Juchheisa jasa!  
Trarah!

Steht er im Pain  
Ein Mägdelein:  
Juchhei! trarah!  
So küßt er bei Sonnen- und Mondenschein.  
Juchhei! trarah!  
Ihr lieblichen Schönen! das thun wir auch;  
Da folgen wir alle des Jägers Brauch.  
Juchhei! trarah!  
Juchheisa! jasa!  
Trarah!

F r e u d e.

Was perlet im Glase? was schäumt im Becher?  
Was hebet die Pulse, ihr fröhlichen Becher?  
Sagt, ist es allein  
Der goldene Wein?  
Nein, nein! nein, nein!  
Wir fühlen der Freude befeelenden Strahl,  
Der glüht in den Adern und perlt im Vokal.

Was tönet, begleitet vom rauschenden Klange,  
Hinaus zu den Herzen, im frohen Gesange?  
Ihr meint wohl allein  
Trompeten, Schalmei'n?  
Nein, nein! nein, nein!  
In Tönen bezaubert die Freude das Ohr,  
Und hebet die Herzen zum Himmel empor.

Was klopft im Busen der lieblichen Dirne?  
Was blüzt ihr im Auge, was thront auf der Sitze?  
Wie? wär' es allein  
Ein festlicher Schein?  
Nein, nein! nein, nein!  
Die Freude, die liebende, färbt ihr den Mund,  
Und machet im Strahle des Auges sich kund.

Wer schlingt bei dem leichten, dem schwebenden Tanze  
Die schnellen Sekunden zu köstlichem Kranze?  
Vielleicht nur allein  
Die wogenden Reih'n?  
Nein, nein! nein, nein!  
Der Ddem der Freude, der himmlische, weht  
Auch da, wo ein wirbelnder Reigen sich dreht.

So laffet uns, Brüder! im Fluge, im raschen,  
Die Freude, die Tochter des Himmels, erhaschen!  
Sie ladet uns ein,  
Uns heute zu freun:  
Schlagt ein! schlagt ein!  
Und webet aus Reben, mit liebender Hand,  
Aus Liedern und Tänzen ein heiteres Band!

D e r T r i n k e r.

Der Arzt hat mir verboten  
vinum,  
Den weißen wie den rothen  
bonum.  
Man göunt nur solche Gabe  
sibi:  
Drum sang ich schon als Knabe:  
bibi, bibi, bibi!

Mir reichten tausend Quellen  
aquam;  
Doch schlürft' ich selbst vom hellen  
nunquam.  
Für Wein nur will ich danken  
tibi;  
So oft die Brüder tranken,  
bibi, bibi, bibi.

Bisweilen, wenn ich fröhne  
 Sippt eine muntre Schöne  
 Den Körper vor Gefahren  
 Mit kräftig zu bewahren:

Versucht' einmal zu singen  
 Konnt' aber nicht ertingen  
 Daß sich ein Kranz mir wände  
 Und schnell den Reim ich fände:

Ich lebe froh und munter,  
 Und soll ich einst hinunter,  
 Zu Tantalus Verzagen  
 Wird' ich dann lachend sagen:

Anmerk. Komponisten haben die lateinischen Worte nicht  
 trochäisch, sondern jambisch zu nehmen.

Der Verf.

### Sylvestertlied.

Mit ernstem Glockenschlage  
 Eröffnet der Moment,  
 Der auf der Besten Wage  
 Den Raum der Jahre trennt.  
 Uns hebt im Herzen wieder  
 Der feierliche Klang:  
 Begrüßt ihn, liebe Brüder,  
 Begrüßt ihn mit Gesang!

Chor.

Im Herzen bebet wieder  
 Der ernste Glockenklang,  
 Wir grüßen ihn, ihr Brüder!  
 Mit festlichem Gesang.

Wem Freundschaft oder Liebe  
 Auf dieser Erde lacht,  
 Dem wird es nimmer trübe  
 In dunkler Mitternacht.  
 So laßt uns Freundschaft halten  
 Auch in dem neuen Jahr,  
 Und liebe, wer im alten  
 Durch Liebe selig war!

Chor.

Wir wollen Freundschaft halten  
 Auch in dem neuen Jahr  
 Und liebe, wer im alten  
 Durch Liebe selig war!

Zwar trübt oft unfre Sonne  
 Der Thräne bitterer Quell,  
 Und leider schien die Sonne  
 Nicht alle Tage hell:  
 Doch Brüder, frohen Muthes,  
 Wenn ihr der Thränen denkt!  
 Der Himmel hat auch Gutes  
 Und Schönes uns geschenkt.

Chor.

Ja Brüder, frohen Muthes!  
 Er, der die Sonne lenkt,  
 Hat Schönes auch und Gutes  
 Mit Waterhuld geschenkt.

Begrüßet, traut verbunden,  
 Im Kreise holcet Frau'n,  
 Des Jahres erste Stunden  
 Mit fröhlichem Vertrau'n!

Und fester, immer fester,  
 Zu inniger'm Verein,  
 Soll immerdar Sylvester  
 Von uns gefeiert seyn!

Chor.

Ja fester, immer fester,  
 Zu inniger'm Verein,  
 Soll immerdar Sylvester  
 Von uns gefeiert seyn!

### Der Polterabend.

Erste Schwester.

Unser Schwester geht nun fort,  
 Fort aus unserm Kreis.  
 Bräutchen! im Vertraun ein Wort:  
 Wird das Herzchen heiß?  
 Willst du denn nicht länger wollen?

Die Braut.

Ellen.

Zweite Schwester.

Ellen hat schon oft gerent:  
 Bleibe doch noch da!  
 Alles was ein Mädchen freut,  
 Alles hast du ja;  
 Möchte wissen was dich triebe?

Die Braut.

Liebe.

Beide Schwestern.

Lieb' ist also, was dich zieht?  
 Das ist freilich hart.  
 Wenn die Lieb' im Busen glüht,  
 Wird nicht Zeit gespart,  
 Sich dem Bräutigam zu ergeben.

Die Braut.

Eben!

Der Vater.

Kinder, laßt das Mädel gehn,  
 Bist erst, wie es thut!  
 So was kann euch auch geschehn,  
 Habt ihr Fleisch und Blut.  
 Wünscht ihr nicht auch zu gefallen?

Die Braut.

Allen.

Die Freunde.

Necken sie dich, süße Braut,  
 Lieb den Spott zurück!  
 Bist du morgen erst getraut,  
 Lächelt dir dein Glück;  
 Ja, man sucht dir nachzuahmen.

Alle.

Amen!

### Brautgesang.

Kennt ihr den Jüngling, der entzückt,  
 Tralla!  
 Der Nachbarin die Hände drückt,  
 Tralla!  
 Und leise flüstert: süßes Kamm!  
 Ist es vielleicht der Bräutigam?  
 Tralla! Suchet! Tralli! Tralla!  
 Es ist der Bräutigam.

Und da dort an der Seit' ihm sitzt,  
 Tralla!  
 Aus deren Auge Liebe blüht,  
 Tralla!  
 Die sanft erröthend niederschaut,  
 Das ist wohl seine holde Braut!  
 Tralla! Suchet! Tralli! Tralla!  
 Es ist die holde Braut.

Woher der Wange Fieberglut?  
 Tralla!

Warum erbebt das junge Blut!  
 Tralla!  
 Warum verfarbt sich ihr Gesicht?  
 Sie weiß es wohl, doch sagt sie's nicht;  
 Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!  
 Nein, nein! sie sagt es nicht.

Ob auch die blöde Lippe schweigt:  
 Tralla!  
 Seht, wie der Busen sinkt und steigt!  
 Tralla!  
 Er ahnet klopfend schon die Luft,  
 In ruh'n an des Geliebten Brust;  
 Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!  
 In ruh'n an seiner Brust.

Wir drücken schon ein Auge zu,  
 Tralla!  
 Wir wünschen Ihnen süße Ruh,  
 Tralla!  
 Und rufen zum Potale laut:  
 Es lebe Bräutigam und Braut!  
 Tralla! Juchhei! Tralli! Tralla!  
 Ja, Bräutigam und Braut!

**Trinklied.**

Auf! getrunken!  
 Denn bei goldnem Wein  
 Schlummern alle Sorgen ein,  
 Und es sprühen Himmelsfunken.  
 Auf! getrunken!

Leid und Klage,  
 Euch entbehr' ich gern!  
 Bleibet ewig von mir fern!  
 Trübt mir nicht die heitern Tage,  
 Leid und Klage!

Einmal sterben  
 Muß ich mit der Zeit:  
 Meines Lebens Heiterkeit  
 Sollt' ich grämend mir verderben  
 Vor dem Sterben?

Nein, getrunken!  
 Denn bei goldnem Wein  
 Schlummern alle Sorgen ein,  
 Und es sprühen Himmelsfunken.  
 Auf! getrunken!

**Rundgesang beim Weine.**

Trink' ich Wein:  
 So ergreift mich Himmelsfeuer,  
 Und es tönen meiner Leier  
 Melodein.

Trink' ich Wein:  
 Werf' ich sorglos meine Grillen  
 In das Meer, wo Stürme brüllen,  
 Tief hinein.

Trink' ich Wein:  
 Wandl' ich zwischen sanften Bächen,  
 Frühlingsblumen mir zu brechen,  
 In dem Pain.

Trink' ich Wein:  
 Preiß' ich, fern von Leid und Klage,  
 Meiner goldnen Lebensstage  
 Sonnenschein.

Trink' ich Wein:  
 Bin ich unter schönen Kindern,  
 Die den Liebeschmerz mir lindern,  
 Gern allein.

Trink' ich Wein:  
 Ist's, als ob mir aus der Tiefe  
 Des Potals die Freude riefte,  
 Froh zu sehn.

Trink' ich Wein:  
 Bin ich König. Menschlich Wissen  
 Lehret, daß wir scheiden müssen:  
 Schenkt mir ein!

**Vater unser.**

Vater unser im Himmel! der du die Erd' und die  
 Sonne,  
 Mond und Sterne gebaut, geheiligt werde dein  
 Name!  
 Du uns komme dein Reich, das Reich der Lieb' und der  
 Wahrheit!  
 Und dein Wille gesch' auf Erden so wie in  
 dem Himmel!  
 Sieh uns tägliches Brod, und was wir Schwache  
 verschuldet,  
 Vater, vergieb uns gnädig, wie wir den Schuld-  
 nern vergeben!  
 Sende zum Guten die Kraft, und führ' uns nicht in  
 Versuchung,  
 Sondern erlösf' uns, o Herr, vom Ungemach und  
 vom Uebel!  
 Denn dein ist das Reich, die Kraft und die Herr-  
 lichkeit, dein nur,  
 Der du die Welten regierst, o Vater, in Ewigkeit.  
 Amen!

**Ruhm und Liebe.**

Es kimmern Sterne durch die trübe Nacht  
 Auf tausend Zelte hin mit bleichem Glanze;  
 Ein junger Krieger hält im Nebel Wacht,  
 Und singt, den Arm gestützt auf seine Lanze:  
 Fliegt, Lüftchen, fliegt heimathwärts,  
 Zum Liebchen heim, durch Nacht und Trübe;  
 Sagt ihr, es kloffe mir das Herz  
 Nur für den Ruhm und meine Liebe!

Der Lagerfeuer blutgrother Schein  
 Bedt seinen Muth zum nahen Bassenanze;  
 Ihm glüht die Wang' und, einsam und allein,  
 Singt er, gestützt auf's Eisen seiner Lanze:  
 Fliegt, Lüftchen, fliegt heimathwärts,  
 Zum Liebchen heim, durch Nacht und Trübe;  
 Sagt ihr, es kloffe mir das Herz  
 Nur für den Ruhm und meine Liebe!

Zum Kampfe ruft das heitre Morgenroth,  
 Und Laufend ringen nach dem Lorbeertranze.  
 Im Arm des Stuges lauert oft der Tod,  
 Und fallen kann ich neben meiner Lanze:  
 Doch grüßt, ihr Lüftchen, grüßt sie auch,  
 Wenn ich auf blutigem Schlachtfeld bliebe,  
 Und saget: bis zum letzten Hauch  
 Schlag seine Brust für Ruhm und Liebe!

## Wolfgang Adolph Gerle,

als Pseudonym Konrad Spät, genannt Frühauf, ward 1768 zu Prag geboren, war früher Buchhändler und wurde später Professor der Geschichte am dortigen Conservatorium.

Er gab heraus:

Historischer Bildersaal aus der Vorzeit Böhmens. 3 Bänden. Prag 1824.

Neue Erzählungen. Prag 1826.

Guckkasten-Bilder. 2 Bänden. Brünn 1824.

Korallen. Prag 1807. N. A. 1811.

Die Liebesharfe. Wien 1825. 2 Bänden

Novellen, Erzählungen und Märchen. 2 Bde. Leipzig 1821.

Der kleine Phantasmus. 2 Theile. Leipzig 1822.

Romantischer Ritteraal. 1. Bd. Brünn 1824.

Schattenrisse und Mondnachtsbilder. 3 Bänden. Leipzig 1824.

Schelmuffsky's seltsame Abenteuer. Berlin 1821.

Volksmärchen der Böhmen. 2 Bde. Prag 1819.

Einzelne Erzählungen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

G. hat besonders mit Geschick und Wärme die Volkssagen seines Landes behandelt, wie er sich überhaupt als Erzähler durch eine angenehme, gewandte, stets dem bearbeiteten Gegenstande angemessene Darstellung, vielseitige Anerkennung zu gewinnen verstand.

## Holzschnitte \*)

aus alten Chroniken.

## 1.

## Bischof Adalbert und Kochan von Wrsowec.

Zu Ende des zehnten Jahrhunderts geschah es, daß die Gemahlin eines Ritters aus dem Geschlechte der Wrsowec in Liebe für einen jungen Priester entbrannte, und da dieser ob der schönen Frau seine heiligen Gelübde vergaß, so entspann sich zwischen beiden ein sünderhaftes Verhältniß, bis endlich der Ritter die Untreue seines Weibes inne wurde, und ihr blutige Rache schwur; aber sie entfloh, und während ihr Gatte die Ersten und Ansehlichsten seines Stammes versammelte und ihnen die Schmach kund that, welche ihrem Hause zugefügt worden, worüber sie also in Zorn geriethen, daß sie den Tod des Weibes forderten, so sie entehrt, begab sich die treulose Frau in die Kirche des heiligen Georg, und warf sich zu den Füßen des frommen Bischof Adalbert, indem sie, mit bitteren Zähnen der Angst und Reue ihre Sünden bekennend, zugleich sein Mitleid ansuchte.

Adalbert, die ganze Heiligkeit des Ortes erkennend, wo die Strafbare um seinen Schutz bat, gewährte ihr selbst, und als die Uebrig des beleidigten Stammes, Kochan von Wrsowec an ihrer Spitze, vor den Klostermauern erschienen, um die Auslieferung der Verbrecherin zu fordern, weigerte sich Adalbert nicht nur, ihr Begehren zu erfüllen, sondern, sein Leben an den Schuß der Unglücklichen setzend, trat er mitten unter die Bewaffneten und sprach:

„So ihr mich suchet: hier stehe ich mitten unter euch.“

Kochan schüttelte das Haupt und entgegnete spottend: „Du hoffest umsonst auf die Märtyrerkrone und den Tod eines christlichen Helden, welcher die Rache aller Christen auf uns laden würde; aber wenn du die Buhlerin noch ferner gegen unsre gerechte Rache schlagen willst, so wisse, daß deine Brüder in unsern Händen sind, und wir wollen unsre Wuth an ihren Weibern und Kindern kühlen, und ihre Güter in Beschlag nehmen.“

Der Bischof fühlte den Hohn und die Drohung dieser schmachvollen Rede; gleichwohl war er fest entschlossen, eher Alles zu dulden, als die Unglückselige dem blinden Grimm ihrer Verwandten Preis zu geben; aber diese hatten Mittel gefunden, durch eine kleine Seitenpforte, die sie sprengten, in die Kirche einzubringen, und ohne die Heiligkeit des Ortes

zu achten, rissen sie das zitternde Weib vom Hochaltare, wohin sie in ihrer großen Angst flüchtete, um sie der Rache ihres beleidigten Gemahls zu übergeben; doch dieser meinte, sich mit dem Blute der Strafbaren zu entehren und tief einen der geminsten Knechte herzu, welcher ihr das Haupt abschlagen mußte.

Empört über diese Entweihung des heiligen Ortes that Adalbert die grausamen Wrsowec in Bann; aber diese achteten dessen wenig, und in dem wilden Sturm der damaligen Zeit blieb die ganze Gewaltthat unbefraft.

## 2.

## Herzog Jaromit und der treue Knecht.

In den ersten Jahren des elften Jahrhunderts bestieg Jaromit den böhmischen Fürstenthron fast noch als Jüngling, zwar voll Eifer für das Wohl des Vaterlandes, aber ohne Erfahrung, außerhalb Böhmen erzogen, dem Volke unbekannt und zudem von dem mächtigen Geschlechte der Wrsowec gehaßt, dessen Oberhaupt, Kochan, selbst nach dem Herzogshut trachtete.

Um Jaromit mit einemmale zu verderben, lud ihn Kochan eines Tages zur Jagd, und der arglose Herzog erschien, nur von zwei Knechten geleitet, deren einen die Wrsowecen gewonnen und gebunden hatten, seinen Herrn den Mördern in die Hände zu führen. Als er sich nun im dichten Forste befand, fielen die Verschwornen über den Herzog her, rissen den Ueberraschten vom Pferde, zogen ihn nackt aus, und streckten den Unglücklichen, an Pfähle gebunden, auf die Erde, worauf sie ein Wettrennen anstellten, und ohne seines Rufens, Bittens und Flehens um Schonung oder den Tod, zu achten, mit ihren Rossen über ihn hin und her sprengten. Prziweg, Jaromit's verrätherischer Knecht, nahm Theil an dieser Peinigung, während Sovora, des Herzogs zweiter Begleiter, Mittel fand, den Mördern zu entrennen, und Hilfe für seinen Herrn anzubieten. Mittlerweile hatte die Herzoginn einen weissagenden Traum gehabt, in welchem ihr der heilige Johannes die Gefahr ihres Gemahls gezeigt, und ihr befohlen hatte, denselben fünfzig Knechte zum Beistand zu senden; der treue Sovora begegnete diesen; da sie aber keine Pferde hatten, so beschwor er die Schaar, zur Rettung ihres Herrn zu eilen, und, so sie ihn aus dem Auge verlor, nur dem Schalle seines Jagdhorns zu folgen.

Als Sovora an den Ort zurückkam, wo er den Fürsten verlassen hatte, zeigte sich seinen erstaunten Blicken ein gar wundersames Schauspiel: Die grausamen Wrsowecen waren des Wettrennens über Jaromit's zerfleischten Leib endlich müde geworden, und banden den Herzog an einen Baum, worauf sie sich im Pfeilschießen nach so edlem Ziel übten; aber Sovora sah nur die boshaften Schützen, welche Pfeil auf Pfeil nach der hohen Eiche sandten; vor dem Fürsten schwebte, gleichsam in den Lüften befestigt, ein purpurrother Mantel, der alle Pfeile auffing, und welchen jene gar nicht zu bemerken schienen.

Bald gewährte einer der Blutgierigen den Sovora, und schnell ließen alle von ihrem Pfeilschießen ab, fingen ihn, und verurtheilten den ungebetenen Zeugen ihres frevelhaften Beginns, alsogleich an den nächsten Baumstamm aufgehängt zu werden; dem falschen Knecht, der den Herzog mit ihm begleitet, und listig in die Gefahr verlockt, trugen sie die Wollziehung des Spruchs an seinem Freunde und Gevatter auf; aber Sovora erbat sich nur die einzige Gunst, vor seinem Tode noch drei Stüchlein auf seinem Jagdhorn blasen zu dürfen, welches Instrument in diesem Leben seine größte Freude gewesen und ihm also auch in ein andres das Geleit geben solle. Diese Bitte ward gewährt, doch spottete man des thörichten Begehrens. — Als Sovora das erste mal ins Horn stieß, legte ihm Prziweg den Strang von Bast um den Hals, und wie er das zweitemal geblasen, ward es ihm schier bang, denn er fürchtete, die wackern Knechte der Herzoginn möchten des Weges verfehlt haben, oder noch zu fern seyn, um den Schall seines Hornes zu vernehmen, und er empfahl sein Weib und seine unerzognen Kinder dem unarmherzigen Gevatter, der ihm den Tod zu geben bereit war. Wenn hätte Sovora noch länger gezdert, aber die Wrsowecen, welche es nicht erwarten konnten, wieder zu ihrem Pfeilschießen zurückzukehren, trieben ihn zur Eile an, worauf er zum drittenmal aus allen Kräften ins Horn stieß, und seine Seele Gott anheim zu geben vorbereitet war. — Prziweg stand schon auf dem Baume,

\*) Aus W. A. Gerle's Novellen, Erzählungen u. Märchen. 2ter. Band. Leipzig 1821.



um den Gewatter hinauf zu ziehen, als plötzlich die fünfzig treuen Knechte aus dem Dickicht brachen und die Wessowen sammt ihrem Anhang, deren Zahl weit geringer war, in die Flucht schlugen. Prziweß fiel in der Angst von der Felsche herunter und ward an Sova's Strick gehangen. Als aber die Knechte sich dem purpurrothen Mantel naheten, der in der Luft schwebend vor dem Herzog ausgespannt war und seinen fürstlichen Leib vor den spitzen Pfeilen bewahrt hatte, hob sich dieser gen Himmel, und auf einer Wolke mit Morgengold gesäumt, erschien der heilige Taufzeuge Johannes, zum Thron des höchsten Herrschers empor schwebend.

Die treuen Knechte labten den erschöpften Jaromit und führten ihn in seine Hauptstadt, wo er unter der Pflege seiner treuen Gemahlinn bald wieder genas, und keine heiligere Sorge kannte, als die Belohnung seines Retters. Sova ward dem höchsten Adel gleichgestellt, zum Landjägermeister ernannt, und außer andern Gütern mit dem Hof Stabno und dem Schloß Krokoweg belehnt, welches die Böhmen ihrem Richter Krokus zum Wohnplatz erbaut und ihm dessen Namen gegeben hatten.

## 3.

## Die Tartarenschlacht.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beschloß der Chan der Tartaren, das ganze Abendland seinem Zepter zu unterwerfen, und zog an der Spitze von 600,000 Kriegern aus seinem Lande, sich über Europa, gleich einem furchtbaren Strome, ergießend, als wollte er die Länder nicht erobern, sondern vernichten; Nordbrand, Raub und Nothzucht gingen ihm zur Seite, und während die Tartaren Männern und Greifen das Haupt vom Rumpfe hieben und die Kinder als Siegeszeichen auf ihren Spießen herumtrugen, entehrten sie die Frauen und Jungfrauen, noch bevor sie selbe durch den Tod wieder mit den Ihrigen vereinten; sie foderten eben so wenig Schonung, wo sie besiegt wurden, als sie selbe ertöhlten, und die Häupter der Erschlagenen hingen sie als Trophäen an ihren Rossen auf, und manche (doch nicht die verdächtigsten) Schriftsteller behaupten sogar, daß sie ihre Gefangenen gefressen haben (!?). Städte und Dörfer loderten hinter dem Rücken der wilden Sieger, wenn sie auf ihren schnellen Rossen dahin flogen, einen neuen unüberstehtlichen Angriff zu unternehmen, und — wie die Historiker sich poetisch genug ausdrücken — das Tageslicht mit ihren Pfeilen und Wurfspeeren zu verdunkeln.

Die Russen und Polen waren überwunden, als Battus, der Tartaren Chan und Enkel des berühmten Gengis-Chan, seine Krieger in zwei Heere theilte, selbst an der Spitze des einen nach Ungarn zog, und mit dem andern seinen Feldherrn Peta ausanderte, die Verheerung nach Schlesien, Mähren und Böhmen zu tragen; dieser überwand bei Kegnitz die schlesischen Fürsten und die Ritter des deutschen Ordens. Herzog Heinrich der Fromme fiel als ein Opfer der Tartarenwuth, und Peta zog siegreich gegen Mähren.

Als Wenzel I. die Mähren dieses barbarischen Heeres erfuhr, gereth er in große Sorge und traf alle Anstalten, ihrer Wuth Grenzen zu setzen. Verhaue in Böhmens Wäldern waren bestimmt, der Reiterei — worin die Hauptmacht der Tartaren bestand — unüberstehtliche Hindernisse in den Weg zu legen; Prag und mehrere Städte wurden besetzt, das ganze Volk, und selbst Geistliche, beschäftigten sich mit den Arbeiten, welche dazu nöthig waren. König Wenzel sandte zwei Heere, ein zahlreiches unter dem Befehle Jaroslaw's von Sternberg nach Mähren und das schwächere unter Billim von Skala gegen Glog.

Jaroslaw hatte ungefähr 12,000 Streikern zu gebieten, und da er es mit dieser geringen Zahl nicht wagen konnte, sich in offenen Kampf mit dem zahllosen Tartarenheer einzulassen, warf er sich — darauf rechnend, daß den rohen Gegnern die Kunst, feste Plätze zu belagern, noch fremd seyn werde — in die Burg von Dülmäg.

Die Tartaren umringten die Besse, verheerten die Gegend und foderten die böhmischen Krieger zum Kampfe heraus, die ruhig harreten, bis die Feinde angingen, sie als einen Trupp feiger Krieger anzusehen, und sich dem sorglosesten Uebermuthes eines schwelgerischen Lebens überließen, meinend, von ihren christlichen Gegnern sey gar kein Angriff zu besorgen, während Jaroslaw mit Mähe die Kriegswuth der Seinigen im Zaum hielt; endlich im Dunkel einer Nacht that er ihnen die langerschte Erklärung, daß die Stunde des Kampfes gekommen sey, feuerte ihren Wuth durch eine kräftige Rede an, und wagte dann einen Ausfall, der zum Ruhm der christlichen Waffen ausschlug; sie überfielen mit gellendem Kriegesgeschrei die Schlafenden, welche mit Schwert und Tod erweckt wurden.

Encycl. d. deutl. National-Lit. III.

Peta fuhr aus dem Schlafe empor, warf sich auf sein Ross und stürzte ins dichteste Gewühl der Schlacht. — Jaroslaw und der Tartarenfeldherr trafen zusammen, und des ersten lange durchbohrte seinen Gegner. Als die Tartaren Peta's Fall sahen, erhoben sie ein Angstgeschrei und flohen bald darauf. Der böhmische Heereshaufen wollte den Besiegten folgen; aber ihr Feldherr hielt sie davon sorgfältig ab, denn er erkannte die Gefahr, einen noch im Fliehen so furchtbaren Feind aufs Aeußerste zu treiben, und wolle begnügt er sich, ihn vom Vaterlande abgewehrt und in die Flucht geschlagen zu haben. Die Tartaren nahmen Ungarn in Besitz, fielen später selbst in Oesterreich ein, doch griffen sie Böhmen nie wieder an.

König Wenzel überhäufte den Sieger mit Beweisen seines Dankes und schenkte ihm das Schlachtfeld als ewigen Beugen seines Ruhmes, wo Jaroslaw sodann das Schloß Sternberg erbaute.

## 4.

## Karl IV. zu Dypatowic.

Im elfften Jahrhundert wurde das Kloster Dypatowic (in der Gegend von Pardubitz) erbaut, reichlich ausgestattet und von Bratislaw I. zu einer Abtei erhoben; schon unter der Regierung König Johann's und seines ruhmvollen Sohnes glänzte es als eines der reichsten Stifter des Landes, von welchem man Karl IV. erzählte, es sey daselbst ein ungeheurer Schatz an Gold und Kleinodien verborgen. Um die Wahrheit dieses Berichtes zu erforschen, ritt der Monarch, nur von zwei Hofleuten begleitet, nach dem Kloster, gab sich dem Abt zu erkennen, und sprach:

„Man hat mir die Kunde gebracht, daß in eurem Kloster ein großer Schatz sich befinde, und wenn solches wahr ist, habe ich das Zutrauen zu Euch, Ihr werdet Eurem Fürsten selben entdecken. Ich gebe Euch mein Kaiserwort darauf, daß nicht das Geringste davon entfremdet werden solle.“

Der Abt erbat sich vom Kaiser einen kurzen Urlaub, bevor er diese Frage beantwortete, und nach einer Weile kam er in Begleitung zweier Ordensbrüder zurück, und versetzte:

„Ja, Euer Majestät! wir besitzen einen Schatz; doch von allen unsern Mitbrüdern wissen nur wir drei von demselben, und erst wenn einer von dieser Zahl abstirbt, wird wieder der Älteste von den übrigen in unser Geheimniß eingeweiht, der jedoch den schwersten Eid ablegen muß, selbes aufs Heiligste zu bewahren.“

Der Kaiser that den frommen Vätern den Vorschlag, ihn zum vierten Bewahrer des Mystereums aufzunehmen, und erbot sich zum Eide. — Nach einigem Bedenken ließen die Priester dem Monarchen die Wahl, entweder den Schatz zu sehen, ohne zu erfahren, wo er liege, oder seinen Aufenthaltsort zu wissen, ohne ihn zu sehen, weil sie nach ihrem Schwur keinem vierten das Geheimniß in seinem ganzen Umfang mittheilen dürften. Karl wählte das erstere und wurde mit verbundenen Augen durch unterirdische Gänge in ein Gewölbe geführt, welches sich in drei Hallen theilte. Der Kaiser sah beim Scheine der Fackeln in der ersten große Massen von gegossenem Silber, in der zweiten einen ungeheuren Schatz an Goldstangen, und in der dritten eine zahllose Menge der kostbarsten Kirchengeräthe, Kreuze, Kelche, Monstranzen u. s. w., reich mit den edelsten Steinen besetzt. Alles dieses bewunderte der Monarch ohne ein Wort zu sprechen, und der Abt begann:

„Euer Majestät! dieser Schatz ist für Sie und Ihre Nachkommen gepart — er ist Ihr Eigenthum — nehmen Sie davon so viel Ihnen beliebt.“

Aber der gottesfürchtige Kaiser entgegnete: „Weit nichten; — Nimmer werde ich das Kirchengut antasten.“

Zum Andenken dieses Besuches bot der Abt seinem erlauchtem Gaste einen kostbaren Demantring dar; dieser schwur dem Geber, daß sein Geschenk nie von seinem Finger kommen sollte, und wurde sodann abermals mit verhärtetem Haupte aus den unterirdischen Gewölben geleitet.

Karl IV. bewahrte das Geheimniß des Schatzes zu Dypatowic wohl, und erst auf seinem Todtenbette sprach er davon mit einigen seiner Getreuesten; doch kam es sodann zur Kenntniß Mehrerer, und ein mächtiger Kanbritter, Johann von Perzmanintinec verband sich mit einem seiner Genossen, um den Schatz fortzutragen; sie kamen unter dem Anschein eines freundlichen Besuches zum Abt und wurden gastlich empfangen; aber allmählig mehrten sich ihre Knappen im Hofe, und sobald ihre Anzahl hinlänglich schien, die arglosen Klosterbewohner zu bezwingen, zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt und foderten unter den fürchterlichsten Drohungen von dem Abte die Auslieferung des Schatzes.

Der ehrwürdige Weiss widerstand dem Wäthen der Raubritter und selbst den Wäthern, wodurch sie ihn zum Gefändniß zwingen wollten, Raubhaft, und als sie endlich einsahen, daß ihr Loben fruchtlos und entweder kein Schag vorhanden, oder der Art unbesiegtbar sey, beraubten sie das Kloster, schwebelten zwei Wochen in beständigen Festen, wozu sie die benachbarte Ritterchaft einluden, und jagen dann, noch mit großer Beute beladen, von dannen.

König Wenzel lud die Raubritter zu wiederholten Malen vor sein Gericht, aber sie blieben aus, und in den Ururufen jener Zeit blieb ihr Frevol ganz unbestraft.

Nach dem Abzuge der Ritter sammelten sich die Klostersgeistlichen wieder und dungen Waffentnechte zu ihrem Schutz; aber im Verlauf des Hussitenkrieges wurde das Kloster abermals beraubt und von Grund aus zerstört, so daß auch nicht eine Spur mehr von diesem weitläufigen Gebäude zu sehen ist.

## 5.

## Eine böhmische Kriegsklist.

Am 23. Mai 1422 kamen die Prager vor das Schloß Karlstein gerückt, und huben an, es zu umlagern. Auf dem Pfaffenberge, welcher gegen Witternacht liegt, lagerten sich ihrer sechstausend und hatten bei sich eine große Büchse, die Jaromirzer genannt, und eine zweite, so die Ritzliger hieß, und vierzehn Doppelhaken und die Altschädeler Schleuder. Auf dem andern Berge, über dem Satnower Thale gegen Aufgang, lagerten sich wieder sechstausend; diese hatten eine große Büchse, die Prager genannt, zwölf Doppelhaken und die zweite Altschädeler Schleuder. Am dritten Berge, gegen Mittag, dem großen Saale gegenüber, lagerten sich abermals sechstausend, und hatten eine Kanone, Howorka mit Namen, zwölf Doppelhaken und die neue Neuschädeler Schleuder. Am vierten Berge, Jamorka, gegen Sonnenuntergang, lagerten sich ebenfalls sechstausend; ihre Kanone hieß Trubacza, und sie hatten acht Doppelhaken und zwei Schleudern, eine Neuschädeler und eine von Schlan.

Den ersten und zweiten Tag verschanzten sich die Belagerer; aber am dritten gingen sie an, die Besatzung gar graufam zu beschleßen, welches zwischen den Bergen gewaltig wiederhallte; doch die auf dem Schlosse wehrten sich tapfer, thaten oft Ausfälle, und kehrten, nachdem sie viele Feinde getödtet, wieder dahin zurück, um durch ihr Geschütz den Schaden noch zu vergrößern. Dagegen bedrängten die Prager das Schloß mit vielem Schießen, und wurden besonders viel Ziegel und Schiefer vom Dache zertrümmert; sie ließen die herrlichen Reineren Säulen, welche bereits zu Prag in der Kirche Maria Schnee gestanden, wieder von dort wegnehmen und nach Karlstein nehmen, weil sich dieser Stein leichtlich bearbeiten und zerschlagen ließ, und diese zerbrochenen Steine schleuderten sie, gleich Kugeln, in die Besatzung hinein; aber die Belagerten hatten auf alle Böden des Schlosses viel aus Stäben gestochene Horden und Büschel von Eichenholz legen lassen, welche sie mit dünnen Ochsenhäuten bedeckten, so daß die Feinde mit ihrem Schießpulver weder ein Gewölbe durchschlagen, noch sonst dem Gemäuer einen großen Schaden zufügen konnten, obgleich sie sehr fleißig schossen, denn aus der Prager Kanone ward täglich sechsmal, aus der Ritzliger zwölfmal, und aus den übrigen wohl hundertmal losgeschossen; auch warfen sie allershand Ras und Unrath, den sie aus Prag in Fässern herbeigeführt, in das Schloß hinein, damit die Belagerten durch den bösen Gestank erkranken möchten; aber diese hatten viel ungelöschten Kalk und Hättenrauch, womit sie das unreine Wesen bekreuzten; doch sind von dem unheillichen Gestank vielen die Zähne ausgefallen und andern lose geworden, bis sie zur Sommerzeit auf vierzehn Tage Waffenstillstand machten, und sich aus den Prager Apotheken Arzneien holten, ihre Zähne wieder fest zu machen.

Als der Waffenstillstand zu Ende gegangen war, schossen die Feinde wieder gewaltig nach dem Schlosse, und versuchten solches mit stürmender Hand einzunehmen; aber die Belagerten wehrten sich ritterlich, und als sie eines Tages einen Prager Bürger gefangen nahmen, hingen sie ihn oben aus dem Thurne, wohin am heftigsten geschossen wurde, an ein Seil, und gaben ihm einen Fuchschwanz in die Hand, womit er die hinangeschleuderten Kugeln und Steine, gleichwie mit einem Fliegenwedel, abkehren sollte. Dieses geschah entweder den Pragern zum Spott, oder damit sie sich seiner erbarmen und nicht so heftig dahin schießen sollten; aber der arme Mann blieb den ganzen Tag hängen, ohne daß seine Mitbürger seiner in Acht nahmen, und am Abend wurde er mehr durch der Belagerten als der Freunde Erbarmen wieder erlöset.

Nachher wurde ein zweiter Waffenstillstand geschlossen und die Prager luden einige der Belagerten zu sich herab auf einen Schmaus, wo sie selbe durch vier Tage nach einander (nämlich St. Wenzel, Michaelis, Hieronymi und Remigii Tag) gar herrlich bewirtheten; aber die Belagerten, welche schon großen Mangel litten, rühmten sich eines großen Ueberflusses an Brot, Fleisch, Vögeln, frischem Wildpret und Fischen, womit sie versicherten, noch drei Jahre auskommen zu können, welcher Rede viele der Belagerten Glauben schenkten und verdrießlich wurden gegen den Winter da zu verbleiben. Nach geendetem Schmause dankten die Gäste höchlich für die gute Bewirthung; aber als sie in die Burg zurückgekehrt waren, entstand ein gewaltiger Zwiespalt im Lager, und die meisten wollten nicht länger eine Besatzung belagern, die mit allem Nothwendigen so reich ausgestattet sey; auch meinten sie, die Karlsteiner müßten geheime Ausgänge durch die Berge haben, um sich mit Lebensmitteln zu versehen; endlich wurde beschloßen, man wolle noch bis Martini ausharren; dann aber, wenn die Besatzung noch nicht über sey, die Belagerung ganz aufheben.

Die Belagerten erfuhren alles dieses, und hatten eine große Freude darüber, und machten am Tage Allerheiligen einen neuen Stillstand, daß weder hinein noch heraus geschossen würde; aber schon nach acht Tagen begehrten wieder einige aus Karlstein ein Gespräch, und baten noch auf den folgenden Tag um einen abermaligen Stillstand, weil sie in der Burg eine stattliche Hochzeit begehen wollten, welches ihnen auch zugestanden wurde.

Als nun der zweite Tag herangekommen, ließen sie zum Tange heigen, pfeifen und trommeten, obgleich doch weder Braut noch Bräutigam, weder Brot noch Wein, weder Fleisch noch Fisch vorhanden war, und noch viel weniger getanzt wurde; aber als die Belagerer so große Lustbarkeit bemerkten, wurden sie sehr verdrossen und sprachen:

„Die Belagerten sind fröhlich und guter Dinge, essen, trinken und bankettiren, während wir hier Frost leiden, und daheim unsrer Gewerbe verschäumen. Wer wollte noch ferner sich einbilden ihre Besatzung einzunehmen, da doch alle Mühe umsonst ist, und wir wohl sehen, daß sie im Schlosse an allem Ueberflusse haben.“

Witterweile litten die im Schlosse große Noth, und hatten nichts mehr zu essen, als einen einzigen Bod, welcher im Schlosse herum lag; diesen stachen sie endlich ab, theilten ihn in vier Theile, und nachdem sie auf ein Viertel einige Reithaare aus einem alten Sattel gestreut hatten, sandten sie selbes dem obersten Feldhauptmann der Prager, welcher ein Schneider, mit Namen Johann Sedwika, war, ins Lager, und der Boten, welcher das Bodquartier überbrachte, reichte es jenem mit folgenden Worten dar:

„Herr oberster Feldhauptmann dieses Kriegsvolkes! der Hauptmann der belagerten Ritterchaft auf dem Schlosse, läßt Euch aufs Freundlichste danken, daß Ihr ihm solchen Stillstand zur Ausrichtung unsrer erhabenen Hochzeit bemilligt, und als tugendreiche Kriegsteute gehalten habt, wie sich auch der Bräutigam dafür schönstens bedanken läßt, und damit Ihr von seinen hochzeitlichen Freuden auch etwas genießen möget, so überbringt er Euch hiemit ein Rehviertheil, welches erst gestern geskillet worden ist.“

Der Hauptmann nahm das Geschenk, über welches er sich gar sehr verwunderte, mit Dank an, und die übrigen riefen einmüthig:

„Unsre Belagerung ist ganz und gar fruchtlos, weil sie uns nun bewiesen, daß sie sogar frisches Wildpret haben können, so sie nur nach selbem Belieben tragen. Es ist dieses ein sicheres Merkzeichen, daß sie aus dem Schlosse geheime Ausgänge haben müssen, und wir sie nimmermehr besiegen können.“

Und sie wollten auf keine Weise länger vor der Burg bleiben, sondern gingen am Martini-Tage an, ihr Lager abjubren, worüber die Belagerten eine große Freude hatten, und ihren Bod gar hoch lobten, daß er ihnen so viele tausende von graufamen Feinden verjagt habe.

Sigmund Krzbau, welchen damals die Städte zum böhmischen König erwählt hatten, war mit seinen Polen und Litauern auch vor Karlstein angekommen, und hatte sich unter dem Weingarten bei der Kapelle des heiligen Pancratius gelagert; als er nun den Tag nach Martini sah, wie alle, sammt dem Geschütze, von dannen aufbrachen, fragte er seinen Better Wasylko:

„Was sollen wir nun thun?“

Aber der Better entgegnete:

„Dieweil sich alle zum Abzug rüsten, so schied es sich wohl nicht anders, als daß wir ein Gleiches thun. Gar gerne hätte ich zwar den Karlstein von Innen gesehen, dieweil es

aber nicht seyn soll, so will ich mit selbem wenigstens noch einmal von Außen betrachten."

Mit diesen Worten ging der Prinz über den Kirchhof und näherte sich dem Schlosse von der Waldseite; aber wie er so hinauf schaute, schoß einer von den Belagerten oberhalb des Brunnens aus kleinem Schuß herunter und traf Bialisko in den Kopf, daß er alsobald todt niederfiel und nach Prag gebracht wurde, wo man ihn im Kloster zu St. Thomas begrub und ihm einen marmornen Leichenstein setzte.

Also wurden die Belagerten durch den Abzug ihrer ungetroffenen Gasse höchlich erfreut und diese grausame und hartnäckige Belagerung zu Ende gebracht.

## 6.

## Johann Bizka vor Raby.

(Zwischen den Städtchen Schüttenhofen und Horazdowitz liegt am Flusse Wottawa, auf einem ziemlich hohen Berge, die alte Bergveste Raby, das Stammschloß der Herren Schwihowsky von Riesenberg, welches wahrscheinlich im dreizehnten Jahrhundert erbaut wurde, und über dessen ersten Gründer es gänzlich an gründlichen Nachrichten fehlt; doch ertheilte der Hussitenkrieg dieser Veste eine große Wichtigkeit in der Geschichte Böhmens.)

Bizka stand an der Spitze eines ansehnlichen Heeres gegen König Sigismund; er hatte mehrere feste Burgen erobert, Klöster und Kirchen verwüthet, das königliche Heer bei Sudomieritz geschlagen, Auster zerstört, und dessen Gestein zum Bau seiner Veste Labor verwendet; aber als er hörte, daß viele von der Gegenparthei, Geistliche und Weltliche, mit ihren Schätzen auf die Burg Raby geflüchtet seyen, so rückte er mit Heeresmacht vor dieselbe, und da es den Belagerten an Lebensmitteln gebrach, sie auch noch auf einige Schonung von dem grausamen Hussitenanführer rechneten, so ward ihm die Veste übergeben; aber sie sahen sich in ihrer Hoffnung getäuscht, denn Bizka schleppte die Eigenthümer der Burg, Johann und Willim von Riesenberg mit sich fort, ließ den größten Theil der Besatzung niederhauen und sieben Priester im Angesichte des Schloßes verbrennen; ja sogar kostbare Geräthe wurden den Flammen übergeben, dann jagen die Laboriten von dannen und schleppten Rosse und Waffen mit sich fort.

Kaum hatte Bizka die Gegend verlassen, so nahmen die Königl. das Bergschloß wieder in Besitz, und Willim von Riesenberg, der sich der Gast der Hussiten schnell wieder entledigt hatte, sammelte einen Heerhaufen seiner Anhänger, setzte die Veste wieder in Vertheidigungszustand und versah sie sorgfältig mit Lebens- und Kriegsvorräthen.

Bizka hatte mittlerweile Prag vor dem Angriffe des Königs beschützt, Udalrich von Rosenberg von der Gegenparthei losgerissen und viele Gegenden des Pilsner Kreises mit Feuer und Schwert heimgesucht, als er zum zweitenmale vor Raby erschien; doch fand er nun eine standhaftere Gegenwehr — ein Sturm der Hussiten wurde tapfer abgeschlagen, und als der Feldherr, um einen günstigen Platz zum zweiten Angriffe auszuwählen, mit geringer Begleitung den Berg umritt und sich der Burg etwas näherte, schoß ein Ritter aus der Veste, mit Namen Koczowski, einen Pfeil auf ihn ab, und traf ihn oberhalb seines einzigen Auges. Bizka wurde ins Lager und dann nach Prag gebracht, um sich heilen zu lassen, während man die Belagerung aufschob, aber alle Nähe der Wundärzte war fruchtlos und Bizka verlor auch das eine Auge, doch blieb er, selbst blind, ein furchtbarer Feldherr und verbreitete auch nach diesem Vorfalle noch drei Jahre den Schreck unter seine Gegner.

Auf dem Schloß Raby wurde diese Begebenheit oberhalb des Schloßthores in Farben abgebildet, und Bialiskin hat dieses Gemälde noch gesehen: Bizka war darauf in voller Rüstung und mit einer Keule bewaffnet, abgebildet, und saß zu Pferde vor dem Thurm, hinter ihm einige gebarnichte Männer. Oben von dem Walle der Burg sandte Koczowski einen Pfeil nach dem Antlitze des Hussiten, dessen Wisse geöffnet war, und unter dem Bilde standen folgende Worte in böhmischer Sprache:

Koczowski.

„Bist du es, Bruder Bizka?"

Bizka.

„Ich bin's."

Koczowski.

„So bedede deine Wunde."

Der damalige Besitzer von Raby, Willim von Riesenberg war einer der tapfersten Ritter von der Parthei König Sigismunds, und auch seine Gemahlin, Plichta von Bis-

rotin, soll oft voll Muth an seiner Seite gekämpft haben; sein ältester Sohn, Puta, Obristandrichter im Königreich Böhmen, und ein Freund des berühmten Bohuslaw von Kockowitz, stellte die Veste sorgfältig wieder her, doch meldet uns kein böhmischer Historiker, zu welcher Zeit selbe — welche jetzt ganz in Trümmern liegt — zerstört worden ist.

## 7.

## Der Beschließerin Erzählung vom Langmantel.

Ohngefähr eine Stunde von Innsbruck liegt ein Schloß, welches von seiner Lage an einem großen Weiher auch Weihenburg genannt wird; in diesem weckte vor alten Zeiten ein Hausgeist, der wohl nicht viel weniger bekannt und berühmt war, als die weiße Frau von Neuhaus in Böhmen, da er mit derselben Sorgfalt und Bestissenheit sich des Schloßes annahm, und ob der Schicksale seiner Bewohner wachte.

Der gute Geist trug einen langen, schwarzen Mantel, der ihm hinten nachschleppte (wovon er den Namen Langmantel erhielt), um den Hals trug er eine altväterische Kravatte, einen hohen, spitzen Hut auf dem Haupte, und ein langer weißer Bart hing ihm über die Brust herunter; aber wie er gleichsam die Bewachung des ganzen Schloßes allein auf sich genommen, so duldete er weder in den Gärten und Forsten noch in den Ställen einen Wächter, noch weniger Hunde, welche er oft so erbärmlich zerpöbelte, daß man sie des folgenden Tages halb todt wieder fand, und so lange der Geist das Schloß bewachte, wurde niemals etwas von einem Diebstahl oder der geringsten Entfremdung gehört. Ueberdies erzählte eine bejahrte Beschließerin von dem Hausgeist Folgendes:

„Der Langmantel ist ein recht gutmüthiges Wesen, und mir seit dreißig Jahren in aller Arbeit zur Hand gegangen, so, daß ich endlich ganz vertraut mit ihm geworden, und es mir gar nicht mehr vorgekommen, als ob ich mit einem Geiste umginge; wenn er mir dann irgend einen Schabernack machte, so warf ich, was mir eben in die Hand kam, oder schlug nach ihm; aber da flog alles in die Luft, und er blies mir im Verschwinden so heftig ins Antlitz, daß ich mich wieder gar wohl erinnerte, mit wem ich es zu thun habe; auch wurde er bald wieder gut, und war mir in allen Dingen behilflich; wenn ich ihn finden wollte, so durfte ich meistens nur in den Saal gehen, wo Kaiser Maximilian einst den Abgesandten der Venetianer Audienz ertheilt hat, da sitzt er auf dem hölzernen Throne, als wollte er das Regiment über das Schloß führen; oft aber, wenn er nicht da war, konnte ich sicher darauf rechnen, ihn in der Küche, im Keller, oder sonst an einem Orte zu finden, wo die Menschen zu arbeiten pflegen, denen er sehr gewogen zu seyn scheint, obgleich er sich ihnen nicht immer zeigt. Vor allen aber hat Langmantel die Kinder lieb, und mischt sich gar zu gern in ihre unschuldigen Spiele. Eines Tages, als einige benachbarte Junkers und Fräuleins bei der lieben Jugend unseres gnädigen Herrn zu Gast waren, ich aber auf Befehl der Herrschaft ins benachbarte Dorf gehen mußte, um einige Geschäfte auszurichten, so führte ich all die adeligen Kintleins und meine eigenen ins große Tafelzimmer, trug ihnen allerhand Spielzeug, wohl schmedendes Badewerk und süße Früchte zu, damit sie sich in meiner Abwesenheit die Zeit vertreiben könnten, dann schloß ich die Thüre ab und ging mit meiner Wäsche ruhig fort; als ich aber nach geraumer Zeit wieder heim kam und die Thüre öffnete, fand ich die Kinder gar frohmüthig spielend, und zu meiner großen Verwunderung den Langmantel mitten unter ihnen. Meine Wäusche, welche dem gespenstlichen Hausfreund noch niemals gesehen hatte, erschaud über diesen Anblick so heftig, daß sie in Ohnmacht fiel, und ich wahrhaftig nicht wußte, ob ich ihr zuerst beistehen, oder den Hausgeist fortjagen sollte; ich drohte ihm mit der Faust, er aber machte Miene, als wollte er mir eine Ohrfeige geben, und spielte immer fort mit den Kindern, bis ich endlich in die Nebenstube ging und die Kinder hinaus rief, welche mir alle folgten, ohne etwas von ihrem verwunderlichen Spielgenossen vermerkt zu haben. Langmantel verschwand zornig, und während ich meiner Wäusche in ihrer Entkräftung bestand, hörte ich draußen ein Getöse, als ob all mein Küchensgeschir in tausend Stücken ginge; aber wie ich sodann in die Küche kam, fand ich zwar alle meine Töpfe durcheinander auf der Erde, doch ohne Schaden, und Langmantel lachte mich, aus der Ecke herab, brav aus, wie ich das zerbrechliche Wesen zusammen las."

Der ehrwürdige Greis widerstand dem Willen der Raubritter und selbst den Wartern, wodurch sie ihn zum Gefändniß zwingen wollten, handhaft, und als sie endlich einsahen, daß ihr Loben fruchtlos und entweder kein Schuß vorhanden, oder der Abt unbefieglich sei, betrauten sie das Kloster, schwebelten zwei Wochen in beständigen Festen, wozu sie die benachbarte Ritterschaft einluden, und zogen dann, noch mit großer Beute beladen, von dannen.

König Wenzel lud die Raubritter zu wiederholten Malen vor sein Gericht, aber sie blieben aus, und in den Urakuen jener Zeit blieb ihr Frevel ganz unbestraft.

Nach dem Abzuge der Ritter sammelten sich die Klostersgeistlichen wieder und dungen Waffentknechte zu ihrem Schuß; aber im Verlauf des Hussitenkrieges wurde das Kloster abermals betraubt und von Grund aus zerstört, so daß auch nicht eine Spur mehr von diesem weltläufigen Gebäude zu sehen ist.

## 5.

## Eine böhmische Kriegslist.

Am 28. Mai 1422 kamen die Prager vor das Schloß Karlsstein gerückt, und huben an, es zu umlagern. Auf dem Pfaffenberge, welcher gegen Wittenau liegt, lagerten sich ihrer sechstausend und hatten bei sich eine große Büchse, die Saromitzer genannt, und eine zweite, so die Ritzliger hieß, und vierzehn Doppelhaken und die Altsäbter Schleuder. Auf dem andern Berge, über dem Satnower Thale gegen Aufgang, lagerten sich wieder sechstausend; diese hatten eine große Büchse, die Prager genannt, zwölf Doppelhaken und die zweite Altsäbter Schleuder. Am dritten Berge, gegen Wittag, dem großen Saale gegenüber, lagerten sich abermals sechstausend, und hatten eine Kanone, Howorka mit Namen, zwölf Doppelhaken und die neue Neusäbter Schleuder. Am vierten Berge, Saworka, gegen Sonnenuntergang, lagerten sich ebenfalls sechstausend; ihre Kanone hieß Trubacza, und sie hatten acht Doppelhaken und zwei Schleudern, eine Neusäbter und eine von Schlan.

Den ersten und zweiten Tag verhängten sich die Belagerer; aber am dritten fingen sie an, die Besatzung gar grausam zu beschleßen, welches zwischen den Bergen gewaltig wiederhallte; doch die auf dem Schlosse wehrten sich tapfer, thaten oft Ausfälle, und kehrten, nachdem sie viele Feinde getödtet, wieder dahin zurück, um durch ihr Geschick den Schaden noch zu vergrößern. Dagegen bedrängten die Prager das Schloß mit vielem Schießen, und wurden besonders viel Stegel und Schiefer vom Dache zertrümmert; sie ließen die herrlichen Feinern Säulen, welche bereits zu Prag in der Kirche Marias Schnee gestanden, wieder von dort wegnehmen und nach Karlsstein nehmen, weil sich dieser Stein leichtlich bearbeiten und zerbrechen ließ, und diese zerbrochenen Steine schleuderten sie, gleich Kugeln, in die Besatzung hinein; aber die Belagerten hatten auf alle Höhen des Schloßes viel aus Stäben gestochene Horben und Büschel von Eichenholz legen lassen, welche sie mit dünnen Ochsenhäuten bedeckten, so daß die Feinde mit ihren Schleudern weder ein Gewölbe durchschlagen, noch sonst dem Gemäuer einen großen Schaden zufügen konnten, obschon sie sehr fleißig schossen, denn aus der Prager Kanone ward täglich sechsmal, aus der Ritzliger zwölfmal, und aus den übrigen wohl hundertmal losgeschossen; auch warfen sie allerhand As und Urath, den sie aus Prag in Fässern herbeigeführt, in das Schloß hinein, damit die Belagerten durch den bösen Gestank erkranken möchten; aber diese hatten viel ungelöschten Kalk und Stättenrauch, womit sie das unreine Wesen bestreuten; doch sind von dem unerblicklichen Gestank vielen die Zähne ausgefallen und andern lose geworden, bis sie zur Sommerzeit auf vierzehn Tage Waffenstillstand machten, und sich aus den Prager Apotheken Arzneien holten, ihre Zähne wieder fest zu machen.

Als der Waffenstillstand zu Ende gegangen war, schossen die Feinde wieder gewaltig nach dem Schlosse, und versuchten solches mit stürmender Hand einzunehmen; aber die Belagerten wehrten sich ritterlich, und als sie eines Tages einen Prager Bürger gefangen nahmen, hingen sie ihn oben aus dem Thurme, wohin am heftigsten geschossen wurde, an ein Seil, und gaben ihm einen Fuchschwanz in die Hand, womit er die hinangeschleuderten Kugeln und Steine, gleichwie mit einem Fliegenwedel, abkehren solle. Dieses geschah entweder den Prager zum Spott, oder damit sie sich seiner erbarmen und nicht so heftig dahin schießen sollten; aber der arme Mann blieb den ganzen Tag hängen, ohne daß seine Mitbürger seiner in Acht nahmen, und am Abend wurde er mehr durch der Belagerten als der Fremde Erbarmen wieder erlöst.

Nachher wurde ein zweiter Waffenstillstand geschlossen und die Prager luden einige der Belagerten zu sich herab auf einen Schmaus, wo sie selbe durch vier Tage nach einander (nämlich St. Benzeslai, Michaelis, Hieronymi und Remigii Tag) gar herrlich bewirtheten; aber die Belagerten, welche schon großen Mangel litten, rühmten sich eines großen Ueberflusses an Brot, Fleisch, Vögeln, frischem Wildpret und Fischen, womit sie versicherten, noch drei Jahre auskommen zu können, welcher Rede viele der Belagerer Glauben schenkten und verdrüsslich wurden gegen den Winter da zu verbleiben. Nach geendetem Schmause dankten die Gäste höflich für die gute Bewirthung; aber als sie in die Burg zurückgekehrt waren, entstand ein gewaltiger Zwiespalt im Lager, und die meisten wollten nicht länger eine Besatzung belagern, die mit allem Nothwendigen so reich ausgestattet sei; auch meinten sie, die Karlssteiner müßten geheime Ausgänge durch die Berge haben, um sich mit Lebensmitteln zu versehen; endlich wurde beschloßen, man wolle noch bis Martini ausharren; dann aber, wenn die Besatzung noch nicht über sei, die Belagerung ganz aufheben.

Die Belagerten erfuhren alles dieses, und hatten eine große Freude darüber, und machten am Tage Allerheiligen einen neuen Stillstand, das weder hinein noch heraus geschossen würde; aber schon nach acht Tagen begehrten wieder einige aus Karlsstein ein Gespräch, und baten noch auf den folgenden Tag um einen abermaligen Stillstand, weil sie in der Burg eine stattliche Hochzeit begehren wollten, welches ihnen auch zugestanden wurde.

Als nun der zweite Tag herangekommen, ließen sie zum Tanze hegen, pfeifen und trommeten, obschon doch weder Braut noch Bräutigam, weder Brot noch Wein, weder Fleisch noch Fisch vorhanden war, und noch viel weniger getanzet wurde; aber als die Belagerer so große Lustbarkeit bemerkten, wurden sie sehr verdrossen und sprachen:

„Die Belagerten sind fröhlich und guter Dinge, essen, trinken und bankettiren, während wir hier Frost leiden, und daheim unser Gewerbe veräußern. Wer wollte noch fernere sich einbilden ihre Besatzung einzunehmen, da doch alle Mühe umsonst ist, und wir wohl sehen, daß sie im Schlosse an allem Ueberflusse haben.“

Mittlerweile litten die im Schlosse große Noth, und hatten nichts mehr zu essen, als einen einzigen Bod, welcher im Schlosse herum lag; diesen stachen sie endlich ab, theilten ihn in vier Theile, und nachdem sie auf ein Viertel einige Rehhare aus einem alten Sattel gestreut hatten, sankten sie selbst dem obersten Feldhauptmann der Prager, welcher ein Schneider, mit Namen Johann Sedwika, war, ins Lager, und der Bote, welcher das Bodswierthell überbrachte, reichte es jenem mit folgenden Worten dar:

„Herr oberster Feldhauptmann dieses Kriegsvolkes! der Hauptmann der belagerten Ritterschaft auf dem Schlosse, läßt Euch auf's Freundlichste danken, daß Ihr ihm solchen Stillstand zur Ausrichtung unsrer ehrbaren Hochzeit bewilligt, und als tugendreiche Kriegsteute gehalten habt, wie sich auch der Bräutigam dafür schönstens bedanken läßt, und damit Ihr von seinen hochzeitlichen Freuden auch etwas genießen möget, so übersendet er Euch hiemit ein Rehwierthell, welches erst gestern gefället worden ist.“

Der Hauptmann nahm das Geschenk, über welches er sich gar sehr verwunderte, mit Dank an, und die übrigen riefen einmüthig:

„Unsre Belagerung ist ganz und gar fruchtlos, weil sie uns nun bewiesen, daß sie sogar frisches Wildpret haben können, so sie nur nach selbem Belieben tragen. Es ist dieses ein sicheres Merkzeichen, daß sie aus dem Schlosse geheime Ausgänge haben müssen, und wir sie nimmermehr besiegen können.“

Und sie wollten auf keine Weise länger vor der Burg bleiben, sondern fingen am Martini-Tage an, ihr Lager abzubrechen, worüber die Belagerten eine große Freude hatten, und ihren Bod gar hoch lobten, daß er ihnen so viele tausende von grausamen Feinden verjagt habe.

Sigmund Korbut, welchen damals die Städte zum böhmischen König erwählt hatten, war mit seinen Polen und Lithauern auch vor Karlsstein angekommen, und hatte sich unter dem Weingarten bei der Kapelle des heiligen Pancratius gelagert; als er nun den Tag nach Martini sah, wie alle, sammt dem Geschloße, von dannen-aufbrachen, fragte er seinen Better Wasylko:

„Was sollen wir nun thun?“

Aber der Better entgegnete:

„Dieweil sich alle zum Abzug rüsten, so schickt es sich wohl nicht anders, als daß wir ein Gleiches thun. Gar gerne hätte ich zwar den Karlsstein von Innen gesehen, dieweil es

aber nicht seyn soll, so will ich mit selber wenigstens noch einmal von Außen betrachten.“

Mit diesen Worten ging der Prinz über den Kirchhof und näherte sich dem Schlosse von der Waldseite; aber wie er so hinauf schaute, schoß einer von den Belagerten oberhalb des Brunnens aus kleinem Schuß herunter und traf Biazko in den Kopf, daß er alsobald todt niederfiel und nach Prag gebracht wurde, wo man ihn im Kloster zu St. Thomas begrub und ihm einen marmornen Leichenstein setzte.

Also wurden die Belagerten durch den Abzug ihrer ungebetenen Gäste höchlich erfreut und diese grausame und harte nächtliche Belagerung zu Ende gebracht.

## 6.

## Johann Bizka vor Raby.

(Zwischen den Städten Schüttenhofen und Horazdowitz liegt am Flusse Wottawa, auf einem ziemlich hohen Berge, die alte Bergveste Raby, das Stammschloß der Herren Schwihowsky von Riesenberg, welches wahrscheinlich im dreizehnten Jahrhundert erbaut wurde, und über dessen ersten Gründer es gänzlich an gründlichen Nachrichten fehlt; doch ertheilte der Hussitenkrieg dieser Veste eine große Wichtigkeit in der Geschichte Böhmens.)

Bizka stand an der Spitze eines ansehnlichen Heeres gegen König Sigismund; er hatte mehrere feste Burgen erobert, Klöster und Kirchen verwüstet, das königliche Heer bei Sudomieritz geschlagen, Aulie zerstört, und dessen Festen zum Bau seiner Werke Labor verwendet; aber als er hörte, daß viele von der Gegenparthei, Geistliche und Weltliche, mit ihren Schätzen auf die Burg Raby geflüchtet seyen, so rückte er mit Heeresmacht vor dieselbe, und da es den Belagerten an Lebensmitteln gebrach, sie auch noch auf einige Schonung von dem grausamen Hussitenanführer rechneten, so ward ihm die Veste übergeben; aber sie sahen sich in ihrer Hoffnung getäuscht, denn Bizka schleppte die Eigenthümer der Burg, Johann und Willim von Riesenberg mit sich fort, ließ den größten Theil der Besatzung niederhauen und sieben Priester im Angesichte des Schloßes verbrennen; ja sogar kostbare Geräthe wurden den Flammen übergeben, dann jogen die Laboriten von dannen und schleppten Rosse und Waffen mit sich fort.

Kaum hatte Bizka die Gegend verlassen, so nahmen die Königlichen das Bergschloß wieder in Besitz, und Willim von Riesenberg, der sich der Haft der Hussiten schnell wieder entledigt hatte, sammelte einen Heerhaufen seiner Anhänger, setzte die Veste wieder in Vertheidigungszustand und verließ sie sorgfältig mit Lebens- und Kriegsvorräthen.

Bizka hatte mittlerweile Prag vor dem Angriffe des Königs beschützt, Udárlach von Rosenberk von der Gegenparthei losgerissen und viele Gegenden des Pilsner Kreises mit Feuer und Schwert heimgesucht, als er zum zweitenmale vor Raby erschien; doch fand er nun eine standhaftere Gegenwehr — ein Sturm der Hussiten wurde tapfer abgeschlagen, und als der Feldherr, um einen günstigen Platz zum zweiten Angriff auszuwählen, mit geringer Begleitung den Berg umritt und sich der Burg etwas näherte, schoß ein Ritter aus der Veste, mit Namen Koczowski, einen Pfeil auf ihn ab, und traf ihn oberhalb seines einzigen Auges. Bizka wurde ins Lager und dann nach Prag gebracht, um sich heilen zu lassen, während man die Belagerung aufhob, aber alle Mühe der Wundärzte war fruchtlos und Bizka verlor auch das eine Auge, doch blieb er, selbst blind, ein furchtbarer Feldherr und verbreitete auch nach diesem Vorfälle noch drei Jahre den Schreck unter seine Gegner.

Auf dem Schloß Raby wurde diese Begebenheit oberhalb des Schloßthores in Farben abgebildet, und Balbin hat dieses Gemälde noch gesehen: Bizka war darauf in voller Rüstung und mit einer Keule bewaffnet, abgebildet, und saß zu Pferde vor dem Thurm, hinter ihm einige geharnischte Männer. Oben von dem Walle der Burg sandte Koczowski einen Pfeil nach dem Antlitze des Hussiten, dessen Wirth geoffen war, und unter dem Bilde standen folgende Worte in böhmischer Sprache:

Koczowski.

„Bist du es, Bruder Bizka?“

Bizka.

„Ich bin's.“

Koczowski.

„So bedecke deine Wüthe.“

Der damalige Besitzer von Raby, Willim von Riesenberg war einer der tapfersten Ritter von der Parthei König Siegmunds, und auch seine Gemahlin, Plüchta von Bi-

rotin, soll oft voll Muth an seiner Seite gekämpft haben; sein ältester Sohn, Puta, Obristandrichter im Königreich Böhmen, und ein Freund des berühmten Bohuslaw von Lobkowitz, stellte die Veste sorgfältig wieder her, doch meldet uns kein böhmischer Historiker, zu welcher Zeit selbe — welche jetzt ganz in Trümmern liegt — zerstört worden ist.

## 7.

## Der Beschließerin Erzählung vom Langmantel.

Ungefähr eine Stunde von Innsbruck liegt ein Schloß, welches von seiner Lage an einem großen Weiher auch Weiherburg genannt wird; in diesem weilt vor alten Zeiten ein Hausgeist, der wohl nicht viel weniger bekannt und berühmt war, als die weiße Frau von Neuhaus in Böhmen, da er mit derselben Sorgfalt und Bestiftenheit sich des Schloßes annahm, und ob der Schicksale seiner Bewohner wachte.

Der gute Geist trug einen langen, schwarzen Mantel, der ihm hinten nachschleppte (wovon er den Namen Langmantel erhielt), um den Hals trug er eine altväterische Krone, einen hohen, spitzen Hut auf dem Haupte, und ein langer weißer Bart hing ihm über die Brust herunter; aber wie er gleichsam die Bewachung des ganzen Schloßes allein auf sich genommen, so duldete er weder in den Gärten und Forsten noch in den Säulen einen Wächter, noch weniger Hunde, welche er oft so erbärmlich zerpeitschte, daß man sie des folgenden Tages halb todt wieder fand, und so lange der Geist das Schloß bewachte, wurde niemals etwas von einem Diebstahl oder der geringsten Entfremdung gehört. Ueberdies erzählte eine bejahrte Beschließerin von dem Hausgeist Folgendes:

„Der Langmantel ist ein recht gutmüthiges Wesen, und mir seit dreißig Jahren in aller Arbeit zur Hand gegangen, so, daß ich endlich ganz vertraut mit ihm geworden, und es mir gar nicht mehr vorgekommen, als ob ich mit einem Geiste umginge; wenn er mir dann irgend einen Schabernack machte, so warf ich, was mir eben in die Hand kam, oder schlug nach ihm; aber da stog alles in die Luft, und er blies mir im Verschwinden so heftig ins Antlitz, daß ich mich wieder gar wohl erinnerte, mit wem ich es zu thun habe; auch wurde er bald wieder gut, und war mir in allen Dingen derhilfflich; wenn ich ihn finden wollte, so durfte ich meistens nur in den Saal gehen, wo Kaiser Maximilian einst den Abgesandten der Venetianer Kubienz ertheilt hat, da sitzt er auf dem hölzernen Throne, als wollte er das Regiment über das Schloß führen; oft aber, wenn er nicht da war, konnte ich sicher darauf rechnen, ihn in der Küche, im Keller; oder sonst an einem Orte zu finden, wo die Menschen zu arbeiten pflegen, denen er sehr gewogen zu seyn scheint, obgleich er sich ihnen nicht immer zeigt. Vor allen aber hat Langmantel die Kinder lieb, und mischt sich gar zu gern in ihre unschuldigen Spiele. Eines Tages, als einige benachbarte Junkers und Fräuleins bei der lieben Jugend unsern gnädigen Herrn zu Gast waren, ich aber auf Befehl der Herrschaft ins benachbarte Dorf gehen mußte, um einige Geschäfte auszurichten, so führte ich all die adeligen Kindleins und meine eigenen ins große Tafelzimmer, trug ihnen allerhand Spielzeug, wohl-schmeckendes Backwerk und süße Früchte zu, damit sie sich in meiner Abwesenheit die Zeit vertreiben könnten, dann schloß ich die Thüre ab und ging mit meiner Ruhme ruhig fort; als ich aber nach geraumer Zeit wieder heim kam und die Thüre öffnete, fand ich die Kinder gar frohmüthig spielend, und zu meiner großen Verwunderung den Langmantel mitten unter ihnen. Meine Ruhme, welche den gespenstlichen Hausfreud noch niemals gesehen hatte, erschrad über diesen Anblick so heftig, daß sie in Ohnmacht fiel, und ich wahrhaftig nicht wußte, ob ich ihr zuerst beistehen, oder den Hausgeist fortjagen sollte; ich drohte ihm mit der Faust, er aber machte Miene, als wollte er mir eine Ohrfeige geben, und spielte immer fort mit den Kindern, bis ich endlich in die Nebenküche ging und die Kinder hinaus rief, welche mir alle folgten, ohne etwas von ihrem verwunderlichen Spielgenossen vermerkt zu haben. Langmantel verschwand zornig, und während ich meiner Ruhme in ihrer Entkräftung bestand, hörte ich draußen ein Getöse, als ob all mein Küchengeschirr in tausend Stücken ginge; aber wie ich sodann in die Küche kam, fand ich zwar alle meine Töpfe durcheinander auf der Erde, doch ohne Schaden, und Langmantel lachte mich, aus der Ecke herab, brav aus, wie ich das zerbrechliche Wesen zusammen las.“

## 8.

## Der Ritter und sein Hund.

Vor alter Zeit hatte ein sehr tapftrer Ritter aus eblem Geschlechte im heiligen römischen Reich ein gar geliebten, kleinen Sohn, der ungefähr ein halbes Jahr alt war, und damit es ihm an Pflege und Sorgfalt nicht fehlen möge, hielt er drei Ammen für das kleine Kind.

Eines Tages hatte der Ritter ein glanzvolles Stechen veranstaltet, welchem auch seine Gemahlinn mit ihrem ganzen Hofgesinde bewohnte, so daß das Kind mit den drei Ammen allein im Saale blieb, als aber der Schall der Trommeten verkündete, daß die Herrschaften auf die Stechbahn zögen, da liefen die Ammen auch fort und ließen das Kindlein ganz allein in seiner Wiege; es blieb niemand in dem Saale, als ein Falke und ein getreuer Hund, den der Ritter gar lieb hatte und sich oft mit ihm die Zeit vertrieb; (Der Hund hatte diese Weiße, wenn sein Herr gegen einen andern Ritter ritt oder turnirte, vor ihm aufzuspringen, oder wenn ihm dieses nicht gelang, so fiel er den fremden Pferden in den Schwanz, um jenem den Sieg zu erleichtern.) Diesmal lag er im Saal und schlummerte, als eine große Schlange, die in einem Loch verborgen gelegen, hervorkroch, um das Kindlein in der Wiege zu tödten — das sah der Falke und konnte in der Angst nur seine Stange erschüttern, daß die Schellen erklangen und den Hund aus seiner Ruhe erweckten, der schnell auf die Schlange zutief und sie angriff, als sie eben die Wiege erreicht hatte — die Schlange blies ihn an — er ergriß sie in der Mitte des Leibes mit seinen scharfen Zähnen, und es begann ein fürchterlicher Kampf, denn die Schlange wehrte sich nach ihrer Art mit Stich, Biß und Gift, so daß sie dem Hund viele Wunden beibrachte, der in dem Streit die Wiege mit sammt dem Kinde umwarf, doch blieb jene auf den vier Knöpfen liegen, und es geschah dem Kinde nichts zu leide; aber dem treuen Hunde gelang es endlich, die Schlange in Stücke zu zerbeißen, worauf er sich, von großem Blutverlust ganz ermattet, neben die Wiege hialegte, um auszuruhen.

Um diese Zeit hatte auch das Stechen ein Ende; aber wie die Ammen wieder in den Saal kamen; die Wiege umgestürzt und alles voll Blut sahen, da erhoben sie eine große Wehklage und meinten nicht anders; als der Hund habe das Kindlein zu todt gebissen; — in großem Leid rangen sie die Hände, doch fiel es keiner ein, die Wiege aufzuheben, sondern sie ließen der Burgfrau entgegen und sagten ihr, wie das arme Schindeln von dem Hunde todgebissen sey. Als der Ritter von der Stechbahn in seine Gemächer kam, fand er lauter Weinen und Schreien, und die Frau entgegnete auf seine Frage: „Weh uns, mein Gemahl! denn unser Kindlein ist hin, und dein Hund hat es todt gebissen.“

Erschrocken und erkönt eilte der Ritter in den Saal, und, wie er die Wiege umgestürzt und den Saal voll Blut sahen, da zweifelte er nicht mehr an der Wahrheit dessen, was man ihm erzählt, und als sein getreuer Hund, ihn erblickend, so schwach er auch war, sich erhob und mit wedelndem Schwweif auf ihn zukam, da war er auch ganz blutig, und der Ritter zog sein Schwert und hieb das arme Thier mitten von einander — dann ging er erst den Saal entlang und hob die Wiege auf — aber darin fand er sein Kind ganz unversehrt, das ihn mit Lächeln ansah, und neben der Wiege erblickte er die zerbißene, ungeheure Schlange; da konnte er leicht errathen, daß sie der Hund erwürgt, und dadurch das Leben seines jungen Sohnes errettet habe; gar sehr bereute er, so große Treue mit dem Tode befohnt zu haben, und zerbrach sein Schwert in drei Stücke, feierlich gelobend, kein Ritterspiel mehr zu treiben und aller Kurzweil zu entsagen.

Der Ritter war dann stets ein sorgfamer Vater und Burgherr, und erlebte große Freude an dem so wunderbar geretteten Sohne.

## 9.

## Das Haupt im Blumentopf.

Ein reicher Kaufmann in Messina hatte drei Söhne und eine Tochter, welche letztere Lisbetta hieß, und so schön und lieblich war, daß viele reiche und angesehenen Jünglinge um ihre Hand warben, ohne daß jemals sich ihr Herz für einen entschieden hätte.

Als nun der alte Kaufmann starb, beschloßen die Söhne, sie wollten ferner beisammen bleiben und die Handlung fortführen, auf gleichen Gewinn und Verlust; auch ging ihr Handel gar wohl von Statten, und sie gewannen große Summen, wozu vorzüglich ein getreuer Handlungsdiener viel beitrug; dieser hieß Lorenz und war ein Teufcher, so hold an Gestalt,

als reich an Geschick zu allen Geschäften und ehrbar an Wandel; der aber fühlte sein Herz verwundet von dem Liebreiz der schönen Lisbetta, daß er seine Gedanken gar nicht mehr von ihr ablenken konnte. Der Jungfrau ging es nicht besser, und nachdem sie sich einige Zeit in heimlichem Sehnen schier verzehrt, bekannten sie sich wechselseitig ihre Liebe und waren so glücklich in ihrem Besitze, daß sie der Zukunft gar nicht gedachten; aber wie das Sprichwort sagt, daß die Liebe sich nicht verbergen lasse, so währte ihr Verhältniß kaum ein Vierteljahr, als Lisbetta's Brüder es inne wurden, und der eine sprach:

„Meine Brüder! mir kommt vor, daß es in unserm Hause nicht steht, wie es soll, denn ich habe allerhand Blicke zwischen Lisbetta und unserm Knecht gesehen, die mich das Schlimmste befürchten lassen; drum, so es euch gefällt, will ich mich heute Nacht unter ihr Bett verstecken, und wenn es wahr ist, daß der Knecht heimlich zu ihr schleicht, so soll er seinen Lohn dafür erhalten.“

Der Rath gefiel den beiden Brüdern sehr wohl, und Abends kroch der Älteste unter das Bett — dann kam Lisbetta in ihr Gemach, legte sich aber nicht nieder, sondern stand am Fenster und sah so lange in den nächtlichen Sternentanz, bis Lorenz zu ihr schlich, und sie unter süßem Geschwätz die Nacht hinbrachten. Am Morgen, wie der Jüngling fortgegangen war, legte sich Lisbetta nieder, und war kaum eingeschlummert, als der älteste Bruder unter dem Bette hervorkroch, den beiden andern Nachricht zu geben, und rief:

„Greift zu den Waffen, meine Brüder! denn der niedrige Knecht magt es, seine Augen zu der Schwester seiner Herren zu erheben, und hat die ganze Nacht in ihrer Kammer zugebracht, drum muß er das Leben verlieren — wir wollen diesen Morgen einen Spaziergang in den Wald machen und den Lorenz mitnehmen, daß wir unsre Hausherrin an dem teutschen Verräther rächen.“

Nach dem Frühstück aber sprachen sie:

„Wir drei wollen heut in den Wald spazieren gehen, und Lorenz soll uns begleiten; aber du, Lisbetta! bleibst daheim, das Haus zu bewahren.“

Dann gingen sie alle drei fort, und Lorenz folgte seinen Herren, wie ihm geheißen worden; aber er sah sich vielmal nach seiner geliebten Lisbetta um, die er nimmer wieder sehen sollte.

Als alle vier in den tiefen Wald gekommen waren, da begann der Älteste Bruder:

„Lorenz, du ungetreuer Knecht! du hast unsre Schwester, deine Herrin, zur Liebe verführt, darum mußt du sogleich sterben.“

Da fiel Lorenz auf die Knie und bat, sie möchten ihm sein Leben lassen; aber der eine durchstieß ihn sogleich mit seinem Schwerte, und die beiden andern versetzten ihm viele tiefe Wunden, so daß er seine Seele Gott befeh und verschied. Dann machten die drei Mörder ein tiefes Grab, gruben den zerhauten Leib ein, und kehrten heim, wo Lisbetta schon vor dem Hause stand, und fragte, wo Lorenz geblieben sey?

Da erwiderte ein Bruder:

„Nach dem sollst du nimmer fragen, denn er hat uns viel Gut geraubt, und ist heimlich damit fortgezogen.“

Aber Lisbetta entgegnete:

„Ich hoffe, das ist nicht wahr.“

Da wurden die Brüder zornig und verboten ihr bei schwerer Strafe, den Lorenz jemals wieder zu nennen; aber Lisbetta wurde es gar schwer ums Herz, sie ging in ihre Kammer, wo sie sehr weinte, und mit erklickter Stimme ausrief:

„O mein geliebter Lorenz! wo willst du fern von mir?“

Solche Klagen führte die Jungfrau schier einen Monat, und als sie inmitten einer Nacht unter bitteren Thränen einschlummert war, da erschien ihr im Traumbesicht der blutige Lorenz und sprach leuzend zu ihr:

„Wehe uns, Lisbetta, dreimal Weh; du wirst mich nimmer sehen, und darfst nicht nach mir fragen, denn deine Brüder haben mich meuchelmörderlich getödtet, und heute ist es der dreißigste Tag, seit sie mich dort im Walde unter eine Linde begraben haben, deren Stamm mit meinem Blute besprüßt ist. Drum rufe mich nicht, denn ich kann nicht mehr zu dir kommen, und du mehrst dadurch nur meine Leiden. Behalte dich Gott, Lisbetta! ich muß von hinnen.“

Mit diesen Worten verschwand der Geist und Lisbetta erwachte alsbald; aber als sie ihr Lager verließ, war sie sehr matt, und bat ihre Brüder gar freuntlich, sie sollten sie in einen Garten spazieren gehen lassen, dann nahm sie ihre treue Magd mit sich, die um alle ihre Heimlichkeiten wußte, und ging eilig mit ihr in den Wald, wo sie nach langem Suchen eine große Linde fanden, die ihre Kiste weit herum ausbreitete und unten am Stamm mit Blut besetzt war — das sah

Lisbetta, und sank ohnmächtig nieder; aber als sie die Magd gelobt und wieder zu sich gebracht hatte, da sahen sie einen Hügel von neu aufgeworfener Erde, den gruben sie auf und fanden den blutigen Leichnam des armen Lorenz; Lisbetta küßte seine tiefen Wunden, und hätte gern den ganzen Leichnam mit sich heim genommen; weil dies aber nicht anging, so löste sie das Haupt vom Rumpfe, und trug dieses, in ein grünes Tuch verpackt, mit sich fort, und, ihres großen Verzeihens gedenkend, zerraupte sie ihr Paar, rang die Hände und rief:

„Du du grimmiger Tod! der du mir die Banne meines Lebens geraubt hast — komm und mache auch mir in schnelles Ende!“

Die beiden Jungfrauen gruben den Leichnam wieder ein, und als Lisbetta heim gekommen war, schloß sie die Thüre ihrer Kammer ab, und zog das Todtenhaupt hervor, küßte solches vielmals und ließ ihren Klagen freien Lauf — dann balsamirte sie das Haupt mit kostbaren Ingredienzen ein, schlug es wieder in das grüne Tuch und legte es in einen großen Blumentopf, that frische Erde darauf und pflanzte in selbe ein Rosmarinreiß, aus welchem ihr einst nach ihrem Tode die Brautkrone gewunden werden sollte. So oft die Jungfrau am Morgen ihr Lager verließ, ging sie zu ihrem Blumentopf, begoß ihn mit ihren Thränen und köstlichem Rosenwasser, daß der Rosmarinstock gar lustig grünte und gedieh, und Lisbetta gewann den Blumentopf so lieb, daß sie endlich den ganzen Tag bei ihm verweilte.

Als solches die grausamen Brüder bemerkten, wurden sie neugierig, was wohl in diesem Blumentopf seyn müsse; sie entwendeten ihr selbst in der Nacht, und wie Lisbetta aufstand und ihn nicht mehr sah, rief sie:

„O Weh! nun muß ich sterben, denn ich habe meinen Rosmarinstock verloren!“

Lisbetta fiel zu Boden und wurde sehr krank, während die Brüder den Blumentopf durchsuchten, ob sie etwa einen Schatz darin verborgen habe; aber als sie den Topf umkehrten und den Rosmarin und die Erde herausgeworfen hatten, fanden sie das Haupt und erschraden gar sehr, weil sie sogleich die Bäume des ermordeten Lorenz erkannten; sie verbargen das Haupt, nahmen ihre Daarschaft zusammen und flohen, aus Furcht vor der Strafe, ins Königreich Neapel hinüber; nach ihrer Abreise fand eine Frau den Blumentopf und brachte ihn der bekümmerten Lisbetta, welche allsogleich sich im Bette aufrichtete und solchen darreichen ließ; aber das Haupt war nicht mehr darin, und wie sie dieses sah, fiel sie ins Bette zurück, und gab die Seele auf.

Da erzählte die treue Magd die ganze Geschichte, wie Lorenz im Walde ermordet läge, worauf man seinen Leib von dort abholte, und, nachdem man auch das Haupt gefunden, beide Leichname in ein Grab legte, wo sie nun wenigstens im Tode ungetrennt blieben

## 10.

## Der Jugend Sieg und Leid.

Hieronymus, ein Bürgerssohn zu Florenz, entbrannte einst in heftige Liebe für die holde Sylvia, die eines Schneiders Tochter in seiner Vaterstadt, aber so schön und züchtig war, wie keine Jungfrau in der Stadt.

Sylvia erwiderte die Zuneigung des Jünglings, wie es einer ehrbaren Jungfrau ziemt, und so erfreuten sie sich einer wahren und tugendhaften Liebe, bis endlich die Mutter des Hieronymus dahinter kam, und weil sie besorgte, er möchte sein Liebchen zum Weibe nehmen, sandte sie ihn alsbald nach Paris, hoffend, er werde dort seine Liebe vergessen; aber diese wuchs von Tage zu Tage und er konnte keine andere Freude finden, als wenn er zärtliche Lieder an seine Geliebte dichtete. So vergingen zwei Jahre, und als Hieronymus wieder heim kam und hörte, daß seine Sylvia verheiratet sey, da ging er unmutig vor ihrem Hause spazieren und verabsäumte weder bei Nacht noch bei Tage, ihr Zeichen seiner noch immer glühenden Liebe zu geben; aber Sylvia benahm sich, wie es einer tugendhaften Ehefrau zusteht, that nicht dergleichen, als ob sie ihn bemerkte, und wandte jederzeit ihr Antlitz von ihm ab.

Hieronymus grämte sich sehr ob dieser großen Strenge, und beschloß zu sterben, so es ihm nicht gelänge, ihr Herz wieder zu gewinnen; so stieg er eines Abends, als Sylvia und der Mann auswärts gelassen waren, in ihr Haus und Schlafkammerlein; darin verdeckte er sich, und wie der Mann fest eingeschlafen war, erweckte er die Geliebte und sprach zu ihr mit leiser Stimme:

„Erstreck nicht, Herzliebchen! ich bin Hieronymus, dein Getreuer.“

Die Frau trieb ihn ernstlich von sich, und entgegnete:

„Weh eiland von dannen, denn ich bin eines Andern Herzliebste und so du mich nicht augenblicklich verlässest, werde ich meinen Mann wecken.“

So schön und rührend der verliebte Hieronymus sichte, war doch all sein Bitten an der tugendhaften Frau verloren, und er schloß mit den Worten:

„Ich bin ganz von Frost erstarrt, vergönne mir daher nur, daß ich mich eine Viertelstunde hier erwärme, dann will ich dir nimmer zur Last fallen.“

Zum Theil aus Mitleid, noch mehr aber, daß er sein Wort halten möge, vergönnte Sylvia ihrem unglücklichen Liebhaber, daß er an ihrer Seite am Bette sich erwärmen möge; aber sein Herz war so betrübt, daß, an der Seite der keuschen Frau liegend, der Gedanke, wie er nun gar keine Hoffnung mehr habe, ihm selbes brach und er plötzlich verschied. Sylvia meinte, er sey eingeschlafen; aber als sie sich bemühte, ihn zu erwecken, lag er eiskalt und todt ausgestreckt — da erweckte sie ihren Mann und sprach zu ihm:

„Mein Mann! was würdest du wohl thun, wenn einer zu mir herein stiege und wider meinen Willen bei mir schlafen wollte, und nachdem ich ihm mit strafenden Worten sein Begehren abgeschlagen, siele er um, und stürbe daran?“

Da entgegnete der Mann:

„Je nun, ich würde ihn auf die Gasse tragen.“

Und die Frau fuhr fort:

„Mein Mann! Alles, was ich dir erzählt habe, ist in der That geschehen. Hieronymus, unsrer Nachbarin Sohn, der mich schon vor Jahren lieb gehabt hat, liegt hier und ist todt. Gott sey der armen Seele gnädig!“

Da stand der Ehemann von seinem Lager auf, trug den todtten Jüngling hinaus und legte ihn vor seiner Mutter Hausthüre. Wie man den Leichnam dort fand, entstand große Trauer; aber als die Leiche in die Kirche getragen wurde, da öffnete sich Sylvias Herz der alten Liebe wieder, so es in früher Jugend erfüllt; sie bereute, daß ihre Härte ihm sein junges Leben geraubt, drang zur Todtenbahre hin und neigte sich über sein Antlitz — und wie sie also über ihn gebückt stand, ward sie vom großen Herzleid besiegt und sank getödtet auf den Geliebten nieder.

## 11.

## König Frote in Dänemark.

Als in der Zeit, da der Heiland geboren wurde, König Frote, der Dritte dieses Namens, in Dänemark das Regiment führte, da war dieses Land in tiefem Frieden, und der König benutzte solche Zeit, um Recht und Ordnung im Reiche herzustellen; vor allen Verbrechen war er aber dem Diebstahl abhold, drum ließ er an einer Stange ein Stüd Geld aufhängen, und drunter stand geschrieben, derjenige, der es nehme, solle mit dem Tode bestraft werden.

Nun lebte allda ein altes Weib, welches sich auf Zauberkünste verstand; sie sandte ihren Sohn ab, er solle des Königs Gold von der Stange holen, sie wolle dann durch ihre schwarze Kunst ihm schon die Strafe ersparen; als jedoch der Sohn das Gold gestohlen hatte, wurde es gleich am frühen Morgen lautbar, und man fing Mutter und Sohn, um sie an den Galgen zu hängen. — Aber siehe! auf dem Wege zum Richtplatz verwandelte sich die Alte in einen Stier und die Gestalt des Jünglings veränderte sich in ein Kalb. Das Volk staunte über ein so großes Wunder, und der König stieg vom Rosse, um das Ding in der Nähe zu betrachten; doch kaum hatte ihn der Stier absteigen sehen, so lief er mit tödtlichem Gesichte auf ihn zu, und stieß sein Horn in des Königs rechte Seite, worauf Stier und Kalb den Augen des Volkes verschwanden waren, welches herbei eilte, seinem verwundeten Herrn zu helfen, der sogleich in seinen Pallast getragen wurde, wo er am dritten Tage, viel bedauert, dahin starb; das obige Weib aber ward nimmer in Dänemark gesehen.

## 12.

## Die beiden Freunde.

Auf der Insel Samos in Griechenland, welche der Juno geweiht war, lebten einst zwei Jünglinge, Klinias und Agathokles, die einander innig liebten; aber Jener, welcher von seinem Vater ein großes Erbgut bekommen hatte, war leichtsinnig, stets von Schmarozern und Petzgerern umgeben, verschwendete er große Summen auf unnütze Werke, und als ihn Agathokles darüber zur Reue stellte und zu einem ordent-

ischen Leben ermahnte, nahm er dies gewaltig übel und brach seinen ganzen Umgang mit dem treuen Freunde ab.

Nachdem entbrannte Klina's in Liebe für ein reizendes Weib, deren Gemüthsart aber gar nicht ihrem schönen Leibe entsprach; sie stellte sich ihm gewogen und in voller Liebe, bis sie nach und nach durch allerlei List und Kunstgriffe ihm all sein Gut abgetoelt und völlig arm gemacht hatte; dann gedachte sie seiner los zu werden und sagte zu ihm: Ihr Mann habe seine Liebe erfahren und wolle ihn ohne Barmherzigkeit tödten; es wäre also nur ein Beweis ihrer großen Liebe, daß sie ihn nie mehr in ihrem Hause aufnehmen werde.

Auch die Schmarozer verließen den Jüngling, als er kein Geld mehr hatte, und in großer Noth wandte er sich wieder an den verschmäheten Agathokles, der ihn mit Freuden empfing, all seine Habe verkaufte und ihm die Hälfte davon gab; doch wie die Schmarozer und die Buhlerin erfuhren, daß Klina's wieder Geld habe, suchten sie ihn abermals auf; jene kamen bei ihm zu Gaste, und diese bestellte ihn Abends zu sich; aber sie hatte klüger Weise ihren Mann in den Pinsterschalt gestellt, um den Klina's zu überfallen und ihm eine große Summe Geldes abzupressen. Alles geschah, wie das tückische Weib es angelegt, und der Mann fand den Jüngling in seines Weibes Armen; aber Klina's erkannte sogleich die böse Arglist, und erschlug Mann und Weib, worauf er zu Agathokles entfloh — doch er wurde auch dort gefunden und vor den Statthalter geschleppt, der ihn auf vieles Bitten seiner Verwandten und des treuen Freundes, statt zum Tode, nur zur Verbannung auf ein fernes Eiland verurtheilte. Agathokles folgte seinem Freunde auch ins Eiland, um alle Noth mit ihm zu theilen; er ernährte ihn und sich mit der Arbeit seiner Hände, und als jener von einem bösen Fieber niedergeworfen wurde, pflegte er sein mit aller Liebe und Geduld, bis Klina's starb, worauf er ihn gar ehrbar begrub, und (seinen Freund auch im Tode nicht zu verlassen) sein ganzes Leben auf demselben Eiland zubrachte.

## 13.

## St. Petrus auf Urlaub.

Eines Tages trat Petrus zu dem Herrn, und bat ihn um einen freundlichen Urlaub, daß er auf die Erde herabfahren dürfe, sich mit seinen Freunden zu legen, weil es eben Fastnacht sey, und der Herr sprach:

„Acht Tage geh' ich dir Frist — da erfreue dich, wie man auf Erden pflegt, und komme zu rechter Zeit wieder.“

Also schwang sich Petrus hernieder und kam zu seinen Freunden, die ihn gar liebevoll empfangen, und sogleich einer zum andern führte, so daß er beim süßen Wein des Stimmels schier vergaß und nicht eher wieder an seinen gedachte, bis ein Monat vergangen war und ihm eines Tages der Kopf weh that von der Wöllerei. Da fuhr Petrus gen Himmel, und der Herr fragte freundlich: warum er so spät wieder komme?

Aber Petrus entgegnete:

„O Herr! wir waren unten guten Muthes, denn der Most war wohlfeil und schmeckte herrlich, Alles war wohl gerathen, so daß wir vor Freude tanzten, sangen und sprangen; ja, es ging unten so fröhlich zu, daß ich schier des Biederkommens vergessen hätte.“

Da sprach der Herr:

„Sag an, o Petrus! waren mir die Menschen auch dankbar in ihrem Wohlleben, weil ich ihnen aus milder Hand den Most und alle andre Gaben mittheilte?“

Petrus schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Wahrlich, Herr! im ganzen Land gedachte deiner Menschheit, ein altes Weib ausgenommen, welcher Haus und Hof abgebrannt war, und die schrie so gewaltig zu dir, daß sie Alle auslachten.“

Da sandte der Herr den Petrus an die Himmelsthür, daß er, nach wie vor, fleißig seines Amtes warte, und im folgenden Jahre gab er ihm abermals Urlaub, so er wollte zu seinen Freunden auf die Erde niederfahren, und gestattete ihm einen ganzen Monat dort zu verbleiben. Petrus war herzensfroh, und wie er vom Himmel herabfuhr, nahm er sich vor, ein paar Monate mit seinen Freunden in Lust und Jubel zu leben; aber wie er die Erde erreichte, fand er die Sachen sehr verändert, und war schon am dritten Tage mit einem gar sauern Gesicht wieder in dem Himmel, wo ihn der Herr fragte:

„Petrus! wie geschieht es, daß du diesmal so schnell heim kommst?“

Und Petrus entgegnete:

„O Herr! seit ich nicht auf Erden war, hat sich Alles verändert; es ist nicht mehr so lustig als im vorigen Jahre, denn Wein und Getreide sind verdorben; das Volk stirbt schier Hungers und dabel herrscht überall Pest, Krieg, Gefängniß, Raub, Mord und Brand — deshalb lebt man nicht mehr im Jubel, sondern Jeder bleibt traurig zu Hause, sich mit Seuffzen und Weinen die Zeit zu vertreiben. Da mochte ich nicht länger unten bleiben, weil es gar so langweilig zugeht.“

Und der Herr fragte weiter:

„Sage, Petrus! weil das Volk so schweres Leiden erduldet, fragt denn noch Niemand nach mir?“

Aber Petrus erwiderte:

„Lieber Herr! zu dir seuffzet und schreit Alles — Jung und Alt wirft sich im Gebet vor dir nieder und fleht, daß du ihnen die Sünden verzeihst und sie wieder deiner Gnade theilhaftig machest; und da sie so herzlich zu dir stehen, so wollte ich doch selbst bitten, du mögest ihnen wieder dein Antlitz zuwenden, daß ihr großes Leid einen Ausgang finde.“

Jetzt sprach der Herr:

„Siehest du, Petrus! wenn ich meine milde Hand aufthue und diesem Volke Ruhe und eine friedliche Zeit verschaffe, ihnen Gesundheit und fruchtbare Jahre schenke, daß Wein und Getreide im Ueberfluß und alle Dinge wohlfeil sind, da werden die Menschen nur frech und wollüstig, und vergessen mein, von dem doch all diese Wohlthat kommt; sie ergeben sich allen Sünden und Lastern, sind immer auf der Seite des Teufels gegen mich gewaffnet, und verbringen ein so ruchloses Leben, daß meine Spenden ihnen mehr zum Nachtheil als zum Vortheil gereichen und sie der ewigen Verdammniß entgegen führen. Darum muß ich wohl meine milde Gaben zurücknehmen, und ihren bösen Sinn, der durch meine Wohlthaten sich von mir wendet, mit Hunger, Schwert und Sterben bezähmen, und weil das Gute ihr Herz nicht zu mir zieht, muß ich sie auf solche Weise mahnen: daß sie ihre Sünden von sich werfen und mich erkennen als das wahrhafte, höchste Gut. Schau, Petrus! da wirst du bemerken, wie ein solches Kreuz eine wahre Arznei ist, den unsterblichen Geist zu stärken, damit die Menschen an Gottesfurcht zunehmen mögen.“

## Johann Isaak Freiherr v. Gerning

ein Sohn des berühmten Naturforschers Johann Christian Gerning, ward am 14. November 1769 zu Frankfurt am Main geboren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog darauf die Universität Jena, um daselbst Geschichte und Staatswissenschaften zu studiren. Hierauf machte er größere Reisen, besuchte die Schweiz, Frankreich, England und Holland und ging dann auf besondere Einladung des Königs und der Königin nach Neapel, wo er im diplomatischen Fache angestellt wurde. Später begab er sich als neapolitanischer Gesandter zu dem Congreß von Rastadt und privatisirte dann eine Zeit lang in Weimar und Frankfurt. Im Jahre 1804 ernannte ihn der Landgraf von Hessen-Homburg, 1809 aber der Groß-

herzog von Hessen zum Geheimrath, auch erhob ihn der Letztere 1818 in den Freiherrnstand. 1816 war er Gesandter des Landgrafen am Bundestage und 1818 ging er in gleicher Eigenschaft nach London. Er starb am 21. Februar 1837 in Frankfurt am Main.

Er ließ erscheinen:

Der Friede Neapels. D. D. u. J. 4.  
Kantate zur Vermählung des Kronprinzen beider Sicilien. Offenbach 1797. 4.

Skizzen von Frankfurt. Frankfurt 1800. 4.

Das 18. Jahrhundert. Säkulargefang. Gotha 1801. 4.

Reise durch Desterreich und Italien. Frankfurt 1802.

3 Theile.

Die Heilquellen am Taunus. Lehrgebiht. Leipzig 1814.

David's erotische Gedichte. Frankfurt 1815.



Die Rheingegenden. London 1821.

Die Lahn- und Waingegenden. Wiesbaden 1821.

Gedankenreichthum, Fülle der Anschauungen, Innigkeit und Würde und eine feine und edle Behandlungsweise sind von Gernings Schriften eigen; namentlich ist sein Lehrgedicht, die Heilquellen am Taunus, eine der besten Arbeiten, die wir in dieser Gattung besitzen und reißt sich seinem vortrefflichen Vorbilde, den Gesundbrunnen von Neudeck, unmittelbar an.

Die Heilquellen am Taunus.\*)

Erster Gesang.

S o d e n.

Taunus! dich sey're mein Lied, es sey're die heilenden Quellen,  
Die mit verjüngender Kraft fließen aus deinem Geklüß.

Francofordia<sup>1)</sup> prangt in reicher Gestalt, ein Corinthus,  
Wo den Eiden vom Nord trennet das heimliche Land.  
Ferner raget ihr gottsicher Thurm und schauet, ein Fremdling

Aus vergangener Zeit, nach den Gefährten sich um;  
(Also steht vom geheiligten Hain die letzte der Eichen,  
Trauend senkt sie das Haupt in der verwandelten Flur.)  
Hier aus wimmelnd im Thal am vieldurchdruderten R o e n u s<sup>2)</sup>  
Und das Ufer umweh'n Wimpel vom fernem Gestad!  
Der Wartthürme, geweiht dem alten Germanischen Grenz-

gott,  
(Als dem freien Gesiß eigene Sitte noch galt.)  
Blicken hervor aus Thälern und Höh'n voll südllicher Fülle,  
Weißlands Platanus grünt hier mit der Pappel und Ulm.

Auen voll Heerdegebrüll und dunkel umschattende Forst,  
Schwellendes Gartengewächs, emsig in Beete gereicht;  
Rebenhügel, verschönt durch Tempel und Haine P o m o n a's,  
Gärten üppig erblüht, Dörfer mit städtlichem Reiz,  
Kränzen die glückliche Stadt, wo Freiheit, Kunst und Gewerbfleiß,

Seh'n Jahrhunderte lang schloßte Germania's Bund.  
Schöner umkränzen sie noch, anlockend die Taunischen Fernhöh'n,

Wo das Auge so gern weilt und das stille Gemüth.  
Gleich dem Pelikon und dem Parnas, mit dem gedoppelten Gipfel,

Steigt das Bräubergebirg<sup>3)</sup> dort in der Mitte hinan.  
Muse! nun schwebt dahin. Sind angeschirret die Rosse,  
Dann ist ferne nicht mehr muthigen Lenkern das Ziel.  
Welch entzückendes Bild gestaltete Mutter Natur hier,  
Wie nacheisende Kunst nimmer zu malen vermag,  
Wo die rauschende Wida sich schlingt um Dörfer und Auen,  
Und wo Kobla's<sup>4)</sup> Flur Gärten und Tempel erblüht.  
Schau den Taunus dort, in mannigfaltiger Anmuth  
Pingezaubert, wie sanft senkt er die Arme hinab,  
Dreitet sie traulich aus und umfängt die Wonnegesilde,  
Daß auch die Sehnsucht hier schon zur Begeisterung wird!

Pläne Gebirg'reih'n dehnen sich weit in heitrem Luftraum  
Und verschwimmen so mild fern im ätherischen Duft.  
Nicht ermüdet den Waller die sanft aufsteigende Fläche,  
Groß ist der Umblick. Schön pranget Germanien hier,  
Auf dem erhabenen Feld Eschborn's<sup>5)</sup>, dem ragenden Kirchthurm

Sulzbach's<sup>6)</sup> freudig genahrt und dem gereihten  
Welches umher hellfunkelnd erglänzt, wenn am schelbenden Tage,

Spiegelnde Fenster'reih'n zittern in sonntiger Glut.  
Reizend erscheint das Gebirg im Abendduste verschleiert,  
Wie die Geliebte dem Freund leise, wenn Hesperus blinkt.

Gold liegt Soden verdeckt, umkränzt von freundlichen Anhöh'n,

Wie das lachelnde Kind in der Gebälerin Arm.  
Halb in Gebüsche verhüllt, mit Fensterumkränzten Reben,

Zeiglche Stüt' umkränzt wirthlich ein schattender Baum.  
Sich' und die vielgestreiften, die sanft in einander geschlungnen

Hügel, emsig gepflügt, laden zum Bonnegenuß.  
Welch ein Amphitheater erschuf die milde Natur da!  
Welch ein Baubergeßid öffnet dem Kommenden sich!  
Biesen und Wälder und Höh'n, und Thäler mit goldenen Saaten,

Fesseln den wehenden Gang und den gehobenen Blick;  
Fern von Städtegeräusch haltt Rindergebrüll und Gebilde  
Friedllicher Schaaf, die Luft wirbelt vom Lerchengesang.  
Sarte Gestalten ergößen sich hier in dörflicher Anmuth,  
Und beleben die Flur auch mit der Huldinnen Reiz.

Leppiche sind hier Au'n, und Spiegel die Teiche, der Eichwald

Prangt, ein Säulenpalast, den die Natur sich erbaut.  
Barben sangen ihm einst vom Kampfe der Katten und Rösser,

Nun ach! schweigen verhüllt Barben vom Kampfe der Zeit!

Scyd gegrüßt ihr Thäler und Höh'n, ihr labenden Quellen!  
Haucht dem Bekümmerten Ruh' in das verwaiste Gemüß.

Milde Hygea<sup>1)</sup> sey nun hülfreich deinen Verlassnen,  
Wem du nicht huldvoll blickst, winken die Freuden umsonst.

Menschen-Erhalterin du! mit dir haucht Kraft und Empfindung

Jugend und Alter, mit dir blühet das Leben so schön.  
Ohne dich ist der Jüngling ein Greis, und der König ein Bettler,

Ohne dich fühlt sich nie selig auf Erden der Mensch.

Horch! schon rauschen die Bäche, der heilige Born der Genesung

Leipelt dem Siechling: komm! dich zu verjüngen bey mir.

Lochend erscheint das gastliche Dorf, durchflochten mit Gärten,  
Und das befreundete Volk grüßt die Besuchenden froh.  
Freu auch wars, da Germania Tausende zählte der Lenker,  
Edle Beherrscher verlieh'n ihm das geliebte Geschenk.

Also lohten Germanische Kaiser ihre Getreuen,  
Freiheit spendend und Recht, Liebe nur fordernd und Pflicht.

Gutes und Schönes erblüthete dann der emsigen Pflege,  
Dit auch theilte die Stadt treu mit dem Dorfe den Preis.

Friedliche Schatten umsäuselten sanft den unwohneten Heilquellen,

Bis mit dem Schlangengelod sich die Erinys<sup>2)</sup> erhob.  
Da versiegte der Born, — da flohen die Nymphen, als dreyßig

Schreckliche Jahre nur Blut stieß in den Bächen umher.

Schülerin du der Quellen und Höh'n, o Mutter-Majade!  
Höre den Preisgesang an der verjüngenden Fluth.

O Taunide! sie rauschet umkränzt mit Blumen des Liebes,  
Spende dem Sängler dafür späteres Alter zum Lohn!  
Unsichtbare! du wohnst, dem menschlichen Auge verborgen,  
Mit dem Geist der Natur innig in Liebe vereint.

Laß die schwächterne Muse dir nah'n im belebten Anschau'n,  
Und entschleu're dich ihr in der geweihten Kluff.

Ja! nun strahlst du, mild umkränzt vom heiligen Ephen,  
Hervellch mit Phöbus hellglänzenden Perlen geschmückt.  
Rosen und Lilien blüht'n auf deinem erheiterten Antlitz,  
Ewigrer Jugendreiz fließet um deine Gestalt.

Emsig waldest du dort, umschwebet von strahlenden Gestern,  
Tief in der Felsenwelt, welche der Taunus umschirmt.

Aber in heiligem Dunkel gehüllt, ist Göttrin! dein Wirken,  
Was du schaffest vermag nimmer der Blick zu erschäun.

Tief in der Nacht bereitest du dort wohlthätige Kräfte,  
Leben, dem Menschen verwandt, senkst du in Pflanzen und Stein.

Und vom Aether umhaucht wird losgebunden der Heilthrost,  
Mit der himmlischen Glut, welche das Leben erneut.

Wägen andere sich unklümmete Brunnen erkiesen,  
An Sodenia's<sup>3)</sup> Quell schöpft ich Genesung und Ruh.  
Freundlichen Auen entsiegt ihr tausendjähriger Eichwald,

\*) Aus: J. I. Freih. v. Gernings Gedichten.

1) Francofordia, Frankfurt.

2) Wöns, der Wagn.

3) Der Feldberg und der Altkönig.

4) Kobla, Köbelheim.

5) 6) Namen der Orte.

1) Hygea, die Göttin der Gesundheit.

2) Erinys, hier als Furie des Kriegs.

3) Sodenia, Soden.

Und der Balkenwald schlinget sich duffend umher.  
 Steh das lachende Thal, umreihet von Bergen und Fügeln,  
 Doppelt mit Reizen geschmückt von der erhab'nen Natur.  
 Rauhem Winde verheut sie streng den stürmenden Eingang,  
 Wild her wehet der Ost und der bezähmte Nord.

Götter schügen die Flur, sanft küssen die Blätter der Eichen,  
 Und als wandelten da Geister, so flüstert der Pain.  
 Unterm gewölbten Baum, der trauliche Schatten umhert  
 streut,

Ernet die Lyra von selbst, wird das Gefühl zum Gesang.  
 Horch! es tauschen die Wipfel dem Lied vom geweihten  
 Boden,

Heiliges Moos bedeckt erst den Druiden-Altar.  
 Wolkenlos ist der Himmel und unbewölket die Seele,  
 Jede Blume nun haucht Hoffnung in's heit're Gemüth.  
 Erde! wie bist du so schön, wie bist du gültig als Mutter;  
 Führt den Gesunden zur Lust, führt den Kranken zum  
 Heil.

Neu mit verjüngender Kraft Sudenta! füllst du den  
 Sichten,

Ankuffest den Faden ihm fest, welchen die Parze bedroht;  
 Reger flücht bey dir des Lebens erquickender Strom hin,  
 Silber leuchtet der Tag über dem perlenden Quell.  
 Dreimal werde gepriesen in Luna's vollern Kreislauf;  
 Dreimal töne dein Gruß aus der erleichterten Brust!  
 Wann am laueren Abend, der goldene Käfer Johannes,  
 Als ein geflügelter Stern funkelt im dunkeln Gebüsch;  
 Wann die Kastanie blüht, und der zartgepflegte Weinstock,  
 Südlichen Wonneduft hauchet im nördlichen Land;  
 Wann der Grude Gesang erschallt mit dem Hymnus der  
 Lerche,

Und die Sichel erklingt, laden die Nymphen zum Duell.  
 Saftlich schöpfen sie dann schlafende Fülle des Lebens,  
 Und die bedürftige Schaar saugt sie mit gläubigem  
 Sinn.

Die sich oft im Gestrümel der Stadt kaum sehen und kannten,  
 Nun erkennen sie bald sich in der stillen Natur.

Keine städtische Welt ergähnt im gezielten Lustgang;  
 Hier ja waltet Natur, frey von dem Zwange der Kunst.  
 Eitel verpuht man nicht den erheiterten Morgen am Spiegel,  
 Einfach lebet der Mensch hin und gehöret sich selbst.

Lockendes Schauspiel zeigt auch hier das bewegliche Herz nie,  
 Da versuchte die Kunst nie der Natur sich zu nah'n.  
 Und es behdrt kein Gold arglistiger Spieler die Ruhe,  
 Was nur Sorgen erweckt, bleibt im Gestrümel zurück.

Frohe Genügsamkeit ist verschwiebert hier mit der Einsalt,  
 Wenig entbehret dann, wer Vieles entbehren gelernt.  
 Du mit dem träben Blick und der bleichhinwirkenden Wange,  
 Welcher dem Orkus<sup>1)</sup> nah, schwanket am zitternden Stab;  
 Lebender! walle dahin, daß neu dir strale die Sonne,  
 Hat dich hartes Geschick nahe dem Grabe gebracht.

Grämter! bist du verfolgt von Schredenogestalten — sie  
 fliehen,

Wenn du mit heiliger Fluth die Sibitina<sup>2)</sup> versöhnst.  
 Hiel die Blüthe dir ab vor der Zeit, erstarre das rege  
 Glühende Leben in dir, wenn es Marbona<sup>3)</sup> bestrimt;  
 Sind dir Menschen ein Grew' und hast du dich selber ver-  
 loren;

Nimm dann von der Natur, Glauben und Liebe zurück.  
 Athmest du schwer auf, klopft bangvoll die beklemmte Brust  
 dir;

Trinke vom Heilborn, bald athmest du freier und leicht.  
 Fesselt dir brennende Duval die krampfhaftzudenden Glieder,  
 Mächtig, wie Jupiters Groll, band den Prometheus am  
 Fels;

Irret in dir unsilt ein Wetterverkündender Sichtstoff,  
 Deutend Nebel und Sturm an im dämonischen Bund:  
 Walle getroßt hierher, — die Luft schon hauchet dir Lind'ring,  
 Freundlicher Nymphen Hand macht von der Fessel dich  
 frey.

Ist die Senne dir schlaff und fehlt es den Nerven an  
 Spannkrast,

Sauge den Salzduft ein, wallend am träufelnden  
 Bau;

Und du fühlst dich sanft erregt von stärkendem Balsam,  
 Und die erhallene Fluth heitert dein dunkles Gemüth.  
 Hast du die folternden Geister gebannt, und deut die Gesund-  
 heit

Dir mit freundlichem Blick wieder zum Leben die Hand;  
 Sey dann Helfer dir selbst, und stehe der Furien Drangsal:  
 Wenn sie Schaden gebracht, suchen sie schädlich zu seyn,  
 Folge dem Priester der Heilkunst, der dein leitender Stern  
 war,

Und mit dem Geistesstral heilte dein Inneres auf.  
 Räufe den weichen Sinn schnell ab von der täuschenden  
 Sorge,

Laß die Begierde, sie birgt unter den Rosen den Tod.  
 Ferne genießen und lern entbehren zugleich von der Weisheit,  
 Glücklich zu leben ist schwer, glücklich zu leben ist leicht!

Weib und Mädchen! es bannet auch eure Gebrechen Synea,  
 Hier am hellenden Born wandeln sich Schmerzen in  
 Lust.

Amor pflücket euch dann im Saubergarten der Liebe  
 Frische Rosen, und gern windet sie Hymnen zum Kranz.

Eil' auf willigem Ros, dem raschen Gefährten, die Flur  
 durch,

Doch verweile — du siehst Vieles was lockt und entzückt.  
 Auch besuche den edlen Freund, in der schattigen Laube  
 Seines Tusculum<sup>4)</sup>, dir bietend ein ländliches Mahl.  
 Heil dem Wandernden, dem ein Tempelchen heiliger Freunds-  
 chaft

Hier erscheint und dort, thut zu erhöh'n den Genuß;  
 Schnell befreundet das Fremde sich dann in der Rede des  
 Guten,

Und im trauten Gespräch wird das Vergangene neu.

Von dem erglühten Besuch zum Eisumpanzerten Hella,  
 Bis zu den Andes-Pöhn<sup>5)</sup> gürtend Amerika's Welt,  
 Hat die Natur dich hold vor allen begabet, o Taurus!  
 Küssen mit Reiz der Gestalt, innen mit stärkendem Thau;  
 Hingefenkt in Europa's freundliche Mitte, da bist du  
 Grenze dem Süd und Nord, südlichen Fluren ein Schutz.

Reich an Gesundheitsquellen sind Deutschlands herrliche Gs-  
 hen,  
 Reicher und milder jedoch strömet Genesung aus dir.  
 Groß ist deine Gestalt in kühnere Massen verschmolzen,  
 Malerisch = groß und schön, ferne zu schauen und nah.

Blühendes Land! umkrängt vom Melibocus<sup>6)</sup> und Altking  
 Hier, und vom Donnersberg dort im gedehnten  
 Gefild;

Deutsches Pesperien<sup>7)</sup> du, du warst ein schwellender See  
 auch,

Noch in dem Urgestein leben die Kinder der Fluth.  
 Wogen umrauschten in alter Zeit den schattigen Bergwald,  
 Wo nun scheues Gewild haßtig der Jäger verfolgt.  
 Wo einst Auerochsen = Gebüll und eiserner Ratten  
 Wass'ngestirte erscholl, unter dem Barbengesang,  
 Ragt das Rhinoceros = Horn aus neugegrabnem Boden,  
 Walte der fremde Baum sich in dem heimischen Fels.

Stauern ergreift den Forscher, nun ihm die dunkle G'schichte  
 Alter Bildungen hier in dem Gestein sich entrollt.  
 Ringsher breitet Vulkan sein mächtiges Flammen = Geäder  
 Unter dem Erdkreis hin weit im verborg'nen Geflüst,  
 Durch die germanische Flur, mit Neptun's gelduterter  
 Meerfluth,

Und verleiht den Heilquellen die nährende Kraft.  
 Also waltet das Blut, verwandt mit dem Sauche des Lebens,  
 Leichter dahin und wecht selber die geistige Blut.

Auch Salzfluthen, entschlüpft dem erdmühüllenden Meere,  
 Steigen aus blumigen Kun, welche der Taurus um-  
 schlingt.

Wetteravia's<sup>8)</sup> Flur zeigt Rauheims langen Graberbau,  
 Pomburg's Duette, sie deut reichliche Spenden umsonst.  
 Salz auch sprudelt noch ungepflegt in Coronas<sup>9)</sup> Bergthal,  
 Und Sudenta trägt rühmlich den Namen davon.  
 Pflanzen, welche das Meer nur pflegt an dem brausenden  
 Ufer,

Blühen, der Heimath fern, in der umwalbeten Ku;  
 Und die gestülzte Welt der Insekten vom Wogengestade,  
 Schwebt im verirrten Flug über dem lockenden Duft.

<sup>1)</sup> Tunculum, ein Landkätz des Cicero.

<sup>2)</sup> Cordillera de los Andes, die höchsten Gebirge der Erde.

<sup>3)</sup> Der Melibocus oder Rathenberg an der Bergstraße.

<sup>4)</sup> Pesperien, der südliche Theil von Italien.

<sup>5)</sup> Wetteravia, die Wetterau.

<sup>6)</sup> Coronas, Kronberg.

<sup>1)</sup> Orkus, die Unterwelt.

<sup>2)</sup> Sibitina, die Göttin der Unterwelt

<sup>3)</sup> Marbona, die Krankheitsgöttin.

Sieh, es winket die Nymphe des Quells, o wandernde Muse!

Unter dem Hirtengetöse wachen die Schlummernden auf.  
Bald begegnen sich froh Sodenia's Brüder und Schwestern,  
Und im Grusse verjüngt gestrige Sonne sich dann.  
An dem Gesezungs-Born empfängt sie das duftende Früh-

mahl,  
Und sie wallen umher, pflegend ein trautes Gespräch.  
Wie auf grüner Aue verschwiferte Blumen vereint sind,  
Schlinget gefellige Huld hier um die Menschen den

Kranz.  
Flüchtiger zwar als der flüchtige Geist vom labenden Beilkrant,  
Fliehet auch Bad-Freundschaft hin als ein täuschender

Traum;  
Oftmals wird sie genähert von gleichgestimmten Gemüthern,  
Und mit jeglichem Jahr blühet sie wieder am Quell.  
Sich' und Manchem erschien Bad-Liebe zur tändelnden Kurz-

weil,  
Was ein Moment gefügt, trennet der andre Moment;  
Doch es finden sich da verschwiferte Seelen, die Heimath  
Errennet nimmer den Bund, welchen die Ferne geknüpft.  
Städtischer Stolz entweicht an des Landmanns traulicher

Schwelle,  
Einsalt bietet zugleich feinerer Sitte die Hand,  
Drückende Bande sie fallen dann ab und sanftere knüpft,  
Aus den Blumen der Au'n, hier die gefellige Luft.  
Glückliches Nichtsthum! du bist ehler in freyer Natur hier,  
Als unwürdiges Ehn von dort im Getriebe der Stadt.  
Dester thönet von selbst die lange vergessene Lyra,  
Wenn der geflügelte Scherz leise die Saiten berührt.

Manche vergnügt, entschwundener Leiden zu denken: was  
Einem

Heilung gewähret, es regt Hoffnung im Andern auf.  
Bald durchspäh'n sie die Flur und saugen ein stärkendes  
Luftbad,

Wie der Najade Geruch winket zum kühlen Gemach.  
Doch sie folgen zuerst der Stimme befreundeter Mufen,  
Und erwidern den Geist an dem castalischen<sup>1)</sup> Quell.  
Bald auch labet sie Ruh', auf stillumdämmertem Lager,  
Leichter wallen sie dann hin mit erneueter Kraft.  
Künstlich bilden sie noch mit dem Flugball schwebende Bogen,  
Endlich ruhet zum Mahl klingendes Glöckchengelös.  
Manch Inculisch<sup>2)</sup> Bericht folgt jenem behaglichen Gaste,  
Der die Stadt mit dem Land wohl zu vereinen versteht;  
Froh mittheilend dem Badegenoss, erfreut es ihn zweiseitig,  
Selber, als Gastgeschenk, gab's ihm ein freundlicher Gott.  
Plötzlich erschallet Getöse aus Geigen mit grellem Gewirbel,  
Stimmend ein Volkslied an, tritt ein Rhapsode<sup>3)</sup>

herin;  
Und als Jude verummunt, Scherzlieder trillernd, entlockt er,  
In Kläute verdeckt, auch Harmonien der Brust.  
Schau, die gefällige Freundschaft winkt zur Spende des theuren  
Bräunlichen Labetranks, unter dem Schattengewölb.  
Die das gute Geschick am Ziele der Leiden vereint hier,  
Schließen den ruhigen Sinn gerne der Freude nun auf.  
Solches Gefühl erwacht in der Kühlung-hauchenden Laube,  
Dieser Gruppe gefällt Ruhe mit seinem Gespräch;  
Sene weilt in der Zelle; zur hügelumflungenen Wiese  
Schweift der bewegte Freund, mit dem Genossen am

Arm.  
Sener besucht sich selbst, gelagert am schattenden Fruchtbaum,  
Ober zum Quellsenspiel lockt ihn der röhliche Bach.  
Andere wallen umher auf traurigen Pfaden und finden  
Bald sich wieder, und neu bildet sich fröhlich ein Kreis.  
Also wechselt zerstreute Luft; — so will es Hygea,  
Daß in Erholungen hier leicht sich erhole der Mensch.

Pflüke mit Mäßigung dir vom Baume die Gabe des Som-

mers,  
Schöne der Blüthe, sie giebt später die reifere Frucht.  
Wesse nicht kalt zurück, was willig die Stunde dir bietet,  
Doch willkommeney sey Sonne mit Grazie dir.  
Gille hinaus, einathmend erfrischende Däfte des Feldes,  
Wann der Himmel entwölkt lächelt im heiteren Blau.  
Flüchte jedoch am trüheren Tag zum geselligen Heerde,  
Wo der beflügelte Scherz eilt mit den Stunden dahin.  
Dem nur wolket ein glücklicher Stern, wer zu den Pe-

naten<sup>4)</sup>,

Die, mit Flügel und Saum, leitende Göttin gestellt.<sup>1)</sup>  
Seht die Gleichlinge wandeln umher, von Hoffnung belebet,  
Auf Sodenia's Flur, oder im schattigen Dain.  
(Schau! es bestrahlt ihn die Sonn', er schimmert vom Reiz  
der Gesilde,

Wo die Erinnerung sich spiegelt im goldenen Licht.)  
Froher nun kehren sie wieder, vom Schmittergesange begleitet,  
Wann das Abendgeläut Höhen und Thäler durchhallt.  
Beste mildern den Abend, und Scherze nun locken zum

Mahl.  
Das dem scheidenden Tag Blumen der Freude noch  
streut.  
Und das Gedankenpiel, das Spiel von Schenken und Boh-

nen,  
Füllet die rege Brust, füllet den gefelligen Kreis.  
Leicht umgaukelt geflügelter Wig den dampfenden Punsch-

napp;  
„Was wir lieben, was uns liebet“<sup>2)</sup> erklinget das Glas.  
Auch ein Ständchen erknt den gefühlvollhorchenden Schönen,  
Rasch von des Nachthorns grellsuzsendem Laute durch-

saust.  
Höher nun schlägt das Herz, von trauten Gesprächen er-

glähst;  
Luna's dämmerndes Licht winket zum magischen Gang.  
Freundschaft murmelt der Bach, und Liebe kispeln die Quells-

len,  
Und Cytherea's<sup>3)</sup> Gestirn funkelt dem stillen Gefühl.  
Heimchengesang schrillt sanft umher, und erhebternde Ruhe  
Kehrt in des Einsamhlnwallenden Seele zurück.  
Bald entschwingt sich der Geist, von himmlischem Feuer ent-

glähst,  
Auf zum Sternegeßild, tief in Betrachtung versenkt.

Sieh! es wandelt sich nun zur Asklepiade<sup>4)</sup> der Sonn-

tag;  
Freundes-Besuch erscheint aus der geräuschigen Stadt.  
Lafeln verlangen sich dann, es erweckt das Lied und der

Walzer  
Jedes versunk'ne Gefühl; Länze verfolgen den Tanz.  
Lustige Stäbter sie hüpfen umher in bäurischer Kleidung,  
Und der Dörflinge Schaar siehet verwundert ihr Bild.  
Und ein beritt'ner Sitten, vom Hochgedhrten getragen,  
Trabet mit ernstem Schritt in die Versammlung hinein.  
Froh begrüßt sie das Thier im langanhaltenden Kriller,  
Doch der lachende Schwarm drängt sich schüchtern zu-

rück.  
Scheit am Kirchweihfest kommt Saturnalisch<sup>5)</sup> Zeit auch,  
Ungebundenen Flugs, wieder mit bäurischem Sinn.  
Sicht ein fröhlicher Zug, umschwirrt von Jugend und Alter,  
Pflanzt die Tanne, sie trägt Kränze mit flatterndem

Band.  
Geigen schnarren, es klappert das Hackbrett munter zum

Tanze,  
Und den verlorenen Tact stampfet ein rüstiger Fuß.  
Buden stehen umher, gefüllt mit dörflicher Unzier;  
Lassen scheidig bemalt, Gläser mit sinnigem Prunk;  
Spiegel in rothem Papier, zum Sonntagepuße der Schönen;  
Pferde von Zucker und Teig, kleine Trompeten von

Holz;  
Pfeifen mit gellendem Ton, Maultrommeln mit dampfem Ges-

murmelt,  
Und die Kinder des Dets jubeln errungenen Preis.  
Gaffendes Volk zieht hin und her zu dem rassenden Glöck-

topf.  
Und der Würfel gewinnt oft dem Verliebten sein Glück.  
Weicht nun der heiße Tag dem sanftverglimmenden Abend,  
Wallen die Trautesten dann sinnend zur stilleren Flur;  
Im Philosophengang vom kispelnden Wache begleitet,  
Ober im funkelnden Dain ernster Betrachtung geweiht.  
Und mit geleitendem Blick zum sanftanlockenden Hügel:  
Villa-Bella<sup>6)</sup> vorweist, Römern zum Danke genannt.

Tochter der Schöpfung, Natur! der Menschheit Leiden zu

mildern,  
Gib dein Soden auch uns Quellen von heilerer

Kraft;  
Wo sich qualender Schmerz auflöset in lindernden Frohsinn,  
Daß die Boten der Nacht fliehen, vom Leben verschreckt.

<sup>1)</sup> Die Quellen der Mufen.

<sup>2)</sup> Baculus, ein römischer Gastronom.

<sup>3)</sup> Ein Winkelfänger.

<sup>4)</sup> Penates, die Hausgötter.

<sup>1)</sup> Die Mäßigkeit, nach Raphael.

<sup>2)</sup> Venus, der Abendstern.

<sup>3)</sup> Asklepiade, Feier zur Ehre des Askulap.

<sup>4)</sup> Saturnalien, römische Volksteyer.

<sup>5)</sup> Der Wübel ober das Dach.

Früh mit Rosen umblüht erscheint nun wieder die Jugend,  
Noch im Alter verjüngt Körper und Seele sich hier.  
Solche Sodenia! du giebst wieder dem Gatten die Gattin,  
Giebst dem Freunde den Freund, Liebe der Liebe zurück.  
Wer dich glücklich umwohnt, strebt nicht nach fernem Gestaden,  
Fremdes zu suchen, und noch fremder zu werden sich selbst.

Du warst schmerzlicher Krankheit oft die geheiligte Lethé,<sup>1)</sup>  
Die dem Lebenden gern süßes Vergessen gebracht.  
Spendest, dem Seebad gleich, wohlthätigen Thau der Gese-  
lung,

Belt und Djean mißt hier der Umwohnende nicht;  
Albions Brighton<sup>2)</sup> nicht, und Italia's blühende Küsten,  
Und von Bogen umrauscht Doberan's<sup>3)</sup> nördliches  
Bad.

Kannte dich Arnstadt's Barde, so blühte dem Kranze der  
Quellen,<sup>4)</sup>  
Welchen er kunstreich wand, lieblich dein Name zugleich.

Menn, o Muse! sie noch die holdanlächelnden Nymphen,  
Welche die Brunnen umher schreien mit zärtlicher Guld:  
Schwalheim's Nymphe sie schöpft am ländlich-einsamen  
Stahlquell,

Gern den Medelischen<sup>5)</sup> Trank, welcher das Alter  
verjüngt.

Herrlich und weitberühmt als Labfal über das Weltmeer,  
Schwimmt mit dem Schifffenden treu, Perlen Selt-  
eria's<sup>6)</sup> ihr,

Welche, die Wogen der Brust besänftigend, leicht mit Erfrisch-  
ung

Durch das wallende Blut rollen im lindernben Hauch.  
Nymphe Selteria!<sup>6)</sup> dir auch töne begeistert mein Loblied,  
Die so milde den Trank spendet mit reichlicher Guld.

Dich umschreiten, im länglichen Wiesengrund voll rauschender  
Bäche,

Sanfte Hügel, gesenkt von den Tauniden herab.  
Festlich kündigt dem Wanderer dich die erhabene Reihe

Schlanker Pappeln, zur Luft dir und der Quelle gepflanzt.  
Unter Geläuden so nahest er dir und dem zierlichen Tempel,

Wählend zum Dankaltar deinen beselenden Born.  
Unschätzbare! du selbst erscheinst hier hfter dem Stiechling,  
Ihm in der Schaale nun darbietend Gesehung und  
Kraft.

Oft betäubet ihn zwar die Fülle von deiner Umwallung,  
Wenn er sich ungeprüft tauchte zur geistigen Fluth.

Doch wer dir mit Vertraun im Heiligthume genahet,  
Ihn umarmest du, lohnst ihn mit Erquickungen dann.

Unter Gefängen so schöpfen den Heiltrank deine Rajaden,  
Denn er stimmt ja die Brust und das Gefühl zum Ge-  
sang.

Welch ein reges Gewühl! hier klingen gethürmte Gefäße,  
Neben einander gereiht von dem geschäftigen Volk.

Siehe, der Fuhrmann harret und schmaucht sein labendes  
Pfeisken,

Und das wiehernde Ross will mit der Beute davon.  
Selbst auch holt der Umwohnende sie; — dem Gesilde der  
Nachbarn

Bringt sie der Doppel-Korb auf dem gedulbigen Thier.

Und es entsprudelt verjüngt auch Somburg's Auen ein  
Heilborn,  
Selters's Quelle verwandt, sinniger Pflege zum  
Lohn.

Füllet nicht Weibachs Nymphe die Schwefelschale dem We-  
sen,

Welcher dem edleren Ruhm Mächte gepoffert und Raub?  
Wer von dem Becher der Lust oft nippte, dem Leben zum  
Unheil,

Sangt mit balsamischer Fluth heilige Labungen hier.  
Wer in betäubender Fülle von Hochheims goldenem Trank  
sog,

Findet in Hochheims Thal auch den verschönernden Born.  
Feindlich dem Kupfer und Blei, so bannt er aus schwächli-  
cher Fülle,

Schleichendes Gift hinweg, welches erzeuget den Tod.  
Francofordia deut am Lindenumschatteten Grünborn,  
Und im Gewähle der Stadt, Quellen sulphurischer  
Kraft.

Willa-Bella<sup>1)</sup> bewahrt an der Auen-umschlingenden Nibda,  
Noch den sprudelnden Stahl, welcher den Römer gelabt.  
Freundlich im Wiesengrund, umgürtet von altem Gemäuer,  
Schließen sich Karbens Gesundbrunnen dem Kran-  
kenden auf.

Und Hanovia's<sup>2)</sup> Fluren erquickt die verschwißerte Nymphe,  
Die mit der Taunischen sanft lächelt im holden  
Werin.

Dürftig an hellender Kraft, und reich an gefälligen Reizen,  
Pfllegt sie liebend und treu, bald in den Lauben umher,  
Bad in gereiheten Hallen, im Ring-Bettrennen und Würf-  
spiel,

Noch im Taumel der Lust manteres Kattengeschlecht.  
Wilhelmsbad, — so nannte den Born des Gesildes Um-  
schaffer,

Dort auch glänzte vorerst Passia's<sup>3)</sup> Name mit  
Ruhm!

Schweigend im Hainthal noch, und in manchem verborg'nen  
Gefläße,

Rieselt so mancher Quell, froher Gesehung geweiht.

Hier ist der Heilkraft heiliges Land, hier haben die Götter  
zu dem Schönen umher, helter das Gute gesellt.

Siehe! da winken Bargilla's<sup>4)</sup> Höhen, wo friedlich der  
Weinstock

Ueber dem Heldengrab Teutcher und Gallen grünt.  
Schau! der Uhier's<sup>5)</sup> Urland hier, im waldigen Thalgrund

Ragen die Gräber hervor unter den Hügeln gereiht.  
Jammernd zog das entartete Volk auf schirmende Wästen,<sup>6)</sup>

Seine Habe dahin flüchtend vor Suevengewalt;  
Da die rächenden Haffer der Römer, und ihrer Genossen

Machten, und Zene hinabstürzten von felsigen Höhen.  
Also strafte sie selbst Untreu' am heimischen Lande,<sup>7)</sup>

Feindes Boden zuletzt nahm die Verlassenen auf.  
Weithin pranget Madonna's hier im gesegneten Wavngau,

Wilder Himmel umfließt hier das germanische Land.

1) Lethé, die Fluth der Vergessenheit.

2) Albion, England; Brighton, das dortige Seebad.

3) Doberan, ein Seebad an der mecklenburgischen Küste.

4) Reubed und seine Gesundbrunnen.

5) Der Webea Bauertrank.

6) Selteria, Selters.

1) Willbel.

2) Hanovia, Hanau.

3) Passia, Pessen.

4) Bargilla, Bergen.

5) Uhier, Bewohner der Wetterau.

6) Cäsar d. B. G. L. 6. C. 10.

7) Cäsar L. 1. O. 64.

## Charlotte Eleonore Wilhelmine v. Gersdorf,

geborene von Gersdorf, ward am 28. October 1768 zu  
Oberbellmannsdorf in der Oberlausitz geboren, vermählte  
sich 1792 mit dem K. Sächsischen Kammerherrn von  
Gersdorf und lebte Anfangs zu Biesitz bei Reichenbach,  
später in Bauzen und seit 1811 in Dresden.

Sie schrieb:

Die Armenterin. 2 Thle. Braunschweig 1829.

Aurora, Gräfin von Königsmarkt, 2 Thle. Dued-  
linburg 1817.

Der Eichwald, 2 Thle. Brunn 1819.

Emmerich Eckblin, Fürst von Siebenbürgen.  
Telle 1834. 2 Thle.

Erzählungen. 24 Bde. Leipzig 1821 — 1830.

Eternelle oder die Blindgeborene, 2 Thle. N. N.  
Leipzig 1832.

Die Geschiedene. Braunschweig 1830. 2 Thle.

Die Himmelfahrtstage. Meissen 1818. 3 Thle.

Ritter Julian und die schöne Sfolde. 2 Thle. Mer-  
seburg 1833.

Nectarine von Klarenfeld. Chemnitz 1818.

Labislans Posthumus, Erzherzog von Oesterreich. Brünn 1818.  
 Mirabilis oder der Alte Ueberall und Mirgendens. Leipzig 1822.  
 Mnemosyne oder meine Erinnerung. 2 Theile. Ditsch 1797—1798.  
 Mnemosyne die zweite. Leipzig 1812.  
 Mnemosyne die dritte. Halle 1822.  
 Nachtschatten. Berlin 1828.  
 Nachtschatten. Berlin 1828.  
 Nemate. 2 Bänden. Leipzig 1833.  
 Der belgische Ritter. Weissen 1830.

Ritter Robert Carré. Berlin 1828.  
 Die Rose von Rubinen. Götting 1821.  
 Selbstverblendung. Leipzig 1831.  
 Sensitives. Merseburg 1833.  
 Sinn-Violen. Berlin 1830.  
 Der St. Valentins-Tag. Leipzig 1827.  
 Der Bigenerraub. Weissen 1824.

Eine äußerst fruchtbare Erzählerin, die, nicht ohne Talent, sich ein zahlreiches, wenn auch untergeordnetes Publikum zu erwerben wußte, das ihren Leistungen Beifall und Aufmerksamkeit spendet.

## Heinrich Wilhelm von Gerstenberg

ward am 3 Januar 1737 zu Tondern in Schleswig geboren, erhielt seine erste Bildung auf dem Christianeum in Altona und studirte dann kurze Zeit in Jena, gab aber nach dem Wunsche seines Vaters diese Laufbahn auf und trat in dänische Kriegsdienste. Während des Feldzuges gegen Rußland avancirte er bis zum Rittmeister, nahm jedoch nach dem Frieden seinen Abschied und erhielt eine Anstellung bei der deutschen Kanzlei zu Kopenhagen. Im Jahre 1775 begab er sich als dänischer Minister-Resident nach Lübeck und verweilte daselbst bis 1785 wo er als Mitdirector des Lottojustizwesens nach Altona berufen wurde. Dieses Amt verwaltete er bis 1820 und zog sich dann gänzlich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Er starb am 1 Novem-ber 1823.

Von ihm erschien:

Ländeleien. Leipzig, 1759 u. öfter.  
 Profaische Gedichte. Altona, 1759.  
 Artadue auf Naros. Kopenhagen, 1767.  
 Gedicht eines Skalden, Kopenhagen, 1766.  
 Der Hypochondrist (gemeinschaftlich mit J. F. Schmidt.) Schleswig, 1767. 2 Bde. N. N. 1784.  
 Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Schleswig, 1766—1770. 4 Sammlungen.  
 Die Braut. Trauerspiel. Kopenhagen, 1765.  
 Ugolino. Trauerspiel. Hamburg, 1768.  
 Winona oder die Angelsachsen. Melodrama, Hamburg, 1785.  
 Die Theorie der Kategorien. Altona, 1795.  
 Sendschreiben an Willers, das gemeinschaftliche Princip der theoretischen und practischen Philosophie betreffend. Altona, 1821.  
 Beattin's Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit. Aus dem Englischen. Kopenhagen und Leipzig, 1772. N. N. 1775.  
 Vermischte Schriften. 3 Bde. Altona. 1815—17.

Diesem geistreichen und scharfsinnigen Manne hat die deutsche Literatur nicht Geringes zu verdanken. Er war es, der zuerst mit Erfolg auf die Schätze nordischer und kritischer Poesie aufmerksam machte und in seinem Gedicht eines Skalden, in welchem er sich Klopstock anschloß, eine neue Bahn zu brechen und Kraft und Gewalt des Ausdrucks mit Innigkeit der Empfindung zu verbinden strebte. Höchst anmuthig und gewandt zeigte er sich dagegen in seinen Ländeleien, einem damals sehr beliebten Genre, das vor ihm noch nicht mit solcher Feinheit und Eleganz, so reichem Witz und so lieblich spielender Phantasie war behandelt worden. Noch bedeutender erschien er jedoch in seinem Drama „Ugolino“, durch welches er die von Lessing mit so großem Erfolg aufgestellten und durchgeführten Principien practisch beförderte. Wenn auch die Wahl des aus der Hölle des Dante entlehnten Stoffes immer ein Mißgriff bleibt, so muß man doch über die Kühnheit und Kraft erstaunen, mit welcher G. denselben der von Lessing eingeführten Form des sogenannten bürgerlichen Trauerspiels unterwarf. Ab-

gesehen von dem eben erwähnten Mißgriffe der Wahl bleibt jenes Stück immer ein großartiges Meisterwerk, in welchem der Dichter die höchste Besonnenheit mit dem tiefsten Gefühl und einer seltenen Stärke und Macht des Ausdrucks zu verbinden verstand. Hier ist nichts überflüssig; Alles greift genau in einander und drängt seinem Ziele zu, und die Steigerung schreitet ohne Ermatten bis an den Schluß fort, ohne daß auf der anderen Seite die Spannung der Leidenschaft übertrieben und dadurch unnatürlich würde. — Man ist im Ganzen gegen dieses Werk ungerecht gewesen; der gesunde Sinn der Nation wandte sich, und zwar mit Recht, befremdet von einem Gegenstande ab, dessen innere Gräßlichkeit alle poetische Schönheit von vorn herein zerstört; aber man hätte dagegen auch bedenken und anerkennen sollen, daß dieses Trauerspiel das Erzeugniß eines seltenen und großartigen Dichtergeistes war, der selbst in seinen Verirrungen aufrichtige Bewunderung verdient.

Auch für die Verbreitung der Kantischen Philosophie wie für die Bildung des Geschmacks und namentlich für die richtige Würdigung Shakespears hat von Gerstenberg viel Lobenswerthes geleistet; sein Name wird daher immer gleich nach jenen großen Männern, denen unsere Litteratur so Herrliches verdankt und die wir als Sterne erster Größe am Himmel unserer vaterländischen Poesie zu betrachten gewohnt sind, mit aufrichtiger und inniger Verehrung angeführt werden.

Vgl. eine autobiographische Skizze von Gerstenbergs, abgedruckt in Jördens Vericon deutscher Dichter und Prosaisken, Th. 6. S. 171 fgd.

## Ugolino.

Tragödie von W. v. Gerstenberg.

### Vierter Aufzug.

#### Ugolino.

Bin ich endlich allein? (Er schiebt den Sargdeckel ab.)  
 Hier war ich König! Hier war ich Freund und Vater! Hier war ich angebetet! Ich heischte mehr. Ich wollte Sklaven im Staube meines Fußtritts sehen; und so verlor ich alles, was das parteiische Verhängniß mir geben konnte. Wenn ich mir jetzt das goldne Gepränge, die Trophäen, den Stolz meiner kriegerischen Tage zurück erkaufen könnte, ach mit Entzücken gäb' ich sie alle die geprahnten Nichtswürdigkeiten, um ein dankbares Lächeln ihrer erstehenden Wangen, um einen belohnenden Blick ihrer Augen, um einen Ton ihrer Lippen, um einen Seufzer der Freude aus ihr Brust. Ach Ugolino, du wärest glücklich! Kein Sterblicher war glücklicher! Und du hättest glücklich vollenden können! Da sitzt der Stachel! Ich bin der Mörder meiner Gianetta! Wider mich hebt sie ihr bleiches Antlitz zum Himmel! Auf ihren Ugolino ruft ihr unwilliger Schatten den Richter herab! Lebenswürdiger Geist! Lebenswürdig in deinem Unmuth! Ist dein Antlitz ganz ernst? Ah! dein Antlitz ist ernst! Einst hab' ich dich gesehen, meine Gianetta; liebevoll und schüchtern sankst du in meine Arme. Kuggerli Ubaldui trat heran; das Gewand des Pechlers

rauschte lauter; sein bleifarbiges wasserichtes Angeßicht tobte vom Sturm seiner Seele; er wälzte seine abrichteten Augen weit hervor; Lide und Verderben lauschten nicht mehr im Schleier der Nacht! Du aber lagst furchtsam athmend an meinem Halse. Da erhob sich mein Herz! Da erkannte Ragglert noch einmal Sberardesco, den Mann! Da waren deine Blicke mild, wie der Morgenthaue; und deine süßen Lippen, deine Rektartlippen, deine Bonnellippen (er küßt sie) nannten Pifa's Befreier, deinen Erretter! Nun bin ich gebeugt, meine Liebe! Mein Haar ist nun grau, und mein Bart ist fürchterlich, wie eines Gefangnen. Doch der große Morgen wird ja kommen! schrecklich, dunkelroth und schwül von Gewittern wird er ja kommen! In seinem schwarzen Strahle will ich erlöscheln! In seiner gebärenden Wolke soll, wie Feuer vom Himmel, mein Geist über Pifa stehn! Dann erglitzte ein Glender! aber nur einer. Feuer und Nacht! Ist meine Sianetta gefallen! (steht tiefinnig) Mit Gift hingerichtet haben sie meine Sianetta? Gift sosen sie aus den Worten meiner Liebe? ah! aus den Worten meiner Liebe? Einsame Erde! ich traure! Was? mit Gift hingerichtet haben sie meine Sianetta? (geht stillschweigend.) Sern möcht' ich die Stimme des Abgrundes vergessen! o daß ich sie nie gehört hätte! Ein Gebelnhäus der Verhungernden! Ein Gebelnhäus der Verhungernden! denn der Thurm ist von dieser Stunde an verflucht! Ein Gebelnhäus der Verhungernden! Ha! wie er wäthet, der Gedanke! wie er sich in mir umkehrt! Ich kann ihn nicht ausdenken! und mag nicht! O pfui! pfui! Brandmal für die Menschlichkeit! ewiges Brandmal! Ich kann mich deiner nicht erwehren; du Wohnhaus des Schreckens! nicht mehr Kerker meiner Erniedrigung! Gruft! Gruft der Gebelne Sberardesco's! Gruft meiner Auferstehung! aber erst meiner Beweßung! ah! nicht nur meiner! fürchterlich! hier hinfinken! hier mit dem Lode ringen! einsam! von keiner freundschaftlichen Hand unterstützt! ganz einsam! mein Weib, meine Kinder rings um mich gesammelt! dennoch ganz einsam! Tod, wie keiner dich starr, o du bist fürchterlich! Ich will nicht, ich will dich nicht denken! (er sieht Gaddo.) Doch zwingt mich dieser Anblick. Ach! daß ich Vater und Mensch sein muß! Steh auf, armer Gaddo! Du antwortest nicht?

Gaddo. Ich bin gelähmt.

Ugolino. Aha, war das die Ursache?

Gaddo. Hilf mir, mein Vater!

Ugolino. So!

Gaddo. Lächle, traurer Vater, und hilf deinem Gaddo!

Ugolino. So!

Gaddo. Gott segne dich!

Ugolino (hebt ihn auf seinen Schooß). Wo schmerzt es dich, mein Gaddo? Sage mir's, armes Kind!

Gaddo (ihn sehr beweglich ansehend). Du wirst mich nicht Hungers sterben lassen, mein Vater!

Ugolino. Wo sitzt deine Krankheit?

Gaddo. Im Herzen, im Magen, im Kopf: ich kann's dir nicht sagen. D mich ekelt!

Ugolino. Ich habe dich nicht schreien gehört.

Gaddo. D der Stirnschädel wäre mir geborsten.

Ugolino. Deine Augen sind blau und geschwollen.

Gaddo. Sie wollen nicht weinen.

Ugolino. Gewiß, gewiß, es ist sehr bitter!

Gaddo. Liebt meine Mutter mich noch?

Ugolino. Sie liebt dich immer: wir lieben dich beide.

Gaddo. Pah! wenn dem so wäre! Es ist unglaublich.

Ugolino. Warum unglaublich, mein Gaddo! Sprich!

Ich bin dein liebender Vater.

Gaddo. Sie hat mich an ihrem Busen genährt, jetzt läßt sie mich verschmachten. Doch sie kann mich verschmachten lassen, und doch lieben: denn du liebst mich, mein Vater; sagtest du nicht so?

Ugolino (küßt seine Augen). Habe Mitleid, Strafengel! o schone!

Gaddo (seufzt). Ach!

Ugolino. D nein! nein! lieber rede! daß Gott im Himmel dich höre! rede; frage deinen Vater; gire nach deiner Mutter, Verlorner! Aermster! nur laß mich dich, süßes Kind, nie wieder seufzen hören!

Francesco (still). Es müssen Leute im Thurm sein: ich hörte Fußstritte.

Ugolino (bestürzt). Wie? was? (legt Gaddo hin.)

Anselmo (langsam). Du wolltest vermuthlich die Männer im Thurm sehen. Es sind dieselben, die ich vorher sah, mich und Gaddo mitzunehmen: Männer ohne Herz. Sie schlüßen fort, da sie mich wahrnahmen, als fürchteten sie mich. Sie sind nicht mehr da.

Francesco. Horch! horch!

Anselmo. Auch die Deffnung ist nicht mehr. Et! Et!

Francesco (erblaßt). Die Thurmthüre! Ha! (Man hört sie stark zuschlagen.)

Anselmo. Sie wird verschlossen. (Ein sehr langes und schreckenvolles Stillschweigen: worauf Anselmo seinen Bruder leise anrührt.) Du siehst den Geist an der Mauer, Francesco! Mein, sieh nicht dort hin; sieh unsern Vater. Erstarrt? Versäunert? Bleich war das Antlitz unser's Vaters; aber sieh, Francesco, jetzt ist's schrecklich. Weh mir! ihm in's rothe, in's unbewegliche Auge zu sehn, schaudert mich! Ach mein Vater! (küßt seine Hand.) Und auch du, Francesco? Du schweigst? seufzest? auch du, Francesco? und schluchzest? Mein Vater! (küßt seine Hand noch einmal, (steht auf, und erschrickt.) Auf dich wirft er einen schnell zurückgezognen Blick, und auf mich, und auf Gaddo! Blut strömt vom gewaltigen Biß seiner Lippen! Seine Gesichtsmuskeln stehn aufwärts gedrängt und starr! Mein Vater! (wirft sich ihm zu Füßen.)

Francesco. Sei ruhig, Anselmo, ich bitte dich! (er richtet ihn auf.)

Anselmo (mit Bestigkeit). Mein Vater! mein Vater! (mit den Füßen stampfend.) Mein Vater! (ängstlich schreiend.)

Francesco. Was ängstigt dich, mein Anselmo? Was schreckt dich, Lieber? ach! laß unsern Vater nichts von dieser Bestigkeit sehen! sei gelassen! sei ruhig!

Anselmo. Gut, Mann! entferne dich nur! aber schnell, schnell aus meinen Augen! wenn dein Leben dir lieb ist, Mann!

Francesco. Ich darf ihn jetzt nicht verlassen, nein.

Und mein Vater! o ewige Vorsicht.

Anselmo. Ich irte mich. Dieser da ist keiner von ihnen. (sieht sich furchtsam nach allen Seiten um.) Ach! (indem er die Hände ringt.) Nun ist es gewiß. Weggeführt haben die Priesterflaven das Opfer: und die Reihe wird an mich kommen: aber desto besser.

Francesco. Sieh dich zufrieden, Anselmo! Kennst du mich nicht?

Anselmo. Dich? (wirft ihn mit den Augen.)

Francesco. Kennst du mich?

Anselmo. Ha! ha! ha! Wie sollt' ich dich nicht kennen. Du bist ja Er, der aus dem Abgrunde heraufkam. Ich sah dich aus deiner Grotte steigen: eine Grotte, wie ich mir keine wünsche, schmal und edlicht. Hatte sie keinen giftigen Einwohner, als dich?

Francesco. Er redet vom Sarge, und seine Geister scheinen sich zu sammeln. Beruhige dich, Anselmo; ich bin dein Bruder Francesco, und ich lebe.

Anselmo. Wohl dir, daß du lebst! Draußen, ach weh! drohn die Gefahren! man kann dir nicht Schuld geben, daß du ihnen nicht zeitig genug ausgewichen seist. Willkommen, Thurmpringer! Sicherheit ist die Blume des Lebens.

Francesco. Ich vergebe dir den Spott. Thurmpringer nennst du mich? Wollte Gott, ich hätte den unseligen Sprung nicht gewagt! Alles wäre gut gewesen! Keins unter euch hätte viel gehofft, noch viel gefürchtet! Wie wund muß euer Gefühl seyn! Wie sehr vergrößert sich meine Uebereilung! Vergieb mir, mein Bruder! o vergieb mir! die Absicht war nicht unedel.

Gaddo (ruft). Francesco!

Anselmo. Gut! sei gerichtet nach deinen Thaten! (er geht auf und ab, bald schnell, bald langsam.)

Gaddo. Francesco!

Francesco. Was verlangt mein Gaddo?

Gaddo. Sei mein Fürsprecher, Francesco! Ich bin dir auch gut.

Francesco. Bei wem, du geliebter Gaddo? Sprich!

Gaddo. Bin ich dein geliebter Gaddo? Ich frage nicht amsonst.

Francesco. Ja! Gott weiß es!

Gaddo. Ach! Jedermann liebt mich, und ich liebe jedermann, und doch hilft mir keiner. Hilf du mir, geliebter Francesco. Vertritt mich bei Anselmo; du gilst viel bei ihm.

Francesco. Worin, Gaddo, worin soll ich dich vertreten?

Gaddo. Erst bitr' ich dich, mit eine Bechine zu leihen.

Francesco. Eine Bechine? wozu die?

Gaddo. Ich habe viele Bechinen unter meinen Sparpfennigen: sie sollen alle dein sein. Ich bitte dich nur um eine.

Francesco. Hier hast du sie, Gaddo.

Gaddo. Nimm diese Bechine, und überrede Anselmchen, daß er mir ein einziges Ei aus den vielen Nestern gebe, die er mir kurz vorher schenken wollte: sollt's auch nur so viel sein, als ein Pfannkage.

Francesco. Du sprichst mir Räthsel.

Gaddo. Ich will die Aerschähne gerne entbehren, die uns dein Sprung vom Thurm verschafft hat: jetzt brauche ich nur ein einziges Pfannkage. Thu es, Francesco, aber bitte ihn höflich, daß er dir's nicht abschlage.

Francesco. Schöne Folgen des Sprungs vom Thurm!

Ich war nicht allein ein Thor, ich war auch ungehorsam: allein, o Himmel, die Strafe ist hart! Vergieb auch du mir mein Gaddo! Und doch mit welcher Eitern kann ich's wünschen?

Gaddo. Ein Ei würde mich retten! Ein Hähnchen! Bedenke, Francesco! Kannst du mir ein Hähnchen versagen? O Heber Gott! Gib mir die Sechse zurück: ich will Anselmo selbst bitten. Ich wollt ihm zu Füßen fallen, wenn ich könnte: allein ich kann mich nicht regen. (Francesco giebt ihm die Sechse, und geht mit aufgehobnen Augen ab.) Anselmo! großmüthiger Anselmo! mein Bruder!

Anselmo (aufstehend). So ist's recht! Laßt die Hörner tönen am hallenden Fels!

Gaddo (sanft bittend). Anselmo! mein Bruder Anselmo!

Anselmo (rauh). Wer ruft? Sei! wer ruft denn da? wer ruft? wer ruft?

Gaddo (erschrocken). Ich wenigstens bin hier der Rufende nicht!

Anselmo. Du da auf dem Stroh, ich habe zu thun!

Gaddo (streckt die Hände aus, und legt sich seitwärts).

Anselmo. Hinweg! (er pfeift) Hinweg! in meinem Kopf sollst du mir nicht spinnen! (pfeift wieder). Hinweg, ich verbanne dich auf ewig aus meinem Kopf! (macht eine Bewegung mit der Hand) Nun, wie steht's, ihr im silbernen Gewande, unerleibliche Töchter des hohen Oceanus! haben wir das Bild? Mit diesen Nägeln will ich's zerreißen; mit diesem Geiß will ich's zermalmen; so, so, so will ich das Sonnenblut trinken! Schnaubend stürzt der Tiger vom Abhang; sie haben ihm seinen Staub entwandt; springt zischend hoch auf, wittert in den Wind, zerstreut mit langgestreckter Klau den Fußtritt des Schnellen im glutrothen Sand, Grimm firscht in seinen Zähnen, Hunger spricht heftig im Aug: umsonst, Tiger, am Bart des Jägers glänzt's! Ich will mich an diesen Abhang setzen. Durch diese Felsrisse kann ich die Tigerkagen über mir, und von dieser Höhe die Warden unter mir spähen. So will ich euch den Fang ablauschen, ihr Räuber! Meine Hühnerchen nisten am Sumpf, wo der Warden mit gesenkten Ohren hinschleicht. Weg sind sie! Stoßt in's Horn, Müßige! stoßt in's Horn! stoßt in's Horn! (singt)

Der muntre Jagdjug schwebet

In blauer Luft!

Kopf, Hund, und Jäger drängt sich

Daher, dem Himmel nah!

Hab ich den Dieb? Langohriger! laß deine Stimme hören! (er bellt) Ho! ho! ho! Dieb, siehst du den Pudel nicht?

Gaddo. Was ist das?

Anselmo. Sei gegrüßt, Endymion. Wir haben gute Welle. Kannst du einen Bettgesang singen?

Gaddo. Ich singe wenig, Anselmo.

Anselmo. Was schadet's? Wir wollen einen Bettgesang singen.

Gaddo. Ich kann kaum reden, Anselmo! und sollte singen?

Anselmo. Singe, Lädger, oder bei jenem hinabhängenden Monde! Ich zerstoße dich mit dem Felsbruche!

Gaddo. Wie Anselmo, du weißt, daß ich nicht singen kann.

Anselmo. Singe!

Gaddo. Ich singe?

Anselmo. Singe!

Gaddo. Ich, der ich weinen möchte, wenn ich könnte?

Anselmo. Singe weinend! Singe!

Gaddo. Nun dann, Anselmo, ich will singen: aber mein Hals ist roh und heiser. Schenke mir, wenn ich bitten darf, ein kleines Hähnchen, wie es dir am nächsten zur Hand ist, um meine Stimme zu bereiten.

Anselmo (bei Seite). Was gilt's, dieß ist der Warden, der mir die Eier austrinkt! Durch seine Larve hindurch erkenn' ich den tüchtigen Heuschler! Er ist's! bei meinem Leben! Ich will ihn ausfragen.

Gaddo. Aber schenke mir's bald, Lieber! meine Stimme ist verdorret.

Anselmo. Gut! gut! Du möchtest also ein Hähnchen haben?

Gaddo. Ich will's nicht läugnen.

Anselmo. Oder ein Hähnchen?

Gaddo. Ach ja!

Anselmo. Dem! wäre dir nicht mit einem Hähnchen gedient?

Gaddo. Das wäre zu viel Güte.

Anselmo. Ei ja, nimm ein Hähnchen.

Gaddo. Ich danke.

Anselmo. Es ist ein frisches Ei, eins von den besten die ich in meinem Stall habe. Sei?

Gaddo. Weil es von deiner Hand kommt, will ich's nicht ausschlagen.

Anselmo. Ich dachte es. (Faßt ihn an der Kehle.) Räuber, bekenne mir, wie lange hast du diesen heillosen Frevel verübt?

Gaddo. Beh mir!

Anselmo. Wie viele Eier hast du mir ausgetrunken? Sieh, dein Leben ist in meiner Hand. Bekenne, wie viel?

Gaddo. Ah! Du wirst mich nicht umbringen, Anselmo!

Anselmo. Ich, Warden! ich! ich! umbringen, Warden! Dich Warden! gib Acht, Warden!

Gaddo. Hülfe! Hülfe!

Francesco (springt zu und befreit Gaddo). Entsetzlich! Anselmo schlägt seinen Bruder Gaddo?

Gaddo. Ah! ah!

Francesco. Seinen Franken, gelähmten, verschmachtenden Bruder schlägt Anselmo?

Anselmo. (giebt Francesco unvermuthet einen Stoß um sich loszureißen).

Gaddo. Halt ihn! ach halt ihn!

Francesco. Eine eiserne Hand!

Gaddo. Nach mir sieht er hin. Trauter Francesco, halt ihn!

Francesco. Ein Luchs blickt nicht wilder. Der Apfel quer, flammicht der Stern. Und es ist Lücke darin. Wie kann Lücke in ein Auge kommen, wo das Herz so gut, so brüderlich gut ist? O mein Anselmo! Er schweigt hartnäckig.

Gaddo. Ich aber sollte singen!

Francesco. Unser Vater wird gleich hier sein; er muß dich nicht sehn. Ich beschwöre dich, Anselmo, laß mich dich entfernen, daß unser Vater dich jetzt nicht sehe. Es würd' ihn tödten!

Gaddo. Schone seiner, Francesco. Ein Warden hat ihn wider mich aufgebracht; ich weiß selbst nicht, wie. Ah! nun schaut er schon wieder um sich.

Francesco. Er erschrickt. Es dämmert in seinem Auge. O Anselmo! wo bist du gewesen, Anselmo?

Gaddo. Das ging ihm an's Herz!

Francesco. Eine mildere Röthe umzieht seinen Blick. Seine Wangen glähen. Er schmilzt, er schmilzt wirklich. Fürchte dich nicht, mein Bruder Anselmo! Sein Auge weinet. Gottlob! da stürzt die Thräne! da stürzt die Thräne!

Anselmo. Ach Heerschaaren des Himmels! Welcher Segenvollste unter euch stellt sich zwischen mein Herz und die umspannende Kralle?

Francesco. Erbärmlicher Anbid!

Anselmo. Kauft die Natur im Kreise vor mir herum? Wohin, mein Bruder?

Francesco. Dir schwindelt, armer Anselmo. Es ist alles unbeweglich um Dich her. Unser Vater kommt. Um Gottes willen theuerster Anselmo, mäßige dich jetzt, da unser Vater kommt!

Anselmo. Wie könnt' er kommen? Er lebt ja nicht mehr!

Ugolino (sehr freundlich). Ihr guten Kinder!

Anselmo (fällt ihm um den Hals und schluchzt).

Ugolino (ihn küßend). So lieb' ich euch! meine Kinder. Euch in dieser reigenden Vertraulichkeit beisammen sehn, ist Erquickung zum Leben! Warum klagt mein Anselmo? betrachtet mich so aufmerksam?

Francesco. Das Vergnügen, mein Vater, dich so heiter zu finden —

Ugolino. Wir wollen recht heiter sein, meine Kinder. Es ist eine heitre Stunde. (Er nimmt einen Stahl und setzt sich.) Setze dich neben mich, Francesco, und du, Anselmo. Will Gaddo auf seines Vaters Schooß sitzen?

Gaddo. Ob ich will? (bewegt sich, um hinzukommen.)

Francesco (bringt ihn seinem Vater).

Ugolino. Wir haben viel fehlliche Tage gelebt, meine Ehne. Wollen wir nachrechnen? Es wird uns schwer fallen, sie alle zusammen zu rechnen.

Francesco. Das war ein schöner fehllicher Tag, da Anselmo geboren ward. Ich erinnere mich's recht genau. Ich war damals sieben Jahre alt.

Ugolino. Ein schöner Tag; du hast Recht, Francesco. Ganz Pisa nahm daran Theil. Die Feiernfeier und die festlichen Tänze dauerten drei Tage, und darüber.

Gaddo. Da wird was rechts geschmaust worden sein, mein Vater! War ich auch dabei?

Francesco. Du warst noch nicht geboren, Gaddo.

Gaddo. Schade!

Ugolino. Wie so still, Anselmo?

Anselmo. (Nachdem er ihn starr angesehen hat.) So bist du's denn wirklich? Nun (blickt zum Himmel) ich danke dir!

Francesco. Anselmo wußte, daß dir nicht wohl sei.

Nach das war ein schöner Tag, mein Vater, da die Mütter, Jungfrauen und Jünglinge dir nach dem großen Siege vor die Stadt entgegen kamen.

Ugolino. Ganz recht. Ihr Durst im Klange der Klappeterze und Trompeten machte mir warm. Aber ich wollte, daß ihr mir auch einige von euren fröhlichen Tagen herrechnetet.

Anselmo. War das nicht ein schöner und ein fröhlicher Tag, ihr Brüder, da mich Ruggieri meinem Vater nachschickte? und —

Francesco. Und da wir, auf dem goldnen Rahne, unsrer Mutter entgegen segelten, als die dankbaren Pisaner sie im Triumph den Arno hinaufführten bis zur Villa Sberardesca!

Ugolino. Du warst auch zugegen, Gaddo: was sagst du dazu?

Gaddo. Mir wird ganz trübe vor den Augen.

Ugolino. Genug, meine Kinder! wir haben alle viel frohe Tage gelebt. Zu bebauern ist's, daß dies Leben nicht immer fortwähret. Man ist auf der Welt so glücklich.

Gaddo (seufzend). Ach ja! das Leben ist so was süßes!

Francesco. Das dächt' ich nicht, mein Vater! Wenn man beim Tausch verleiht, da ließ ich's gelten. So aber gewinnt man ja in jeder Absicht.

Ugolino. Du hast's getroffen, Francesco. Das menschliche Leben ist zwar sehr glücklich; aber das höhere Leben nach dem Tode ist doch viel glücklicher: es hat keine Abwandlungen, es ist ein höheres Leben. Ach! von Waterhuld floß das Herz unsers Schöpfers, da er Menschen schuf. Er setzte sie in einen irdischen Garten, und bereitete ihnen den Uebergang in einen Garten des Himmels.

Francesco. Mir fällt dabei das Sterbelied unsers Schutzheiligen, Sanct Stephans, ein, wie ich's einmal von einer sehr angenehmen Stimme gehört habe.

Ugolino. Sing' es.

Francesco. (singt).

Ich soll den Lichtquell trinken

Am himmlischen Gestad!

Ach! wo das Lied der Sterne strömt,

Am himmlischen Gestad,

Da strömt ihr Silberstrom

Unsterblichkeit!

Ich soll ich schaun! Gedank'!

Unauszudenkender Gedank'!

Ach! ich verstumme dir!

Ugolino. Du hast's gut gefungen. (bei Seite) Herunter, mein Herz! So weit war's wohl gethan, Ugolino!

Anselmo (steht vom Stuhl auf). Nicht! Nicht! o Salamis, heiliger Vaterlandsboden! Herd meiner Väter! und du, ruhmvolles Athen! und du, mit mir aufgezogenes Geschlecht! ihr Quellen, ihr Flüsse, ihr trojanischen Felder! euch ruf' ich! seid mir gesegnet, o ihr meine Pflegerinnen! Dies letzte Wort ruft Ajax euch zu: das Uebrige will ich im Elysium den Schatten erzählen.

Ugolino. Was sagst du?

Francesco. Er hat die Rolle des Ajax Telamontus im Augustinerkloster gespielt. Dies ist nichts, als eine plötzliche Regung seines Herzens.

Ugolino. Gut; ich verlasse euch, meine Kinder. Der Morgen naht heran, und keins von euch hat noch den balsamischen Schlaf genossen. Schlaft nun wohl, ihr Geliebten. (legt Gaddo wieder hin) Wenn wir uns wieder sehn, so — (geht eilig ab).

Anselmo. Schlafest dich?

Francesco. Freilich; aber ohne meines Vaters Segen will ich nicht einschlummern! D mein Schlaf wird ein herzergreifender Schlaf sein.

Anselmo. Mein Vater soll mich auch segnen. (Sehn ab.)

Gaddo. Mich hat er gesegnet. Dennoch könnt' ich jetzt nicht einschlummern.

### Fünfter Aufzug.

Anselmo.

Ich bin voller Erwartung.

Francesco. Er sprach die Worte: Es ist ein Gott, meine Kinder! mit großer väterlicher Gemüthsbewegung aus; er konnte keinen Ton mehr vollenden. D mein Anselmo! du weißt nicht, warum ich unsern Vater so schnell verließ.

Anselmo. Noch warum du mir winktest, dir zu folgen.

Francesco. Umarme mich, mein Bruder, daß ich dich fest an mein Herz drücke, Geliebter! Du bist doch nun völlig wieder Anselmo?

Anselmo. Ich bin mild, wie der Honig vom Hymentus.

Francesco. Ruggieri hat mir Gift gegeben, und ich werde sterben. Mein Vater wählte, ich hätte mich betrogen; ich wähl' es selbst. Mein Vater soll mich nicht sterben sehen. Mein Vater hat mich zum letztenmal gesehen. Du erblastest? Was ist dir, mein Weibchen?

Anselmo. Cithäron fällt, die erhabne Pallene zittert, und Lempe welkt!

Francesco. Noch immer diese hochfliegenden Phantome! Ach, wie quälst du mich, mein Anselmo!

Anselmo. Sprich es noch einmal aus, das geliebte tonvolle Wort. Wie war's? Sterben?

Francesco. In dieser Stunde. Daß ich euch jetzt schon zurücklassen soll, meinen niedergebogenen Vater, dich, mein Anselmo, dich, mein Gaddo (indem er Gaddo mittelstidig ansieht), das, das thut mir weh. Doch, ihr Armen, ich gehe nicht lange voraus.

Anselmo. Ja!

Francesco. Anselmo, ich will dir etwas in's Ohr sagen, ehe ich sterbe. Ich fürchte unsers Vaters Stillschweigen. Er ist arm an Worten, schwer beladen mit Jammer, schwerer, als ein Mensch es vor ihm gewesen ist. Kann er seine Seele bis ans Ende behaupten, so ist er der größte Sterbliche der Erde, wie er der größte in Pisa war. Aber seine Leiden sind zu vielfach. Deswegen hab' ich gewünscht, ihn zu überleben, mein Bruder, um der Stab seines sinkenden Alters zu sein. Du bist ein Knabe von starker Seele, Anselmo! ja du bist mehr, als ein Knabe. Weine nicht, Liebster. Doch, weine nur. Ich verstehe den ganzen Sinn dieser Bähre.

Anselmo. Wie schwach ich mir jetzt vorkomme, du Goldjüngler!

Francesco. Ein Wort sagte unser Vater: es geht noch in meinen Ohren. Ach, Herr, bewahre mich vor Verzweiflung! So sagte unser Vater! So sagte Sberardesca! Er nannte sich den von Gott Verlassenen. Entsetzen fuhr durch meine Seele; aber ich hielt mich, daß ich nicht ausschrie. Bete für unsern Vater, Anselmo! (indem er ihm die Hand drückt.) Ich wollte dich auffordern — Nun vergeß ich, wozu ich dich auffordern wollte. Die Rede eines Sterbenden

Anselmo. Sprich nicht eines Sterbenden, ehrwürdiger Jüngling! Wie, Lichter, du wirst mich nicht in diesem engen Thurne, von der Welt und aller menschlichen Hülfen abgefordert, mit Gaddo allein lassen? Ueberdem ist mein Kopf zerföhrt. Ich schaudere, zurück, ich schaudere, vorwärts zu schauen.

Francesco. Recht so, das war's, wozu ich dich auffordern wollte. Laß Ruggieri nicht über die Seele eines Sberardesca triumphiren! Sei stärker als deine Jahre. Tritt mit Anstand in die Laufbahn. Wache über deine Vernunft! Ruggieri allein sei der Lobende, aber auch der Bähnlappernde! Er, der jetzt jauchzt, sei der Winfelnde, der Kriechende, das Insekt! Stirb du deines Namens würdig, Anselmo. Stirb, daß ich dich an jenem Ufer umarmen könne, wie ich dich hier umarme. Gut! das Bittern deines Antlitzes verspricht viel! Dein stolzes Herz steigt sichtbar in deinen Arnen empor! Du bist mein Bruder!

Anselmo (fällt ihm in die Arme.) Ach!

Francesco. Meine Bitte hat ihre Deutung, Geliebter. Auch deines Vaters wegen wünsch' ich dich standhaft. Kränk' ihn nicht durch vergeblichen Kummer: er hat der Leiden genug. Laß mich; keine Fehlbite thun; gib mir deine Hand darauf. Jetzt sterb' ich vergnügt. Ohne heilige Fürbitten zwar der Knechte Gottes! Keine Thräne fließt um mich in seinen Tempeln. Kein Elter im unedlen Pisa trägt meinen wandernden Geist auf den Flügeln seiner Andacht zum Himmel. Aber wo ihr seid, will ich sein. Auf dieser Grabinsel soll mein Geist verweilen, auf dieser Schwanen Spitze hingeheset ruhn, mit dem Winde Freundigkeit des Todes auf euch niederfließen, bis ihr verklärt seid, wie ich.

Anselmo (Entschlossen.) Da hast du meine Hand, Kind der himmlischen Grazie, Erstgeborener des großen Sberardesca! Nimm sie, nimm sie zum zweitenmale. Er soll kriechen! er soll winseln! Ich bin eingedenk meines Schwurs, des Erstlings gelübdes; und ich will's halten.

Francesco. Ach! deine Gelfter sind im Aufruhr! Sammle sie, geliebter, theurer Anselmo!

Anselmo. Rache! Rache!

Francesco. Es giebt nur eine. Verzeih ihm.

Anselmo. Wenn das Schwert meiner männlichen Hand ihn nicht erreichen kann, so treff' ihn das Gebet meiner Seele in der Todesstunde! —

Francesco. Das Gebet ihrer Großmuth und herablassenden Guld. So rächen die Beleidigten im Himmel!

Anselmo. O du! — ich kann deine Glorie nicht ertragen. Aber es sei, wie du gebietest.



Francesco. Ich fühl's, ich muß essen. Nimm, mein Bruder, nimm meinen Abschiedskuß. Ich sollte Gaddo umarmen — Selbst! meine Fäße wollen mich nicht hintragen (lehnt sich auf Anselmo.)

Anselmo. Siehst du? Ich bin stark, Francesco.

Francesco. Er schlummert.

Anselmo. Mächtig pocht das Herz des Knaben, wie mein's pocht. Wie kann es pochen?

Francesco. Schon ist's seiner Wohnung zu groß. So ist Dein's. Freue dich. Die Gekerkerten sind am Ziele ihrer Freiheit.

Anselmo. Wenn dies Schlummer ist, so ist's ein angstvoller.

Francesco. Die Stunde wird kommen. Fahre wohl, Unschuld! Für dich darf ich nicht beten? (macht das Kreuz über ihn.) Laß uns essen. Jetzt! jetzt! Ich will am Sarge meiner Mutter sterben. Gute Nacht! Erde! du stiefmütterliche! (er legt sich in einiger Entfernung mit Bedacht an die Seite des Sargs. Anselmo hält ihn in seinen Armen.) Gute Nacht! Hier will ich besser ruhn. Jetzt verlaß mich! (Indem er Anselmo mit der Hand winkt, wegzugehen.)

Anselmo. Nicht also! Ich habe noch nie einen Sterbenden gesehen. (nach einer kurzen Pause.) Ist das sterben? Betrachte es wohl, Anselmo! Ist das sterben? Gott sei mir gnädig!

Francesco. Er hat mich ergriffen — Gott! Gott!

Anselmo. Erbarmet! Erbarmet! Erbarmet! Noch windet der Wurm sich? Noch? Noch? Wehe mir! Sterben ist grauenvoll!

Francesco (streckt den Arm gegen Anselmo aus, und stirbt.)

Anselmo (schlägt sich vor die Brust, und entfernt sich schnell.) Er ist dahin! mit ihm meine Entschlossenheit. Sterben ist grauenvoll! Geboren werden ist auch grauenvoll! Dies Räthsel ist mir zu fein. (er betrachtet den Leichnam.) Wer nennt den Tod ein Gerippe? Ich hab' ihn gesehn: sein Fleisch ist Sehne, seine Knochen sind gegossnes Erz. Ein-vollblättriger, breitschultriger Mann. Francesco rang mit ihm, es ist wahr: aber Francesco ist der Kraftvollste der krotontischen Jugend. Francesco hat einen Stier an den Hörnern zu Boden gestürzt: allein dem erhabnen Fremdling erlag Francesco. Ich bewundere den Bau seiner Glieder. Wenn dieser Jüngling in der Schlacht gefallen wäre: wärd ein Mahl für die Adler! Hier ist liebliche Speise! hier ist Vorrath! Supper ist partheilich. Den Raubbogeln giebt er im Ueberfluß; Menschen darben. Huch! warum nenn' ich ihn partheilich? Sorgt er nicht für mich, wie für die jungen Raben? Ladet er mich nicht ein? Nein, hier widersteht etwas! In meinem Herzen empört sich's, und ruft: Ist nicht Anselmo, ist nicht von diesem Fleisch. Ein guter Rath! Dis Fleisch könnte mir schaden; es ist vergiftet. Däher winkt der Verforger. Ein offner Sarg, der einen weiblichen Körper voll himmlischer Schönheit für mich aufbewahrt! Soll ich? Glück, soll ich? Ich folge dir, Glück! Meine Zähne knirschen! Der Wolf ist in mir! Ha, verwünscht will ich sein, wenn ich dieser Weibsbraut schone! (Indem er sich über den Sarg erhebt, fällt der Deckel.)

Ugolino. Tiger! in deiner Mutter Busen wolltest du deine Zähne setzen? Du greinst? Du bist deiner Mutter Sohn nicht, du Ungeheuer!

Anselmo. Woher dieser Stärke? Der Tod kann er nicht sein: er ist hager und dürrig.

Ugolino. Wenn Ruggieri dies sähe, dies hörte!

Anselmo. Er droht mir!

Ugolino. Der Mensch ist Mensch; mehr nicht, Herrscher im Himmel! deine Lasten sind zu schwer! Was hab' ich nicht erlitten! Könnst' ich, wie das morgenländische Weib, eine Marmorsäule dastehn, so wollt' ich zurückschaun! O nun heb', Erde! nun brüll, Sturmwinde! nun wimmre, Natur! wimmre, Gebärerin! wimmre! die Stunde deines Kreisens ist eine große Stunde!

Anselmo. Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino. Dies Weib war deine Mutter, du mit dem dreifachen Rachen!

Anselmo. (Indem er sich mit geballter Faust vor die Stirne schlägt.) Dies Weib war meine Mutter!

Ugolino. Gorgo, was hast du gethan!

Anselmo. Hunger, Hunger! Ach er wüthet in meinem Eingeweide! er wüthet in meinem Gehirne!

Ugolino. Du Gräuel meiner Augen, der du wie ein bössartiger Krebs deiner Mutter Busen zernagt!

Anselmo. Unmenschtich! o unmenschtich!

Ugolino. Wenn der Sohn mit dem Geiß einer Hyäne am Fleische zehrt, das ihn gebar: o ihr Elemente! so sei der Krieg allgemein. Sulfurisches Feuer zersprengt den Schooß der Mutter Erde! der Abend verschlinge den Morgen! die

Nacht den Tag! ewiger chaotischer stinkender Nebel die heilige Quelle des Lichts! Hebe dich weg von mir, Abart! Du trieffst von dem Blute deiner Mutter! sei unsät und flüchtig! Die Rache zeichne dich aus!

Anselmo. (wirft sich auf Francesco's Leichnam.) Verbirg du mich dem Grimme meines Vaters, brüderlicher Busen! Bei den Todten will ich Schutz suchen: denn ach! die Lebenden sind furchtbar!

Ugolino. (Indem er Francesco's Leichnam sieht.) Sie ist da, die feterliche Stunde! die mächtige, die prüfende, sie ist da! Nun, Gherardesca! Nun, wenn du ein Mann bist, die entscheidende, feterliche Stunde ist da! Wann ward dieser erste Akt vom Stamme gerissen? Der Schrecken hat den unglücklichen Knaben getödtet. Warum zürnt ich? O Himmel! er wußte wohl nicht, was er that. Anselmo, mein Sohn Anselmo! du ängstigst mich. Sohn des Entsetzens! ach, bist du der dritte dieser Leichname?

Anselmo (seines Vaters Aute umfassend.) Sei milde! schone, schone!

Ugolino (ihn aufrichtend.) Betrabe mich nie wieder so!

Anselmo. Nie! oder du magst mich zertreten, wie einen Scorpion. Ein reisendes Thier brüllt in meinem Eingeweide! Ich will mit ihm kämpfen; kämpfen will ich mit dem reisenden Thiere! Aber ach, mein Vater! warum muß Gaddo hungern? Dich hungert nicht, sagtest du: warum soll dein Gaddo hungern? Betrachte Gaddo, mein Vater!

Ugolino. Kann ich den Hülflosen sehn, den ich nicht zu retten weiß? Steher will ich diesen Entbundenen sehn!

Anselmo. Dieser Entbundne ist Francesco.

Ugolino. Und diese im Sarge ist deine Mutter. Zween sind hier Leichname der Todten: drei tappen noch an ihrer Grabstätte. Francesco verließ mich schnell.

Anselmo. Er starb in meinem Arme.

Ugolino. Der Großmüthige! Ich sollt' ihn nicht sterben sehn! warum sah ich ihn gestorben! Hier ist keine Erquickung! Nirgend ein Winkel, der mir nicht einen Gegenstand des Grauens darbeut. So weit die Schöpfung reicht, ist kein Ort, von dem der Erschaffende seinen Blick abwandte, als der Ort der ewigen Finsterniß, und dieser!

Anselmo. O sieh! sieh, mein Vater! Gaddo bewegt sich herwärts. Was ist dem Kinde?

Ugolino. Daß ich mit Blindheit geschlagen wäre! mein Auge nichts sähe, mein Ohr nichts hörte. Sind alle Leiden der Erde in eine einzige Stunde zusammengedrängt?

Gaddo. (kriecht zu seinem Vater hin, dessen Zipfel er faßt.) Nur ein Brosämchen, mein Vater! nur eins, oder ich sterbe zu deinen Füßen!

Ugolino. (zitternd.) O Gott!

Gaddo. Ach, Anselmo! hilf mir meinen Vater erbiten! Der Tod sitzt auf meinen Lippen: warum soll ich Hungers sterben?

Anselmo. (den andern Zipfel anfassend, und gleichfalls kriechend.) Um deiner Liebe willen, laß Gaddo nicht Hungers sterben!

Gaddo. Schier verschmacht' ich! bin doch nicht vaterlos, noch mutterlos! Sieb mir, daß dein Vater im Himmel dir's wiedergebe!

Anselmo. Da dich selbst nicht hungert, o Verforger! gieb Gaddo von deinem Vorrathe! Laß den Wolf hungern. Der Wolf mag hungern. Laß den schändlichen Anselmo hungern. Der schändliche Anselmo mag hungern. Aber o du mit der finstern Stirne! warum dieses fromme, sanftmüthige, schweigende Lamm?

Gaddo. Schon ein halber Bissen wird mir das Leben retten! ja die Hälfte eines halben Bissens wird mich retten!

Anselmo. Als der Mangel ferne von uns war, strömten die Schätze des Gottes wie ein Sommerregen herab! herab auf den geringen Adler! herab auf das idäische Ambrosia duftende Kind!

Gaddo (Indem er kraftlos zurück sinkt.) Hier will ich mein Leben ausschmachten! hier auf dieser Stelle. Den Trost soll man mir doch nicht nehmen, daß ich zu meines Vaters Füßen sterbe. (mit gebrochener Stimme) Gott segn' ihn!

Ugolino. Mark und Bein kann es nicht aushalten! (er sinkt bei seinen Kindern zu Boden.)

Anselmo. Jenseits, wo sie am Styr schweben, ist die Aussicht. So pflegte unsrer theure Mutter zu sagen. Jenseits ist die Aussicht!

Gaddo. Engel Gottes! der du mich hier abfordern wirst, laß ein Blümchen unter meines Vaters Füßen aufblühen! (mit schwächerer Stimme) ein geknicktes kleines Blümchen! (küst seines Vaters Füße) so blühe mein Leichnam!

Anselmo. Betroßt, schöner Sterbender! Das Leben ist der Thränen nicht werth! Was sagte unsrer Mutter Dps? Sicherheit blüht nicht unter der Sense des Göttervaters! Jenseits ist die Aussicht!

Ugolino. Ihr Mütter der Kinder und Säuglinge! Ihr Weiber mit zartfühlenden Herzen; Menschengeschlecht! heult zum Mond auf! heult zu ihm auf, der höher, als der Mond ist! zu ihm, der eure Wehklage hören kann! Klagt's dem Allwissenden, daß dieß Loos ein Loos der Kinder und Säuglinge ist! Und du, blasse Bewohnerin dieses Sarges! (kniet vor den Sarg hin.) Heilige unter den Heiligen! Verkürzte am Thron! wenn du auf mich herabsehest! durchschaue die Leiden deines Ugolino!

Anselmo. Armer neugeborner Unglücklicher! umsonst! der Alte hat seine Zähne gewetzt, und du mußt sterben!

Ugolino. Wenn er stirbt; wenn der Unschuldige stirbt! für eure Verbrechen stirbt! Hungers, Hungers! stirbt: o Ugolino! o Ruggieri! wo ist eine Verdamnis, die euch Gramsamem, euch wider diese duldbende Unschuld Ver schwornen! nicht gebietet?

Anselmo. Mit Verwünschungen spricht er das Todesloos über dich aus! Aber deine gebrochenen weißschimmernden Augen reden eine Sprache! und wohl mir! daß ich sie verkehrt!

Ugolino (nimmt Gaddo in seine Arme). Ich lasse dich nicht, Engel! nicht aus meinem Arme sollst du mit entschlipfen! Ringender! willst du die Hölle auf deinen Vater ehrabrasen?

Anselmo. So! reiß ihm das Herz aus dem Leibe! Freiß! Nun hast du's! Dieß Juden kenn' ich. Fahre wohl, schöner Knabe, fahre wohl!

Ugolino. Verderben komm über mein Haupt! (läßt Gaddo fallen, und tritt zurück.)

Anselmo. Freiß! du Vater deiner Kinder! wohlthätiger Saturnus! diesen hast du gewiß! Aber warum scheu? warum bleich und mit entstelltem Antlitz? warum wendest du deine gelben Blicke? warum nagst du deine Hände? Will er sein Fleisch von seinem Gebein abnagen, seinen Hunger zu stillen? Sieht er mich denn nicht? Ich bin ja der einzige Uebergebliebene! Ich kann ihm nicht entschlipfen, und ich will nicht! Er nagt an seinem Fleisch! Beim Styr! große Schweißtropfen fallen von der Stirn auf die zernagten Hände Saturns, des Niedergebeugten! Kann er mich nicht abmähen? Warum säumt er? Oder soll ich mein Fleisch ihm darbiehen? So will's die kindliche Pflicht! Ich soll mein Fleisch ihm darbiehen! Ich fühle mich von Mitleiden und Erbarmen durchdrungen, diesen Alten so ungemöhnlich hungern zu sehn. Ich weiß auch, was Hunger ist! Nein, ich kann's nicht aushalten! (er hängt sich an seines Vaters Arm.) Mich! mich! mich verzehre, du eldgrauer Alter! Sieh, dein einziger Zurückgebliebener lebt! Mir laß das Verbiehen, deinen Hunger zu stillen!

Ugolino (in einer Art von Betäubung). Ruggieri! Ruggieri!

Anselmo. Schwer liegt die Hand des Schreckenden an meinem Nacken! Gott der Götter! Du, den ich in der Angst meines Todes — Es ist Ugolino! (er sträubt sich im Arme seines Vaters.)

Ugolino. O! hab' ich dich so in meinen Armen! Schuppichtes Ungeheuer! hab ich dich endlich in meinen Armen! Nun winde dich, Hynd! umflicht meine Schenkel! umflicht meine Arme! Sberardesca soll mit männlicher und mit nervichter Faust auf dich treffen! Schuppichtes vielsköpfiges Ungeheuer! Siehst du? ha! sehest du? ha! siehst du?

Anselmo (steht).

Ugolino (streckt den Arm nach ihm aus und schlägt ihn zu Boden). Also treffe dich —

Anselmo (jammert in seinem Blute).

Ugolino. Der Sterbenden Geschrei! der Kinder Wehklag' im Leichengefild! das Gewinsel der Weiber und ihrer Säuglinge! o Sieger Ugolino! Alles wieder still! Kein Hauch mehr in der Luft! Keine Kühlung um meine Schläfe! und mir ist besser! Doch meine Augen sind mit Blindheit geschlagen! Wo sind' ich meine Laute?

(Nachdem er einige Griffen auf der Laute gethan, wird eine sanfte traurige Musik gehört.)

FF's Ruggieri, der Leidenbesatter? Diese Harmonien schweben nah um den Hungerthurm. Oder seid ihr's, ihr wenigen Rechtschaffnen, die ihr unter Ugolino's martervollem Kerker weinet?

(Die Musik fährt fort.)

Francesco ist am Gift gestorben, sagst du? was ist's mehr? Wär' er vom Schwert, vom Dolch, vom Beil gestorben, würd' er weniger todt sein? Lern' es, mein Sohn! Bergifften, Ermordeten, Hinrichteten ist ein heiliges Vergnügen: es ist ein bischöfliches Vergnügen! Wie ist das? Bin ich hier allein? Wer dieser Säugling an der blutigen Mauer?

(Anselmo schreit, da sein Vater sich ihm nähert. Dieser fährt voll Entsetzen zurück.)

Verflucht sei das Weib, das mich gebar! Verflucht die Wehemutter, die das Wort aussprach: Der Knabe lebt.

Anselmo. Nur verzehre mich nicht, du hungernder Vater! nur mich Lebenden nicht!

Ugolino. Und hab' ich — O Furchtbarer in deiner Rache; hier liege, Mörder! (er wirft sich heftig neben Anselmo hin) Hier wehe dich der Erde auf ewig!

(Er spreizt seine Arme über den Boden aus. Die Musik fährt fort.)

Anselmo! (wehklagend) einst mein Anselmo! einst Freude und Labfal meiner Augen! Dein Vater ist's, der dich in's frühe Grab sandte. Die Klage des Mörders eilt von einer Leiche zur andern. Fluch ihm! Sie wird's ewig!

Anselmo. Dich, Hungertod, werd' ich nicht sterben. Heil ihm!

Ugolino. Auf mich rausche daher! Hungertod daher! Ich bin müde und Lebensfart! Hier sollst du den morschen Gebeinbau finden. Hier zerfließ' er, bis die Gerichtspfaune diesen Staub, und diesen, und diesen erweckt! Hier vermisch' er sich mit der Verwesung der Unschuldigen, die hier, hier, und hier, und hier um mich her zerstreut liegen! Und Pestilenz, Pestilenz, du Verwesungslust der Sberardesca's! sei jedem Pisaner, der dich eintrinkt! Mit diesem Vermächtniß —

Anselmo (indem sich die Musik entfernt).

Bonnegefang! Bonnegefang!

Ist am Ziel dann nicht Vollendung? \*)

Nicht im Thale des Tod's Bonnegefang!

Ugolino. Ich hebe meine Augen zu Gott auf! Meine zerrissne Seele ist gehellt. Mit diesem Vermächtniß — mit diesem Vermächtniß — Himmel und Erde! eines Verhungerten! langsam, langsam, unter jeder Gewissensangst! Was? Tage und Nächte lang angestarrt von jenen weit offenen Augen deiner Erschlagnen und auch Verhungerten? was? Nein! nein! bei allen Schauern des Abgrundes! nein! Ich will es nicht aushalten! beim allmächtigen Gott! ich will nicht! (er hebt sich gählig, wie um gegen die Mauer zu rennen) Du im Himmel! (fährt aber plötzlich zurück) Ha! (mit zum Himmel gehobnen Augen) Mein Herr und mein Richter! Ha, Ugolino! noch lebst du! noch — lebst du! Klein zwar nun, und nun dir verächtlich, und nun unwürdig des Prüfungstodes! Aber ich lebe! Schwor ich's? bei dem allmächtigen Gott schwor ich's? O Schwur, wie ihn nie die Verzweiflung geschworen hat! Drei Tage dieser Dämmerung, Ugolino! drei Nächte dieser Dämmerung! Diese Feslast auf meinem Herzen? sie nicht abwählen? Ja, es ist schwer! Oder Jahrtausende jenseits in der Finsterniß der Finsternisse? Jahrtausende lang an allen Wänden aller Felsen meine Stirne zerzhmettern? Wehe mir! in jeder schaumvollen Erinnerung meiner unsterblichen Seele sterben? und wieder leben! und wieder sterben? Ach! es ist grauenvoll! Jahrtausende lang in der schwarzen Flamme des Reintiger's? und neue Jahrtausende lang? und vielleicht eine Ewigkeit lang, blizzitternd vor dem furchtbaren Antlitz des Rächers? Und wie würde der mitverdammte Pisaner die Zähne blöden! Wie würde der Mitverdammte die Zähne blöden! Vergieb mir! vergieb mir, o mein Richter und Erbarmter! vergieb mir! Sind nicht meine arme unschuldige Kinder gefallen? Armer Gaddo! da wand er sich! da umher liegen die Leichname! armer Francesco! und meine Gianetta! meine Gianetta! und — und — (mit erklickter Stimme) Sie warteten nicht! So hingebeugt der Verwesung! So sie! Kein Warten in ihrer Seele! Ah! was wär's wenn sich der Verbrecher empödet!

(Er weint bitterlich, und verhält sich das Haupt. Die Musik wird klagender.)

Eine unmanliche Thräne (in edler Stellung) Kannst du die Waude der sieben Sterne zusammenbinden? Oder das Band des Orion auflösen? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit? Oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen? Weist du, wie der Himmel zu regieren ist? Oder kannst du ihn meistern auf Erden?

(Die Musik endigt erhaben.)

Ich will meine Leiden gärten, wie ein Mann. Ich hebe mein Auge zu Gott auf. Meine zerrissne Seele ist gehellt. Mit dir, Hand in Hand, du Mahrerklärer! (Anselmo umfassend) Und dann seid mir gepriesen, die ihr diesen Leib der Verwesung hinwarft! Ganz nahe bin ich am Ziel.

\*) Aus einer Strophe von Klopstock

Georg Friedrich Konrad von Gerstenbergk,

als Schriftsteller Friedrich Müller genannt, ward im Jahr 1780 zu Ronneburg geboren, wo sein Vater, der Herzogl. Sachsen-Altenburgische Justizrath Müller, lebte. Später, von seinem Oheim adoptirt, nahm er den Namen von G. an. Er studirte die Rechte in Jena und Leipzig, wurde anfangs Advocat, dann Syndicus in seiner Vaterstadt, trat jedoch 1812 in Herzogl. Sachsen Weimarische Dienste und stieg bis zur Würde eines Kanzlers der Landesregierung zu Eisenach. — 1836 nahm er Kränklichkeit halber seinen Abschied. —

Er gab heraus:

Kaledonische Erzählungen. Tübingen 1814.

Phalänen. Leipzig 1817.

Einzelne Erzählungen in Almanachen u. s. w.

Als Erzähler, besonders im Fach der sentimentalen Klasse dieser Gattung, hat v. G. Vorzügliches geleistet, und seine kaledonischen Erzählungen verdienen eine weit größere Verbreitung als sie gefunden haben, da sie sich durch Gedankenreichthum, Innigkeit der Empfindung, Phantasie und eine an das Herz redende Sprache auszeichnen. — Weniger glücklich ist er in seinen lyrischen Gedichten, in welchen der Gedanke zu oft durch die Form und den Ausdruck beeinträchtigt wird.

Raguhild und Audna\*).

Geschichtliche Sage.

Noch über den schottischen Hochlanden liegt nördlich eine Gruppe von Inseln, die, wild wie ihre westlichen Schwestern, die Hebriden, doch weniger Naturschönheiten bieten, als diese, und daher fast nicht besucht werden. Gerabgefunten zu ziemlich verödeten Eilanden, abhängig von der, nun selbst dienbaren, schottischen Krone, wird man bald ihren Namen nur noch bei den Geographen finden.

So war es nicht immer. In jenen grauen Zeiten, wo überhaupt der höchste Norden an Macht wie an Poesie so reich war, als wir nur zum kleinsten Theile es wissen, behaupteten diese Inseln ihre Freiheit oft gegen die mächtigsten Invasionen schottischer, selbst norwegischer Könige. Schon ihr Name Orkaden, der in das hohe Alterthum reicht, bezeichnet ihre einflüchtige Kraft. Orca bedeutet im Alt-Dänischen: Stärke: ans aber im norischen Dialecte: Insel. Diese Orkneys verlieren sich bei den alten Geschichtschreibern unter den, rings um Großbritannien gelegenen, Inseln, welche von den Britten der alten Zeit, den Karthagern, oder, was noch ungewisser ist, von einer griechischen Kolonie zu Marseille aufgefunden seyn sollen. Pomponius Mela\*\*), Isidor, Plinius\*\*\*), und Tacitus †), aber nannten sie schon bestimmter. Spät erreichte sie die römische Universal-Gewalt ††), früh schüttelten sie das ita- lische Joch ab. Piraten und Flüchtlinge von den nahen Küsten bevölkerten sie und eine dunkle Spur scheint darauf zu deuten, daß ihre Priester und Säger von Irland kamen †††).

Noch besitzen diese Inseln Ruinen, die man Pictis-houses nennt, völlig ähnlich denen bei Drontheim. Ueberall begegnen dem aufmerkamen Auge Spuren aus den Zeiten des Paganismus. Wunderbar hoch aufgerichtete Steine ohne Inschriften und Hierde, die den hohen Falden und Bergen das Ansehen eines ungeheuern Kirchhofs geben, stehen noch da; theils einzeln, theils in Reihen, der Zeit zum Trost. In den Hügeln, den Gräbern ihrer Helden, finden sich Urnen und Waffen der Brit-

cher Odins und der Namen dieses Gottes hat sich bis jetzt im Lande erhalten durch mehrere örtliche Benennungen\*).

Es schien mir nicht uninteressant, bei der Geschichte und den Sagen dieser Inseln zu weilen. Vorzüglich aber zog mich das Geschick zweier Frauen an, welche in grauer Zeit hier herrschten. Um verständlicher darzustellen, führe ich zurück auf die Geschichte der Eilande unter den Grafen, aus dem norwegischen Stamm der Konalbs.

Frei und glücklich lebten die Orkader des neunten Jahrhunderts ein einfach-stilles, ruhiges Piratenleben, als der nordische Eroberer Harald Harfager seine siegreichen Waffen bis zu ihrem fernen, friedlichen Aufenthalt trug. Das große Norwegen, welches er durch glückliche Kriege mit seinen Nachbarn bald ungetheilt besaß, war ihm zu klein. Er rüstete eine Flotte und landete nach mancher Eroberung auf den Orkaden\*\*). Er brachte den Zwist auf diese stillen Eilande, wußte die Meinungen der Volks-Häupter zu entzweien und bald folgte Zerstörung, Verzweiflung, Knechtschaft. Was die Sklaverei nicht tragen konnte, stoh westwärts, doch Harald Harfagers eiserne Hand erreichte auch diese Asyle. Als es nichts mehr zu rathen, zu verwässen gab, rüstete er nicht länger auf den Orkaden, doch um die gemachte Eroberung zu sichern und Ruhe in der unterworfenen Provinz zu erhalten, ernannte er einen seiner Vasallen zum Herrscher dieser Inseln. Konald, Graf von Orca, war sein Name, sein Geschlecht eins der edelsten, seine Anhänglichkeit an den König erprobt. Von dieser Zeit an wüthete auf den Inseln ein ewiger Kampf zwischen diesen Grafen von Orkney und der Krone Norwegen, den orkadischen Grafen (Grafen) und ihren Vasallen unter sich, zwischen Erben und Usurpatoren, den Picten auf den Orkaden und in Schottland.

Konald hatte zu schöne Besitztungen, zu theure Angehörige in Norwegen, er war zu sehr gewöhnt an das prächtige Hoflager, als daß ihn der stille Grafensitz auf Orkney fesseln konnte, wie unbedingt er auch hier gebot. Er gab daher die Herrschaft der Orkaden seinem Bruder Sigurd, reiste ab und bewog den König, daß er Sigurd zum Grafen befähigte. Doch bald ward dieser ermordet, dessen Sohn, Gottorm, starb schnell nach und Konald, an den die Grafschaft zurückfiel, sandte einen seiner Söhne zum Herrscher der Orkaden. Hallad war sein Name; doch er hatte vom Vater keine der Herrschers-Tugenden empfangen. Indolent und furchtsam zog er sich zurück auf das entlegene Roulan. Gleichgültig blieb ihm der Zustand der Unterthanen, thatenlos sah er den Räuberriem fremder Piraten zu.

Als nun die Inselbewohner ihre beste Mannschaft bei diesen Kämpfen sahen, ihre Frauen und Reichthümer fortzuschleppen und bei all diesem Glende sich von dem nicht beschützt sahen, der wider ihren Willen sie zu beherrschen gekommen war, hielten die Männer von Orkney jene Indolenz für Einverständniß mit den Fremden und zwangen Hallad, zurück zu kehren nach Norwegen. Sein Vater, entrüstet, seinen Stamm durch Hallads Feigheit beschimpft zu sehen, rief seine übrigen Söhne vor sich und fragte sie: welcher unter ihnen den Platz ausfüllen wolle, den Hallad so schimpflich verlassen hatte! Zwei derselben weiterteiferten um den Vorzug, die Ehre des Namens herzustellen. Einer, Kollo genannt, auf dem des Königs Born lag, segelte auf der Stelle nach den westlichen Inseln, wo sich die Blüthe des von Harald vertriebenen Adels gesammelt hatte. Gleich durstend nach Ruhm, wie nach Rache, folgten die Flüchtigen Kollo mit Freuden aus ihrer thatenlosen Verbannung zu einer Unternehmung auf ferne Küsten. Der Zug ging nach England, welches damals die Ketten der Dänen trug. Anstatt Beute und Ehre, die sie suchten, fanden sie aber hier, ganz unerwartet, die Britten versammelt unter den Fahnen Alfred des Großen, der eben aufgestanden war, um das Land aus den Händen seiner fremden Tyrannen zu retten. Er schlug die Norweger, wo er sie erreichte, und eilig suchten diese eine Küste, wo kein Alfred noch gekommen war. Sie fanden sie in Frankreich. Hier saß Karl der Einfältige auf dem Throne. Kollo ging die Seine hinauf, nahm Rouen, zwang den König, ihm mit seiner Tochter Gessa die Provinz Neustrien zu geben und wurde somit der erste Herrscher der Normandie. Orkney war ihm nun zu klein, er entsagte ihm, und Einar segelte dahin, um es zu erobern. Natürlichster Sohn von Konald, entzog ihm der frühe Verlust eines Auges und eine unangenehme Gestalt die Liebe des Vaters, der seine Ent-

\*) Aus Friedrich Müllers kaledonischen Erzählungen. Tübingen 1814.

\*\*) Sebte unter Klauian, und nennt 30 orkadische, 9 äne- dische (Sethlands) Inseln.

\*\*\*) Sägt noch 10 Orkaden hinzu und erwähnt zuerst der Orkaden.

†) incognitas ad id tempus insulas, quas Orcades vocant, invenit, demique.

††) Littora juverna promovemus et modo captus Orcades. Juvenalis.

†††) Pinkerton Introd. Hist. Scot.

Cyclo. d. deut. Nation. = Lit. III.

\*) Odnarwik, Odnarcar.

\*\*\*) Rallet Einleitung in die Geschichte Dänemarks.

fernung gern sah. Unglück hatte ihm Erfahrung und Stärke des Geistes und Körpers gegeben. Er reinigte die Orkaden von Märdern, schützte ihre Bewohner vor äußerer Gewalt, gab ihnen Geseze und Frieden im Innern, erklärte, daß er auf Orkney leben und sterben, nie in sein Vaterland zurückkehren wolle.

Die Orkader hörten auf, den Fremden zu haßen und verzehrten ihn bald wie eine schützende Gottheit, als er auf diesen abedlichen, vom Holze entblößten, Eilanden den Gebrauch des Torfes lehrte, der sie nun schützte vor der Kälte. Er empfing vom Volke den Zunamen Torfseinar und die Barden erhoben ihn durch Gesänge, die zum Theil noch leben in der Tradition.

Der Ruf von dem blühenden Zustande der Orkaden, vom Ruhme ihres Herrschers, erreichte selbst Norwegen. Die Öhne des Königs, die eben in das Alter der Mannbarkeit getreten waren, fanden, daß solche Gewalt, solches Glück dem königlichen Stamme mehr gebähre, als der Familie des Walfallen Holand. Sie drangen in ihren Vater und bald empfingen sie die gebetene Erlaubniß, Einars friedliche Eilande mit dem Schwerte anzufallen. Die Unternehmung sollte so heimlich und schnell ausgeführt werden, als man sie beschloßen hatte. Die Prinzen überfielen daher zuerst den Kreis Ronald auf Norwegen, erschlugen ihn und bemächtigten sich seiner Besikung. Dann setzte einer derselben, Halsdan, schnell nach Orkney, um Ronalds Sohne den Herrscherstab zu entreißen, der längst der Gegenstand habhüchtiger Sehnsucht geworden war. Halsdan landete ohne Widerstand, denn der Graf war keines Ueberfalls gewärtig. Dieser verließ klug seine Residenz, zog sich zurück nach Caithness, vereinigte seine Macht und wartete ruhig auf einen günstigen Augenblick. Halsdan drang vor und viel Drönerer, — ob aus Vankelmuth oder Furcht vor dem siegenden, grausamen Eroberer — sammelten sich unter seinen Fahnen. Was tren hielt zu Einar Torfseinar, mußte sterben, kam es in Halsdands Gewalt, und bald ließ er sich zum Herrscher ausrufen, nicht zum Grafen — dies war ihm zu gering — sondern zum König der Orkadschen Inseln. Das Glück, welches ihm zu folgen schien, stärkte ihn bald in übermüthige Sicherheit. Was vor der Grausamkeit Halsdands floh, verstärkte Einars kleines Heer und die Treuen benachrichtigten ihn von jedem Ereignisse in dem eroberten Theile von Orkney. Die Priester erhöhten seinen Muth, Döin war diesen erschienen und hatte ihnen Sieg für Döfer versprochen. Liebe für Religion, Erb, Weib und Kind entflammten die wenigen Getreuen, und als Halsdan den glüklichen Erfolg mit Schwelgen feierte und vom Heere der Norweger Alles schloß, was nicht mehr trauf, brach Einars Schaar, geführt von beglückten Barden, herein in Halsdands Lager.

Wenig konnte entfliehen, fast Alles wurde erschlagen. Halsdan entkam; eine Felsenhöhle barg ihn vor dem mit Recht erzürnten Feinde, doch nicht lange. Hunger trieb seine wenigen Gefährten, Nahrung zu suchen. Sie wurden einzeln gefangen und einer derer, die abgefallen waren von Einar in der Zeit der Noth, bewies jezt im Elende dem Königssohn nicht mehr Treue. Er verrieth die Höhle; man fand Halsdan bleich, ermattet vor Hunger und Gram. Der Findenden Jubel kündigte ihn im Orkadschen Lager an, und die Priester forderten ihn zum Döfer. Als Torfseinar hörte, daß Halsdan es sey, von dessen blutigen Händen sein grauer Vater gefallen war, übergab er ihn den Priestern und diese opferten den vierwöchentlichen Orkaden-König unter schauerhaften Ceremonien ihrem Döin, dem sie zum Dank für den Sieg die Adern des Zerstückten am Döin-Steine\*) darbrachten. Ein Gesang zu dem Feste, 890 gedichtet, ist in der Dröneyinga Saga erhalten worden und sagt: daß die Schicksals-Schwester den Manen Ronalds die Reste Halsdands zum Schöpfer bringen.

Nicht sobald hatte der Ruf den unglüklichen Ausgang von des Geopferters Unternehmung nach Norwegen gebracht, als Harald die Grausamkeit Einars zu strafen, den Tod des Sohnes zu rächen beschloß. Mit überwiegender Macht landete er auf Orkney. Abermals zog sich der Graf nach Caithness zurück. Der nachfolgende König stieß überall auf Spuren der Verwüstung und Grausamkeit. Fragte er, so rührten sie von seinem geopferten Sohne her. Das minderte seinen Born, seine Rach-Begehrde; er ließ sich auf Unterhandlungen ein und forderte 60 Mark Goldes zur Öhne für den getödeten Halsdan. Der Graf sandte das Geld aus eigenen Mitteln und nahm zur Entschädigung pfandweise die Ländereien seiner Walfallen, welche ihren Antheil nicht zahlen konnten. Mit Gold gesättigt, zog der König ab und die Inseln erlebten nun eine Reihe ruhiger, glüklicher Jahre, bis der weise Einar im hohen Alter starb.

\*) Er heißt noch auf Orkney, einer der Inseln.

Die zwei ältesten Öhne, Arnkel und Erlend, erhielten jezt die Grafschaft, doch bald sehten auch diese sich nach Ruhm und Krieg. Der Tod von Harald Harfager hatte den kühnlichen Krieg in Norwegen aufgeregt. Man stritt sich blutig um seine Krone, und der Prinz Eric Blodor mußte aus dem Reiche fliehen. England nahm ihn auf, doch bald verjagte es ihn wieder. Er schloß nun mit den zwei Grafen von Orkney Bündniß, um sich zu rächen. Diese ließen eine solche Gelegenheit, sich zu waffnen, nicht vorüber, landeten mit Eric Blodor in England und fielen mit ihm in einer Schlacht, einer an des andern Seite, den Tod der Helten.

Der dritte Bruder, Thorfin Hansaktufurs, folgte in der Grafschaft, und wie Einar der Romulus der Orkaden war, so wurde dieser Graf der Ruma derselben. Er ward begraben in Ronalds Bay unter einem Hügel, damals Haugagerdium, jezt How of Hoogsay genannt. Ränge, ruhig und still war seine Regierung, die Geschichte weiß nichts von ihr, als daß sie glüklich war. Desto mehr Stoff bieten seine unglüklichen Öhne, Arnfin, Havard, Hlodver\*), Rot, Gullas, und die Epoche ihrer Regierung umfaßt die Zeit, wo jene Frauen, deren der Eingang gedachte, hervortraten aus dem Dunkel der mythen-gleichen Geschichte.

Jener Eric Blodor war bestimmt, den Herrscher-Stamm der Ronalds auf den Orkaden auszulösen. Nicht genug, daß die zwei tapfern Brüder Arnkel und Erlend ihr Leben für ihn in England verloren, auch des dritten Bruders Öhne, obschon fünf an der Zahl, fanden Unglück und Tod durch seine Tochter Raguhild, die Helena der Orkaden.

Der älteste Sohn Ronalds, Arnfin, warb um sie. Raguhild war ihm wenig gewogen, doch die Herrscher-Krone, welche er trug, reizte ihre Jugend und so reizte sie ihm die Hand. Aus ihren blauen Augen strahlte ein herrlicher Geist und sie waren von so hoher Schönheit, daß Niemand widerstand, wer sich nahte. Havard, des Grafen zweiter Bruder, theilte dies allgemeine Loos. Er kam als der fremden Norwigin bitter Feind, doch er war ihr Sklav von dem Augenblicke an, wo sie ihm in der väterlichen Halle freundlich entgegen trat. Sein wildes Gemüth kannte keine Grenze dessen, was er durfte; mit ganzer Gewalt überließ er sich einer Neigung, die schnell zur ungezügelten Flamme emporloderte und bald bemächtigte sich Eode\*\*) seiner Sinne. Nicht leben wollte er fortan ohne den Besiz der Gräfin, die sein Flehen um Liebe mit einem Stolge zurückwies, der ihm ungewiß machte: ob Pflicht, oder Mangel einer Grafenkrone ihm im Wege stehe. Bald mußten die brüderlichen Gefühle einer Leidenschaft weichen, die unaufhaltsam vorschritt und Alles nieder trat, was sich entgegen setzen wollte. Der Graf ward das Döfer. Er endete schnell und gewaltsam. Verdacht fiel auf Havard, doch Niemand zieh Raguhild der That; sie hatte nicht Theil an dem Frevel, der Havard zur Grafenkrone verhalf. Raguhild ward später seine Gemahlin, doch schien auch diese Ehe ihr gleichgültig, wie es Arnfins Tod gebilten war. Als Havards Leidenschaft kühl wurde durch Besiz, regte sich in nächtlichen Stunden nicht selten das Gewissen. Der blutige Schattens des Bruders kieg oft aus seinem Todtenhügel zu Wacke und schreute Havard vom Lager, welches er sich furchtbar gebettet hatte. Er suchte durch strenge Uebung seiner Herrscher-Pflicht, durch Döfer zu büßen. Umsonst. Schwarze Ahnungen, düstere Sinn empfangen ihn und der Geanz des errungenen Besizes erschötte seine Schwermuth. Dies kieg auch die Gräfin von ihm ab, und ihr heftig aufwallender Sinn fand sich lässig beengt in dem alten Schlosse, dessen Mauern der Graf nur verließ, um auf die Jagd zu gehen. Kaum zwanzig Jahre alt, ohne Liebe, ohne Freuden, stand sie allein. Da nahte ihr Notus, der vierte, jüngere Bruder ihres Gemahls, im ersten Schmutz der Jugend. Seine Haare glühten dem Amethyst\*\*\*) an Farbe, seine Augen der Bläue des Himmels, seine Gestalt den Tausen des Waldes im Gebirge, und ausgefattet mit jeglicher Schönheit und kriegerischer Jugend, überstrahlte er an Glanz alle Edle seines väterlichen Hauses.

Eben lebte er zurück von einer langen Fahrt nach feindlichen Küsten, und schon war für das nächste Frühjahr ein neuer Zug beschloßen, doch der Winter auf des Bruders Schlosse fesselte ihn hier auf immer. Ihm war in der Gräfin das Licht seines Lebens aufgegangen und, wie jede noch reine, jugendliche Seele, machte diese Liebe ihn nur besser, tapferer, edler. Er war auf Jagden, wie zu Hause, der Schatten Har-

\*) Nach Sander (Dudwig).

\*\*) Die fast einzige böse Gottheit der nordischen Mythologie.

\*\*) Die nordischen Säger verglichen die Farbe des Heeres ihrer gepriesenen Schönheiten oft mit der Farbe dieses Edelsteins, welche nicht bloß violett ist, sondern oft ganz ins Rösche fällt.

gubilds. Kein Wunder, wenn die Augen dieser bald mit Wohlgefallen auf Eiot ruhten. Beide waren nur glücklich, wenn sie sich sahen, doch kein Laut verräth ihre Wünsche. Auch Raguhild liebte jetzt wahr und ihre Seelen besaßte kein unheiliger Gedanke. Zwischen ihre unschuldigen Freuden trat nun der Graf wie ein finsterner Geist. Auch sah dieser bald, wie sehr Eiot die Liebe Raguhilds besaß, die ihn nie beglückt hatte, und als einst auf der Jagd der Geliebte sich mit höchster Gefahr des Lebens einem Rudel Bösen entgegenwarf, die Raguhild anfielen, ließ er im stillen Grimm Eiot allein kämpfen. Der Tapfere warf zwei der wilden Thiere wieder, die andern stohen. Jetzt aber wandte sich Eiot und überhäufte den Grafen mit Vorwürfen. Der Graf rief: er werde dem nicht bestehen, den er hasse auf den Tod. Ein heftiger Streit folgte; beide warfen die Lanzen, Eiot traf, Havard sank, und rufte sterbend: ich sinke wie du Arnfin, doch Eiot wird sterben wie ich. Der Streit fiel vor zu Stennis, auf der Stelle, die noch jetzt Havardstugar (Havards Nord) heißt.

In jenen Zeiten war ein solcher Kampf nicht Verbrechen. Der Sieg entschied für das Unrecht des Gefallenen, und so sah das Volk ruhig zu, wie späterhin Raguhild Eiotus Gemahlin ward. Die Drkneyer huldigten ihm als Grafen ihrer Inseln, obgleich Blodver älter war. Dieser befand sich gerade in Irland; doch desto lauter sprach der jüngste Bruder Scullius über die That. Er aegwöhnte, sie sey Folge des bösen Vorsatzes und Grauschaft und Wittve Eigenthum eines Bruders-Mörders. Nicht lange genoss Eiot daher der Ruhe. Scullius ließ ihn wissen: er komme, um den gefallenen Bruder zu rächen an Raguhild und ihm. Wehe mochte es jedoch des Scullius hohem, aber ehrlustigem Gemüthe um die Grafen-Gewalt seyn, und damit er diese desto sicherer erlange, ging er nach Schottland, nahm die Grafschaft der Orkaden zum Lehn vom schottischen Könige, der kein Recht sie zu vergeben hatte, und landete mit einer beträchtlichen Hülfs-Macht in Cathness. Hier fand er viel Anhänger und bald sah ihn Drkney mit einem großen Heere. Doch auch Eiot war nicht klümic gewesen, Scullius genau von ihm beobachtet worden. Er kannte dessen Bewegungen durch Kundschafter, und was in Drkney Waffen tragen konnte, war aufgestellt, um es zu vertheidigen. Wohl wußte er, daß er Alles zu verlieren, nichts zu gewinnen habe und so bot er Frieden an, den der zürnende Bruder mit Verachtung von sich wies. Eine Schlacht folgte. Von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit. Endlich siegte das Feldherrn-Talent des Eiot; Scullius mußte fliehen, woher er gekommen war. Der Graf verfolgte ihn, doch früher, als dieser die erschöpfte Nacht zum Nachsehen gesammelt hatte, war Scullius schon auf Cathness. Auch hieher zog der Graf schnell nach, aber ehe er den Geschlagenen zu einem zweiten Treffen bringen konnte, hatte dieser frische Hülfs-Truppen von Schottland erhalten. Beide Heere besetzte ein ungewöhnlicher Muth, beide Feldherren waren von erprobter Tapferkeit, und wenn Scullius seinen Bruder an dieser vielleicht noch übertraf, so siegte allein des letztern überwiegender Geist im Anordnen und Leitung der Schlacht. Durch jene Hülfs-Truppen verstärkt, verließ Scullius seine Hüben und es kam in den Thälern von Cathness zu einer zweiten Schlacht, die so mörderisch war als entscheidend. Ehe sie begann, durchritt Eiot die Reihen und befahl seinen Truppen auf das Strengste: ruhig zu stehen, die Angriffe der Feinde, ohne vom Plage zu wanken, mit Kälte abzuschlagen; wenn sie wichen, sie nicht zu verfolgen und erst dann mit dem höchsten Ungestüm auf sie zu stürzen, wenn sie erschöpft wären vom wiederholten Angriff. In jener Zeit konnten die Platten fast nur den Kampf des Mannes gegen Mann, die Stärke entschied allein und ihre Schlachten waren, wie alle Angriffe ungeredelter Krieger gewöhnlich sind. Um so größer erscheint Eiot, der zuerst Regeln in die Gefechte der Einzelnen, Ordnung in ihre Reihen brachte. Die strenge Disziplin, die er handhabte, verschaffte seinen Befehlen unbedingten Gehorsam. Sein Heer hielt in geschlossener Ordnung den ersten gewaltigen Angriff ruhig aus, ein Wort von ihm fehlte es an seinen Platz, als es dem zurückziehenden Feinde doch folgen wollte und machte es erst dann mit aller Kraft auf Scullius und seine Schotten stürzen, als diese ihre besten Kräfte auf fruchtlose Angriffe bereits gewendet hatten und nun den Ungestüm der Schaaren des Eiot zu ertragen nicht vermochten. Eiot's Auge war überall und auch sein Arm. Er erfüllte mit den Pflichten des Anführers die des gemeinen Soldaten, unwiderstehlich drang er vor, schlug, verfolgte. Auch Scullius, angefeuert durch die Hoffnungen, die er mit dem heutigen Tage alle zu verlieren in Gefahr war, that seiner Seite Wunder der Tapferkeit, bat, ermahnte, sammelte, griff wieder an, und als er sah, daß Alles verloren sey, beschloß er: nicht untrüben zu seyn dem glücklichen Bruder, sondern zu sterben im Kampfe um das väterliche Erbe und für die Rache der geopferten Brüder. Er sammelte noch einmal, was er konnte,

rief seine Getreuen an: einen ehrenvollen Tod vorzuziehen der Schande der Flucht. Sein Waid stimmte an den Lobesfang und so kämpften seine Wenigen gegen Eiot's ganzes Heer, bis der Tag sich neigte. Da fiel endlich der heldenmüthige Scullius. Seine Truppen nahmen ihn in die tapfere Mitte. Einer nach dem andern sank auf die Hügel der im Lobe noch schlagenden Waffengenosfen und spät erst der letzte, Scullius' Waid, die Seele des siegenden Eiotus weihend den rächenden Schwefeln.

Und diese ägerten nicht lange. Die Schotten, welche flüchtig aus jener Schlacht ihre heimlichen Berge erreichten, konnten den Schimpf nicht vergessen. Sie stellten ihrem Könige vor, daß ihre zu Laufenden auf Drkney gefallenen Brüder nur Ruhe finden könnten, wären sie gerächt; daß Eiotus Macht gebrochen werden müsse, sollte er nicht selbst Schottland fürchterlich werden. Mit noch größerer Eiligkeit eilten sie nun auf Drkney und der Bruder des Ehtaus, welcher in der letzten Schlacht, die Schotten führend, neben Scullius gefallen war, verband sich mit hundert edlen Jünglingen, Eiot im Treffen zu suchen, zu tödten.

Dieser hörte furchtlos, was da kommen würde, denn das unbedingte Vertrauen, die Anhänglichkeit seiner Krieger verpackt ihm Schutz, nicht weniger verließ er sich auf seinen Arm. Desto ängstlicher war Raguhild. Sie beschwor ihn, das Treffen zu meiden, denn, kindelos, stand sie ohne ihn allein, und das Volk haßte sie, die Fremde, die — wiewohl schuldlos — den innern Krieg gebracht hatte in dieses Land. Auch hegte sie Mißtrauen gegen die tiefe, theilnahmlose Stille, in welcher der ältere Bruder ihres Vaters, sie meidend, an dem westlichen Ende von Malinaland zu Birsa \*) lebte. Wie Eiot, ihren Bitten taub, dennoch beschloß, seine Drkneyer gegen die Schotten selbst zu führen, nahm sie eine Rüstung und begleitete ihn. Er konnte sie nicht davon zurückhalten, wie sehr er auch in sie drang. Als es zur Schlacht kam, befahl er Tullach, einem Anführer seiner Garde, mit einem Krupp-Lapferer seine Gemahlin zu schützen. Auch diesmal feste er, doch die hundert Schotten, die sich dem Rache-Tod geweiht hatten und Eiot in der Mitte der Garde vermutheten, stürzten auf Tullach und seine Schaar. Hier war Widerstand unmöglich; Tullach, der mit seinem Leben für das der Raguhild zu haften gelobt hatte, bezahlte dies Versprechen mit seinem Tode; was nicht fiel, stoh, und Raguhild ward in glänzender Rüstung von den Schotten jubelnd davon geführt. Geschlagen selbst, glaubten sie sich Sieger, im Wahne: der Gefangene sey Eiot; doch dieser erreichte sie, verfolgend, als er mit Blitzschnelle herbei kam, Raguhild zu retten. Als diese Eiot heranzupressen sah, rief sie in der Angst seinen Namen und daß er sie lassen, sich nicht verweisen nahen sollte. Die Schotten hörten nun: Eiot sey es, der sie verfolge; ihres Schwures eingedenk, wandten sie sich und ein neues fürchterliches Blutbad begann. Keiner von den hundert Schotten sah sein Vaterland wieder. Raguhild ward gerettet, doch Eiot schwer verwundet. Wenig Tage darauf fiard er in den Armen seiner Gemahlin, die ihn in den Tod geküßt hatte, wie drei seiner Brüder vor ihm. Eiot's Körper ward verbrannt auf dem Felde, wo er die letzte Schlacht schlug, seinen Hügel thürmten die Gebeine der erschlagenen Schotten. Raguhild wollte seine Asche mit nach Norwegen nehmen, wos hin sie, flüchtend vor Blodver, ging; das Volk duldet es aber nicht. Ehen sah es sie einschiffen und hob die Hände dankend zu Odin, daß er Raguhild wieder dahin sende, woher sie kam, zu ihren Feinden, über die sie nach ihrer Meinung das Unheil nun bringen müsse, was ihren Fußstapfen auf Drkney unabwendbar gefolgt war.

Ein Sturm verschlug sie an die Küste von Irland; die Schiffer glaubten, Aeger \*\*) sende seine neun Töchter \*\*\*) und Nord seine Winde und verfolgte die Gräfin im Sturm; sie weigerten sich, mit ihr wieder ins Meer zu gehn. Wider ihren Willen mußte sie also landen und wider ihre Hoffnung fand sie Schutz und Aufnahme bei Audna, der Tochter Kiawalas, eines der vielen kleinen Könige, die damals Irland beherrschten.

Audna liebte einen jungen Orkaber, welcher mit seinem Schiffe Irland zuweilen besuchte, doch ihr Vater wollte einen König zum Ehtam, sie ihren Vater wider seinen Willen nicht verlassen und so zog sie vor, auf Irland ihr Geheimniß zu verbergen, anstatt mit Murdo zu fliehen, der dies oft von ihr begehrt hatte. Sie lebte, der Magia ergeben, in großem Ansehen unter ihrem Volke, welches sie als eine Sehectin verehrte. Ueber Alles befragt, entschied sie oft Krieg und Frieden. Das väterliche Schloß lag ohnfern des Meeres. Es lebte sich am

\*) Birsa ist das gotthische Wort für Jagen. Jene Gegend war reich an Wildpret und es wurde dort vorzüglich gejagt. (Siehe Ire, Gloss. Saigoth.) Daher der Jäger-Kudwud: Birshen.

\*\*) Der Gott des Meeres.

\*\*) Die Wellen des Meeres.

einen hohen Felsen, in welchem die Natur mehrere große Höhlen gebildet hatte. Diese waren nur ihr offen und einem alten Priester, der bei ihr lebte und die heiligen Gebrüder mit verrichten half, wenn die Sterne befragt wurden. Fast immer bewohnte sie eine Halle in diesen Felsen und Niemand durfte dieser ohne Erlaubniß nahen, auch der König nicht.

Willkommen war ihr das ortabische Schiff, welches Raguhild brachte, denn es trug Murdos's Flagge. An Raguhild's Gesicht nahm sie vielen Antheil, denn es war ja eine Vertriebene. Raguhild's noch immer hohe Schönheit, ihr strahlender Geist gewann ihr bald das Herz Audnas. Wenn jene von Eot erzählte und seiner Schönheit und seinem Verstand und seinem Unglück, dann glaubte diese das Bild ihres Murdos zu sehen. Sie wurden bald beide unzertrennlich und selbst der Haß des Königs Riawalas gegen die Orkadin schmolz, wenn ihre Augen ihn herrschend ansahen und sie erzählte von ihrem Schicksale, ihrer Flucht von dem Lande, das sie beherrschte hatte. Ein Räthsel blieb Raguhild übrig: sie konnte keinen Orkneyer, der Murdo hieß, und um so heißer ward dessen Ankunft jetzt auf Irland erwartet. Er kam lange nicht.

Es war Hlobver, welcher sich diesen Namen gegeben hatte, der letzte von Thorsins's Söhnen, durch den Tod von Eotus' Sohn vor Eotus und Sculius dazu gerufen, doch, ein edler Mensch, dem des bürgerlichen Krieges in seinem Vaterlande schon zu viel war, zog er, bei den Fehden der Brüder, das Glück der Inseln und eine stille Liebe seinem Ehrgeiz vor. In früher Jugend kam er einst auf einem Zuge nach den benachbarten Inseln, die damals Jünglinge so häufig unternahmen, auch nach Irland. Ergeben der Magie, wie sein ganzes Zeitalter, ging er zu Audna, um sein Geschick zu erfragen. Erwartend stand er lange vor der Pöhle der Seherin, da trat ihm endlich die reizende Königstochter aus ihrem Felsen entgegen und grüßte ihn mit Seher-Worten, die ihm unverständlich blieben. Er hörte nicht, er fragte nicht weiter, er sah nur die Wundergestalt. Die schwarzen hohen Felsenwände, die ihn umschlossen, wurden beleuchtet von Fackeln, welche die seltsamsten Konturen an den Felsen in Licht und Schatten zeichneten. Eingetreten war er schon mit Ehrfurcht, der Gedanke zu hören sein Geschick aus Seher-Munde, hatte seine Sinne alle aufgeregt; erwartet hatte er eine bejahrte Magierin mit schneeweißen Schenkeln, hoch an Jahren, und nun sprachen die Drakel aus dem rothigen Munde der Jugendblüthe. Inlla\*) selbst schien von Walthalla herab gekommen zu seyn, um mit dem Zauber der höchsten Amuth ihm das Göttliche zu verkünden. Strahlend ruhten auf ihm ihre wundervollen Augen; er sah und sah und blieb leblos. Auch sie stand lange, unverwandelt blickend auf den Fremden, der ein Bild der Güte und Schönheit war wie Balder\*\*), stand, als ob sie erwartete, daß er mehr fragen werde, doch endlich wandte sie sich.

Nächsten Abend kam er wieder und ging noch verwundeter zurück. So ging, so kam er immer wieder, bis Audna eines Abends endlich, als die Menge der Fragenden befriedigt war, dem ängstlich Harrenden erschien ohne das magische Gewand, in einfacher Kleidung irischer Mädchen, und ihm die Gewisheit wurde: der Kiebling der Götter fühle menschlich. Lange wollte er nicht glauben dies überschwengliche Glück, lange konnte er nicht begreifen sein wunderbares Geschick, doch es riß ihn hin zu ihren Füßen, er setzte sich in die Arme, die sich ihm öffneten, ihn umschlangen und lebte fortan Stunden des Entzückens, die nur der Feind, welchem der Stern der Liebe aufging auf dieser dunkeln Lebensbahn. Ihr Geheimniß mußte dem Könige verborgen bleiben, denn dieser haßte unbedingt alle Orkneyer und seiner einzigen Tochter hatte er den Mann bestimmt, der ihm folgen würde im Reiche; aber um so süßer war ihr Verhältniß, der Reiz des Geheimnisses erhöhte die Freuden der Liebe. Audnas Kenntniß im Deuten der Sterne umgab sie mit einer heiligen Scheu, die das Volk vor ihr fürchtete. Nur wenn sie es ausdrücklich gestattete, durfte man in die Druiden-Halle, und sie sah jetzt in der geweihten Pöhle fast Niemand.

Diese streckte ihre schwarzen, felsigen Arme weit hinein in die Nacht des Gebirgs. Lange Gänge, geboget, erleuchtet, führten zu tiefen Bogen, aus diesen zu engen Schluchten immer fort, weit hinab, über schwärzliche Ströme, wieder zu gewölbten Pfaden, welche spät endeten in ein hohes Gemach, das heimlichen Ausgang hatte auf das Meer. Nur Audna kannte ihn und jener alte Druid. Von dieser Meer-Seite kam Murdo zu der Geliebten, wenn er vor den Augen Irlands geschieden war. Hier lebte er ein Leben voll stillen, aber un-

endlichen Glückes und nur kurze Zeit trennte er sich, um auf Orkney zu sehen, wie es hier Rehe um seine Brüder, seine Inseln. Audna sagte ihm, sie wisse, daß er sich nicht neune wie er auf seiner Insel heiße, und er verberg ihr nicht einen Augenblick, daß er einen andern Namen trage, um der Gefahr auszubringen, von ihrem Vater gefangen gehalten zu werden, doch als er aussprechen wollte, wer er sey und sein Geschlecht, fiel sie ihm ins Wort und bat und mußte ihr versprechen: nie seinen Namen ihr zu nennen, wenn es nicht die Noth fordere. Murdo, tief sie, hieß mein Glück, meine erste Liebe, meine einzige. Jeder andere Name würde mich fürchten lassen, dieses Glück zu verlieren. Du bist mir nicht Fremder, nicht Orkneyer, du bist mir Murdo, bleibe es. Sie faßte ihn an der Hand und opferte mit ihm Bidar, dem Worte des glücklichen Schweigens, und ihr süßes Geheimniß fesselte nun der Eid zu dem Sohne Erdbars\*).

An diesem sonderbaren Gesichte brachen sich also die wilden Wünsche Hlobvers, das hieß ihn schweigen nach dem Tode Savards, und die Wohnung der schönsten Liebe, die strahlenden Blicke Audnas, sie waren ihm mehr als jene Srafskronen, die ihm gebührte und um deren Besitz der Boden seiner Eilande das erbitterte Blut in vollen Äugen trank. Wurde denn doch einmal sein innerer Drang zu mächtig — denn Reiz treiben unruhige, wilde, nie rastende Wünsche den Menschen aus dem stillen Hafen in die offene See — und wollte er dann Audnas erzählen, so umschlangen ihn ihre Arme und sein Mund versumte unter ihren Küßen. Sie wiederholte, daß mit der Täuschung des Namens ihr wirkliches Glück dahin seyn würde und Hlobver schauerte vor dem Ehrgeiz seines Weibes, denn dies war ihm Audna geworden vor dem Altare der Göttin Bara\*\*), welche die Schwärze hört und die Geheimnisse der Lebenden, diese zum seligen Bunde weicht, wenn sie treu sind, und ewig jährt, wenn sie brechen.

In dem langen Zwischenraume, wo Hlobver nicht kam, wo sein letzter Bruder gefallen und Raguhild geflohen war, wurde Audna krank. Ihr Vater Riawala empfahl sie der Wartung einer alten Amme und der Pflege des alten Druiden, der die irdischen Heilmittel kannte, während er und das Volk die himmlische Cura\*\*\*) um Herkellung Audnas ansehten. Die Königstochter genas, doch Niemand als der alte Druid und ihre treue Amme wußte die wahre Ursache, sahen den Sohn Murdo's, den sie gebahr.

Hlobver, welchem ihr Zustand nicht verborgen geblieben war, konnte nichts auf Orkney halten, als der Tod des kinderlosen Eotus, der ihn, den einzigen, letzten Bruder, eben zum Grafen der Orkaden gemacht hatte und doch blieb, er nur mit unendlicher Angst. Einen Treuen abzuschicken, wagte er nicht, denn Audna hatte seinen Schwur des unbedingtesten Schweigens und doch fürchtete er Entdeckung, Jörn Riawalas des Königs, Tod der Gattin mit der Angst des Liebenden. Er konnte sich nicht freuen, als er auf dem alten Steine saß, wo die Grafen sitzen mußten, während die Vasallen unter freiem Himmel um ihn herstanden ihm zu huldbigen, er dann opferte und den Unterthanen wiederum schwur nach nordischer Sitte. Der Felsen-Stuhl seiner Väter rauchte vom Blute der Seinigen und ihm war, als schwebte nach Untergang seines Glückes. Nicht sogleich konnte er fort, denn der Feind war noch im Lande und die ewigen Fehden hatten die Gemüther verwildert. Krieg war das Handwerk geworden des Orkaden-Bewohners, leicht konnte ein mächtiger Vasall sich der Herrschaft bemächtigen und die wollte er doch nicht fahren lassen, seit er das stolze Gefühl kannte, sich gehudigt zu sehen. Endlich war der Feind von den Inseln vertrieben, endlich konnte Hlobver seine Hauptstadt verlassen unter dem Vorwande, die Inseln zu durchstreifen. Von der westlichen, Honywell's, ging er mit geringer, treuer Bedeckung nach Irland. Seine Begleiter mußten ihn auch jetzt noch Murdo nennen. Als er der Deffnung, der wohlbekanntesten, die den Glücklichen oft aufgenommen hatte, vorüberfuhr, konnte er sich kaum halten. Doch er mußte vorüber, landen, wo andere Schiffe landeten und warten bis der dunkle Abend hereinbräche. Er hatte vergessen, daß in dieser Jahreszeit den Norden beinahe keine Nacht verhält; schnell bestieg er daher einen Nachen und ruderte zurück zu der freundlichen Bucht. Sie nahm ihn auf, heimlich und still, wie immer. Er griff sich fort in den dunkeln Gängen, dem Gesange des Alten nach, der aus dem Innern tönte. Angstvoll trat er rasch vorwärts, denn er hatte gemeint: seine Gattin am Eingange harrend zu finden. Endlich an der Halle riß er die Pforten auf und Audna saß zu den Füßen des grauen Sängers und ihre Thränen fielen auf ihren Knaben.

\*) Freies Vertrauen, eine Jungfrau mit schönen über die Schultern herabfliegenden Locken und gelbem Stirnbande.

\*\*) Sohn Dvins und Freias.

\*) Bidar's Mutter.

\*\*) Göttin der Ehe.

\*\*\*) Göttin der Arzneikunst.

Audna! rief er, warf sich auf den Boden zu der Geliebten, umfaßte sie, nahm das Kind auf mit leuchtenden Augen und in den seinen hingen Thränen der Freude. Er hatte wieder, was ihm das Leben schmälerte und alle Orkaden waren vergessen und warum er kam. Audna drückte ihn an ihre volle Brust und rief mit ängstlicher Stimme: ich halte dich umfaßt und nie gehst du wieder ohne mich. Nie! sprach er. Er meinte, sie wüßte schon, daß er komme sie zu holen, sie aber ängstete ein Traumgesicht, welches ihr gesagt hatte: Murdo komme zum letztenmale. Darum weinte sie, als er kam, darum schlug ihm die Freude nicht entgegen nach so langer Trennung. Sie erzählte ihm nun, wie es ihr gegangen sey, wie sie die Sorge vor Entdeckung geknagelt habe. Der Knabe heißt Sigurd, fügte sie hinzu, denn es entschäpfte dir einst: dein Ahn habe diesen Namen getragen, er sey dir lieb. Stumm sah Murdo vor sich nieder, denn er dachte über seine Pflicht nach, dem Knaben den geerbten Thron, sein eigentliches Vaterland zu geben, und er wollte eben begannen und erzählen, was ihn so lange abgehalten habe zu kommen, als man Klopfen hörte. Die Amme ging und kündigte Raguhild an. Raguhild! rief entsetzt Murdo, die Norwegin? Und hier? Und bei dir? Vor allen ihr verberge mich, wenn dir das Glück unserer Liebe heilig ist, ich beschwöre dich. Audna begrüßte ihn nicht, doch sie sah, wie bleiches Entsetzen sich auf seinem Gesichte malte und gab ihm versprechend die Hand. Er jog sich zurück, Raguhild trat ein. Sie kam so spät, um ihrer Freundin noch die fremdige Botschaft zu bringen, daß sie unter den heut Angekommenen einen Edlen der Garbe der Grafen von Orkney erkannt habe und daß dies zwar nicht Murdo seyn könne, denn sie erinnere sich, daß er Robdan heiße, daß er aber entweder Kunde bringe, oder doch geben könne von Audnas Geliebten. Gestört durch den diesmal unwillkommenen Besuch, erschreckt durch Murdos Entsetzen beim Hören des Namens Raguhild, vermochte Audna kaum zu antworten. Jener entging die Verlegenheit nicht, welche überall herrschte, und während Audna der Gedanke marterte, irgend ein nahes Verhältnis mit Raguhild mache ihren Geliebten bangen vor dem Zusammentreffen mit dieser, sah Raguhild verwundert in der Halle umher. Ihre Augen stießen bald auf den Mantel Murdo's, der in der Verwirrung auf dem Lager Audnas liegen geblieben war. Er war von der Farbe der Mäntel der orkadischen Grafen<sup>\*)</sup>, und, wie die Führer derselben trugen, mit Purpur umsäumt. Hlobver hatte ihn genommen, um unerkannt zu bleiben. Raguhild begriff das Schweigen der sonst offenen Freundin nicht, so viel aber sah sie, ihre Nachricht kam zu spät und Wobdan war schon hier. Auf der Stelle verließ sie die Halle, nicht ohne Empfindlichkeit über das Mißtrauen der Freundin. Diese dagegen erblickte in dem schnellen Verlassen der Bekämpfung ihrer Furcht, daß Murdo Raguhild einst theuer gewesen sey. Sie verzagte, daß sie die Enthüllung der Geheimnisse selbst gefürchtet hatte und drang in den wieder hervortretenden Murdo, ihr zu sagen, warum er Raguhilds Anblick zu scheuen habe? Sie ist die Feindin meines Geschlechts, ihr sind die Weimen gefallen! rief er; wie kam sie dir nah, sie, an deren Fersen sich jedes fürchterliche Geschick hängt? Audna erzählte, wie unglücklich ihre Freundin sey, wie sie die Flüchtlinge aus Mittelnd aufgenommen habe und diese wiederum ihr Trost geworden sey in einsamen Stunden. Der Verdacht, der so schnell gekommen war, wich eben so schnell der Versicherung des Geliebten und bald vergaßen die Glücklichen wieder Alles außer sich selbst.

Audna wiederholte: Murdo dürfe nicht wieder fort; denn sie schloß aus Raguhilds Erzählung auf seinen Stand als Castell. Sie mahnte ihm ihre still verborgene glückliche Zukunft auf Island, zeigte ihm in der Entfernung selbst Hoffnung zu dem Throne ihres Vaters, oder nach dessen Tode, wenigstens Aufhebung des Schicksals, der jetzt ihr Geheimniß bedeckt, und Hlobver, theils hingerissen von diesen Hoffnungen, theils zu glücklich, um die ersten Stunden der Wiedervereinigung mit Erzählungen der blutigen Auftritte auf Orkney zu verbittern, verschob ein Gespräch, was er fürchtete. Er beschloß den folgenden Tag in der Höhle zu bleiben. Als nach später Nacht das Gestirn des Tages wieder heraufstieg, setzte sich Hlobver an das Lager der Gattin, und versicherte ihr, das Geschick zwinge ihn zu sprechen. Audna hob bittend ihre Augen zu ihm, hielt ihm mit stehender Miene das Kind entgegen, doch Hlobver schwur: er müsse reden. Siehe dann — sprach sie — wenn du mußt, den Schlier hinweg, der mein kühles Glück barg vor dem netzlichen Geschick.

\*) Die Historia Islandica Njala erzählt uns, wie mächtig die Grafen der Orkaden damals waren. Selbst Isländer traten unter ihre Garben, (Satellites purpurati) unter Andern Grim und Selge, Söhne des berühmten Klauß.

Audna hörte nun, daß sie die Gräfin der Orkaden sey. In einem Entschlusse kam es jedoch nicht, ob er auf Island bleiben, sie ihm auf Orkney folgen solle.

Noch unruhiger wie hier, war es außerhalb der Halle. Als Raguhild Audnan verließ, wandelte Wobdan, den sie in der Halle glaubte, mit dem purpurumsäumten Mantel wieder vor ihr. Sie faßte es nicht, und um sicher zu seyn, wollte sie ihn anreden. Wobdan aber, entsetzt, den Geist der nach Nors wegen gegangenen Raguhild hier in Island vor sich zu sehen, wich scheu ihm aus und wandte sich schnell zu den Gefährten, denen er bleich erzählte, was er sah und die mit ihm fest glaubten: Raguhilds Schatten sey aus Norwegen gekommen, um ihren Grafen hier zu beunruhigen, zu verfolgen. Dieser Wahn stieg, als das Boot leer an die Küste geschwommen kam, worin ihr Gebieter Tags zuvor gestiegen war. In der frohen Gast, seine Gattin wieder zu sehen, hatte dieser vergessen, es ans Ufer zu befestigen und so trieb es die Fluth zurück. Die Angst der Gefährten Wobders um diesen ward zur Gewißheit seines Todes, als er auch den zweiten Tag nicht kam, weil er das Boot nicht fand, was ihn zurückbringen sollte. Die Orkneyer waren trostlos und wollten eben zur Seherin gehen, um zu fragen, wo ihr Geliebter sey? als sie Raguhild ansichtig wurden. Gefesselt blieben sie stehen, doch diese redete sie an, und als die Orkader sich überzeugt hatten, es sey kein Schatten, umringten sie ihre vormalige Herrscherin und forderten Hlobver von ihr. Raguhild meinte, auch dieser sey tod wie seine Brüder, ihre Gatten, und wollte sich flüchten vor den Schwertern der Wäthenden, doch diese hielten sie. Sie rief nach Hilfe, die herzuwollenden Isländer bemächtigten sich nach kurzem Gefecht der kleinen Anzahl Orkneyer. Wobdan fiel. Der König, erzürnt, daß die Fremden seine Gattin auf seinem Gebiete angefallen hatten, ließ sie einkertern und kündigte ihnen den folgenden Morgen den Tod an.

Als Audna dies Alles vernahm, rieth ihr Hlobver, sich vor allen Raguhilds zu bemächtigen, die Klavalan Alles verrathen würde. Diese ihrer Seite scheute sich vor dem ersten Wiedersehen Audnas, im Wahne, Wobdan sey deren Geliebter und dieser durch sie gefallen. So fürchtete eins des Andern Born und Rache. Daß aber Raguhild sich nicht blicken ließ, bestärkte Hlobver und Audna in ihrer Sorge und der Graf von Orkney bewies seiner Gattin, daß sie beide und das Kind unwiederbringlich verloren wären, stöhnte sie nicht in der kommenden Nacht. Der Tochter schauerte es bei dem Gedanken, zu scheiden von Vater, Volk, Land; doch die Liebe, noch mehr die Angst um den Gemahl, das Kind, war stärker als alle Bande. Der Drude mußte für ein Schiff sorgen und es an den Ausgang der Höhle am Meer bringen lassen. Audna, deren mächtige Gegenwart die Wächter fesselte, ging in den Keller der Orkader und löste ihre Bande. Durch die Befreiten ließ sie dann Raguhild in ihre Halle bringen. Diese wählte: Audna komme, ihren Geliebten, Wobdan, zu rächen. Wortlos folgte sie in die Halle, die sonst der Sitz der Freundschaft, der Liebe war.

Um Mitternacht nahm Audna wehmüthig Abschied von der geliebten Höhle, wo sie, begeistert, den Fragenden das Schicksal kündete, wo sie Murdo zuerst sah, wo sie in seliger Begeisterung mit ihm auf schwellendem Lager von Noos saß und der Felsen sie schied von der alltäglichen Welt, wo sie Murdo's harnte mit liebender Sehnsucht, jauchzend in die Arme des Erschnten stürzte, wo sie betete für ihn, wenn er ging, trauerte um den fernen Geliebten, die kommende Seligkeit nachrechnete an dem Bänden der Kerzen für die einsame Nacht, wo selbst heiliger Schwur die Treue für den Fremden besiegelte, wo sie Mutter wurde und Kind war, Gattin und Tochter, Seherin und Mädchen, Liebling der Menschen und der Götter. Still und nachsinnend folgte ihr Hlobver, den Knaben auf den Armen, die Amme Audnas mit dem liebsten Schmucke, dann Raguhild mit Hlobvers Begleitern, vor ihnen der alte, treue Gefährte Audnas. Dieser hatte die Felsen: Ströme und Hallen noch einmal geschmückt. Ueberrascht traten die Fliehenden in das Innere, von Faceln überall erleuchtet. Die düstern Flammen brachen sich an den fallenden Tropfen, an den Wänden der Riesengemächer, an den Gewölben über den Säulern der Scheitenden. Langsamem Schrittes trat der Zug in die höchste Wölbung des Felsen. Es war die Grotte des Raches-Gottes. Die Natur hatte hier dem Geklein die Konturen einer mächtigen Riesengestalt aufgedrückt und rohe unbeholfene Kunst diese Andeutungen auszubilden gestrebt. In dem mit Finsterniß bedeckten Boden wurzelte, ein Klumpen von Quarz, der vorspreizende Fuß, auf ihm ruhte, als Körper des Mächtigen, ein gewaltiger Fels. Ueberhangende, tief herabreichende Granitadern bildeten die starken Arme, ein von Gewässer zerrißener Elefant stellte das Haupt dar, von dem die Schlangenhaare in graulichem Noose und langen Flechten: Gewächsen herabhängen über das schreckenerregende Gesicht. Als Augen

flammten zwei dort befestigte lobende Fackeln: sie erlöschten eine schwarze Felsenpalte, in welche der weit geöffnete Mund auslief. Unwillkürlich barg Flodder den Knaben vor der Gestalt, um des Kindes geliebte Züge nicht vor die Augen des Schrecklichen zu bringen, denn leicht ist es, dieses Gottes Antlitz zu wenden auf das Haupt des Unschuldigen. Audna sank nieder vor dem Riesenbilde, umfasste den vorschreitenden Felsen-Fuß des Schrecklichen und wehte ihm, was die Krone ihr reichen mußte, den liebsten Schmuck. Hinter ihr kniete der Druiden und sang in tiefen Mollakkorden Worte des Flehens. Im hintersten Grunde athmeten die Uebrigen kaum, Entsetzen sträubte ihr Haar; sie schlichen bebend vorüber als der Alte aufstand, Audna sich erhob und diese den Zug weiter führte in die Halle der freundlichen Unsterblichen. Auch sie stammte von krahlenbeinigen Keryn, doch leuchteten diese mild über den seligen Häuptern der Götter von den Sehern verunkelter Jahrhunderte in das Gestein gehauen mit roher, frommer Hand. Rings in magischen Kreisen gestellt, umgaben sie die Eintretenden in kunstlosen Gebilden. Ihre Altanen-Gestalten sahen herrschend herab, doch nicht zornend. Dem Gott ihrer Küsten gelobte Audna Wiederkehr, von den Gebeterinnen der Fluthen flehte sie Schutz vor den Wellen für die Geliebten ihres Herzens, dem Gotte der verschwiegenen Liebe brachte sie die köstlichsten Wohlgerüche und wandte sich thranenvoll von ihm. Dann umfasste sie den Satten, der mit ihr niedergesunken war, und den Knaben, erhob sich und schritt, die nassen Blide zurückgewendet, weiter, die langen Sänge fort. Dumpf hallten die Schritte der Folgenden an den Felsen wieder, wo sich sonst selten ein menschlicher Laut brach. Sie kamen an das Gewässer, sie stiegen zum Theil in den schmalen Nachen. Die Felsen senkten sich und spärlich blühte die einzige Leuchte hinab in die schmale Fluth, die schwarz dahin rauschte wie der Strom der Unterwelt. Es war als ob es zum Tode ginge. Nur der Knaben Schlag des Druiden zeigte vom Daseyn des Lebens in diesem Gemache ewiger Finsterniß. Die Fahrenden verhallten sich vor Grauen; doch bald landeten sie wieder, nach und nach ruderte der Alte, des Weges kundig, Alle hinüber; sie wandelten wieder in Sängen, die, gleich denen jenseits des Wassers, von dem alten Priester erleuchtet waren. Endlich umfing sie eine weite Halle, wo die Leuchten matt nur brannten vor einem hellen Strahle, der von oben herein brach aus der Fülle des göttlichen Tages. Eine weite Spalte sendete dies Licht; es fiel auf einen einsamen Sitz. Hier sollst du mich wieder finden, Audna, rief der Greis, wenn du von Orkney kommst, lebend oder todt. Hier harre ich deiner, denn ich will das Land meiner Väter nicht verlassen. Bleibe! sprach Audna bewegt, bleibe in dem Lande meiner Kindheit, in der Halle meines Sticks. Sage meinem Vater: ich kehre wieder, erhalte Alles in der Höhle, daß ich die Stellen wieder finde, wo ich selig war. Das will ich, sprach der Greis, du kehrest wieder; Wurdo, gib mir die Hand, fürchte die Götter. Flodder reichte ihm kumm die Hand, hob tief bewegt Audna in das Schiff, die Krone, Raguhild und Flodders Begleiter folgten. Der Druiden feste sich an den Ausgang der Höhle und sang zu seinen Göttern für Audna. Lange noch hörten sie die zitternde Stimme des Göttergeliebten Greises und als seine Lähme sich brachen an dem Rücken der Wellen und bald nun Bolken und Felsen ihn verhallten dem rückblickenden Auge, da warf sich Audna an die Brust Flodders. Ihr Blick sagte ihm: Dir opferte ich Alles, weil Du allein mir Alles bist.

Audna! rief es hinter ihr, ich tödtete den Geliebten nicht! Wo fährst du mich hin? Es war Raguhild, die verhallt gefolgt war, wohin man sie leitete. Nach Orkney, antwortete der Graf, sein Gesicht wendend. Wie? Du lebst Flodder? rufte verwundernd Raguhild, und bist Wurdo? Sie ging auf Audna zu, umarmte sie und sprach: sey glücklich, Schwester! wie ich auf Orkney und seinem blutigen Thron. Freundlich lächelten sich nun die Irthümer von allen Seiten, und gänztiger Wind brachte den Orkaden bald ihren Herrscher mit Weib und Sohn.

Auch Raguhilds Fuß berührte also diesen Boden. unfreiwillig wieder, wo sie geherrscht hatte, geliebt und geehrt. Flodder wollte sie sogleich nach Norwegen senden, doch Audna bat für sie. Unter ihrem Schutze lebte Raguhild einsam, denn schon betrachteten die Orkneyer sie und ihre Beschäftigung, Weben, welche sie trieb, den lustigen geistigen Schmeffern, den Valkoren gleich, die, nach der Skalden-Lehre, das Geschick der Krieger flechten, wie Odin es will.

Audna und Flodder lebten das Leben der Glücklichen, selig, doch kurz; denn Flodder starb mitten in der Beschäftigung, seinen Insulanen das Glück dauerhaftesten Friedens zu geben, sie dessen Früchte genießen zu lehren.

Der tiefste Schmerz faßte Audna. Bald gesellte sich ihm Sorge für den Knaben Sigurd, auf dessen zartem Haupte die Grafen-Krone unsicher ruhte. Ein Schotte, Graf Finlicus,

wollte des Herrschers Jugend nähren und sandte ihm einen Fehdebrief, doch Audnas großer Geist ruhte auf dem Jüngling von sechzehn Jahren. Sie gab den Vasallen auf Orkney die Güter wieder, die deren Vorfahren dem Vorfeind verpfändet hatten, unter der Bedingung: ihren Sohn gegen dem Schotten-Grafen zu schützen mit all ihrer Macht. Dies brachte Sigurd tausend Arme ihn zu vertheidigen, und tausend Herzen, die ihn liebten.

Raguhild hatte in ihren einsamen Stunden für ihre verwitwete schwesterliche Freundin Audna eine Kriegs-Standarte gewoben. Ein großer schwarzer Kabe\*) mit gebreiteten Schwingen in den Aether sich erhebend, war darauf abgebildet. Audna nahm sie, wehte sie mit wunderbaren Kräften und überreichte sie dem jungen Sigurd, mit den Worten: empfang diese Fahne, ihr folgen alle meine Wünsche, meine Sorgen, Raguhild wob drein all ihre Kunst. Sie wich, tödtlich bebend, der sie trägt, den zum Siege führen, für den sie getragen wird; so sagen mir es die Sterne, die, mächtiger als Gefahren, auf dem Schicksale gebieten. Rathig zog Sigurd nun in die Schlacht. Drei Jünglinge fielen, die das Panier trugen, so tödtlich war es, doch immer drängte sich ein anderer herbei und hob es wieder hoch für Sigurd und brachte diesem Sieg. Der gedrangte muthige Jüngling ward bald selbst angriffender Theil, und war die Todes-Fahne bisher getragen worden im Kampfe für die Hausgötter, so wehte sie nun bald auf fremden Küsten im Reize der Eroberung, auf Sutherland, selbst bis nach Argyle, denn der Jüngling Sigurd machte sich fürchtbar in den Gewässern der Nordsee. Doch auch immer fremder wurde er der Mutter, wenig blieb er auf Orkney und die Halle der Grafen stand beinahe öde. Nur Audna und Raguhild lebten hier schwesterlich dem Andenken der geliebten Brüder, und erstere schützte sich allgemach zurück nach der irischen Halla. Da kam ein Bote von dem vaterländischen Gestade. Rasch trat ihm Audna entgegen, doch mit Entsetzen sah sie an seiner Rüstung Zeichen der Trauer-Botschaft. Der Druiden sandte ihn, und ließ ihr sagen: sie solle zurückkehren, sich vom Grabe des Satten zu dem des Waters wenden. Kiawalla war todt. Noch in der Nacht sagte sie auf immer Abschied von Raguhild. Sie haßte Orkney, dessen Herrschaft ihr den Satten, die Nähe des Waters, die süße, stille Ruhe in der Heimath gekostet hatte; nichts wollte sie mit sich nehmen, als die Asche ihres theuern Flodders. Sie that es im Stillen und bestieg mit diesen geliebten Ueberresten das irische Fahrzeug.

Iren saß der alte Druiden am Eingange der Höhle auf Irland. Das Licht seiner Augen war matt geworden, doch als er, — seit zwei Tagen lauschend — das Fahrzeug in dem Wellen daher rauschen hörte und den Gesang des Ruders, breitete er die kraftlosen Arme nach der Gegend, woher Audna segelte und sang das Lied wieder, was dieser einst nachgeklangnen hatte beim Abschiede. Audna hatte vor unaussprechlicher Nahrung keinen Lon der Freude. Sie sah die Küste ihrer Kindheit wieder, die sie verlassen hatte im seligen Kaufschiffe, doch was sie liebte, war nun fern; der Satt, dem sie gefolgt war, eine Hand voll Asche, die Krone todt auf den Orkney, der Sohn im grimmigen Kriege, der Vater gestorben ohne sein Kind noch einmal zu sehen. Nur den Führer ihrer Kindheit hatten die Götter ihr gelassen. Von der Zeit berührt, nicht zerföhrt, fand sie ihn, die fast erblindeten Augen voll Thränen der Rührung, sitzend auf dem Steine, wo er ihr gelobt hatte: hier findest du mich lebend oder todt. Sie warf sich schluchzend in seine Arme, er drückte sie fest an sich. Dein Vater glaubte dich in Balhalla zu finden an dem bebenden Throne Odins, sprach er, er zürnte dir nicht. Habe Dank Ugan\*\*), rief Audna, ich bringe Wurdo mit. Verwundet erwiederte der Greis: lebt er? Die Sterne verkündeten mir seinen Tod. Da hielt Audna dem Greise die irdene Urne hin, die sie trug, und dieser, sie fassend, sprach: laß uns die Asche Flodders vereinen mit den Resten Kiawallas. Führe uns, Wodan! Befremdet sah Audna einen Unbekannten in Druiden-Tracht vor sich, und Ugan erzählte: man habe Wodan an dem Tage ihrer Flucht (scheinbar in ihre Höhle gebracht; er habe ihn zum Leben gerufen und zum Seher-Dienst geweiht, um die Halle Audnas zu erhalten, wenn er stirbe und ihn zu begraben, wo er gelebt habe. Ugan reichte die Urne an Wodan, dieser drückte sie an sich und sagte traurig: ich war todt, drum mußt du von hier, Flodder, ich lebte auf, um dich todt hier wieder zu umfassen. Wunderbares Geschick. Mit gesenktem Haupt führte er den kleinen Zug, Audna leitete den Greis, der Bote schlich hinterdrein. Auch jetzt erhellten einzelne Fackeln die düstere Höhle. Die Zeit war vorwärts ge-

\*) Kaban, hieß eine solche Feensahne.

\*\*) Name des Druiden, bedeutet auf irisch: Feld-Gestade. In letztem wohnten die Seher gewöhnlich.



schritten auf der *Erstflöhe*, innerhalb des Felsens stand noch Alles, wie es war, so lange Audna denken konnte. Sie erreichten das schwarze, rauschende Gewässer. Derselbe Kahn trug sie hindüber, wo die alten bekannnten Gesteine die lang Entsehnte begrüßten. Da traten sie zu der hohen Halle der Götter-Gebilde. Ein blasser Geister-Lag lag in dieser Halle und nur von den Häuptern der Unsterblichen floßen die ewigen Schimmer und gossen Glanz auf die Stürnen der Seherin und der Druiden. Nieder warf sich Audna, ehrerbietig grüßend die Schutz-Gebilde der vaterländischen Inseln. Vor allen opferte sie dem Forsete, der jenseits die Schatten verfährt, die sich auf Erden nicht liebten. Getröstet erhob sie sich und schritt aus der Wölbung weiter mit halbgewandtem Gesichte die Grotte des Rache-Gottes hindurch. Hier lag zu dem Fuße des Furchterlichen das Opfer, was sie ihm einst gebracht hatte, unberührt. Sie erkannte im Leuchten der Gesteine den Schmuck wieder, der einst um den Hals von Schnee sich schmiegte und auch verachtet von dem, dem er geweiht war, hell strahlte an dem dunkelgrauen Gesteine. Du verschmähest meine Gabe, du hörtest mein Flehen nicht, Unerbittlicher! schluchzte Audna, ich trage den Staub mit mir, dessen blühendes Leben du den Flammen gabst dafür, daß ich mit ihm ging von den Göttern meiner Insel. Nun bringe ich ihn zurück, auf immer. Komm! rief Ugan, komm, zu der Asche deines Vaters. Da standen sie am *Lebtenhügel* des Königs, errichtet in der Höhle, neben den Hügel seiner Ahnen. Jeder lag das graue Gestein um den irdenen Aschenkruge. Audna und die Druiden warfen die Felsenstücke auseinander, die sie noch nicht verbunden hatten zu einer freundlichen Decke voll Grün. Da blickte die einfache Urne traurig hervor, immer mehr enthüllte sich der Name: Kiawalla, der einst mächtig gerufen hatte in der Schlacht und nun still sprach zu der gebeugten Tochter. Sie küßte ihn, lang hielt sie sprachlos den Aschenkruge umfaßt, dann nahm sie die Urne voll des Staubes von Hlodvers geliebter Hülle, stellte sie friedlich zu der des Vaters, umwand die *Lebtenkrüge* mit den goldenen Ketten, die der Gott als Opfer verschmäht hatte und verband die im Tode, so sich unerkannt nah fanden im Leben und doch so fern geblieben waren in der Feindschaft der Väter. Unter *Lebten-Gesängen* warf sie dann das rollende Gestein wieder über den friedlichen Staub, immer weniger blickten die theuren Urnen hervor, bald verbargen sie sich ganz und hoch thürmte die Liebe und Treue den heiligen Hügel.

Dann erst begrüßte Audna die Stellen ihres jugendlichen Glückes, dann erst hüllte sie sich in das Seherin-Gewand und zeigte sich dem erkannten Volke, das sie aus den Wolken zurückgekehrt wähnte, jubelnd sich herandrängte und laut sie erkannte als prophetische Herrscherin. Jetzt hatte sie alles Irdische abgestreift, lebte jetzt ganz den heiligen Gedächtnissen, ihrem Schmerze, der Erinnerung und den Sternen.

Frohlockend waltete das Volk aufs Neue zu ihrem Siege, ihm war sie, eine lang ersehnte, schmerzlich vermißte Erscheinung, und bald verließ sie ihre Halle nicht mehr, die ihre süßesten Freuden gesehen hatte, wie sie jetzt Zeuge war des nie endenden Schmerzes an dem Doppel-Grabe ihres Vaters, ihres Vaters. Der einzige Sohn ihrer Liebe, der ihres Daseyns Freude hätte werden können, verlebte sein ruhmvoll begonnenes Leben in ewigen Fehden. Sie hörte nur von ihm, wenn seine Boten kamen, sie zu fragen über den Ausgang seiner Unternehmungen. Tyr\*) wollte ihm wohl, er hörte damals noch der Stimme der Mutter und so blieb ihm der Sieg treu. Doch bald ward er übermüthig, achtete die Götter nicht mehr wie sonst, und diese ahndeten den Frevel nur zu bald. Raguhild war auch hier das Werkzeug, dessen sie sich bedienten zu des Krozigens Fall.

Als Audna Orkney verlassen hatte, schloßte des Klotus unglückliche Witwe Niemand mehr. Die Orkader scheuten sie und sagten ihr den Schutz auf. Raguhild flüchtete nach Norwegen und das wilde Gehölz des Frohlockens der rohen Menge war ihr Lebensort, als das Schiff von der Insel stieß. Es zerriß ihr das Herz nicht, was groß geschlagen hatte unter dem tiefsten Schmerz. Nicht ihr Wille, nicht ein schuldbestecktes Leben hatte das Unglück an ihre Schritte gebannt. Ein mächtigeres Geschick war es, was der rohe Haufe nie erkennt, der Erde trägt mit dem Stolz der Unschuld. Nur eines war ihr heilig auf Orkney, Klotus Asche, und als man ihr diese weigerte, wandelte sie Thränenlos dem Strande zu, bestieg, die beleidigten Götter anrufend, das Schiff und fuhr ihrem Vaterlande zu mit der Ruhe, die uns ergreift, wenn wir schuldlos Alles verloren und darum nichts mehr zu verlieren haben.

\*) Gott der Stärke, Kühnheit und Unerbittlichkeit; den Kriegern hold, doch verschieden vom Gott des Krieges.

Durch sie erhielt Olaf, König von Norwegen, Kunde von der Macht der orkadischen Grafen. Olaf predigte damals dem Norden das Kreuz mit Feuer und Schwert. Was St. Servan nicht gelungen war auf Orkney, das wollte er vollbringen. Mit mächtiger Flotte ging er an die Ufer der Orkaden, und lud Sigurd, unter dem Vorgeben: zu gemeinschaftlicher Kriegs-Unternehmung ein Bündniß zu schließen, auf die norwegischen Schiffe. Sigurd kam mit großem Gefolge, und Olaf, selbst das Schwert auf ihn zückend, ließ ihm nur die Wahl zwischen augenblicklichem Tode oder Aenderung des Glaubens. Sigurd mußte das Kreuz nehmen mit seinem ganzen Volke. Die Priester stoben auf die Berge, Alles lag unter dem Schrecken gefangen. Olaf behielt Geißeln. Doch als diese umgekommen, als die Norweger heim gelehrt waren, kehrten auch die alten Priester zurück in die Ethen und mit ihnen die alten Götter.

Von Norwegen aus fürchtete Sigurd jetzt nichts; raffen konnte er nicht; so ging er nach Irland, Theil zu nehmen an einem Kriege, der zwischen mehreren kleinen Königen auszubrechen drohte.

Audna hatte ihn warnen lassen, denn die *Nornen*\*) waren ihr erschienen und Skuld\*\*) hatte ihr vertraut: Alfabur\*\*\*) zürne ihrem Sohne, daß er die fremde Lehre des Norwegers vorgezogen einem rühmlichen Tode und habe den *Waldhyen*†) Befehl gegeben, zu weben das Gewebe des Todes für Sigurds nächste Schlacht.

Sie sah im Geiste den letzten des Stammes ihres Gemahls, ihren Einzigen sinken, sie konnte sein Leben nicht wünschen bei seinem Abfall und so war ihr der letzte Schimmer ihres einst glänzenden Glückes untergegangen.

Sie fürchtete Sigurd zu sehen, sie sehnte sich ihn zu umarmen, es graute ihr vor dem Todgeweihten, doch warnen mußte das Mutterherz, wahr sprechen die Seherin. Als sie einst da stand im Glanze ihrer Halle, um den Fragenden das dunkle Geschick zu deuten, trat ein Fremder ein in orkadischen Farben. Es war Hlodvers Gestalt, doch anstatt der milden Bläue der Augen blühten zwei Flammen, drohend war sein Gang, stolz seine Haltung. Sigurd war es, der zu der Halle kam, die ihn gebahr. Kaum konnte Audna sich halten, schnell gebot sie den Fragenden, sich zu entfernen, dann eilte sie dem Sohne in die Arme. Vor Allem fragte sie nach dem fremden Glauben, scheu und leise, als ob die Gebilde der innern Halle es nicht hören sollten, und erst als sie vernahm, daß Sigurd wieder an den alten Göttern hange, zog sie ihn zu dem *Lebtenhügel* seines und ihres Vaters. Bei der vereinigten Asche Weiber bat sie den Sohn: in keine Schlacht zu gehen, bevor die Götter versöhnt seyen; sie erzählte ihm ihr Gesicht, sie beschwor ihn. Was ist ein Herrscher ohne Heer, antwortete er, ein Heer ohne Schlacht? In meinem Herzen entsagte ich dem Glauben der Väter nie, ich lebte, um mich zu rächen; erst ziehe ich gegen Brian, König von Dublin, dann gegen Olaf. Kommen die *Waldhyen* zu tödten, so kommen sie auch, mich nach *Walhalla* zu geleiten, zu dem bebenden Thronen††) Odins, ich werde dann bei meinen Vätern ehrenvoll sitzen. Auch schloß mich mein Knecht, den du mir gabst und Raguhild wob. Umsonst blieb so die Bitte der Mutter. Sein bisheriges Glück, Kriegslust und große Versprechungen des Königs *Serlobards* lockten Sigurd. Dieser König zog um der schönen *Kormlod*†††) willen gegen Brian und gelobte Sigurd, dann wiederum mit ihm gegen Olaf zu kriegen. Der Reiz war zu mächtig. Er riß sich aus den Armen der Mutter und brauchte nur die Vorsicht: seinen liebsten Freund Marcus zurück nach dem Orkaden zu senden, um Hülfe zu bringen, wenn er Postschiff sende. Feierlich mußte er Marcus versprechen: dieser solle der erste seyn, der Nachricht erhalte vom Ausgange der Schlacht.

So kehrte Marcus zu den Orkaden, Sigurd zog gegen Brian, Audna hüllte sich in Trauer und versuchte es, Odin zu bewegen durch doppelte Opfer. Sie wußte als Seherin, daß der Sohn nimmer wiederlehre, doch die Liebe der Mutter widersprach und flehte laut. Ugan konnte sie nicht mehr trösten. Sterbend brückte er eben ihre Hand an seine matt schlagende Brust. Dann sprach er langsam: ich werde den kalten Erdens Hügel nicht sehen, der sich zwischen das Herz der Mutter und

\*) Schicksal-Göttinnen.

\*\*) Die jüngste derselben (Zukunft).

\*\*\*) Der höchste Gott, Vater Odins.

†) Sie führten die dem Tode Bestimmten und tapfer Gefallenen nach *Walhalla*. Ihre Zahl findet sich bald auf 3, bald auf 12, 14 und sogar auf 24 angegeben. Sie waren sehr reizend, mit Schwanzfedern geschmückt, bewaffnet. Ihr Name kommt von *Walur*, tödten in der Schlacht, und *Kyria* (Küren) wählen.

††) Die *Waldhyen* nannten ihn *Hildskialf*.

†††) Der isländische Dichter *Thorvald*-*Dradafall* erwähnt ihre.

des Sohnes legt. Mein Auge hält sich ein, folge mir bald dorthin, wo auch dein Auge sich schließt vor allen Thronen, wo lichte Gewölke den Kummer bedecken, und die Sterne dem ewigen Tag umkränzen im strahlenden Glanze. Schlafe du wohl und wenn ich schlafe, gehe zu Darrabus. — Er verschieb sanft. Seine Seele war schon bei den Seligen, noch wie er lebte. Alles stirbt, sagte Audna voll Schmerz, und legte mit Robban den Leichnam auf den heiligen Holzstoß. Derlich stieg die Flamme zum Aether: rein, wie Ugans Daseyn war. Seinen Hügel kaufte Audna am Ausgang der Höhle, wo das Tageslicht durch die Spalten der Felsen fiel und wo er stets gern im Leben gewellt hatte. Dann ging sie zu seinem Freunde Darrabus, wie er gewollt hatte.

Entsezt trat dieser aus seiner Felsens-Halle ihr entgegen, nahm sie schweigend bei der Hand und führte sie zu einem Berge. Durch einen ungeheuren Riß desselben erblickten sie im Innern einer nach der andern Seite sich öffnenden Höhle die schrecklichen zwölf Jungfrauen. Webend sangen sie. Es waren die Schwestern, die Odin gesendet hatte, um die Todes-Opfer der Schlacht zu erkiesen, die Sigurd eben schlagen wollte. Der Sturm raste in diesen Höhlen. Audna hörte Getöse der Helme, Pfeile, Lanzen und Schwerter und mitten durch den fürchterlichen Gesang, der da verkündete, was sie einmüden in das Schicksal-Geflechte. (Tradition und Geschichte) haben ihn aufbehalten.

In unendlicher Ferne  
Von erlassenden Sternen  
Siehen wir fürder mit gewaltiger Macht,  
Wo Tag durch Wolken von Pfeilen wird Nacht.

Hier ruhest den Wertkuhl des Schicksals in Eile,  
Wo die Windesbraut toset, die Sonne erblich,  
In den Lüften raset so fürchterlich  
Der eiserne Hagel tobbringender Pfeile,  
Hier trinken den blutigen Regen die Halben;  
Auf, Schwestern! den Wertkuhl der Schlacht zu bereiten.

Herbei durch die Lüfte  
Ihr Gespielen der Gräfte!  
Dort treffen sich Helben in eiserner Schlacht  
Und wen wir erwählen, versinket in Nacht.

Wir spannen, gemessen, auf blinkende Lanzen  
Die dämmernden Fäden, wir wirken, wir weben  
Der Krieger Verhängniß, im Tode, im Leben,  
Indes sie den klingenden Waffentanz tanzen.  
Heut weben wir Tod auf blutigen Pfaden  
Dir Sigurd; Verderben dem Land der Orkaden.

So wachse Gewebe, bei Zaubergerängen  
Aus Eingeweiden von Menschen gemacht,  
Die blutigen Gewichte, die bebend dran hängen,  
Sind zuckende Häupter vom Schlachtfeld gebracht.

Durch Fäden von Lanzen fahr hin, fahr zurücke  
Du Schiffchen aus Dolchen mit Herzblut getränktet;  
Die zitternden eise, zum Tode gesendet;  
Halt mächtig zusammen das düst're Gefricke,  
Du Schwert, was Könige vor tausend Jahren,  
In Schlachten trugen, eh' unfer sie waren.

Komm Hildur, komm Schwipul,  
Sangryd und Hörtkrimal!  
Jungfräuliche Schwestern, mit fürchtbaren Händen,  
Des Todes Zauber-Gewebe zu enden.

Durch! hoch durch die Lüfte sie kommen gezogen,  
Es splittern die Lanzen, die Helme erklingen,  
Die Schilde ertönen, die Panzer zerspringen,  
Die Pfeile fliegen tödend vom Bogen,  
Sobald die Sonne blutroth versinkt  
Und Odin gebietet aus Wolken uns wiakt.

Mit höh'rer Gewalt dem sinkenden Felade,  
Der Unrigen Schwerter durchbohren den Schild;  
Wir aber schirmen auf Irlands Gefild  
Vor tödlichen Lanzen des Götlichen Freunde.

Und webend das düst're Gewebe des Krieges,  
Schwingen wir rasch die Flügel zur Halbe,  
Dorthin in's Getümmel, den Freunden zur Seite,  
Und fluchten und bringen die Krone des Sieges.  
Den Lobten öffnen wir goldene Hallen.  
Wenn tapfer sie kämpfen, wenn tapfer sie fallen.

Auf des Geschickes Pfade weiter zu schreiten  
Müssen wir fort und rufen euch laut  
Gordula, Gunnar! die Schilde zu breiten  
Ueber den König, euch sey er vertraut.

Es wächset fürchtbar das Gewebe der Schlacht.  
Doch können wir tödten, wir können auch wahren,  
Der König muß leben, trotz allen Gefahren,  
Wir führen die Fägel des Kampfes, der Macht.  
Die tapferen Fremden, gekommen zum Streite,  
Sie kehren sie heim, ihr Grab sey die Halbe.

Es küssen den Staub, dem Tyr eine Beute,  
Fürchtlose Helben im Gewande von Stahl,  
Doch größer noch fällt dem Tode wohl heute  
Der feindliche Führer nach Odins Wahl.

Das Feld ist geröthet. Und Girtin berührt  
Und Orkney nun bald unendliche Schmerzen;  
Verlöschen ihres Ruhms hellleuchtende Kerzen,  
Berkreuzt sind die Heere, und der sie geführt,  
Er wird mit all' seinen Helben erschlagen.  
Den Tag wird Orkney auf immer beklagen.

Auf zerretener Halbe ruht blutiger Schrecken,  
Sein Widerschein röthet der Wolken Gebild;  
Die leuchtende Sonne muß Dunkel bedecken  
Daß unfer prophetisches Wort sich erfüllt. —

Nun ist das Schlachten-Gewebe gewoben. —  
Jetzt raset, Schwestern! das Werk sey vollbracht.  
Die unten versunken in düst're Nacht  
Laßt tragen uns zu den Hallen dort oben;  
Hell singen dem Sieger mit jubelnden Tönen,  
Triumph dem König, dem jugendlich Schönen.

Ihr aber, die ihr lauschtet dem Geister-Gesängen,  
Und saht das Gewebe von höherer Hand,  
Ihr sollt das Lieb mit goldenen Klängen  
Tragen in des Sanges ewiges Land.

Denn wir, wir zerreißen, was blutig gewoben,  
Und müssen vollbringen in nächstlicher Schlacht,  
Was hier wir, wirkend, im Zauber gemacht;  
Sind bald in der Lüfte Bahnen zerfloben.  
Auf! Jede besteige ihr rabenschwarz Pferd  
Und schwinde zum Tödten das bliende Schwert.

Während des Sanges blickten die Schwestern seitwärts  
nach den Lauschenden, und als sie geendet hatten, zerrissen sie mit fürchterlichen Tönen das entseztliche Gewebe in Stücke. Jede von ihnen nahm ihren Theil, schwang sich auf ihr luftiges Ross, hin nach der Schlacht zu, um dort die Fäden des Geschickes zu entwirren, von ihnen gewoben mit unaufhaltsbarem Arm.

Audna war tief erschüttert. Dem Tode des Sohnes galt das Gewebe. Ohne Laut wandte sie sich von Darrabus, in Schmerz versunken erreichte sie ihre Halle, die sie schloß vor der Menge der Fragenden. Am dritten Tage sah sie in dem gesenkten Blicke Robbans die Befestigung dessen, was sie aus dem Munde der Walkyren schon wußte. Sie zwang ihn zu erzählen.

Anfangs hatte Sigurd die Dubliner vor sich her getrieben, wo er sie fand; doch das war nur verdeckter Rückzug des Königs Brian, denn bei Clontarf stieß das vereinigte Heer auf die Stärke des Feindes und auf allen Bergen rings um sie her regte es sich auf einmal von Kriegern Brians. Sigurd und seine Verbündeten waren umringt. Er sammelte seine Krieger, zeigte ihnen selbst rings die Feinde und ihre Stärke, rief jenen zurück was sie gethan, entflammte ihren Muth, und ließ das Panier seiner Siege ihnen vortragen, was ihm stets zum Ruhme vorangegangen war. Er versicherte ihnen: das Glück sey an diese Standarte gefesselt, so lange sie wehe. Er selbst wählte sich den stärksten feindlichen Punkt, und so wie die Mitternacht sich herabgesenkt hatte mit ihren Grauen, begann die Schlacht, anfangs mit stillem Mord, dann mit lautem Geheul und unter dem Gesänge der Warden.

Wo Sigurd kämpfte, wich Alles vor ihm, doch nicht alle Verbündeten stritten wie die Orkader und die Dunkelheit hatte verhindert zu sehen, daß jenes Panier, welches stets den Träger bald nach Balhalla sendete, gesunken war. Das Glück wendete sich, die Tapferkeit der Schaaren Sigurds ward erdrückt in der Menge der von allen Seiten eindringenden Feinde. Zu spät vermifste er seine Fahne, sie wehte hoch in den Reihen der Dubliner, als der Tag dämmernd hereinbrach. Von ihrem Besiß hing Leben und Schicksal ab. Er sammelte noch einmal die Besten, die um ihn kämpften, und was er zusammen-

) Der Dänische Geschichtschreiber Torfens gibt ihn zum Theil in der Ursprache und lateinisch.

raffen konnte für den entscheidenden Moment. Mit der letzten Kraft stürzten sich die Orkader nach dem Haufen, wo tief in der Mitte der Feinde der schwarze Vogel Naguhild wehte. Die Warden sangen den Gesang des Todes und ermunterten, selbst kämpfend, zu Eroberung des Sauber-Paniers. Der Versuchung mußte weichen, sterben, was sich entgegen warf. Wunder der Tapferkeit verrichteten die orkadischen Satelliten, vor allen die Isländer Helge und Arius, der einen Speer, auf den Grafen gerichtet, im Fluge auffing und ihn, Tod bringend, auf seinen Besizer Hundius zurückschleuderte. Sigurd selbst war der Erste, der die heilige Fahne erreichte. Seine Rechte hieb den Fahnenträger nieder, er faßte mit der Linken die sinkende tödtliche Fahne, doch in dem Augenblicke durchstieß auch König Brian mit seinem Speer die tapfere Brust Sigurds. Er sank und mit ihm die Fahne, die ihn deckte. Ihm folgten die Warden und Tapfersten in den Tod, auch der König, sein Verbündeter, blieb, und nur Wenige erreichten die Stadt Kiawalas.

So war ich bestimmt die letzte meines Stammes zu seyn! rief Audna, winkte Moddan zu gehen und verhielte sich tief in ihr weisses Gewand. Er ging, und ehe die Sonne des andern Tages die Gipfel der Felsen erhellte, weckte ihn die Ankunft einer Menge Orkaden, die Sigurd zu Hilfe ziehen wollten.

Dieser hatte seinem Waffengenossen Marcus Wort gehalten, denn als die Schlacht bei Clontarf auf Irland geschlagen wurde, erblickte Marcus auf Orkney seinen Grafen an der Spitze eines Haufens ohnfern seiner Wohnung geritten kommen. Schnell rief Marcus nach seinem Pferde, um zu Sigurd zu stoßen, faß auf in Hast und die er gerufen hatte, ihn zu begleiten, sahen ihn und den Grafen reiten, zusammen stoßen, sich umarmen, trennen, wieder vereinen, bis der ganze Trupp vor den Augen der Angehörigen des Marcus einen Berg hinauffrenzte und in den Läften zerrann, daß keine Spur sich fand von Sigurd und Marcus und ihren Gefährten und Rossen.

Das verbreitete tödtliche Schrecken auf den Orkaden Verstärkung ging auf der Stelle ab nach Irland und die Führer derselben traten eben in die Halle Audnas, um nach Nachrichten von Sigurd zu fragen. Moddan erzählte auch ihnen die Niederlage des verbündeten Heeres, den Tod des Grafen. Die Orkaden wollten jetzt wenigstens Audnan fragen: ob sie zurück kehren sollten? und hießen Moddan, sie vorzuführen. Doch dieser fand das Lager seiner Herrin leer; ihm ahnete das Schlimmste. Er rief den Orkaden, sie zündeten Fackeln an und suchten nach der Seherin. Vergebens setzten sie über das Gewässer, vergebens brangen sie an das Ende der Höhle. Sie mußten sich wenden. Als sie zurück fuhren über den dunkeln Strom, löschte ein leichter Luftzug, rauschend wie Gewand, ihre Leuchten. Erstalter Schrecken überfiel sie und das Ruder entsank ihren Händen, als sie jenseits des Wassers Audnan stehen sahen. Ihr weisses, schneeliges Gewand theilte glänzend die tiefe Finsterniß, ihre Augen strahlten mild, das weiße stille Angesicht sah freundlich über die dunkeln Wellen auf die entsetzten Gestalten, zu sich winkte langsam die bleiche rechte Hand, in der Linken hielt sie eine Fackel, abwärts gesenkt, doch leuchtend. Als sie wieder und immer wieder winkte, ging der Kahn, ruderlos, langsam von den Wellen getragen, vorwärts. Endlich faßte Moddan Ruth. Er zuerst stieg aus dem Fahrzeug, dann die Gefährten. Lautlos schlichen sie der Lichtgestalt nach, die für kundig den langen Weg führte durch alle die Hallen und Gänge. Die Grabgestalt nahm die Richtung nach dem Grabe zu, was die Urnen Kiawalas und Hloovers vereinte. Als sie dies erreicht hatte, entfiel ihrer Hand die leitende Fackel, sie aber zerfiel in lichten Aether, die Leuchte noch verdunkelnd im Aufschweben.

Natt glomm die Fackel auf dem Hügel. Bald erlosch auch sie. Niemals kehrte Audna wieder. Sie war zu den Thron gegangen, spurlos. Am Hügel des Geliebten endete ihr Pfad, denn die schöne Ewigkeit ziehet alles Theure nach in ihren Aether, von Sternen berührt.

## Salomon Gessner

ward am 1 April 1730 in Zürich geboren, wo sein Vater als Mitglied des großen Rathes und Begründer der Gessnerschen Buchhandlung lebte. Da er als Knabe hinter allen seinen Mitschülern zurück blieb, so ward er einem benachbarten Landprediger zur Erziehung übergeben. Bei der vortrefflichen Behandlung dieses wackeren Mannes, entwickelten sich seine glücklichen Fähigkeiten sehr schnell und erregten das Erstaunen Aller die ihn früher gekannt hatten. Nachdem er das gehörige Alter erreicht hatte, sandte ihn sein Vater nach Berlin, um dort die Buchhandlung zu erlernen; er zeigte jedoch einen entschriebenen Widerwillen gegen diesen Stand und beschäftigte sich so ausschließlich mit Malerei und Poesie, daß seine Eltern ihm endlich gestatteten, ganz seiner Neigung zu leben. Er kehrte nach längerem Aufenthalt in Berlin und Hamburg in seine Vaterstadt zurück, ward daselbst Mitglied des großen Rathes und lebte hochgeachtet als Maler, Dichter, Kupferstecher und Buchhändler bis an seinen am 2 März 1787 durch einen Schlagfluß bewirkten Tod.

Von ihm erschien:

Schriften. — Zürich, 1762. 4 Theile. — 1772. 5 Theile. — 1774. 5 Theile. — 1777. 2 Bde in 4. — 1782. 5 Theile. 1788. 2 Theile. 1789, 1795, 1801, 1810, 1818. 3 Theile. —

Dieselben enthalten:

Der Tod Abels in fünf Gesängen. — Der erste Schiffer, in 2 Ges. — Daphnis, in 3 Büchern. — Evander und Alcina, ein Schäferspiel. — Graf. — Ein Gemälde aus der Sandkuth. — Der Wunsch. — Die Nacht. — Die Gegend im Grafe. — Der Frühling. — Idyllen. — Vermischte Gedichte. — Brief über die Landschaftsmalerei. —

Gessner ist einer der wenigen deutschen Dichter, welche die Idylle mit Erfolg behandelten. Der Beifall, den er zu seiner Zeit, im Auslande verhältnißmäßig noch

stärker als in seinem Vaterlande, fand, war überaus groß, und konnte unmöglich von Dauer seyn. Jetzt wird er bei uns kaum noch gelesen und viele Kunsttrichter unserer Zeit haben sich entschieden gegen ihn ausgesprochen und betrachteten sein Streben als ein gänzlich verfehltes. — Das Richtige liegt, wie immer, in der Mitte. Er war kein großer Dichter, aber er besaß ein angenehmes Talent der Nachbildung und würde in seinen Hirtenposseien weit mehr erreicht haben, wenn er eine tüchtige Wirklichkeit mit positivem Sinn und Blick reproducirt hätte, statt eine ideale Unschuldswelt zu erfinden, der es an Kraft und Gehalt mangelte und die durch ihre beständige Zartheit und Feinheit auch den empfindendsten Leser zuletzt ermüden mußten. Es ist zu viel Oberflächlichkeit, zuviel Spielerei und zu wenig Mark in seinen Gestaltungen, obgleich er auf der anderen Seite Alles geleistet hat, was sich in dieser von ihm neu geschaffenen aber höchst beschränkten Gattung nur erdenklicher Weise hervorbringen ließ. — Seine Sprache ist dem Inhalte seiner Leistungen angemessen, zart und elegant, aber beides letztere zu sehr, um nachhaltig wirken zu können. Man kann mit Recht jenen geistreichen französischen Ausspruch auf ihn anwenden: Il est grand dans son genre, mais son genre est infiniment petit. —

E y c a s,

oder

die Erfindung der Gärten.

Jetzt schließt uns der stürmende Winter ins Zimmer, und Wirbelwinde durchwühlen den silbernen Regen der Flocken. Jetzt soll mir die Einbildungskraft den Schatz von Bildern

\*) Aus: S. Gessners Schriften. Zürich 1762.

öffnen, den sie in dem blumigen Beng und in dem schwülen Sommer und in dem buntem Herbst sich gesammelt; aus ihnen will ich jetzt die schönsten wählen, und für dich, schöne Daphne! in Gedächte sie ordnen. So wählt ein Dicht seinem Mädchen zum Kranze nur die schönsten Blumen. O daß es dir gefalle! wenn meine Rufe dir singt, wie in der Jugend der Lage ein Dicht der Gärten Kunst erfand.

Das ist der Ort, sprach Lycas, der schöne Dicht; hier unter diesem Ulmbaum ist's, wo gestern, als die Sonne wick, die schöne Chloë mir die ersten Küsse gab; hier stundst du und seufztest, als meine zitternden Arme dich umschlangen, als meine kochende Stimme meine Liebe dir sagte, und mein pochenbes Herz und meine Thränen im Auge. O da, Chloë! da entsank dein Hirtenstab der zitternden Hand; da sankst du an meine bebende Brust. Lycas! so stammeltest du, o Lycas! ich liebe dich! Ihr stillen Büsche, ihr einsamen Quellen seyd Zeugen, euch hab' ich meine Liebe geklagt; und ihr, ihr Blumen, ihr tranket meine Thränen wie Thau!

O Chloë! wie bin ich entzückt! Welch unaussprechliches Glück ist die Liebe! Hier dieser Ort sey der Liebe geheiligt! Ich will um die Ulme her Rosenstauden pflanzen, und die schlante Waldwinde soll sich an ihrem Stamm hoch hinaufschlingen, mit den weißen purpurgestreiften Blumen geschmückt. Ich will hieher den ganzen Frühling sammeln; die schöne Saatrose will ich hier bei der Ulme pflanzen. Ich will auf die Wiesen und auf die Hügel gehen, und will ihnen die blumigen Pflanzen rauben; die Viole und die Nelke, und die blaue Glockenblume, und die braune Scabiose, alles, alles will ich sammeln; dann soll es seyn wie ein Hain voll Gerüche; und dann will ich um den Blumenhain her die nahe Quelle leiten, daß er zur kleinen Fasel wird; und rings umher will ich einen Baun von Dorngebüsch und von wilden Rosen pflanzen, daß die Ziegen und die Schaaf die Blumen nicht verwüsten. O dann kommet, ihr, die ihr der Liebe lebt, seufzende Turteltauben! kommt dann im Wipfel der Ulme zu klagen; und ihr, ihr Sperlinge! verfolgt euch durchs Rosengebüsch, und singt von wiegenden Ästen; und ihr, ihr bunten Schmetterlinge! haschet euch im Blumenhain, und paart euch auf wankenden Litten.

Dann sagt der Dicht, der vorübergeht, wenn ihm die Zephyre die Gerüche weit her entgegentragen: Welcher Gottheit ist dieser Ort heilig? Gehört er der Venus, oder hat ihn Diana so schön geschmückt, um müde von der Jagd hier zu schlummern?

### P a l e m o n .

Wie lieblich glänzt das Morgenroth durch die Faselstaube und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach, und die kleine Lerche im der hohen Luft! Alles ist munter, und jede Pflanze hat sich im Thau verjüngt. Auch ich, auch ich schein verjüngt; mein Stab soll mich Greis vor die Schwelle meiner Hütte führen: da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber setzen, und über die grünen Wiesen hinschauen. O wie schön ist alles um mich her! Alles, was ich höre, sind Stimmen der Freude und des Dank. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde singen ihr Entzücken; auch die Heerden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügel und aus dem durchwässerten Thal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! soll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge seyn? Neunzigmal hab' ich jetzt den Wechsel der Jahreszeiten gesehen; und wann ich zurückdenke, von jetzt bis zur Stunde meiner Geburt — eine weite liebliche Aussicht, die sich am Ende, mir unüberschaubar in reiner Luft verliert — o wie waltet dann mein Herz auf! Ist das Entzücken, das meine Zunge nicht kammeln kann — sind meine Freudenthränen, ihr Götter! nicht ein zu schwacher Dank? Ach! fließet, ihr Thränen! fließet die Wangen herunter! Wenn ich zurücksehe, dann ist's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt; und meine trübsten Stunden waren kurze Gewitter; sie erfrischen die Felder, und beleben die Pflanzen. Wie haben schädliche Seuchen unsere Heerden gemindert; nie hat ein Unfall unsere Bäume verderbt, und bei dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt hab' ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm spielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthränen sah' ich in die Zukunft hinaus, wenn ich diese jungen Sprossen aufkeimen sah'. Ich will sie vor Unfall schützen, ich will ihres Wachstums warten, sprach ich; die Götter werden die Ernährung segnen; sie werden emporwachsen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So sprach ich, und drückte sie an meine Brust; jetzt find sie voll Segen emporgewachsen, und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchsen die Kerpelbäume und die Birnenbäume, und die hohen

Außbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt habe, hoch empor; sie tragen die alten Äste weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dies, dies war mein heftigster Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Brust in meinen Armen starbtest. Zwölffmal hat jetzt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt. Aber der Tag naht, ein froher Tag! da meine Gebete zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich seh' es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiß über meine Brust herunter waltet. Ja, spiele mit dem weißen Haar auf meiner Brust, du kleiner Zephyr! der du mich umhüpfest; es ist es so werth, als das goldene Haar des frohen Jünglings, und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude seyn! Ich will meine Kinder um mich her sammeln, bis auf den kleinen flammenden Entel und will den Göttern opfern. Hier vor meiner Hütte sey der Altar. Ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Kete nehmen; und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder singen. Dann will ich Blumen über meine Tafel streuen, und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen.

So sprach Palemon, und hub sich zitternd an seinem Stab auf, und rief die Kinder zusammen, und hielt den Göttern ein frohes Fest.

### Die Erfindung

des

### Saitenspiels und des Gesanges.

In der ersten Jugend der Lage, da die wenigen Bedürfnisse der Unschuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menschen die jungen Künste erzeugten, da lebt' ein Mädchen; in denselben Tagen war keines so schön, keines war so zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden. Freudenthränen begrüßten das Morgenroth und die schöne Segend, und Entzücken das Abendroth und den Schimmer des Mond. Damals war der Gesang noch ein regelloses Jauchzen der Freude. Sobald der frühe Hahn von der Hütte rief, daß der Morgen da sey — denn da hatten sie sich zur Freude schon gefellige Thiere mit Speise vor die Hütte gewöhnet — dann ging sie unter ihrem schügenden Dach hervor; ein Dach von Hüß und Lannendästen, an den Stämmen nahe stehender Bäume befestigt; da wohnte sie im Schatten, und über ihr, in den dichtbelaubten Ästen, die singenden Vögel. Sie ging dann hinaus, die Segend zu sehn, wie sie im Thau glänzt, und den Gesang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt saß sie dann da und horchte, und suchte ihren Gesang nachzulassen. Harmonischere Töne flossen jetzt von ihren Lippen, harmonischer, als noch kein Mädchen gesungen hatte; was ihre liebliche Stimme von eines jeden Gesang nachahmen konnte, ordnete sie verschieden zusammen. Ihr kleinen frohen Sänger! (so sprach sie mit singenden Worten) Wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könn't ich dem glänzenden Morgen so lieblich wechselnde Töne entgegenzingen! O! lehrt mich die wechselnden Töne, dann sing' ich mein sanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenstrahl. So sang sie, und unvermerkt schmiegen ihre Worte sich harmonisch in süß tönendem Raas nach ihrem Gesange; voll Entzücken bemerkte sie die neue Harmonie gemessener Worte. Wie glänzt der Gesangvolle Hain! so fuhr sie erstaunt fort; wie glänzt die Segend umher im Thau! O du, der dieses alles schuf! Wie bin ich entzückt! Jetzt kann ich mit lieblichen Tönen dich loben, als meine Gespielen. So sang sie, und die Segend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines schwiegen und horchten.

Alle Morgen ging sie jetzt, die neue Kunst zu üben, in den Hain. Aber ein Jüngling hatte sie schon lange in dem Haine behorcht; entzückt stand er dann im dedenden Busch, und seufzt' und ging tiefer in den Hain, und suchte ihr Lied nachzuahmen. Einmal saß er stauend unter seinem Schültdach, auf seinen Bogen gelehnt; denn er hatte die Kunst, den Bogen zu führen, erfunden, um die Raubvögel zu tödten, die seine Tauben ihm raubten, denen er auf dem nahen Stamm ein Haus von schlanken Weidenästen geflochten hatte. Was ist das, so sprach er, das aus meinem Busen heraufsteigt, das so bang in meinem Herzen sitzt? Zwar wechselt es ab mit Entzücken und mit Freudenthränen, wenn ich das Mädchen im Hain sehe, und seinen Gesang höre; aber wenn sie weg ist, o dann, dann sitzt Schwermuth in meinem Busen! Ach! was ist es, das aus meinem Busen heraufsteigt? Indef spielte seine Hand mit der angespannten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton ging von der Saite, und der Jüngling horchte und

wiederholt' erkannt den Ton. Dann haucht' er, und dacht', eine neue Erfindung zu entwickeln, tief nach, und dann spielt, er wieder mit der angespannten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber jetzt sprang er auf, und fing an, Stäbe zu schneiden; zwei lange Stäbe und zwei kürzere; und die zwei kürzern befestigt' er unten und oben gegen die zwei längern Stäbe, und spannte, zwisch'n den zwei längern, Saiten an die kürzern fest. Jetzt hub seine Hand an zu spielen; und da bemerkt' er die liebliche Verschiedenheit der Töne, der schwächern und stärkern Saiten; dann band er sie wieder los, und ordnete verschiedene Saiten in eine harmonischere Reihe, und jetzt hub er an zu spielen, und voll Freude zu hüpfen.

Jetzt ging der Jüngling, so oft der Morgen kam, die neue Kunst zu üben, in den dichten Hain, und suchte zu den Liebden, die er dem Mädchen im Hain abgehörtet hatte, harmonisch begleitende Töne auf seinen Saiten. Aber man sagt, er habe lange umsonst gesucht, und viele Töne haben den Gesang nicht begleitet wollen; aber ein Gott sey im Hain ihm erschienen, und habe die Saiten der Leier harmonisch geordnet, und seine Lieder ihm vorgespielt. Bei jedem Morgenroth sucht' er jetzt das Mädchen im Hain, und lernte neue Lieder, und ging dann an die Quelle zurück, auf seiner Leier sie nachzuspielen.

In einem schönen Morgen saß das Mädchen im Hain; mit Blumen bekränzt saß es da, und sang: Sey gegrüßt, liebliche Sonne! hinter dem Berg hervor; schon beglänzen deine Strahlen der Wäüme Wipfel auf den hohen Hügeln, und der frohen Lerche hoch schwebendes Gesieder. Dir singen die Vögel des Hains entgegen, und — jetzt schwieg sie, und sah aufmerksam umher: Welche liebliche Stimme mischet sich in meinen Gesang? (so rief sie erstaunt) Sie begleitet jeden Ton meines Gesanges! Wo bist du? — Warum schweigst du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Bist du ein gesiedeter Bewohner dieses Hains, o so schwinde die Flügel hieher auf diesen Fichtenbaum, daß ich dich sehe und deinen Gesang höre! So sprach sie, und sah weit in den Wipfeln umher. Bist du schüchtern weggestiegen? Oder — diese Stimme hab' ich noch nie im Hain gehört — Wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuscht doch kein Traum! Ich will noch ein Lied singen: Seyd willkommen, liebe liche Blümchen umher! Eßtern waret ihr Knospen, jetzt stehet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüfte, und die farnsenden Bienechen, und der bunte Schmetterling; er flattert froh um euch her, und trinkt euern Thau. So sang sie, oft unterbrochen, rund umherstehend; denn die Stimme hatte den Gesang wieder begleitet.

Jetzt stund sie schüchtern auf. Nein! Ich habe mich nicht betrogen; jeden Ton hat die Stimme begleitet. So sprach sie, als der Jüngling aus dem Gebüsch hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leier unter dem Arm. Lächelnd nahm er des schüchternen Mädchens Hand. O du schönes Mädchen! (sprach sein sanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme) Kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Gesang nachgesungen. Ich war es, der deinen Gesang mit diesen Saiten begleitete. Alle Morgen ging ich in den Hain, deinen Gesang zu hören; und dann ging ich einsam tief in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu singen. Und glaube, Mädchen! mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. — Der sichtsichtige Blick des Mädchens streifte oft schüchtern über den Jüngling hin, und ruhte dann auf den Saiten. O schönes Mädchen! (fuhr der Jüngling fort, indem sein Auge schmachtend sie anblickte) wär' ich entzündet, wenn du mir vergönntest, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite sitzend, deinem Gesang mit diesen Saiten zu folgen! Jetzt sah' das Mädchen auf. Jüngling, so sprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenspiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es seyn als der Wiederhall! Und jetzt komm mit mir unter mein schattiges Dach; denn die Mittagssonne brennet schon. Ich will in meinem düstern Schatten süße Früchte zum Mittagmahl dir auffrischen, und frische süße Milch.

Jetzt ging der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach; und sie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Gesang und das Saitenspiel. Erst lange hernach ward es von der Fldte begleitet; denn Marsyas brachte die Fldte unter die Waldgötter, die die Erfinderin Minerva im gerechten Zorn über den Spott der Götterinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zwei Bäume auf einem hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die spätern Entel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

### Mirtil. Thyrsis.

Mirtil hatte sich in einer kühlen nächtlichen Stunde auf einem weit umsehenden Hügel begeben; gesammelte dürre Reiser

brannten vor ihm in hellen Flammen, indes daß er, einsam ins Gras gestreckt, mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen besät, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber schüchtern sah' er sich jetzt um; denn es rauschte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrsis. Sey mir willkommen, sprach er; setze dich zum wärmenden Feuer; Wie kömmt du hieher; ist da die ganze Gegend schlummert?

Thyrsis. Sei mir gegrüßt! härt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht so lange gezauert, den lobenden Flammen zu folgen, die im Dunkeln so schön ins Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! jetzt, da des Mondes düst'rer Schimmer und die einsame Nacht zu ernstern Gesängen uns lodet, höre, Mirtil! ich schenke dir eine schöne Lampe, die mein künstlicher Vater aus Erde gebildet hat; eine Schlange mit Füßeln und Füssen, die den Mund weit aufsperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schwefel ringelt sie empor, bequem zur Hand habe. Dieß schenk' ich dir, wenn du mir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singest.

Mirtil. Ich will dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singen, jetzt da die Nacht zu ernstern Gesängen lodt. Hier sind dürre Reiser; sieh du indes, daß das wärmende Feuer nicht erlöschet.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einsamen Ufer stund, schönlich wartend; denn ein Nachen sollte den Daphnis über den Fluß bringen. Lange säumt mein Geliebter, so sprach sie; die Nachtigall schwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange säumt er: doch — horch' — ich höre ein Plätschern, wie Wellen, die wider einen Nachen schlagen. Kömmt du? Ja! — doch nein! — Woll't ihr mich noch oft betrügen, ihr plätschernden Wellen? O! spottet nicht des ungeduldrigen Wartens des zärtlichsten Mädchens! Wo bist du jetzt, Geliebter? Desflügelte Ungeduld nicht deine Füße? wandelst du jetzt im Hain dem Ufer zu? O daß kein Dorn die eilenden Füße verlege, und keine schleichende Schlange deine Fersen! Du keusche Göttin, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, streue von deinem sanften Glanz auf seinen Weg hin! O! wenn du aus dem Nachen steigest, wie will ich dich umarmen! — Aber jetzt, gewiß jetzt, jetzt trägt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O! schlaget sanft den Nachen! traget ihn sorgfältig auf euern Rücken! Ach! ihr Nymphen! wenn ihr je geliebet habet! wenn ihr je wißt, was zärtliche Erwartung ist — Ich seh' ihn, sey mir gegrüßt! — Du antwortest nicht? Götter! — Jetzt sant Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgestürzter Nache schwamm daher, der Mond beschien die klägliche Geschichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine schauernde Stille herrschte umher! Aber sie erwachte wieder, ein schreckliches Erwachen! Sie saß am Ufer! bebend und sprachlos, und der Mond verborg sich hinter den Wolken; ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen. Jetzt schrie sie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein danges Winzeln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsch; sie schlug die ringelnden Hände auf die Brust, und riß die Locken vom Haupt. Ach Daphnis, Daphnis! o ihr treulosen Wellen! ihr Nymphen! ach! ich Glende! ich zaudre, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben? So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluß.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sorgfältig sie auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! rief sie, ach! jögert nicht meinen Tod! ach! verschlingt mich, Wellen! Aber die Wellen verschlangen sie nicht; sie trugen sie sanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eylanbes. Daphnis hatte mit Schwimmen sich aus Eylanb gerettet. Wie zärtlich sie ihn in die Arme saul und ihr Entzücken, o das kann ich nicht singen! zärtlicher als wenn die Nachtigall ihrem Gesangsflüß entfliegt; ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich gesaufzet; sie fliegt entzündt dem schauernden Gatten zu, sie seufzen und schnäbeln und umschlagen sich mit ihren Flügeln; aber jetzt tönt ihr Entzücken in Freudensiedern die stille Nacht durch.

Klaget jetzt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! Freude töne jetzt vom Hain zurück und vom Ufer. Und du gleich mir die Lampe; denn ich habe dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe gesungen.

### Der Faun.

Mein für mich kein froher Tag! so rief der Faun, als er beim Morgenroth aus seinem Felsen taumelte. Seit mir die

schönste Nymphe' entfloß, haß' ich den Schein der Sonne. Bis ich sie wieder finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden, soll keine Blume rings um meine Höhle stehn; mein Fuß soll sie noch ehe sie blühen, zertreten; und meine Flöte soll — und diesen Krug soll er zertreten.

Sein Fuß zertret, da kam ein andrer Faun; er hub den schweren Schlauch von seiner Schulter. Du rasest, du! rief er, und lachte; heut, an dem frohen Tag, Euaens Fest! Schnell wind' einen Epheukranz um deine Hörner, und komm zum Fest, dem besten Tag im Jahre!

Nein, für mich kein froher Tag, so sprach der Faun, ich schwöre! bis ich sie finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden. O schwarze Stunde, da mir die Nymphe' entfloß; sie floß' bis an dem Fluß, der ihren Lauf jetzt hemmt. Unentschlossen stand sie da! ich bebte schon für Freude; schon glaubt' ich, das sträubende Mädchen mit starken Armen zu umfassen, als die Tritonen, o die verfluchten Räuber! sich aus dem Fluß erhoben, und die Nymphe' um ihre Hüften faßten und dann, in die Hörner blasend, schnell mit ihr an das andre Ufer schwammen. Ich schwöre beim Styx! bis ich sie wieder finde, soll kein Kranz von Epheu um meine Hörner sich winden.

Und eine spröde Nymphe macht dir — so sagt der andre Faun, o ich muß lachen! — und eine spröde Nymphe macht dir so trübe Tage! Mir, Faun! mir soll die Liebe nicht eine trübe Stunde machen; nein, keine trübe Stunde! Verjagt' mir diese den Kuß, dann häupt' ich zu der andern hin. Ich schwöre es dir, Faun! meine Lippen sollen keine Nymphe mehr küssen, wenn mich Eine nur eine Stunde in ihren Armen behält, heut an dem frohen Fest; ich will sie alle lieben, alle will ich küssen. Kränke dich nicht, Faun! du bist noch jung und schön; schön ist dein braunes Gesicht, und wild dein großes schwarzes Aug', und dein Haar kräuselt sich schön um die krummen Hörner her; sie stehen aus dem Locken empor, wie zwei Eichen aus dem wildesten Busch. Laß dich kränzen, Faun! hier ist das schönste Schloß, laß dich kränzen! Ich höre schon ferneher ein wildes Geräusch von Thyrsustäben, und Klapperschaalen und Flöten! Wäre dich her, das Geräusch kommt schon nahe; schon kommen sie hinter den Hügel hervor; laß dich kränzen! Wie stolz die Tiger den Bogen stehn! O Euaens! sieh' die Faunen, die Nympphen, wie sie hüpfen! Welch frohes Getöse! O Euan Euae! — du bist betränzt! schnell hebe den Schlauch mir auf die Schulter. O Euan Euae!

### Chloe.

Ihr freundlichen Nympphen, die ihr in diesem stillen Felsen wohnet, ihr habt dichtes Gesträuch vor die tühle Oeffnung hingepflanzt, daß stille Ruhe und sanfter Schatten euch erquicket; die ihr diese klare Quelle aus euern Urnen glesset, wenn ihr nicht jetzt im dichten Hain mit den Waldgöttern euch freut, oder auf dem nahen Hügel, oder wenn ihr auf euern Urnen schlummert, o dann führet meine Stimme nicht eure Ruhe! Aber höret meine Klagen, freundliche Nympphen! wenn ihr wachet. Ich liebe — ach! — ich liebe den Euaens mit dem gelben Haar! Habt ihr den jungen Hirten nicht gesehn, wenn er seine gesteckten Röhre und die hüpfenden Kälber hier vorüber treibt, und hinter ihnen hergehend auf seiner Flöte dem Wiesenthal ruft? Habt ihr seine blauen Augen, sein sanftes Lächeln nicht gesehn? Oder habt ihr seinen Gesang gehört, wenn er vom frohen Frühling singt, oder von der frohen Erndte, oder vom bunten Herbst, oder von der Pflege der Herde? Ach! ich liebe den schönsten Hirten; und er weiß es nicht, daß ich ihn liebe. O wie lang warst du, herber unfreundlicher Winter! der du von den Fluren uns scheuchest! Wie lang ist's, seit ich im Herbst ihn das legtemal sah! Ach! da lag er schlummernd im Busch! wie schön lag er da! Wie spielten die Winde mit seinen Locken, und der Sonnenschein streute schwebende Schatten der Blätter auf ihn hin! O! ich seh' ihn noch; sie hüpfen auf seinem schönen Gesicht umher, die Schatten der Blätter, und er lächelte wie im frohesten Traum. Schnell sammelt' ich da Blumen, und wand sanft einen Kranz um des Schlafenden Haar und um seine Flöte; und da trat ich zurück. Ich will doch warten, sprach ich, bis er aufwacht; wie wird er lächeln, wie wird er sich wundern, wenn er sein Haupt umkränzt sieht, und seine Flöte. Hier will ich's erwarten; er muß mich wohl sehen, wenn ich hier stehe; und wenn er mich nicht sieht — dann will ich laut lachen. So sprach ich, und stand im nahen Busch, als meine Gespielen mich riefen. O wie war ich böse; ich muß' jetzt gehen, und konnte sein Lächeln nicht und seine Freude nicht sehen, als er sein Haar und seine Flöte betränzt sah. Wie froh bin ich! jetzt ommt der Frühling zurück; jetzt werd' ich ihn wieder auf den Fluren sehn! Ihr Nympphen!

hier will ich Kränze an die Aeste der Gebüsche hängen, die eure Höhle beschatten; es sind die ersten Blumen, frühe Viole, und Mayblumen, und gelbe Schlüsselblumen, und röthliche Maaslieben, und die ersten Blüthen. Seyd meiner Liebe gewogen; und wenn der Hirt an dieser Quelle schlummert, dann sagt im Traum ihm, daß es Chloe ist, die seine Flöte und sein Haar betränzt hat; daß es Chloe ist, die ihn liebt.

So sprach Chloe, und umhing die noch unbelaubten Gebüsche mit den ersten Blumen, und ein sanftes Geräusch drang aus der Höhle, wie wenn die Echo den fernern Gesang einer Flöte nachsingt.

### Tityrus. Menalkas.

Auf einem Hügel lag der Greis Menalkas, am mildern Sonnenstrahl, und sah durch die herbliche Gegend hin, sanft kinnend, als Tityrus, sein jüngster Sohn, unbemerkt schon lang an seiner Seite stand; voll sanften Entzückens seufzte der Greis, und der Sohn sah lang mit stiller Freude auf den Vater herunter. Vater! sprach er jetzt mit sanften Worten: wie süß muß dein Entzücken seyn! Lange schon seh' ich's wie dein Blick die herbliche Gegend durchwandelt, und höre dein Seufzen. Vater! gewähre mir jetzt eine Bitte.

Menalkas. Sage deine Bitte, mein Lieber! und setze dich an meine Seite, daß ich die Stirne dir küsse; und Tityrus setzte sich an seine Seite und der Greis küßte zärtlich des Sohnes Stirne. Vater! so fuhr der Jüngling fort, mir erzählte mein ältester Bruder — denn oft, wenn wir im Schatten bei der Herde saßen, dann reden wir von dir, und dann stießen uns Thränen von den Augen, Freudenthränen — Er hat mir erzählt, dich habe vordem die Gegend den besten Sängers genannt, und manche Siege habest du im Wettgesange gewonnen. O wolltest du es versuchen, mir jetzt ein Lied zu singen, jetzt da die herbliche Gegend dich entzückt? Gewähre mir, Vater! gewähre mir diese Bitte.

Sanft lächelnd sprach jetzt Menalkas: Ich will es versuchen, ob mich die Muses noch liebten, die so oft den Preis mir erklingen lassen; ich will ein Lied dir singen.

Jetzt durchließ sein Blick noch einmal die Gegend; und jetzt hub er an:

Höret mich, Muses! höret mein heiseres Rufen. Im Frühling meiner Tage habt ihr an rauschenden Bächen und in stillen Painen nie unerhört mich gelassen. Laßt mich dieß Lied gelingen, mir grauem Greise!

Was für ein sanftes Entzücken stiebt aus dir mir jetzt zu, herbliche Gegend! Wie schmücht sich das sterbende Jahr! Weiß stehn die Saubachen und die Weiden um die Leiche her; gelb stehn die Kypsel- und die Birnbäume, auf bunten Hügel und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirschbaums durchkreuzet. Der herbliche Hain ist bunt, wie im Frühling die Wiese, wenn sie voll Blumen steht. Ein röthliches Gemische zieht von dem Berg sich ins Thal, von immer grünen Tannen und Fichten gesteckt. Schon rauschet gesunkenes Laub unter des Wandelnden Füßen, ernsthaft irren die Herden auf welkem, blumenlosem Gras; nur steht die röthliche Zeitlose da, der einsame Bote des Winters. Jetzt kommt die Ruhe des Winters, ihr Bäume! die ihr uns mild eure reifen Früchte gebened, und kühlenden Schatten dem Hirt und der Herde. O! so gehe keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn süße Früchte getragen, und erquickenden Schatten über den Nothleidenden gestreut. Denn, Sohn! der Regen ruhet bei der Hüfte des Redlichen, und bei seiner Scheune. O Sohn! wer redlich ist, und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf trägen dem Sumpf. Wenn der Redliche opfert, dann steigt der Opferrauch hoch zum Olymp, und die Götter hören segnend seinem Dank und sein Flehen. Ihm singet die Gule nicht banges Unglück, und der traurig krächzende Nachtrabe; er wohnt sicher, und ruhet unter seinem friedlichen Dach; die freundlichen Hausgötter sehen des Redlichen Geschäfte, und hören seine freundlichen Reden, und segnen ihn. Zwar kommen trübe Tage im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im segenvollen Sommer; aber, Sohn! murre nicht! wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden mischt. Versieh nicht meine Lehren, Sohn! ich gehe vor dir her zum Grab. Schonet ihr Sturmwinde! Schonet des herblichen Schweißes; laßt sanftere Winde, spielend, das sterbende Laub langsam den Bäumen rauben, so kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken. Vielleicht, wenn du wiederkommst, schöner Herbst! vielleicht seh' ich dich dann nicht mehr. Welchem Baum entsinkt dann das sterbende Laub auf mein ruhiges Grab?

So sang der Greis; und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an seine Wangen.

## Nirtil und Daphne.

Schon so frühe, meine Schwester! noch ist die Sonne nicht hinterm Berg hervor; kaum hat die Schwalbe ihren Gesang angefangen, der frühe Hahn hat kaum noch den Morgen gegrüßt, und du bist schon in den Thau hinausgegangen. Was willst du heute für ein Fest bereiten, daß du so frühe dein Körbchen voll Blumen sammelst?

Daphne. Sey mir gegrüßt, geliebter Bruder! woher am feuchten Morgen? Was beginnest du in der stillen Dämmerung? Ich habe hier Veilchen gesucht und Mayblumen und Rosen, und will jetzt da unser Vater und unsere Mutter noch schlafen, sie auf ihre Betten hinstreuen; dann werden sie unter lieblichen Gerüchen erwachen und sich freuen, wenn sie mit Blumen sich umstreuet sehn.

Nirtil. Du geliebte Schwester! mein Leben lieb' ich nicht so sehr, wie ich dich liebe! Und ich — Du weißest es, Schwester! gekttern beim Abendroth, als unser Vater nach unserm Hügel hinsah, auf dem er oft ruhet: Lieblich wär' es, so sprach er, stünd' eine Laube dort die uns in ihren Schatten nähme — Ich hörte es, und that als hätte ich's nicht gehört; aber früh vor der Morgensonne ging ich hin, und baute die Laube, und band die flatternden Haselstauden an ihren Seiten fest. O meine Schwester! sieh' hin, die Arbeit ist vollendet. Berathe nichts, bis er es selbst sieht: der Tag soll uns voll Freude seyn!

Daphne. O mein Bruder! wie angenehm wird er erkaunen, wenn er die Laube von ferne sieht! Ist geh' ich hin, schleiche leise zu ihrem Bette mich hin, und streue diese Blumen um sie her.

Nirtil. Wenn sie unter den lieblichen Gerüchen erwachen, dann werden sie mit freudlichem Lächeln sich ansehen, und sagen: das hat Daphne gethan: Wo ist sie, das beste Kind? Sie hat für unsre Freude vor unserm Erwachen gesorgt.

Daphne. Und Bruder! wenn er denn vom Fenster her die Laube sieht: Wie, trag' ich mich? so sagt er dann; eine Laube steht dort auf dem Rücken des Hügel! Gewiß, die hat mein Sohn gebaut. Segnet sei er! Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht ab, für unsern Alters Freude zu sorgen! Dann, Bruder! dann ist uns der ganze Tag voll Wonne. Denn wer am Morgen was Gutes beginnt, dem gelingt alles besser, und auf jeder Stunde wächst ihm Freude.

## Milon.

Der junge Milon fing im Tannenhain schlan einen Vogel, der von Federn schön, doch schöner noch war sein Gesang. Er macht in hohlen Händen ihm ein lustig Nest, und bringt voll Freud' ihn dahin, wo sein Vieh im Schatten lag; und da legt' er den hohlen Strohhut auf den Boden hin, thut den Gefangenen brunter, eilt schnell zu nahen Weiden, und suchet sich die schlauesten Äste; denn er will ein schönes Kästchen bauen. Wenn ich nun, so sprach der Hirt, das schöne Kästchen habe, dann trag ich, Vogel! dich zu Chloen hin. Für dieß Geschenk begehrt ich dann von ihr, ach! einen süßen Kuß. Sie ist nicht wunderbarlich, den giebt sie wohl; und giebt sie den, dann raub' ich schlaun zwei, drei, wohl viere noch dazu. O wär' der Bauer nur schon jetzt gebaut! So sprach er, und da lief er schnell, die Weidenhofsse unter seinem Arm, zu seinem Strohhut hin. Allein wie stand er traurig da! Der Hut lag umgekehrt durch einen bösen Wind; und mit dem Vogel waren seine Küsse weg.

## Die übel belohnte Liebe.

Im Jagdneze verwickelt lag der Satyr bis zu dem Morgenroth im Schilfe des Sumpfes; sein einer Ziegenfuß rack über sich aus dem Neze hervor; ermattet lag er da, unvermögend, ein einziges Glied loszuwickeln. Die Vogel, die um den Schilf flatterten, flogen herbey, und die quakenden Frösche häuften furchtsam näher, über den wunderbaren Fang erstaunt. Jetzt will ich heulen, sprach er; was meine Kehle vermag, will ich heulen, bis jemand herbeikommt. Und er heulte, daß es rings umher von Hügeln zu Hügeln durch Haine und Thäler durchs weite Land nachheulte. Fünfmal heult' er, und fünfmal umsonst; da kam ein Faun aus dem Hain hervor. Woher kommt dieß häßliche Geschrei? so rief er. Laß die scheußliche Stimme noch einmal hören, daß ich den Ort deines Aufenthalts finde. Und der Satyr heulte noch einmal; und der Faun lief zum Sumpf, und fand den lächerlich Gefangenen. Um aller Götter Willen! rief der Satyr: Freund! wickle mich los aus dem

versuchten Neze. Schon seit dem frühen Mondschein lag ich hier im Sumpf. Aber der Faun stand da, betete vor Lachen erschütterte Hüften unterstützt, da er die lächerlich zusammengewickelte Gestalt im Neze sah, das eine Bein unbeweglich emporgestreckt, mit halbem Leib im Sumpfe verfunten. Jetzt hub er an, das Neze loszuwickeln, und stellt' ihn auf die Füße. So schläft sich's gut, sprach er, nicht wahr? Sag', um aller Götter willen! sag mir, durch was für ein Schicksal hast du die wunderbare Schlafstätte gefunden? O ihr Götter! so sprach der Losgewickelte, so wird die feurigste Liebe belohnt! O! versucht sey die Stunde, da ich sie zum erstenmal sah! Aber laß uns dort auf die schief überhangende Weide uns legen; mich schmerzt das eine Bein. Sie setzten sich auf die Weide, und da hub er die traurige Geschichte an: Ein ganzes Jahr schon lieb' ich die Nymphe jenes Baches, der dort aus dem Gerstrauche unter jenem Felsen hervorquillt, dort, wo die Tanne auf dem Felsen steht. Unerhört, immer unerhört, ein Jahr lang, stand ich halbe Nächte durch vor ihrer Höhle, und klagt' ihr meine Pein, stand unerhört da, und seufzt' und jammert, oder bliet ihr zur Luft auf meiner Quersperre, oder sang ihr ein bewegliches Lied von meiner Liebe, daß die Felsen hätten weinen mögen: aber immer unerhört.

Das Lied möcht' ich wohl hören, sprach der Faun.

Sollt' ich's dir nicht singen? sprach der Satyr; es ist das beste, das ich in meinem Leben gemacht habe. Da hub er an, sein Lied zu singen:

O du! schönste Göttin! denn gegen dir ist Venus ein gemeines Weib. Willst du meine Liebe unerhört lassen? Immer taub seyn bei meinen Klagen, wie der Stein hier, auf dem ich sitze? O ich Glender, soll ich immer umsonst vor deiner Höhle pfeifen, und singen, und winseln und klagen, am heißen Mittag und in der kalten Nacht? Wägstest du, wie süß es ist, einen jungen Gatten zu haben! Frage jene stille Gule, die hinter deinem Felsen im hohlen Stamme wohnt, und die des Nachts für Freude jauchzt, wie ich in meinen guten Tagen jauchzte, wenn ich trunke nach meiner Höhle ging. O! wägstest du es, du würdest hervorchäpfen, mit deinen weißen Armen meinen braunen Rücken umschlingen, und mich freundlich in deine Wohnung führen; dann würd' ich für Freude hoch aufhäpfen, wie ein junges Kalb häpft. O du Graufame! Wie oft hab' ich deine Höhle mit Tannenzästen geschmückt, an denen die starkriechende Frucht hing, und mit Ästen von Eichen, damit, wenn du vom Tanz oder von den Sptelen (ach! mit andern) nach Hause kömmt, du über der schönen Pracht erklaunest. Wie oft hab ich, du Unempfindliche! im jungen Frühling die ersten Brombeeren in großen Körben vor deine Höhle gestellt, oder was jede Jahreszeit gab, Haselnüsse und die besten Weizeln. Hab ich dir nicht im Herbst in meinem größesten Gefäße gekostene Trauben gebracht, die in ihrem schäumenden Most schwammen, und frischen Ziegenkäse? Schon lange untrücht' ich einen schwarzen Ziegenbock für dich, und lehr' ihn Käse, die dich erfreuen sollen. Er steht, wenn ich ihn rufe, an mir auf, und küßt mich; und wenn ich auf meiner Quersperre blase, dann stellt er sich, das solltest du sehen, auf seine hintern Füße, und tanzet, wie ich tanze. O du Graufame! Seit meine Liebe mich so heftig plagt, seitdem schmeckt mir weder Speise noch Trank, und mein Weinschlauch liegt des Tages oft eine ganze Stunde uneröffnet da. Ehebem war mein Gesicht rund, wie eine Kürbissflasche; jetzt bin ich hager und entstellt; auch ist der süße Schlaf von mir gewichen. O wie süß schlief ich sonst, bis die heiße Mittagssonn' in meiner Höhle mich brannte, oder der Durst mich weckte! O Nymphe! quäle, ach quäle mich nicht länger! Viel lieber wollt' ich in Messelstauden mich wälzen, lieber ohne einen Tropfen Wein eine Stunde lang im heißen Sand an der brennenden Sonne liegen. O komm, komm, du milchweiße Nymphe! komm aus deiner Einsamkeit mit mir in meine Höhle; sie ist die schönste im ganzen Hain. Ich habe weiche Ziegenfelle für dich und mich ausgebreitet; an ihren beiden Seiten hängen und stehen meine Trinkgefäße, groß und klein in zierlicher Ordnung, und ein herrlicher Geruch von Most und Wein kömmt dir von aussen her entgegen. O denke, denke, wie süß es ist, wenn eiaft die muntern Kinder um unsre Weintrüge her sich jagen, oder auf dem Weinschlauch sitzen und lallen! Vor meiner Höhle steht eine hohe Eiche und in ihrem Schatten das Bildniß des Pans; ich hab' ihn selbst künstlich aus Eichenholz geschnitten, er weint über die Nymphe, die in Schilf ihm verwandelt ward. Sein Mund ist weit offen; du könntest einen ganzen Apfel drein legen, so stark hab' ich seinen Schmerz ausgebrütet; ja selbst die Thränen, die Thränen selbst hab' ich ins Holz geschnitten. Aber ach! du kommst nicht, du kommst nicht! Ich muß meine Verzweiflung wieder nach meiner einsamen Höhle tragen.

Jetzt schwieg der Satyr, und erstaunte über das spöttische Gelächter seines Retters. Aber sage mir, sprach der Faun, wie kamst du in das Neze?

Gestern, wie gewohnt, so sprach der Verliebte, stand ich der Höhle nahe, und sang mein Lied in den beweglichsten Accenten, wohl dreimal, mit lautem Seufzen unterbrochen; und da ich traurig zurückging, fiel das eine meiner Beine in einem Netz, das schnell über mich geworfen ward. Ich sank zu Boden, und da ich mich losmachen wollte, verwickelt ich mich immer mehr; ein lautes Gelächter entfuhr um mich her. Die Nymphe mit ihren Gespielen stunden um mich her, und schleppeten mich immer mehr verwickelt in den Sumpf. „Hier bin ich, (sprach die Grausame und stand mit ihren Gespielen laut lachend am Sumpf.) Und du kommst nicht, daß ich deinen braunen Rücken umarme, und du hörst nicht wie ein junges Kalb, du Grausamer! So schlafe denn hier, und ich trage meine Verzweiflung in meine einsame Höhle zurück.“ Jetzt gingen sie zurück; weither hört' ich noch ihr spöttisches Gelächter. Aber mich sollen die wilden Thiere zerreißen, wenn ich je zu ihrer Höhle zurückgeh!

Geh', sprach der Faun, ich hätte für deine beschwerliche Liebe dich früher gestraft; geh', tanze mit deinem Liegenbock, und vergiß deiner Liebe oder schneide dein Abenteuer in Eichenholz.

## Daphne. Chloe.

Daphne.

Sieh', schon steigt der Mond hinter dem schwarzen Berg' herauf, schon gränzt er durch die obersten Bäume. Hier dünkt es mich so anmuthsvoll, laß uns hier noch verweilen; indes wird mein Bruder die Herde wohlbesorgt nach Hause führen. Chloe. Lieblich ist diese Gegend, lieblich des Abends Kühlung; laß uns hier verweilen.

Daphne. Sieh', da an der Seite des Felsens, da ist der Garten des jungen Alexis. Komm, laß uns über den Zaun sehn. Im ganzen Land ist dies der lieblichste Garten; keiner so lieblich geordnet, keiner ist so gut gepflegt.

Chloe. Sey's denn, wir wollen.

Daphne. Kein Hirt weiß die Pflege der Pflanzen, wie er. Ist's nicht so?

Chloe. O ja!

Daphne. Sieh', wie alles mit gesundem Wuchse aufblühet, was an der Erde wächst, und was an Stäben sich emporhält. Dort rieselt Wasser vom Felsen; sieh' wie es, ein Bächlein, durch die Schatten des Gartens fließt. Sieh', auf dem Felsen, wo die Quelle sich stürzt, hat er von Geißblatt eine Laube gepflanzt, da muß man wohl ganz die weite schöne Gegend sehn.

Chloe. Mädchen! du lobest mit Stige. Lieblich ist alles. Lieblicher der Garten des braunen Alexis, als alle Gärten des Landes; schöner seine Blumen als alle Blumen; so angenehm, wie diese, rieselt keine Quelle; kein Wasser ist so kühl, kein Wasser ist so süß.

Daphne. Aber du lachest, Chloe?

Chloe. Et nicht doch! sieh', ich breche diese Rose; sage mir, ist ihr Geruch nicht süßer, als aller andern Rosen? Lieblich, als hätte Amor selbst sie gepflegt.

Daphne. Ach! sey nicht schalkhaft.

Chloe. Nun, aber — unterdrücke den Seufzer nicht, der deinen Busen hinaufdringt.

Daphne. Ach! du bist boshaft; komm, laß uns gehn.

Chloe. So plötzlich? Mir gefällt's hier so wohl, so wohl. Doch horche — Ich höre rauschen. Da unter dem Hollundergesträuch sieht man uns nicht. Ha! sieh', er ist es selbst. Still! sage mir in's Ohr, er ist doch wohl auch schöner als jeder andre Hirt?

Daphne. Ach! ich gehe.

Chloe. Ich lasse dich nicht: Sieh', er staunt er seufzt; gewiß ein Mädchen sieht ihm tief im Busen. Kind! deine Hand zittert. Fürchte dich nicht, es ist ja kein Wolf da.

Daphne. Laß mich, ach! laß mich.

Chloe. Still! Horche —

Im Schatten des Hollundergesträuches stunden die Mädchen verborgen. Indes hob Alexis, unbewußt daß er behorcht ist, mit lieblicher Stimme diesen Gesang an:

Du blauer stiller Mond, sey Zeuge meiner Seufzer; und ihr, ihr stillen Schatten! wie oft habt ihr: Daphne, mir nachgeseufzt. Ihr Blümchen, die ihr mich umbuftet, Thau blinkt auf euern Blättern, wie der Liebe Thräne auf meinen Wangen blinkt! O dürft' ich's ihr sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt! Jüngst fand ich am Brunnen sie, einen schweren Krug mit Wasser gefüllt. Laß mich die dir zu schwere Last des Kruges nach deiner Hütte tragen. So stammelt' ich: Wie bist du glücklich! so sprach sie. Zitternd nahm ich den Krug, und blüde, und seufzend den Blick zur Erde

geschlagen, ging ich an Daphnens Seite, und durft' ihr nicht sagen, daß ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt. Wie hängt du traurig da, an meiner Seite, keine Narzisse? diesen Mittag noch in frischer Blüthe, jetzt verwelkt! Ach! so, so werd' ich junger Hirte verwelken, wenn Daphne meine Liebe verflucht; dann werdet ihr, ihr Blumen, ihr mannigfaltigen Pflanzen, bisher meine Freude, meine süßeste Sorge, dann werdet ihr ungepflegt alle verwelken; denn für mich blüht keine Freude mehr. Wilkes Unkraut wird euch dann ersticken, und verwachsne Dorngebüsche werden mit ungesundem Schatten euch decken. Ihr Bäume, die ihr die süßesten Früchte truget, von meiner Hand hier gepflanzt; von Laub und Früchten entblüht, werden eure todtten Stämme traurig aus der Wildniß emporstehn, und hier werd' ich mein übriges Leben verkauften. Mögest du denn, indes meine Kische hier ruhet, mögest du in den Armen eines liebenswürdigern Gatten jedes süßeste Glück in vollem Maße genießen! Doch nein! was plagt ihr mich, ihr Bilder schwarzer Verzweiflung? Noch blühet meine Hoffnung. Lächelt sie doch freundlich, wenn ich zögernd neben ihr vorübergehe. Jüngst blies ich am Hügel auf meinem Rohr, als sie durch die nahe Wiese ging; sie stand stille. Kaum hatt' ich sie erblickt, so zitterten meine Lippen und jeder meiner Finger; und blies ich gleich so schlecht, doch blieb sie sehn und horchte. O wenn ich einst sie als Braut in eure Schatten führe, dann sollen eure Farben höher glühen, ihr Blumen; dann küßt ihr jeden Wohlgeruch zu! dann bieget, ihr Bäume, bieget die schattigen Äste zu ihr herunter, mit süßen Früchten behangen!

So sang Alexis. Daphne seufzte, und ihre Hand zitterte in ihrer Freundin Hand. Aber Chloe rief ihm: Alexis, sie liebt dich! Hier steht sie unter dem Hollunderbaum; komm, küsse die Thränen von ihren Wangen, die sie für Liebe weint. Schüchtern trat er hin; aber sein Entzücken kann ich nicht sagen, als Daphne, schamhaft an Chloens Busen geschmiegt, ihm gestund, daß sie ihn liebe.

## Die Schifffahrt.

Es fliehet, das Schiff, das Daphnen weg  
Zu fernem Ufer fährt!  
Iwar dich umflattert Zephyr nur,  
Nur Liebesgötter dich;

Ihr Wellen, häufet sanft um's Schiff!  
Wenn nun ihr süßer Blick  
Auf euern sanften Spielen ruht,  
Ach! dann denkt sie an mich.

In's Ufers Schatten singe dir  
Jetzt jeder Vogel zu;  
Und Schilf und Sträucher winket ihr,  
Von sanftem Wind bewegt.

Du glatter See bleib immer sanft!  
Du trägst das schlaueste Kind,  
Das je den Fluthen sich vertraut;  
Kein, wie der Sonne Bild,

Das dort auf deinem Spiegel strahlt;  
Schön wie die Venus einft,  
Als sie aus weißem Schaum hervor,  
Auf ihre Muschel stieg.

Die Wassergötter, die sie sah'n,  
Vergaßen da entzückt  
Ihr plätschernd Spiel, vergaßen da  
Die schilfbekränzte Nymphe.

Sie sah'n der Eiferflüch'gen Blick  
Und lächelnd Winken nicht;  
Die süße Göttin sahn sie nur,  
Bis sie an's Ufer stieg.

## Die Nelke.

Ein Nelkenstod ist in Daphnens Garten, am Zaun. Im Garten ging sie, und trat zum Nelkenstod; eine Nelke, rothgestreift, blühte da frisch auf. Jetzt bog sie lächelnd die Blume zu ihrem schönen Gesicht, und freute sich des süßen Geruches; die Blume schmiegte sich an ihre Lippen. Warme Rösche krieg auf meine Wangen; denn ich dachte: Könnt', o könnt' ich so die süßen Lippen berühren! Weg ging jetzt Daphne; da trat



ich an den Baun. Soll ich, soll ich die Nefte brechen, die ihre Rippen berührten? Mehr würd' ihr Geruch mich erquickten, als Thau die Blumen erquickt. Begierig langt' ich nach ihr: Nein! so sprach ich, sollt' ich die Nefte rauben, die sie liebt? Nein! an ihren Busen wird Daphne sie pflanzen; dann werden ihre süßen Gerüche zum schönen Gesicht aufdüften, wie ein süßer Geruch zum Olymp aufsteigt, wenn man der Göttin der Schönheit opfert.

## Daphne. Micon.

Daphne.

Sage mir, mein Geliebter! was soll dieser kleine Altar hier? Welcher Gottheit ist er wohl heilig?

Micon. Dem Amor, meine Geliebte! dem Amor ist er heilig. Ach! wie süß ist's mir, an dieser Quelle zu ruhen, wo wir, du weißt es — kleine Kinder waren wir noch, nicht höher als diese Aglaye — manche Stunde in süßen unschuldigen Spielen verkürzten. Ich selbst, ich habe dem Amor diesen Altar geweiht: Denn da, süßes Andenken! da keimte die Liebe schon in unserm Busen.

Daphne. Weißt du was, ich will Myrthen und Rosen um diesen Altar pflanzen; dann soll sich's, schüget sie Pan, wie ein kleiner Tempel wölben: denn auch mir, mein Geliebter! ist jenes Andenken süß.

Micon. Weißt du noch? Wir machten Schalen von Kürbis, legten Kirichen und Brombeeren drein, und ließen im Bach wie Schiffe sie schwimmen.

Daphne. Weißt du noch? Kleine Schälchen von Haselnüssen, und Schälchen von Eichel, und der gehöhlte Saamenkorn der Feuerblume, waren unser Hausgeräth: Wir tranken Tröpfchen Milch daraus, oder wir aßen Brosamen und kleine Rosinen draus. Du warst da spielweise mein Mann und ich dein Weib.

Micon. So ist es. Stehst du dieses Gesträuche? Noch wölbt sich's, aber nun ist es verwildert, das war unsre Wohnung; wir wölben's so hoch wir reichen konnten. So klein war's, eine junge Biene würde mit dem Hörnchen das oberste des Gewölbes zerrissen haben. Von Aesthen und Weidenruthen flochten wir die Wände umher, und vorne schloß ein Gitterchen unser Haus. Ach! wie süß, wie süß war jede Stunde, die wir rauben konnten, um als Mann und Weib hier zu wohnen.

Daphne. Ein Gärtchen pflanzt' ich vor dem Haus, weißt du noch? Von Schilf pflanzten wir einen Baun umher. In einem Augenblick würd' ein Schaaf ganz abgefressen haben, so groß war's.

Micon. Noch weiß ich's, die kleinsten Blümchen der Wiese und der Flur pflanztest du drein.

Daphne. Grandsam warst du immer, mein Lieber! Aus der Quelle hast du einen Brunnen geleitet, in unsern Baun hinein; durch hohen Schilf führtest du das Wasser. In ein Bett fiel's, das du von Holz höhltest; ganz angefüllt wär's dem Durstigen ein guter Trunt gewesen. Doch sieh', da liegt es noch am Bache.

Micon. Ungesegnet ist das Haus, wo keine Kinder sind. Ein zerstückelt Blümchen des Amor hattest du gefunden. Du pflegtest ihn, und zogest ihn, als eine treue Mutter. Eine Nußschale war sein Bett'; da schlief er bei deinem Gesang auf Rosenblättern und Blümchen.

Daphne. Ja, nun wied er uns die gute Pflege belohnen.

Micon. Einst macht' ich von Binsen ein kleines Kästch; ein Heupferdchen that ich drein, und gab dir das Geschenk. Du nahmst es heraus, mit ihm zu spielen. Du hieltest es; aber gewaltsam wollt' es entfliehen, und ließ ein Weichen in deinen Fingern zurück. Vor Schmerzen zitternd saß es da auf einem Erdschen. Sieh', o sieh' das arme Hirtchen! sieh', wie es zittert; es schmerzt dich; ach! ich hab', ich habe dir weh' gethan. So sagtest du, und weinstest voll Weitleid. Ach! wie entzückend war es mir, so gütig dich zu sehn.

Daphne. Noch gütiger warst du wohl, mein Geliebter! da, als mein Bruder zwei Vögelchen aus dem Neste stahl! Sieh mir die Vögelchen, so sagtest du; aber er gab sie nicht. Diesen Stab will ich dir für die Vögelchen geben; sieh', mit Müß' und Fleiß hab' ich die braune Rinde geschnitten, daß Aesthen mit Laub um den sonst weißen Stab sich wunden. Der Tausch war gemacht, die Vögelchen dein. In deine Pirtentische thatest du sie, kletterst schnell den Baum hinauf, und setztest sie in ihr Nest! Freudenthränen, mein Lieber! neßten da meine Wangen. Hätt' ich dich vorher nicht geliebt, so hätt' ich doch von da dich geliebt.

Micon. So waren die Tage unserer Kindheit hontstfäße, da zum Spiel ich dein Mann war, du mein Weib.

Daphne. Auch mein graues Alter wird sie nicht veressen.

Micon. Wie glücklich, meine Geliebte! werden unsre Tage seyn, wenn den kommenden Mond, so hat es deine Mutter geordnet, Hymen zum Ernst macht, was bisher nur süßes Kinderspiel war.

Daphne. Segnen die gütigen Götter uns, dann, mein Geliebter! war Mann und Weib nie glücklicher als wir.

## Der Herbst morgen.

Die frühe Morgensonne stimmte schon hinter dem Berg heraus, und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Micon ans Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischte Nebel, das, von sanften Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölkte. Hell war der Himmel; Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchsten Hügel stunden, Inseln gleich, draus empor, mit ihren rauschenden Hütten, und ihrem bunten herbstlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, stunden die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken überfah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gekräch der Heerden, und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Gesang der munteren Vögel, die bald hoch in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stand er lange so; aber in frommer Begeisterung nahm er jetzt die Leier von der Wand, und sang:

Mächt' ich, ihr Götter! Mächt' ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überfließt in vollem Segen; Anmuth herrscht überall und Freude und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen. Schön, schön ist die ganze Gegend, in des Herbstes feyerlichstem Schmucke.

Glücklich ist der, dessen unbedecktes Gemüth keine begangene Bosheit nagt; der seinen Segen aufrieben genießt, und wo er kann, Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm voll Sonne, und sanft umfängt die Nacht ihn mit süßem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude genießt sein frohes Gemüthe; ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber gedoppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilt, die Schönheit und jede Tugend schmückt; einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, ist jedes Glück mir süßer. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwei wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen; kein Mißton stört die süße Harmonie, und wer es hört, wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrüth, den du nicht erfülltest? War je eine Freude, die ich genoß, die du nicht durch deine Freude verlustest? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verschwand? Ja, da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundlichen Hausgöttern setzten sie sich, um nimmer von uns zu weichen: wirtschaftliche Ordnung und Keuschheit, und Muth und Freude bei jedem Unternehmen; und alles, was du vollführst, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir Alles mit gedoppelter Anmuth geschmückt; gesegnet ist meine Hütte, gesegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles was ich sammle. Freudig ist jeden Tages Arbeit; und komm' ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzückt mich da deine holde Geschäftigkeit, mich zu erquickten! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst; und, wenn der Winter um unsre Hütten stürmet, dann beim Feuerherde, an deiner Seite, unter Gesächsten und sanftem Gespräche, fühl' ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit: Bei dir eingeschlossen mögen Winde wüthen, und Schneegestöber die ganze Aussicht rauben: Dann erst fühl' ich's, wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glückes send' ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreiz der Mutter geschmückt; was für Segen blüht in euch uns auf! Die erste Silbe, die sie euch sammeln lehrte, war, mir zu sagen, daß ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Geschäftigkeit herrschet schon in jedem eurer Spiele. Die Freude send' ihr unsrer Jugend, und euer Glück wird einst des Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm' ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knien hangend, mit kindlicher Freude die

kleinen Geschenke empfanget, süße Früchte, oder was ich, bei der Wartung der Herde, kleines Feld- oder Gartengeräthe euch schenkte, eure kleine Geschäftigkeit zu üben; o wie erquickt mich dann jede eurer unschuldvollen Freuden! Mit Entzücken eil' ich dann, o Daphne! in deine offenen Arme, und mit holdrer Amuth küssest du die Thränen meiner Freude von meinen Wangen.

Aber jetzt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm; schön war sie wie der thaubeneigte Morgen, mit Fernenthänen auf den Wangen. O mein Geliebter, so schluchzte sie, o wie bin ich glücklich! Wir kommen, o wir kommen dir zu danken, daß du so uns liebst.

Jetzt schließt er alle drei in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes Glück; und wer sie da gesehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt, empfunden haben, daß Augenbaste glücklich sind.

### Das Gelübde.

Laßt, Nymphen, o laßt das Wasser eurer Quelle an mir gesegnet seyn, wenn von der Hüfte ich mein Blut wasche, das aus der Wunde floß! Laßt, o laßt mir's heilsam seyn, ihr Nymphen dieser Quelle! Nicht Dank, nicht Feindschaft ist die Schuld von diesem Blut. Amynthas Knabe schrie im Hain, von einem Wolf ergriffen; er schrie, und schnell, den Göttern sen' gedankt! war ich zur Rettung da. Als unter meinen Streichen der Wolf noch rang, hat er mit scharfer Klaue die Hüfte mir verwundet! Ihr Nymphen, seyd nicht böse, wenn ich die reine Quelle trinke, mit Blut, das aus der Wunde floß! Ein junges Mädchen will ich morgen früh' euch hier am Ufer opfern, weiß wie der Schnee, der eben fiel.

### Die Bephyre.

#### Erster Bephyr.

Was flatterst du so müßig hier im Rosenbusche? Komm, fliege mit mir in's schattige Thal; dort baden Nymphen sich im Leiche.

Zweiter Bephyr. Mein, ich fliege nicht mit dir. Fliege du zum Leich, umflattere deine Nymphen; ein süßeres Geschäft will ich verrichten. Hier kühl' ich meine Flügel im Rosenthan, und sammle liebliche Gerüche.

Erster Bephyr. Was ist denn dein Geschäft, das süßer ist, als in die Spiele froher Nymphen sich zu mischen?

Zweiter Bephyr. Bald wird ein Mädchen hier den Pfad vorübergehen, schön wie die jüngste der Grazien. Mit einem vollen Korbe geht sie bei jedem Morgenroth zu jener Hütte, die dort am Hügel steht; sich, die Morgensonne glänzt an ihr hemdesdachtes Dach. Dort ruhet sie der Armuth Trost, und jedes Tages Nahrung. Dort wohnt ein Weib, fromm, krank und arm; zwei unschuldvolle Kinder würden hungern an ihrem Bette weinen, wäre Daphne nicht ihr Trost. Bald wird sie wieder kommen, die schönen Wangen glühend, und Thränen im unschuldvollen Auge; Thränen des Mitleids, und der süßen Freude, der Armen Trost zu seyn. Hier wart' ich, hier im Rosenbusch, bis ich sie kommen sehe: Mit dem Geruche der Rosen, und mit kühlen Schwingen flieg' ich ihr dann entgegen; dann kühl' ich ihre Wangen, und küsse Thränen von ihren Augen. Sieh', das ist mein Geschäft.

Erster Bephyr. Du rührest mich: Wie süß ist dein Geschäft! Mit dir will ich meine Flügel kühlen, mit dir Gerüche sammeln, mit dir will ich fliegen, wenn sie kommt. Doch — sieh'! am Weidenbusch herauf kömmt sie daher; schon ist sie wie der Morgen; Unschuld lächelt sanft auf ihren Wangen, voll Amuth ist jede Geberde. Auf, da ist sie, schwinde deine Flügel; so schöne Wangen hab' ich noch nie gekühlt!

### M i c r o n.

Von Miletus kamen wir, Wilson und ich, Apollon unser Opfer zu bringen. Schon sahn wir von Ferne den Hügel, wo der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Vorderhain hoch in die blaue Luft emporsteht und weiter hinaus stimmerte, dem Auge endlos, die Aussicht ins Meer. Miltag war's, und der Sand brannte unsre Sohlen, und die Sonne den Scheitel; so gerade brant sie über uns, daß die Loden an der Stirne ihre Schatten das ganze Gesicht herunterwarfen. Die Eidere schlich lechzend im Farrenkraut am Weg, und die Grille und die Heuschrecke zwitscherten unter dem Schatten der Blätter

im gesengeten Grase. Von jedem Tritte flog heißer Staub auf, und brannte die Augen, und saß auf den gedörrten Lippen. So gingen wir schwachtend: Aber wir verlängerten die Schritte, denn vor uns sahn wir am Wege dicht emporstehende Bäume; schwarz war der Schatten unter ihnen, wie Nacht. Mit schauerndem Entzücken traten wir da in die lieblichste Kühlung. Entzückender Ort, der so plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoß! Die Bäume umkränzten ein großes Bett, worin die reinste, die kühlste Quelle sich ergoß. Die Kette hingens rings um zu ihr herunter, mit reifen Äpfeln und Birnen behangen, und zwischen den Stämmen der Bäume statterten fruchtbare Gesträuche, Krausebeeren und Brombeeren, und die Erbsenstaude. Aber die Quelle rauschte aus dem Fuß eines Grabmahls hervor, das Geißblatt und die schlankte Biade, und schleicher Ephen umwanden. Götter! so rief ich, wie lieblich ist dieser Ort der Erquickung! Heilig und gesegnet sey mir, der diese Schatten so gutthätig gepflanzt hat; vielleicht ruht seine Asche hier. Hier, sprach Wilson, hier an der Vorderseite des Grabmahls sehe ich, unter den Ranken von Geißblatt eingegrabene Älge; vielleicht sagen uns die, wer er ist, der so für des Wanderers Erfrischung sorgt. Und jetzt hob er die Ranken mit seinem Stab, und las:

Hier ruhet die Asche des Nyxon! Gutthätigkeit war sein ganzes Leben. Lange nach seinem Tode wollt' er noch Gutes thun, und leitete diese Quelle hierher, und pflanzte diese Bäume.

Gesegnet sey deine Asche, du Redlicher! so sprach ich; gesegnet die Deinen, die du jurklichst! Und da kam jemand unter den Blumen hervor; ein schönes Weib war's, von schlanker Gestalt und edlem Ansehn. Einen Wassertrug trug sie am Arm, und so kam sie zu der Quelle. Send mir gesegnet in diesen Schatten, so redete sie mit holdrer Freundlichkeit; ihr send Fremde, vielleicht hat ein zu weiter Weg bei der Sonnensitze euch ermüdet. Sagt, kann zu eurer Erfrischung noch etwas euch dienen, als was ihr hier findet?

Seu uns gesegnet, so erwiederten wir, gutthätiges Weib! Wir bedürfen keiner andern Erfrischung; süß hat uns diese Quelle, süß diese Früchte und dieser Schatten erquickt. Ersucht erfüllt uns für den Redlichen, dessen Asche hier ruhet, der so für die Bedürfnisse des Wanderers sorgte. Du bist von dieser Gegend, du kanntest den Mann; sag' uns, indest dieser heilige Schatten uns kühl't, sag' uns, wer er war?

Jetzt stellte die Frau ihren Wassertrug auf den Fuß des Grabmahls, lehnte sich drauf, und sprach mit freundlichem Lächeln:

Nyxon, so hieß er, der die Götter ehrte; dessen süßeste Wohlthat war, andern Gutes zu thun. In dieser ganzen Gegend wird kein Hirt seyn, der nicht mit Freundschaft und Dankbarkeit sein Andenken ehrt; keiner, der nicht Geschickten seiner Redlichkeit und seiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich selbst, ich dank's ihm, daß ich das glücklichste Weib bin — hier glänzten Thränen in ihren Augen — das Weib seines Sohns. — Mein Vater war gesunken; in kummervoller Armuth ließ er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille, von unsrer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genährt, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unser einziger Reichtum. Zwei Biegen gaben uns ihre Milch, und ein kleiner Baumgarten seine Früchte. Nicht lange lebten wir in dieser Ruhe; auch meine Mutter starb, und hinterließ mich trostlos und kind. Aber Nyxon nahm mich in sein Haus, und übergab mir häusliche Geschäfte, und war mehr mein Vater als mein Herr. Sein Sohn, der beste und schönste Hirt der ganzen Gegend, sah meine redliche Geschäftigkeit, und meine aufmerksame Sorge, meines Glückes werth zu seyn; er sah' es und liebte mich und sagt' es mir, daß er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir selbst nicht gekneht. O Damon, Damon! vergiß deine Liebe! Ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienstmagd deines Hauses zu seyn. So steh' ich ihn immer; aber er vergaß seine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus beschäftigt, die Wolle der Herde zur Arbeit zu räkeln; da trat Nyxon herein und setzte sich neben mir an die Morgensonne. Lange sah' er mit freundlichem Lächeln mich an; Kind! so sprach er jetzt, deine Frömmigkeit, deine Geschäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir so wohl, du bist das beste Kind, und ich will, geben die Götter das Gedehnt! ich will dich glücklich sehn. Könnst' ich, mein besser Herr! könnst' ich glücklicher seyn, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin? So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit stießen von meinen Augen. Kind! sprach er, ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möcht' in meinem Alter meinen Sohn und dich glücklich sehn. Er liebt dich; kanntst du, sage mir's, kanntst du durch seine Liebe glücklich seyn? Jetzt entsank die Arbeit meiner Hand; ätternnd, erröthend stand ich vor ihm. Er nahm meine Hand; und kanntst du, so sagte er, kanntst du durch seine Liebe

glücklich seyn? Ich fiel vor ihm nieder, drückte im stummen Entzücken seine Hand an mein bestränktes Gesicht; und von selbigem Tag an bin ich das glücklichste Weib. Jetzt trocknete sie ihre Augen. Das war der Mann, der hier ruhet, so fuhr sie fort: Aber wie er diese Quelle hieher geleitet, und diese Schatten gepflanzt hat, das wünsch' ich noch zu wissen, und ich will's euch erzählen:

Sehen das Ende seines Lebens ging er oft, und setzte sich hier an der Straße, grüßte freundlich den Wanderer, und bot dem Armen und dem Müden Erquickung. Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen hier pflanzte, und eine kühle Quelle in diesen Schatten leitete? Weither ist keine Quelle und kein Schatten; so erquid' ich, wenn ich lange nicht mehr bin, den Müden, und den, der in der Sonnenhitze schwächet. So sprach er, und ließ vom Feld her die kälteste Quelle leiten, und pflanzte fruchtbare Bäume umher, die früher und später reifen. Die Arbeit war vollendet; und jetzt ging er zum Tempel des Apolls, opferte und bat: Laß, was ich pflanzte, gedeihen; so kann der Fromme, der fernher zu deinem Tempel geht, im kühlen Schatten sich erfrischen.

Der Gott hatte seine Bitte gnädig erhört. Den folgenden Morgen erwacht' er frühe, und sah' aus seinem Fenster nach der Straße. Da sah' er, wo er die Sprößlinge pflanzte, hochaufgewachsene Bäume. Götter, so rief er, was seh' ich! Klander, sagt mir's, täuscht mich ein Traum? Ich sehe, was ich gestern gepflanzt, zu Bäumen emporgewachsen. Woll' heiligen Erschauens gingen wir jetzt unter den Schatten; im vollsten Busche stunden die Bäume da, und streckten die starken Äste weit umher, die Last der reifen Früchte bog sie herunter zum blumigten Gras. O Wunder! so tief der Greis, ich Alter soll selbst noch in diesen Schatten wandeln? Und wir dankten und opferten dem Gotte, der, so gnädig, noch mehr als seine Wünsche erfüllte. Aber, ach! er wandelte nicht lange mehr in diesen Schatten! er starb, und wir begruben ihn hier, daß der, welcher in diesen Schatten ruhet, dankbar seine Asche segne.

So erzählte sie. Gerührt segneten wir die Asche des Redlichen. Laß hat uns die Quelle, laß der Schatten erquid; aber mehr noch, was du uns so freundlich erzähltest. Sey uns gegnet! so sprachen wir, und gingen voll frommer Empfindung zum Tempel des Apolls.

### Thyrsis.

Umsonst, so klagte Thyrsis seine Dual, für mich umsonst, ihr gültigen Nymphen, schwebt angenehme Kühlung in diesen Schatten, wo ihr eure Quellen im wülbenden Gesirach ausgießet. Ich schwächte, ach! wie man an der Sommer Sonne schwächet. Unten am kleinen Hügel, auf dem die Pflanze der Chloe steht, saß ich, und blies der Echo ein sanftes Liedchen vor. Oben beschattet den Hügel der Baumgarten, dem sie wartet und pflanzt, und neben mir plätscherte das Wasser herunter, das ihn durchschlingelt, an dessen blumigem Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Pflötzlich hört' ich das Anarren des Riegels, der des Gartens Thüre schließt. Sie trat heraus; ein sanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie schön, wie schön war sie! Ein reinliches Körbchen voll glänzender Früchte trug sie an der einen Hand; und schamhaft, auch da, wo sie keinen Zeugen vermuthet, hielt sie mit der andern das Gewand über den jungen Busen fest: denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblößen haben; aber es schmeigte sich um Hüften und Knie, und flatterte sanft rauschend rückwärts in die Luft. So ging sie auf der Höhe des Hügel's vorüber. Aber zweien Kessel fielen vom Körbchen, und häpften den Hügel hinunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätte' Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie von der Erde, und drückte an meine Lippen sie; und so trug ich sie den Hügel hinauf, und gab sie dem Mädchen wieder. Meine Hand zitterte, ich wollte reden; aber ich seufzte nur. Aber Chloe blüete nieder, sanfte Rösche überhauchte ihre schönen Wangen; sanft lächelnd, und rüthlich, schenkte sie die schönen Kessel mir. Jetzt kunden wir — ach was ich empfand! — schüchtern beide; dann ging sie mit sanftem Schritt der Pflanze zu. Mein unverwandter Blick sah' ihr nach; da sie hineintrat, sah' sie zögernd und freundlich noch einmal zurück; sah' ich sie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre geheftet. Jetzt ging ich, Sitzern war in meinen Knieen, den Hügel hinunter. Ach! stehe da mit dir, gültiger Amor! Was ich seither empfinde, werd' nie wieder in meinem Busen erlöschen.

### An den Amor.

Ach! Amor, lieber Amor!  
Schon an dem ersten May  
Baut' in des Gartens Erde  
Ich den Altar für dich,  
Und pflanzte Rosenheiden  
Und Myrthen drüber her:  
Und lag nicht jeden Morgen  
Zuavoll ein Blumenkranz  
Auf deines Altars Mitte!  
Ach! alles war umsonst.  
Schon streifen Winterwinde  
Das Laub von Baum und Strauch,  
Und Phyllis ist noch spröde,  
Epröb' wie am ersten May.

### Thyrsis und Menalkas.

#### Thyrsis,

Dem Amor hatt' ich ein Selbstbild gebracht, im kleinen marmornen Tempel. Ein reinliches ganz neues Körbchen hing ich im Myrthenwäldchen auf, und einen frischen Kranz, und meine beste Flöte. O lieber Amor, sei, (so sieh' ich) sei meiner Liebe gewogen! Heute ging ich beim kleinen Tempel vorbei, trat in den Myrthenhain, und sah' nach meinem Körbchen. Und sieh', sieh', was ich da sah! Ein Wägelchen saß auf des Körbchens Rand, und sang. Da trat ich näher, da flog es weg; ich sah ins Körbchen, und sieh', ein wohlgebautes Nestchen war, und Eierchen waren drinnen; und das Weibchen schmeigte sorgsam sich drüber, und blüete mich an, als wollt' es mich sehn: Serfssee, junger Hirt! o zerßere die kleine Birthschaft nicht! der andre flatterte um meine Stirn und Haare. Ich ging zurück, schnell war das Männchen wieder auf des Körbchens Rand; mit frohem Zwitschern freuten sie sich und sangen. Nun sage du mir, lieber Menalkas! der du alle Deutungen weißt, sage mir, was bedeutet das?

Menalkas. Glücklich werdet ihr, dein Mädchen und du, beisammen wohnen und fruchtbar wird eure Liebe seyn.

Thyrsis. Bei den Göttern! das dacht' ich auch; doch wollt' ich deine Weisheit hören. Sieh, dieses junge Nistchen schenk' ich dir; und diese Flasche voll Honig, laß wie meines Mädchens Lippen, und lauter wie die Luft. So sprach er, und häpste für Freude, wie eine junge Siege im Walenthan häpft.

### Der Blumenstrauß.

Daphnen sah ich: Vielleicht, ach! vielleicht wärd' mein Glück seyn, hätte' ich sie nicht gesehn! So reizend sah ich sie nie. An der heißen Mittagssonne lag ich im dunkeln Weidenbusch, am kühlen Bache, da wo er sanft rieselnd durch Steine fällt. Schatten wölkte sich über mir, und über dem kühlen Bache; da saß ich ruhig. Aber seitdem, ach! ist für mich keine Ruhe mehr. Nicht weit von mir rauschte das Gesirach, und Daphne, Daphne kam durch des Baches Schatten, herunter an den Bach. Reizlich zog sie ihr blaues Gewand von den kleinen weißen Füßen herauf und trat in die helle Fluth. Sie blüete sich, und wusch mit der rechten Hand ihr reizvolles Gesicht; mit der linken hielt sie ihr Gewand, daß nicht das Wasser es neigte. Aber nun stand sie still und wartete bis kein Tropfen von ihrer Hand mehr das Wasser bewegte. Still war's und jeder ihrer Reize schien ungeschälcht ihr entgegen. Jetzt lächelte sie ihre eigene Schönheit an, und drückte das Gesirach der goldnen Haare zurechte, die sich in einen reizvollen Knoten verbanden. Für wen, so seufzt' ich, ach! für wen diese Sorgfalt? Wem, ach! wem will sie gefallen? Wer ist der Glückliche, um deswillen sie mit zufriednem Lächeln steht, daß sie so reizend ist? Indes sie gebükt so über dem Bache stand, fiel der Blumenstrauß von ihrem Busen ins Wasser, und schwamm, indes sie wegging, zu mir herunter. Ich fing ihn, ich küßt' ihn; für eine ganze Heerde hätte' ich ihn nicht gegeben. Aber, ach! der Blumenstrauß wellt, ach! er wellt, der, nur zweien Tage sind's, mit der Quelle zu mir floß. Ach! wie ich ihn pflegte! In meiner Trübschale stand er, die ich im Frühling mit Gesang gewann. Amor sitzt künstlich drauf geschnitten, in einer Laube von Geißblatt; lächelnd versucht er die Schärfe seiner Pfelle mit der Spitze der Finger, und vor ihm schwebeln sich zwei Lauben. Dreimal des Tages goß ich ihm frisch Wasser zu, und des Nachts hellt' ich ihn am Gitter meines Fensters in den Thau. Dann stand ich vor ihm und

athmete seine süßen Gerüche. Süßer waren die Gerüche, glühender waren die Farben, als aller Blumen des Frühlings; denn, ach! an ihrem Busen haben sie geblüht! Staunend stand ich dann vor der Schaafe. Ja, Amor! so seufzt' ich, sie sind scharf, deine Pfeile; wie sehr wie sehr, mag ich's fühlen! laß, o laß Daphnen nur die Hälfte so für mich empfinden; dann will ich diese Schaafe dir weihn! Auf einem kleinen Altar soll sie stehn, und alle Morgen umwind ich sie mit einem frischen Blumenkranz, und ist es Winter, mit einem Myrthenkranz. O möchtet ihr, kleine Tauben, möchtet ihr ein Bild meines künftigen Glückes seyn! Aber ach! der Blumenkranz welkt, so sehr ich ihn pflege; traurig hängen die Blumen und blas' am Borde der Schaafe herunter, hauchen keine Gerüche mehr, und ihre Blätter fallen. Ach! Amor, laß, ach laß ihr Welken für meine Liebe nicht von übler Deutung seyn.

### Der Sturm.

Auf dem Vorgebürge, an dessen Seite der schiffreiche Isernus ins Meer fließet, saßen Lacon und Battus, die Hirten der Rinder. Ein schwarzes Gewitter stieg fernher auf, ängstliche Stille war in den Wipfeln der Bäume, und die Gerdögel und die Schwalben schwirreten in banger Unruhe hin und her. Schon hatten sie die Heerden vom Gebürge nach ihrer Wohnung geschickt: sie aber blieben auf dem Gebürge zurück, die fürchterliche Ankunft des Gewitters, und den Sturm auf dem Meere zu sehn. Fürchterlich ist die Stille, so sagte Lacon: Sieh! die untergehende Sonne verbirgt sich in jenen Wolken, die Gebürge gleich am Saume des Meeres aufsteigen.

Battus. Schwarz liegt das unabsehbare Meer vor uns. Noch ruhig — aber eine bange Stille, die bald mit fürchterlichem Lärm umwölkt werden wird. Ein dumpfes Geräusch tönt fernher, wie das Gehul der Angst und eines allgemeinen pflanzlichen Unglücks etwa von Ferne gehört wird.

Lacon. Sieh! langsam steigen die Gebürge der Wolken; immer schwärzer, immer fürchterlicher heben sie ihre Schuttern hinter dem Meer hinaus.

Battus. Immer fürchterlicher wird das dumpfe Geräusch; Nacht liegt auf dem Meere; schon hat sie die Diomedischen Inseln verschlungen, du siehst sie nicht mehr. Nur flimmert noch die Flamme des Leuchthurms von jenem Vorgebürge in der schauervollen Dunkelheit. Aber jetzt, jetzt fängt das Gehul der Winde an; sieh! sie zerreißen die Wolken — treten sie während empor: sie toben auf dem Meere, es schäumt. —

Lacon. Fürchterlich kömmt der Sturm daher. Doch gern will ich ihn wüthen sehn; mit Angst gemischte Volkstschwellt ganz meinen Busen. Wenn du willst, so bleiben wir; bald sind wir das Gebürge herunter in untrer wohlverwahrten Hütte.

Battus. Gut! ich bleibe mit dir. Schon ist das Gewitter da! schon toben die Wellen an unserm Ufer, und die Winde heulen durch die gebogenen Wipfel.

Lacon. Ha! sieh, wie die Wellen toben, ihren Schaum in die Wolken emporpreißen, fürchterlich wie Felsengebüрге sich heben, und fürchterlich in den Abgrund sich stürzen. Die Witzge Flammen an ihren Rücken, und erleuchten die schreckervolle Scene.

Battus. Götter! sieh, ein Schiff; wie ein Vogel auf einem Vorgebürge sitzt, sieht es aus jener Welle. Ha! sie stürzt. Wo ist's nun, wo sind die Glieder? Begraben, im Abgrund.

Lacon. Erlös' ich mich nicht, so steigt's dort auf dem Rücken jener Welle wieder empor. Götter! Rettet, o rettet sie. Sieh! sieh! die nächste Welle stürzt mit ihrer ganzen Last auf sie her. O was suchtet ihr, daß ihr so, euer väterliches Ufer verlassen, auf ungeheuern Meeren schwebt! Hatte euer Geburtsland nicht Nahrung genug, euren Hunger zu sättigen? Reichthum suchtet ihr, und fandet einen jammervollen Tod.

Battus. Am väterlichen Ufer werden eure Väter und eure Weiber und eure Kinder vergebens weinen; vergebens für eure Rückkunft in dem Tempel Gelübde thun. Meer wird euer Grabmahl seyn; denn euch werden Raubvögel am Ufer freffen, verschlingen die Ungeheuer des Meeres euch nicht. O Götter, laßt immer mich ruhig in armer Hütte wohnen! In Frieden mit wenigem, näher mich Anger mich, und mein kleines Feld und meine Heerde.

Lacon. Strafet mich, Götter! wie diese, wenn je Unzufriedenheit in meinem Busen seufzt; wenn ich je mehr wünsche, als was ich habe; Ruhe und mäßige Nahrung!

Battus. Laß uns hinuntergehn; vielleicht daß die Wellen einige von diesen Gliedern ans Ufer werfen. Leben sie noch, so haben wir den Trost sie zu retten; sind sie todt, so beruhigen wir doch ihren Geist, und geben ihnen ein ruhiges Grab.

Sie gingen hinunter ans Ufer, und fanden im Sand ausgeweht einen schönen Jüngling todt. Mit Thränen begrieben sie ihn am Ufer. Erkammer des Schiffes lagen im Sande zerstreut; und sie fanden unter den Erkammeren eine Kiste, öffneten sie, und schwere Reichthümer von Gold waren darinnen. Was soll uns das, sagte Battus?

Lacon. Behalten wollen wir's; nicht um reich zu seyn, daß wir bewahren mich die Götter! um's zurückzugeben, wenn's ein Eigenthümer sucht, oder einem, der's mehr nöthig hat als wir.

Ungenutzt, und ungefacht lag der Schag lange bei dem Weiden; da ließen sie draus am Ufer einen kleinen Tempel bauen. Sechs Säulen von weißem Marmor hielten den schattigen Vordergiebel empor, und in der Vertiefung stand die Bildsäule des Pan. Der Zufriedenheit war dieser Tempel geweiht, und dir, gütiger Pan!

### Erythia.

Mirson.

Hier laß' uns im Bache gehn, das Wasser kühl unsre Füße; über uns wölben sich Waldau und schlanke Eschen im Schatten.

Eycas. Sey's denn; bei dieser schwallen Hitze sucht jeder schmachtend die Kühlung.

Mirson. Laß uns gehen bis dahin, wo der Bach herv unter sich stürzt; lieblich ist's dort und kühl, als schwämmst du beim Mondschein im Wasser.

Eycas. Horche, schon hör' ich des fallenden Wassers Geräusche. Es ist, als suchte jedes Geschöpf in diesen Schatten seine Freude. Welch Gesumse, welch Schwirren, welch Zwitschern, welch frohes buntes Gewimmel flattert da im Schatten! Diese kleine Wasserfelle, will sie den Weg aus weisen? Sieh, wie sie vor uns her so munter von Stein zu Steine hüpfen. Ha! Sieh' da, wie ein heller Sonnenstrahl in diesen hohlen Weidenstamm fällt, mit Winden und Ephen behangen. Sieh' doch, ein junges Bächchen schläft drinnen; wie schlau hat sich das die angenehme Kuschstatt gewählt!

Mirson. Du siehst alles; nur nicht, daß wir da sind, wo wir seyn sollen.

Eycas. Ha, ja! Pan! Ihr Götter! Welch angenehmer Ort ist das!

Mirson. Wie ein silbernet Teppich, den ein sanfter Wind bewegt, deckt der stürzende Bach die hinter ihm sich wölbende Höhle; ein Kranz von Gesträuchen umfaßt ihn. Kommt, laß uns hinter den Wasserfall in die Höhle gehn.

Eycas. Ha! wie schauerlich von angenehmer Kühlung. Wie der Bach vor uns niederplätschert! Jeder stürzende Tropfen flimmert am Sonnenstrahl wie Feuer.

Mirson. Laß hier auf die höbern mit Moos bedeckten Steine uns sitzen; unsre Füße ruhen unbewegt auf denen, die in dem Wasser liegen, indes daß der Wasserfall uns in die Höhle verschließt.

Eycas. So einen anmuthsvollen Ort hab' ich noch nie gesehen.

Mirson. Ja anmuthsvoll ist er, auch ist er dem Pan heilig. Am Mittag stehn ihn die Hirten; man sagt, daß er dann oft da ruhet. Auch wird von der Quelle eine Geschichte gesungen; verlangst du das, so will ich sie singen.

Eycas. Hier sitzen wir bequem; auf diesem Polster von Moos lehn' ich mich an die Felsenwand hin, und höre mit Entzücken deinen Gesang.

Schön, du Tochter des Erdanus! schöner als alle von Dianens Gefolge, warst du, Erythia! War gleich ihre Schönheit noch im Aufblühn, halb Kind noch; war sie schon von schlanter Größe; kindliche Unschuld lächelte noch im schönsten Gesichte, und Schüchternheit im glänzend blauen Auge; ihr junger Busen, nur sanft gewölbt, versprach erst noch dem vollen Wuchs. Bei der Sonnenhitze hatte mit ihren Gespielen sie auf den Gebürge die Rache verfolgt; und müde und von Durst schmachtend lief sie zu einer Quelle. Sie kühlte die Hand, und wusch ihr schönes Gesicht; dann schloß sie einenkühlen Trunt, und schlüßte ihn mit kleinen Lippen. So beschäftigt, über den Bach gebückt, dachte sie an keine Gefahr; aber Pan hatte aus nahen Gesträuchen sie betrachtet, und Liebessammte schnell in seinem Busen auf. Ihr unbemerkt schlich er herbei, bis das Geräusche des nächsten Grafes an ihrem Rücken ihn verräth. Erschrocken sprang sie auf, entwischte seinen nervigten für Verlangen jitternden Armen; schon fühlte seine Wärme sie an ihren Hüften; ein Rosenblatt hält ausgefüllt, was zwischen ihr und seiner Hand noch war. Schnell sprang sie über den Bach, leicht war sie wie ein Reh, Schreden machte sie schneller; so lief sie; er lief ihr nach; so lief sie

Aber die Luft hin, wie ein schneller Wind über des Grases Spitzen streift. Aber plötzlich stand sie für Entsetzen still. Am äußersten Rand eines Felsens stand sie, bohte zurück, und sah erschließend ins tiefe Thal. Dann rief sie mit ängstlichem Gescheh: O Diana! Schützerin der Keuschheit, o rette mich, daß kein unkeuscher Arm meine Hüften umschlinge! Rette, o rette, Diana, Schützerin der Keuschheit! Aber der Gott war an ihrer Fesse schon — schon fühlte sie seinen Athem — und jetzt

seinen umschlingenden Arm. Doch, die der Liebe ungewogene Göttin hört' ihr angstvolles Flehn. Wasser triefte von seinen umschlingenden Armen, und die an sie gedrückte Brust herunter; sie verschmilzt in seiner Umarmung zur Quelle — schmilzt, wie Frühlingschnee an einem braunen Felsen — schmilzt, triefte von seinen Armen — rieselt sein Knie herunter — rieselt durchs Gras — stürzt von der Felsenwand, und rieselt schon unten im Thal. Und so entkünd Erythia, die reine Quelle.

### Karl Heinrich Ludwig Giesebrecht

ward am 9. Juni 1782 zu Mirow in Mecklenburg geboren und lebte als Dr. phil. und erster Professor am Kötnischen Gymnasium in Berlin.

Er gab heraus:

Armda. Tragödie. Pening 1804.

Sartorius. Tragödie. Bremen 1807.

Memosyna. Bremen 1807.

Deutsche Blätter. 1e Sammlung. Brandenburg 1822.

Ein schönes, gründlich durchgebildetes Talent, das besonders im Fache der romantischen Tragödie ausgezeichnetes leistete, und bei dem es lebhaft zu bedauern ist, daß es die ruhmvoll angetretene Bahn schon so früh wieder verließ. —

### Friedrich Christlieb Girardet

ward am 14. Februar 1789 zu Stettin geboren, studirte Theologie, erhielt darauf 1808 eine Anstellung am theologischen Seminar zu Berlin und 1811 das Amt eines Predigers bei der reformirten Gemeinde zu Dresden, das er gegenwärtig noch bekleidet.

Seine Schriften sind:

Andachtsstunden. 3 Bde. Dresden 1823 — 1828.

Das Brautgeschenk. Leipzig 1819 N. N. 1824.

Gewissensfragen an und für die katholische Geistlichkeit zu Dresden. Dresden 1831.

Das Evangelium der Jesuiten. 2. A. Leipzig 1829. Predigten über das Gebet des Herrn. Dresden 1818.

Die drei Scheidewege des Jugendlebens. Dresden 1826.

Der 4. September in seiner hohen Bedeutung. Dresden 1832.

Ein Wort zur Ehrenrettung der Presbyteren. Leipzig 1832.

Zwei Predigten am 3. Jubelfeste des Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses; (mit F. G. Blas). Dresden 1830.

Sebels allemannische Gedichte, in das Hochdeutsche übersetzt — Dresden 1821.

Der Galeerenslave. Aus dem Französischen. Dresden 1829. 2 Bde.

G. erwarb sich einen gefeierten Namen durch die Herausgabe vortrefflicher religiöser, namentlich ascetischer Schriften, in welchen tiefes Gefühl mit einer klaren und wohlthuenenden Ansicht von den höchsten Dingen verbunden und in einer edeln und würdigen, stets ihrem Gegenstande wie dem Publikum für das die einzelnen Schriften bestimmt wurden, angemessenen Sprache vorgetragen ist. —

### Unser Osterfest oder unser Erwachen in der Ewigkeit \*).

Text:

1. Kor. 6, 14.

„Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch seine Kraft.“

Ein schönes Fest hat uns heute an dieser heiligen Stätte vor dem Angesichte des Herrn versammelt — das Siegesfest

des Lebens über den Tod, des Lichtes über die Finsterniß. Das Licht, das wir am Weihnachtsfeste mit den Weissen des Morgenlandes als einen neu aufgehenden Stern erblickten, und das wir an der Krippe des Heilandes mit Freude und Dank gegen Gott als die Morgenröthe eines schönern Tages begrüßten; das Licht, das wir im Kampfe mit der Finsterniß am Charfreitage wieder mit trauerndem Herzen und tiefer Wehmuth scheinbar erlöschen sahen, bringt heute wieder in siegender Herrlichkeit aus der Nacht hervor, und erhellt und erwärmt die ganze Welt wieder, wie eine unvergängliche Sonne. Das Leben, dessen erste Geburt aus Gott wir am Weihnachtsfeste mit dankbarem Herzen feierten, das am Charfreitage wieder zerknickt von der eisernen Hand des Todes in das Grab sank, geht heute wieder aus seiner scheinbaren Vernichtung hervor, und steht wieder in göttlicher Kraft und Herrlichkeit da als Sieger des Todes und der Finsterniß. Ja, m. Br., Christus ist erstanden: das ist die frohliche Botschaft, mit welcher uns dieses Osterfest begrüßt. Christus ist erstanden: das rufen heute Millionen und aber Millionen Lippen und Herzen mit Dank und Freude zum Himmel empor. Und wiederum scheinet der Himmel uns Antwort zu geben auf diesen festlichen Gruß, und Ihn nur mit der eben so frohlichen Botschaft zu erwidern: Auch ihr werdet so wieder aufstehen, auch ihr werdet so durch den Tod nur zu einem neuen Leben eingehen, und hier nur einschlummern, um dort in einer schönern Welt wieder zu erwachen! Aus jedem Ton der Glocken scheinet uns in diesen festlichen Tagen dieser freudige Ruf entgegenzuschallen; jedes wärmere Frühlingslästchen scheint uns denselben zuzuwachen; aus jedem hervorstrebenden Reime scheint er zu uns herüberzubringen, die ganze neu erwachte Natur scheinet Ihn mit tausend und aber tausend Stimmen zu wiederholen und zu bekräftigen.

Oder vereinigt sich nicht alles, um uns dieses Fest der Auferstehung des Herrn zu unserm eignen Osterfeste, zum Feste unser eignen Unsterblichkeit zu machen? Ist es nicht eine wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung, daß wir das Andenken an diese große Begebenheit gerade zu einer Zeit feiern müssen, wo die ganze irdische Schöpfung ihr Auferstehungsfest feiert, und uns die Hoffnung auf unsere eigne Wiederbelebung in tausend Sinnbildern und Gleichnissen vor Augen hält? Ist es nicht, als wenn der Allgütige dadurch unser Kleinlautigkeit zu Hülfe kommen, und uns durch unsre Sinnen selbst die dunkeln Vorgefühle und Ahnungen unsers Herzens deutlicher und anschaulicher machen wollte? — Ja, gehe hinaus, o Mensch, in den heiligen Tempel der Natur, und sieh, wie dort überall neues Leben aufsteht, wo noch vor Kurzem nichts als Tod und Verwesung war: wo könntest du deutlicher einsehen, daß alles nur stirbt, um durch den Tod selbst wieder zum Leben einzugehen, alles nur gesät wird, um schöner und herrlicher wieder aufzublühen? wo könntest du eine bessere Erklärung zu den Worten des Apostels finden: „Es wird gesät verwestlich, und wird auferstehen unverwestlich; es wird gesät in Unruhe, und wird auferstehen in Herrlichkeit; es wird gesät in Schwach-

\*) Aus: Fr. Girardet's Predigten. Dresden 1828.

heit, und wird auferstehen in Kraft; es wird gesät ein natürlicher Leib, und wird auferstehen ein geistiger Leib.“ — Gehe hinaus in den heiligen Tempel der Natur, und sieh, wie dort auf den Auferstehungsstufen des Allmächtigen jetzt alles zu einem neuen Daseyn erwacht, wo vor Kurzem noch alles einen ewigen und eisernen Todeschlaf zu schlummern schien; wo könnte es dir deutlicher vor Augen treten, daß aller Tod nur ein Schlummer ist, der zu einem fröhlichen Erwachen führt? wo könntest du dich tiefer ergreifen fühlen von der Wahrheit, die uns der Apostel in den Worten unsers heutigen Textes vorhält: „Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch seine Kraft.“ —

Ja, m. Br., wie verschieden auch unser Erwachen von dem des Erdlers in so manchen Nebenumständen seyn möge, dort müssen wir es fühlen, daß es in der Hauptsache doch dasselbe seyn wird. Dieselbe allmächtige Kraft, die ihn aus dem Grabe herausführte, wird auch uns aus demselben erwecken. Und so können wir wohl mit vollem Rechte das Fest seiner Auferstehung als das Fest unsrer eignen Unsterblichkeit begehren; so können wir wohl, mit vollem Rechte, in dem Erwachen Christi zu einem neuen Leben das Vorbild unsers eignen Erwachens in der Ewigkeit sehen, wie es auch zu allen Zeiten geschehen ist, und die Worte unsers Textes beides auch nahe und deutlich genug zusammenstellen, um uns nicht den geringsten Zweifel darüber zu lassen. „Gott aber hat den Herrn auferwecket, und wird uns auch auferwecken durch seine Kraft.“ Auch unser wartet also ein Ostermorgen, wo die Kraft des Höchsten uns erwecken wird aus unserm Todeschlummer, wo wir neu belebt erwachen werden in der Ewigkeit. Laßt uns diesen Gedanken festhalten, und sehen, was er für unsern Geist, für unser Herz und für unser Gewissen ist. Für den Geist ist es ein großer und kühner Gedanke; für das Herz ist es ein großer und trostreicher Gedanke; für das Gewissen endlich ist es ein großer und ernster Gedanke. Das soll der dreifache Gegenstand unsrer Betrachtungen in dieser Stunde der Andacht seyn.

I. Ja allerdings, m. Br., scheint der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit ein großer und kühner Gedanke für den menschlichen Geist zu seyn, und fast zu groß und zu kühn, als daß der Mensch es wagen dürfte, ihn zu fassen, und sich dieser süßen Hoffnung hinzugeben. In ewig unerreichbarer Ferne scheint ihm dieser Gedanke zu liegen, wenn er am Sarge oder an den Gräbern seiner Brüder einen Blick in die geheime Werkstatt des Todes wirft, und sieht, wie sich hier unter seiner zerschneidenden Hand alles auflöst und in grausende Vernichtung übergeht; und nur die Thorheit, nur die offenbarte Verblendung scheint da noch etwas hoffen, scheint da dem Augenscheine zum Trost noch an eine Fortdauer, an ein Erwachen in der Ewigkeit denken und glauben zu können. Und doch kann es der Mensch nicht lassen, daran zu denken und darauf zu hoffen; doch glaubt er hier der Stimme seines Herzens noch mehr als seinen Augen, und läßt sich in diesem Glauben durch keinen Widerspruch der Sinne, durch keine Bedenklichkeiten des klügelnden Verstandes irre und wankend machen. Möge er sich auch zuweilen augenblicklich von diesem Widerspruch und diesen Bedenklichkeiten überwältigt, sich auch zuweilen augenblicklich von seinem Muth und seiner Hoffnung verlassen fühlen: immer kehrt der eine und die andere doch wieder in sein Herz zurück; immer folgen auf solche Augenblicke des Zweifels doch wieder Augenblicke der freudigsten Zuversicht, wo sein Geist sich wieder ermannet und ermuthigt, einen Gedanken zu ergreifen, von dessen Riesengröße er sich augenblicklich erdrückt fühlte. Nur die irdische Hülle sieht er dann im Tode fallen, und wieder in den Staub zurückkehren, aus welchem sie genommen wurde; aber mit der unsterblichen Seele, die diese Hülle bewohnt, trotz er der zerschneidenden Gewalt des Todes und allen Schrecknissen des Grabes; durch sie fühlt er sich noch mit einer andern Welt verwandt und befreundet; sie ist ihm die Bürgschaft, daß er hier nur einschlummert, um dort wieder zu einem neuen Leben zu erwachen. O schon darin, daß des Menschen Geist diesen großen Gedanken zu fassen vermag, liegt auch der erste Beweis, daß er ihn mit vollem Rechte fassen und festhalten darf. Wäre er nicht für ein anderes Leben bestimmt, er würde auch nicht die Sehnsucht nach demselben empfinden, würde auch nicht die Möglichkeit desselben zu begreifen vermögen. Unsterblichkeit kann nur ein Wesen haben, das zur Unsterblichkeit geboren und berufen ist.

Freilich liegt dieser Gedanke auf einem Gebiete, das der schwache irdische Mensch nicht betreten kann, ohne sich von dem Lichte seiner Vernunft verlassen zu fühlen, und in welchem

er als nur „wie durch eine Scheibe an einem dunklen Orte sieht;“ freilich erfährt den menschlichen Geist ein Schwindel, so oft er in die bodenlose Tiefe hinabstaut, die sich ihm in diesem Gedanken aufthut; freilich kößt er hier auf so viel Räthselhaftes und Unbegreifliches, auf so viel scheinbare Widersprüche, daß es sich wohl erklären läßt, wie er hier oft nichts als die Traumbilder seiner eignen Einbildungskraft zu sehen meint, und alles für Täuschung und Selbstbetrug hält. Allein haben wir deshalb ein Recht, etwas zu bezweifeln oder gar zu verwerfen, weil es uns unerklärlich und räthselhaft ist? Würden wir, wenn das ein Recht dazu gäbe, nicht tausend Dinge in Zweifel ziehen müssen, deren Daseyn und Wirklichkeit anzutafeln uns doch nie in den Sinn kommt? Oder sage mir doch, o Mensch, kannst du begreifen, wie aus dem verworrenen Saamentorn sich der Keim eines neuen Lebens entwickelt? und wärdest du dies nicht für eben so unmöglich halten, wenn es nicht eine so alltägliche Erscheinung wäre, daß sie gar nichts Wunderbares und Befremdendes mehr für dich hat? Kannst du begreifen, wie der Schmetterling aus der Hülle hervorgeht, in welcher die Raupe ihr Grab und das Ende ihres Daseyns fand? Kannst du tausend andere Räthsel lösen, tausend andere Wunder erklären, die dir die Natur überall vor Augen hält, und die dir so nahe liegen, daß sie nur eben deswegen dir gar nicht mehr auffallen und als Räthsel und Wunder erscheinen? — Und findest du denn auf der andern Seite nicht eben so viel und noch viel mehr unerklärliches und Räthselhaftes? Verwickelst du dich nicht noch in weit größere Widersprüche, indem du eine Fortdauer nach dem Tode leugnest, und die Hoffnung der Unsterblichkeit aufgibst? Oder was willst du mir antworten, wenn ich dich frage, wie Gott uns nur mit so großen und herrlichen Anlagen und Fähigkeiten ausgestattet haben sollte, um sie in der ersten Blüthe ihrer Entwicklung wieder im Grabe vermodern zu lassen? Wie willst du es erklären, daß er uns hier in Wahrheit, Jugend und höherer Vollendung ein Ziel vor Augen hält, das wir auf diese Weise nimmer erreichen könnten, und das nach den ersten Schritten, die uns demselben näher brachten, unsern Augen so schön, für immer wieder verschwinden müßte? Wie sollte es dir nicht ganz unfordbar seyn, daß er uns diese heisse, glühende Sehnsucht nach Fortdauer und Unsterblichkeit gegeben hätte, wenn wir nimmer das Land finden sollten, wo sie gestillt und befriedigt werden kann? Wie solltest du keinen Widerspruch darin finden, daß er hier nur mit so seltenen Banden Herz an Herz, und Seele an Seele knüpfen sollte, um sie nach kurzer Zeit wieder für ewig zu trennen und aus einander zu reißen? Wie sollte dir so nicht das ganze Leben des Menschen als ein dunkles, unaussprechliches Räthsel und als ein Gewebe von Widersprüchen erscheinen müssen? — Und können wir das nicht leugnen, so müssen wir ja auch in diesen Räthseln und Widersprüchen selbst noch einen zweiten Beweis finden, daß der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit mehr ist, als ein leeres Trugbild, durch welches wir uns nur gegen das uns bevorstehende Loos zu verbünden suchen, und daß wir uns nimmer irren können, wenn wir mit Glauben und froher Zuversicht dem Grabe nur als der Pforte eines neuen Daseyns entgegengehen.

Und ein dritter stiegender Beweis dafür liegt gewiß auch noch darin, daß wir uns das Gegentheil fast gar nicht denken können, und daß es fast kein besseres Mittel giebt, uns die Hoffnung einer Fortdauer nach dem Tode recht klar und einleuchtend zu machen, als uns recht lebhaft in den schrecklichen Gedanken hineinzudenken, daß wir, gleich jedem andern Geschöpfe der Erde, durch den Tod nur in die ewige Nacht des Nichts zurückstürzen. Oder wo ist der Mensch, der diesen Gedanken zu ertragen vermöchte, dessen ganzes Wesen sich nicht gegen denselben krampfhaft zusammenballte, der nicht sein Innerstes von demselben empört fühlen, und sich dabei nur mit desto festerer Ueberzeugung der Hoffnung eines bessern Lebens wieder in die Arme werfen müßte? — Siehe, o Mensch, ich will deine Zweifel und Bedenklichkeiten nicht bekämpfen, deine Gründe nicht widerlegen, deinen wankenden Glauben an Fortdauer und Unsterblichkeit nicht in deinem Herzen beseligen; nein, das Heiligthum desselben in deiner Brust will ich dir nur vollends zerstreuen und verwüsten helfen, beseligen will ich dich nur in deinem Zweifel, Beifall geben allen deinen Scheingründen, zusehen will ich dir geradezu mit der Grausen erregenden Kälte und Ruhe des Gottesleugners: Nein, es giebt kein Jenseits, kein Erwachen in der Ewigkeit für dich; der Augenblick des Todes ist für dich auch der Augenblick gänzlicher Vernichtung; indem du stirbst, scheidest du auch für immer aus dem Daseyn, zu welchem dich der Dem des Schöpfers hervorrief, wirst du auch für immer ausgestoßen aus der Reihe lebender Wesen, und jenseits des Grabes umfängt dich nur die ewige Nacht des Nichts und der Bewußtlosigkeit! — O nimmermehr, wirst du gewiß zusammenschauend bei diesem trostlosen Gedanken austrufen müssen, nimmermehr kann das mein Loos und meine Be-

Stimmung seyn, oder ich möchte ganz fern an Gott und an mir selbst weilen! Wie könnte Gott das Messerkrad seiner Schöpfung nur aus dem Nichts hervorgerufen, und nach seinem Bilde gefoßt haben, um es nach wenigen Augenblicken wieder hobulachelnd mit grausamer Hand zu zertrümmern? — Nein, o Gott, du wolltest du nicht, das kannst du nicht wollen; ich bin bereit für dich auf deine Weisheit, auf deine Gerechtigkeit, auf deine Vaterliebe, die nichts seyn würden, wenn Verachtung unser Loos und unsere Bestimmung wäre; ich strecke dir die Hand nach deinem Himmel aus, und fordere von dir, daß du uns dem Tode nicht zum Raube laßest, daß deine Kraft uns jenseits des Grabes wieder erwecke zu einem neuen Leben. Unser Geist beugt sich vor diesem großen Gedanken, aber er kann ihn nicht aufgeben, ohne sich und — dich aufzugeben! —

II. Wie groß und schön der Gedanke der Unsterblichkeit und des Erwachens in der Ewigkeit daher auch immer für den Menschen zu seyn, in welcher unerreichbaren Ferne er ihm auch immer zu liegen scheine, dennoch kann ihn nichts verhindern, seinen Geist zu demselben zu erheben, und in ihm die Stärke zu suchen, deren sein Herz so sehr bedarf, und die er sonst nirgends zu finden vermag. Oder wie sollte das Herz jemals diesen großen, trostreichen Gedanken entbehren können, wenn das Leben auch ein ewig hellerer und unbewölkter Frühlingstag wäre, wenn sonst auch nichts hinter den Glückseligkeit des Menschen stünde und ihm sein Daseyn verbitterte, und alles sich nur vereinigte, um ihm die Erde zu einem blühenden Paradiese, zu einem Himmel voll Freude und Seligkeit zu machen; denn auch da un würde der Gedanke an die ihm bevorstehende Vernichtung ihm jeden Genuß des Lebens verkümmern, ihm jeden Tropfen Freude vergällen, und ihn mitten unter allen Gütern und Herrlichkeiten der Erde zum unglücklichsten und elendesten aller Geschöpfe machen. — Allein wie nun erst, da das Leben so reich an Dornen und Dornen, an Jammer und Herzleid ist? wie nun erst, da der Mensch hienieden so oft mit Mangel und Noth, mit Krankheiten und Schmerzen, mit tausend Leiden und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, und in diesem immerwährenden Kampfe oft seines Daseyns kaum einen Augenblick froh werden kann? Woran sollte des Menschen Herz sich da in tausend trüblichen Augenblicken des Lebens halten? woran sich da halten, wenn der Tod es blutend von einem andern liebenden Herzen reißt? woran sich da halten, wenn es selbst nach und nach erkrankt und erkaltet, und ängstlich zwischen Seyn und Nichtseyn über den grausen Abgründen des Todes schwebt? — Nein, da kannst nur du, Hoffnung eines bessern Lebens! die leidende, gequälte Seele, das zerrißene, brechende Herz halten und stützen, und vor dumpfer Verzweiflung bewahren; da kannst nur du, Gedanke der Unsterblichkeit! den Menschen Erjaß und Entschädigung, Trost und Beruhigung, Lebens- und Todesmuth geben!

Darum freue dich, o Mensch, daß du diesen großen Gedanken zu fassen vermagst; darum freue euch, ihr, die ihr mühselig und beladen seid, daß der Gott, der an einem Tage wie der heutige, den Herrn auferweckte, auch euch durch seine Kraft auferwecken wird zu einem neuen Leben! Findet ihr sonst nirgends Ruhe für die matt und müde gequälte Seele, hier in diesem großen, trostreichen Gedanken findet ihr sie gewiß. Wohl ist das Leben nur ein mühseliges, freudenleeres Tagewerk für euch; wohl habt ihr hier so manches Leiden zu überwinden; aber blicket freudig und getroßt zu dem bessern Jenseits hinauf, wenn das Kreuz, das euch der Himmel auflegte, euch zu schwer, der Leidensweg, den ihr wandeln müßt, euch zu lang wird, und ihr nimmer das Ende desselben abzu-sehen vermaget, nimmer wieder auf bessere und glücklichere Tage hoffen könnet! Denn sehet, über ein Kleines ist alles überstanden; sehet, wie die Sonne eures Lebens sich immer mehr und mehr zum Untergange neigt: bald ist der Abend da, der euch zur Ruhe ruft, bald drückt euch der Tod die müden und trüblichen Augen zu, und umfangt euch wie ein sanfter Schlummer nach des Tages Last und Hitze. Und ist die Nacht vergangen, dann wartet eurer ein neuer und schönerer Morgen; dann erwacht ihr erquickt und gestärkt in der bessern Heimath, in dem himmlischen Vaterhause, und der Vater nimmt liebend seine Kinder in seine treuen Waterarme, und legt sie an sein Waterherz, und trocknet ihre Thränen, heilt ihre Wunden, stillt ihre Schmerzen, und giebt ihnen tausendfachen Erjaß für alle ausgestandenen Drangsale ihrer Pilgrimtschaft.

Allein möchte seine unendliche Liebe auch noch so viel geben, auch noch so viel gut machen: ein Schmerz würde doch bleiben, ein Thränenquell würde doch nicht versiegen, ein e Wunde würde sich doch nicht schließen, und auch im Lande der Seligen noch fortbluten, wenn wir dort bei unserm Erwachen in der Ewigkeit nicht alle die Thränen wiederfinden, an denen unser Herz hienieden mit so unendlicher Liebe hing. Ist dieser Gedanke doch das Einzige, was uns bei ihrem Scheiden trösten und aufrichten kann; ist die Hoffnung des Wiedersehens doch

das Einzige, was uns in solchen dunkeln Stunden bleibt, und ohne was unser liebendes Herz brechen und vergehen würde in seinem endlosen Gram und Kummer. Ach wie elend und trostlos würde der Mensch sonst mit seinem Herzen voll Liebe und Sehnsucht am Sterbette oder am Grabe seiner Lieben stehen! Da sieht er alles vernichtet, was noch so eben die Sonne seines Lebens war; da bedeckt Todesnacht diese Augen, die ihm so oft liebend zulauchelten; da schließen Todesriegel diese Lippen, von denen er so oft den süßen Satten- und Kindes-, Vater- und Mutternamen hörte; da erfüllt Todeskälte die Hand, deren warmen Liebesdruck er so oft in der seinigen fühlte; da bricht im Todeskampfe das Herz, in welchem für ihn eine ganze Welt voll Liebe und Seligkeit untergeht; da ist nichts mehr, als die kalte, erstarrte, entseelte Hülle. Todt, verloren, verloren für immer! scheint ihm dabei alles zuzurufen; verloren für immer! wiederholt sein trostloses Herz im ersten Augenblicke des Schmerzes. — Nein, o Mensch, nicht verloren für immer, „nicht Todt“, ruft dir der Heiland entgegen, „sondern es schläft nur“, ist nur hindbergeschlummert in die Ewigkeit, und hat dort schon seinen Ostermorgen gefunden, hat dort schon den neuen Tag erlebt, der auf die dunkle Nacht des Grabes folgt. Und kommt einst auch dein Ostermorgen herbei, erwacht auch du einst auf den Auferstehungsruf des Allmächtigen in jenen Lichtgefilde einer bessern Welt: dann fällt dein erster Blick wieder auf sie, die so lange und schmerzlich vermissen, dann begrüßen dich wieder ihre Lippen, dann umschlingen dich wieder ihre Arme, dann schlägt nach so langer Trennung wieder Herz an Herz in der Sonne des Wiedersehens! —

III. Aber eben so trostreich, wie der Gedanke an ein Erwachen in der Ewigkeit für das Herz ist, eben so ernst ist er auch für das Gewissen, da die Stunde des Erwachens auch zugleich die Stunde des Gerichts ist, und da folglich so viel darauf ankommt, wie und in welchem Zustande wir dort erwachen werden. Der Todeschlummer kann uns nichts geben und nichts nehmen; sondern eben so wie wir hier eingeschlummert sind, werden wir dort auch erwachen; in demselben Zustande, in welchem uns hier die Nacht überfiel, werden wir dort auch den Morgen der Auferstehung sehen; mit demselben Bewußtseyn, das wir hier in das Grab mitnahmen, werden wir dort auch zu dem neuen Leben eingehen, zu welchem uns Gott wieder erwecken wird durch seine Kraft. Ja, wie uns am Morgen beim Erwachen die Begebenheiten und Handlungen des vorigen Tages erst recht klar und deutlich vor Augen stehen, und wir bei der ruhigen Ueberlegung, zu welcher uns seine Stille erweckt, erst so manches wahrnehmen, was uns im Getümmel des Tages und der aufgeregten Leidenschaften entging: so wird es auch mit dem großen Morgen der Auferstehung seyn. Auch dort wird dem zu neuem Daseyn erwachten Auge so manches in einem ganz andern Lichte erscheinen, als es uns hier im Gedränge der Welt und ihrer Geschäfte und Verkümmungen immer vor Augen trat: auch dort wird der durch den Schlummer des Todes gekürzte und gekürzte Blick auf so manches fallen, was wir hier nicht sehen wollten, oder auch vor dem verdunkelten Schleier der Leidenschaften und der Eigenliebe nicht sehen konnten. Verhallt ist dann das Geräusch und Getümmel des irdischen Lebens, das unsere Aufmerksamkeit hier immer von uns abzog, und auf tausend fremdartige Dinge und Gegenstände hienetzte; gelegt hat sich dann der Sturm der Leidenschaften in unserer Brust, in dessen lautem Toben hier so oft die Stimme des Gewissens verklang: tiefe Stille und Ruhe herrscht dann um uns und in uns, und nichts hört dann die Seele in dem Ueberblicke der Vergangenheit, und in der Rechnung, die sie mit sich selbst hält; nichts dämpft und überkäubt dann die Gottesstimme des richtenden Gewissens; nichts verhüllt uns dann den Zustand unsers Herzens, und das Thun und Treiben eines ganzen Lebens.

Und wie, o Mensch, wenn dein Gewissen dir dann nichts Tröstliches zu sagen hat, sondern nur zürnend und anklagend zu dir sprechen kann? Wie, wenn dein Blick dann überall nur auf verlorne und vergeudete Augenblicke, auf veräußerte Gelegenheiten, auf gemißbrauchte Kräfte und Mittel, auf tausend Verirrungen und Werke der Finsterniß fällt? Wie, wenn das Leben, das dann wie ein aufgeschlagenes Buch vor deinen Augen liegt, dir überall nur leere oder schwarze Blätter zeigt, und dir in unaussprechlichen Flammenzügen nur vom Anfang bis zum Ende das lange Register deiner Sünden und Thorheiten vorhält? — Würdest du dann nicht lieber dein Auge vor dem neu angebrochenen Tage wieder schließen, und dich in die ewige Nacht des Nichts zurückziehen wollen, als mit einem solchen Bewußtseyn vor das Angesicht des Vaters und der Seligen zu treten? Würdest du dann nicht lieber auf das süße Licht der Sonne, die dort jener bessern Welt scheint, Verzicht

leisten, als dich so von ihr nur in deiner Wüthe und Schlechtigkeit beleuchten zu lassen? —

D wie dürfen nicht daran zweifeln, m. Br. Macht und das Gefühl der Selbstverachtung doch hier schon oft das Daseyn zu einer unerträglichen Würde, und nimmt uns alle Freude und alle Lust am Leben. Aber hier sind es nur Augenblicke, die uns dies fühlbar machen, da wir immer tausend Mittel zu finden wissen, dem Richter in unserer Brust zu entriemen, oder uns wenigstens gegen seine Stimme zu betäuben. Dort hingegen ist es eine ganze Ewigkeit, durch welche wir das drückende Gefühl unsrer Schlechtigkeit mit uns herumzuschleppen, und immer und ewig nichts, als die strafende Stimme desselben vernehmen sollen, bis das gekälterte Herz nach langer und schwerer Wüthe endlich den Frieden wiederfindet, den es hier leichtsinnig von sich stieß, und der allein uns die andere Welt zu einem Himmel voll Seligkeit machen kann.

Darum laßt uns bedenken, was zu unserm wahren Frieden dienet, „so lange es noch Tag ist, ehe denn die Nacht kommt“ mit ihrem Todeschlummer und ihrem Erwachen in der Ewigkeit. Ruhig und freudig können wir sie nur kommen, und allmählig oder plötzlich über uns hereinbrechen sehen, wenn wir ruhig und freudig auf unser vollendetes Tagewerk zurückblicken können, Ruhig und freudig können wir sie nur enden, und den großen Morgen der Auferstehung ausdrehen sehen, wenn unser Bewußtsein uns beim Erwachen sagt, daß wir hier auf Erden nicht vergebens lebten, sondern stets mit Ernst und Eifer darauf bedacht waren, uns durch Tugend und gemeinnützige Wirksamkeit der höhern Stelle würdig zu machen, die wir dort in den Reihen der Seligen und in einer höhern Weltordnung einnehmen sollen.

Wäre unser Erwachen in der Ewigkeit also auch noch so ungewiß, so würde schon die bloße Möglichkeit desselben, die wenigstens kein verpöhlter Mensch bestreiten und ableugnen wird, uns die heilige Pflicht auflegen, hier stets so zu leben und zu handeln, daß wir den Augenblick desselben nicht zu fürchten hätten, und daß wir mit Ruhe abwarten könnten, was Gott über uns beschlossen hat; denn auch die bloße Möglichkeit ist hier noch ein zu ernster Gedanke, als daß wir ihn leichtsinnig unberücksichtigt lassen könnten. Das haben auch von jeher alle redlichen Zweifler erkannt und gethan; das müssen auch wir erkennen und thun, wir mögen nun von einer Fortdauer nach dem Tode überzeugt seyn oder nicht. So können wir dann noch besorgen, uns über dieselben zu täuschen; aber so dürfen wir dann nie besorgen, die Möglichkeit derselben einst in schreckliche Gewissheit verwandelt zu sehen. Während wir sonst, wenn unsere Seele sich einst in einer andern Welt wiederfindet und zum Bewußtsein ihrer selbst erwacht, nur mit Schrecken und Reue ausrufen würden: „Also doch ein anderes Leben, also war es doch kein bloßer Traum, daß uns die Kraft des Höchsten einst wiedererwachen würde zu einem neuen Daseyn!“ werden wir die andere Welt dann nur mit Freude und Frohlocken begrüßen, und das Wohlgefühl des neuen Lebens, zu welchem wir erwarteten, durch nichts gestört und verbittert sehen, als durch den Rückblick auf die Kleingläubigkeit, mit welcher wir hier noch immer an der Kraft des Höchsten und den Verheißungen des Christenthums zweifelten. D darum können wir hier wohl sagen: „Selig sind die da nicht sehen, und doch glauben;“ selig aber auch noch die da nicht glauben, aber doch leben und handeln, als wenn sie glaubten. Amen.

Gisander f. S. L. Schnabel.

Nicolaus Dietrich Wisse

hieß eigentlich Kőszeghi, änderte aber diesen Namen ganz um in den obenangeführten. Er ward am 2. April 1724 zu Gänz in Niederungarn, wo sein Vater als deutscher lutherischer Prediger lebte, geboren. Da er denselben bald nach seiner Geburt verlor, begab sich seine Mutter mit ihm zu ihren Verwandten nach Hamburg. Er erhielt hier eine vortreffliche Erziehung, studirte alsdann in Leipzig Theologie und lebte darauf mehrere Jahre als Hauslehrer in Hannover und Braunschweig. 1753 wurde er Prediger zu Trautenstein im Blankenburgischen und bereits das Jahr darauf Oberhofprediger in Duedlinburg. 1760 berief ihn der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen zu sich als Consistorialassessor und Superintendent. Er starb am 23. Februar 1765 in Sondershausen.

Von ihm erschien:

Das Glück der Liebe. Braunschweig 1760.

Predigten. 2 Thle. (der 2. Thl. herausgegeben von J.

A. Schlegel). Leipzig 1780.

Poetische Werke (herausgegeben von R. C. Gärtner). Braunschweig 1767.

Einer der älteren deutschen Dichter, erwarb sich G. größeres Verdienst durch die Mühe die er sich gab, den guten Geschmack zu befördern, als durch seine Poesien, denen alle eigentliche Genialität abgeht, die sich aber doch durch Wärme des Gefühls und Correctheit der Sprache und der Form höchst vorthellhaft vor vielen gleichzeitigen Reimereien auszeichnen und das ihrige beitragen, einer besseren und höhern Richtung die Bahn zu brechen.

Johann Christian Hermann Gittermann

ward am 27. Juli 1768 zu Dimm in Ostfriesland geboren, studirte von 1786 bis 1788 Theologie in Halle, erhielt darauf das Amt eines Predigers im Jahre 1790 zu Westerhose, 1794 ein gleiches zu Neustadt Obdnes und 1807 die zweite Predigerstelle zu Emden.

Er gab heraus:

Pallas. Jahresschrift (mit J. G. Serdes) Norden 1799—1802.

Die beste Welt (von Mercier). Norden 1799.

Zwei romantische Erzählungen. (mit Seume). Frankfurt 1802.

Romantische Erzählungen. Berlin 1803. N. N. 1816.

Gedichte. Münster 1812.

Nr. 26. D. D.

Religiöse Gedichte. Leipzig 1819.

Postannah. — Das Leben Jesu in Gesängen.

Hannover 1821.

Christliche Lieder. Bremen 1833.

Jugendchriften; einzelne Predigten u. s. w.

Tiefes Gefühl, echte herzerhebende Frömmigkeit und ein seltener Wohlklang verleihen den Poesien dieses vortrefflichen Mannes einen hohen Werth.



Religion. \*)

Des Menschen Herz umwozt ein Ocean  
Abwechselnder, verworrener Gefühle;  
Ein leichter Preis dem überlegnen Spiele  
Des Schicksals, schwankt stets unser Lebens Kahn.

Im Arm des Glücks lacht Begehrt und Wahn,  
Und Sinnlichkeit mit tobendem Gewähle.  
Strebt wohl die Welt zu irgend einem Ziele?  
Hat Menschenhoos und Dofeyn einen Platz!

Religion! Du ebnest jede Welle  
Des Zweifels doch; vor deiner Sonnenhelle  
Verstummt der Wahn, erblaßt der kühnste Spott.

Ob auch ein Anschein uns die Welt verstelle:  
Durch die Vernunft entwickelt aus der Quelle  
Des reinen Herzens sich — der Glaub' an Gott.

Worte des Glaubens.

Es ist ein Gott!  
So strahlt es hoch vom Sternenhimmel;  
So rauscht es durch das Weltgetümmel;  
So sieht's tief in des Menschen Brust,  
Und mahnet ihn in Schmerz und Lust. —  
Es ist ein Gott!

Und Gott regiert  
Das ganze, große Weltgetriebe  
Mit Allmacht und mit Vaterliebe.  
Ob Wechsel auch den Wechsel drängt,  
Doch Alles an dem Einen hängt,  
Der es regiert.

Der Mensch ist frei!  
Schwankt unser Daseyn auch und Wollen,  
Wir wissen dennoch, was wir — sollen;  
Und überall strahlt uns ein Licht,  
Der nie verschwandne Strahl der Pflicht. —  
Der Mensch ist frei!

Und ewig lebt  
Die Seele! Rag der Leib verblühen!  
Dort, wo die klaren Wolken ziehen,  
Das Her der ew'gen Sterne winkt, —  
Dort ist's, wo, wenn der Körper sinkt,  
Die Seele lebt.

Vereinigung mit Gott.

Empor, mein Herz, zum höchsten aller Ziele,  
Ja Gott, dem Quell der selbsten Gefühle!  
Die Welt lacht Dir nur einen Augenblick;  
Vereinigung mit Gott ist wahres Glück.

Wie süß ist es, o Gott, an dich zu denken;  
In deinen Schoos sich betend zu versenken!  
Fällt auch mit Nacht auf mich der schwerste Schmerz:  
Ich klag' es dir, und leicht wird mir das Herz.

Das Glück der Welt, ihr süßestes Entzücken,  
Nach dem mit Sucht selbst ihre Weisen blicken,  
Vergleich ich es, o Gott! mit deiner Gank —  
Was ist es doch? Nichts als ein Nebeldunst.

Getauscht vom Schein und äußerlichen Reizen,  
Pflügt ich nach dem Genuß der Welt zu gehen;  
Ich rang nach Lob, ich suchte frohen Scherz;  
Und nichts davon befriedigte mein Herz.

Mit dir jedoch in Licht und Lust zu schweben,  
Mit dir verliert, o Gott! — nur das ist Leben.  
Nur das erhebt die Brust mit Furchtsicht,  
Wenn einst das Herz im Kampf des Todes steht.

Von dir getrennt, — was hilft im Weltgetümmel  
Mir Armen, ach! was hilft mir Erb' und Stämmel?  
Mit dir vereint, verflücht mit Raum und Zeit,  
Und selig ruh' ich in Unendlichkeit.

Wenn im Gebet mein Herz zu dir sich schwinget,  
Und große Kraft mein Innerstes durchdringet;  
Wenn, Gott! dein Geist mich für dein Kind erklärt:  
Was ist mir dann das ganze Weltall werth? —

Ja, Gott ist mein, und will mich ewig lieben!  
Mein Name steht dort oben angeschrieben;  
Und legt der Tod mich einst zur ew'gen Ruh,  
Als Vater drückt mir Gott die Augen zu.

Erwach' ich dann zu einem neuen Leben,  
So wird er in den Himmel mich erheben;  
Und ewig schwimm' ich in der süßen Flut,  
Wo rein und ganz das Seyn in Gott beruht.

An Gott.

Mit welchem Jubelton soll ich  
Das Lob der höchsten Guld beginnen? —  
Unendlicher! Du siehst auch mich;  
Du siehst die leise Thräne rinnen,  
Die aus dem Grunde meines Herzens bringst,  
Das lobend dir sich selbst zum Opfer bringst.

Ich fühle mich in meinem Nichts;  
Die Funken meiner Kraft verdunkeln  
Sich vor dem Abglanz deines Lichts,  
Worin die tausend Sonnen funkeln,  
Die meinem Blick die wundervolle Nacht  
Entzückt in dem Gewölbe deiner Nacht.

Mein Herz erbebt wie dürres Laub  
Vor deiner Allgewalt, und senket  
Sich stillanbetend in den Staub,  
Indem es deine Größe denkt. —  
Vor deinem Blick, o Gott, wo eil' ich hin?  
Ich fühle, daß ich nichts, als Ehorheit bin.

zum Trost indes vernimmt mein Ohr  
Von oben deine Vaterstimme;  
„Empor, o Mensch — zu Gott! Empor  
Durch Finsterniß zum Licht! Erstimme  
Das höchste Glück! Dein Weg sey noch so steil:  
Dich leitet Gott, er leitet dich zum Heil.“

O dank' ich mit der reinen Glut  
Der Engel deine Guld erheben:  
Wie du, o Gott, so weiß' und gut  
Mich leitetest in meinem Leben!  
Mit welchen Worten dank' ich Kramer dir?  
O Heiligster! die Worte fehlen mir.

In stiller Andacht fühl' ich dich  
In meinem Innern, trotz der Sünde.  
Dein Geist umschwebe mich, daß ich  
Dich immer inniger empfinde!  
Dies glühende Gefühl, o Gott! von dir,  
Wie wonnevoll, wie selig ist es mir!

In dir, o Vater, wohnet sie,  
In ihrer wesentlichen Klarheit.  
In ihrer himmlischen Magie  
Und höchsten Kraft, — die reine Wahrheit.  
Du hauchtest sie dem Sinn des Menschen ein;  
Und alles Wahre, was er weiß, ist dein.

O Quell des Lichts, aus dem auch mit  
Der Wahrheit Strom entgegen quillt!  
Du siehst die Ghefurcht, die vor dir,  
O Gott, mein Innerstes erfüllt!  
Siehst meinen heißen Durst, um fromm und rein  
Und wahr vor dir, dem Heiligsten, zu seyn.

Woher kommt in die nackte Brust  
Des Erdenwurms dies hohe Sehnen?  
Woher die schauerliche Lust,  
Woher die himmlisch süßen Thränen,  
Die mit entzücktem Geist mein Auge wänt,  
Wenn mit in der Natur — dein Bild erschaut?

\*) Aus: J. C. H. Gittetmann's religiösen Gedichten.

Von dir, o Gott! Du liehest mich  
In Liebe gegen Dich entbrennen;  
Dein Licht erleuchtet mich, um dich  
In deinem Glanze zu erkennen;  
Ein Tempel wird durch dich mir die Natur,  
Und ich erschau' im All den Einen nur.

Dein Wesen freilich hast du mir,  
Dem armen Sterblichen, verhällt;  
Doch dies verwehrt mir nicht, daß dir  
Mein ganzes Herz entgegen schwillt. —  
Daß nicht der Glanz in deinem Wesen mich  
Vernichtete, umschleierstest du dich,

Doch fühl' ich dich in jedem Sturm,  
In jedem sanften Regenschauer.  
Das starke Ross, der schwache Wurm  
Erinnert mich an den Erbauer;  
Nach dessen Plan, durch dessen Allmachtshand  
Das große Welt des Weltsystems entstand.

Wer sonst bewirkt, wer sonst erhält  
Den Umschwung der geheimen Räder  
Des Lebens dieser großen Welt?  
Wer sonst, als Gott, — die erste Feder,  
Durch deren Kraft die ganze Schöpfung lebt,  
Und alles ist, und alles wirkt und webt?

Wer bin ich Armer gegen Ihn,  
Durch den die Millionen Flammen,  
Die an des Himmels Wölbung glüh'n,  
Auf Einen Wink ins Daseyn schwammen!

Ein Tropfen ich, der an dem Eimer lebt,  
Vor dem, in dessen Hand das Weltall schwebt.

Dennoch ist dieser Tropfen auch,  
Gleich jenen ungeheuren Sonnen,  
Durch des Erschaffers Allmachtshauch  
Aus seiner Urkraft Quell gewonnen. —  
Auf meinem Angesichte steht die Spur  
Von deiner Hand, o Vater der Natur!

Den Menschen hast du zu der Bier  
Des ganzen Erdballs auserlesen.  
Dem Menschen gabst du Wißbegier  
Und Liebeskraft vor allen Wesen  
Im Erdenthal. Ein reiner Theil von dir,  
Mein Schöpfer, denk und fühl und wirkt in mir.

Der Tropfen, der vom Himmel quoll,  
Soll ewig nicht am Staube leben;  
Der hohe Himmelsfunken soll  
Zurück zu seinem Urlicht schweben;  
Soll ein, verjüngt, vom Staub der Erde rein,  
In Ewigkeit mit Gott vereinigt seyn.

In Lieb' und Glauben hab' ich dich  
Gesucht, o Gott, und dich gefunden!  
In süßer Bounne fühl' ich mich  
In Ewigkeit mit dir verbunden;  
Des Lebens Laß, der Tod sogar ist mir  
Ein leeres Wort, — ich leb' und sterbe dir!

## Glanzw. I. P u k k u c h e n.

## Adolph Glasbrenner

ward am 17. März 1816 zu Berlin geboren, entwickelte schon früh sehr glückliche Fähigkeiten und wandte sich mit besonderer Vorliebe poetischen Beschäftigungen zu. — Familienverhältnisse zwangen ihn jedoch, seiner Neigung zu den Wissenschaften zu entsagen und sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Nachdem er sechs volle Jahre diesem Beruf gewidmet, riß er sich endlich los und lebt seit dieser Zeit als Privatmann, sich ganz der Ausbildung und Pflege seines Talentes widmend. Eine von ihm gestiftete Zeitschrift, „Don Quixote,“ welche sich namentlich in seiner Vaterstadt großer Theilnahme erfreute, mußte auf höheren Befehl wieder aufhören.

Seine übrigen Schriften sind:

Berlin wie es ist und trinkt Berlin und Leipzig 1832 — 1837, 12 Hefte, welche dreißig Auflagen erlebten.

Leben und Treiben der feinen Welt. Leipzig 1833. Aus den Papieren eines Fingerrichteten. Leipzig 1835.

Novellen Almanach. Leipzig 1835.

Bilder und Träume aus Wien. 2 Theile. Ept. 1836. Mehrere bis jetzt ungedruckte Lust- und Schauspiele.

Erzählungen und Gedichte in Journalen u. s. w.

Ein äußerst glückliches humoristisches Talent, das, mit der Gabe ausgerüstet, das Leben von der heitersten Seite aufzufassen und die komischen Eigenheiten desselben mit eben-so viel Diebsamkeit als Wig zu reproduciren, nicht so geschätzt wird, wie es dasselbe im reichen Maaße verdient, weil es zuerst einem Genre der niedrig-komischen

Literatur die Bahn brach, das von ungeschickten und geistlosen Nachahmern nur zu bald in die Gemeinheit hinab gezerrt wurde. — Glasbrenners Muse ist allerdings oft muthwillig, aber man kann ihr eben so wenig große Gewandtheit und inniges Gefühl, als dem Dichter selbst einen lebhaften Eifer für das Edle und Schöne absprechen. Sein Spott wird nie bössartig, sein Scherz nie gemein, und in guten Momenten weiß er sich zu einer Höhe des Humors und der Empfindung aufzuschwingen, welche in seinen reiferen Jahren, bei einem glücklichen Geschick, noch sehr Gelungenes von ihm hoffen lassen.

## Der See.

Füchertnabe steht alleine  
An dem dunklen See,  
Klagt dem bleichen Mondenscheine  
Seines Herzens Weh —  
Und die stillen Trauerweiden  
Ringsum werden wach,  
Regen sich bei seinen Leiden  
Und verkehren sein Ach!

Und er steht mit herben Thränen  
An dem Hügel hier:  
Stille, Gott, mein heißes Sehnen,  
Führe mich zu ihr! —  
Und die Beugen seiner Leiden  
Neigen sich herab,  
Diese stillen Trauerweiden  
Stehn um Liebchens Grab.

Rösche meines Herzens Gluthen,  
 Lind're Du mein Weh!  
 Sprich's, und stürzt sich in die Fluthen,  
 In den dunklen See.  
 Und die kalten Wogen fählen, —  
 Reissen ihn hinab,  
 Heben todt ihn auf und spählen  
 Ihn auf Liebchens Grab. —

Das Posthorn.

Das Posthorn schmettert, die Peitsche knallt,  
 Mir wird so weh um's Herz!  
 Sie fahren dahin, der Ton verhallt,  
 Verhalle nun auch, mein Schmerz!  
 Sobald die lindten Lüfte wehn,  
 Wirst du sie Alle wiedersehn,  
 Die ich geliebt,  
 Die mich geliebt.

Ich möchte wohl einst so begraben sein  
 Vom blasenden Postillon!  
 Nach jenem Lande so still und klein —  
 Seh'n' ich mich lange schon!  
 Sobald die lindten Lüfte wehn,  
 Werd' ich sie Alle wiedersehn,  
 Die ich geliebt,  
 Die mich geliebt.

Der deutsche Dichter am Hofe.

Er steht so ganz verlassen da,  
 Und Niemand sieht ihn an;  
 Von allen diesen großen Herrn,  
 Der ein'ge große Mann.

Ihr blickt euch rechts und blickt euch links  
 Vor dem, der hochgezeugt:  
 So beugt euch lieber doch vor dem,  
 Der nimmer sich gebeugt!

Ihr drängt euch voller Schmeichelei  
 An Kön'ge dieser Welt:  
 So drängt euch doch um jenen Mann,  
 Den Gott so hoch gestellt!

Meint ihr, daß er nicht mächtig sei,  
 So trägt euch nur der Schein:  
 Des Dichters Reich ist Gottes Reich,  
 Die ganze Welt ist sein!

Und achtet ihr ihn so gering,  
 Weil ihn kein Orden schmückt?  
 Weil dorten seine Brust so zahlt,  
 Wohin ihr ewig blickt?

Schaut ihm nur tief in's Herz hinein,  
 Ihr großen, blanken Herrn:  
 Da hat er manches schwarze Kreuz  
 Und manchen gold'nen Stern.

L i e b e.

Sie saß an seinem Hügel,  
 Und weinte bitterlich;  
 Die bunten Blumen, wie zum Trost,  
 Bewegten leise sich;  
 Tief in der Zweige Dunkel,  
 Da sang die Nachtigall,  
 Und Hell und süßer Friede  
 Lag auf dem weiten All.

Da kam mit langsam'n Schritten  
 Ein sehr gelehrter Mann,  
 Der sah das tiefbetäubte Kind  
 Mit ernster Miene an,  
 Und sprach: „Was fehlt Dir, Dirne,  
 Daß Du so bitter weinst,  
 Und Gottes schönen Frühling  
 Zu übersehen scheinst?“

„Was kommt mir doch der Frühling!“  
 Sprach sie und weinte zu:  
 „Nicht singt mir meinen heißen Schmerz  
 Die Nachtigall in Ruß'!  
 Hier unten liegt mein Liebster,  
 Wo meine Thräne fällt;  
 Den hab' ich doch geliebt  
 Ueber Alles in der Welt!“

„So weine fort, die Thräne,“  
 Sprach dumpf der weise Mann,  
 „Ist aus der Letzter Strom geschöpft,  
 Daß man vergessen kann.“ —  
 „Kann dies die Thräne?“ fragte sie,  
 „Vergessen? Ihn? Den Freund?“  
 Drauf trocknet sie ihr Auge schnell,  
 Und hat nie mehr geweint.

M i k r o s o s m u s.

Was buhlet und schafft in dieser Welt,  
 Lockt neue Reime und Triebe?  
 Das Gottesblut durch das ganze All,  
 Gott selber, es ist die Liebe!

Drum bedenk' ich den Menschen an meine Kraft,  
 Den ich finde im bunten Gewimmel:  
 Ich hab' so unendlich viel Liebestuft,  
 Als wär' ich die Sonne am Himmel!

Du aber, Du süßes Mädchen mein,  
 Du, die ich nimmer verlasse,  
 Du sollst meine blühende Erde sein,  
 Die ich voll Liebe umfasse!

F r ö h l i c h k e i t.

Im Winter bin ich deshalb froh,  
 Weil noch die Mädchen blühen;  
 Im Herbst bin ich deshalb froh,  
 Weil dann die Trauben glühen;  
 Im Sommer, weil man wandern kann;  
 Im Frühling, weil es Frühling dann!  
 Und wär' noch eine Jahreszeit,  
 Ich fände Grund zur Fröhlichkeit!

M e n s c h l i c h e s.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:  
 Ich bin ein eitle Mann!  
 Ich ziehe mir am liebsten  
 Den liebsten Menschen an;  
 Ich wälz' mich nicht im Schmutze,  
 Und aufrecht ist mein Gang;  
 An meiner Seele puge  
 Ich schon viel Jahre lang.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:  
 Ich bin sehr arrogant!  
 Ich weiß, ich hab' ein Herz  
 Und ziemlich viel Verstand;  
 Wenn Gutes mir gelungen,  
 So nenn' ich's immer gut,  
 Und wenn ich Unrecht sehe,  
 Kocht mir sogleich das Blut.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:  
 Ihr seid gewaltig dumm!  
 Ihr nehmt die besten Dinge  
 Im Leben schief und krumm!  
 Mit neid'schen Wenn's und Aber's  
 Krast ihr Jahr aus, Jahr ein,  
 Die vollste, stärkste Seele,  
 Der euren gleich, so klein!

## Retrogene Liebe.

Es flog ein schöner Schmetterling  
Auf eine schöne Rose,  
Und küßte manch süßes Wort  
Mit schmeichelndem Gesose.  
Die Rose athmet Frühlingsluft  
Im warmen Strahl der Sonne,

Sie herzt und küßt den Schmetterling  
Und duftet Lieb' und Sonne.

Der Schmetterling flog weiter fort,  
Auf Tulpen und auf Nelken,  
Die Rose sah ihm zitternd nach  
Und ließ die Blätter welken.

## Friedrich Gleich

ward am 24. November 1782 zu Bogelsdorf, in Schlesien, geboren, war längere Zeit Schauspieldirector in Erfurt, privatisirte darauf in Leipzig und zog dann nach Altenburg, wo er noch als Dr. phil., Verlagsbuchhändler und Herausgeber der Zeitschrift „Der Eremit“ lebt.

Seine Schriften sind:

Paramythien. Leipzig 1815.  
Jacob Reinhard. Leipzig 1816. 2 Thle.  
Die Geschwister. Leipzig 1816.  
Sehnsucht und Liebe. Leipzig 1816.  
Der Zauberbrunnen. Leipzig 1816.  
Anemone. Leipzig 1817.  
Gustav und Ida-Ahmet. Leipzig 1817.  
Neue Erzählungen. Leipzig 1818.  
Nordlandsblumen. Leipzig 1818.  
Das Leben Guido's. Frankfurt 1819. 2 Thle.  
Athen. Leipzig 1820.  
Fürst Rudgar und die Seinen. Leipzig 1820.  
Der Ehetempel auf Reisen. Leipzig 1821.

Leberechts Abenteuer. Leipzig 1821.  
Die Verschwörung in Buchheim u. s. w. Leipz. 1821.  
Maria Normont. Leipzig 1821.  
Pater Klemens. Frankfurt 1826.  
Romane und Erzählungen. 5 Thle. Leipzig 1830.  
Viele Uebersetzungen, namentlich aus dem Französischen u. s. w.

Außerdem gab er noch heraus:

Allgemeine deutsche Zeitung. Erfurt 1816 — 1818.  
Zeitblüthen. 1814—1817. Breslau, Leipzig und Berlin.  
Der Eremit. Leipzig 1829 — 37 und ferner.

Ein talentvoller Erzähler, welcher große Gewandtheit sowohl in der Behandlung seiner, größtentheils dem täglichen Leben entlehnten Stoffe, als auch in den von ihm aus fremden Sprachen übertragenen Werken, bekrundet hat. — In der neuesten Zeit hat er sich fast ganz auf die Herausgabe seines Journals „Der Eremit“ beschränkt, und hier gemäßigte liberale Ansichten mit Besonnenheit, Anstand und Würde aufzustellen und auszuführen gestrebt.

## Johann Aloys Gleich

ward am 14. September 1772 in Wien geboren, war früher Beamter der k. k. Niederösterreichischen Regierungsbuchhalterei und wurde dann Theaterdichter bei der Josephstädter Bühne daselbst. — Als Schriftsteller nannte er sich auch della Rosa und Anton Blum.

Seine Schriften sind theils anonym, theils pseudonym, theils mit seinem wirklichen Namen folgende:

## Romane.

Appel von Bisthum.  
Arbiger der graue Wanderer.  
Bianchetto.  
Ad. Blum.  
Della rosa.  
Edwin und Blanka.  
Die Familie von Eichwalde.  
Elise von Eifenthurn.  
Emmerich von Wolfsöthal.  
Die Familie aus Peterswaldau.  
Feinkeins Fall.  
Die Findlinge.  
Die edeln Flüchtlinge.  
Idealische Gemälde.  
Gelanor's Geist.  
Gideon, der bedrängte Wanderer.  
Guadrino's Schatten.  
Die 300jährige Händlerin.  
Harald oder der Kronenkrieg.  
Jetta die schöne Sigennerin.  
Juliette von Lüneville.  
Kischtsay und Seyhendter.  
Mangolf von Rothenburg.  
Erdmann Mühlberg.  
Mutter Irmentraut.  
Drei Nächte außer dem Brautbette.  
Graf Ddomar.  
Peter Schwalbe.

Das Räubermädchen von Baden.  
Rinold, der Maler.  
Der schwarze Ritter.  
Rinaldo.  
Scenen aus dem menschlichen Leben.  
Die beiden Spemer.  
Die Brüder von Stauffenburg.  
Dittfried von Lannenberg.  
Die Todtenfadel.  
Udo, der Stählerne.  
Die Unbekannten im Lannenhain.  
Der Graf von Warrennes.  
Waldruf, der Wandler.  
Wallrab von Schredhorn.  
Ritter Albert's Wanderungen.  
Lord John Watwort.  
Wendelin von Hüllenstein.  
Werno der Kühne.  
Edmund Westerhold.  
Winseneb oder der Zwerg.  
Wippo von Königsstein.  
Der warnende Zaubergeräthel.  
Die Swillinge von Wolfsberg.

Sämmtlich zu Wien erschienen während der Jahre 1796 — 1830.

## Schaus- und Lustspiele u. s. w.

Römische Theaterstücke. 1 Bd. Brunn 1820.  
Kragis von Benevent. Wien 1806.  
Der Ehetempel auf Reisen. Brunn 1824.  
Es ist Friede. Wien 1806.  
Eppo von Gailingen. Wien 1806.  
Die Fürsten der Longobarden. Wien 1808.  
Geba. Wien 1807.  
Die vier Heymonskinder. Wien 1809.  
Hildegunde und Siegeberty. Wien 1806.  
Inde und Yoriko. Wien 1807.  
Die eiserne Jungfrau. Wien 1806.

Kunz von Kaufungen. Wien 1808.  
Die bezauberte Leyer. Wien 1809.  
Lohn der Nachwelt. Wien o. J.  
Die Schwertkrieger. Wien 1807.  
Der brave Mann. Wien 1806.  
Die beiden Marillo. Wien 1808.  
Die Russkanten an hohen Markt. — Adam Kragerl von Kragerfeld. Zwei Poffen. Wien 1806.  
Der rothe Thurm in Wien. Wien 1806.  
Die Vermählungsfeyer Alberts von Oestreich. Wien. o. J.

Albert der Bär. Wien 1806.  
Der Hungerthurm. Wien 1806.  
Die kleinen Milchschwestern. Wien 1806.  
Der Mohr von Semegonda. Wien 1805.

Es möchte schwer werden zu entscheiden, ob dieses Verfassers Fruchtbarkeit, oder die Mittelmaßigkeit seiner Leistungen größer sei, jedenfalls war das Publicum, das er dabei im Auge hatte, ein sehr untergeordnetes.

## Johann Wilhelm Ludwig Gleim

ward am 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halle geboren, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Stadtschule zu Wernigerode und bezog dann die Universität Halle, um daselbst die Rechte zu studiren. Hier verband er sich mit Götz und Uz, mit denen er sich gemeinschaftlich für die deutsche Poesie auszubilden suchte; eine Folge dieser Bestrebungen waren seine mehrere Jahre nachher im Druck erschienenen scherzhaften Lieder. Im Jahre 1740 verließ er Halle und ward zu Potsdam Hauslehrer bei einem Obristen der preussischen Garde, entsagte jedoch bald wieder diesem Berufe und trat als Secretair in die Dienste des Prinzen Wilhelm von Brandenburg-Schwedt. Nach dem Tode dieses Fürsten kam er in gleicher Eigenschaft zu Leopold von Dessau, forderte aber, als er Zeuge der fast an Unmenschlichkeit streifenden Härte dieses ausgezeichneten Feldherrn hatte sein müssen, seine Entlassung (1746) und ging auf einige Zeit nach Berlin. Im Jahre 1747 wurde er Domssecretair zu Halberstadt, ein Amt, das er volle fünfzig Jahre bekleidete und mit welchem er später ein Canonicat des Stiftes Halbeck verband. — In angenehmen Verhältnissen verbrachte er, befreundet mit fast allen deutschen Dichtern und eifrig bemüht, jedes neu sich entwickelnde Talent zu fördern und nach besten Kräften zu unterstützen, ein sorgenfreies und behagliches Leben, dessen gleichförmige Heiterkeit erst gegen das Ende durch allmählig eingetretene Blindheit zerstört wurde. Er starb am 18. Februar 1803.

Seine Schriften sind:

Versuch in scherzhaften Liedern. Berl. 1744—1747.  
Fabeln. Berlin 1756. u. 6.  
Romanzen. Berlin 1756 u. 6.  
Preussische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Berlin 1758.  
N. A. Halberstadt 1778.  
Preussische Kriegslieder im März und April 1778. Leipzig 1778.  
Preussische Kriegslieder im Mai, Juni und Juli 1778. Halberstadt.  
Preussische Soldatenlieder in den Jahren 1788 — 1790. Halberstadt.  
Zeitgedichte. Leipzig 1793.  
Lieder nach Anacreon. Berlin 1766.  
Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773.  
Epikeln. Leipzig 1783.  
Der blinde Schäfer. Lustspiel. Berlin 1745 u. 6.  
Philotas. Trauerspiel. Berlin 1760.  
Der Apfeldieb. Dramat. Singgedicht. Berlin 1770.  
Halladat, oder das rothe Buch. Hamburg 1775.  
N. A. Neustadt 1812.  
Viele einzelne Sammlungen kleiner Gedichte, einzelne Gedichte n. s. w. enthalten in:  
Sämmtliche Werke von J. W. L. Gleim. — Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte. Halberstadt 1811 — 1813. 7 Bde.  
Briefe deutscher Gelehrten aus Gleim's literarischem Nachlasse, herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürich 1804 — 1806. 3 Bde.

Gleims poetische Leistungen wurden früher über ihr Verdienst gepriesen und sind dagegen in der neuesten Zeit häufig zu sehr herabgesetzt worden. Wenn redlicher Wille und reiner lebendiger Eifer allein Anspruch auf den Namen eines Dichters geben könnten, so verdiente er unbedingt als einer der Ersten aufgeführt zu werden, denn nicht leicht hat bei irgend einem Volke ein Privatmann mit allen seinen Kräften die Poesie zu befördern gesucht, nicht leicht mit der zartesten und herzlichsten Uneigennützigkeit junge werdende Talente zu unterstützen und zu begünstigen gestrebt, wie er es gethan. Der Name Vater Gleim, den ihm die jüngern deutschen Dichter unter seinen Zeitgenossen in dankbarer Anerkennung gaben, ist sein schönster Titel und die uns hinterbliebenen Briefe dieses wackeren deutschen Mannes liefern die herrlichsten Beweise von seiner Güte und freundlichen Bereitwilligkeit, wenn und Spätere auch gleich der nur zu oft zu einer süßlichen Sentimentalität sich hinneigende Ton derselben, obwohl er damals an der Tagesordnung war, bestrebet.

Durch seine innige Theilnahme an allem Schönen und seinen unablässigen Eifer, es zu befördern und zu verbreiten, ist Gleim unserer Literatur von unberechenbarem Nutzen gewesen, denn er trug viel dazu bei, ihr alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, damit sie ihre Flügel desto freier entfalten könne. — Weniger hat er durch seine eigenen Dichtungen dafür gethan; auch vermochten diese nicht, ihm den früher erworbenen Ruf, zu dem die Zeitumstände sehr viel, ja das Meiste beigetragen, zu bewahren und zu erhalten. Streng genommen, besitzt er nur ein hübsches, gefälliges Talent für die Form, das daher in einer Periode, wo diese weit mehr Schwierigkeiten darbot, lebhafter anerkannt werden mußte, als es jetzt der Fall sein würde. Es fehlt ihm dagegen an Originalität, Tiefe und Phantasie und nur in einer Gattung, in welcher sein reiches und volles Herz, glühend von Patriotismus, die Stelle derselben vertrat, in den „Liedern eines Grenadiers“ nämlich war es ihm vergönnt, sich auf eine Höhe zu schwingen, wie er sie früher nie erreicht hatte, später nie wieder erreichte. Diese Lieder werden, als der reine Abdruck eines für einen großen Gegenstand entflammten redlichen Gemüthes, daher auch immer ihren Werth behalten. Unbedeutend sind dagegen fast alle seine übrigen kleineren und größeren Gedichte und selbst sein Halladat überschreitet die Schranken oberflächlicher Gewöhnlichkeit nicht, und bietet dem Leser weder neue Gedanken noch eine Kühnheit und überraschende Darstellung. — Glücklicher ist er in einigen Fabeln, zu deren Behandlung seine geringen Kräfte und sein gebildeter Verstand ausreichen; seine anacreontischen Lieder u. s. w. sind, obwohl sie sich einst einer freundlichen und günstigen Aufnahme aus den oben angegebenen Gründen erfreuten, weiter nichts als geringfügige Kleinigkeiten, niedliche Spielereien, oder alltägliches, in eine poetische Form geküsstes

Raisonnement, das, seiner Einleitung beraubt, weiter nichts gewähren würde, als zwar gutgemeinte aber nächste und profane Gedanken.

### Lieder des Preussischen Grenadiers\*).

Am Geburtstage des Königs, 1778.

Der König lebe! denn er ist  
Der bravste Mann im Reich!  
An Kriegesmuth und Kriegeslist  
Den alten Helben gleich!

Der König lebe! denn er heißt:  
Der Eine große Mann,  
Dem jeder seinen Helbengeist  
Im Auge sehen kann!

Der König lebe! denn er war,  
Wie noch kein andrer Held,  
In Thaten hehr und wunderbar,  
Zum Staunen aller Welt!

Der König lebe! denn er geht  
Auf seiner Helbenbahn  
Mit so bescheid'ner Majestät,  
Als hätt' er nichts gethan!

Der König lebe! denn er ist  
Der erste Patriot,  
Der seine Vaterpflicht vergißt  
In Kriegs- und Hungersnoth!

Er lebe, hochgefeiert, hoch!  
Die längste Lebensfrist,  
Bis Seines gleichen einmal noch  
Auf Erden wieder ist!

Zur letzten Geburts-Feier des Königs.

Am 24. Jan. 1786.

Mit Pauken- und Trompetenton  
Erschall's in alle Welt:  
Ein Weiser stieg er auf den Thron,  
Mein Friederich, mein Held!

War nur Monarch, war nicht Despot,  
Macht ging ihm nie vor Recht;  
War, unser erster Patriot,  
Des Vaterlandes Knecht!

Knecht immer mehr, als alle wir,  
In Arbeit Tag und Nacht;  
Bei der hab' ich, der Grenadier,  
Ihn hundertmal bewacht!

Und, was nicht zu vergessen ist,  
Er liebte Jugend sehr;  
War wenig nur in Worten Christ,  
In Thaten desto mehr!

Singehend seinen festen Gang  
Auf seiner Sonnenbahn,  
Hat er in Schicksals Sturm und Drang  
Unglaubliches gethan!

Der Freuden hatt' er wenig hier,  
War selten seiner froh;  
Schlief oft, das weiß sein Grenadier,  
Im Feld' auf Stein und Stroh!

Der du den hohen Himmel wöldest,  
Du wickst ihn dort erfreu'n;  
Er ließ uns alle Freiheit, selbst  
Die Freiheit — dumm zu seyn!

Bei Friedrich's Todes-Feier.

Am 17. August 1786.

An Johannes Müller.

Ihn singen, Ihn, wie seine Schlachten?  
Das kann ich nicht! — Der Grenadier  
Sah neben seinem Feldpanier  
Den Schlachtenmann, konnt' ihn betrachten,  
Sang, ein Soldat, in Worten ohne Bier  
Die Thaten, die unsterblich machten;  
Sang, brauchte keinen Geist und keiner Worte Klang,  
Die Thaten machten den Gesang!

Ihn selber muß ein Gottgeführter singen,  
Der mehr den König als den Held,  
Den Landesvater mehr, als nur den Herrn der Welt  
Zu singen weiß: von wunderbaren Dingen  
Nicht wunderbar, erhaben, schön und leicht!  
Ein Sänger, welcher keinem  
Von unsern Sängern weicht:  
Ein Klopstock, ein Homer, ein Fenelon in Einem!

An unsre Dichter.

Singt Ihn, den Einzigen!  
Den Unersegllichsten!  
Den Nichtgestorbenen!  
Den Ewiglebenden!  
Um welchen bang' uns ward, und bang' und immer  
länger.

Singt Ihn, ihr Edelsten der Sänger,  
Daß Er, wie in den Seinigen,  
In Euren Liedern lebt  
So lang' ein Leben lebet! Hebt  
Euch hoch auf eures Selbes Schwingen! —  
Ich kann nicht singen!

Marschlieder.

1.

Wach' auf, mein Herz, und singe  
Dem Schöpfer aller Dinge;  
Dem Geber aller Gaben,  
Die wir Erschaffnen haben!

Ihm danken wir die Stärke  
Zu jedem guten Werke,  
Die guten Vergensgaben,  
Und alles, was wir haben!

Aus seines Herzens Fülle,  
Kommt uns der gute Wille,  
Das Gute zu vollbringen,  
Das Böse zu bezwingen!

Wenn wir mit uns in Kriegen  
Uns selber nicht besiegen,  
Dann wird's uns nicht gelingen,  
Den andern Feind zu zwingen!

Darum, o Herr! verleihe,  
Daß ich mit aller Treue  
Das Gute gern vollbringe,  
Das Böse gern bezwinge!

Dem lieben Vaterlande  
Mach' ich dann keine Schande,  
Für Vaterland und König  
Thu' ich dann nicht zu wenig!

Dann schlag' ich seine Feinde,  
Dann singen meine Freunde,  
Gar lieblich anzuhören,  
Ein Loblied mir zu Ehren!

\*) Aus Gleims sämtlichen Schriften.

Stolz soll's in mich nicht bringen,  
Sie mögen's immer singen!  
Nach Ehr' und Ruhm zu geizen,  
Soll's nur noch stärker reizen!

## 2.

Leb wohl, du braves, gutes Weib!  
Weil's doch nicht anders ist  
Als Gott es haben will, und bleib  
Was du gewesen bist:

Mein Auge, meine rechte Hand,  
Mein Trost in aller Noth!  
Ich denk' an dich, ans Vaterland,  
Und denk' an keinen Tod!

Ich denk' an dich auf jedem Schritt,  
O du mein Hab' und Gut!  
Ich nehme dich im Herzen mit,  
Und habe guten Muth!

Burck bring' ich, von Liebe voll,  
Ruhm und gesunden Leib!  
Das ist mein Abschied! — Lebe wohl,  
Du braves, gutes Weib!

## 3.

Am Abend des Ausmarsches.

Zum letztenmale küß ich dich,  
Mein liebes Kind! und du  
Zum letztenmale küsse mich,  
Und thu' die Augen zu!

Wenn Jedermann, was ihm gehöret,  
Erst wieder hat mit Recht!  
Und wenn der Friede wiederkehret  
Ins menschliche Geschlecht;

Wenn böse Feinde nicht mehr sind  
Um Vaterland und mich,  
Dann komm' ich wieder, liebes Kind,  
Und herz' und küsse dich!

Und pflege dein und sehe dir  
Im Blick den Vater an,  
Und deine Mutter hat an mir  
Den bravsten Kriegesmann!

## 4.

Gott, unser Gott, bewohnt kein Haus  
Und sitzt auf keinem Thron,  
Er geht nicht ein und geht nicht aus,  
Wie sein Geschöpf von Thon!

Er ist, das ist genug! und wir  
Sind alle, weil Er ist,  
Der König und der Grenadier,  
Der Türke, wie der Christ!

Der aber ist ihm angenehm,  
Der jeden Feind besiegt,  
In sich und außer sich, und dem  
Sein Freund am Herzen liegt!

Darum ist der ein großer Held,  
Der alles Böse sticht,  
Und alles Gute, wie sein Zelt,  
Um seine Seele zieht;

Und sorgt, daß Sturm der Leidenschaft  
Ihr nimmer schädlich sei!  
Dazu steh' uns, o Gott! mit Kraft  
Von deinen Kräften bei!

## 5.

Ich singe Wahrheit, keinen Wahn:  
Die Hölle hat sich aufgethan,  
Die Zwietracht ist herausgeflogen,  
Der Himmel hat sich schwarz bezogen!

Die Zwietracht steigt von Thron zu Thron,  
Man greift zu Nordgewehren schon,  
Ich sehe schon die wilden Horden,  
Der Bruder wird den Bruder morden!

O Vater, Vater, sieh daren!  
Dein ist die Hülfe, Vater, dein!  
Ein Wort, so stürzt sich mit Gebrüll  
Das Weib zurück in ihre Hölle!

So klärt die Himmelsburg sich auf,  
Kein Kriegeshelden-Lebenslauf  
Wird aufgesucht und schön beschrieben,  
Weil sich die Menschen wieder lieben!

Steh, ew'ger Vater! doch daren!  
Dein ist die Hülfe, Vater, dein!  
Dein sind die Mittel, sind die Wege,  
Dein ist des edlen Friedens Pflege!

O Vater, sieh, o sieh daren!  
Laß uns die Friedensstifter seyn!  
Das beste Loos werd' uns beschlehen,  
Denn sieh, wir wollen nichts als  
Frieden!

## Soldatenlieder.

Das Lied vom braven Manne.

Der brave Mann ist braver Mann  
In allem, was er thut,  
Thut all' das Gute, das er kann,  
Mit immer gutem Muth!

Geht nicht auf bösem Wege, geht  
Gerade seinen Gang;  
Und singt, wenn er am Ende steht,  
Dem Himmel Lobgesang!

Und hängt an seinem Gott und Herrn,  
So lang' er athmen kann!  
Darum, wer wäre wohl nicht gern  
Ein rechter braver Mann?

Das Lied von Sorgen.

Auf! Laßt uns singen! — Singen wir,  
So fliehn die Sorgen, so  
Wird Grenadier und Officier  
Des Erdenlebens froh!

Gesang, du stehst ja vor der Thür  
Seit gestern Abend schon;  
Herin zu deinem Grenadier,  
Und bring ihn in den Lou!

Wen singen wir? Den besten Mann,  
Den Sonn und Mond bescheint,  
Den tapfersten hernach, und dann  
Zulezt den besten Freund!

Klingt alle, liebe Gläser, klingt!  
Die dreye segne Gott!  
Und wer's nicht trinkt, nicht mit uns singt,  
Der ist . . . ein Gottentott!

## Das Lied vom Tode für's Vaterland.

Wir müssen alle fort von hier  
In einen andern Ort;  
Der Tod der klopft an jede Thür,  
Wir müssen alle fort!

Da hilft kein Bitten und kein Flehn,  
Kein Alter und kein Stand;  
Das Beste ist, daß wir willig gehn  
An unsers Führers Hand!

Der stirbt am Fieber, der an Sticht,  
An Schwindsucht der und der!  
„Willkommen Tod!“ sagt keiner nicht;  
Ist doch nichts Klüglicher!

Sterbt alle, Menschen! ist Gebot,  
In aller Welt bekannt!  
Ich wüßte keinen schöneren Tod,  
Als den für's Vaterland!

## Das Lied vom Zweikampf.

Laß, Bruder, ab, von dem Entschluß,  
Im Herzen schon gefaßt;  
Dem gibt kein Engel einen Kuß,  
Der einen Menschen haßt!

Laß ab, und schlag' in Bruderhand!  
Lapp! wir sind Freunde, wir! —  
Geh, schlage dich für's Vaterland,  
Du braver Grenadier!

## Abschied-des alten Grenadiers. 1796.

Ich bin der alte Grenadier,  
Der Kriegeslieder sang,  
Nun aber einsam, sitz' ich hier  
Im Stütchen und bin krank!

Ich hör': in aller Welt ist Krieg,  
Die Wälder schlachten sich;  
Gott gibt den Ungerechten Sieg,  
Ihr „Ach und Weh!“ hör' ich,

Und singe keine, denke die  
Besung'nen und die Zeit  
Der achtzig Jahre, nenne sie  
Theil meiner Ewigkeit.

Im Selbstgespräche frag' ich still:  
Was wird sie seyn nach mir? —  
„Was der im Himmel haben will,  
„Das wird sie seyn nach dir!“

Die alten Freunde sind nicht mehr,  
Die jungen sind nicht alt;  
Ach, und von unserm Kriegerheer  
Sterb' ich, der Letzte, bald!

Gestorben, hör' ich nichts von Blut,  
Gestossen in den Rhein!  
Gestorben, nichts von Uebermuth,  
In Gottes Sonnenschein!

Folgt stolzer Menschen Hohn und Spott,  
Wir nach ins kühle Grab,  
Es schadet nichts! ich bin bei Gott,  
Und seh' auf sie herab!

In jenem Leben sind wir gleich,  
Die Stolzen schämen sich. —  
Seht ihr ein Wälkchen über Euch?  
Hochmüthler, das bin ich!

## S i n g e d i c h t e.

## An Aglaja.

Du lachst? o lache nicht, Aglaja! laute Freuden  
Verstellen dein Gesicht!  
Wie schön ist Liebe! sieh nur ihr stilles Leiden:  
Sie leidet, aber weinet nicht.

## Der Vater an die nicht schöne Tochter.

Du magst dich nicht, mein gutes Kind, betrüben,  
Wenn eine Schöne nur der Herzen Heldin ist;  
Denn, glaub', man wird auch dich wie eine Schöne  
lieben,  
Wenn du die Grazie der schönen Kinder bist!

## Als man mich des Schmeichels beschuldigte.

Von meinem Friederich  
Wär' ich ein Schmeichler? — Ich,  
Aus dessen Munde sich  
Kein Wort begeben darf, das nicht das Herz  
auch spricht? —  
Bedenkt, mein Lob ist deutsch, und deutsches ließt  
er nicht!

## Auf Herbers Blumen.

Pyramiden liegen in Ruinen,  
Marmor bricht der Bahn der Zeit:  
Herbers Blumen blüh'n und grünen  
Bis in Ewigkeit!

## Der Reisende.

Er kommt geflogen, wie ein Pfeil,  
Fliegt unsre Städte durch, hört alles, was zu hören  
Auf ihren Gassen ist, hört Reister, schnattert Lehren,  
Denkt, billigt, tadelt, schreibt und — Alles in  
der Eil!

## Bildung auf Reisen.

Als Herr von Duiff von seinen Reisen  
Zu Hause kam, erzählte Herr von Duiff:  
„Zu Frankfurt ist  
„Im rothen Hause gut zu speisen!“

## Der reiche Luß.

Gott und Satan zu betrügen,  
Ließ er den armen Lazarus  
In seinem Jammer liegen,  
Und gab der armen Laus — einen Kuß!

## Lessing und Kunz und Klaus.

„Werde Licht!“ sprach Er;  
Licht ward um ihn her;  
Aber Kunz und Klaus  
Lächelten's wieder aus!

## An unsre Streit-Theologen.

Ihr streitet: ob der Geist vom hohen Himmelsthron  
Ausgeh' in alle Welt, vom Vater oder Sohn?  
Mit euch gelehrten Leuten  
Ist nicht darob zu streiten;  
Ihr habt Theologie, wir — nur Religion.



A.

Ob's christlich ist, zu Hellenflammen  
Die frommen Heiden zu verdammen,  
Den Socrates, den Seneca, den Mark-Aurel  
und Sabrian?

B.

Wenn's christlich wäre, ganz gewiß, so hätte es  
Christus auch gethan.

L a l a g e.

„Ich gebe keinen Kuß!“ spricht Salage, die Rose  
Der Mädchen, und empfängt  
Von Damon hundert! So, weiß nicht die kleine Rose,  
Daß Küsse glebt, wer sie empfängt!

Der sterbende Dichter.

Sein Maß der Sünden ist mit Liedern vollgemessen,  
Nur Lieder quallen ihn, den sterbenden Krist:  
Gott woll' in jener Welt die Lieder doch vergessen,  
Wie man in dieser sie vergißt!

Amor und die Nymphen.

Als blöde Nymphen einst Cythereus losen Sohn  
Aus Furcht vor seinen Waffen flohn,  
Da warf der kleine Gott in Eil  
Den Bogen weg, lief ohne Pfeil  
Und ohne Kleid, in nackender Gestalt,  
Den blöden Nymphen nach, in einen Myrtenwald!

Und da die Nymphen die den Knaben ohne Waffen  
Und nackend sitzen sahn,  
Nicht fürchteten ihn anzugaffen,  
Nicht scheuten ihm zu nahen;  
Da rief aus einem Busch Diana: „Nymphen, wißt:  
„Er ist gefährlicher, je nackender er ist!“

D e r S t e g.

Die Laster stritten, wer von ihnen  
Am eifrigsten gewesen sey,  
Dem Bösen in der Welt zu dienen:  
Den Sieg erhielt, — die Heuchelei.

Des Pythagoras Statue.

Soll dieser Mann von Stein  
Pythagoras, der Schweiger, seyn?  
Pythagoras, der Schweiger, ist er nicht,  
Denn seht, er spricht!

A n V e n u s.

Ich weiß, o Göttin, daß dein Sohn  
Von deinem Schooße dir entflohn,  
Daß er vor dir sich hat versteckt,  
Und daß du den, der ihn entdeckt,  
Belohnen willst mit süßem Kuß; —  
O schöne Göttin, sieh, ich muß  
Berräther seyn, — gib mir den Lohn:  
In meinem Herzen ist dein Sohn!

Gottshebs Cato.

Wie dieser Sachse Cato spricht;  
So sprach der Römer Cato nicht;  
Hört' er die Reden des Poeten,  
Er würde noch einmal sich tödten!

R e s s e l n.

1.

Den armen Bauer, der zu seinem Edelmann  
Einst sagte: „Lieber Herr, seyd doch ein Mensch!“  
den haben  
Sein Pfarrer und der Edelmann,  
Als einen Sünder hier begraben!

2.

Ich schlechter Sandstein, soll nicht sagen,  
Wer unter mir begraben liegt!  
Er ward mit großem Pomp in seine Gruft getragen,  
Die Träger waren höchst vergnügt,  
Und süßen Weines voll.  
Geh', Wanderer, und lebe wohl!

M a r k o l p h.

„Ob Dichter fähig sind, Geschäfte gut zu treiben?“  
Fragt Cäsar, fragt August, fragt Carl der Gwelfe nicht!  
Markolph, der gar nichts kann, kaum lesen nur und  
schreiben,  
Der fragt's und schilt auf jegliches Gedicht!

S c h m e i c h e l e i.

Herr, in Wahrheit, Euer Knecht  
Stimmt in die Behauptung ein:  
Reich an Golde, habt ihr Recht,  
Arm an Geist zu seyn!

Unser's Gottes reiche Gaben,  
Haben Griech' und Pottentott:  
Einer kann nicht Alles haben,  
Alles hat nur Gott!

Die Helden der Geschichte  
Sind Gottes Werke;  
Die Helden der Gedichte  
Sind's auch: die Geisteskräfte,  
Mit welcher Klopstock und Homer  
Sie schufen, kam von oben her!

D e m o s t h e n e s.

Er war's, er öffnete die festverschlossnen Pforten  
Der Freiheit mit Verstand und Wig;  
Er donnerte mit Worten,  
Wie Zeus mit seinem Blitz!

G l e i c h e G e d a n k e n.

Herr Nikolaus lag auf dem Sterbebette  
Und tröstete die weinende Elsette,  
Sein treues Weib: „Ach,“ sprach er, „Kind, ich hätte  
„Wohl Eine Bitte noch an dich!“ —  
Und welche, Kind? — „Zum Mann' nach mir, bitt' ich,  
„Nimm Herrn Krist;  
„Mich dünkt, er ist  
„Ein guter, reicher Mann.“ —  
„Ach, Männchen! sagte sie, ich dacht' auch eben d'r an!

Die zwei letzten Blicke Friedrichs.

Zwei Blicke that er hin auf seine Lebenszeit,  
Eh' er hindüberging in die Unsterblichkeit:  
Die Todten aller seiner Schlachten  
Sah er mit seinem einen Blick;  
Mit seinem andern all' das Glück,  
Das seine Lebenstage machten.  
Der eine: furchtbar, starr, erfüllt mit Gram und Graus;  
Der andre: lächelnd ganz das Bild des ersten aus!

## Kleist's Grab.

In diesem Grabe ruht der treueste Freund der Freunde!  
Du, Kose, sollst allein auf seinem Grabe blühen.  
Kleist ist sein Name, seine Feinde  
Begraben und beweineten ihn!

## Auf Betty's Stammbuchblatt.

Ein Wort auf dieses Blatt? — Nicht mehr nicht minder?  
Ein Wort ist nicht genug für mich,  
Ich bin zu sehr ein Freund der schönen Kinder,  
Und schreibe gern: „Ich liebe dich!“

## M u s i k.

Ist die Musik nur Spiel und Scherz,  
Nur Scherz und Spiel,  
Bewegt zum Guten sie nicht unser böses Herz:  
Dann ist Musik nicht viel!

## Der Wisling.

Wiß auf Wiß,  
Auf nichts gegründet;  
Wiß auf Wiß,  
Und keiner zündet!

## Ueber das Bild Friederichs.

Von diesem Einzigen wird man wie ein Gedicht  
Einst die Geschichte lesen;  
Denn wahr, was sie erzählt, ist alles zwar gewesen,  
Wahrscheinlich aber nicht!

## Pfarrer Kunz.

„Geht auf dem schmalen Weg, der euch zum Himmel  
führt!“  
Sprach Kunz, der Pfarrer, zu den Leuten,  
Die lieber gingen auf dem breiten,  
Der in die Hölle sich verliert:  
— „Gern,“ war die Antwort, „Herr, Sie sind ein braver  
Mann,  
„Doch gehn Sie nur voran!“

## S p r ü c h e.

1.

Wer Samenkörner streut, der nehme sich in Acht,  
Daß ihn einmal es nicht gereue. —  
Welch Unglück haben in die Reihe  
Der Dinge Worte nicht gebracht!

2.

An jeden Ort, wohin du gehst,  
Nimm deinen Maßstab mit; zum Schmaus, zum Tanz, zum  
Spiel;  
Und wenn du ruhend stille siehest,  
Dann frage: War's zu viel?

3.

Der Mann, der stark sich dünkt, der trete zu den  
Schwachen;  
Wer glaubt, er fehle nicht, der Mann der irret sich!  
Dast aber du gefehlt, so rüste eilends dich,  
Den Fehler wieder gut zu machen!

4.

Wer eines Menschen Freude stört,  
Der Mensch ist keiner Freude werth!

5.

Der ist ein Ehrenmann, der eines Andern Fehler  
Mehr als die eigenen entschuldigt und verschweigt,  
Und Andern Tugenden wie rechte Ehren-Wähler  
Dem, der sie recht nicht sieht, im rechten Lichte zeigt.

6.

In unser's Gottes Welt sind wir an allen Enden,  
Im Mond, im Sirius, in treuen Vater-Händen;  
Darum, was kummert's dich, ob unser's Gottes Welt  
Heut noch in Trümmern fällt!

7.

Vernünft'le nicht, o Freund! Vernünfteln ist: zu weit  
In's Unerblichste der Wahrheit sehen wollen,  
In welches wir nicht sehen sollen  
Mit Augen dieser Zeit!

8.

Das Unglück ist ein Sturm, das Glück ein Sonnen-  
Blitz.  
Ertrage, wenn du kannst, das Unglück wie das Glück!

Sprich nicht zu viel von deinen Pflichten;  
Wir haben kurze Lebenszeit!  
Die Zeit zum Ueben und Verrichten  
Verschwindet unterdeß ins Meer der Ewigkeit!

10.

Wo man von Frömmigkeit mit vielen Worten spricht,  
Da suche nur den Frommen nicht!

11.

Wer besser ist wie du, den schätze lieb und werth,  
Den speiß' an deinem Tische, den wärm' an deinem Herd,  
Er macht dir Ehre, dir! und wärest du ein Fürst,  
Und lohnt dich, wenn du besser wärest!

12.

Die Glocke schlägt! Was hat's geschlagen?  
Antworte, Zeit! — Die Zeit antwortet dir:  
„Ich habe dich zu lieb, ich mag es dir nicht sagen;  
„Der Kirchhof ist nicht weit von hier!“

13.

„Erkenne, suche, lieb' und ehre,  
„Was gut und schön ist, und vermehre  
„Nach Möglichkeit, mit weiser Wahl,  
„Des Guten und des Schönen Zahl!“  
Das ist die ganze Sittenlehre!

14.

Nur Thoren bauen all' ihr Glück  
Auf eines Menschen Blick!

15.

Nicht mehr zu klagen, rath' ich dir,  
Unglücklichster auf Erden;  
Unglück wird Glück, wenn wir  
Durch Unglück besser werden!

16.

Mahomet, im Koran, sagte:  
Dem Menschen, welcher dich beleidigte, vergieb;  
Hab' alle Menschen lieb,  
Und bringe frevelnd nicht aus seiner Seelencuh  
Den Mann, der minder weiß wie du!

Engel Gabriel erklärte diese Stelle:

Such' in den Wüsten auf den Mann, der dich verjagte;  
Nimm in gerechten Schuß den Mann, der dich verklagte;  
Dem gib, der dir genommen hat!  
Und in geheimster Herzens-Stille  
Denk' an die gute That;  
Denn siehe, das ist Gottes Wille!

17.

Wohin mit Deinem Blick? — Den Himmel durchzusehn,  
Ist er nicht scharf genug! Leht' ihn zur Erde nieder,  
Und, nach so langer Zeit, sich deine Blumen wieder,  
Sie sind doch gar zu schön!

18.

Blühe, du Rose, du blühest dem Welt-Erschaffer zur Ehre,  
Schönste der Blumen, du bist seinem Geschöpfe der Schmach!  
Dich, du Liebliche, dich in deinem Leben zu schützen  
Vor dem häßlichen Stolz, gab er Vergänglichkeit dir!

19.

Die Tugend geht auf Dornenspißen,  
Und scheut nicht sich den Fuß zu rizen!  
Geht unverweilt  
Und mit getrostem Muth  
Auf ihrem Wege fort! Warum? Sie weiß zu gut,  
Daß droben Einer ist, der ihre Wunden heilt!

20.

Verdienst, das sich hervor, gesehen zu werden, drängt,  
Und das für jede That, für Lieb, für Lobgesänge,  
Für jedes Lohn begehrt, und Gold und Band empfängt,  
Ist auch Verdienst, o Freund! doch solchen gibt's die Menge!

Das aber, welches still, wie Gott, das Gute thut,  
Aus wahrer Liebe, nicht zum Scheine;  
Das etwa nur zu sich still saget: Das war gut!  
Das ist das felt'ne, das ich meine!

21.

Was ist's, daß man dich lobt: „du habest keine Mängel,  
„Seyst Held der Helden deiner Zeit!“  
Was ist es, wenn dein Engel  
Sich nicht des Lobes freut?

22.

Sey nicht der Stoa feind, doch fühle jeden Schmerz! —  
Gleichgültigkeit legt Eis ums Herz!

23.

Darf eine Gragie durchaus dein Buch nicht lesen,  
Und giebt's der Grazien in deiner Vaterstadt,  
So wirf's in's Feuer, brenn's zu Pulver, nimm den Besen,  
Und sege, wo's gelegen hat!

24.

Erzfeind von allem Henckelschein,  
Sey jedem Auge, was du bist;  
Man muß in allen Augen seyn,  
Was man in Gottes Augen ist!

25.

Auf böser Menschen Schimpf und Spott,  
Und wär' er bitterer als Bismuth, achte nicht!  
Thu' aber redlich deine Pflicht,  
Das andere thut Gott!

26.

Auf Wunder warte nicht! — Sieh, deine Zeit fliegt hin,  
Und läßt dir keine Spur  
Daher von ihrem Gitis!  
Auf Wunder warte nicht, du hast des nicht Gewinn:  
Die Götter helfen nur  
Durch Tugend und durch Fleiß!

27.

In Worten nichts, in Werken viel,  
Bringt am geschwindesten zum Ziel!

28.

Den Preis des Wettlaufs zu gewinnen,  
Darfst du nicht stehn und dich besinnen!

29.

Berechne jeden Tag, wie viel der Stunden du  
Verwendet hast auf Mittagsruh,  
Wie viel auf Schmauserei, wie viel  
Auf Tanz und Spiel

Encycl. d. deutsch. National-Lit. III.

Und auf Geschwätz, das nicht Besessenes gewesen ist:  
Und dann, o Mensch, zieh' ab und zieh' wie alt du bist!

30.

Aurora, Schöpfere der Rosenfarbe, rühret  
Die Dächer schon, und ihr, die Unbesorgten, töbtest  
Noch schlafend eure schöne Zeit!  
Auf, auf! es ist zu wachen,  
Und edelmüthiger Gebrauch von ihr zu machen  
Für Eures Daseyns Ewigkeit!

31.

Darf ich rathen, guter Mann?  
Was dich quält, das klage Keinem,  
Als dem Einen,  
Der dir helfen kann!

32.

Die Menschen die du liebst, und die dich wieder lieben,  
Bewahr' dir Gott vor Armuth und vor Meid!  
Die schwerste Tugend auszuüben,  
Ist die der Dankbarkeit!

33.

Vor Armuth fürchte dich fast sehr!  
Vor Schande desto mehr!

34.

Wer Wohlthat dir erwies, sey deines Danks gewiß;  
Die du erweistest, die vergiß!

35.

Gut seyn und weiter nichts, bei Gott, das ist nicht viel;  
Man muß auch tapfer seyn, dem Bösen Trug zu bethen,  
Und, ist des Bösen nächstes Ziel,  
Zu herrschen, — zu verhüten,  
Daß es nicht herrsche! — Sey nur gut,  
Nur wie ein Lämmchen fromm, und furchtsam wie ein Hase,  
So nennt der Böse dich ein gutes treues Blut,  
Und spielt dir auf der Nase!

### Der gute Mann.

(Aus dem Hallabat oder rothen Buche.)

Abdu Bedulla war ein guter Mann!  
Zwar lebt' er Tage, Wochen, Jahre, wie  
Die meisten Menschen leben, ohn' einmal,  
Mit brünstiger erweckter Seele, Welt  
Und Gott zu denken, aber jeden Tag,  
Wenn schon die Sonne weggegangen war,  
Ging er in eine kleine Kammer, die  
Die Rechenkammer hieß, und zählte da  
Sich alle seine Tagewerke vor;  
Und, nicht die guten schrieb er auf, er schrieb  
Die bösen auf, schrieb sie an eine Wand,  
Und jeden Morgen, wenn die Sonne schon  
Heraufgestiegen war, ging er, und las —  
Und, wenn er selten war's geschahn, sich selbst  
War er ein scharfer Rechenmeister) nicht  
Zu lesen fand, dann klagt' er, dachte nach:  
Ob etwa gestern was vergessen sey?  
Dacht's nach, und meistens fand er,  
Daß was vergessen sey, und dann so schrieb's  
Nicht er, von seinen Kindern eines schrieb's.  
An seine Wand, und sieben Tage ward's  
Von ihm gelesen, siebenmal des Tags  
Von ihm bedacht: durch welches Gute wohl,  
Das Böse gut geworden sey? — Und dann,  
Wenn er, ein scharfer Rechenmeister, sich's  
Zu gute schrieb, dann endlich hörte er auf,  
Es zu bedenken. Keine Sylbe sprach  
Der gute Mann von seinen Werken, kein  
Erforscher forschte Gutes aus; er that's,  
Und nicht die kleinste Spur verrieth's. Er war  
Ein guter Mann! — Er starb, und schünes Lob  
Ward nicht geredet, nicht gesungen, ward  
Zu seinem Ruhm in Marmor nicht gehau'n;  
Nach dreißig Jahren aber deckte Gott  
Die Decken, die der gute Mann mit Fleiß  
Vor alle seine guten Werke zog,

Aus Vaterreuer Wahrheitsthebe selbst.  
Den Menschen auf, den Menschen! Zweite sah  
Den guten Mann, wie er gewesen war:  
Abdullott, der Wäcker, der mit ihm  
Gereiset war, und: der Eudaboll,  
Der's oft noch rühmt, daß er, ein armes Kind,  
Auf seinem Schooß einmal gefessen sey.  
Und sagten: ach! Er war ein guter Mann!

Singegen Abnid Sabazalla, der  
Sein Seelenpeiniger gewesen war,  
Behauptete das Gegentheil und sprach:  
Als wie ein seelenloses Thier hat er  
Sein langes Menschenleben durchgelebt!  
In keiner langen Winternacht hat er  
Durchs blaue Sternengewölbe seinen Gott  
Mit seinem Feuerauge scharf gesehn;  
Mit seines Geistes Feuerauge nicht  
Im Unermeßlichen gesehn, wie viel  
Gott, unser Gott der Götter, größer ist,  
Als andre Götter? Eingeterket oft  
In seinem Julty\*) hin, zu sitzen, und  
Mit angestrengter Feuer-Seelenkraft  
Den Gott zu denken, welcher größer ist,  
Als alle Götter, hab' ich Tag für Tag  
Ihm angelegen, immer aber war  
Ihm keine Zeit; er müsse Thaten thun,  
Sprach der wahrhaftige Verkleinerer  
Des großen Gottes! „Unser Gott,“ sprach er,  
„Will eben nicht Betrachtung; Unser Gott  
„Ist Meister, wir Gefellen! Unser Gott  
„Ist immer gnädig!“ Solch Geschwätze ging  
Aus seinem Munde; Beta Willtzoll  
Und Dara Karababba hat's gehört!

Als aber Abnid Sabazalla schwieg,  
Da redeten die Zweite, welchen Gott  
Den guten Mann, wie er gewesen war,  
In seinem Licht der Wahrheit sehen ließ.

Abdullott, der erste: „Wenn ein Lieb,  
„Mit seinem Gott zu sprechen, seinen Geist  
„Aufforderte, sein Herz, Christall und Gold,  
„Geläutert scharf im Siegel, war, dann schlich  
„Der gute Mann (ich habe Morgens einst  
„Und Abends einst stillschweigend ihn behorcht)  
„In seinen Weinberg, und, verschlossen Thor  
„Und Thür, rund umgesehen, Wand und Baum,  
„War er darin, mit seinem Gott, allein!“

Eudaboll, der andere: „Nicht that  
„Der gute Mann als eine Waife, die  
„Nicht Mutter und nicht Vater hatte, hin  
„Zu einem Weisheitslehrer, ohne daß  
„Der gute Weisheitslehrer wußte, wer  
„In seinem Herzen zum Erbarmer mit,  
„Von meinem Gott gerufen sey, und erst  
„Nach seinem Tode, Menschen! hab' ich's mit  
„Mit Rath erforscht; ach! ganz gewiß war er  
„Ein guter Mann! Und Sabazalla soll  
„Vor seinem Gott entschuldigen, daß er  
„Den guten Mann für einen guten Mann  
„Nicht achten will! Er bring' uns etwas mehr,  
„Als nur Geschwätztes, er, der ihn vor uns  
„Und unserm Gott da so zur Rede stellt!“

Abdullott, der erste: „Mangel war  
„In unserm Vaterlande damals nicht,  
„Als seinen Segen unser guter Gott  
„In seinen Wolken über unserm Haupt  
„Wegtragen ließ, in fernem Land; der Fürst,  
„Den unser Gott mit Weisheit und mit Macht  
„Gesegnet hat, war wahrer Vater! Rund  
„Um unser sattes Vaterland sah ich  
„Der Hungerige! da, Menschen, badte Brot  
„In seinem Weinberg, Nachts, wenn alles schlief,  
„Abdu Bedulla selbst, und trug's hinaus,  
„Aus seinem Weinberg an die Grenze, wo  
„Der Hungerige mit Weib und Kinde saß,  
„Und gabe's dem Kinde! Wahrlich, lieber Herr!  
„Abdu Bedulla war ein guter Mann!“

\* In seinem Gebetzimmer.

Und alles Volk, aus einem Munde, rief:  
Abdu Bedulla war ein guter Mann!

## Aus Amor und Psyche.

1.

Amor kam mit einem Köcher,  
Voll von Pfeilen, zu den Mufen,  
Und die Mufen alle flohen!  
Amor aber, winkend: „fliehet,“  
Rief er, „fliehet nicht; ich bitte,  
Diesen Pfeilgefüllten Köcher  
Anzunehmen!“ — Und geschäftig  
Nahm ihn Amor von der Schulter,  
Legt ihn lächelnd hin auf Blumen,  
Und entfloh dann. — Leise traten  
Alle Mufen hin zum Köcher!  
Jede Muse nahm sich einen  
Von den Pfeilen, und seit diesem  
Herrscht die Lieb' in ihren Werken!

2.

Traurig klagend, fragte Amor  
Einen seiner liebsten Brüder:

„Wo entzünd' ich meine Fackel  
An dem allerreinften Feuer?“  
Und indem er fragte, sah er  
Seiner Psyche lichte Augen!  
„Willst du's leiden,“ sprach er, „Liebe?“  
Bleibt die Fackel sanft an ihre  
Lichten Augen und die Fackel  
Brannte sanft, wie Psyche's Augen!

3.

Die Weisheit und die Liebe gingen  
Lustwandeln ins Parnassus-Feld,  
Und hörten Psyche leise singen:  
„Rein Amor ist ein Kriegesheld!“ —

„Sie weiß,“ sprach Pallas, „nichts vom Kriege,  
Kennt seine kleinften Gräuel nicht,  
Hat nur gehört von Amors Siege,  
Sie sang' ihm sonst kein Lobgedicht!“

4.

„Willst du die Herrschaft haben?“ fragte,  
Nach der Vermählung, seine Psyche  
Der Gott der Liebe. —

„Rein ich müßte  
Mann seyn,“ sprach Psyche, „mit behaget  
Dein Weib zu seyn, und deinen Willen  
Zu späh'n, glücklich dich zu machen!“

Du hast sie, diese Herrschaft; dachte  
Der Gott der Liebe, und sah immer  
In ihren Augen seinen Willen!

## Bermischte Gedichte.

### Unglaube und Aberglaube.

1758.

Unglaube, du bist nicht so sehr ein Ungeheuer,  
Als Aberglaube, du!  
Für deinen Abergott gehst du mit Schwert und Feuer  
Auf seine Feinde zu!

Streckst sie zu Boden, trinkst ihr Blut aus ihrem Schädel,  
Bistst Märtyrer mit Prunk,  
Bistst grausam, dumm und stolz, dünkst tapfer dich und edel  
Bei deinem Schädeltrunk!

Unglaube strecket nur mit Worten und wird müde;  
Dir, Ungeheuer, brennt  
Die ganze Seele! Dir ist nirgends Ruß und Friede,  
Krieg ist dein Element!

Dir ist, o du Tyrann, den Hirten bei den Schafen  
Ermorden, keine Pein.  
Gott, will er eine Welt für ihre Sünden strafen,  
So schickt er dich hinein!

Der Patient

Anekdote.

Ich lag gefährlich krank;  
Sequält von Pillen und von Trank,  
War, ach! mein Wunsch, mein Trost in dieser Noth,  
Herr Doktor Markus und der Tod.  
Die Beiden zankten sich  
Wie unverschämliche, geschwor'ne Feind' um mich.

„Ach!“ seufzt' ich, „eh' ich lang' auf diesem Lager liege,  
So gib, o Gott, daß Einer bald nur siege!“  
Raum war der Seufzer fort,  
Da schallet in mein Ohr das Wort:  
„Trink!“ — Und es stand vor meinem Bett' ein Freund,  
(Mehr Freund, als Doctor Tod und Doctor Markus meint)  
Der reichte mir ein Glas Burgunder,  
Und sprach: „Trink das!“ — Ich trank, und o welch Wunder,  
Der Magen, welcher Trank und Pillen  
Nicht annahm, nahm den Wein  
Gehorsam ein!  
Ich bat, Ein Glas nur noch zu füllen:  
Die Lebensgeister kommen wieder  
In die schon halb erstorb'nen Glieder;  
Frisch war mein Herz, und roth der Mund,  
Mein Weinglas leer, und ich — gesund!  
Herr Markus und der Tod sahn sich einander an,  
Und fragten: „Du, wer ist der Mann?“

Als von Despoten gesprochen wurde.

Despoten mancher Art gibt's in der kleinsten Welt;  
Der größte aber ist — und welcher denn? — das Geld!  
Geld legt den freisten Mann in Ketten,  
Sieht Sklaven-Sklaven Schwandenbetten,  
Macht klein den größten Geist, und schwach den stärksten Held!

Das Lied.

Den Obenschwung verschmäht das Lied;  
Das Lied fließt aus dem Herzen,  
Wie aus dem Felsen unbemüht  
Ein klares Bächlein, das man sieht  
Mit zarten Blumen scherzen!

Die drei Federn.

1802.

Drei Federn hat Dant: die eine gab ein Engel  
Aus seinem Fittig ihm; mit dieser schreibt er Mängel  
Der Menschen in Gelassenheit.

Die zweite Feder war in eines Adlers Flügel  
Schwungfeder. Diese hält kein Sägel;  
Mit ihr schreibt er in Groll die Mängel seiner Zeit.

Aus eines Amors leichten Schwingen  
Zog er die dritte; die  
Gebraucht er, Herzen zu bezwingen,  
Und schreibt mit ihr an Sie;  
„Wie in die Ewigkeit wird mein's getreu verbleiben!“

Wächst' er mit dieser Alles schreiben!

Meinung des Atheisten.

Sonne, Mond, Sterne,  
Große, kleine, ferne,

Welche kein Vermesser mißt,  
Sprangen aus dem kleinsten Stäubchen,  
Meint der Atheist;  
Und die Männchen und die Weibchen  
Sprangen auch, meint er,  
Aus der Erde leicht und schwer;  
Und die schönen Schalle,  
Ebnend jetzt noch im Homer,  
Sprangen alle  
Schön in seinen Wert, aus der Luft, meint er!

Mein Hüttchen.

Lieb' und Freundschafft gingen beide,  
Wie zwei Schwestern angefaßt,  
Hinter ihnen ging die Freude; —  
„Kinder“ sprach die Freude, „laßt  
„Mich in Eurer Mitte gehen,  
„Was ihr heimlich etwa sprecht,  
„Seht, das will ich nicht verstehen!“ —  
„Komm nur, das ist uns schon recht!“  
Sprachen die umarmten Zweie.  
Pldßlich war ein schönes Dreie!  
Und so gingen alle Dreie,  
Meinem Hüttchen, ach, vorbei;

Wären sie herein gekommen,  
Damals, wahrlich, hätte ich sie  
Offnen Armes aufgenommen,  
Und bewirthe hätte ich sie!

Angebetet hätte ich ihre  
Schöne Gottheit ganz allein,  
Aber, aber! ach, für Niere  
War das Hüttchen doch zu klein!

Te Deum Laudamus.

Herr Gott, dich loben wir!  
Lob, Ehre, Preis und Dank  
Sei, Gott der Welten, dir!

Dir, Vater, Sohn und Geist,  
Dir schalle hoher Lobgesang  
In aller Welt! Er schalle weit und breit.  
In Zeit und Ewigkeit!

Singt, Engel, singt ihn nach  
Den göttlichen Gesang!  
Singt, Sänger Gottes, Cherubim:  
Singt ihm mit hoher Stimm',  
Denn uns're Stimm' ist schwach!

Herr, Gott, dich loben wir!  
Lob, Ehre, Preis und Dank  
Sei, Gott der Welten, dir!

Hochheilig ist dein Nam', Herr, Sebaoth!  
Allmächtig deine Macht,  
Du starker, großer Gott

Dein Himmel über uns verbreitet weit und breit,  
Herr, deine Herrlichkeit,  
Verbreitet Wunder ohne Zahl!  
Wenn wir hinauf in deine Sonne sehn,  
Dann singen wir in ihrem Strahl:  
Wie groß ist Gott, und seine Welt so schön!

Die Cherubim alle vereinigen sich,  
Verhüllen ihr Antlitz, verherrlichen dich,  
Lobsingend dir, Herr, Sebaoth:  
„Heilig, heilig, heilig, ist Gott!“

Die Heiligen alle vereinigen sich,  
Auf ihren Knien anbeten sie dich,  
Und singen dir, Herr, Sebaoth:  
„Heilig, heilig, heilig ist Gott!“

Die Märtyrer alle vereinigen sich,  
Die Kronen vom Haupte, anbeten sie dich,  
Sie waren der Erde Verachtung und Spott;  
Nun singen sie: „Heilig, heilig ist Gott!“

Die Christen der Erde vereinigen sich;  
Gebüht im Staube bekennen sie Dich;  
Sehn drohende Hölle, sehn Teufel und Lob,  
Und singen erlöset: „Heilig ist Gott!“

In seiner Rechten saßest du,  
Erlöser, Gottes Sohn!  
Sahst hoch von deines Vaters Thron  
Der Erde Sünden zu;  
Sahst über ihr den ausgestreckten Arm  
Des alljustrengen Rechts,  
Erbarmtest dich des sündigen Geschlechts,  
Verblutetest dein heilig Blut darauf,  
Und schloßest uns den Himmel auf!

Du steigst, ein Gott, herab  
Von deinem hohen Thron,  
Und wurdest eines Menschen Sohn,  
Und wurdest an Gestalt, an Sünden nicht ihm gleich:  
Stiegst in die Hölle hinab,  
Berköbretest ihr Reich,  
Kamst im Triumph herauf,  
Und schloßest uns den Himmel auf!

Zur Rechten Gottes siehst du  
In deines Vaters Reich,  
An Herrlichkeit und Preis und Ehr' ihm gleich;  
Bist aller Heiligen Anbetung, Heil und Ruh;  
Bist deiner Erde Gnaden Sonne!  
Ein Blick nach dir, Erlöser, lindert uns  
Den größten Seelenschmerz,  
Ein Blick von dir erquickt mit Freud' und Bönne  
Das bängste Herz!

Wenn aber Erd' und Himmel fällt,  
Dann, Heliand, sehn wir dich als Richter aller Welt;  
Dann hören wir der schrecklichen Posaunen Ton  
Und Donner unter deinem Thron!

Dann bitten wir, Erlöser! dich,  
Wir tiefgebeugten Sünder bitten dich:  
Erlöser, ach, erbarme dich!  
Erbarme dich der Sünder auf den Knien,  
Und derer, die in Felsenhöhlen flieh'n  
Und nach Erbarmung schreien!  
Erlöse sie aus ihrer Hölle Glut,  
Und führe sie in deinen Himmel ein:  
Sie sind erlöset mit deinem Blut!

Dann, Heliand, dann vollenden wir  
Den angefangnen Lobgesang,  
Und loben ewig deinen Namen:

Herr, Gott, dich loben wir!  
Lob, Ehre, Preis und Dank  
Sei, Gott der Welten, dir!  
Heli, Halleluja! Amen.

### Gottes Liebe.

Ich zage nicht: Er ist die Liebe,  
Sein Waterauge fehlt mich nicht!  
Und war's um mich auch noch so trübe,  
So ward's um mich doch wieder Licht! —  
Er ist die Lieb', ich zage nicht!

Er hat's gegeben, hat's genommen;  
Sein ist ja Sturm und Sonnenschein!  
Ich zage nicht, Er wird schon kommen,  
Die rechte Zeit mag noch nicht seyn;  
Die weiß nur Er, nur Er allein.

Wer Alles weiß, weiß auch das Beste  
Zu meinem Besten zu erschau'n!  
Auf Ihm, auf Ihm steht felsenfeste  
Mein ganzes kindliches Vertrauen:  
Ich will auf Seine Hülfe bau'n!

Er hat noch einmal mich verlassen,  
Er läßt mich nicht in dieser Noth;  
Er kommt, er kann sein Kind nicht lassen,  
Ich sehe schon sein Morgenroth! —  
Er läßt mich nicht in dieser Noth!

### Gottes Güte.

Für wen schuf deine Güte,  
Herr, diese Welt so schön?  
Für wen ist Blum' und Blüthe  
In Thälern und auf Höhen?  
Für wen ist hohe Bönne  
Da, wo das Saatsfeld wolk't?  
Für wen bescheint die Sonne  
Die Wiesen und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel  
Der Heerden auf der Au'?  
Für wen wölbt sich der Himmel  
So heiter und so blau?  
Für wen sind Thal und Gründe  
So lieblich anzusehn?  
Für wen gehn kühle Winde?  
Für wen ist Alles schön?

Uns gabst du ein Vermögen,  
Die Schönheit einzusehn,  
Uns Menschen, deinen Segen  
Zu fühlen, zu verkeh'n;  
Uns sollte all' die Bönne  
Ein Ruf der Liebe seyn,  
Mit jeder Morgen-Sonne  
Dir unser Herz zu weihn!

Nun sieh, o Gott, wir weihen  
Ein Herz voll Dankbarkeit  
Dir, der uns liebt, und freuen  
Uns deiner Güte!  
Du hauchtest nicht vergebens  
Ein fühlend Herz uns ein  
Ein Vorhof jenes Lebens  
Soll uns die Erde seyn!

### Der Mensch ist eine Blume.

Die Blume blühet und verblühet,  
Zu ihres Schöpfers Ruhme;  
Wer heut noch ihre Schönheit sieht,  
Ist morgen schon, wie sie, verblühet:  
Der Mensch ist eine Blume.

Und wie die Blume wieder blühet,  
Wenn Gottes Auge nieder  
Auf sie von seinem Himmel sieht,  
Und unter ihr die Erde glühet:  
So blühet der Mensch auch wieder!

### Gottes Allgegenwart.

Allgegenwärtiger,  
Du bist, bist dort und hier!  
Und hier und überall,  
Erhabener, wandelst du!  
Du wandelst, Heiliger,  
Auf einem Weilchen hier!  
Auf einer Sonne dort!

Du bist in Rauch, in Sturm,  
In Licht, in Finsterniß!

Erhabener du bist  
Allgegenwärtig hier,  
In meinem Häutchen, bist's  
In diesem Blumenthal,  
Und hörst mein schwaches Lied,  
Und hörst im Ocean  
Der Welten um dich her  
Gloa's Harfenklang;  
Gloa's! — Steig hinauf,  
O du Gedanke, — steig  
Zu deinem Gott hinauf

Der du Gloa's Gott  
Und meiner bist, du hörst  
Den nächsten dir und mich  
Und diese Kerche, die  
Zu deinem Himmel steigt,

Und diese Blume, die  
Auf meiner Rose summt!

Allgegenwärtiger!  
Erhöre mich, und gib,  
Daß deine Gegenwart  
In meinem Leben stets  
Mit gegenwärtig sey!  
Daß ich gefilientlich  
Das Alles was gedacht  
In meiner Seele wird,  
So denk, als denk ich es  
In deiner Gegenwart;

Und alles was ich thu',  
So thu', als thu' ich es  
In deiner Gegenwart.  
Damit, Allmächtiger,  
Wenn deine Geisteswelt  
Vor ihrem Richter steht,  
Und dann Glos mich  
Betrachtet, ich vor ihm  
Und seinem Blick in Nacht  
Nicht schwinden darf und nicht  
Entfliehen darf vor dir,  
Allgegenwärtiger,  
In eine Felsenlast

## B e t t y G l e i m,

Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Bremen, ward daselbst am 13. August 1781 geboren und widmete sich aus eigenem Antriebe dem Erziehungswesen. — Eine von ihr 1805 in ihrer Vaterstadt errichtete Töchterschule erfreute sich der lebhaftesten Anerkennung und ward von ihr bis zu ihrem Tode, der am 27. März 1827 erfolgte, verwaltet.

Sie gab heraus:

Kindermoral. 2 Thle. Bremen 1810 — 1815.

Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechtes. Bremen 1810.

Erzählungs- und Bildungsbuch für Mütter. Bremen 1810.

Auweisung zur Kunst des Versbaues. Bremen 1814.

Grammatik. Bremen 1815.

Zellus oder Lehrbuch der allgemeinen Erbschreibung. Bremen 1816.

Aufschauungslehre der Sprachformen. Heidelberg 1816.

Bremisches Kochbuch. 5. A. Bremen 1830.

Randzeichnungen zu dem Werke der Frau von Staël über Deutschland. Bremen 1814.

Einzelne Flugschriften u. s. w. —

Ein reichgebildeter Geist der mit einer bei Schriftstellerinnen im Ganzen selten vorkommenden Gründlichkeit und Tiefe seinen Gegenstand aufzufassen und zu behandeln verstand und ihn in einer reinen correcten und anmuthigen Sprache vortrug. —

## Ernst August Anton von Göchhausen

ward am 12. Juni 1740 zu Weimar geboren, trat, nachdem er Page bei dem Prinzen Heinrich von Preußen gewesen, in preussische Kriegsdienste und avancirte bis zum Hauptmann. Im Jahre 1769 nahm er seine Entlassung und erhielt eine Anstellung als Assessor bei dem Kammercollegium zu Eisenach. Allmählig in dieser Laufbahn vorrückend ward er 1802 Director seines Collegiums so wie 1809 Geheimrath und Schlosshauptmann zu Eisenach. Im Jahre 1819 feierte er sein Dienstjubiläum. Er starb am 23. März 1824 als G. S. Geheimrath und Comthur des Falkenordens.

Seine Schriften, welche größtentheils anonym erschienen, sind:

M... N... (Meine Reise) 1 Th. 1773. 3. A. 1776.

2r Thl. 1798. N. A. in 2 Abtheilungen. Leipzig 1807.

Enthältung des Systems der Weltbürgerrepublik. Rom 1786.

Aufschluß des Systems der Weltbürgerrepublik. Leipzig 1787.

Fragment der Geschichte und Meinungen eines Menschensohns. Eisenach 1787.

Materialien zur Geschichte des Sokratismus. Eisenach 1788.

Gespräche über Gallisten und Germanisten. Erfurt 1790.

Wanderung durch die Rhein- und Raingegenden. Frankfurt a. M. 1795.

Antoinette, ein Märchen aus der andern Welt. Leipzig 1776.

Das Berthersfelder. Leipzig 1776.

Ein eigenthümlicher, mit Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Laune ausgestatteter Geist, der in seinen Schriften stets den falschen Richtungen der Zeit, besonders der kränklichen und übertriebenen Sentimentalität kräftig entgegentrat. In dem Buche M... N... das ihm den meisten Ruf erwarb und in welchem sich viele interessante Mittheilungen über sein Leben finden, hat er besonders seine Ansichten niedergelegt. — Bei dem Märchen, Antoinette, das indessen geringeren Beifall fand, war Wieland's Diogenes von Synope sein Vorbild.

## Leopold Friedrich Günther von Göttingk

ward am 13. Juli 1748 zu Gröningen, einem Dorfe im Halberstädtischen, geboren, in welchem sein Vater als Gutbesitzer lebte, erhielt seine gelehrte Vorbildung auf der Domschule zu Halberstadt und dem Pädagogium zu Halle, wo Bürger sein Freund und Schulgenosse wurde und studierte dann in Halle die Rechtswissenschaft. Nach vorübergehender akademischer Laufbahn wurde

er 1768 Referendar bei der Königl. Kriegs- und Domainenkammer zu Halberstadt und zwei Jahre später Kanzleidirector zu Elrich. Dieses Amt ließ ihm hinreichende Muße, seiner Neigung zur Dichtkunst Folge zu leisten; namentlich erwarben ihm seine, während jener Zeit entstandenen Lieder zweier Liebenden, in denen er seine nachherige Gattin feierte, großen Ruf. Er

zeichnete sich indeffen eben so sehr als Beamter durch seine Tüchtigkeit und Thätigkeit aus, und stieg im Laufe der nächsten Jahre von Stufe zu Stufe; 1768 ward er Kriegs- und Domainenrath zu Magdeburg, 1788 Land- und Steuerrath und preussischer Ortscommissair zu Wernigerode, 1789, wegen der Ordnung schwieriger Verhältnisse bei der fürstlichen Abtei zu Quedlinburg, von seinem Könige geadelt und 1793 als geheimer Oberfinanzrath nach Berlin berufen. Nach vielen vortrefflichen Leistungen im Staatsdienste erbat er sich seinen Abschied, den er mit Pension erhielt (1814) und lebte nun, theils in Berlin, theils auf seinen Gütern oder bei seinem Schwiegerohnen in Schlessen, zuletzt auf Wartenberg bei Breslau, wo er am 18. Februar 1828 starb.

Er gab heraus:

- Charaden und Logogryphen. Frankfurt 1817.  
 Gedichte. 4 Thle. Frankfurt 1780 — 82. 4. N. 1821.  
 Lieder zweier Liebenden. Leipzig 1777. — 3. N. 1819.  
 11. N. Wien 1824.  
 Prosaische Schriften. 1r Th. Frankfurt 1784.  
 Singsgedichte. Nordhausen 1772. N. N. in 3 Büchern.  
 Leipzig 1778.  
 Kamlers Leben (vor Kamlers poetischen Werken).  
 Leben des d. N. J. la Botthillier de Rancé. Berlin 1820. 2 Thle.  
 Friedrich Nicolai's Leben. Berlin 1820.  
 Göttinger Musenalmanach 1776 — 77 und 1788.  
 Hamburger Musenalmanach (mit Woff).  
 Journal von und für Deutschland. Götting 1784.  
 13 Stüd.

Ein reicher, feingebildeter, über die Interessen des Lebens und der Welt scharfsinnig reflectirender Geist, zeigte v. G. in seinen Poesien große Wärme des Gefühls, Tiefe der Empfindung, Zartheit und Naivetät, und wußte ein schönes Talent der Darstellung, Reinheit und Correctheit damit zu verbinden. — Seine „Lieder zweier Liebenden“ erwarben ihm einst den Beifall von ganz Deutschland und verdienen um der Wahrheit und Natürlichkeit willen, die sich in ihnen als ein Hauptcharakterzug ausspricht, noch jetzt dankbare Anerkennung; sie werden ihre Wirkung auf ein unverdorbenes, zärtliches Gemüth nie verfehlen, denn die Innigkeit, welche dieselben belebt, veraltet nicht. Noch glücklicher war er in seinen Episteln, einer Gattung, die er auf eine Höhe zu bringen wußte, wie man sie in Deutschland noch nicht gekannt, und in welchen er, obwohl er sich nach ausländischen Mustern in diesem Fach bildete, doch seine Nationalität treu und unvermischt zu bewahren verstand. Hier ist er noch nicht übertroffen worden. Er versuchte sich ferner in fast allen Arten der lyrischen Poesie und in keiner ohne Erfolg, namentlich sind einige seiner Elegien vortrefflich.

### Lieder\*)

#### zweiter Liebenden.

Nach dem ersten nächtlichen Besuche.

Bin ich nüchtern, bin ich trunken?  
 Wach' ich, oder träum' ich nur?  
 Bin ich aus der Welt gesunken?  
 Bin ich anderer Natur?  
 Fühlt' ein Mädchen schon so was?  
 Wie begreif' ich alles das?

Weiß ich, daß die Rosen blühen?  
 Hör' ich jene Raben schrein?  
 Fühl' ich, wie die Wangen glühen?  
 Schmeck' ich einen Tropfen Wein?  
 Seh' ich dieses Morgenroth? —  
 Todt sind alle Sinne, todt!

Alle seid ihr denn gestillet?  
 Alle? Habet alle Dank!  
 Könn' ich so in mich gehüllet,  
 Ohne Speiß' und ohne Trank,  
 Nur so sitzen Tag für Tag  
 Bis zum letzten Herzensschlag.

In die Nacht der Freude fliehet  
 Meine Seele wieder hin!  
 Hörst und schmeckst, und fühlst und siehst  
 Mit dem feinen inn'ren Sinn!  
 O Gedächtniß! schon in die  
 Liegt ein ganzer Himmel mir!

Worte, wie sie abgeriffen  
 Raum ein Seufzer von ihm fließ,  
 Hör' ich wieder, fühl' ich küssen:  
 Welche Sprache sagt, wie süß?  
 Seh' ich Thränen — Komm herab!  
 Meine Lippe küßt dich ab!

Wie ich noch so vor ihm stehe,  
 Immer spreche: Gute Nacht!  
 Bald ihn kochend wieder stehe:  
 Bleibe, bis der Hahn erwacht!  
 Wie mein Fuß bei jedem Schritt  
 Wanket, und mein Liebster mit!

Wie ich nun, an seine Seite  
 Festgeklammert, küßend ihn  
 Durch den Garten ihn begleite!  
 Bald uns halten, bald uns ziehn!  
 Wie da Mond und Sterne stehn,  
 Unserm Abschied zuzusehn.

Ah da sind wir an der Thüre!  
 Lebend hält er in der Hand  
 Schon den Schlüssel. — Wart', ich spüre  
 Jemand gehen, Amarant!  
 Warte nur das Bißchen doch!  
 Einen Kuß zum Abschied noch

Ich verliere, ich verliere  
 Mich in diesem Labyrinth!  
 Träum' ich je, daß ich erfahre,  
 Was für Freuden Freuden sind?  
 Wenn die Freude tödten kann,  
 Triffst du nie mich wieder an.

### Der Frühling morgen.

Dieser Tag ist gänzlich mein!  
 Und der Himmel ist so blau,  
 Und die Erdsyphen Morgenthau  
 Blühen so im Sonnenschein,  
 Und die Zauber laufen so  
 Hinter ihren Täubchen her,  
 Und die Spazier närrisch froh,  
 Zangen in die Kreuz und Quer,  
 Und die Hühner wälzen sich  
 Zu dem warmen Sand herum,  
 Und die Gähne fliegen mich,  
 Blind vor Freuden, um und um;  
 Alle Schnäbel, grab' und krumm,  
 Wägen sich zum Streit und Ruff,  
 Und der Truthahn, stolz und dumm,  
 Steht da, ärgert, brüsket sich,  
 Wie ein junger Kritikus,  
 Und der Pfau, mit seinem Schweif,  
 Tritt einher so fest und steif,  
 Wie die hochgebornen Herrn  
 Mit eckrochnem Ordensstern.

Alles ziehet in die Braut  
 Mues Leben, neue Luft,  
 Mit der Frühlingluft hinein!  
 Alles schenkt' ich heute hin,  
 So zufrieden wie ich bin!  
 Selbst der Bosheit Spötter'n  
 Nähm' ich heute lachend hin,  
 So zufrieden wie ich bin:  
 Denn der schöne Tag ist mein.

\*) Aus: von Götting's Gedichten. Frankfurt 1821. 4 Thle.



Heut ist alles möglich mir,  
Was mir sonst unmöglich ist!  
Willst du lieber, Ruhmbegier?  
Heute sang' ich Eins so schön,  
Wie von einem Mantchen kist:  
Aber, laß mich heute gehn!  
Bringst du Aften, Dienstbegier?  
Heute referir' ich schier  
Aus Geschmiere, bunt und kraus,  
Etwas menschliches heraus:  
Aber packe dich von hier!  
Schade wär' es, diesen Tag  
So verschleudern, so entweih'n.  
Kein' um Ehre, wer da mag!  
Wär' es auch mein Sterbetag,  
Dennoch wollt' ich mich erfreu'n!

Sattelt! sattelt! ich muß hin  
Zu der großen Königin  
Meines Vercens! durch den Hain,  
Ueber Graben, Stod und Stein  
Reit' ich heute ohne Scheu,  
Heut' einmal recht sorgenfrei  
Mit der Sängerin zu sein.

An dem Alesenhöhlenbach\*)  
Wollen wir uns lagern, ach!  
Wollen da so fröhlich sein  
Wie die Vögelchen im Hain;  
Wollen da auf ihrem Schooß  
Tafel halten, und du Moos  
Sollst uns wiegen, und du Hain  
Wollst ein Wiegenlied dazu  
Singen, und du Linde dir  
Statt des Sonnenlichtes sein.

Kumt den Rappen! ich muß hin  
Zu der Liebesfängerin!

Welt! wie bist du heute schön!  
Was da siehet, harret dich an,  
Doch, wer Mantchen sehen kann,  
Wird auf dich nicht lange seh'n;  
Und, o Glück, ich bin der Mann!  
Und die deutsche Sappho soll  
Ruh'n in diesem Arme hier?  
Gib! tauschest du mit mir?  
D gewiß, du tauschest wohl,  
Aber ich nur nicht mit dir.  
Hast Guinea's Säcke voll,  
Geh, und laufe denn dafür  
Ihre Freud' und ihren Scherz,  
Ihre Lieber und ihr Herz!  
Denk' einmal, das kostet mir  
Nur ein wenig, wenig Schmerz.

Bringt den Rappen! ich muß hin  
Zu der Freudengeberin!

Zwar ihr Herz ist immer mein:  
Aber ach! die Hand! die Hand! —  
Zwingt mich nicht in kein Band,  
Liebes Glück! sie sträubend ein!  
Laß sie, laß sie mein noch sein!  
Und, wo nicht, so bitt' ich dich,  
Wiege heute Sie und mich,  
Brust an Brust, zum Schlummer ein,  
Aus dem Rausch der Freuden, ach!  
Mit dem Morgenrotte, wach  
In Elysium zu sein.

### Flur und Wald.

Wer darum nur die Morgenröthe grüßet,  
Nur darum gern durch Saat und Hecken streicht,  
Weil's ihn ergötzt, wenn, durch sein Blut erreicht,  
Ein Huhn die rothen Henglein schliefet:

Wer darum nur zum reinen Himmel blicket,  
Nur darum seufzt: Wo bleibt der Abendstern?  
Weil er im Lerchengarne, ach! so gern!  
Das Köpfchen voll Gesang zerdrückt;

Wer darum nur dem Lärm der Stadt entfliehet,  
Nur darum in dem Rohr der Teiche ruht,  
Weil er so gern den Hecht, betriefft mit Blut,  
Am Widerhaken zappeln siehet:

Der biete nie mir seinen Arm zum Gange  
Durch Flur und Wald, wo mir die Lerche singt,  
Das Rebhuhn jirpt, der Hecht im Teiche springt;  
Beg mit dem Mann! Er macht mich bange.

Nimm du, o Freund, mich auf in deine Arme!  
Mit dir ging ich, ich wußte nicht, wie welt!  
Du freuest dich, wenn ein Geschöpf sich freut,  
Und härmst dich mit bei seinem Darne.

### Alles, nur nicht die Ruhe.

#### An Mantchen.

Ein jeder Schurk ist Herr von meinem Leben,  
Wie Ravallac von Heinrich's Leben war;  
Was sollt' ich denn vor dir, o Tod! noch beben?  
Es ist mein Leib! — mein Geist — lacht der Gefahr!

Ein jeder Brand ist Herr von meinem Gute:  
Was hing sich mein Herz an diesen Land?  
Nur wenig Glück brauch' ich bei meinem Ruthe,  
Und diesen Ruthe setzt keine Flamm' in Brand.

Der König ist zwar Herr von meinem Range,  
Aber zum Glück nur in der Körperwelt:  
Was wär' ich viel für seinen Titel bange?  
Wenn Welfen nur mein Name noch gefällt.

Drum, was du thun willst, Schicksal! nun das thuet  
Verfolgt du mich: ich bleibe willig seh'n;  
Du, Mantchen, nur, bist Herr von meiner Ruhe,  
Nimmst du mir die, dann ist's um mich gescheh'n!

### Ist sie von Adel.

Auf meines Vaters Wappen seh'n  
Nicht Helme oder Fahnen,  
Aber sein Geist war engelshn,  
Und meiner Mutter Ahnen:  
Ein frommes Herz und guter Sinn:  
Wohl mir, daß ich kein Fräulein bin!

Mein Vater scharr'te Thaten nur,  
Nicht Louisdor zusammen;  
Sein Welt war mild wie die Natur,  
Und rasch wie Feuerflammen  
Zum Geben, langsam zum Gewinn:  
Wohl mir, daß ich nicht reicher bin!

Ein schläfrig Auge, das bei dir  
Zuerst sich aufgeschlossen,  
Sah die Natur zur Wittigst mir,  
Und tausend Sommerproffen  
Statt eines Gräbchens in dem Kinn:  
Doch gut, daß ich nicht schöner bin.

Wär' ich ein Fräulein! Könnt' ich dich  
So seh'n und Better nennen?  
Und wär' ich reich! wie wärd' um mich  
Der Durst nach Golde rennen?  
Und wär' ich schön; das Stugerheer  
Macht' endlich eine Marcin mehr.

Kein Fräulein, und nicht schön, nicht reich,  
Ging Eigennuz und Adel  
Und Stuger mir vorbei, denn gleich  
Sah jeder meine Tadel.  
Nur du allein bleibst vor mir seh'n;  
Bin ich nicht edel, reich und schön?

\*) Eine Gegend bei Glettenberg, in der Grafschaft Sosenstein.

## I m H e r b f t.

Sieh', Amarant, wie werden an der Laube  
Die Blätter gelb und roth!  
Horch! wie da schon der Nord, zu seinem Raube  
Sie abzuholen, droht!

Was wird uns nun im Bollmond' noch verdecken?  
Kalt sei die Nacht; für mich  
Ist's warm genug; doch wird kein Schnee entdecken,  
Wer durch das Pförtchen schlich?

Wird nicht der Gänse Schnattern, nicht das Knarren  
Der Thüren, das Gebell  
Der Hunde, dich verrathen? Welch' ein Parren  
Für mich, am Kammerthwiel?

Ein jeder Laut ruft da gewiß dem bangen,  
Verzagten Herzen zu:  
Horch', Mante! deine Mutter kommt gegangen,  
Und, was sie sucht, bist du!

Doch, den sie finden wird, auf leisen Sohlen  
Einschleichend, wie ein Dieb,  
Der, — ha! wie steht sie staunend und erschrocken! —  
War heut ihr noch so lieb!

Nein! lieber Mann! wo willst du sonst mich sprechen?  
Und finden sollst du mich!  
Nur solch ein schönes Mutterherz zu brechen —  
Ich liebe sie — wie dich.

## A n i h r H a l s t u c h .

Gleich ihr, so prunklos, so bescheiden!  
Und doch — um Goldstoffs tauscht' ich's nicht  
Es weiß allein um ihre Leiden,  
Und sah allein bei Mondenlicht  
Des Mädchens stille Thränen rinnen,  
Und fing sie im Verborgnen auf,  
Und hört' allein ihr Seufzen: Weg von hinnen!  
Hinauf! zu Gott hinauf!

Auch meine Thränen hat's getrunken,  
Als ich — o Nacht des neunten März! —  
An ihren Busen war gesunken  
In Lieb', in Mitleid und in Schmerz.  
Da stand der Puls der Aeren stille,  
Da schlossen Augen sich und Ohr,  
Da hob nicht mehr selbst diese leichte Hülle  
Ihr Busen noch empor.

Sie gab mir, wach aus diesem Schlummer,  
Von unsern Thränen noch beneht,  
Dich, Zeuge sonst von meinem Kummer,  
Und meiner Freude Zeuge jetzt.  
Sei du durch's Leben mein Begleiter;  
Mehr wirkst du, als ein Talisman.  
Die dich mir gab, war selbst bei Schmerzen heiter,  
Und duldet' als ein Mann.

## N a c h d e r V o r s t e l l u n g v o n R o m e o u n d J u l i e .

So kann denn selbst die fromme, treue Liebe  
Der große Sturm zu Schiffbruch sein?  
Ich träumte sonst, ihr leises Lüftchen triebe  
Den leichten Nachen dieses Lebens  
In deinen Port, o Ruh! hinein?

Ach! seh' ich dich den Todesbecher trinken,  
So will ich fort, Romeo, will ihn dir  
Entringen, will dir hin zu Füßen sinken,  
Mich um dich klammern, schluchzend bitten:  
Bleib', große Seele, bleib' doch hier!

Doch, Julie! wenn du nicht einen Tropfen \*)  
Für dich hast, dann beweine' ich dich!  
Ruf nicht die Angst den Lebensnekt verköpfen?  
Dann laß ihn fließen, und er windet  
Durch Stumpf' in's Thal des Todes sich.

Sieh, Amarant! auch mich kannst du verküeren.  
Geschleht's, beweine du mich dann!  
Doch auf den Pfad des Todes dich zu führen:  
Das soll es nicht! denn Daß dem feigen,  
Und Liebe dem beherzten Mann!

Das soll es nicht! Es könnt' uns ewig scheiden;  
Und fliegt mein Geiß zum Himmel hin  
Schon jetzt voraus, die zweite meiner Freuden  
Ist, dort auch, die: daß ich auf ewig  
Bei deiner Liebe selig bin!

Das soll es nicht! des Herzens voller Güte,  
Des Kopfs voll Geiß ist diese Welt  
Kaum werth, allein bedürftig; und was blühte  
So frisch der Lorbeer, den die Ehre  
Für dich in ihren Händen hält?

Wenn aber du den Reich (dem Thoren — trübe,  
Dem Weisen — klar), noch vor mir leerst —  
Ach! bin ich nicht ein Mädchen? und voll Liebe?  
O guter Gott! und all' ihr Engel!  
Mir, mir den Lohrestrank zerst!

## A n N a n t e n .

Nach einem Brande.

Ich hatte diese Nacht mich kaum  
Zum Schlummer hingestreckt,  
Da ward ich, ach! aus süßem Traum  
Schon wieder aufgeschreckt.

Die Trommel ging, die Glocke klang,  
Der Wächter stieß in's Rohr,  
Aus jeder Thür und Fenster sprang  
Ein bloßes Hemd hervor.

Wie stob ich aus dem Bett heraus!  
Mein süßer Traum verschwand,  
Mein Ruth dazu, des Nachbars Haus  
Stand lichterloh in Brand.

Bild, Loß und Lieber! bleibt nur mein!  
Kommt! folgt mir bis in's Grab!  
Und nun, mein Hänschen, muß es sein,  
Nun wohl! so brenn' jetzt ab!

Auf unsern Kirchhof lief ich da  
Mit meinem Schaß, und stand  
Und küßte dein Portrait, und sah  
Gelassen in den Brand.

Dein Schußgeiß, welcher über mir  
Dein Bild mich küßen sah,  
Sprach zu der Flamme: Stehe hier:  
Und plötzlich stand sie da!

## A l s d e r e r s t e S c h n e e f i e l .

Gleich einem König, der in seine Staaten  
Burdig als Sieger feiert, empfängt ein Jubel dich!  
Der Knabe balgt um deine Pfaffen sich,  
Wie bei der Krönung um Dufaten.

Selbst mir, obschon ein Mädchen, und der Kirche  
Lang nicht mehr unterthan, bist du ein lieber Gast;  
Denn siehst du nicht, daß du die Erde hast  
So weich belegt, wie ich mich spüte?

\*) Aus Romeo's Giftbecher.

Zu fahren, ohne Segel, ohne Räder,  
Auf einer Kruschel, hin durch weissen Flor,  
So sanft, und doch so leicht, so schnell, wie vor  
Dem Westwind eine Flaumfeder.

Aus allen Fenstern, und aus allen Thüren,  
Sieht mit der bleiche Reid aus hohlen Augen nach,  
Selbst die Matrone wird ein laises Ach!  
Und einen Wunsch um mich verlieren.

Denn der, am den wir Mädchen oft uns stritten,  
Wird hinter mir, so schlank wie eine Lanne stehn,  
Und sonst auf nichts mit seinen Augen sehn,  
Als auf das Mädchen in dem Schlitten.

An Nantchen.

Dank für das Glück ihrer Liebe.

Daß mir diese Welt mit allen  
Ihren Narren wohlgefällt;  
Daß, vom Dummkopf angefallen,  
Von dem Reider angebellt,  
Rach' und Spott zurücke prallen:  
Dafür nimm, du Sauberin,  
Diesen Kuß zum Danke hin!

Daß ich keine Sorgen nähre,  
Litel nicht erschmeicheln mag,  
Bunt Gepränge gern entbehre,  
Kurz, daß mir ein froher Tag  
Mehr ist, als ein Jahr voll Ehre:  
Dafür, holde Schmeichlerin!  
Nimm dies Lied zum Danke hin!

Daß in zärtlichen Gesängen  
Deine Liebe sanften Schmerz  
Mit der Freude weiß zu mengen,  
So daß Schauer in mein Herz  
Sich wie Meereswogen drängen:  
Dafür nimm, du Sängerin,  
Thränen statt des Dankes hin!

Daß ich oft zur Sternenhöhe  
Wald mit heiterm Angesicht,  
Wald mit stillen Thränen sehe;  
Daß ich dann um Güter nicht,  
Nur um dich und Weisheit stehe;  
Dafür, du Befehrerin!  
Nimm mein Herz zum Danke hin!

Zum Gedächtniß des fünfzehnten Julius.

Bei deines Morgens erstem Sonnenstrahle,  
Steh' ich, dich mit Gesang erwartend, dankbar da,  
Dich, o du Tag, an dem zum ersten male  
Ich Amaranthen sah.

Die schwarzen Locken trocken noch von Regen,  
Und hingen, wie sein Frack, im Wirrwar um ihn her:  
Wir Mädchen alle waren zwar verlegen  
Dabei, allein nicht er.

Mit seinen Augen, blau wie junge Wellchen,  
Blickt' er uns lächelnd an. Als er so über sah  
Den bunten Kreis, ruht' er auf mir ein Wellchen;  
O Herz! wie schlugst du da!

Gleich aber wandt' er seine Adlerblicke  
Von meiner Röhre weg, sucht einen Weissen sich,  
War um ihn her, wie um ein Licht die Mücke  
Und ach! vergessen ich.

So gleichen wir den Puppen denn im Schache,  
Womit der Mann von Geist kaum zur Erholung spielt?  
Und mehr bei dem Geschwätz von einem Bache  
Als bei dem unsern fühlt!

Encyl. d. deutsch. National-Lit. III.

Ha! sollte da mein Blut nicht stärker wallen?  
Sagt, welches Mädchen nicht auch Eitelkeit beßet?  
D hätt' ihm nicht mein frohes Herz gefallen:  
Was, Nante, wärst du jetzt?

So aber sit' ich hier in einer Laube,  
Die diesen Mann und mich in künft'ger Nacht verdeckt,  
Und dann in Deutschland, wie ich glaube,  
Die Glücklichen bedeckt.

An Nantchen.

Als er erfuhr, daß sie ihre Hand an einen Andern  
Überlassen wolle.

Ha! nun kenn' ich endlich deine Lücke!  
O du Falsche! o du Duhlerin!  
Sieh! zerrissen hab' ich deine Stricke!  
Dich verlieren ist für mich Gewinn!  
Schandel! Schandel! daß durch deine Blicke  
Jemals ich bezaubert worden bin!  
Aber welches Aug' auf Ebeden ist  
Scharf genug für deine Schlangenklist?

Hast du nicht bei Mondlicht manche Stunde  
Ach! so gern an meiner Brust geruht?  
Weggelüßt mit deinem Feuermunde  
Meiner Augen milde Thränenfluth?  
Und verließ, im Riesenabhlengrunde,  
Deine Jugend nicht zuerst der Ruch?  
Aber ich, du weißt es wohl, ich rang  
Mit der Wollust, bis ich sie bezwang.

Und warum dieß Ringen? Sieh! gesehen  
Will ich's dir, aus Jugend rang ich nicht!  
Zwar ich hörte willig auf ihr Flehen,  
Aber in dem Tumult! — was ist Pflicht?  
Nur, dich in voraus schon weinen sehen,  
War für mich mehr als das Weltgericht.  
Lieber mir den Tod, als dich betrübt:  
Sage, wer hat zärtlicher geliebt?

Rede nun, wo bleiben deine Schwüre?  
Schwurst du, sicher zu betrügen, sie?  
Nicht genug, daß ich dein Herz verliere,  
Sondern wie verliert' ich's, Falsche, wie?  
Gibst du dich nicht einem wilden Thiere?  
Denn was ist der sonst, der seine Knie  
Mit Geschenken vor dir biegt,  
Und, mit Brunst im Auge, Liebe lügt?

Geh' denn! hole Amaranthens Lieder,  
Die er oft um Mitternacht erkann;  
Geh und gib ihm seine Briefe wieder;  
Der sie schrieb, war ein bethörter Mann;  
Und ein jeder Tropfen, der hernieder  
Auf das Lob von einer Falschen rann,  
Brenne nun in schlummerloser Nacht  
Zu dem Auge, das der Treue lacht!

O! ihr Kisse! die sie meinen Wangen  
Zu der Nebenlaube aufgedrückt,  
Werdet so viel Bisse falscher Schlangen!  
Wenn sie in dem Garten Weissen pfückt!  
O! du Druck der Hand! womit vergangen  
Sie mich noch zum letzten mal berückt,  
Presse doch ihr schwurvergessnes Herz,  
Wenn die Reu' erwacht, mit Folter-Schmerz!

Und ihr Tropfen Schweiß, die mir entfielen,  
Wenn ich zu ihr eilt' in fremder Tracht,  
Drohende Gefahren mir zu Spielen,  
Nacht zum Tage, und den Tag zur Nacht,  
Oder in dem hohen Schnee zu wühlen,  
Zum Vergnügen, (ach! für wen?) gemacht:  
O ihr Tropfen! badet feuerheiß  
Ihre Stren' dereinst im Todes-Schweiß!

Schrecklich macht sie dieser Lieb' ein Ende,  
Welcher keine gleich an Freude war,  
Aber auch, von einer Sonnenwende  
Bis zur andern gleich an Untreu' war.  
Doch, was ist das? Himmel! ich verschwende  
Diese Thränen, Mante! noch sogar?  
Strafe dich der Himmel nicht dafür!  
Sa! dein eigen Herz vergebe dir!

### An Mantechen.

Warnung vor ihren neuen Liebhaber.

Ach! gelassen, nicht mit Grimme,  
Bitt' ich dich noch einmal um Gehör;  
Doch kennst du meine Stimme,  
Die dir sonst bezaubernd klang, nicht mehr?  
Fürchtest du, der Schwermuth Klagen  
Möchten dir am Herzen nagen?  
Fürchte nichts! ich liebe dich zu sehr!

Kannst du jetzt dich noch besinnen,  
Armes Mädchen, so besinne dich!  
Glaube, meine Thränen rinnen  
Mehr um deine Blindheit, als für mich.  
Sei aus meinem Arm entronnen,  
Stürze nur nicht unbefonnen  
Dhn' Erretten in den Abgrund dich!

Welcher Trank hat deine Sinnen,  
Deine Sklaven, wider dich empört?  
Gibt es jetzt noch Zauberrinnen,  
Wie David und Artoft sie lehrt?  
Gab auch die Natur dem Weibe  
Schwächern Geist, bei schönern Leibe,  
Dennoch ward so schwach er nicht genährt.

Iwar die Liebe trotz Barbaren  
Thränen für den Kuß der Hirtin ab,  
Lehret den Verschwendend sparen,  
Deffnet Selzigen des Goldes Grab;  
Brich, wie Glas, durch jarde Hände  
Stab' und Regel; hohe Wände  
Springt die Freiheit selbst durch sie herab.

Laß sie mit den Thoren scherzen,  
Mit zwei edlen Seelen scherzt sie nicht!  
Durch die Sympathie der Herzen  
Lockt sie hier, und dort mit dem Gesicht.  
Was den stillen Fische emporet,  
Selbst was Täubchen girren lehret,  
Das verdient den Namen Liebe nicht.

Nicht des Plato Schwärmerzeiten,  
Nicht Petrarachs süße Traurigkeit,  
Nicht la Farre's Ländeleien,  
Nicht der Wollust sei mein Herz gewelht.  
Aber etwas von dem Allen  
Wag' in meinem Blute wallen,  
Wo die Jugend Ebb' und Flut gebeut.

Diese Mischung trinkt mit Freuden,  
Die von Tausenden nur Einer kennt.  
Aber hatte nicht uns beiden  
Dies Geheimniß die Natur gegönnt?  
Wird — wie soll ich wohl ihn nennen? —  
Wird auch der es jemals kennen,  
Welchem jetzt dein Fuß entgegen rennt?

Wird sein Herz wie Wachs zerfließen?  
Wenn er ja noch deine Liebe liebt!  
Wird sein Geist den Kuß verfließen,  
Den sein Mund von deinem Munde küßt?  
Wird vor deinem Melodien  
Wohl sein Eigensinn entfließen,  
Wenn der Ekel seine Freuden frist?

Wird er mit des Wiges Kerze  
Je die Nacht auf deiner Stirn zerstreuen?  
Wird er deinem stummen Schmerze  
Seine trößberedte Zunge lehn?  
Wird er weinend auf dich blicken,  
Seufzend die die Hände drücken,  
Wenn Clarissen Ungeheuer drän?

Noch bei granem Sternenhimmel  
Wird er weg von deiner Seite stehn,  
In dem Hund- und Rossgestimmel  
Froh und wild hinaus zum Norden ziehn,  
Und bedeckt von Blut und Staube  
Wird er stehn bei seinem Raube,  
Dhn' um deinen Kuß sich zu bemühen!

Aberwig des Lahmen Boten\*)  
Deffnet ihm der Weisheit goldnes Thor,  
Lieblicher als Hillers Notzen  
Dünket Caro's\*\*) Wellen seinem Ohr;  
Eine Wolke seines Brauens  
Lebt zu himmlischem Erkaunen  
Als der Flug von Klopstock ihn empor.

Wenn aus ahnenreichen Bäumen  
Sein Burgunder frechen Unfinn schreit,  
O! wie wirst du heimlich trauern,  
Wenn man so dein heilig Ohr entweicht;  
Daß dein Blut herausgegangen  
Aus den Behen in die Wangen,  
Wie dein Auge jeden Anblick scheut.

Reize, die ich dann noch fände,  
Wenn sie schon ein Raub der Jahre sind,  
Nehmen schnell bei ihm ein Ende,  
Denn sein Aug' ist für die Seele blind.  
Willst du weinen? willst du zürnen?  
Wenn ihn eine deiner Dirnen  
Mit der Herrschaft über dich gewinnt?

Wagt' ich je den Stolz, zu sagen:  
Ich verdiene dich, der Mädchen Preis?  
Das Vergangne will ich tragen;  
Kannst du mich nicht lieben? Nun, so sei's!  
Ich will selbst zuerst dich weissen,  
Schenke nur dich einem Weissen,  
Der dich, so wie ich, zu schätzen weis.

Als der Kummer über Mantechen's Wankelmuth ihm  
eine Krankheit zuzog.

Ganze Tage, ganze Nächte  
Sitz' ich hier, auf meine Rechte  
Dieses kummerschwere Haupt gestützt;  
Elge weinend, und betrübe  
Meinen Geist, daß deine Liebe  
Nun ein And'rer, falsches Herz! befißt.

Thöricht such' ich da nach Gründen,  
Wo die Hoffnung, Grund zu finden,  
Wie so kühn sie immer sei, verzagt.  
Kann ich mir begreiflich machen,  
Was die Seele nie im Wachen,  
Selbst im Traum zu denken nicht gewagt?

Sage mir, daß Waterbitten,  
Mutterthränen dich besritten,  
Daß dein Kummer deinen Rath verzehrt,  
Daß sie unter Thränengüssen  
Dir die Hand nur weggerissen,  
Aber daß dein Herz noch mir gehört.

Sage das! ich will es glauben,  
Will mir das Bewußtsein rauben,  
Daß ich selbst den falschen Balsam gab;  
Denn bei so viel tausend Schwüren,  
Ungetreue! dich verliere,  
O! das foitert langsam mich in's Grab.

Oder kannst du jene Scenen,  
Jenes Schmachtes, dieses Sehnen,  
Jene Seligkeit und diese Pein,  
Kannst du die die mit deinem Bilde  
Zilgen in mir? Sei so milde!  
Meine letzte Bitte soll es sein.

\*) Ein politisches Wort, sonst der hinkende Staats-  
bote genannt, das in der Gegend häufig von den Landbesessenen  
gelesen wurde.

\*\*) Name eines Jagdhundes.

Kannst du das nicht, Ungetreue!  
Nun wohl! sieh her und freue  
Deines Werkes, meiner Qualen dich!  
Wen ein schleichend Gift verzehret,  
Stirbt entselig, doch verherret  
Nicht entseliglicher der Kummer mich?

Glaube nicht, daß vor dem Grabe  
Je dieß Herz gezittert habe;  
Ohne Klopfen geht es noch dahin!  
Gern verzehret es deine Lücke,  
Ließ es dich nur nicht zurücke,  
Und zurück — als eine Mörderin!

Als er seinem Tode entgegen sah.

Meine Thränen sind geweint!  
Meine Seufzer sind versogen!  
Ruhig bin ich, keinem feind,  
Selbst nicht der, die mich betrogen.  
Swar wie liegt die Würdigkeit  
Schwer auf meinem ganzen Wesen!  
Aber nur noch kurze Zeit,  
Kraanker! und du bist genesen!

O! dem Efel sei es Dank,  
Daß er gern den Gram begleitet,  
Daß er gültig Speiß und Trank  
Mir mit Bermuth zubereitet;  
Denn in jedem Bissen Brod  
Und in jedem Tropfen Weine  
Nähm' und tränk' ich spätern Tod  
In die schmachtenden Seelene.

O! zum allerersten Mal  
Sich' ich mich vergnügt im Spiegel;  
Welch ein dürrer weißes Thal  
Sind jetzt diese Rosenhügel  
Meiner Wangen? wie so klein,  
Wie so düster diese Sonnen?  
Suada, Schertz und Schmeicheleien  
Sind von meinem Mund entronnen.

Nur noch wenig, wenig Fluth  
Zerbricht des Herzens träge Mühle;  
Bald, ihr müden Fäße, ruht,  
Ruht euch aus am nahen Ziele!  
Ach! Gehirn! dein Feuer macht  
Meines Lebens Abend schwüle.  
Aber seh! da kommt die Nacht!  
Diese bringet mich in's Kühle.

Lohnenacht! sollt' ich in dir,  
Ungewiß, wie lange, schlafen?  
O! wie könnte schon mich hier  
Die Natur wohl härter strafen?  
Schlafen oder nicht mehr sein,  
Das ist Eins, eh' er's erfähret;  
Ruhe werde dem Gebein!  
Und Gefühl dem Geist gewähret.

Wieder wachen wirst du, Geist!  
Swar wie liegt die trockne Hülle,  
Die der Schmetterling zerreißt,  
Gleich als schlief er noch, so stille?  
Aber sieh! dort steigt er schon  
Auf die blaue Wellen: Aue,  
Sauget Honig aus dem Wohn,  
Ober trinkt vom Rosenthau.

Doch, o Seele! sei auch wach:  
Wirst du diese Welt nicht wissen?  
Wirst du noch von Mäntchen (ach!  
Dort gewiß mein Mäntchen) wissen?  
Wirst du, oder wirst du nicht? —  
Nicht! — Entsetzen! Tod! Erbarmen  
Schone! sieh! mein Herz zerbricht!  
Mörder! fort aus meinen Armen!

Ähnung? Traum? was ist es? wie?  
Bleibt mein Mäntchen in mir leben?  
Bleib' ich hier? und werb' ich sie  
Wie die dichte Luft umgeben?

Wann die Neu' in ihr erwacht,  
Werd' ich Tröster sein, nicht Rächer?  
Werd' ich? — Leben! gute Nacht!  
Sib mir, Tod! den Schlummerbecher!

### Zur Versöhnung.

Brause nicht mit deinen Flüssen länger  
In des abgehärmten Mädchens Ohr;  
Dessne du nicht selbst, geliebter Sängler,  
Ihr das Todesthor.

Denn vielleicht, nur eben durchgegangen,  
Wärd' es schon vor deinen Blicken klar,  
Und du sähst zu spät, statt der Schlangen,  
Ellen um mein Haar.

Steh' und poche dann! Wird er dich hören?  
Nieg' und bettle deine Kniee wund:  
Werd' ich darum jemals wiederkehren  
Aus des Todes Schlund?

Mit Gewalt — ich kenne deine Stige!  
Sprengst du, mich zu suchen, wohl das Thor;  
Aber ach! du bringst zu meinem Stige  
Mit Gewalt nicht vor.

In dem Lande, wo man nur die Treue  
Und den Frieden, ihren Bruder, kennt,  
Wißt man nicht, was dieser Erdball Neue  
Der Thränen nennt.

Hier, nur hier, ist's möglich, deinen Jammer  
Umzuschaffen in der Liebe Ruh';  
Führe denn, o Liebe! meiner Kammer  
Heut' ihn wieder zu!

### A n t w o r t.

Noch immer dreht sich unter mir die Erde,  
Noch lehn ich mit der Stirn' mich an die Wand;  
Es ist zu viel, daß ich so glücklich werde,  
Ich, der am Grabe stand.

So glücklich! und doch fang' ich an zu weinen?  
So glücklich! und doch werd' ich so betrübt?  
O Gott im Himmel! Mäntchen hätte keinen,  
Als mich allein geliebt?

O! jeder Babe mag mich jetzt verfluchen,  
Und kumm will ich, versenkt in meinen Gram,  
Ein Plätzchen nur zu meinen Fäßen suchen,  
Für meiner Augen Scham!

Um gegen die sie morgen aufzuschlagen,  
Aus deren Arm muthwillig du entronnst,  
Die morgen wird so sanft und zärtlich fragen:  
„Liedst du mich noch wie sonst?“

O weh mir! Immer tiefer wird die Wunde!  
Denn Jahre lang erträg' ich ihren Born;  
Doch ihre Güte — ach! schon eine Stunde  
Bermalmt mein Herz wie Korn.

Hier bin ich, liebes Mädchen! ein Gerippe,  
Wie deine Hand mich aus dem Grabe zieht,  
Doch einen Kuß auf die verblaßte Lippe,  
Und dein Berwelkter blüht!

### E l e g i e n.

#### Auf Bürger's Tod, 1796.

Kaum vermocht' ich vor ihm mein schwimmendes Auge  
zu bergen,  
Als ich, Jahre getrennt, endlich ihn wieder umsing!  
Feuer im Auge, wohin? — Zu todt'er Asche vorglommen!  
Und du Stimme voll Klang? Tief in den Busen  
versenkt!

Thränen erpreßt mir der Sohn, den Kummer und  
Liebe

Mit einander gezeugt, zärtlich die Muse gefüllt.  
Als auch diese zulegt, gleich einer alternden Kanne,  
Immer launichter ward, winkte der freundliche Tod.  
Und ich traure nicht mehr, obgleich ich ihn scheiden ge-  
sehen,

Rehrt er gleich nimmer zurück, dieser mein ältester  
Freund.

Endlich hätte vielleicht mein lange vergeßliches Streben  
Ihn mit dem Boden vereint, dem er so lieblich entsproß.  
Blüthen trieb er auf ihm, doch seine goldenen Früchte,  
Wie sie der Himmel Petrarca's selten zu reifen vermag,  
Trug er, — unglückliche Wahl! am fremden Ufer der  
Leine,

Aber ein zeitiger Herbst welkte die Blätter zu früh.  
Doch ich traure nicht mehr, denn selbst an's Ufer der  
Epyree,

Ober und Saale verpflanzt, hält' er nicht länger  
gegrünt.

Vormals konnt' ich ja bloß mit meinen Thränen ihn  
nehen,

Jetzt kam aber zu spät freundliche Sorge für ihn \*).  
Rein! ich traure nicht mehr. Er windet aus bleiernem  
Schlase

Nicht am Morgen sich noch mühevoll dehnend empor,  
Ungewissen Erfolg im Auge des Arztes zu lesen,  
Das an der Grenze der Kunst trübe zur Erde sich senkt.  
Ihm verwandelt nicht mehr Bocages betrogener Eh'mann,  
Den ein Fremder belacht, plötzlich in Halle den Wein.  
Und nun ruhst der Streit des Geistes, der immer nach  
Thaten,

Und des Körpers, der stets sich nach der Ruhe gesehnt.

So, so sank er dahin im schönsten männlichen Alter,  
Den ich schon herzlich geliebt, als er dem Reize  
noch glich,

Als sein kräftiger Arm den Federball über die Spitze  
Jenes Denkmals trieb, das sich einst Franke gebaut \*\*).  
Warum kehrest du nicht zurück zur wartenden Heimath?  
Hofftest du leichtere Bahn, irgendwo größeren Preis?  
Du! am Ufer der Lein' ein Fremdling! Hätte die Epyree  
Dem Verdienste vielleicht engere Schranken gesetzt?  
Ach! dort liehest du dich mit Schnürren binden von Amorn,  
Zwar aus Myrthen geknüpft, aber so haltbar wie Hans.  
Dennoch verziehen wie leicht dem ausgewanderten Freunde,  
Denn der Gebundene war froher als nimmer zuvor.

Wie zufrieden er saß bei seinem ländlichen Mahle!  
Denn mit eigener Hand hatt' er die Bohnen gelegt,  
Selbst gebrochen das Obst, und selbst gewölbt die Laube,  
Die dem brennenden Strahl Gattin und Freunde  
verberg.

Wie so ruhig er schlief in seiner realistischen Hütte!  
Denn er hatte des Amts treulich am Tage gewahrt.  
Konnt' er wohl glücklicher sein? Ein Landmann, Welfer  
und Dichter,

Einig mit Andern und sich: Konnt' er wohl glück-  
licher sein?

Jüngling! hüte dein Herz! Ach! dünke gegen die Schönheit  
Wie dich weise genug, nimmer dich stärker als sie.  
Lob verdient die Flucht und Tadel der mißliche Zwei-  
kampf,

Der des biedersten Mannes Herzen den Untergang  
droht.

Haß der Kräfte du mehr als Bürger? Mächtigst du  
wissen,

Welchen gewaltigen Kampf Jahre lang dieser bestand!  
Doch, wenn nicht der Tod, so sieget am Ende die Liebe.  
Wenn man sich ihrer Gewalt fedlich zu trogen vermißt.  
Sei es dem noch vergönnt, der, gleich dem germanischen  
Spieler, \*\*\*

Seine Freiheit sogar seget aufs trügliche Spiel.  
Aber die hatte bereits der zärtliche Säng' verloren,  
Und so ward es ein Kampf, Himmel! auf Leben  
und Tod!

\*) Der Verfasser hatte sich für Bürger verwendet, ihn als  
besoldeten Professor in Halle anzustellen, und große Hoffnung,  
dies bei der ersten Vacanz erfüllt zu sehen, als Bürger korb.

\*\*) Das Pädagogium zu Halle, auf dem Bürger und der  
Verfasser zu gleicher Zeit erzogen wurden.

\*\*\*) Tacitus, von den Sitten Germaniens, im 23. Cap.

Einem Studium gleich saß er bei'm ländlichen Mahle,  
Denn er hatte nicht mehr selber die Bohnen gelegt.  
Jede Stunde der Nacht vernahm er das Krähen der  
Hähne,

Denn der vergangene Tag füllte mit Träumen die  
Nacht.

Gab um einen Preis, der ihm selbst Thränen erpreßte,  
Gleich die verlorene Ruh' Hyänen ihm wieder zurück,  
D so gab er doch nicht, (wie konnt' er?) den Frohsinn  
ihm wieder,

Dem, ein schweres Gewicht leichter zu fühlen, genügt.  
Dennoch hätte vielleicht die zweite Pflegerin lange  
Frei von Falten die Stirn ihm zu erhalten gewußt;  
Sie, die ein hohes Lied selbst fremder Barden verdiente,  
Tausendfach mehr noch seins, das ihr Unsterblich-  
keit gab?

Sie, die Alles für ihn erduldet, Alles geopfert,  
Seine Freude zu sein! — wurde, verschwendend, sein  
Schmerz.

Witten im frohen Gewähl der Jünglinge schwankte sein  
Leben,

Wenn ein düsterer Gram Leben zu heißen verdient.  
Siehe! da bringet ein holdes Geschöpf, die Thräne des  
Mitleids

In dem Auge voll Geist, Lieder im rosigem Mund,  
Ihm aus Schwaben ihr Herz, zufrieden, sände der  
Wittwer

Nur zur Hälfte darin seines Verlustes Ersatz.

Was bedurft' es denn mehr, die Seele des Dichters zu  
wecken,

Der, so dürftig er war, höher dieß schätzte als Gold?  
Ach! es spornete so lange des Eremiten Entschlüsse,  
Bis der gefährliche Sprung nicht mehr ein Wagemuth  
schien,

Bis er, taumelnd, vergaß, ob eingefallene Wangen,  
Und ein Auge, das kaum Sternengeflimmer noch glich,  
Lange der Schwärmerin wohl auch da zu gefallen ver-  
mühten,

Wo der Adonen ein Heer Augen und Ohren bestärmt.  
Rein! ich traure nicht mehr. Er wandelt im Lande der  
Ruhe,

Frei von dem feurigen Blut, welches sein Treiber  
hier war.

Ein zu zärtliches Herz — was werfet, ihr kälteren Tadel,  
Sonst dem Säng'er noch vor, kanntet ihr anders  
sein Herz?

Aber ihr kennt vielleicht nur seiner Leier Gesänge?

Also — dieß schworet sein Freund! — grade sein  
kleinstes Verdienst.

### Marcus Herz,

gestorben den 20sten Januar 1803.

Tausenden, (und auch mir!) hat er das Leben verlängert,  
Nur das seinige hat leider! sein Eifer verkürzt.  
Und doch hält' er so gern sich länger des Lebens gefreuet;  
Aber federleicht wog es ihm gegen die Pflicht.  
Läuschend mit spähdendem Blick, erforscht an der dunkelen  
Werkstatt

Der Natur sein Geist ihre verheimlichte Kraft.  
Hofft' er, irgend den Kreis des menschlichen Wissens und  
Wohlfleins

Noch erweitert zu sehn, um eine Linie nur:  
Wie erheiterte sich sein Auge! Wie freut' er der Nachwelt  
Glückes sich im voraus, gleich als genöß er es selbst.

Eine Gattin war sein, mit immer noch blühenden Reizen,  
Hatte der Lenze sie gleich zwanzig schon mit ihm verliebt.  
Doch es konnt' ihr Reiz im ersten Frühlinge schwinden,  
Klein war dieser Verlust, blieb ihr der schönere Geist,  
Bleib der zarte Scherz nur immer in ihrem Gefolge,  
Und lebendig der Wunsch, heiter den Gatten zu sehn,  
Und der bescheidene Sinn, der alle Tugenden hebet,  
Wie der Puder den Grund einer Kurkel verschönt.  
Welch ein liebender Kreis von weisen Freunden um-  
gab ihn!

Jeder schätzte den Arzt, Denker und Spötter in ihm!  
Aber alle noch mehr den Mann, des Leben ein Einklang  
Säßerer Töne war, als sie die Stoa noch gab.  
Sich den Weisen Athens liebt' er die frühlichen Birtel  
Seine Sorgen allein blieben im Herzen verstickt;  
Alles opfert' er sonst auf dem Altare der Freundschaft,  
Seinen Wig und Wein, seine Erfahrungen gern.

Von den Pfeilen, geschneelt von fremden Bogen, ging  
 keiner  
 Je verloren für ihn; wie er behende sie fing!  
 Und wie schick' er sie oft, bei lächelndem Munde, mit Rosen  
 Ihre Spitzen bedeckt, hurtig dem Schützen zurück!  
 Und so glück sein Lebensgenuß den schlängelnden Gängen  
 Eines englischen Parks, ja! noch verdoppelt sogar!

Denn die Armuth hatt' am kalten eisernen Arme  
 Ihn in früherer Zeit rauhere Pfade geführt.  
 Ach! drum hatt' er so gern sich länger des Lebens ge-  
 freut,  
 Aber federleicht wog es ihm gegen die Pflicht,  
 Und so verließ er uns früh! Ihn tadeln möchte die  
 Freundschaft,  
 Nur die Bewunderung hält jeglichen Tadel zurück.

### Christian Gottlieb August Gode

ward am 20. Februar 1774 zu Dresden geboren, studierte die Rechte zu Leipzig und lebte dann von 1802 bis 1805 als Begleiter des Legationsrathes von Blümler in England. Nach seiner Rückkehr ward er zuerst außerordentlicher Professor an der Universität zu Jena. 1807 aber ordentlicher Professor der Rechte zu Göttingen, wo er am 2. Juli 1812 starb.

Von ihm erschien:

England, Wales, Irland und Schottland. Erzählungen an Natur und Kunst, aus einer

Reise von 1802 und 1803. Dresden 1804—1805; 5 Thle. 8. A. 1807.

Das so eben angeführte Werk, das einzige das der Verfasser uns hinterlassen, gehört noch immer zu den besten dieser Art, die wir in deutscher Sprache besitzen. — Gründlichkeit, feiner Geschmack, würdiger Ernst, ein treffender Blick, Anmuth und Würde der Darstellung und eine edle und gebildete Sprache vereinigen sich, um ihm den hohen Werth, dessen es sich erfreut, zu verleihen.

### Karl Göppinger,

als Dichter Karl Geib genannt, ward 1781 in Halberstadt geboren, trat in preussische Militärdienste, rückte bis zum Oberstleutnant auf und nahm dann seinen Abschied, den er sehr ehrenvoll mit einer Pension erhielt. Er privatisirte darauf, anfänglich am Rhein, später in Weiszenfels.

Seine Schriften sind:

Handbuch der griechischen und römischen Mythologie. Erlangen 1832.

Die Volksagen des Rheinlandes, in Romanzen und Balladen. 16. Bänden. Heidelberg 1828.

Abriss, politische und militärische Lebensgeschichte des Fürsten Eugen, Vicekönig von Italien; deutsch von K. G., Speter 1826.

Neue Biographie der Zeitgenossen. Heidelberg 1821—1823. 8 Bde.

Des P. Ovidius Naso Festkalender. Erlangen 1828.

Barthelemy's Waterloo. Frankfurt 1830.

Malerische Reise an der Mosel von Coblenz nach Trier. Nebst der Mosella des Antonius, übersetzt von K. G. Heidelberg. D. J. Quer Folio.

G. hat sich als Dichter, vorzüglich durch eine glückliche, ihrem Geiste angemessene poetische Behandlung der rheinischen Sagen, einen geschätzten Namen erworben. Seine übrigen Schriften bezeugen den durch ein bewegtes Leben gebildeten Mann von gründlichen Kenntnissen und feinem Geschmack.

#### Die Jungfrau vom Furlay. \*)

Wie Flötenklang im Abendgold  
 Durch Auen und den Hain,  
 Tönet eine Stimme wunderhold  
 Von Furlay's Fels am Rhein.

Oft, wenn die Sonn' aus Osten wallt,  
 Wenn Mond beglänzt die Höh'n,  
 Läßt sich in lieblicher Gestalt  
 Dort eine Jungfrau seh'n.

Doch wer vom Wasser oder Land  
 Zur Jungfrau hebt den Blick,  
 Dem plögl'ich sie wie Duft entwand,  
 Läßt Wehmuth ihm zurück.

Auch horcht ihr Mancher auf dem Schiff,  
 Lenkt er den Strom hinaab,  
 Wie träumend — stößt an's Felsenriff,  
 Und sinkt in's feuchte Grab.

Nur einem jungen Fischerpaar,  
 Das bey des Abends Glüh'n  
 Im Tagewort noch geschäftig war,  
 Die holde Maid erschien.

Und vor die Scheuen trat mit Graus  
 Sie leicht und mit Gesang,  
 Zeigt ihnen dann im schnellen Fluß  
 Den allerreichsten Fang.

Bald hat in Thälern und auf Höh'n  
 Das Land die Sag' erfüllt,  
 Wie jene Fischer dort gefeh'n  
 Das göttlich schöne Bild.

Es herrscht ein Pfalzgraf an dem Rhein,  
 Hatt' einen edlen Sohn,  
 Der folgt' so gern durch Flur und Hain  
 Dem Wild bey'm Hörnerton.

Sein Lager hielt der junge Graf  
 In Freud' und Glanz allhier,  
 Wo manchen Hirsch sein Bogen traf  
 Im waldigen Revier.

Doch als auch ihm die Sag' erscholl,  
 Wie dort zum Strande kam  
 Das Kind der Felsen, ach! da schwoll  
 Sein Herz von Lust und Gram.

Und wie, umstrahlt von Silberlicht,  
 Die Fee'n im Morgenland,  
 So hold in manchem Nachtgesicht  
 Die Jungfrau vor ihm stand.

Ihn läßt die Sehnsucht nimmer ruh'n,  
 Er bietet Sassen auf:  
 Stromabwärts eilt gen Wesel nun  
 Der muth'gen Rosse Lauf.

\*) Aus Karl Göppinger's Volksagen des Rheinlandes, in Romanzen und Balladen. 1r. Bd. Heidelberg 1828.

Und dort bestiegt er einen Kahn,  
Und fährt dem Lurley zu:  
Schon sinkt auf Berg und Biesenplan  
Die Nacht in stiller Ruh'.

Die goldnen Sterne leuchten hell:  
„Ach! seht die Zauberin!  
(So rufen ihm die Rudrer schnell;)  
Doch fahren wir nicht hin!“

Da sieht der Jüngling die Gestalt;  
Sie sitzt am Felsenhang  
Im Schneegewand und jeso schallt  
Ihr himmlischer Gesang.

Dann lächelnd geht sie weiter vor,  
Und flücht im Sternenglanz  
Von Wasserblumen, Bins' und Rohr  
Sich einen Lockenkranz.

„Ach, Herr! Wie lieblich (ruft die Schaar)  
Ist diese Zauberin!  
Welch Angeficht! welch goldnes Haar!  
Doch fährt, o fährt nicht hin!“

Allein, wie Sturm die Wolke, drängt  
Die süße Dual ihn fort,  
Und er gebeut: „Ihr Schiffer, lenkt  
Den Kahn zu jenem Ort!“

Schon will man sich dem Strande nah'n,  
Wo jene freundlich winkt,  
Als schnell der Graf, um sie zu seh'n,  
Aus seinem Nachen springt.

Doch er erreicht das Ufer nicht,  
Sinkt in den Strom hinab,  
Der grollend sich am Felsen bricht —  
Ihn deckt der Fluthen Grab.

Und bang, in rascher Eile, fährt  
Der Knechte Schaar zurück,  
Und meldet, als sie heimgekehrt,  
Des Jünglings Mißgeschick.

Der Pfalzgraf hört's: o Tranecton!  
Wie beugt der wilde Schmerz  
Um den entriss'nen lieben Sohn  
Das väterliche Herz!

In seine Reifigen voll Grimm  
Erläßt er das Gebot:  
„Auf! Bringet mir das Ungethüm  
Lebendig oder todt!“ —

„Herr! (spricht der Hauptmann) Euer Wort  
In Ehren! Doch war's gut,  
Zu kürzen gleich die Here dort  
Hinunter in die Fluth;

Sonst macht sie Euch der böse Feind  
Aus Actt' und Wanden frey.“ —  
„Wohl! (sagt der Pfalzgraf) wohl, mein Freund!“  
Ab zieht die Reiterrey.

Die Sterne schwinden, bald erhellt  
Der junge Morgenstrahl,  
Der von der Berge Sinnen fällt,  
Kings Auen, Strom und Thal.

Es fährt mit seinem Waffentropf  
Der Ritter über'n Rhein,  
Und Alle schließen schnell zu Ros  
Den Lurleyfelsen ein.

Mit dreyn' der Wadersten erksteigt  
Der Hauptmann jetzt die Höhe'n,  
Als oben sich die Jungfrau zeigt,  
Und ihre Locken weh'n:

Von Bernstein hält sie eine Schaur  
In Ullenweiser Hand:  
„Wen sucht Ihr, Leute jener Flur,  
An dieser Keilen Wand?“ —

Nur Dich! (versetzt der Führer) Halt!  
Gefangen bist Du nun;  
Drum sollst Du, Zauberin, alsbald  
Den Sprung in's Wasser thun.“

Sie lacht. „Das Wasser hole mich!“  
Und wirft im leichten Gang  
Die Schnur hinab, und schauerlich  
Ibt ihrer Stimme Klang:

„Die weißen Rösse schide mir,  
O Vater, Deinem Kind,  
Auf das ich reite fort von hier  
Mit Bogenlauf und Wind!“

Da braust ein Sturm mit Regenguß,  
Die Brandung schäumt empor:  
Zwei Wellen wandeln aus dem Fluß,  
Gleich Rössen, hoch hervor.

Sinan den Felsen steigen sie,  
Und tragen blitzschnell  
Die Jungfrau in den Strom — und sich!  
Umher ist's wieder hell. —

Dem Wunder staunt der Männer Schaar  
Mit Beben, und erkennt,  
Daß jene von den Geistern war,  
Die man Undinen nennt.

Und als zu ihrem Herrn zurück  
Sie mit der Kunde stoh'n,  
Da fand sich auch — o welch ein Glück! —  
Der todtgewähnte Sohn.

Gehoben hatt' ihn dort hinan  
Mit halb betäubtem Sinn  
Das Wellenspiel, und trug ihn dann  
Sanft an das Ufer hin. —

Nicht mehr ließ sich die Jungfrau seh'n;  
Nur aus der Felsenluft  
Sie neckend noch, wenn Schiffe geh'n,  
Der Segler Stimme ruft.

## Die beiden Brüder.

Auf seiner Felsenburg am Rhein  
Ruhet endlich von des Lebens Mühen  
Der Ritter Hans vom Liebenstein;  
Dort sah man ihn zu Feinden ziehen:  
Für Kaiser, Recht, und Vaterherd  
Trug er allein das tapf're Schwert.

Sein Weib verschied vor langer Zeit,  
Doch ließ sie ihm zwei edle Krönen,  
Zwei Schätze, die, voll Biederkeit  
Und Muth, wie er, den Schmerz belohnen;  
Man nennt ringsum, wo Thaten blühen,  
Die Namen Richard, Baldwin.

Mehr ernsthaft scheint der Erste nur;  
In sich versunken weilt er gerne  
Im stillen Thal auf heim'scher Flur;  
Der Zweyte strebet nach der Ferne;  
Zwar offen ist sein Herz und gut,  
Jedoch zu leicht sein rasches Blut.

Da war auch eine schöne Maid  
Zum Schlosse Liebenstein gekommen;  
Es hat die junge Adelheid  
Der greise Burgherr aufgenommen  
Als Freund von ihrem Kelterpaar,  
Das ihr zu früh' entrissen war.

Das Fräulein ist an Gütern reich,  
Doch mehr an weiblich-holber Sitte,  
Ihr Herz voll Tugend mild und weich,  
Und wie wir in der Blumen Mitte  
Die zarte Mayenrose schau'n,  
So blüht sie unter andern Frau'n.



Der Vater denkt: „die Zeit vergeht,  
Gereift zu Männern sind die Söhne!“  
Darum in ihm der Wunsch entsteht:  
„Wähl' einen doch die edle Schöne  
Zum Gatten!“ Nichts beehrt ihn,  
Daß Beyde für die Jungfrau glüh'n.

So ist es. Aber Richard meint,  
Daß, wenn sie ihm auch Huld erzeiget,  
Sich Adelheid doch, wie es scheint,  
Mehr zu dem jüngern Bruder neiget:  
Der edle Mann bezwingt sein Herz,  
Dwwohl durchbohrt von Gluth und Schmerz.

Er geht — was auch sein Inn'res litt —  
Zu bitten, daß sie sich erkläre  
Für Balduin: welch herber Schritt!  
Ach! sein Verlangen ist gewährt;  
Er sieht ihr Glück ohn' allen Neid,  
Doch stärker wachsen Lieb' und Leid.

Den Bund mit Freudenthränen weih'n  
Sieht man, als Beyde sich verloben,  
Den alten Herrn vom Liebenstein;  
Doch ihre Trauung ist verschoben  
Auf Ronde, bis ein Waffenfreund,  
Der ferne weilt, am Fest erscheint.

Nur Richard zieht mit düsterm Sinn,  
Verzehrend das, was in ihm wohnt,  
Nach Kense's Söhn' zum Färsten hin,  
Der herrlich dort auf Felsen thronet,  
Und gern in sein Gefolg ihn nahm;  
Doch bleibt auch hier der stille Gram.

Da kommt Sanct Bernhard in das Land,  
Und hebt empor des Kreuzes Zeichen:  
„Auf! (ruft er) von dem heil'gen Strand,  
Entweh'n'de Horden zu verschrecken!“  
Sein Feuerbild, sein kräftig Wort  
Reißt Alles wie im Taumel fort.

Und an des Rheins Gestad' einher  
Tönt schon der Artzgdrommete Schallen;  
Zu Ross und Fuß, mit Schwert und Speer,  
Sieht man die Schaar zum Jordan wallen:  
Auch Balduin's entflammter Muth  
Ist schnell gefaßt von dieser Gluth.

Der Alte hört es, und die Braut,  
Und Schmerz ergreift die junge Schöne:  
Vor dem Geliebten ohne Laut  
Steht sie, und birgt die heiße Thräne,  
Die floß vom holden Angesicht;  
Jedoch der edle Vater spricht:

„O Sohn, es wird das heil'ge Grab  
Genug der braven Streiter finden:  
Du weile, meines Alters Stab,  
Bei Deinem Weib in diesen Gränden!  
Auch hier kann droh'n der Feinde Schwarm  
Und Schug verlei'h'n ein tapf'rer Arm.“ —

Drauf Balduin: „Ach! Widersteh'n  
Kann nichts dem Drang, der mich beseelet:  
Wenn neu wir uns, Geliebte! seh'n,  
Dann bin ich würdig Dir vermählt;  
Recht, Vater! je Dein Sohn zurück,  
So sey's mit Ehre, Ruhm und Glück.“ —

Schon eilet weg sein rascher Flug,  
Ihm folgt die Schaar von wackern Mannen;  
Gewappnet geht der Ritter Zug  
Mit ihrem Fähnlein schnell von dannen  
Zu Kaiser Konrad's Heer am Rhayn,  
Dann fort gen Eib' in stolzen Reih'n.

Auch Richard will sich ihrer Zahl  
Gefellen; schon ist er gerüstet,  
Im Kampf zu tilgen seine Qual:  
Doch als er hört, wie's auch gelüftet  
Den Bruder, wendet er sein Ross,  
Und zieht auf's väterliche Schloß.

Er findet Balduin nicht mehr,  
Und Pflicht gebeut ihm, hier zu bleiben;  
Swar kann den Dämon nichts, wie sehr  
Er kämpft, aus seinem Herzen treiben;  
Doch duldet fest der bieb're Mann,  
Und sieht die Maid als Schwester an.

Mit Adelheid ist er bemüht  
Zu hellen seines Vaters Trübe.  
Ach! Sie bemerkt, was in ihm glüht,  
Und seufzet; „Werth ist er der Liebe!“  
Doch denkt sie, daß es sündhaft sey,  
Und bleibet dem Entfernten treu.

Dem Alten blinket Trost im Weh  
Um Balduin; er will vertrauen,  
Und läßt die Burg auf naher Höhe,  
Genannt der Sternfels, ihm erbauen:  
Da stirbt der Greis, und Thränen weicht  
Sein Sohn ihm dort mit Adelheid.

Zwen Jahr' in's Meer der Zeiten fliehn,  
Da schallt zum Berg, zum Thal hernieder:  
„Es kehret Ritter Balduin  
Aus Palästina's Auen wieder;  
Doch führt er an des Rheines Strand  
Ein schönes Weib aus Griechenland.“

Wie blutet der Verlobten Herz!  
Ach! Fast erliegt sie diesem Dorne,  
Und Richard weint zu ihrem Schmerz;  
Doch glüht er bald von edlem Sorne:  
Dem Knecht, der naht mit dem Bericht,  
Wirft er den Handschuh hin, und spricht:

„Dies Fehbezeichen trag' ihm hin!  
Er hat ein heil'ges Wort gebrochen:  
Was er entweh't mit frechem Sinn,  
Wird auch durch höh're Macht gerochen;  
Den kenn' ich nicht als mein Geschlecht,  
Der so verletz't Lieb' und Recht.“

Schon zog auf Sternfels jener ein,  
Sie nah'n sich täglich mit den Sassen,  
Wo auf den Feldern ihre Reih'n  
Das Blut im Streite fließen lassen;  
Und jetzt entbieten feyerlich  
Zum Zweykampf beyde Brüder sich.

Im Waffentreise stehn bereit  
Die Ritter mit gezog'ner Wehre —  
Da zwischen sie tritt Adelheid  
Mit ihren Frau'n, bleich, ohne Zähre:  
„Des Vaters, nun im Himmelreich,  
Gedenket, und verßhnet Euch!“

Du, Balduin, mag Gott verzeih'n,  
Du, Richard, schenk' er heit'res Leben!  
Mich werd' ich heil'gem Dienste weih'n,  
Im Schleyer, fern von eittem Streben.  
Sie spricht's. Gehorchend ihrem Blick  
Bleibt jeder mit der Schaar zurück.

Auf Liebenstein herrscht Dede nur,  
Auf Sternfels Prunk bey frohen Tönen,  
Wo mancher Fant hin ritt und fuhr,  
Und huldigte der neuen Schönen;  
Sie nimmt es an mit leichtem Sinn,  
Wie eine schande Bühlerin.

Da höret plötzlich ihr Gemahl,  
Daß untreu sie an ihm geworden;  
Er eilt voll Muth, mit blankem Stah,  
Sie und den Bühler zu ermorden:  
Vergebens! Beyde waren schon  
Zu ein entferntes Land entflohn.

Er klagt dem Bruder seinen Schmerz,  
Und steht: „Vergib mir alle Fehle!“  
Und Richard schleift ihn an sein Herz:  
„D! (ruft er) bey des Vaters Seele,  
Bei ihr, die fromm, durch sich belohnt,  
Zu trüben Klostermauern wohnt: —“

Und, welchen Gram die Liebe gab,  
 Laß ehelos, o Bruder, bleiben!“  
 Sie schwören's an des Edlen Grab:  
 So weit des Lebens Bogen treiben,  
 Ist jeder nun, im Bund vereint,  
 Dem Andern Hilfe, Trost und Freund. —

Seht dort am rebumkränzten Rhein,  
 Im Tagesglanz, im Mondenschein,  
 Den Sternfels und den Liebenstein!  
 Es schauen die bemoosten Krümmen  
 Herab auf waldbegrüntes Land,  
 Und sind die Brüder noch genannt.

### Die Gräfin von Cleve.

Schön und hold vor allen Frau'n  
 Ist Beatrix anzuschau'n,  
 An des Stromes blühndem Strand  
 Gräfin von dem Cleverland.

Mit des Kreuzes muth'gem Heer  
 Bog ihr Vater über's Meer;  
 Kund' erscholl, daß manche Noth  
 Er gefunden, Sieg und Tod.

Bald auch folgt die Mutter nach,  
 Weil ihr Herz in Kummer brach,  
 Und der Jungfrau letzter Stab  
 Deckt das kühle, dunkle Grab.

Auf dem Söller, trüb' und bang',  
 Saß die Holde tagelang,  
 Auf der Wälder hohem Schloß,  
 Und die sanfte Thräne floß.

Oft, bey Sturm, bey Sonnenschein,  
 Blickt sie fern zum stolzen Rhein:  
 Segel auf den Fluthen nah'n,  
 Wandrer zieh'n hinab die Bahn.

Einst, als Sommerabend mild  
 Strahlt den Hain und das Gefild,  
 Weilt sie hier, doch Stille nur  
 Wohnt am Rhein und auf der Flur.

Einsam und verlassen denkt  
 Sich Beatrix, ach! und senkt  
 Nieder den behauten Blick:  
 „Mutter, komm, o komm zurück!“

Als sie jetzt das Aug' erhebt  
 Zu dem Himmel — sich! da schwebt  
 Her ein Schiff im raschen Lauf,  
 Spannend hoch die Segel auf.

Und sie sieht das Fahrzeug nah'n:  
 Auf dem Mast glänzt ein Schwan,  
 Unten hängt ein Ritterschild  
 Mit des Schwanes goldnem Bild.

An den Strand die Segler geh'n,  
 Und ein Ritter, stattlich-schön,  
 Fliegt herben zu Rosse leicht;  
 Schüchtern sie vom Söller weicht.

Als am Schloß er fragend hält,  
 Ob der Herrin es gefüllt,  
 Ein Gehe ihm zu verleiht'n,  
 Pocht ihr Herz — man läßt ihn ein.

Und er spricht: „Ich heiß' Erlin  
 Von der Schwaneburg; zu zieh'n  
 In das Cleverland gebot  
 Mir der Graf; er ist nicht todt.“

Ihm in Antiochia  
 Kämpft' ich, edle Gräfin! nah';  
 Aber des Gelübdes Band  
 Fesselt ihn an's heil'ge Land.

Darum auf der Heimath Fluß  
 Bring' ich Euch des Waters Gruß.“ —  
 Ach! wie bebt in Freud' und Schmerz  
 Der erschauten Jungfrau Herz!

Größer ist der Schmerz: nicht mehr  
 Kommt der theure Vater her!  
 Viel erzählen ihr je doch  
 Muß von ihm der Fremde noch.

Auf des edlen Manns Gestalt  
 Ruht ihr Aug', der Busen wallt:  
 Daß der Liebe Funken sichtlich  
 In ihr Herz, verhehlt sie sich.

Als drey Tage sind entflohn,  
 Sagt er: „Trennung naht schon;  
 Gräfin! Ob ich nun entweich'  
 Oder bleibe, steht bey Euch.“

Jetzt reicht er ihr ein Blatt,  
 Das er von dem Grafen hat:  
 Ach! des Waters Hülfe sind  
 Werth dem liebevollen Kind.

Und sie liest: „Es soll Erlin,  
 Mein Genoss, nach Cleve ziehn;  
 Wird der Edle Dein Gemahl,  
 Freut mich Deines Herzens Wahl.“

Und noch in derselben Stund'  
 Einet sich im schönsten Bund  
 Mit Erlin die junge Maid:  
 Glücklich schwindet ihre Zeit.

Auch entsproßt dem edlen Blut  
 Sind drey Söhne, brav und gut:  
 Dietrich, Gottfried, Konrad, welch'n  
 Sich den Waffen, kühn und rein.

Als der Vater sie bewehrt,  
 Reicht dem Dietrich Schild und Schwert  
 Mit den Worten er: „Nach mir,  
 Sohn! gehd't die Grafschaft Dir.“

Gottfried hat sein Silberhorn,  
 Konrad aber Ring und Sporn;  
 Beyden er auch Land ertheilt,  
 Wo zum Rhein der Lahnsfluß eilt.

Drauf, nach stiller Frühlingsnacht,  
 Als die Morgenröthe lacht:  
 Ist der Schwane Ritter fort,  
 Niemand sah ihn geh'n von dort.

Seilen hoch läßt er zurück,  
 Und der Gattin Trauerblick  
 Lieft: „Mich ruft ein heil'ger Schwur  
 Neu in Palästina's Flur.“

Dies dem Vater ich versprach;  
 Wad're Söhne laß' ich nach  
 Dir zum Trost; mein Herz erfüllt  
 Deine Liebe und Dein Bild!“ —

Ach! vom Söller, trüb' und bang,  
 Schaut Beatrix tagelang,  
 Ob der Gatte wieder naht:  
 Debe bleiben Strom und Pfad.

Bald erstickt des Lebens Licht,  
 Weil ihr Herz in Kummer bricht;  
 An der Mutter Seite ruht  
 Sie, beweint als mild und gut:

Doch das Schloß in jenem Land  
 Wird noch Schwaneburg genannt.  
 Golden strahlt, bey Sonn' und Sturm,  
 Noch der Schwan von Cleve's Thurm.

## Kaiser Friedrich und Gela.

Friedrich Barbarossa nennet  
Jeder gern, den Biedermann,  
Ihn, der Minnelieder lönte,  
Welchen Ehr' und Sieg betränte,  
Der getrogt dem Priesterbann.

Zu der Laute sey gesungen,  
Was von ihm die Kund' enthüllt,  
Als er, noch in Jünglingsjahren,  
Wonn' und Schmerzen einst erfahren  
In der Wetterau Gesild.

Dortem haust am Ringisger  
Hohenstaufen's edler Sohn,  
Auf der Jagd die Flur durchzehend,  
Oern auch still im Paine weidend  
Bei der Nachtigallen Ton.

Doch was scheucht aus seinem Herzen  
Bald die Ruh' und heitre Lust?  
Eine Jungfrau, die vor allen  
Reiz und Anmuth laust umwallen,  
Sanctet Lieb' ihm in die Brust.

Gela, seines Burgmanns Tochter,  
Sieht er in dem Bogengang,  
Und entglüht im heißen Triebe:  
„Schönstes Fräulein, ach! ich liebe  
Euch!“ so rief er laß' und bang.

Doch erröthend, mit gesenktem  
Auge, steht die junge Maid.  
„Bürne (Nicht der Ritter), zürne  
Nicht dem Kühnen, edle Dirne,  
Wenn er deine Hand entweicht!“

Und er läßt die Hand, und eilet  
Fort; doch Gela meidet ihn  
Seit dem Tag: in sich verschlossen,  
Trübe, finster und verdrossen,  
Schweift er durch die Wälder hin.

Langsam wandelt einst am Abend  
Friedrich an des Paines Bucht;  
Da erscheint im weissen Kleide  
Sie, die Kräuter auf der Halbe  
Für die kranke Schwester sucht.

Grüßend sie mit Ehrfurcht, waltet  
Er vorüber — ach! der Saum  
Des Gewands berührt ihn: strebend,  
Sich zu fassen, wankt er bebend  
An den nächsten Eichenbaum.

Tief wred Gela's Herz gerührt,  
Lieb' auch fühlt die Maid in sich:  
Schüchtern sagt sie: „Ihr könnt finden  
Morgen, wenn die Sterne schwinden.  
In der Burgkapelle mich!“ —

Früh' im feyerlichen Tempel.  
Wo die heil'ge Stille wohnt,  
Sah'n sich Beid' im letzten Scheine,  
Den, bestrahlend Flur und Paine,  
Auf den Altar wirft der Mond.

Ihm zur Seite spricht die Holde:  
„Ob, Friedrich, auf mein Wort:  
Du bekanntest deine Triebe,  
Ich gesteh' auch meine Liebe  
Hier am gottgeweihten Ort.

Doch Dir kann ich nimmer werden  
Gattin; über Leut' und Land  
Wirst Du einst zum Herrn erwählt,  
Und ein Weib sey Dir vermählt,  
Aus der Fürsten hohem Stand!

Aber — seht ich, so vergeb  
Die Erbarmungsreiche mir,  
Deren Bild wie nahe stehen! —  
Jeden Morgen kannst Du sehen  
Mich in der Kapelle hier.

Aber ohne Zeugen nimmer  
Darf' ich anderswo Dich schau'n:  
Kein sey unsre Lieb' im Leben!  
So mit mir hinüberschweben  
Soll sie einst in sel'ge Au'n.“ —

„Ha! für Dich (ruft der Entbrannte)  
Laß' ich fahren Ruhm und Glanz,  
Werd' ein Pflüger dieser Erde,  
Werd' als Hirt die kleine Heerde;  
Denn mich lohnt der Liebe Kranz.“

Aber Gela's sanfte Worte  
Stießen neue Kraft und Licht  
In die Seele des Betrübten —  
Ja, er folget der Geliebten,  
Und gedenkt der herben Pflicht.

Jeden Tag im Zwielicht eilen  
Beide nach dem Tempel hin,  
Ruh'n, im Bonnetraum gewieget,  
Und an Gela's Wangen schmieget  
Er sich, doch mit reinem Sinn.

Ein beglücktes Jahr entschwindet,  
Sich! Da folgt des Kaisers Ruf  
Rasch sein Heer nach fernem Landen  
Wider Sarajen'sche Banden.  
Rings ertönt der Roffe Puf.

Ehr' und Pflicht, und der Geliebten  
Stimm', ermahnen Friedrich; fort  
Eilend ruft er: „Ewig währet  
Uns're Lieb', und unversehret!“ —  
„Ewig!“ ist ihr letztes Wort.

Fern geht er zum heilig'en Strande,  
Rehrt zurück mit Sieg und Ruhm;  
Schon in best're Welt entsetlet  
Ist sein Vater, und ertheilet  
Wird ihm Schwabens Herzogthum.

Und er sucht am Ringisger  
Seine Gela — doch es hat  
In dem nahen Sitz der Frommen  
Jüngst den Schleier sie genommen;  
Traurig ließt er dieses Blatt:

„Hohenstaufen! Deiner Würde  
„Hient ein Weib vom Fürstenstand.  
„Froh sah ich ein Jahr verschweben;  
„Dies genügt meinem Leben:  
„Uns're Lieb' ist ew'ges Band!“ —

Friedrich, als zum Kaiserthron  
Er emporgestiegen, nahm  
Eine Gattin, die er ehret,  
Doch nicht liebt, und immer währet  
Um die Jungfrau Lieb' und Gram.

An dem Paine, wo ihm begegnet  
Einkt das holde Mädchenbild,  
Läßt er eine Stadt erbauen —  
Gela's hause — die wir schauen  
In der Wetterau Gesild. —

## Johann Joseph Görres

ward am 25. Januar 1776 zu Coblenz geboren, und studierte auf dem akademischen Gymnasium daselbst, als, in Folge des französischen Revolutionskrieges, seine Vaterstadt abwechselnd bald von dieser bald von jener Armee occupirt wurde. Er wandte sich den neuerweckten liberalen Ideen zu, zeigte sich mit Glück als Redner und gab ein politisches Journal heraus, welches um der Nützigkeit und Reiblichkeit seines Verfassers willen allgemeinen Beifall fand, zwar auf höhere Veranlassung unterdrückt wurde, aber bald unter neuem Titel wieder erschien. (S. unten). 1799 ging er an der Spitze einer Deputation seiner Vaterstadt nach Paris, mußte aber unverrichteter Sache wegen wieder umkehren und ward nun als Lehrer bei der Secondairschule zu Coblenz angestellt. Hier blieb er bis 1806, wo er nach Heidelberg ging und dort fleißig besuchte Vorlesungen hielt, dann aber 1808 in seine alten Verhältnisse zurücktrat. In Folge des französisch-russischen Krieges von 1812 ward er Mitglied des Jugendbundes und gab seit 1814 den „Rheinischen Merkur“ heraus, welcher jedoch schon 1816 verboten wurde. Er zog nun von Neuem nach Heidelberg, begab sich später wieder nach Coblenz zurück und floh, um der Gefangenschaft zu entgehen, die seine Schrift „Deutschland und die Revolution“ ihm zu bereiten drohte, nach Frankreich (1819). In dem darauf folgenden Jahre lebte er in der Schweiz und nahm dann seinen Aufenthalt zu Frankfurt am Main. 1827 folgte er einem Rufe als Professor der allgemeinen und Literaturgeschichte nach München, wo er gegenwärtig sich noch befindet. —

Er gab heraus:

Das rothe Blatt. Coblenz 1797.

Der Rubezahl. — Coblenz 1798.

Aphorismen über Organonomie. Coblenz 1803.

Aphorismen über die Künste. Coblenz 1804.

Exposition der Physiologie. Coblenz 1805.

Glauben und Wissen. München 1805.

Die deutschen Volksbücher. Heidelberg 1807.

Mythengeschichte der asiatischen Welt. Heidelberg 1810. 2 Theile.

Rheinischer Merkur. 1814.

Deutschlands künftige Verfassung. Frankfurt 1816.

Altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Frankfurt 1816.

Deutschland und die Revolution. 1819.

Das Heldenbuch von Joan. Berlin 1820. 2 Theile.

Europa und die Revolution. Stuttgart 1821.

In Sachen der Rheinprovinzen u. s. w. Stuttgart 1821.

Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona. Stuttgart 1822.

Standrede an König Ludwig. Frankfurt 1827.

Emmanuel Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche. Straßburg 1827.

Ueber die Grundlage, Gliederung und Seitenfolge der Weltgeschichte. Breslau 1830.

Einzeln Abhandlungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Ueber diesen reichbegabten, eigenthümlichen Denker, der sich in den mannigfachsten Richtungen versuchte und eben so viel Feinde als Bewunderer fand, ein Urtheil zu fällen, gestatten wir uns nicht, da wir bei entschieden anderer Sinnesart leicht ungerecht werden, oder uns selbst bei dem besten Willen nicht von einseitiger Befangenheit frei erhalten können. — Es muß Solches einer späteren Zeit aufbehalten bleiben. — So viel genüge hier zu sagen, daß Deutschland in Görres einen tiefen, feurigen Geist besitzt, dem es in mancher Hinsicht, und namentlich in den Jahren politischer Erniedrigung, viel verdankte und dessen Schriften eine Fundgrube köstlicher Gedanken sind, die in sich aufzunehmen und zu verarbeiten aber eben so viel Characterstärke als geistige Durchbildung erfordert wird — Sein Styl, im Ganzen zu bildeereich, ist voll gewaltiger Kraft und oft hinreißend schön. —

## Johann Wolfgang von Goethe.

Die Lebensumstände dieses großen Dichters sind theils durch seine eigene Autobiographie, theils durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Verschiedenen und endlich durch die rastlosen Bemühungen seiner Freunde und Verehrer so allgemein bekannt und verbreitet, daß es uns, bei der Beschränktheit des uns gestatteten Raumes, unmöglich fallen würde, etwas Neues oder überhaupt mehr als eine kurze, chronologisch bestimmte Skizze seiner äußeren Lebensschicksale zu geben. Es scheint uns aus diesem Grunde zweckdienlicher, mit größerer Ausführlichkeit bei den mitzutheilenden kritischen und literarhistorischen Notizen über seine Schriften, welche sich in gewohnter Form den biographischen Darstellungen anreihen, zu verweilen, um so mehr, als wir hier überhaupt nur Andeutungen und Hülfsmittel zu gewähren vermögen, deren steter Zweck bleiben muß, dem Freunde unserer Nationalliteratur die genauere Bekanntschaft mit denselben zu erleichtern. Man erwarte demgemäß von dem Folgenden weiter nichts, als eine so gewissenhaft und genau wie möglich zusammengestellte lexicographische Notiz, wie sie die Verhältnisse dieses Werkes bestimmen und vorschreiben und stelle nicht Forderungen an eine solche, wie sie nur in einem eigenen Werke befriedigt und erfüllt werden können; wir unsererseits dürfen uns wenigstens hier nicht verbindlich machen, Ansprüchen dieser Art genügen

zu wollen und verwahren uns streng und entschieden vor denselben.

Johann Wolfgang Goethe ward am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main, wo sein Vater, ein eben so gebildeter als wohlhabender Mann, mit dem Charakter eines kaiserlichen Rathes im Privatstande lebte, geboren. Eine sorgfältige Erziehung ward dem Knaben, der, als sein jüngerer Bruder durch den Tod entzissen ward, der einzige Sohn blieb, im elterlichen Hause durch Privatunterricht zu Theil. Wie rasch und eigenthümlich sich seine glänzenden Fähigkeiten entwickelten, das hat uns der Dichter selbst in seiner Autobiographie (Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Bd. 1 und 2) erzählt. Nachdem die häusliche Vorbildung abwechselnd größere und geringere Störungen, wie z. B. durch den siebenjährigen Krieg, erlitten, aber dennoch den munter aufblühenden, vielversprechenden Knaben zum vorgestekten Ziel geführt hatte, bezog der junge G., bereits erprobt durch schmerzliche Erfahrungen der ersten jugendlichen Liebe, die Universität Leipzig, um dort nach eigener Wahl und nach dem Willen seines Vaters die Rechte zu studieren. Weit mehr aber als dies in seinen Anfängen besonders trockene Studium zogen ihn die schönen Wissenschaften und Künste an und er widmete daher den Vorlesungen Ernesti's und Sellerti's, so wie dem praktischen Unterrichte

Ofters und eigenen poetischen Versuchen, bei denen er jedoch, was die Theorie betraf, noch sehr unsicher und ungewiß war, seine Vorliebe und Aufmerksamkeit. Seine wohl etwas unregelmäßige Lebensweise, vorzüglich diätetische Fehler bei denselben, schwächten seine Gesundheit und führten ihn, zum großen Aerger seines Vaters, stich (1768) in das elterliche Haus zurück. Nachdem er hier geraume Zeit verweilt und seine Genesung abgewartet hatte, begab er sich nach Straßburg, wo er seine juristischen Studien fortsetzte und beendete und sich herkömmlich die Doctorwürde erwarb (1771). In Straßburg war es auch, wo er zuerst Herder kennen lernte, dessen Umgang in vielfacher Hinsicht anregend auf ihn wirkte. Er lebte darauf abwechselnd in Frankfurt am Main, Reglar und Offenbach und gab während dieser Zeit zuerst seinen Göß von Berlichingen (1773), dann seinen Werther (1773) heraus, mit welchen Weiden ein neuer Abschnitt in der Geschichte deutscher Literatur anhub und die Augen Aller auf ihn gerichtet wurden. Dies war auch die Veranlassung, daß ihn der Erbprinz von Weimar auf einer Reise in Frankfurt kennen lernte und ihn 1775, nachdem er die Regierung angetreten hatte, zu sich einlud. Goethe leistete dieser schmeichelhaften Aufzucht Folge und trat bald darauf (1776) als Geheimrath mit Sitz und Stimme in die Dienste dieses unvergeßlichen Fürsten. Von nun an blieb das kleine, kunstinnige Weimar sein dauernder Wohnsitz, von dem aus er zwar größere Reisen machte, das er aber mit Recht als sein zweites Vaterland betrachtete. Eben so unwandelbar war auch die Neigung seines hochsinnigen Fürsten, der ihn nicht allein von Würde zu Würde hob, sondern ihn wie seinen Freund behandelte und ihm vollkommene Freiheit und Ruhe gewährte. Was er für ihn gethan, hat Goethe selbst uns angedeutet, doch bei Weitem nicht genügend charakterisirt in den bekannten Zeilen:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,  
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur was er  
vermag,

Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte  
Jeder: da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu  
sein.

Doch, was priesest du ihn, den Thaten und Werke verkünden?  
Und besessen erschien, deine Verehrung vielleicht;

Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren:  
Neigung, Ruhe, Vertrau'n, Felder und Garten und Pflanz.

Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und Manches bedarf  
ich,  
Der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein Dichter  
verstand. u. s. w.

Im Jahre 1779 ward Goethe wirklicher Geheimrath, bereiste dann in Begleitung der Herzogin von Weimar die Schweiz und erhielt nach seiner Heimkehr 1782 das Amt eines Kammerpräsidenten. Zu gleicher Zeit wurde er in den Adelsstand erhoben. 1786 ging er nach Italien, blieb daselbst, besonders in Rom, bis 1788 und besuchte es 1790 von Neuem. Zwischen diesen beiden Reisen entspann sich seine Bekanntschaft mit Schiller, die jedoch erst später ein dauerndes Verhältniß erhielt. Im Gefolge seines Fürsten machte er 1792 den Feldzug in der Champagne mit. Seit dieser Zeit verließ er Weimar nur für kürzere Reisen, und machte sich besonders verdient um das Aufblühen der dortigen Bühne, so wie in seiner amtlichen Stellung um die Belebung der Künste und Wissenschaften. Als 1806 die Stürme des Krieges verheerend über das Weimarische Land zogen, wählte er sich mit Demoiselle Wulpius, mit der er schon eine Reihe von Jahren in vertrautem Umgang gelebt, und die ihm mehrere Kinder geboren hatte, von denen

jedoch nur ein Sohn am Leben geblieben war. Leider sah er auch diesen in späteren Jahren in die Grube sinken, noch ehe er selbst das Ziel seiner Tage erreichte. 1815 ward er erster Weimarischer Staatsminister, zog sich aber 1828 nach dem Tode seines Fürstlichen Freundes von den Geschäften fast gänzlich zurück, allein noch die Verwaltung der wissenschaftlichen und Kunstanstalten des Großherzogthumes führend. Unausgesetzt thätig und bis zu seinem letzten Augenblicke Herr seiner Seele wie seines Leibes, im vollsten und schönsten Sinne, starb er, nach kurzer, schmerzloser Krankheit im 84. Jahre seines Alters, am 22. März 1833 zu Weimar. — Seine irdischen Ueberreste ruhen in der Fürstengruft daselbst, neben den Särgen seines erhabenen Vaters und des herrlichen Schiller.

Seine Schriften sind, in chronologischer Ordnung:

- 1) Parodie auf Clodius Albon (nur theilweis von ihm). Leipzig 1767.
- 2) Neue Lieder, componirt von Breitkopf. (Leipzig) 1768.
- 3) Von deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach. 1773, abgedruckt in der von Herder herausgegebenen Schrift: Von deutscher Art und Kunst. Hamburg 1773.
- 4) Briefe des Pastors zu... an den neuen Pastor zu... Aus dem Französischen. D. D. 1773.
- 5) Göß von Berlichingen, ein Schauspiel. Hamburg 1773 (Selbstverlag).
- 6) Zwölf wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. D. D. 1773.
- 7) Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes. 1774. D. D.
- 8) Götter, Helben und Wieland, Eine Farce. Leipzig 1774.
- 9) Die Weiden des jungen Werthers. Leipzig 1774.
- 10) Clavigo. Ein Trauerspiel. Leipzig 1774.
- 11) Moralisch politisches Puppenspiel. Leipzig und Frankfurt 1774.
- 12) Erwin und Elmire, ein Singspiel. Frankfurt 1775.
- 13) Etwas aus Göthens Brieftasche, als Anhang zu Merciers Versuch über die Schauspielkunst. Leipzig 1776.
- 14) Stella, ein Schauspiel für Liebende. Berlin 1776.
- 15) Claudine von Villa Bella. Berlin 1776.
- 16) Schriften. Erster bis vierter Band. Leipzig 1787. (In diesen erschienen zuerst neu: Die Mitschuldigen, Iphigenia. 5. Bd. Leipzig 1788. Berlin neu: Egmont; 6. Bd. Leipzig 1790, neu: Ito, Torquato Tasso; 7. Bd. Leipzig 1790; neu: Iren und Bären, Faust (Fragment). Scherz, List und Rache; 8. Bd. Leipzig 1790, neu: die Fastnachtspiele, und vermischte Gedichte.
- 17) Das römische Carneval. Weimar und Gotha 1798.
- 18) Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha 1790.
- 19) Beiträge zur Optik, 2 St. Weimar 1791—92.
- 20) Der Groscophtha, Lustspiel. Berlin 1792.
- 21) Der Bürgergeneral. Lustspiel. Berlin 1793.
- 22) Reinecke Fuchs. Berlin 1794.
- 23) Wilhelm Meisters Lehrjahre. Berlin 1794—96. 4 Bde.
- 24) Hermann und Dorothea. Berlin 1798. Braunschweig 1799.
- 25) Propyläen, eine periodische Schrift. Tübingen 1798—1800. 3 Bde.
- 26) Mahomet; ein Trauerspiel nach Voltatre. Tübingen 1802.
- 27) Tancred, ein Trauerspiel nach Voltatre. Tübingen 1802.
- 28) Was wir bringen. Vorspiel. Tübingen 1802.
- 29) Leben des Benvenuto Cellini. Tübingen 1803. 2 Thele.
- 30) Die natürliche Tochter. Trauerspiel. Tübingen 1804.
- 31) Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot. Leipzig 1805.
- 32) Winkelmann und sein Jahrhundert. Tübingen 1805.
- 33) Faust, eine Tragödie. Tübingen 1807.
- 34) Ideen über organische Bildung. Tübingen 1807.

- 35) Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad. Karlsbad 1807.  
 36) Die Wahlverwandtschaften, ein Roman. Lüdingen 1809. 2 Bde.  
 37) Pandora. Wien 1810.  
 38) Zur Farbenlehre. Stuttgart 1810. 2 Bde.  
 39) Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Stuttgart 1811—22. 6 Bde.  
 40) Philipp Haderik. Lüdingen 1811.  
 41) Die Höhen der alten und neuen Welt. Weimar 1813.  
 42) Des Epimenides Erwachen. Berlin 1815.  
 43) Kunst und Alterthum in den Rhein- und Raingegenden. Stuttgart 1816 u. fg.  
 44) Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Stuttgart 1817—24. 2 Bde.  
 45) Maskenzug in Weimar. Stuttgart 1819.  
 46) Westfälischer Divan. Stuttgart 1819.  
 47) Wilhelm Meisters Wanderjahre. Stuttgart 1821.

Gesamtausgaben seiner Schriften, in welchen sich Vieles findet, das nicht einzeln im Buchhandel erschien, sind, mit Ausnahme der bereits oben unter No. 16. angeführten:

- a) Sämmtliche Schriften. Berlin 1776. 2 Thle. 3. X. 1779. 4 Bde. (ohne Goethe's Wissen gedruckt.)  
 b) Goethe's Werke. Lüdingen 1806. 13 Bde.  
 c) Goethe's Werke. Stuttgart 1816 u. f. 3. 20 Bde.  
 d) Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart 1828—34. (mit den nachgelassenen Werken) 55 Bde. Ausgabe in 8. und in 12. — diese enthalten:  
 Bd. 1—4. Gedichte.  
 5. Westfälischer Divan.  
 6. Noten und Abhandlungen zu demselben.  
 7. Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, die Geschwister, Mahomet, Zauscred.  
 8. Götz von Berlichingen. — Egmont.  
 9. Iphigenie auf Tauris. — Torquato Tasso. — Die natürliche Tochter.  
 10. Clenaxor. — Clavigo. — Stella. — Claudine von Villa Bella. — Erwin und Elmire.  
 11. Fern und Bätely. — Ella. — Die Fischerin. — Scherz, List und Rache. — Der Zauberflücht zweiter Theil. Palkophron und Nestorpe. — Vorspiel zur Eröffnung des Weimar. Theaters am 19. September 1807. Was wir bringen. — Fortsetzung desselben. — Theaterreden.  
 12. Faust, 1. Thl. — 2. Thl. s. Bd. 41.  
 13. Neueröffnetes moralisches Puppenspiel. — Fastnachtspiel vom Peter Brei. — Satyros. — Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes. — Parabeln. — Legende. — Erklärung eines alten Holzschchnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung. — Auf Medings Tod. — Künstler's Erdenwällen. — Künstler's Apotheose. — Epilog zu Schillers Stode. — Die Geheimnisse. — Maskenzüge. — Die romantische Poesie. Stanzas. Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad. — Des Epimenides Erwachen.  
 14. Der Triumph der Empfindsamkeit. — Die Vögel. — Der Groß-Cophta. — Der Häzgergeneral.  
 15. Die Aufgeregten. — Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. — Die guten Weiber.  
 16. Leiden des jungen Werther. — Briefe aus der Schweiz. 1. Abth.  
 17. Die Wahlverwandtschaften.  
 18—20. Wilhelm Meisters Lehrjahre.  
 21—23. Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Aus Maxilians Archiv.  
 24—26. Aus meinem Leben.  
 27—28. Italienische Reise.  
 29. Zweiter römischer Aufenthalt.  
 30. Campagne in Frankreich.  
 31. Tages- und Jahreshefte von 1749—1806.  
 32. Tages- und Jahreshefte von 1807—1822. — Zum Andenken der D. Herzogin Anna Amalia. — Zum Andenken Wieland's

- Bd. 33. Recensionen. — Prometheus. — Otter, Selben und Wieland.  
 34—35. Venvenuto Cellini.  
 36. Rameau's Neffe. — Anmerkungen zu demselben. — Diderot's Versuch über die Malerei.  
 37. Winkelmann. — Philipp Haderik.  
 38. Einleitung in die Propyläen. — Ueber Laokoön. — Der Sammler und die Seinigen. — Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. — Ueber Italien. — Fragmente eines Reisejournals. — Aeltere Gemälde. — Don Cicco. — Neueste italienische Literatur.  
 39. Philostrat's Gemälde. — Abendmahl von Leonardo da Vinci. — Casar's Triumphzug. — Kupferstich nach Tizian. — Tischbein's Iphigen. — Handzeichnungen von Goethe. — Skizzen zu Raffi's lebenden Thieren. — Blumen Malerei. — Götard's historische Portraits. — Runsdael als Dichter. — Altdeutsche Gemälde in Leipzig. — Bildhauerei. — Münzen, Medaillen, geschnittene Steine. — Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker. — Altdeutsche Baukunst.  
 40. Reinecke Fuchs. — Herrmann und Dorothea. — Achilleis. — Pandora.  
 41—55. (Auch unter dem Titel: Nachgelassene Werke.)  
 41. (1). Faust, der Tragödie 2. Thl.  
 42. (2). Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Dramatisirt. — Götz von Berlichingen. Schauspiel, für die Bühne bearbeitet.  
 43. (3). Aus einer Reise in die Schweiz im Jahre 1797. — Aus einer Reise am Rhein in den Jahren 1814—15.  
 44. (4). Kunst.  
 45. (5). Theater und deutsche Literatur.  
 46. (6). Auswärtige Literatur.  
 47. (7). Jugendgedichte. — Lieder für Liebende. — Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. — Vermischte Gedichte. — Originale und Nachbildung. — Festgedichte. — Gedichte zu Bildern. — Zuschriften und Erinnerungsbilder. — Politica. — Zähme Fenten. — Der neue Alcious.  
 48. (8). Aus meinem Leben. 4r Thl.  
 49. (9). Einzelheiten, Maximen und Reflexionen.  
 50. (10). Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen.  
 51. (11). Mineralogie, Geologie, Meteorologie.  
 52. (12). Zur Farbenlehre.  
 53—54. (13—14). Geschichte der Farbenlehre.  
 55. (15). Nachträge zur Farbenlehre, zur Pflanzenlehre, zur Oekologie.

Goethe's Briefwechsel erschien in folgenden Sammlungen:

- a) Briefe an Lavater. Aus den Jahren 1774—83. Herausgegeben von F. Hirzel. Leipzig 1833.  
 b) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805. 6 Thle. Stuttgart 1828—1829.  
 c) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von F. W. Niemer. Berlin 1833—34. 6 Thle.  
 d) Goethe's Briefe an ein Kind. (Bettina von Arnim geb. Brentano) Berlin 1835. 3 Thle. N. A. Berlin 1837.  
 e) Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776. Leipzig 1833.

Einzelne Briefe Goethe's finden sich in:

Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland u. A. Darmstadt 1835.  
 Theaterbriefe von Goethe u. f. w. Berlin 1835.  
 Vogel C., Goethe in amtlichen Verhältnissen. Jena 1834.

Sämmtliche bekannt gewordenen Briefe aber zusammengefaßt in:

Goethe's Briefe in den Jahren 1768 bis 1832. Herausgegeben von D. Heinrich Döring. Leipzig 1837 1. Bd. in Sericonformat.

So verschieden auch die Urtheile über Goethe im Allgemeinen, vorzüglich während der letzten Jahre, gewesen sind, und so schroff sich auch immer seine Verehrer und seine Gegner, auf beiden Seiten übertreibend, einander gegenüberstellten, so beginnen sie doch von Tage zu Tage mehr darin übereinzustimmen, daß er der reichste vielseitigste, ausgebildetste und somit der größte deutsche Dichter sei, und daß Jahrhunderte vergehen können, ehe wieder ein Mann, der ihm gleiche oder gar ihn überträfe, unter uns erstehet. — Was in strengster Untersuchung von einem wahren Dichter gefordert werden darf: Tiefe des Gefühls, schöpferische Kraft, Reichthum der Anschauung, Gluth der Phantasie, Adel der Gedanken und Herrschaft über die Form in der ganzen Bedeutung dieses Ausdrucks, das besaß Goethe wie Keiner, und verband noch damit eine seltene Schärfe des Verstandes und den feinsten Geschmack. Die alte, zur Streitfrage gewordene, von einigen seiner Gegner aufgestellte Behauptung, daß er eigentlich nur Talent, aber kein Genie besessen, indem er nie gänzlich Neues hervorgebracht, sondern nur das schon Vorhandene sich angeeignet und in größter Vervollkommnung reproducirt habe, darf hier, obwohl ihr einige Wahrheit zu Grunde liegt, nicht in Betracht kommen, da sie auf die Schätzung der Leistungen des Dichters selbst keinen Einfluß haben kann. —

Mit diesen letzteren haben auch wir nur in diesem Werke zu thun, und werden daher uns überall, wo eine tiefere Verbindung es nicht unumgänglich nothwendig macht, gewissenhaft bemühen, Goethe den Menschen scharf von Goethe dem Dichter zu trennen und sein äußeres Leben als ein moralisches Ganze, das zu dem für sich bestehenden Ganzen seiner Werke in keiner directen Beziehung steht, durchaus unberührt lassen. Die Einwirkung, welche Goethe im Laufe eines langen Lebens nach mannichfachen Richtungen hin willkürlich oder unwillkürlich auf seine Nation ausübte, während er sich oft, mit dem vollsten Bewußtsein, wenigstens hinsichtlich der Wirkung nach außen, den höchsten Interessen derselben fern hielt, hat, da er der Gegenwart so lange angehörte und die verschiedenartigsten Bestrebungen in deutscher Literatur neben ihm auftauchten und wieder versanken, zu oft die Gemüther verleitet, bei der Betrachtung seiner Leistungen seine Individualität mit ihren eigenthümlichsten Verhältnissen diesen gegenüber zu stellen und, die eine zum Maßstab bei der Würdigung der anderen nehmend, bald diese, bald jene mit Lob oder Tadel zu belegen. — Dadurch ist, weil ein so entwickeltes Urtheil nothwendig von den subjectiven Ansichten jedes Einzelnen bedingt wurde, eine Verwirrung der Begriffe in Allem was Goethe betrifft entstanden, welche erst von der ruhiger und nach allgemeiner günstigen und wahren Grundsätzen beurtheilenden Nachwelt wird beseitigt werden können. — Seine bleibende rechte und wahre Stellung in der Geschichte deutscher Literatur und Kunst erhält Goethe vielleicht kaum in hundert Jahren und noch später angewiesen; diese möge sich indessen gestalten wie sie wolle, darin müssen stets alle Nationen und alle Zeiten übereinstimmen, daß er sich den größten Dichtern aller Zeiten und aller Nationen als ihr würdiger Genosse anschliesse, und als solcher stets bei einer Nennung derselben mit vollstem Rechte anzuführen sei. —

Länger denn ein halbes Jahrhundert hat sich Goethe als Dichter thätig bewiesen und in nie unterbrochener Folge poetische Werke geliefert. Wir haben es bereits gesagt, wie neben ihm die eigenthümlichsten Erscheinungen in diesem Gebiete auftauchten und versanken; setzen wir hier als Einleitung zu dem Folgenden noch hinzu, daß er stets mit unvermindertem Selbstbewußtsein auf dem Wege, den er als den rechten erkannt hatte, seinem vor-

gesteckten Ziele zuschritt, unbekümmert um die Gunst der Menge und weder mit ihr auf gutes Glück im Dunkel tappend, um das Rechte in günstigem Zufall zu ergreifen, noch mit den Einzelnen sich gewaltfam neue Bahnen brechend, um durch ungewöhnten oder fremdartigen Glanz der Masse zu imponiren. Fassen wir seine sämmtlichen poetischen Werke als das Resultat seines Lebens und daher als ein Ganzes zusammen, so finden wir, daß durchgängig eine großartige Idee ihnen zu Grunde liegt und sich stets in der Schilderung der durch sie entspringenden Verhältnisse ausdrückt; es ist der Kampf, den der Mensch als Einzelner, innerhalb der um ihn gezogenen Schranken und durch dieselben mit der sinnlichen wie mit der übersinnlichen Außenwelt, nach den verschiedensten Richtungen hin und in den mannichfaltigsten Erscheinungen zu bestehen hat; der Kampf des Subjectes mit den Objecten, des Mikrokosmos mit dem Makrokosmos. Wie Goethe in der Wirklichkeit in langer Jahresreihe ein ganzes, vollendetes Leben durchschreitet, so durchschreitet er es innerhalb seiner Werke in der Darstellung dieses Kampfes, der in seinem Goh von Berlichingen nur die äußerste Seite seiner Verhältnisse zeigt, im Werther das feindliche Entgegenstehen des Inneren und Äußeren hervorhebt, im Wilhelm Meister und den Wahlverwandtschaften eine mögliche Ausgleichung des Zwiespals, in welchem sich der Einzelne zu der menschlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen befinden kann, andeutet, und endlich im Faust die höchste Potenzirung im Conflict des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen offenbart, aber auch zugleich die höchste und schönste Ausöhnung, die der Liebe nämlich, mit sich führt. Dazwischen reihen sich die anderen Werke des Dichters als eben so viele Nuancirungen der Durchführung jener Aufgabe ein. — Diese ethische Seite der dichterischen Werke Goethe's, welche ihnen zu derselben die höchste moralische Würde verleiht, ist noch bei Weitem nicht scharf und bestimmt genug von den Kritikern hervorgehoben worden, und namentlich haben seine Gegner, sei es unbewußt oder geküßentlich, sie fast gar nicht beachtet und so sehr oft Dinge zum Vorwurf gegen ihn gekehrt, die gerade die reinste und wärmste zwiefache, ästhetische wie ethische, Anerkennung verdienen, indem sie Aeußerungen und Erfindungen seinem subjectiven Menschen zur Last legten, welche dieser nur erschaffen, weil der Dichter in ihm sie objectiv, um der Vollendung seines Kunstwerkes willen für nothwendig hielt, theils aus einer poetischen Intuition, theils in Folge gewissenhaftester Erwägung; denn wir wissen und die Beweise dafür finden sich besonders in den Briefen Goethe's und den sie begleitenden Jugenissen und Berichten der ihm näher stehenden Mitlebenden, daß kein Dichter mit solcher Strenge und mit solchem Fleiße arbeitete wie er. Es kann nicht genug darauf, (auf jene ethische Bestrebungen nämlich) aufmerksam gemacht werden, und wir thun es hier von Neuem, obgleich wir uns darauf beschränken müssen, sie hier nur anzudeuten.

Es gibt fast keine Gattung der Poesie, in welcher Goethe nicht Bedeutendes geleistet hätte; da jedoch eine Charakteristik seiner Werke im Einzelnen zu weit führen würde, scheint es nothwendig, seine Eigenthümlichkeit im Allgemeinen, so wie sie mehr oder weniger eben in jenen besondern Gattungen sich zeigte, hervorzuheben. — Wir müssen hier namentlich mehreres von uns bereits früher an anderen Orten ausgesprochene, theils ganz so wiederholen, wie wir es dort äußerten, indem unsere Ansicht unverändert blieb, theils aber es ergänzend fortführen, damit der Leser hier eine vollständige Zusammenstellung erhalte. Wir glauben uns diese Anführung eigener Meinungen um so eher gestatten zu dürfen, als solche das Resultat jahrelanger ernster Beschäftigungen mit den

Werken des großen Dichters sind, das wir hier in genauem Zusammenhange dem Leser mitzutheilen uns durch Ziel und Aufgabe dieses Werkes verpflichtet fühlten.

Ueber die lyrischen Gaben, mit welchen er Deutschland erfreute und bereicherte, sprachen wir uns an andern Orten \*) bereits folgendermaßen aus: „Als Lyriker steht Goethe unendlich hoch und ist wohl als das Vorbild der Dichter aller Nationen zu betrachten, wenigstens könnte er es sein und wird es gewiß immer mehr, je mehr sich die Kenntniß seiner kleineren Gedichte im Auslande verbreitet. Sein eigenthümlichstes Talent, das Schöne aufzufassen und es so, wie es ist, ohne daß es in seinem Inneren, oder durch die Darstellung, Veränderung erleidet, hinzustellen, beurkundet sich nirgends so wie hier. — In allen diesen Gedichten ist Goethe immer was er sein will, nur nicht er selbst, oder vielmehr er ist ein Proteus, der sich nie in seiner wahren Gestalt zeigt, weil er eine bessere, schönere, unschuldigere im Reiche der Poesie fand. — Aber eben dies gewaltige Talent, das Einzelne so aufzufassen und darzustellen, wie es sich durchaus allgemein offenbart, und ihm nun durch die lyrische Weise den Reiz der subjectiven Empfindung zu geben, die stets eine Täuschung bei dem Leser hervorbringt, nimmt alle Gemüther so mächtig für ihn ein, jedes findet sein Selbst oder Theile seines Selbst, wie in einem Spiegel dort wieder. Dazu gesellt sich nun der herrliche Blick in die Natur, der ihm eigen ist, wie Keinem; er wühlt nicht ängstlich die Farben aus zum Gemälde, sondern indem er die Empfindungen hinstellt, gesellt er auch schon, im richtigen Gefühl, die Umgebungen zu ihnen, in welchen sie sich am Vortheilhaftesten ausnehmen, und in denen sich eine solche Gemüthsstimmung vor Allem gefällt. — Andere Dichter beschwören gewaltig die Phantasie des Lesers durch ihre eigene heraus, damit sie ihnen diene; er thut das nicht, weil er es nicht nöthig hat, und doch wird sie, bei seinen Gedichten, unzertrennlich von dem Lesenden sein und sich bei der ersten Zeile, ja, ich möchte sagen, schon bei dem ersten Worte, als Begleiterin durch das Ganze anstellen. Nirgends vergißt man sich so gänzlich und fühlt und denkt, wie der Dichter es haben will, als bei Goethe. — Wir finden in seinen Liedern das Edelste und Eigenthümlichste des deutschen Charakters wieder, und nirgends tritt die reine und süße Jungfräulichkeit unserer Sprache so hervor, als bei ihm. Alles aber, was er bringt, zeigt sich in schöner Gestaltung, im vollendetsten Ebenmaß, im einschmeichelndsten Wohlklang. — In seinen späteren und spätesten Gedichten wurde Goethe leider theils zu conventionell, theils allegorisch er zu sehr; (dies Letztere aus Altersschwäche: die schaffende Kraft erlahmte und er glaubte sie, in Selbsttäuschung, auf diese Weise zu ersetzen) und zerstörte daher die lyrischen Elemente, indem er nur zu häufig die ihm früher so eigenthümliche und notwendige Klarheit der Gedanken zerstörte.“

Was hier von Goethe als lyrischem Dichter gesagt wurde, das läßt sich auch in mehrfacher Hinsicht auf seine dramatischen Werke anwenden, vorzüglich in Hinsicht auf ihren Grundcharakter, die reine Wahrheit und treue Natürlichkeit der Handelnden in denselben. Er griff hier stets mit kräftiger Hand in das vollste Leben und stellte den von ihm erwählten Gegenstand in hellster Klarheit, zwar verschönt durch das notwendige poetische Gewand, aber sonst in treffendster Wirklichkeit dar. Goethe zeichnete in seinen Dramen den Menschen wie er ist, Schiller dagegen denselben wie er sein sollte, kämpfend mit

allen Schwächen seiner Natur, aber ihnen geistig nie erliegend; hierin besteht vor Allem die Verschiedenheit dieser beiden großen Männer, und wenn sie auch in den Endpunkten sich wieder begegneten, da alles rein Menschliche und Echte nothwendig zum Göttlichen führen muß, so wichen doch die Wege, welche sie dahin leiteten, gänzlich von einander ab und naheten sich nur am Ziele von Neuem, um sich hier zu vereinen. — Die hohe moralische Würde der Schiller'schen Charaktere ist daher denen Goethe's oft gegenüber gestellt und diesem, ganz mit Unrecht, zum Vorwurf gemacht worden, da die letzteren keinen ihrer Mängel verbergen sondern ihn sogar mitunter anmuthig zeigen und den Reiz des Ganzen dadurch vermehren. Dieser Tadel konnte aber nicht Goethe den Dichter, sondern nur Goethe den Menschen und zwar nur als Solchen treffen, wenn er wirklich, wie das behauptet wurde und auch von ihm theilweise hier und da zugegeben worden ist, in ihnen nur sich selbst zeichnete; allerdings erschien dann manches Unmoralische, wie an ihnen, so auch an ihm, aber der Tadel blieb ungegründet, denn es mußte doch erst erwiesen werden, daß er diese Immoralität nähre und pflege, anstatt sie zu bekämpfen und mit besten Kräften auszurotten. Wer aber außer der Gottheit vermöchte den hier erforderlichen Beweis zu führen? Obendrein dürfte die wahre Kritik sich um solche Beschuldigungen nicht kümmern; wie der Dichter den Charakter schuf, das ging eigentlich nur diesen an; sie hatte ganz kalten zu untersuchen, ob derselbe poetisch wahr, das heißt, nach den gegebenen Verhältnissen als möglich denkbar, und ob er durch die ganze von ihm getragene oder durch ihn beförderte Handlung psychologisch richtig und consequent durchgeführt sei. Die nähere Betrachtung dieser Frage stellt aber die eigentliche Glanzseite der Goethe'schen Dramen in das hellste Licht und verwandelt allen Tadel in das entschiedene Lob, denn treuer, feiner und treffender als Goethe hat noch kein Dichter die Menschennatur in ihren mannichfachen Erscheinungen gezeichnet; in dem inneren Leben seiner handelnden Personen ist der genaueste Zusammenhang, nirgends zeigt sich eine Lücke oder ein Flickwerk, es ist ein und derselbe wohlgerathene Fuß in schönster Vollkommenheit aller Formen. Dazu kommt noch, daß er ihnen gegenüber mit eben solcher Treue und Richtigkeit die Massen wie die Verhältnisse zu stellen und zu ordnen weiß, daß seine Motive, überall ihrer inneren Natur nach wahr und rein, die Folgen in strengster Nothwendigkeit herbeiführen, und daß durch das Gesammtwirken aller Theile auf einander jedesmal das dramatische Ganze ein vollkommenes, harmonisches Kunstwerk wird, das selbst bei größter geistiger Freiheit die wahren Regeln und Forderungen der Kunst nie verläßt, sondern stets sich mit ihnen im Einklange zeigt. Keine Nation hat solche Vollendung der Kunst in der inneren Form in Werken dramatischer Kunst aufzuweisen, wie wir sie in der Iphigenie, im Tasso, im Egmont besitzen.

Dasselbe Lob erstreckt sich auf die Romane Goethe's, namentlich auf Werther's Leiden, in welche er die ganze volle Gluth seiner jugendlichen Seele ausströmte, und auf Wilhelm Meisters Lehrjahre, in welchen der gereifte Mann seine Weltanschauung, umstellt von den Verhältnissen und Erscheinungen seiner Zeit, niederlegte. — Hinsichtlich der äußeren Form stehen vielleicht die Wahlverwandtschaften als Kunstwerk noch höher; doch wird man sich nie zu einer allgemeinen Stimme des Lobes über sie erheben können, da eine befriedigende Lösung der Frage, ob es nicht ein Mißgriff des Dichters sei, die gehässigten Seiten menschlicher Verirrung und Lüge in den Verhältnissen der gebildetsten bürgerlichen Gesellschaft zur Aufgabe für ein Kunstwerk zu wählen, schwerlich gefunden werden kann. —

\*) D. E. B. Wolff, die schöne Literatur Europa's in der neuesten Zeit, vorgekürzt nach ihren bedeutendsten Erscheinungen. Leipzig 1832. S. 669 folg.



Abgesehen von derselben, weicht dieses Werk an Tiefe der Gedanken und Empfindungen, an Vollendung der Form, an Treue und Eleganz der Darstellung, gewiß keiner anderen Leistung desselben Meisters. Wilhelm Meisters Wanderjahre endlich sind ein durch widrige Umstände hastig zusammengedrängtes Werk, und es fehlt ihnen die eigentliche Einheit; doch enthalten sie dagegen außerordentlich schöne Einzelheiten und einen reichen Schatz erprobtester Lebensweisheit und Erfahrung. — Herrmann und Dorothea, nur der äußern Form nach ein Epos, in seinem ganzen inneren Wesen aber ein familiengeschichtlicher Roman, muß durch seine einfache Wahrheit und Treue, sein reines Gefühl, und die liebenswürdige Anspruchslosigkeit und Feinheit der Darstellung jedes unverdorbene, empfängliche Gemüth stets auf das Lebhafteste ergreifen und rühren, und wird sich daher immer als ein Liebling bei einem großen Theile unserer Nation erhalten. —

Was Goethe für die Kritik, die Wissenschaft und die Kunst geleistet hat, ist mit wenigen Worten angedeutet und findet sich wieder ausgesprochen, wenn wir kurz zusammenfassen, was ihm Deutschland überhaupt verdankt. Er war es, der die deutsche Poesie und Literatur von den Abwegen, auf die sie gerathen war, zur Wahrheit und Natur zurückführte, der den Deutschen durch seine Werke zeigte, wie sie in ihrem innersten Wesen allein besäßen, was ihnen frommte und sie weiter zu bringen vermöchte, ohne daß sie von fremden Völkern Schmuck zu horgen brauchten, der allein bis dahin gebietet hatte, um ihre Wüsten nothdürftig zugudecken; er endlich erschloß dem deutschen Geiste mit sicherer Hand neue reichbegabte Kreise und zeigte, indem er vorauswandelte, den Weg, der in dieselben führte; durch ihn zuerst gelang es uns, die Höhe zu erreichen, auf welcher sich andere Nationen bereits befanden, uns ihnen gleichzustellen und einen überaus würdigen Platz im Gebiete der Weltliteratur einzunehmen.

Vgl. J. Falk. Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt. Leipzig 1832.

J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Leipzig 1836. 2 Bde.

S. Döring J. W. v. Goethe's Leben. Weimar 1828. (Hier finden sich die Schriften über Goethe's Leben und Werke bis zu 1828 am vollständigsten zusammengestellt, S. 491—518.)

Ferner als Stimme des entschiedensten und bedeutendsten Gegners von Goethe: W. Menzel. Die deutsche Literatur. Stuttgart 1828. Th. II. S. 219 fgde.

A) G e b i c h t e. \*)

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Tipp' auf Lippe!  
Liebes Mädchen, bleibe treu!  
Lebe wohl! und manche Klippe  
Führt dein Liebster noch vorbei;  
Aber wenn er einst den Hafen,  
Nach dem Sturme, wieder grüßt,  
Wägen ihn die Götter strafen,  
Wenn er ohne dich genießt.

Früh gewagt ist schon gewonnen,  
Halb ist schon mein Werk vollbracht;  
Sterne leuchten mir wie Sonnen,  
Nur dem Feigen ist es Nacht.  
Wär' ich müßig dir zur Seite,  
Drückte noch der Kummer mich;  
Doch in aller dieser Weite  
Wilt' ich rasch und nur für dich.

Schon ist mir das Thal gefunden,  
Wo wir einst zusammen gehn,  
Und den Strom in Abendstunden  
Sanft hinunter gleiten sehn.  
Diese Pappeln auf den Wiesen,  
Diese Buchen in dem Hain!  
Ach, und hinter allen diesen  
Wird doch auch ein Häutchen seyn.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer  
Vom Meere strahlt;  
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer  
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege  
Der Staub sich hebt;  
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege  
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen  
Die Welle steigt.  
Im stillen Hain geh' ich oft zu lauschen,  
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seinst auch noch so ferne,  
Du bist mir nah!  
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.  
D wärst du da!

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!  
Es war gethan fast eh' gedacht;  
Der Abend wiegte schon die Erde  
Und an den Bergen hing die Nacht:  
Schon stand im Nebelkleid die Eiche  
Ein aufgethürmter Riese da,  
Wo Finsterniß aus dem Gestrüche  
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel  
Sah kläglich aus dem Duff hervor,  
Die Winde schwangen leise Flügel,  
Umsauf'ten schauerlich mein Ohr;  
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;  
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;  
In meinen Adern welches Feuer!  
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude  
Floß von dem süßen Blick auf mich;  
Ganz war mein Herz an deiner Seite  
Und jeder Athemzug für dich.  
Ein rosenfarb'nes Frühlingswetter  
Umgab das liebliche Gesicht,  
Und Bärtlichkeit für mich — Ihr Götter!  
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne  
Berengt der Abschied mir das Herz:  
In deinen Küssen, welche Wonne,  
In deinem Auge, welcher Schmerz!  
Ich ging, du standst und sahst zur Erde,  
Und sahst mir nach mit nassem Blick:  
Und doch, welch' Glück geliebt zu werden!  
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?  
Was bedrängt dich so sehr?  
Welch' ein fremdes neues Leben!  
Ich erkenne dich nicht mehr.  
Weg ist alles, was du liebtest,  
Weg warum du dich betrübtest,  
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —  
Ach, wie kamst du nur dazu!

\*) Aus J. W. v. Goethe's Werken.

Fesselt dich die Jugendblüthe,  
Diese liebliche Gestalt,  
Dieser Blick voll Treu' und Güte,  
Mit unendlicher Gewalt?  
Will ich rasch mich ihr entziehen,  
Mich ermannen, ihr entfliehen,  
Führt mich im Augenblick,  
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,  
Das sich nicht zerreißen läßt,  
Hält das liebe lose Mädchen,  
Mich so wider Willen fest;  
Muß in ihrem Zauberkreise  
Leben nun auf ihre Weise.  
Die Veränderung, ach, wie groß!  
Liebe! Liebe! laß mich los!

### Schäfers Klage lied.

Da droben auf jenem Berge  
Da steh' ich tausendmal  
An meinem Stabe gebogen  
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,  
Mein Hündchen bewahret mir sie.  
Ich bin herunter gekommen  
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen  
Die ganze Wiese so voll.  
Ich breche sie, ohne zu wissen,  
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter  
Verpass' ich unter dem Baum,  
Die Thüre dort bleibet verschlossen;  
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen  
Wohl über jenem Haus!  
Sie aber ist weggezogen,  
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,  
Wohleicht gar über die See.  
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!  
Dem Schäfer ist gar so weh.

### Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,  
Gespannt mein Feuerrohr.  
Da schwebt so leicht dein liebes Bild,  
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild  
Durch Feld und liebes Thal,  
Und ach! mein schnell verrauschend Bild  
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift  
Voll Unmuth und Verdruß,  
Nach Osten und nach Westen schweift,  
Woll er dich lassen muß.

Wie ist es, denk' ich nur an dich,  
Als in den Mond zu sehn;  
Ein stiller Friede kommt auf mich,  
Weiß nicht wie mir geschehn.

### Generalbeichte.

Lasset heut im edeln Kreis  
Meine Warnung gelten!  
Nehmt die ernste Stimmung wahr,  
Denn sie kommt so selten.  
Manches habt ihr vorgenommen,  
Manches ist euch schlecht bekommen,  
Und ich muß euch schelten.

Neue soll man doch einmal  
In der Welt empfinden!  
So bekennt vertraut und from,  
Eure größten Sünden!  
Aus des Irrthums falschen Weiten  
Sammelt euch und sucht bei Zeiten  
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, sey's bekannt,  
Während oft geträumet,  
Nicht geleert das frische Glas,  
Wenn der Wein geschäumet;  
Manche rasche Schäferkünde,  
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,  
Haben wir veräußert.

Still und maulfaul saßen wir,  
Wenn Philtister schwägten,  
Ueber göttlichen Gesang  
Ihr Geklatzschte schägten;  
Wegen glücklicher Momente,  
Deren man sich rühmen könnte.  
Uns zur Rede setzten.

Wißt du Absolution  
Deinen Treuen geben,  
Wollen wir nach deinem Wink  
Unabhänglich streben,  
Uns vom Halben zu entwöhnen,  
Und im Ganzen, Guten, Schönen,  
Resolut zu leben.

Den Philtister allzumal  
Wohlgemuth zu schnippen,  
Jenen Perlenchaum des Weins  
Nicht nur flach zu nippen,  
Nicht nur liebeln leiß mit Augen,  
Sondern fest uns anzusaugen  
An geliebte Lippen.

### Musen und Grazien in der Mark.

D wie ist die Stadt so wenig;  
Laßt die Mauer künftig ruhn!  
Unser Bürger, unser König  
Könnten wohl was bessers thun.  
Wall und Dper wird uns tödten;  
Liebchen, komm auf meine Flur,  
Denn besonders die Poeten,  
Die verderben die Natur.

D wie freut es mich, mein Liebchen,  
Daß du so natürlich bist;  
Unser Mädchen, unser Mädchen,  
Spielen künftig auf dem Riß!  
Und auf unsern Promenaden  
Beigt sich erst die Neigung stark.  
Liebes Mädchen! laß uns waden,  
Baden noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,  
Der uns keinen Weg versperrt!  
Dich den Anger hin zu führen,  
Wo der Dorn das Mädchen zerrt!  
Zu dem Dörfchen laß uns schleichen,  
Mit dem spitzen Thurme hier;  
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!  
Trocknes Brod! und saures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,  
Nichts vom Magdeburger Land!  
Unser Samen, unsre Todten,  
Ruh'n in dem leichten Sand.  
Selbst die Wissenschaft verlieret  
Nichts an ihrem raschen Lauf,  
Denn bei uns, was vegetiret,  
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe  
Wie im Paradiese zu?  
Statt der Dame, statt der Bofe  
Nacht die Henne glu! glu! glu!  
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,  
Nur der Gänse Lebenslauf;  
Meine Mutter zieht die grauen,  
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Bistling uns besticheln!  
Glücklich, wenn ein deutscher Mann  
Seinem Freunde Welter Micheln  
Guten Abend bieten kann.  
Wie ist der Gedanke labend:  
Solch ein Edler bleibt uns nah!  
Immer sagt man: gestern Abend  
War doch Welter Michel da!

Und in unsern Kiefern keimet  
Eylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.  
Ob sich gleich auf Deutsch nichts reimet,  
Reimt der Deutsche dennoch fort.  
Ob es kräftig oder zierlich,  
Geht uns so genau nicht an;  
Wir sind bieder und natürlich  
Und das ist genug gethan.

Der S ä n g e r.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,  
Was auf der Brücke schallen?  
Laß den Gesang vor unserm Ohr  
Im Saale wiederhallen!  
Der König sprach's, der Page lief;  
Der Knabe kam, der König rief:  
Laßt mir herein den Alten!

Begrüßt seyd mir, edle Herrn,  
Begrüßt ihr, schöne Damen!  
Welch' reicher Himmel, Stern bei Stern!  
Wer kennet ihre Namen?  
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit  
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,  
Sich staunend zu ergötzen.

Der S ä n g e r drückt' die Augen ein,  
Und schlug in vollen Tönen;  
Die Ritter schauten mutzig drein,  
Und in den Schoos die Schönen.  
Der König, dem das Lied gefiel,  
Rief, ihn zu ehren für sein Spiel,  
Ein' goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht,  
Die Kette gib den Rittern,  
Vor deren kühnem Angesicht  
Der Feinde Lanzen splintern;  
Gib sie dem Kanzler, den du haßt,  
Und laß ihn noch die goldne Last  
In andern Lasten tragen.

Ich singe wie der Vogel singt,  
Der in den Zweigen wohnt;  
Das Lied, das aus der Kehle bringt,  
Ist Lohn, der reichlich lohnet.  
Doch darf ich bitten, bitt' ich ein:  
Laß mir den besten Becher Wein  
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:  
O Trank voll süßer Labe!  
O wohl dem hochbeglückten Haus,  
Wo das ist kleine Gabe!  
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,  
Und danket Gott so warm, als ich  
Für diesen Trunk euch danke.

E r l ö n i g.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?  
Es ist der Vater mit seinem Kind;  
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,  
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —  
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?  
Den Erlkönig mit Kron' und Schweif?  
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!  
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;  
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand!  
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,  
Was Erlkönig mir leise verspricht? —  
Seh' ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;  
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Bistst, feiner Knabe, du mit mir gehn?  
„Meine Töchter sollen dich warten schön;  
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,  
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort  
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —  
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;  
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;  
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —  
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!  
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,  
Er hält in den Armen das ächzende Kind,  
Erreicht den Hof mit Mähe und Noth;  
In seinen Armen das Kind war todt.

Der F i s c h e r.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,  
Ein Fischer saß daran,  
Sah nach dem Angel ruhevoll,  
Rüht bis ans Herz hinan.  
Und wie er sitzt und wie er lauscht,  
Zheilt sich die Fluth empor;  
Aus dem bewegten Wasser rauscht  
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:  
Was lockst du meine Brut  
Mit Menschenwitz und Menschenlist  
Hinauf in Todesgluth?  
Ach wärestest du, wie's Fischlein ist  
So wohlthig auf dem Grund,  
Du stiegst herunter wie du bist  
Und würdest erst gesund.

Laßt sich die liebe Sonne nicht,  
Der Mond sich nicht im Meer?  
Rehrt welkemathwend ihr Gesicht  
Nicht doppelt schöner her?  
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,  
Das feuchtverklärte Blau?  
Lockt dich dein eigen Angesicht  
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,  
Regt' ihm den nackten Fuß;  
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,  
Wie bei der Liebsten Fuß.  
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;  
Da war's um ihn gesehn:  
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,  
Und ward nicht mehr gesehn.

Der K ö n i g in T h u l e.

Es war ein König in Thule  
Gar treu bis an das Grab,  
Dem sterbend seine Puhle  
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,  
Er leert' ihn jeden Schmaus;  
Die Augen gingen ihm über,  
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu Herden,  
Zählt' er seine Städt' im Reich,  
Gönnt' alles seinem Erben,  
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,  
Die Ritter um ihn her,  
Auf hohem Vätersaale  
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Becher,  
Trank letzte Lebensgluth,  
Und warf den heil'gen Becher  
Hinaunter in die Fluth.

Er sah ihn kürzen, trinken,  
Und sinken tief ins Meer.  
Die Augen thäten ihm sinken;  
Trank nie einen Tropfen mehr.

### Die Braut von Korinth.

Nach Korinthus von Athen gezogen  
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt  
Einen Bürger hofft' er sich gezogen;  
Beide Väter waren gastverwandt,  
Hatten frühe schon  
Töchterchen und Sohn  
Braut und Brautigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen scheinen,  
Wenn er theuer nicht die Günst' erkauf't?  
Er ist noch ein Heide mit den Seinen,  
Und sie sind schon Christen und getauf't.  
Reimt ein Glaube neu,  
Wird oft Lieb' und Treu  
Wie ein böses Unkraut ausgerauf't.

Und schon lag das ganze Haus im Stillen,  
Vater, Tochter, nur die Mutter wacht;  
Sie empfängt den Gast mit bestem Willen,  
Gleich ins Prunkgemach wird er gebracht.  
Wein und Essen prangt  
Oh' er es verlangt:  
So versorgend wünscht sie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbestellten Essen  
Wird die Luft der Speise nicht erreg't;  
Müdigkeit löst' Speis' und Trank vergessen,  
Daß er angekleidet sich auf's Bette legt;  
Und er schlummert fast,  
Als ein feltner Gast  
Sich zur offenen Thür hereinbewegt.

Denn er steht bei seiner Lampe Schimmer  
Tritt, mit weißem Scheler und Gewand,  
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,  
Um die Stirn ein schwarz und goldnes Band.  
Wie sie ihn erblickt,  
Hebt sie, die erschrickt,  
Mit Erstaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief sie aus, so fremd im Hause,  
Daß ich von dem Gaste nichts vernahm?  
Ach, so hält man mich in meiner Klausel!  
Und nun übersällt mich hier die Scham.  
Ruhe nur so fort  
Auf dem Lager dort,  
Und ich gehe schnell, so wie ich kam.

Bleibe, schönes Mädchen! ruft der Knabe,  
Rast' von seinem Lager sich geschwind:  
Hier ist Ceres, hier ist Bacchus Gabe;  
Und du bringst den Amor, liebes Kind!  
Bist vor Schrecken blaß!  
Liebe, komm und laß,  
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe stehen;  
Ich gehöre nicht den Fremden an.  
Schon der letzte Schritt ist, ach! gesehen,  
Durch der guten Mutter kranken Bahn,  
Die genesend schwur:  
Jugend und Natur  
Sei dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter baut Gewimmel  
Hat sogleich das stille Haus geleert.  
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel,  
Und ein Heiland wird am Kreuz verhert;  
Opfer fallen hier,  
Weder Lamm noch Stier,  
Aber Menschenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,  
Deren keines seinem Geist entgeht.  
Ist es möglich, daß am stillen Orte  
Die geliebte Braut hier vor mir steht?  
Sei die meine nur!  
Unster Väter Schwur  
Hat vom Himmel Segen uns erseht.

Mich erhältst du nicht, du gute Seele!  
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.  
Wenn ich mich in stiller Klausel quäle,  
Ach! in ihren Armen denk' an mich,  
Die an dich nur denkt,  
Die sich lebend kränkt;  
In die Erde bald verbirgt sie sich.

Nein! bei dieser Flamme sey's geschworen,  
Süßig zeig' sie Ohren uns voraus;  
Bist der Freude nicht und mir verloren,  
Kommst mit mir in meines Vaters Haus  
Liebchen, bleibe hier!  
Feyre gleich mit mir  
Unerwartet unsern Hochzeitsmaus.

Und schon wechseln sie der Treue Zeichen,  
Goldnen reicht sie ihm die Kette dar,  
Und er will ihr eine Schale reichen,  
Silbern, künstlich, wie nicht eine war.  
Die ist nicht für mich;  
Doch, ich bitte dich,  
Eine Locke gib von deinem Haar.

Eben schlug die dumpfe Geisterstunde  
Und nun schien es ihr erst wohl zu seyn  
Sterig schlürfte sie mit blassem Munde  
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;  
Doch vom Beizndrod,  
Das er freundlich bot,  
Nahm sie nicht den kleinsten Bissen ein.

Und dem Jüngling reichte sie die Schale,  
Der, wie sie, nun hastig lästern trank.  
Liebe fordert er beim stillen Mahle;  
Ach, sein armes Herz war liebestrank.  
Doch sie widersteht,  
Wie er immer steht,  
Bis er weinend auf das Bette sank.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:  
Ach, wie ungeru seh' ich dich gequält!  
Aber, ach! berührt du meine Glieder,  
Fühlt du schauernd, was ich dir verhehlt.  
Wie der Schnee so weiß,  
Aber kalt wie Eis,  
Ist das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er sie mit starken Armen,  
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:  
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,  
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!  
Wechselhauch und Kuß!  
Liebesüberfluß!  
Brennst du nicht und fühlst mich entbraunt?

Liebe schließt fester sie zusammen,  
Tränen mischen sich in ihre Luft;  
Sterig saugt sie seines Mundes Flammen,  
Eins ist nur im Andern sich bewußt.  
Seine Liebeswuth  
Wärmt ihr starres Blut,  
Doch es schlägt kein Herz in ihrer Brust.

Unterdesse schleicht auf dem Gange  
Häuslich spät die Mutter noch vorbet,  
Horchet an der Thür und horchet lange,  
Welch ein sonderbarer Ton es sey.  
Klag- und Bonnelaut  
Bräutigams und Braut,  
Und des Liebestammels Raserei.

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre,  
Weil sie erst sich überzeugen muß,  
Und sie hört die höchsten Liebeschwüre,  
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —  
Still! der Dahn erwacht! —  
Aber morgen Nacht  
Bist du wieder da? — und Kuß auf Kuß —

Länger hält die Mutter nicht das Säugeln,  
Reißet das bekannte Schloß geschwind: —  
Ist es hier im Hause solche Dirnen,  
Die dem Fremden gleich zu Willen sind? —  
So zur Thür hinein  
Bei der Lampe Schrein  
Sieht sie — Gott! sie sieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im ersten Schrecken  
Mit des Mädchens eigenem Schleierstier,  
Mit dem Teppich die Geliebte decken;  
Doch sie windet gleich sich selbst hervor.  
Wie mit Geist's Gewalt  
Hebet die Gestalt  
Lang' und langsam sich im Bett empor.

Mutter! Mutter! spricht sie hohle Worte:  
So mißgönnt ihr mir die schöne Nacht!  
Ihr verreibt mich von dem warmen Orte.  
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?  
Ist's euch nicht genug,  
Daß in's Leinentuch,  
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge  
Reißet mich ein eigenes Gericht.  
Eurer Priester summende Gesänge  
Und ihr Egen haben kein Gewicht;  
Salz und Wasser kühlt  
Nicht, wo Jugend fählet;  
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mit erst versprochen,  
Als noch Venus heit'rer Lempel stand.  
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,  
Weil ein fremd, ein falsch Gelüb' euch band!  
Doch kein Gott erhört,  
Wenn die Mutter schwört,  
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,  
Noch zu suchen das vermiste Gut,  
Noch den schon verlorenen Mann zu lieben  
Und zu saugen seines Herzens Blut.  
Ist's um den geschahn,  
Raß nach andern gehn,  
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling kannst nicht länger leben;  
Du versiehst nun an diesem Ort.  
Meine Kette hab' ich dir gegeben;  
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.  
Sieh' sie an genau!  
Morgen bist du grau,  
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:  
Einen Scheiterhaufen schichte du;  
Reiß' in Flammen Liebende zur Asch!  
Wenn der Funke sprüht,  
Wenn die Asche glüht,  
Eilen wir den alten Göttern zu.

#### Der Gott und die Bajabere. Indische Legende.

Mahaddh, der Herr der Erde,  
Kummt herab zum sechstenmal,  
Daß er unsers gleichen werde,  
Mit zu fühlen Freud' und Qual.  
Er bequemt sich hier zu wohnen,  
Läßt sich alles selbst geschahn.  
Soll er strafen oder schonen,  
Muß er Menschen menschlich sehn.

Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,  
Die Großen besauert, auf Kleine geachtet;  
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,  
Wo die letzten Häuser sind,  
Sieht er, mit gemalten Wangen,  
Ein verlorenes, schönes Kind.  
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!  
Wart', ich komme gleich hinaus —  
Und wer bist du? — Bajabere,  
Und dieß ist der Liebe Haus.

Sie rührt sich, die Symbeln zum Tanze zu schlagen;  
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,  
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,  
Lebhaft ihn in's Haus hinein.  
Schöner Fremdling, lampenhelle  
Soll sogleich die Pütte sehn.  
Bist du müd', ich will dich laben,  
Lindern deiner Füße Schmerz.  
Was du willst, das sollst du haben,  
Ruhe, Freud' oder Scherz.  
Sie lindert geschäftig gehesuchte Leiden.  
Der Stille lächelt; er siehet mit Freud'  
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;  
Zimmer heit'rer wird sie nur,  
Und des Mädchens frühe Künste  
Werden nach und nach Natur.  
Und so stellet auf die Blüthe  
Bald und bald die Frucht sich ein;  
Ist Gehorsam im Gemüthe,  
Wird nicht fern die Liebe sehn.  
Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,  
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen  
Luft und Entsetzen und grimmtige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,  
Und sie fühlt der Liebe Dual,  
Und das Mädchen steht gefangen,  
Und sie weint zum erstenmal;  
Sinkt zu seinen Füßen nieder,  
Nicht um Wollust noch Gewinnst,  
Ach! und die gelenken Glieder  
Sie versagen allen Dienst.  
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feuer  
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier  
Die nächstlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,  
Früh erwacht nach kurzer Raß,  
Findet sie an ihrem Herzen  
Todt den vielgeliebten Gast.  
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder;  
Aber nicht erweckt sie ihn,  
Und man trägt die starren Glieder  
Bald zur Flammengrube hin.  
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,  
Sie raset und rennet und theilet die Menge.  
Wer bist du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bohre stürzt sie nieder,  
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:  
Meinen Gatten will ich wieder!  
Und ich such' ihn in der Gruft.  
Soll zu Asche mir zerfallen  
Dieser Glieder Götterpraht?  
Nein! er war es, mein vor allen!  
Ach, nur eine süße Nacht!  
Es singen die Priester: wir tragen die Alten,  
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,  
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:  
Dieser war dein Gatte nicht.  
Lebst du doch als Bajabere,  
Und so hast du keine Pflicht.  
Nur dem Körper folgt der Schatten  
In das stille Todtenreich;  
Nur die Gattin folgt dem Gatten:  
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.

Erhöre, Drommete, zu heiliger Klage!  
D nehmet, ihr Götter! die Herde der Tage,  
D nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen  
Nehret ihres Herzens Noth;  
Und mit ausgestreckten Armen  
Springt sie in den heißen Tod.  
Doch der Götter-Jüngling hebet  
Aus der Flamme sich empor,  
Und in seinen Armen schwebet  
Die Geliebte mit hervor.

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;  
Unsterbliche heben verlorene Kinder  
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

### Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente  
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus!  
Langhin furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine  
Springend folgen, als sich' ihnen die Beute davon.  
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bootsmann  
Ruckt am Segel gelind, das sich für alle bemüht;  
Vorwärts dringt der Schifflenden Geist, wie Flaggen und  
Wimpel;

Einer nur steht rückwärts traurig gewendet am Mast,  
Sieht die Berge schon blau, die Scheidenden, sieht in das  
Meer sie

Niederfinken, es sinkt jegliche Freude vor ihm.  
Auch dir ist es verschwunden, das Schiff, das deinen Alexis,  
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt;  
Auch du blickst vergebens nach mir. Noch schlagen die Herzen  
Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.  
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wogest  
Alle Tage, die sonst falt mir verschwindenden, auf.  
Ach! nur im Augenblick, im letzten, stieg mir ein Leben,  
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab;  
Nur umsonst verläßt du mit deinem Lichte den Aether;  
Dein alleleuchtender Tag, Phoebus, mir ist er verhaßt.  
In mich selber kehrt' ich zurück; da will ich im Stillen  
Wiederholen die Zeit, als sie mir täglich erschien.  
Was es möglich, die Schönheit zu sein und nicht zu empfinden?  
Wirkte der himmlische Reiz nicht auf dein stumpfes Gemüth?  
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein

Künstlich mit Worten verschränkt, oft der Versammlung  
in's Ohr.

Jeden freuet die seltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung.  
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.  
Ist es endlich entdeckt, dann hellet sich jedes Gemüth auf,  
Und erblickt im Gebicht doppelt erfreulichen Sinn.  
Ach, warum so spät, o Amor, nimmst du die Binde,  
Die du um's Aug' mir geknüpft, nimmst sie zu spät mir  
hinweg!

Lange schon harrete betrachtet das Schiff auf günstige Lüfte;  
Endlich strebte der Wind glücklich vom Ufer in's Meer.  
Leere Beiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!  
Ihr verschwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.  
Ja, sie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!  
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.  
Dester sah' ich zum Tempel dich gehn, geschmückt und gefittet,  
Und das Mütterchen ging feierlich neben dir her.  
Giltigst warst du und frisch, zu Markte die Früchte zu tragen;  
Und vom Brunnen, wie kühl! wiegte dein Haupt das  
Gesäß.

Da erschien dein Hals, erschien dein Nacken vor allen,  
Und vor allen erschien deiner Bewegungen Wack.  
Oftmals hab' ich geforgt, es möchte der Krug dir entstürzen;  
Doch er hielt sich stets auf dem geringelten Tuch.  
Schöne Nachbarin, ja, so war ich gewohnt dich zu sehen,  
Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,  
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen  
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.  
Jahre, so gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet  
Waren die Küfer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.  
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lägst nur den  
Himmel,

Welle! dein herrliches Blau ist mir die Farbe der Nacht.  
Ales rührte sich schon, da kam ein Knabe gelaufen  
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.

Schon erhebt sich das Segel, es flattert im Winde: so  
sprach er;

Und gelichtet mit Kraft, trennt sich der Anker vom Sand.  
Komm, Alexis, o komm! Da drückte der wacker Vater,  
Würdig, die segnende Hand mir auf das lockige Haupt;  
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:  
Glücklich lehre zurück! tiefen sie, glücklich und reich!  
Und so sprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,  
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich stehn  
Deines Gartens. Du lächeltest mir und sagtest: Alexis!  
Sind die Lärmenden dort deine Gefellen der Fahrt?  
Fremde Kisten besuchst du nun, und köstliche Waaren  
Handelst du ein, und Schmutz reichen Matronen der Stadt.  
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es  
Danbar zahlen: so oft hab' ich die Herde gewünscht!  
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weise des Kaufs-  
manns,

Erst nach Form und Gewicht deiner Bestellung genau.  
Gar bescheiden erwogst du den Preis! da blick' ich indessen  
Nach dem Halbe, des Schmucks unserer Königin werth.  
Heftiger tönte vom Schiff das Geschrei: da sagtest du  
freundlich:

Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!  
Nimm die reifsten Orangen, die weißen Feigen; das Meer  
bringt

Keine Früchte, sie bringt jegliches Land nicht hervor.  
Und so trat ich herein. Du brachst nun die Früchte geschäftig,  
Und die goldene Last zog das geschürzte Gewand.  
Dester bat ich: es sey nun genug! und immer noch eine  
Schönere Frucht fiel dir, leise berührt, in die Hand.  
Endlich kamst du zur Laube hinan; da fand sich ein Körbchen,  
Und die Myrte bog blühend sich über uns hin.  
Schweigend begannest du nun geschickt die Früchte zu ordnen;  
Erst die Orange, die schwer ruht, als ein goldener Ball,  
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck schon entsetzt;  
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geschenk.  
Aber ich hob es nicht auf; ich stand. Wir sahen einander  
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.  
Deinen Busen fühl' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,  
Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den  
Hals;

Mir sank über die Schulter dein Haupt; nun knüpfen auch  
deine

Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.  
Amors Hände fühl' ich: er drückt' uns gewaltig zusammen,  
Und aus heiterer Luft donnert' es dreimal: da fiess  
häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinstest, ich  
weinte,

Und vor Jammer und Glück schien uns die Welt zu vergehn.  
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße  
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und bist du nicht mein?  
Gewig! sagtest du leise. Da schienen unsere Thränen,  
Wie durch göttliche Luft, leise vom Auge gehaucht.  
Näher rief es: Alexis! Da blickte der suchende Knabe  
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!  
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! —

Zu Schiffe

Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener schien.  
Und so hielten mich auch die Gefellen, schonten den Kranken;  
Und schon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.  
Ewig! Dora, lispeltest du; mir schallt es im Ohre  
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,  
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen  
Ihr zur Seiten! Er ist götterbeträftigt, der Bund!  
D so eile denn, Schiff, mit allen günstigen Winden!  
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!  
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Gold-  
schmied

In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.  
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!  
Neunmal umgebe sie dir! locker geworden, den Hals.  
Ferner schaff' ich noch Schmutz, den mannichfaltigsten; goldne  
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand:  
Da wetteifere Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir  
Stelle dem Opacanth sich gegenüber, und Gold  
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.  
D, wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!  
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe  
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild' in den  
Sinn.

Laufen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von allem  
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.  
Doch nicht Schmutz und Juwelen allein ver schafft dein  
Geliebter:

Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch

Feine wolkene Decken mit Purpursäumen, ein Lager  
 Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;  
 Köstlicher Weinwand Stüde. Du siegest und nähdest und kleidest  
 Mich und dich, auch wohl noch ein Drittes dazwischen.  
 Bilder der Hoffnung, täuschet mein Herz! — O mächtig, Götter,  
 Diesen gewaltigen Brand, der mir den Busen durchtobte!  
 Aber auch sie verlang' ich zurück, die schmerzliche Freude,  
 Wenn die Sorge sich kalt, gräßlich gelassen, mir naht.  
 Nicht der Erinnerung Fadel, das Wellen der höllischen Kunde  
 Schreckt den Verbrecher so, in der Verzweiflung Gesild,  
 Als das gelaßne Gespenst mich schreckt, das die Schöne von  
 fern mir

Zeiget: die Thüre steht wirklich des Gartens noch auf!  
 Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!  
 Und die Feige gewährt stärkenden Dostig auch ihm!  
 Lohnt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O macht  
 mich, ihr Götter,

Blind, verwohlet das Bild jeder Erinnerung in mir!  
 Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem Einen  
 Gibt, sie kehret sich auch schnell zu dem Andern herum.  
 Rache nicht diesmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwärze!  
 Donnere schrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!  
 Sende die schwankenden Wolken mir nach! Im nächstlichen  
 Dunkel

Treffe dein leuchtender Blitz diesen unglücklichen Mast!  
 Streue die Pflanzen umher, und gib der tobenden Welle  
 Diese Baaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —  
 Nun, ihr Mufen, genug! Vergebens strebt ihr zu schilbern,  
 Wie sich Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.  
 Hellen könntet die Wunden ihr nicht, die Amor geschlagen;  
 Aber Linderung kommt einig, ihr Guten, von euch.

### E u p h r o s y n e .

Auch von des höchsten Gebirgs beelzten zackigen Gipfeln  
 Schwebet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.  
 Lange verhallt schon Nacht das Thal und die Pfade des  
 Wandrers,

Der, am tosenden Strom, auf zu der Höhe sich sehnt,  
 In dem Ziele des Tags, der stillen häßlichen Wohnung;  
 Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,  
 Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute,  
 Segnend, fränze das Haupt mit dem heiligen Wahn!  
 Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,  
 Und erschallet den Duft schäumender Ströme so hold?  
 Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und  
 Klüfte?

Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.  
 Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich kaune dem  
 Wunder!

Wird der rosigte Strahl nicht ein bewegtes Gebild?  
 Welche Göttin naht sich mir? und welche der Mufen  
 Suchet den treuen Freund, selbst in dem grausen Geflüst?  
 Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täusche, verschwindend,  
 Nicht den begeistertsten Stan, nicht das gerührte Gemüth.  
 Kenne, wenn du es darfst vor einem Sterblichen, keinen  
 Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf,  
 Daß ich fühle, welche du seist von den ewigen Töchtern  
 Zeus, und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lieb.  
 „Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Ges-  
 talt dir,

Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?  
 Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd ent-  
 schwang sich

Schon der schauernde Geist jugendlich frohem Genuß;  
 Aber ich hoffte, mein Bild noch fest in des Freundes Erin-  
 nung

Eingeschrieben, und noch schön durch die Liebe verklärt.  
 Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die  
 Thräne:

Euphrosyne: sie ist noch von dem Freunde gekannt.  
 Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und graues Gebirge,  
 Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;  
 Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal  
 Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.  
 Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem  
 Spiele

Jener täuschenden Kunst reizender Mufen gewießt.  
 Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands.  
 Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!  
 Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,  
 Ach, wer schätzt ihn genug, diesen verreckenden Werth!

Klein erscheint es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;  
 Macht die Liebe, die Kunst, jegliches Kleine doch groß.  
 Denkst du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Bretter-  
 Gerüste,

Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführst?  
 Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich  
 Arthur,

Und belebtest in mir brittisches Dichter-Gebild,  
 Drohstest mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandtest  
 Selbst den thranenden Blick, innig geträumet, hinweg.  
 Ach! da warst du so hold und schütest ein trauriges Leben,  
 Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.  
 Freundlich faßtest du mich, den Verschmetterten, trugst mich  
 von daunen,

Und ich henschelte lang, dir an dem Busen, dem Tod.  
 Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,  
 Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.  
 Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,  
 Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.

Frage: warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gesehlet,  
 O! so zeige mir an, wie mir das Bestre gelangt.  
 Keine Mühe verdrüßet mich bei dir, und Alles und Jedes  
 Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.  
 Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,  
 Und es schauerte mir tief in dem Busen das Herz.  
 Mein! mein liebtliches Kind, so rieffst du, Alles und Jedes,  
 Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.  
 Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Weisfall,  
 Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thranen herab.  
 Aber am tiefsten triffst du doch mich, den Freund, der im  
 Arm dich

Hält, den selber der Schein früherer Liebe geschreckt.  
 Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!  
 Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,  
 Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichert der Sommer,  
 Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.  
 Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser,  
 Aus der bewölkten Kluft, schäumend und brausend hinab.  
 Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche  
 Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.  
 Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen  
 Leben, dem köstlichen Schatz, herrscht ein schwankendes Loos.  
 Nicht dem blühenden nicht der willig scheidende Vater,  
 Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;  
 Nicht der Jüngere schließt dem Älteren immer das Auge,  
 Das sich willig gesenkt kräftig dem Schwächeren zu.  
 Dester, ach! verkehrt das Gesicht die Ordnung der Tage;  
 Hüßlos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,  
 Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte  
 Zweige

Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.  
 Und so, liebtliches Kind, durchbrang mich die tiefe Betrachtung,  
 Als du zur Leiche verstellst über die Arme mir hingst;  
 Aber freudig seh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,  
 Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.

Springe frühlich dahin, verstellter Knabe! das Mädchen  
 Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.  
 Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben  
 Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.  
 Sey mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließt,  
 Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —  
 Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!  
 Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.  
 O wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,  
 Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!  
 O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte  
 Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!  
 Doch dort wirfst du nun seyn, und sehn, und nimmer be-  
 wegt sich

Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.  
 Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Abganges,  
 Die du zu liebendem Schmerz fröhe, so fröhe! gestimmt.  
 Andere kommen und gehen; es werden die Andre gefallen,  
 Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.  
 Aber du, vergesse mich nicht! Wenn Eine dir jemals  
 Sich im verworrenen Geschäft heiter entgegen bewegt,  
 Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet,  
 Und am Plage sich nur, den du bestimmtest, gefällt;  
 Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,  
 Selbst bis zur Pforte des Grab's, freudiges Opfer sie  
 bringt;

Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:  
 Euphrosyne, sie ist wieder erkanden vor mir!  
 Vieles sag' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weißt nicht,  
 Wie sie wollte; mich führt streng ein geblendet Gott.

Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwanfendem Eilen.  
 Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:  
 Laß nicht ungerührt mich zu den Schatten hinabgehn!  
 Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.  
 Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's  
 Reiche, massenweiß, Schatten vom Namen getrennt;  
 Wen der Dichter aber gerührt, der wandelt, gestaltet,  
 Einzeln, gefeilt dem Chor aller Heroen sich zu.  
 Freudig tret' ich einher, von deinem Riede verkündet,  
 Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.  
 Mich empfängt sie mich dann, und nennt mich; es winkt  
 die hohen  
 Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.  
 Penelopea redet zu mir, die treuste der Weiber,  
 Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.  
 Jüngere nahen sich dann, zu früh herunter Gekandt,  
 Und betragen mit mir unser gemeines Geschid.  
 Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,  
 Und Polneena, träub' noch von dem bräutlichen Tod,  
 Sch' ich als Schweftern sie an und trete würdig zu ihnen;  
 Denn der tragischen Kunst heisse Geschöpfe sind sie.  
 Bildete doch ein Dichter auch mich; und seine Gesänge,  
 Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt.  
 Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich,  
 Weiter zu reden; allein schwitzend versagte der Ton.  
 Denn aus dem Parpurgewölk, dem schwebenden, immer bes-  
 wegten,  
 Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor.  
 Wild erhob er den Stab und deutete; wallend verflungen  
 Wachsene Wolken, im Zug, beide Bekalten vor mir.  
 Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser  
 Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.  
 Unbezwingliche Trauer befüllt mich, entkräftender Jammer,  
 Und ein moosiger Fels stüzt den Einkenden nur.  
 Behmuth reißt durch die Salten der Brust; die nächtlichen  
 Thränen  
 Fließen, und über dem Wald kündigt der Morgen sich an.

## Episteln.

### Erste Epistel.

Setz da jeglicher liest und viele Leser das Buch nur  
 Ungebuldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,  
 Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pflöpfen,  
 Soll auch ich, du willst es, mein Freund, dir über das  
 Schreiben  
 Schreibe die Menge vermehren und meine Meinung ver-  
 künden,  
 Daß auch andere wieder darüber meinen und immer  
 So ins Unendliche fort die schwanfende Woge sich wälze.  
 Doch so fährt der Fischer dem hohen Meer zu, sobald ihm  
 Günstig der Wind und der Morgen erscheint; er treibt sein  
 Gewerbe,  
 Wenn auch hundert Gefellen die blinkende Fläche durchkreuzen.  
 Edler Freund, du wünschst das Wohl des Menschenges-  
 chlechtes,  
 Unserer Deutschen besonders und ganz vorzüglich des nächsten  
 Bürgers, und fürchtest die Folgen gefährlicher Bücher; wie  
 haben  
 Leiter oft sie gesehen. Was sollte man, oder was könnten  
 Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?  
 Genß und wichtig erscheint mir die Frage, doch trifft sie mich  
 eben  
 In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter  
 Glänzet fruchtbar die Gegend; wir bringen liebliche Lüfte  
 Ueber die wallende Fluth süß duftende Kühlung herüber,  
 Und dem Oikeren erscheint die Welt auch heiter, und ferne  
 Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.  
 Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu verlässen,  
 Und wie viel tiefer prägt sich nicht der Eindruck der Lettern,  
 Die, so sagt man, der Ewigkeit trogen. Freilich an vielen  
 Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder sein  
 Antlig,  
 Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Büge,  
 So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.  
 Reden schwanfen so leicht herüber, hinüber, wenn viele  
 Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch

Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.  
 Mit dem Büchern ist es nicht anders. Liest doch nur jeder  
 Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er  
 In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.  
 Ganz vergebens strebt du daher, durch Schriften des Menschen  
 Schon entschiedenen Gang und seine Neigung zu wenden;  
 Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Bestimmung,  
 Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es  
 bildet  
 Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.  
 Denn zwar hören wir gern, was unsere Meinung bestätigt,  
 Aber das Hören bestimmet nicht die Meinung; was uns zu-  
 wider  
 Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eile  
 Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.  
 Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so muß du  
 Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten, und Kö-  
 nigen, Allen  
 Magst du Geschichten erzählen, worin als wirklich erscheinet,  
 Was sie wünschen, und was sie selber zu leben begehrten.  
 Wäre Homer von Allen gehört, von Allen gelesen,  
 Schwärmet' er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der  
 Hörer,  
 Wer es sel, und klinget nicht immer im hohen Palaste,  
 In des Königes Belt, die Illas herrlich dem Halben?  
 Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit  
 Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versam-  
 melt?  
 Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier  
 Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Also höret' ich einmal, am wohlgepfästerten Ufer  
 Jener Neptunischen Stadt, alwo man geflügelte Eßwen  
 Göttlich verehrt, ein Märchen erzählen. Im Kreise geschlossen,  
 Drängte das horchende Volk sich um den gelumpften Rhapsoden.  
 Einß, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der  
 Insel,  
 Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob sie ein Andreer  
 Dieser Gesellschaft jemals betrat; sie lieget im Meere,  
 Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich em-  
 pfangen;  
 In ein Gasthaus führte man mich, woselbst ich das beste  
 Essen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.  
 So verfrisch ein Monat geschwind. Ich hatte des Kammers  
 Müßig vergessen und jeglicher Noth; da fing sich im Stillen  
 Aber die Sorge nun an: wie wird die Beche dir leidet  
 Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der  
 Sedel,  
 Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer  
 Desto mehr. Da wuchs mir die Angst, ich konnte nicht länger  
 Essen und sorgen, und sagte zuletzt: Ich bitte, die Beche  
 Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finstern Auge  
 Sah von der Seite mich an, ergriff den Knüttel und schwenkte  
 Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,  
 Traf den Kopf und hätte beinahe mich zu Tode geschlagen.  
 Eilend lief ich davon und suchte den Richter; man holte  
 Gleich den Wirth, der ruhig erschien und bedächtlich versetzte:

Also muß es Allen ergehn, die das heilige Gastrecht  
 Unserer Insel verletzen und, unankständig und gottlos,  
 Beche verlangen vom Manne, der sie doch höflich bewirthe.  
 Soll' ich solche Beleidigung dulden im eigenen Hause?  
 Nein! es hätte fürwahr statt meines Organs ein Schwamm nur  
 Mir im Busen gewohnt, wosfern ich dergleichen gelitten.

Darauf sagte der Richter zu mir: Vergesst die Schläge,  
 Denn ihr habt die Strafe verdient, ja schärfere Schmerzen;  
 Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Insel,  
 Müßet ihr euch erst würdig beweisen und tüchtig zum Bürger.  
 Ach! verseht' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals  
 Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,  
 Die den Menschen bequemer ernähren; man hat mich im  
 Spott nur  
 Hans Dohnsorge genannt und mich von Hause vertrieben.

D so sei uns gegrüßt! versetzte der Richter; du sollst dich  
 Oben setzen zu Tisch, wenn sich die Gemaine versammelt,  
 Sollst im Rathe den Plag, den du verdienst, erhalten.  
 Aber hüte dich wohl, daß nicht ein schändlicher Mißfall  
 Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabsteil  
 Ober das Rudet bei dir im Hause finde, du wärest  
 Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.



Aber auf dem Markte zu stehn, die Arme geschlungen  
 Ueber dem schwellenden Bauch, zu hören lustige Lieder  
 Unserer Sänger, zu sehn die Tänze der Mädchen, der  
 Knaben  
 Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobest und schworest.

So erzählte der Mann und heiter waren die Stirnen  
 Aller Hörer geworden und alle wünschten des Tages  
 Solche Wirthe zu finden, ja solche Schlage zu dulden.

Zweite Epistel.

Würdiger Freund, du ranzest die Stirn; die scheinen die  
 Scherze  
 Nicht am rechten Orte zu sein; die Frage war ernsthaft,  
 Und besonnen verlangst du die Antwort; da weis ich, beim  
 Himmel!

Nicht, wie eben sich mit der Schalk im Busen bewegte.  
 Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte  
 Meinnetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,  
 Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,  
 Die mit der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt  
 macht.

Dem ist leichter geholfen, versetz' ich, als wohl ein Andern  
 Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne  
 Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlffel zum  
 Keller,

Daß es die Weine des Waters besorge, sobald sie, vom Winzer  
 Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.  
 Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,  
 Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.  
 Dann betrachtet sie oft des schäumenden Rosses Bewegung,  
 Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen  
 Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle  
 Endlich der edelste Saft sich kunstigen Jahren vollende.  
 Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,  
 Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da gibt es, wahrhaftig!  
 Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,  
 Schmachhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.  
 Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein  
 Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.  
 Alles was ihr die Jahreszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten  
 Dir auf den Tisch und weis mit jeglichem Tage die Speisen  
 Klug zu wechseln, und regt nur eben der Sommer die  
 Früchte,

Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen  
 Gewölbe

Gahrt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Esgig die Gurken;  
 Aber die lustige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.  
 Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,  
 Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,  
 Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zu-  
 rucklast.

Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reiset im Stillen  
 Häuslicher Jugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.  
 Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewislich ein  
 Kochbuch,  
 Deren Hunderte schon die elstigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur  
 Wildniß,  
 Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben verdammt ist,  
 Sondern in zierliche Beete getheilt als Vorhof der Küche,  
 Nussliche Kräuter erzhart und jugend-beglückende Früchte.  
 Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes  
 Königreich und bevolke dein Haus mit treuem Gesinde.  
 Haft du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen, und stille  
 Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser, die Nadel  
 Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch so häuslich im Hause,  
 Mögen sie öffentlich gern als müssige Damen erscheinen.  
 Wie sich das Nähen und Sticken vermehrt, das Waschen und  
 Biegeln,

Hundertfaltig seitdem in weisser arkadischer Hülle  
 Sich das Mädchen gefüllt, mit langen Roden und Schleppen  
 Gassen kehret und Gärten, und Staub erregt im Tanzsaal.  
 Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Duzend im Hause,  
 Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit  
 Selber genug; es sollte kein Buch im Laufe des Jahres  
 Ueber die Schwelle mir kommen, vom Buchervertreter gesendet.

Aus den Epigrammen.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Erde mit Leben:  
 Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor  
 Machen sie bunte Reihe; der ziegengeschuferte Pausanias  
 Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.  
 Cymbeln, Trommeln erklingen, wir sehen und hören den  
 Marmor.

Flatternde Vögel! wie schmeckt herrlich dem Schnabel die  
 Frucht!  
 Euch verschoneth kein Lärm, noch weniger scheucht er den  
 Amor,

Der in dem bunten Gewähl erst sich der Fadel erfreut.  
 So berwaltiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen  
 Scheint, im stillen Bezirk, noch sich des Lebens zu freun.  
 So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters  
 Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmuck.

2.

Raum an dem blauerem Himmel erblickt' ich die glänzende  
 Sonne,  
 Reich, vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen geschmuck,  
 Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbünden,  
 Ueber die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:  
 Da gesellten die Mufen sich gleich zum Freunde; wir pflogen  
 Abgeriss'nes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,  
 Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,  
 Immer lehnet mein Haupt an ihren Knien, ich blicke  
 Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.  
 Weichling! schulte mich Einer, und so verbringst du die Tage?  
 Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:  
 Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;  
 Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.  
 Betturine tragen mir nun, es schmeichelt der Kämmerer,  
 Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.  
 Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,  
 Postkone sind Herrn, dann die Dogane dazu!  
 „Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schienst  
 Parabelsich zu ruhn, ganz, wie Rinaldo begluck.“  
 Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,  
 Und es rahet mein Geist stets der Geliebten im Schooß.

4.

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,  
 Noch ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch  
 will.

Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;  
 Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Sucht;  
 Jeder sorgt nur für sich, misstrauet dem Andern, ist eitel,  
 Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.  
 Schön ist das Land; doch ach! Faustinen sind' ich nicht  
 wieder.

Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

Zu der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,  
 Die in dem großen Canal, viele betrachtete, stehn.  
 Mancherlei Waare findest du da für manches Bedürfnis,  
 Weizen, Wein und Semis, Scheite, wie leichtes Gefuhr.  
 Pflisschnell drangen wir durch; da traf ein verlornener Korbeer  
 Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verlege dich  
 mich!

Lohn erwart' ich eher! Die Nymphe kispelte lächelnd:  
 Dichter sund'gen nicht schwer. Leicht ist die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pflgerin, so kann ich mich nie der Thränen ent-  
 halten.  
 D, wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!  
 Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den  
 Verlu!

8.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,  
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.  
Recht so! Zwischen der Wiege' und dem Sarg wir schwanken  
und schweben  
Auf dem großen Canal sorglos durch's Leben dahin.

9.

Feierlich sehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;  
Sie begraben den Herrn, einer versiegelt den Stein.  
Was der Doge sich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre  
Lächelt über den Ernst dieses Gepräges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich  
ernähren,  
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.  
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen!  
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch  
will.

11.

Wie sie klingen, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,  
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!  
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Be-  
dürfniß!  
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere —  
der Sand ist  
Sand, die Perle sei mein, du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß, den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,  
Und die Wolle des Kamms tasten mit zärtlicher Hand;  
Süß, voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,  
Dann das grüne Laub locken mit sehndem Blick.  
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmel-  
zeln;  
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der Mal.

14.

Diesem Ambos vergleich' ich das Land, den Hammer dem  
Herrscher;  
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.  
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge  
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die  
Menge,  
Wenn der vernünftige Mann einzelne Lebende zählt.  
Bunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:  
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel  
nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vorthell versteht:  
Doch wir wählen uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will Einer es lernen, er geh  
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig  
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die  
Waare dahin!  
Schmupstabal wird hier verkauft. Das heißt sich selber er-  
kennen!  
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Benedigs kann Doge werden; das macht ihn  
Gleich als Knabe so fein, eigen, bedächtigt und stolz.  
Darum sind die Oblaten so zart im katholischen Weichland;  
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Ruhig am Arsenal stehen zwei altgriechische Löwen;  
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und  
Canal.  
Käme die Mutter der Götter herab, es schmiegen sich beide  
Vor den Wagen, und sie freute sich ihres Gespanns.  
Aber nun ruhen sie traurig; der neue geflügelte Rater  
Schnurrt überall, und ihn nennet Benedig Patron.

## Mächtiges Ueberraschen.

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsenfaale,  
Dem Ocean sich eilig zu verbinden;  
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,  
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Thale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male —  
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —  
Sich Dreas, Behagen dort zu finden,  
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weicht,  
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;  
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedrückt;  
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken  
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

## Freundliches Beegnen.

Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllt  
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,  
Dernieder dann zu winterhaften Auen,  
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillt.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllt:  
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,  
So mütterhaft wie jene lieben Frauen  
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillt.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen  
Und wickelte mich enger in die Falten,  
Als wollt' ich tragend in mir selbst erwärmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!  
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,  
Die warf ich weg. Sie lag in meinen Armen.

## Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn so ganz an Sie gewöhnen?  
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.  
Darum versuch' ich's gleich am heut'gen Tage,  
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, verzeihen,  
Daß ich im wicht'gen Fall dich nicht befrage?  
Wohlan! Komm her! Wir äußern unsre Klage  
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Stehst du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig,  
Melodisch klingt die durchgespielte Leier,  
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkst es kaum und sieh! das Lied ist fertig;  
Alein was nun? — Ich dächt' im ersten Feuer  
Wir eilten hin, es vor ihr selbst zu singen.

## Das Mädchen spricht.

Du siehst so ernst, Geliebter! Deinem Bilde  
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen  
Wie dieses gibst du mir kein Lebenszeichen;  
Mit dir verglichen zeigt der Stein sich milde.

Der Feind verbirgt sich hinter seinem Schilde,  
Der Freund soll offen seine Stirn uns reichen.  
Ich suche dich, du suchst mir zu entweichen;  
Doch halte Stand, wie dieses Kunstgebilde.

An wen von beiden soll ich mich nun wenden?  
Sollt' ich von beiden Ralte leiden müssen,  
Da dieser tobt und du lebendig heissest?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verschwenden,  
So will ich diesen Stein so lange küssen,  
Bis eifersüchtig du mich ihm entreissest.

Rings um sie her ist Wasserbahn,  
Kein Schifflein schwimmt zu ihr heran.  
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,  
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort  
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort,  
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;  
Doch Suschens Bild schwebt überall. —  
Das Wasser sinkt, das Land erscheint  
Und überall wird schön Suschen beweint.  
Und dem sey, wer's nicht singt und sagt,  
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

W a c h s t h u m .

Als kleines art'ges Kind nach Feld und Auen  
Sprangst du mit mir, so manchen Frühlingmorgen.  
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,  
Wächt' ich als Vater segnend Häuser bauen!“

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,  
War deine Freude häusliches Besorgen.  
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:  
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!“

Nun kann den schönen Wachs thum nichts beschränken;  
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.  
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwicht'gen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:  
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;  
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen.

J o h a n n a S e b u s .

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem  
Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange  
des Rheins und dem großen Bruche des Damms von  
Elevorham Hülfe reichend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,  
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.  
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,  
Noch reicht sie nicht hoch, ich warte gut.“  
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,  
Die Hausgenossin, drei arme Kind!  
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“  
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.  
„Zum Bähle da rettet euch! harret derweil;  
Gleich kehrt' ich zurück, uns allen ist Heil.  
Zum Bähle ist's noch trocken und wenige Schritt;  
Doch nehmt auch mit meine Siege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,  
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.  
Sie setzt die Mutter auf sichres Land  
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.  
„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll;  
Des Wassers ist hüben und drüben voll.  
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!“ —  
„Sie sollen und müssen gerettet seyn!“

Der Damm verschwindet, die Welle braust,  
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust,  
Schön Suschen schreitet gewohnten Stig,  
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,  
Erreicht den Bähle und die Nachbarin;  
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,  
Den kleinen Hügel im Kreise umsaust's.  
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schium.  
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;  
Das Horn der Siege faßt das ein',  
So sollten sie alle verloren seyn!  
Schön Suschen steht noch strack und gut:  
Wer rettet das junge, das edelste Blut!  
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;  
Doch alle Werber sind alle fern.

Facocl. d. deutsch. Rational. Lit. III.

D a s G ö t t l i c h e .

Ebel sey der Mensch,  
Hülffreich und gut!  
Denn das allein  
Unterscheidet ihn  
Von allen Wesen,  
Die wir kennen.

Seil den unbekanntem  
Höhem Wesen,  
Die wir ahnen!  
Sein Beispiel lehr' uns  
Irene glauben.

Denn unfühlend  
Ist die Natur:  
Es leuchtet die Sonne  
Ueber Böf' und Gute,  
Und dem Verbrecher  
Glänzen, wie dem Besten,  
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,  
Donner und Hagel  
Rauschen ihren Weg,  
Und ergreifen,  
Vordrüber eilend,  
Einen um den andern.

Auch so das Glück  
Tappet unter die Menge,  
Fast bald des Knaben  
Eckige Unschuld,  
Bald auch den kahlen  
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehren,  
Großen Gesegen  
Müssen wir alle  
Unfres Daseyns  
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch  
Bermag das Unmögliche;  
Er unterscheidet,  
Wählet und richtet;  
Er kann dem Augenblick  
Dauer verleihen.

Er allein darf  
Den Guten lohnen,  
Den Bösen strafen,  
Heilen und retten,  
Alles Irrende, Schweifende  
Nützlich verbinden.

Und wir verehren  
Die Unsterblichen,  
Als wären sie Menschen,  
Thäten im Großen,  
Was der Beste im Kleinen  
Thut oder möchte.

Der edle Mensch  
Sey hülffreich und gut!

Unermüdet schafft er  
Das Nützliche, Rechte,  
Sei uns ein Vorbild  
Iener geahneten Wesen!

### Der Wanderer.

**Wanderer.**  
Gott segne dich, junge Frau,  
Und den sügenden Knaben  
An deiner Brust!  
Laß mich an der Felsenwand hier,  
In des Ulmbaums Schatten,  
Meine Bürde werfen,  
Neben dir ausruhn.

**Frau.**  
Welch' Gewerth treibt dich  
Durch des Tages Hitze  
Den staubigen Pfad her?  
Bringst du Waaren aus der Stadt  
Im Land herum?  
Ekelst, Fremdling,  
Ueber meine Frage!

**Wanderer.**  
Keine Waaren bring' ich aus der Stadt:  
Kühl wird nun der Abend.  
Zeige mir den Brunnenn,  
Daraus du trinkst,  
Liebes junges Weib!

**Frau.**  
Hier den Felsenpfad hinauf.  
Geht' voran! Durch's Gebüsch  
Geht der Pfad nach der Hütte,  
D'rin ich wohne,  
In dem Brunnen,  
Den ich trinke.

**Wanderer.**  
Spuren ordnender Menschenhand  
Zwischen dem Gesträuch!  
Diese Steine hast du nicht gefügt,  
Reichhinstreuende Natur!

**Frau.**  
Weiter hinauf!

**Wanderer.**  
Von dem Moos gedeckt ein Krachttrav!  
Ich erkenne dich, bildender Geist!  
Hast dein Siegel in den Stein geprägt.

**Frau.**  
Weiter, Fremdling!

**Wanderer.**  
Eine Inschrift, über die ich tret!  
Nicht zu lesen!  
Weggewandelt seyd ihr,  
Liesgegrabne Worte,  
Die ihr eures Meisters Andacht  
Tausend Enteln zeigen soltet.

**Frau.**  
Staunest, Fremdling,  
Diese Stein' an?  
Droben sind der Steine viel  
Um meine Hütte.

**Wanderer.**  
Droben?

**Frau.**  
Gleich zur Linken  
Durch's Gebüsch hinauf,  
Hier.

**Wanderer.**  
Ihr Mosen und Grazen!

**Frau.**  
Das ist meine Hütte.

**Wanderer.**  
Eines Lempels Trümmer!

**Frau.**  
Hier zur Seit' hinab  
Quillt der Brunnenn,  
Den ich trinke.

**Wanderer.**  
Stöhnend wehst du  
Ueber deinem Grabe,  
Genus! über dir  
Ist zusammengesürzt  
Dein Meisterstück,  
O du Unsterblicher!

**Frau.**  
Wart', ich hole das Gefäß  
Dir zum Trinken.

**Wanderer.**  
Ephen hat deine schlanke  
Götterbildung umkleidet.  
Wie du emporstrebst  
Aus dem Schutte,  
Schuldenpaar!  
Und du einsame Schwester dort,  
Wie ihr,  
Düsteres Moos auf dem heiligen Haupt,  
Majestätisch trauernd herabschau  
Auf die zertrümmerten  
In euren Füßen,  
Eure Geschwister!  
In des Bromberggesträuches Schatten  
Deckt sie Schutt und Erde,  
Und hohes Gras wankt d'rüber hin.  
Schägest du so, Natur,  
Deines Meisterstücks Meisterstück?  
Unempfindlich zertrümmerst du  
Dein Heiligthum?  
Säest Disteln d'rein?

**Frau.**  
Wie der Knabe schläft!  
Wilst du in der Hütte ruhn,  
Fremdling? Wilst du hier  
Lieber in dem Freien bleiben?  
Es ist kühl! Nimm den Knaben,  
Daß ich Wasser schöpfen gehe.  
Schlase, Lieber! schlaf!

**Wanderer.**  
Küh ist deine Ruh!  
Wie's, in himmlischer Gesundheit  
Schwimmend, ruhig athmet!  
Du, geboren über Ketten  
Heiliger Vergangenheit,  
Ruh' ihr Geist auf dir!  
Welchen der umschwebt,  
Wird in Götterselbstgefühl  
Jedes Tag genießen.  
Woller Keim, blüh' auf,  
Des glänzenden Frühlings  
Herrlicher Schmud,  
Und leuchte vor deinen Gesellen!  
Und wekkt die Blüthenhülle weg,  
Dann steig' aus deinem Busen  
Die volle Frucht  
Und reife der Sonn' entgegen.

**Frau.**  
Gefegne's Gott! — Und schläft er noch?  
Ich habe nichts zum frischen Trunk,  
Als ein Stück Brod, das ich dir bieten kann.

**Wanderer.**  
Ich danke dir.  
Wie herrlich alles blüht umher  
Und grünt!

**Frau.**  
Mein Mann wird bald  
Nach Hause seyn  
Vom Feld. D bleibe, bleibe, Mann!  
Und is' mit uns das Abendbrod.

**Wanderer.**  
Ihr wohnet hier?

**Frau.**  
Da, zwischen dem Gemäuer her.  
Die Hütte baute noch mein Vater  
Aus Flegeln und des Schutttes Steinen.

Hier wohnen wir.  
Er gab mich einem Ackermann,  
Und starb in unserm Armen. —  
Hast du geschlafen, Liebes Herz?  
Wie er munter ist, und spielen will!  
Du Schelm!

**Wanderer.**  
Natur! du ewig keimende,  
Schaffst jeden zum Genuß des Lebens,  
Hast deine Kinder alle mütterlich  
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.  
Hoch baut die Schwalb' an das Gestrüch,  
Unführend, welchen Zierrath  
Sie verklebt;  
Die Raup' umspinnt den goldenen Zweig  
Zum Winterhaus für ihre Brut;  
Und du stichst zwischen der Vergangenheit  
Erhabene Trümmer  
Für deine Bedürfnisse  
Eine Hütte, o Mensch,  
Genießest über Gräbern! —  
Leb wohl, du glücklich Weib!

**Frau.**  
Du willst nicht bleiben?

**Wanderer.**  
Gott erhalt' euch,  
Segn' euren Knaben!

**Frau.**  
Glück auf den Weg!

**Wanderer.**  
Wohin führt mich der Pfad  
Dort über'n Berg?

**Frau.**  
Nach Cuma.

**Wanderer.**  
Wie weit ist's hin?

**Frau.**  
Drei Meilen gut.

**Wanderer.**  
Leb wohl!  
D lerte meinen Gang, Natur  
Den Fremdling's-Keisertritt,  
Den über Gräber  
Heiliger Vergangenheit  
Ich wandle.  
Leit' ihn zum Schngort,  
Vor'm Nord gedeckt,  
Und wo dem Mittagsstrahl  
Ein Pappelwäldchen wehrt.  
Und keh' ich dann  
Am Abend heim  
Zur Hütte,  
Vergoldet vom letzten Sonnenstrahl,  
Laß mich empfangen solch ein Weib,  
Den Knaben auf dem Arm!

### Amor als Landschaftsmaler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,  
Sah mit starren Augen in den Nebel;  
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannt  
Deckt' er alles in die Breite und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,  
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend  
Auf das leere Tuch gelassen schauen?  
Hast du denn zum Malen und zum Bilden  
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:  
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb' und müßig bleiben,  
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden;  
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,  
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren.

Und er richtete den Beigefinger,  
Der so röhlich war wie eine Rose,  
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,  
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:

Oben malte er eine schöne Sonne,  
Die mir in die Augen mächtig glänzte,  
Und den Saum der Wolken macht' er golden,  
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;  
Malte dann die garten leichten Wipfel  
Frisch erquickter Blume, zog die Hügel,  
Einen nach dem andern, frei dahinter;  
Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen,  
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,  
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,  
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.

Ah, da standen Blumen an dem Flusse,  
Und da waren Farben auf der Bliese,  
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grün,  
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!  
Hell und rein lasiet er drauf den Himmel  
Und die blauen Berge fern und ferner,  
Daß ich ganz entzückt und neu geboren  
Bald den Maler, bald das Bild beschaute.

Hab' ich doch, so sagt' er, dir bewiesen,  
Daß ich dieses Handwerk gut verstehe;  
Doch es ist das schwerste noch zurüde.

Zeichnete darnach mit spitzem Finger  
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,  
Grad' an's Ende, wo die Sonne kräftig  
Von dem hellen Boden wiederglänzte,  
Zeichnete das allerliebste Mädchen,  
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,  
Frische Wangen unter braunen Haaren,  
Und die Wangen waren von der Farbe,  
Wie das Fingerchen, das sie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meister  
Hat in seine Schule dich genommen,  
Daß du so geschwind und so natürlich  
Alles klug beginnst und gut vollendest?

Da ich noch so rede, sieh, da rühret  
Sich ein Mädchen, und bewegt die Lippen,  
Kräuselt alle Wellen auf dem Flusse,  
Füllt den Schleier des vollkommenen Mädchens,  
Und was mich Erstaunten mehr erstaunte,  
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,  
Geht zu kommen, nähert sich dem Orte,  
Wo ich mit dem losen Lehrer saße.

Da nun alles, alles sich bewegte,  
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,  
Und der zarte Fuß der Aerschönsten;  
Glaubt ihr wohl, ich sei auf meinem Felsen,  
Wie ein Felsen, still und fest geblieben?

### Vorschlag zur Güte.

**Er.**  
Du gefällst mir so wohl, mein Liebes Kind,  
Und wie wir hier bei einander sind,  
So möcht' ich nimmer scheiden;  
Da wär' es wohl uns beiden.

**Sie.**  
Gefall' ich dir, so gefäll' du mir;  
Du sagst es frei, ich sag' es dir.  
Oh nun! heirathen wir eben!  
Das übrige wird sich geben.

**Er.**  
Heirathen, Engel, ist wunderbar Wort;  
Ich mein', da müßt' ich gleich wieder fort.

**Sie.**  
Was ist's denn so großes Leiden?  
Geht's nicht, so lassen wir uns scheiden.

## Schneider = Courage.

„Es ist ein Schuß gefallen!  
Wein! sagt, wer schoß dabrauß?“  
Es ist der junge Jäger,  
Der schleht im Hinterhaus.

Die Spagen in dem Garten  
Die machen viel Verdruß.  
Zwei Spagen und ein Schneider  
Die fielen von dem Schuß;

Die Spagen von den Schrotten,  
Der Schneider von dem Schreck;  
Die Spagen in die Schotten,  
Der Schneider in den —.

## Ballade.

Herein, o du Guter! du Alter herein!  
Hier unten im Saale da sind wir allein,  
Wir wollen die Pforte verschließen.  
Die Mutter sie betet, der Vater im Hain  
Ist gangen die Wölfe zu schließen.  
O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft,  
Daß ich und der Bruder es lerne;  
Wir haben schon längst einen Säng'ler gehofft,  
Die Kinder sie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus  
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,  
Die Schätze die hat er vergraben.  
Der Graf nun so eilig zum Pfortchen hinaus,  
Was mag er im Arme denn haben?  
Was birget er unter dem Mantel geschwind?  
Was trägt er so rasch in die Ferne?  
Ein Töchterlein ist es, da schläft nun das Kind. —  
Die Kinder sie hören es gerne.

Nun heißt sich der Morgen, die Welt ist so weit,  
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,  
In Dörfern erquickt man den Säng'ler,  
So schreitet und heischt er unendliche Zeit,  
Der Bart wächst ihm länger und länger;  
Doch wächst in dem Arme das liebliche Kind,  
Wie unter dem glücklichsten Sterne,  
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind —  
Die Kinder sie hören es gerne.

Und immer sind weiter die Jahre gerückt,  
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,  
Er könnte sie länger nicht fassen,  
Der Vater er sucht sie, wie ist er beglückt!  
Er kann sich für Freude nicht lassen;  
So schön und so edel erscheint sie zugleich,  
Entsprossen aus tüchtigem Kerne,  
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich! —  
Die Kinder sie hören es gerne.

Da rettet ein fürstlicher Ritter heran,  
Sie recket die Hand aus, der Gabe zu nah,  
Almosen will er nicht geben.  
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:  
Die will ich, so ruft er, auf's Leben!  
Erkennst du, erwiedert der Alte, den Schatz,  
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;  
Sie sey dir verlobet auf grünendem Plag —  
Die Kinder sie hören es gerne.

Sie segnet der Priester am heiligen Ort,  
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,  
Sie möchte vom Vater nicht scheiden.  
Der Alte er wandelt nun hier und bald dort;  
Er trägt in Freuden sein Leiden.  
So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,  
Die Entelein wohl! in der Ferne;  
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht —  
Die Kinder sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da poltert's am Thor,  
Der Vater da ist er! Sie springen hervor;  
Sie können den Alten nicht bergan —  
Was lockt du die Kinder! du Bettler! du Thor!

Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!  
Zum tiefsten Verließ den Bewegenen fort!  
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,  
Sie ellet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —  
Die Kinder sie hören es gerne.

Die Schergen sie lassen den Würdigen stehn,  
Und Mutter und Kinder sie bitten so schön;  
Der fürstliche Stolz verbeißet  
Die grimmige Wuth, ihn entzückt das Flehn,  
Bis endlich sein Schweigen zerreißen.  
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!  
Verfinst'ring fürstlicher Sterne!  
Ihr bringt mir Verderben! Verschleht mir doch Recht —  
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Noch steht der Alte mit herrlichem Blick,  
Die eisernen Schergen sie treten zurück,  
Es wächst nur das Loben und Bähnen.  
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,  
Das sind nun die Früchte der Bähnen!  
Man läugnete stets, und man läugnet mit Recht,  
Daß je sich der Adel entlerne,  
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeschlecht —  
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verflößt,  
Die heiligsten Bande verwegenlich löst;  
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!  
Der Bettler vermag, so ergraut und entblößt,  
Euch herrliche Wege zu bahnen.  
Die Burg die ist meine! Du hast sie geraubt,  
Mich trieb dein Geschlecht in die Ferne;  
Wo! bin ich mit köstlichen Siegeln beglückt! —  
Die Kinder sie hören es gerne.

Rechtmaßiger König er kehret zurück,  
Dem Treuen verleiht er entwendetes Glück,  
Ich löse die Siegel der Schätze.  
So ruft der Alte mit freundlichem Blick:  
Euch künd' ich die milden Gesetze.  
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt sich gut,  
Heut einen sich selbige Sterne,  
Die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut —  
Die Kinder sie hören es gerne.

## Trauerloge.

An dem öden Strand des Lebens,  
Wo sich Dän' auf Däne häuft,  
Wo der Sturm im Finstern trübt,  
Sege dir ein Ziel des Strebens.  
Unter schon verloschenen Siegeln  
Tausend Väter hingestreckt,  
Ach! von neuen frischen Sägeln  
Freund' an Freunden überdeckt.

Hast du so dich abgefunden,  
Werde Nacht und Aether klar,  
Und der ew'gen Sterne Schaar  
Denke dir belebte Stunden,  
Wo du hier mit Ungetrübten,  
Steulich wirkend, gern verweilst,  
Und auch treulich den geliebten  
Ewigen entgegen eilst.

## Aus dem westfälischen Divan.

## Wiederfinden.

Ist es möglich! Stern der Sterne,  
Drück' ich wieder dich an's Herz!  
Ach, was ist die Nacht der Ferne  
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!  
Ja du bist es! meiner Freuden  
Süßer, lieber Wiederpart;  
Eingedenk vergangner Leiden  
Schaud' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefsten Grunde  
Sag an Gottes ew'ger Brust,  
Ordnet' er die erste Stunde  
Mit erhabner Schöpfungslust,  
Und er sprach das Wort: Es werde!  
Da erklang ein schmerzlich Ach!  
Als das All mit Nachtgebärde  
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that sich das Licht: so trennte  
Scheu sich Finsterniß von ihm,  
Und sogleich die Elemente  
Scheibend auseinander stehn.  
Rasch, in wilden wässren Träumen  
Jedes nach der Welte rang,  
Starr, in ungemess'nen Räumen,  
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Stumm war alles, still und öde,  
Einsam Gott zum erstenmal;  
Da erschuf er Morgenröthe,  
Die erbarmte sich der Qual;  
Sie entwickelte dem Träuben  
Ein erklingend Farbenspiel,  
Und nun konnte wieder lieben  
Was erst auseinander fiel.

Und mit eiligem Bestreben  
Sucht sich was sich angehört;  
Und zu ungemess'nem Leben  
Ist Gefühl und Blick getehrt.  
Sey's Ergreifen, sey es Raffen,  
Wenn es nur sich faßt und hält!  
Nah braucht nicht mehr zu schaffen,  
Wir erschaffen seine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln,  
Riß es mich an deinen Mund,  
Und die Nacht mit tausend Siegeln  
Kräftigt Fernenhell den Bund.  
Beide sind wir auf der Erde  
Musterhaft in Freud' und Qual,  
Und ein zweites Wort: Es werde!  
Erkennt uns nicht zum zweitenmal.

In tausend Formen magst du dich verstecken.

In tausend Formen magst du dich verstecken,  
Doch, Allerliebste, gleich erkenne ich dich;  
Du magst mit Zaubererschleiern dich bedecken,  
Allgegenwärt'ge, gleich erkenne ich dich,

An der Cypresse reinstem, jungem Streben,  
Allschöngewächsne, gleich erkenne ich dich;  
In des Canales reinem Wellenleben,  
Allschmeichelhafte, wohl erkenne ich dich.

Wenn steigend sich der Wasserstrahl entfaltet,  
Allspielende, wie froh erkenne ich dich;  
Wenn Wolke sich gestaltend umgefaltet,  
Allmannichfalt'ge, dort erkenne ich dich.

An des geblühten Schleiern Wiesenteppich,  
Allbuntbesetzte, schön erkenne ich dich;  
Und greift umher ein tausendarm'ger Eppich,  
O Allumklammernde, da kenne ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen sich entzündet,  
Gleich, Allerhellernde, begrüß ich dich;  
Dann über mir der Himmel rein sich ründet,  
Allherzerweiternde, dann athme ich dich.

Was ich mit äußerem Sinn, mit innerm kenne,  
Du Allbelehrende, kenne ich durch dich;  
Und wenn ich Nah's Namenhundert nenne,  
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

## Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr,  
Unterm Sternenhimmel.

Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern:  
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;  
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:  
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben  
Die metallnen Thore weit gethan,  
Und schon klopfen die verklärten Lieben  
Paradieses Pforten läthlich an.

Finden, ungehofft und überglättlich,  
Herrlichkeiten, die mein Flug berührt,  
Als das Wunderpferd mich augenblicklich  
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypresseragend,  
Heben Kessel goldner Bier' empor,  
Lebensbäume, breite Schatten schlagend,  
Decken Blumenreiß und Kräuterflor.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten  
Hergeführt die Himmelstöchterschaar;  
Mit den Augen fängst du an zu kosten,  
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forstend stehn sie, was du unternahmest?  
Große Pläne? fählich blut'gen Strauß?  
Daß du Geld seyst sehn sie, weil du kamest;  
Welch ein Geld du seyst? sie forschens aus.

Und sie sehn es bald an deiner Wunden,  
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt;  
Glück und Hohheit, alles ist verschwunden,  
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Chiosken dich und Lauben,  
Säulenreich von buntem Lichtgestein,  
Und zum edlen Saft verklärter Trauben  
Laden sie mit Rippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jüngling, bist willkommen!  
Alle sind wie alle licht und klar;  
Hast du eine dir an's Herz genommen;  
Herrin, Freundin ist sie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich  
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,  
Weiter, neidlos, redlich unterhält dich  
Von den mannichfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Eine führt dich zu der andern Schmause,  
Den sich jede zuerst auserkennt;  
Viele Frauen hast und Ruh im Hause,  
Berth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke dich in diesen Frieden:  
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;  
Solche Mädchen werden nicht ermüden,  
Solche Weine werden nicht berauschen.

Und so war das Wenige zu melden,  
Wie der sel'ge Muselman sich brüstet:  
Paradies der Männer Glaubenshelden  
Ist hiemit vollkommen ausgerüstet.

## Höheres und Höchstes.

Daß wir solche Dinge lehren,  
Wöge man uns nicht bestrafen:  
Wie das alles zu erklären,  
Düft ihr euer Tiefstes fragen.

Und so werdet ihr vernehmen:  
Daß der Mensch, mit sich zufrieden,  
Wern sein Ich gerettet sähe,  
So da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte  
Mancherlei Bequemlichkeiten,  
Freuden, wie ich hier sie schlürfte,  
Wünsch' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen schöne Gärten,  
Blum' und Frucht und hübsche Kinder,  
Die uns allen hier gefielen,  
Auch verjüngtem Geist nicht minder.

Und so möcht' ich alle Freunde,  
Jung und alt, in Eins versammeln,  
Gar zu gern in deutscher Sprache  
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten:  
Wie sich Mensch und Engel tosen,  
Der Grammatik, der verstedten,  
Declinirend Nohn und Rosen.

Mag man ferner auch in Blicken  
Sich rhetorisch gern ergehen,  
Und zu himmlischem Entzücken  
Ohne Klang und Ton erhöhen.

Ton und Klang jedoch entwindet  
Sich dem Worte selbst verständlich,  
Und entschiedener empfindet  
Der Verklärte sich unendlich.

Ich somit dem Fünf der Sinne  
Vorgesehn im Paradiese,  
Sicher ist es, ich gewinne  
Einen Sinn für alle diese.

Und nun bring' ich aller Orten  
Leichter durch die ewigen Kreise,  
Die durchdrungen sind vom Worte  
Gottes rein-lebendigerweise.

Ungehemmt mit heißem Triebe  
Läßt sich da kein Ende finden,  
Bis im Anschau ew'ger Liebe  
Wir verschweben, wir verschwinden.

## A u s E g m o n t .

[Erster Aufzug.]

Armbrustschlesier.

Soldaten und Bürger (mit Armbrüsten.)

Jetter (Bürger von Brüssel, Schneider, tritt vor und spannt die Armbrust). Soest (Bürger von Brüssel, Krämer).

Soest.

Nun schießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drei Ringe schwarz, die habt ihr eure Lage nicht geschossen. Und so wär' ich für dieß Jahr Meister.

Jetter. Meister und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr sollt dafür auch die Beche doppelt bezahlen; ihr sollt eure Geschicklichkeit bezahlen, wie's recht ist.

Bund

(ein Holländer, Soldat unter Egmont).

Jetter, den Schuß handt' ich euch ad, theils den Gewinnst, tractire die Herren: ich bin schon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Feßt ich, so ist's als wenn ihr geschossen hättet.

Soest. Ich sollte drein reden: denn eigentlich verliert' ich dabel. Doch, Bund, nun immerhin.

Bund (schießt). Nun, Pritschmeister, Revertenz! — Eins! Zwei! Drei! Vier!

Soest. Vier Ringe? Es sey!

Alle. Wasat, Herr König, hoch, und abermal hoch!

Bund. Danke, ihr Herren. Wäre Meister zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch selbst zu danken.

Ruysum

(ein Friesländer, Invalide und taub).

Daß ich euch sage!

Soest. Wie ist's, Alter!

Ruysum. Daß ich euch sage! — Er schießt wie sein Herr, er schießt wie Egmont.

Bund. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchse trifft er erst, wie Keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein schwarz geschossen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergessen, meine Herren! Ein König nährt seine Leute; und so, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es ist unter uns ausgemacht, daß jeder —

Bund. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum. Was?

Soest (laut). Er will uns gastiren, er will nicht haben, daß wir zusammenlegen, und der König nur das Doppelte zahlt.

Ruysum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu seyn, und es laufen zu lassen wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majestät Wohl! Wohl!

Jetter (zu Bund). Versteht sich Eure Majestät.

Bund. Dante von Herzen, wenn's doch so seyn soll.

Soest. Wohl! Denn unserer Spanischen Majestät Gesundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruysum. Wer?

Soest (laut). Philippus des Zwenten, Königs in Spanien.

Ruysum. Unser allergnädigster König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soest. Dattet ihr seinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruysum. Gott tröß' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begeherte, so grüßte er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erschrocken wart, wußt' er mit so guter Manier — Ja, versteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Gaben wir doch alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt' ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er ließ sich nicht sehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Es ist kein Herr für uns Niederländer. Unser Fürsten müssen froh und frei seyn wie wir, leben und leben lassen. Wir wollen nicht verachtet noch gedrückt seyn, so guts herzige Narren wir auch sind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur bessere Rathgeber hätte.

Soest. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, sein Herz ist dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihm wieder lieben? Warum ist alle Welt dem Grafen Egmont so hold? Warum tragen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm anseht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen sieht; weil er nichts besitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilt, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Bund, an euch ist's, die erste Gesundheit zu trinken! Bringt eures Herrn Gesundheit aus.

Bund. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruysum. Ueberwinder bei St. Quintin!

Bund. Dem Felden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruysum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die schwere Büchse mehr schleppen. Hab' ich doch den Franzosen noch Glas auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abschied noch einen Streifschuß an's rechte Bein.

Bund. Gravelingen! Freunde! da ging's feisch! den Sieg haben wir allein. Brannten und sengten die wälfchen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen sie! Ihre alten, handfesten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und schossen und hieben, daß sie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeschossen, und wir stritten lange hinüber und herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd,



Hause mit Hause, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses, bau, bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähre von Dänkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen herbei, und das nicht nah' genug; schossen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälfchen und hob unsern Muth. Da ging's! Rüd! rad! herüber, hinüber! Alles todt geschlagen, alles in's Wasser gesprengt. Und die Kerle erloschen, wie sie das Wasser schmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Uns, die wir heidnisch sind, ward es wohl im Wasser wie den Fröschen; und immer die Feinde im Fluß zusammengehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Mistgabeln todt. Mußt doch die wälfche Majestät gleich das Pfützchen reichen und Frieden machen. Und den Frieden seyd ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch!

Zetter. Hätte man uns den statt der Margarete von Parma zum Regenten gesetzt!

Soef. Nicht so! Wahr bleibt wahr! Ich lasse mir Margareten nicht schelten. Nun ist's an mir. Es lebe unsre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soef. Wahrelich, treffliche Welber sind in dem Hause. Die Regentin lebe!

Zetter. Klug ist sie, und mäßig in allem was sie thut; hielte sie's nur nicht so streng und fest mit den Pfaffen. Sie ist doch auch mit schuld, daß wir die vierzehn neuen Bischofswägen im Lande haben. Wozu die nur sollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einschleiben kann, wo sonst Aebte aus den Capiteln gewählt wurden? und wir sollen glauben, es sey um der Religion willen. Ja es hat sich. An drei Bischofen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da sezt's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding räthelt und schüttelt, desto träuber wird's. (Sie trinken.)

Soef. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon, noch dazu thun.

Zetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen; aber Schellenlieder, so viel wir wollen. Und warum? Es seyen Kegereien drin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Bund. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unser Statthalter ist; der fragt nach so etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern singt sie, wer Bellesben hat. (Laut) Es ist ja wohl nichts unschuldiger, als ein geistlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Kunsum. Ey wohl! Es ist ja ein Gottesdienst, eine Erbauung.

Zetter. Sie sagen aber, es sey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich ist's doch immer, da läßt man's lieber seyn. Die Inquisitionsdienere schleichen herum und passen auf; mancher ehrliche Mann ist schon unglücklich geworden. Der Gewissenszwang fehlte noch! da ich nicht thun darf was ich möchte, können sie mich doch denken und singen lassen was ich will.

Soef. Die Inquisition kommt nicht auf. Wir sind nicht gemacht, wie die Spanier, unser Gewissen tyrannisiren zu lassen. Und der Adel muß auch bei Betten suchen ihr die Flügel zu beschneiden.

Zetter. Es ist sehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt in mein Haus zu stürmen, und ich sig' an meiner Arbeit, und summe just einen Französischen Psalm, und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böses; ich summe ihn aber, weil er mir in der Kehle ist; gleich bin ich ein Keger und werde eingestekt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bei einem Haufen Volks stehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutschland gekommen sind; auf der Stelle helf' ich ein Rebbe, und komme in Gefahr meinen Kopf zu verlieren. Dabt ihr je Einen predigen hören?

Soef. Waadre Leute. Neulich hört ich Einen auf dem Felde vor tausend und tausend Menschen sprechen. Das war ein ander Gelbch, als wenn unsre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateinischen Brocken erwürgen. Der sprach von der Leber weg; sagte, wie sie uns bisher hätten bei der Nase herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er auch alles aus der Bibel.

Zetter. Da mag doch auch was dran seyn. Ich sag't's immer selbst, und grübelte so über die Sache nach. Mir ist's lang im Kopf herumgegangen.

Bund. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soef. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann und was Neues.

Zetter. Und was ist's denn nun? Man kann ja einem jeden predigen lassen nach seiner Weise.

Bund. Frisch, ihr Herren! Ueber dem Schwelgen versetzt ihr den Wein und Dranten.

Zetter. Den nicht zu vergessen. Das ist ein rechter Ball: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich man könne sich hinter ihn verstecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Dranten, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soef. Nun, Alter, bring' auch deine Gesundheit.

Kunsum. Alle Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Bund. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Zetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, ist wohl natürlich; wie lumpig aber unsrer einem dabei zu Muth ist, kann ich nicht sagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein anderer, wie sie über einen Hügel kamen und dort bei einer Mühle hielten, wie viel da geblieben sind, wie viel dort, und wie sie sich drängen, und Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man sein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unschuldigen Kindern ergeht. Das ist eine Noth und Angst, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen sie! Es geht uns auch so.“

Soef. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen gelibt seyn.

Zetter. Ja, es läßt sich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich sie sehe.

Bund. Das sollt' ich übel nehmen.

Zetter. Auf euch ist's nicht gesagt, Landsmann. Wie wir die spanischen Besatzungen los waren, holten wir wieder Aemern.

Soef. Gelt! die lagen dir am schwersten auf?

Zetter. Verir' Er sich.

Soef. Die hatten scharfe Einquartierung bei dir.

Zetter. Halt dein Maul.

Soef. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Zetter. Du bist ein Tropf.

Bund. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen! — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch eure Gesundheit aus, eine bürgerliche Gesundheit!

Zetter. Dazu sind wir bereit! Sicherheit und Ruhe! Soef. Ordnung und Freiheit!

Bund. Bravo! das sind auch wir zufrieden! (Sie stoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch, daß jeder ein anderes austrifft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

## Fünfter Aufzug.

### Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

### Egmont (allein).

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch wie die übrigen Freunde? wie willig senkstest du dich auf mein freies Haupt herunter und kühltest, wie ein schöner Myrtenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Älter sausten, Äst und Wipfel sich knurrend bewegten, blieb innerst doch der Kern des Herzens ungerührt. Was schüttelt dich nun? was erschüttert den festen treuen Sinn? Ich fühl's, es ist der Klang der Mordart, die an meiner Wurzel naset. Koch sieh' ich aufrecht, und ein innerer Schauer durchfährt mich. Ja, sie überwindet, die verrätherische Gewalt; sie untergräbt den festen hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt, stürzt krachend und zerschmetternd deine Krone.

Warum denn sezt, der du so oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblasen dir vom Haupte weggelesen, warum vermagst du nicht die Ahnung zu verschrecken, die tausendfach in dir sich auf und niederreibt? Seit wann begegnet dir der Tod fürchterlich, mir dessen wechselnden Bildern, wie mit der

übrigen Gestalten der gewohnten Erde, du gelassen lebst? — Auch ist Er's nicht, der rasche Feind, dem die gesunde Brust weitestehend sich entgegen senkt; der Kerker ist's, des Grabes Wortbild, dem Feldern wie dem Feigen widerlich. Unselblich ward mir's schon auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in städtischer Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten, und zwischen düstern Bänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgeborenen Niesen gleich, von der Berührung unsrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reifen; wo wir die Menschheit ganz, und menschliche Begier in allen Avern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu besiegen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angeborenes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht, und keine Gränzen kennt, die Menschenhand gezogen.

Du bist nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich so lang besessen; wo hat dich das Geschick verrätherisch hingeführt? Versagt es dir, den nie gescheuten Tod im Angesicht der Sonne rasch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgesamkeit im klein Nober zu bereiten? Wie haucht er mich aus diesen Steinen widrig an! Schon starrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe schaut der Fuß. —

D Sorge, Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnst, laß ab! — Seit wann ist Egmont denn allein, so ganz allein in dieser Welt? Dich macht der Zweifel sühlos, nicht das Glück. Ist die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrauest, ist der Regentin Freundschaft, die fast (du darfst es dir gestehn), fast Liebe war, sind sie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verschwunden? und lassen dich allein auf dunkeln Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Dramen nicht wogend sinnen? Wird nicht ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten?

D haltet, Mauern, die ihr mich umschleßt, so vieler Geister wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen sonst sich über sie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, sie rühren sich zu Tausenden! sie kommen! stehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunsch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und steigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; so seh' ich sie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore spalten sich, die Gitter springen, die Mauer stürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages steigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekant Gesicht empfängt mich jauchzend! Ach, Glärchen, wärst du Mann; so sch' ich dich gewiß auch hier zuerst und danke dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freiheit.

## A u s I p h i g e n i e .

### D r i t t e r A u f z u g .

#### E r s t e r A u f t r i t t .

I p h i g e n i e . D r e s t .

I p h i g e n i e .

Unglücklicher, ich löse deine Bande  
Zum Zeichen eines schmerzlichen Geschicks.  
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,  
Ist, wie der letzte lichte Lebensblick  
Des schwer Erkrankten, Todesbote. Noch  
Kann ich es mir und darf es mir nicht sagen,  
Daß ihr verloren seyd! Wie könnt' ich euch  
Mit mörderischer Hand dem Tode weihen?  
Und niemand, wer es sey, darf euer Haupt,  
So lang' ich Priesterin Dianens bin,  
Berühren. Doch verweig' ich jene Pflicht,  
Wie sie der ausgebrachte König fordert;  
So wählt er eine meiner Jungfrau mit  
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann  
Mit heißem Wunsch allein euch beizustehn.  
O werther Landsmann! Selbst der letzte Knecht,  
Der an den Heerd der Vatergötter streifte,

Ist uns in fremdem Lande hoch willkommen:  
Wie soll ich euch genug mit Freud' und Segen  
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,  
Die ich von Eltern her verehren lernte,  
Entgegen bringet und das innre Herz  
Mit neuer schöner Hoffnung schmückelnd labet!  
D r e s t .

Verbirgst du deinen Namen, deine Herkunft  
Mit klugem Vorfaß? oder darf ich wissen,  
Wer mir, gleich einer Himmlischen, begegnet?  
I p h i g e n i e .

Du sollst mich kennen. Zego sag' mir an,  
Was ich nur bald von deinem Bruder hörte,  
Das Ende derer, die von Troja kehrend  
Ein hartes unerwartetes Geschick  
Auf ihrer Bohnung Schwelle stumm empfing.  
Zwar ward ich jung an diesen Strand geführt;  
Doch wohl erinn' ich mich des scheuren Blicks,  
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit  
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,  
Als hätte der Olymp sich aufgethan  
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt  
Zum Schrecken Ilions herabgesendet,  
Und Agamemnon war vor allen herrlich!  
D sage mir! Er fiel, sein Haus betretend,  
Durch seiner Frauen und Negißhens Töde?  
D r e s t .

Du sagst's!

I p h i g e n i e .

Beh dir, unseliges Mycen!  
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch  
Mit vollen wilden Händen ausgest! —  
Und gleich dem Unkraut, wüßte Häupter schüttelnd  
Und tausendfält'gen Samen um sich streuend,  
Den Kindeskindern naherwandte Mörder  
Zur ew'gen Wechselwuth erzeugt! Enthülle,  
Was von der Rede deines Bruders schnell  
Die Finsterniß des Schreckens mir verdeckte.  
Wie ist des großen Stammes letzter Sohn,  
Das holde Kind, bestimmt des Waters Mörder  
Dereinst zu sein, wie ist Drest dem Tage  
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geschick  
Mit des Avernus Nezen ihn umschlungen?  
Ist er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra!  
D r e s t .

Sie leben.

I p h i g e n i e .

Goldne Sonne, leihe mir  
Die schönsten Strahlen, lege sie zum Dant  
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und stumm.  
D r e s t .

Bist du gastfreundlich diesem Königs-Hause,  
Bist du mit nähern Banden ihm verbunden,  
Wie deine schöne Freude mir verräth:  
So bändige dein Herz und halt es fest!  
Denn unertöglich muß dem Fröhlichen  
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen seyn.  
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.  
I p h i g e n i e .

Hab' ich an dieser Nachricht nicht genug?  
D r e s t .

Du hast des Gräuels Hälfte nur erfahren.  
I p h i g e n i e .

Was fürcht' ich noch? Drest, Elektra leben.  
D r e s t .

Und fürchtest du für Klytämnestra nichts?  
I p h i g e n i e .

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.  
D r e s t .

Ach schied sie aus dem Land der Hoffnung ab.  
I p h i g e n i e .

Bergoß sie reuig während selbst ihr Blut?  
D r e s t .

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.  
I p h i g e n i e .

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger Anne.  
Die Ungewißheit schlägt mir tausendfältig  
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

## Dress.

So haben mich die Götter ausersahn  
Zum Boten einer That, die ich so gern  
In's klanglos-dumpe Höllenreich der Nacht  
Verbergen möchte? Wider meinen Willen  
Zwingt mich dein holdes Mund! allein er darf  
Auch etwas Schmerzliches fordern und erhält's.  
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg  
Elektra rettend ihren Bruder: Strophios,  
Des Vaters Schwöher, nahm ihn willig auf,  
Erzog ihn neben seinem eignen Sohne,  
Der, Pylades genannt, die schönsten Bande  
Der Freundschaft um den Angekommenen knüpfte.  
Und wie sie wuchsen, wuchs in ihrer Seele  
Die brennende Begier, des Königs Tod  
Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet,  
Erreichen sie Mykon, als brächten sie  
Die Trauernachricht von Dreßens Tode  
Mit seiner Asche. Wohl empfängt sie  
Die Königin; sie treten in das Haus.  
Elektra gibt Dreß sich zu erkennen;  
Sie bläht der Rache Feuer in ihm auf,  
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart  
In sich zurückgebrannt war. Stille führt  
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,  
Wo eine alte-leichte Spur des froh  
Vergoss'nen Blutes oftgewaschen Boden  
Mit blassen ahnungsvollen Streifen färbte.  
Mit ihrer Feuerzunge schilderte  
Sie jeden Umstand der verruchten That,  
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,  
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,  
Und die Gefahren, die nun der Geschwister  
Von einer flehgewordenen Mutter warteten. —  
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,  
Der schon in Lantals Hause grimmig wüthete,  
Und Klytämnestra fiel durch Sohnes Hand.

## Iphigentie.

Unsterbliche, die ihr den reinen Tag  
Auf immer neuen Wolken selig lebet,  
Habt ihr nur darum mich so manches Jahr  
Von Menschen abgefondert, mich so nah  
Bei euch gehalten, mir die kindliche  
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Gluth  
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele  
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit  
Zu ewern Wohnungen hinaufgezogen,  
Daf ich nur meines Hauses Gräuel später  
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir  
Wom Unglückselgen! Sprich mir von Dreß! —

## Dress.

D könnte man von seinem Tode sprechen!  
Wie gährend flieg aus der Erschlagenen Blut  
Der Mutter Geist  
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu,  
„Laß nicht den Muttermörder entfliehn!  
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!“  
Sie horchen auf, es schaut ihr hoher Blick  
Mit der Begier des Adlers um sich her.  
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,  
Und aus den Winkeln schleichen ihre Geschwister,  
Der Zweifel und die Neure, leiß herbei.  
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;  
In seinem Wolkenkreise wälzet sich  
Die ewige Betrachtung des Gescheh'nen  
Bewirrend um des Schuld'gen Haupt amher,  
Und sie, berechtigt zum Vortreten, treten  
Der gottbesä'ten Erde schönen Boden,  
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.  
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;  
Sie geben nur um neu zu schreken Raß.

## Iphigentie.

Unselbger, du bist in gleichem Fall,  
Und fühlst was er, der arme Flüchtling, leidet!

## Dress.

Was sagst du mir? Was wüthst du gleichen Fall?

## Iphigentie.

Dich brüdt ein Brudermord wie jenem; mir  
Vertraute dieß dein jüngster Bruder schon.

## Dress.

Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele,  
Mit einem falschen Wort betrogen werdest.  
Ein Lügenhaft Gewebe knüpft ein Fremder  
Dem Fremden, sinnreich und der list gewohnt,  
Für Falle vor die Füße; wüßten wir

## Sei Wahrheit!

Ich bin Dreß! und dieses schuld'ge Haupt  
Sinkt nach der Grube sich und sucht den Tod;  
In jeglicher Gestalt sey er willkommen!  
Wer du auch seinst, so wünsch' ich Rettung dir  
Und meinem Freunde; mir wünsch' ich sie nicht.  
Du scheinst hier wider Willen zu verweilen;  
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.  
Es stürze mein entseelter Leib vom Fels,  
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,  
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!  
Geh't ihr, daheim im schönen Griechenland,  
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

(Er entfernt sich.)

## Iphigentie.

So steigt du kenn, Erfüllung, schönste Tochter  
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!  
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!  
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die  
Mit Frucht- und Segenstränzen angefüllt  
Die Schätze des Olympus niederbringen.  
Wie man den König an dem Uebermaß  
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen  
Was Tausenden schon Reichthum ist; so kennt  
Man euch, ihr Götter, an gepartten, lang'  
Und weise zubereiteten Geschenken.  
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,  
Und schaut der Zukunft ausgebreitet Reich,  
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle  
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört  
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung  
Euch kindlich bittet; aber eure Hand  
Bricht untreif nie die goldnen Himmelsfrüchte:  
Und wehe dem, der ungeduldig sie  
Ertrogend saure Specke sich zum Loth'  
Genießt. O laßt das lang' erwartete,  
Noch kaum gedachte Bild nicht, wie den Schatten  
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir  
Und dreifach schmerzlicher vorübergehn!

Dress (tritt wieder zu ihr).

Rufft du die Götter an für dich und Pylades,  
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.  
Du rettetest den Verbrecher nicht, zu dem  
Du dich gesellst, und thaltest Fluch und Noth.

## Iphigentie.

Mein Schicksal ist an deines fest gebunden.

## Dress.

Mit nichten! Laß allein und unbegleitet  
Nicht zu den Todten gehn. Verhülltest du  
In deinen Schleier selbst den Schuldigen;  
Du birgst ihn nicht vor'm Blick der Zimmerwachen,  
Und deine Gegenwart, du Himmelsche,  
Drängt sie nur seitwärts und verschoucht sie nicht.  
Sie dürfen mit den ehernen strechen Füßen  
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;  
Doch hör ich aus der Ferno hier und da  
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren  
So um den Baum, auf den ein Reisender  
Sich rettete. Da draussen ragen sie  
Gelagert; und verlass' ich diesen Hain,  
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,  
Von allen Seiten Staub erregend auf  
Und treiben ihre Beute vor sich her.

## Iphigentie.

Kannst du, Dreß, ein freundlich Wort vernahmen?

## Dress.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

## Iphigentie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

## Dress.

Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein  
Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten.

## Iphigentie.

Hast du Elektra, Eine Schwester nur?

## Dress.

Die Eine kannt' ich; doch die Alt'ste nahm  
Ihr gut Geschick, das uns so schrecklich schien,  
Bei Zeiten aus dem Elend unsers Hauses.  
O laß dein Fragen und geselle dich  
Nicht auch zu den Erinnyen; sie blasen  
Mir schadenfroh die Asche von der Seele,  
Und leiden nicht, daß sich die letzten Kohlen  
Von unsers Hauses Schredensbrande fill  
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,

Vorsätzlich angefaßt, mit Hüllenschwefel  
Gendhert, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigentie.  
Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme.  
D laß den reinen Hauch der Liebe dir  
Die Gluth des Busens leise wehend fühlen.  
Dreß, mein Theurer, kannst du nicht vernehmen?  
Hat das Geleit der Schreckensgötter so  
Das Blut in deinen Adern ausgetrocknet?  
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,  
Berkeinernd dir ein Sauber durch die Glieder!  
D wenn vergoffnen Mutterblutes Stimme  
Zur Höl' hinab mit dumpfen Tönen ruft:  
Soll nicht der reinen Schwester Segenwort  
Hülfrreiche Götter vom Olympus rufen?

Dreß.  
Es ruft! es ruft! So willst du mein Verderben?  
Verbitzt in dir sich eine Nachgebittin?  
Wer bist du, deren Stimme mir entfänglich  
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigentie.  
Es zeigt sich dir im tiefsten Herzen an:  
Dreß, ich bin's! Sieh Iphigentien!  
Ich lebe!

Dreß.  
Du!  
Iphigentie.  
Mein Bruder!  
Dreß.

Laß! Hinweg!  
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!  
Wien Kreusa's Brautkleid zündet sich  
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.  
Laß mich! Wie Hercules will ich Unwürd'ger  
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.  
Iphigentie.

Du wirst nicht untergehn! D daß ich nur  
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!  
D löse meine Zweifel, laß des Glückes,  
Des lang' ersehnten, mich auch sicher werden.  
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz  
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne  
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt  
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Dreß.  
Ist hier Lydens Tempel? und ergreift  
Unbändig-hell'ge Wuth die Priesterin?  
Iphigentie.

D höre mich! D sieh mich an, wie mir  
Nach einer langen Zeit das Herz sich öffnet,  
Der Seligkeit, dem Liebsten, was die Welt  
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küssen,  
Mit meinen Armen, die den leeren Binden  
Nur ausgebreitet waren, dich zu fassen!  
D laß mich! Laß mich! Denn es quillt heller,  
Nicht vom Parnas die ew'ge Quelle sprudelnd  
Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,  
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,  
Und wie ein selig Meer mich rings umfängt.  
Dreß! Dreß! mein Bruder!

Dreß.  
Schöne Nymphe,  
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.  
Diana fordert strenge Dienerinnen  
Und rächet das entweihte Heiligthum.  
Entferne deinen Arm von meiner Brust!  
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,  
Das schöne Glück ihm zärtlich bieten willst,  
So wende meinem Freunde dein Gemüth,  
Dem wahr'gern Manne, zu. Er irr't umher  
Auf jenem Felsenpfad; such' ihn auf,  
Weiß' ihn zurecht und schone meiner.  
Iphigentie.

Fasse  
Dich, Bruder, und erkenne die Gesund'ne!  
Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude  
Nicht unbesonnene, strafbare Lust.  
D nehmt den Wahn ihm von dem starren Auge,  
Daß uns der Augenblick der höchsten Freude  
Nicht dreifach elend mache! Sie ist hier,  
Die längst verlorne Schwester. Vom Altar  
Riß mich die Göttin weg und rettete  
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.  
Gefangen bist du, barge stellt zum Opfer,  
Und findest in der Priesterin die Schwester.

Dreß.

Unselige! So mag die Sonne denn  
Die letzten Gräuel unsers Hauses sehn!  
Ist nicht Elektra hier? damit auch sie  
Mit uns zu Grunde geh, nicht ihr Leben  
In schwererem Geschie' und Leiden friste.  
Gut, Priesterin! ich folge zum Altar:  
Der Brudermord ist hergebrachte Sitte  
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,  
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten  
Beschlossen habt. Und laß die rathen, habe  
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;  
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!  
Wie sich vom Schwefelfuß! erzeugte Drachen  
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,  
Bestört sich selbst das wüthende Geschlecht;  
Kommst kinderlos und schuldlos mit hinab!  
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!  
Mit solchen Blicken suchte Klytännestra  
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;  
Doch sein geschwung'ner Arm traf ihre Brust.  
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geist!  
Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,  
Und wohnt dem willkommenen Schauspiel bei,  
Dem letzten, gräßlichsten, das ihr bereitet!  
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;  
Die liebevolle Schwester wird zur That  
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.  
Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts  
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.  
Ja, schwinde deinen Stahl, verschone nicht,  
Bereise diesen Busen, und eröffne  
Den Strömen die hier kochen einen Weg!  
(Er sinkt in Ermattung).

Iphigentie.  
Allein zu tragen dieses Glück und Elend  
Vermag ich nicht. — Wo bist du, Pylades?  
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?  
(Sie entfernt sich suchend.)

## A u s T a s s o .

## V i e r t e r A u f z u g .

## Z w e i t e r A u f t r i t t .

Leonore. Tasso.

Leonore.

Was ist begegnet? Lieber Tasso, hat  
Dein Eifer dich, dein Argwohn so getrieben?  
Wie ist's geschehn? Wir alle stehn bestürzt.  
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Wesen,  
Dein schneller Blick, dein richtiger Verstand,  
Mit dem du jedem gibst was ihm gehört,  
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen  
Der Edle bald, der Eitze selten lernt,  
Die kluge Herrschaft über Jung' und Spitze —  
Mein theurer Freund, fast ganz verkenn' ich dich.  
Tasso.

Und wenn das alles nun verloren wäre?  
Wenn einen Freund, den du einst reich geglaubt,  
Auf einmal du als einen Bettler fändest?  
Wohl hast du recht, ich bin nicht mehr ich selbst,  
Und bin's doch noch so gut als wie ich's war.  
Es scheint ein Räthsel, und doch ist es kein's.  
Der stille Mond, der dich bei Nacht erkrent,  
Dein Auge, dein Gemüth mit seinem Schein  
Unwiderstehlich lockt, es schwebt am Tage  
Ein unbedeutend blaßes Bälkchen hin.  
Ich bin vom Glanz des Tages überschienen,  
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir sagst, mein Freund, versteh' ich nicht,  
Wie du es sagst. Erkläre dich mit mir.  
Hat die Beleidigung des schroffen Mann's  
Dich so getränkt, daß du dich selbst und uns  
So ganz verkennen magst? Vertraue mir.

Tasso.

Ich bin nicht der Beleidigte, du siehst  
Mich ja bestraf, weil ich beleidigt habe.  
Die Knoten vieler Worte löst das Schwert  
Gar leicht und schnell, allein ich bin gefangen.

Du weißt wohl kaum — erschrick nicht, zarte Freundin —  
Du triffst den Freund in einem Kerker an.  
Mich züchtigt der Fürst wie einen Schüler.  
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du scheinst mehr als billig ist bewegt.

Tasso.

Hältst du mich für so schwach, für so ein Kind,  
Daß solch ein Fall mich gleich zerrütten könne?  
Das was geschehn ist kränkt mich nicht so tief,  
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.  
Laß meine Reider, meine Feinde nur  
Gewähren! Frei und offen ist das Feld.

Leonore.

Du hast gar manchen fälschlich in Verdacht,  
Ich habe selbst mich überzeugen können.  
Und auch Antonio feindet dich nicht an,  
Wie du es wähnst. Der heutige Bedruff —

Tasso.

Den laß' ich ganz bei Seite, nehme nur  
Antonio wie er war und wie er bleibt.  
Verdrießlich fiel mir stets die steife Klugheit,  
Und daß er immer nur den Meister spielt.  
Anstatt zu forschen, ob des Hörens Geiß  
Nicht schon für sich auf guten Spuren wandle,  
Belehrt er dich von Manchem, das du besser  
Und tiefer fühltest, und vernimmt kein Wort  
Das du ihm sagst, und wird dich stets vertennen.  
Verkannt zu seyn, verkannt von einem Stolzen,  
Der lächelnd dich zu übersehen glaubt!  
Ich bin so alt noch nicht und nicht so klug,  
Daß ich nur duldend gegenlächeln sollte.  
Früh oder spät, es konnte sich nicht halten,  
Wir mußten brechen; später war' es nur  
Um desto schlimmer worden. Einen Herrn  
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernähret,  
Dem folg' ich gern, sonst will ich keinen Meister.  
Frei will ich seyn im Denken und im Dichten;  
Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er spricht mit Achtung oft genug von dir.

Tasso.

Mit Schonung willst du sagen, sein und klug.  
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß  
So glatt und so bedingt zu sprechen, daß  
Sein Lob erst recht zum Tadel wird, und daß  
Nichts mehr, nichts tiefer dich verlegt, als Lob  
Aus seinem Munde.

Leonore.

Möchtest du, mein Freund,  
Bermommen haben, wie er sonst von dir  
Und dem Talente sprach, das dir vor Vielen  
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß  
Das was du bist und hast, und schäht es auch.

Tasso.

D glaube mir, ein selbstliches Gemüth  
Kann nicht der Qual des engen Neids entstehen.  
Ein solcher Mann verzehlet dem andern wohl  
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,  
Das hast du selbst, das hast du wenn du willst,  
Wenn du beharrst, wenn dich das Glück begünstigt.  
Doch das was die Natur allein verleiht,  
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben  
Stets unerschöpfbar bleibt, was weber Gold,  
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit  
Erzwingen kann, das wird er nie verzehln.  
Er gönnt es mir? Er, der mit steifem Sinn  
Die Gunst der Mufen zu ertragen glaubt?  
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter  
Zusammenreißt, sich selbst ein Dichter scheint?  
Weit eher gönnt er mir des Fürsten Gunst,  
Die er doch gern auf sich beschränken möchte,  
Als das Talent, das jene Himmlischen  
Dem armen, dem verwaissten Jüngling gaben.

Leonore.

D sähest du so klar, wie ich es sehe!  
Du irrst dich über ihn; so ist er nicht.

Tasso.

Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!  
Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind,  
Und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn nun  
Gellinder denken müßte. Thöricht ist's,  
In allen Stücken billig seyn; es heißt  
Sein eigen Selbst zerstreuen. Sind die Menschen  
Denn gegen uns so billig? Nein, o nein!

Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen  
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.  
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tages?  
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß  
Von nun an diesen Mann als Gegenstand  
Von meinem tiefsten Haß behalten; nichts  
Kann mir die Lust entreißen, schlimm und schlimmer  
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willst du, theurer Freund,  
Von deinem Sinn nicht lassen, seh' ich kaum  
Wie du am Hofe länger bleiben willst.  
Du weißt wie viel er gilt und gelten muß.

Tasso.

Wie sehr ich längst, o schöne Freundin, hier  
Schon überflüssig bin, das weiß ich wohl.

Leonore.

Das bist du nicht, das kannst du nimmer werden!  
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürst mit dir,  
Wie gern die Fürstin mit dir lebt; und kommt  
Die Schwester von Urbino, kommt sie fast  
So sehr um dein' als der Geschwister willen.  
Sie denken alle gut und gleich von dir,  
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Tasso.

O Leonore, welch Vertrauen ist das?  
Hat er von seinem Staate je ein Wort,  
Ein erstes Wort mit mir gesprochen? Kam  
Ein eigener Fall, wozüber er sogar  
In meiner Gegenwart mit seiner Schwester,  
Mit andern sich bereth, mich frag' er nie.  
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!  
Man muß Antonio schreiben! Fragt Antonio!

Leonore.

Du klagst anstatt zu danken. Wenn er dich  
In unbedingter Freiheit lassen mag,  
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Tasso.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du bist nicht unnütz, eben weil du ruhst.  
So lange hegst du schon Bedruff und Sorge  
Wie ein geliebtes Kind an deiner Brust.  
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken  
Wie ich es will: auf diesem schönen Boden,  
Wohin das Glück dich zu verpflanzen schien,  
Bedehst du nicht. O Tasso! — Rath' ich dir's?  
Sprech' ich es aus? — Du solltest dich entfernen!

Tasso.

Berschone nicht den Kranken, lieber Arzt!  
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,  
Ob's bitter sey. — Ob er genesen könne,  
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundin!  
Ich seh' es alles selbst, es ist vorbei!  
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;  
Und sein bedarf man, leider meiner nicht.  
Und er ist klug, und leider bin ich's nicht.  
Er wirt zu meinem Schaden, und ich kann,  
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde,  
Sie lassen's gehn, sie sehen's anders an,  
Sie widerstreben kaum, und sollten kämpfen.  
Du glaubst, ich soll hinweg; ich glaub' es selbst —  
So lebt denn wohl! ich werd' auch das ertragen.  
Ihr seyd von mir geschieden — werd' auch mir,  
Von euch zu scheiden, Kraft und Muth verleihn!

Leonore.

Auch in der Ferne zeigt sich alles reiner,  
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.  
Vielleicht wirst du erkennen, welche Liebe  
Dich überall umgab, und welchen Werth  
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie  
Die weite Welt die Nächsten nicht ersetzt.

Tasso.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch  
Die Welt von Jugend auf, wie sie so leicht  
Uns hilflos, einsam läßt, und ihren Weg  
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Bernimmst du mich, mein Freund, so sollst du nie  
Die traurige Erfahrung wiederholen.  
Soll ich dir rathen, so begibst du dich  
Erst nach Florenz, und eine Freundin wird  
Gar freundlich für dich sorgen. Sey getroßt,  
Ich bin es selbst. Ich reise, den Gemahl  
Die nächsten Tage dort zu finden, kann

Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,  
Als wenn ich dich in unsre Mitte bringe.  
Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst,  
Welch einem Fürsten du dich nahen wirst,  
Und welche Männer diese schöne Stadt  
In ihrem Busen hegt, und welche Frauen.  
Du schweigst? Bedenk' es wohl! Entschliesse dich.

Tasso.

Gar reizend ist, was du mir sagst, so ganz  
Dem Wunsch gemäß, den ich im Stillen nähre;  
Alein es ist zu neu; ich bitte dich,  
Laß mich bedenken, ich beschliesse bald.

Leonore.

Ich gehe mit der schönsten Hoffnung weg  
Für dich und uns und auch für dieses Haus.  
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkst,  
So wirst du schwerlich etwas Bessers denken.

Tasso.

Noch eins, geliebte Freundin, sage mir,  
Wie ist die Fürstin gegen mich gesinnt?  
War sie ergrümt auf mich? Was sagte sie? —  
Sie hat mich sehr getabelt? Rede frei.

Leonore.

Da sie dich kennt, hat sie dich leicht entschuldigt.

Tasso.

Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Günst wird nicht so leicht verschertzt.

Tasso.

Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht; gewiß.

Tasso.

Werd' ich des Fürsten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In seiner Großmuth kannst du sicher ruhn.

Tasso.

Und lassen wir die Fürstin ganz allein?  
Du gehst hinweg; und wenn ich wenig bin,  
So weiß ich doch daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns  
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.  
Und es gelingt, ich sehe dich beglückt,  
Du wirst von hier nicht unzufrieden gehn.  
Der Fürst befaßt's, Antonio sucht dich auf.  
Er tabelt selbst an sich die Bitterkeit,  
Womit er dich verlegt. Ich bitte dich,  
Nimm ihn gelassen auf so wie er kommt.

Tasso.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm stehn.

Leonore.

Und schenke mir der Himmel, lieber Freund,  
Noch eh' du scheidest, dir das Aug' zu öffnen:  
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande  
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt und neckt!  
Du irrst gewiß, und wie du sonst zur Freude  
Von andern dachtest, leider dachtest du  
In diesem Fall ein seltenes Gewebe,  
Dich selbst zu kränken. Alles will ich thun,  
Um es entzwen zu reißen, daß du frei  
Den schönen Weg des Lebens wandeln mögest.  
Beh' wohl! ich hoffe bald ein glücklich Wort.

## Aus dem ersten Theile des Faust.

### Grethens Stube.

Greth en  
am Spinnrade allein.

Meine Ruh' ist hin,  
Mein Herz ist schwer;  
Ich finde sie nimmer  
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'  
Ist mir das Grab,  
Die ganze Welt  
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf  
Ist mir verrückt,  
Mein armer Sinn  
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,  
Mein Herz ist schwer;  
Ich finde sie nimmer  
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich  
Zum Fenster hinaus,  
Nach ihm nur geh' ich  
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,  
Sein' edle Gestalt,  
Seines Mundes Lächeln,  
Seiner Augen Gewalt.

Und seiner Rede  
Zauberfluß,  
Sein Händedruck,  
Und ach sein Kuß!

Meine Ruh' ist hin,  
Mein Herz ist schwer,  
Ich finde sie nimmer  
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt  
Sich nach ihm hin.  
Ach dürft' ich fassen  
Und halten ihn!

Und küssen ihn  
So wie ich wollt',  
In seinen Küßen  
Vergehen sollt'!

### Marthens Garten.

Margarete. Faust.

Margarete.

Verstreich mir, Heinrich!

Faust.

Was ich kann!

Margarete.

Nun sag', wie hast du's mit der Religion?  
Du bist ein herrlich guter Mann,  
Alein ich glaub', du hältst nicht viel davon.

Faust.

Laß das, mein Kind! Du fähst, ich bin dir gut;  
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,  
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

Margarete.

Das ist nicht recht, man muß d'r an glauben!

Faust.

Wuß man?

Margarete.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!  
Du ehrt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Faust.

Ich ehre sie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.

Zur Messe, zur Beichte bist du lange nicht gegangen.  
Glaubst du an Gott?

Faust.

Mein Liebchen, wer darf sagen:

Ich glaub' an Gott?  
Magst Priester oder Weise fragen,  
Und ihre Antwort scheint nur Spott  
Ueber den Frager zu sein.

Margarete.

So glaubst du nicht?

Faust.

Wißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!  
Wer darf ihn nennen?  
Und wer bekennen:  
Ich glaub' ihn.  
Wer empfinden  
Und sich unterwinden  
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?  
Der Auumfasser,

Der Ackerhalter,  
 Fast und erhält er nicht  
 Dich, mich, sich selbst?  
 Wobist sich der Himmel nicht daboben?  
 Liegt die Erde nicht hierunter fest?  
 Und steigen freundlich blickend  
 Ewige Sterne nicht herauf?  
 Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,  
 Und drängt nicht alles  
 Nach Haupt und Herzen dir,  
 Und webt in ewigem Geheimniß  
 Unsichtbar sichtbar neben dir?  
 Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,  
 Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,  
 Nenn' es dann wie du willst,  
 Nenn' es Glück! Herz! Liebe! Gott!  
 Ich habe keinen Namen  
 Dafür! Gefühl ist alles;  
 Name ist Schall und Rauch,  
 Unnebelnd Himmelsgluth.

M a r g a r e t e.

Das ist alles recht schön und gut;  
 Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,  
 Nur mit ein bißchen andern Worten.

F a u s t.

Es sagen's aller Orten  
 Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,  
 Jedes in seiner Sprache;  
 Warum nicht ich in der meinen?

M a r g a r e t e.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,  
 Steht aber doch immer schief darum;  
 Denn du hast kein Christenthum.

F a u s t.

Lieb's Kind!

M a r g a r e t e.

Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.  
 F a u s t.

Wie so?

M a r g a r e t e.

Der Mensch, den du da bei dir haß,  
 Ist mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt!  
 Es hat mir in meinem Leben  
 So nichts einen Stich in's Herz gegeben,  
 Als des Menschen widrig Gesicht.

F a u s t.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

M a r g a r e t e.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.  
 Ich bin sonst allen Menschen gut;  
 Aber, wie ich mich sehne dich zu schauen,  
 Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen,  
 Und halt' ihn für einen Schelm dazu!  
 Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

F a u s t.

Es muß auch solche Klüße geben.

M a r g a r e t e.

Wollte nicht mit seines Gleichen leben!  
 Kommt er einmal zur Thür herein,  
 Sieht er immer so spöttisch drein,  
 Und halb ergrimmt;  
 Man sieht, daß er an nichts einen Antheil nimmt;  
 Es steht ihm an der Stirn' geschrieben,  
 Daß er nicht mag eine Seele lieben.  
 Mir werd's so wohl in deinem Arm,  
 So frei, so hingegeben warm,  
 Und seine Gegenwart schauert mir das Inn're zu.

F a u s t.

Du ahnungsvoller Engel du!

M a r g a r e t e.

Das übermannt mich so sehr,  
 Daß, wo er nur mag zu uns treten,  
 Mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.  
 Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer beten,  
 Und das frist mir in's Herz hinein;  
 Dir, Heinrich, muß es auch so sein.

F a u s t.

Du hast nun die Antipathie!

M a r g a r e t e.

Ich muß nun fort.

F a u s t.

Ach kann ich nie  
 Ein Stündchen ruhig die am Busen hängen

Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?

M a r g a r e t e.

Ach wenn ich nur alleine schlief!  
 Ich ließ' dir gern heut Nacht den Riegel offen;  
 Doch meine Mutter schläft nicht tief:  
 Und würden wir von ihr betroffen,  
 Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

F a u s t.

Du Engel, das hat keine Noth.  
 Hier ist ein Fläschchen! Drey Tropfen nur  
 In ihren Trank umhüllen  
 Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

M a r g a r e t e.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?  
 Es wird ihr hoffentlich nicht schaden?

F a u s t.

Wird' ich sonst, Liebchen, dir es rathen?

M a r g a r e t e.

Seh' ich dich besser Mann, nur an,  
 Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;  
 Ich habe schon so viel für dich gethan,  
 Daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.

a b.

M e p h i s t o p h e l e s tritt auf.

M e p h i s t o p h e l e s.

Der Grasaff! Ist er weg?

F a u s t.

Hast wieder spionirt?

M e p h i s t o p h e l e s.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,  
 Herr Doctor wurden da katechisirt;  
 Hoff', es soll Ihnen wohl bekommen.  
 Die Mädeis sind doch sehr interessiert,  
 Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.  
 Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

F a u s t.

Du Ungeheuer siehst nicht ein,  
 Wie diese treue, liebe Seele,  
 Von ihrem Glauben voll,  
 Der ganz allein  
 Ihr selig machend ist, sich heilig quäle,  
 Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll.

M e p h i s t o p h e l e s.

Du überfinnllicher sinnlicher Freier,  
 Ein Mägdlein nasführt dich.

F a u s t.

Du Spottgeburt von Dred und Feuer!

M e p h i s t o p h e l e s.

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich.  
 In meiner Gegenwart wird's ihr sie weiß nicht wie,  
 Mein Mäskchen da weißsagt verborgnen Sinn;  
 Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Gentle,  
 Vielleicht wohl gar der Teufel bin.  
 Nun heute Nacht — ?

F a u s t.

Was geht dich's an?

M e p h i s t o p h e l e s.

Hab' ich doch meine Freunde d'ran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen  
 mit Krügen.

L i e s c h e n.

Hast nichts von Bärbelchen gehört?

G r e t c h e n.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

L i e s c h e n.

Gewiß, Sibylle sagt' mir's heute!

Die hat sich endlich auch bethöbt.

Das ist das Vornehmthum!

G r e t c h e n.

Wie so?

L i e s c h e n.

Es stinkt!

Sie füttert zwei, wenn sie nun ist und trinkt.

G r e t c h e n.

Ach!

L i e s c h e n.

So ist's ihr endlich recht ergangen.  
 Wie lange hat sie an dem Kerl gehangen!

Das war ein Spazieren,  
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,  
Rust' überall die Erste seyn,  
Carterter' ihr immer mit Pastetchen und Wein;  
Bild't sich was auf ihre Schönheit ein,  
War doch so ehelos sich nicht zu schämen  
Geschenke von ihm anzunehmen.  
War ein Gefos' und ein Geschlecht;  
Da ist denn auch das Blümchen weg!  
Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedaurest sie noch gar!

Wenn unser Eins am Spinnen war,  
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ;  
Stand sie bei ihrem Duhlen süß,  
Auf der Thürbank und im dunklen Gang  
Ward ihnen keine Stunde zu lang.  
Da mag sie denn sich duden nun,  
Im Sünderschemdchen Kirchbus' ihun!

Gretchen.

Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein stinker Jung'  
Hat anderwärts noch Lust genung,  
Er ist auch fort.

Gretchen.

Das ist nicht schön!

Lieschen.

Kriegt sie ihn, soll's ihr übel gehn.  
Das Kränzel reißen die Duden ihr,  
Und Häckerling streuen wir vor die Thür!  
ab.

Gretchen

nach Hause gehend.

Wie konnt' ich sonst so tapfer schmählen,  
Wenn thät ein armes Mägdelein fehlen!  
Wie konnt' ich über anderer Sünden  
Nicht Worte g'aug der Zunge finden!  
Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,  
Mir's immer doch nicht schwarz g'aug war,  
Und segnet' mich und thät so groß,  
Und bin nun selbst der Sünde bloß!  
Doch — alles was dazu mich trieb,  
Gott! war so gut! ach war so lieb!

S w i n g e r.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa,  
Blumenkränze davor.

Gretchen

steckt frische Blumen in die Kränze.

Ach neige,  
Du Schmerzenteiche,  
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,  
Mit tausend Schmerzen  
Blüßt auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blüßt du,  
Und Seufzer schickst du  
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,  
Wie wühlet  
Der Schmerz mir im Gebein?  
Was mein armes Herz hier banget,  
Was es zittert, was verlanget,  
Weißt nur du, nur du allein!

Bohin ich immer gehe,  
Wie weh, wie weh, wie wehe  
Wird mir im Busen hier!  
Ich bin ach kaum alleine,  
Ich wein', ich wein', ich weine,  
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster  
Bethaut' ich mit Thränen, ach!  
Als ich am frühen Morgen  
Dir diese Blumen brach,

Schien hell in meine Kammer  
Die Sonne früh herauf,  
Sag ich in allem Jammer  
In meinem Bett schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!  
Ach neige,  
Du Schmerzenteiche,  
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straße vor Gretchens Thür.

Valentin, Soldat, Gretchens Bruder.

Wenn ich so saß bei einem Gelag,  
Wo mancher sich berühmen mag,  
Und die Gefellen mit den Flor  
Der Mägdelein laut gepriesen vor,  
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,  
Den Ellenbogen aufgestemmt  
Sag ich in meiner sichern Ruh,  
Hört' all' dem Schwadroniren zu,  
Und streiche lächelnd meinen Bart,  
Und kriege das volle Glas zur Hand  
Und sage: Alles nach seiner Art!  
Aber ist eine im ganzen Land,  
Die meiner trauten Gretel gleicht,  
Die meiner Schwester das Wasser reicht?  
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!  
Die einen schreien: er hat Recht,  
Sie ist die Bier vom ganzen Geschlecht!  
Da saßen alle die Lober stumm.  
Und nun! — um's Haar sich anzurauen  
Und an den Bänden hinauf zu laufen! —  
Mit Stichelreden, Naserschimpfen  
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!  
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,  
Bei jedem Zufallswörtchen schweigen!  
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen;  
Könn' ich sie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was schleicht herbei?  
Ist er nicht, es sind ihrer zwei.  
Ist er's, gleich pack ich ihn beim Felle,  
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie von dem Fenster dort der Sacristen  
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert  
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,  
Und Finsterniß drängt ringsum bei!  
So steht's in meinem Busen nächtig.

Mephistopheles.

Und mir ist's wie dem Mägdelein schwächlich,  
Das an den Feuerleitern schleicht,  
Sich leif' dann um die Mauern streicht,  
Mir ist's ganz tugendlich dabei,  
Ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Krammelei.  
So spukt mir schon durch alle Glieder  
Die herrliche Walpurgisnacht.  
Die kommt uns übermorgen wieder,  
Da weiß man doch warum man wacht.

Faust.

Rückt wohl der Schatz indessen in die Höhe,  
Den ich dorthinten stimmen seh'?

Mephistopheles.

Du kannst die Freude bald erleben,  
Das Kesselfchen herauszubeben.  
Ich schielte neulich so hinein,  
Sind herrliche Schwenthafer drein.

Faust.

Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring?  
Meine liebe Buhle damit zu zieren.

Mephistopheles.

Ich sah dabei wohl so ein Ding,  
Als wie eine Art von Perleschnüren.

Faust.

So ist es recht! Mir thut es weh,  
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh'.



**Mephistopheles.**  
Es soll' auch eben nicht verdrießen,  
Umsonst auch etwas zu genießen.  
Seht da der Himmel voller Sterne glüht,  
Sollt ihr ein wahres Kunststück hören:  
Ich sing' ihr ein moralisch Lied,  
Um sie gewisser zu beehren.

Singt zur Bithir.  
Was machst du mir  
Vor Liebchens Ehre  
Kathrinchen hier  
Bei frühem Tagesblicke?  
Laß, laß es seyn!  
Er läßt dich ein  
Als Mädchen ein,  
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!  
Ist es vollbracht,  
Dann gute Nacht  
Ihr armen, armen Dinger!  
Habt ihr euch lieb,  
Thut keinem Dieb,  
Nur nicht's zu Lieb',  
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin tritt vor.  
Ben lockst du hier? beim Element!  
Vermaledeyter Rattenfänger!  
Zum Teufel erst das Instrument!  
Zum Teufel hinter drein den Sänger!

**Mephistopheles.**  
Die Bithir ist entwei! an der ist nichts zu halten.

Valentin.  
Nun soll es an ein Schädelspalten!  
**Mephistopheles** zu Faust.  
Herr Doctor nicht gewichen! Frisch!  
Hart an mich an, wie ich euch führe.  
Heraus mit eurem Flederwisch!  
Nur zugestossen! Ich parire.

Valentin.  
Parire den!

**Mephistopheles.**  
Warum denn nicht?

Auch den!

**Mephistopheles.**  
Gewiß!

Valentin.  
Ich glaub' der Teufel sicht!  
Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.  
**Mephistopheles** zu Faust.  
Stoß zu!

Valentin fällt.  
O weh!

**Mephistopheles.**  
Nun ist der Lärmel zahm!  
Nun aber fort! Wir müssen gleich verschwinden:  
Denn schon entsteht ein mörderlich Geschrei.  
Ich weiß mich trefflich mit der Pollzei,  
Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzustuden.  
Marthe am Fenster.

Heraus! Heraus!

Gretchen am Fenster.  
Herbei ein Licht!

Marthe wie oben.  
Man schilt und rauff, man schreit und sicht.  
Woll.

Da liegt schon einer todt!

Marthe heraustrabend.  
Die Mörder, sind sie denn entflohn?  
Gretchen heraustrabend.  
Wer liegt hier?

Woll.  
Deiner Mutter Sohn.

Almüchtiger! welche Noth!

Valentin.  
Ich sterbe! das ist bald gesagt  
Und bald'er noch gethan.  
Was steht ihr Weiber, heult und klagt?  
Kommt her und höret mich an!  
(Alle treten um ihn).  
Mein Gretchen seh! du bist noch jung,  
Bist gar noch nicht gescheldt genung,

Machst deine Sachen schlecht.  
Ich sag' dir's im Vertrauen nur:  
Du bist doch nun einmal eine Fur';  
So set's auch eben recht.

Gretchen.  
Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?

Valentin.  
Laß unsern Herr Gott aus dem Spaß.  
Geschehn ist leider nun geschehn,  
Und wie es geh'n kann, so wird's geh'n.  
Du singst mit einem heimlich an,  
Bald kommen ihrer mehre dran,  
Und wenn dich erst ein Dugend hat,  
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erst die Schande wird geboren,  
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,  
Und man zieht den Schleier der Nacht  
Ihr über Kopf und Ohren;  
Ja, man möchte sie gern ermorden.  
Wächst sie aber und macht sich groß,  
Dann geht sie auch bei Tage bloß,  
Und ist doch nicht schöner geworden.  
Je häßlicher wird ihr Gesicht,  
Je mehr sucht sie des Tages Licht.

Ich seh' wahrhaftig schon die Zeit,  
Daß alle braven Bürgerleut'  
Wie von einer angesteckten Leichen,  
Von dir, du Mege! seitab weichen.  
Dir soll das Herz im Leib verzagen,  
Wenn sie dir in die Augen sehn!  
Sollst keine goldne Kette mehr tragen!  
In der Kirche nicht mehr am Altar sehn!  
In einem schönen Spigentragen  
Dich nicht bel'm Lanze wohlbehagen!  
In eine finst're Jammerreden  
Unter Bettler und Krähpel dich verstecken,  
Und wenn dir denn auch Gott verzehet,  
Auf Erden setz vermaledeyt!

Marthe.  
Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!  
Wollt ihr noch Kästrung auf euch laden?

Valentin.  
Kbant' ich dir nur an den dürren Leib,  
Du schändlich kupplerisches Weib!  
Da hofft' ich aller meiner Sünden  
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen.  
Mein Bruder! Welche Höllepein!

Valentin.  
Ich sage, laß die Thränen seyn!  
Da du dich sprachst der Ehre los,  
Gabst mir den schwersten Herzensstoß.  
Ich gehe durch den Todeschlaf  
Zu Gott ein als Soldat und brav.  
(Streb.)

Dom.

Am, Orgel und Gesang.

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.  
Böser Geist.

Wie anders, Gretchen, war dir's,  
Als du noch voll Unschuld  
Hier zum Altar trat'st,  
Aus dem vergriffnen Büchlehen  
Gebete lalltest,  
Halb Kinderspiele,  
Halb Gott im Herzen!  
Gretchen!  
Wo steht dein Kopf?  
In deinem Herzen,  
Welche Missethat?  
Bet'st du für deiner Mutter Seele, die  
Durch dich zur langen, langen Pein hinderschließ?  
Auf deiner Schwelle wessen Blut?  
— Und unter deinem Herzen  
Regt sich's nicht quillend schon,  
Und ängstet dich und sich  
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!  
Wär' ich der Gedanken los,  
Die mir herüber und hinüber gehen  
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa  
Solvat saeculum in favilla.

Orgelton.

Böser Geist.

Grimm faßt dich!  
Die Posaune tönt!  
Die Gräber bebent!  
Und dein Herz,  
Aus Aschenruß  
In Flammenqualen  
Wieder aufgeschaffen,  
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!  
Mir ist als ob die Orgel mir  
Den Athem versetzte,  
Gesang mein Herz,  
Im Tiefsten löste.

Chor.

Index ergo cum sedebit,  
Quidquid latet adparebit,  
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird so eng!  
Die Mauern-Pfeiler  
Besangen mich!  
Das Gewölbe  
Drängt mich! — Luft!

Böser Geist.

Verbiet' dich! Schand' und Schande  
Bleibt nicht verborgen.  
Luft? Licht?  
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus  
Quem patronum rogaturus?  
Cum vix justus sit securus.

Böser Geist.

Ihr Antlitz wenden  
Verklärte von dir ab.  
Die Hände dir zu reichen,  
Schauert's den Reinen.  
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläschchen! —  
Sie fällt in Ohnmacht

Kerker.

Faust, mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe, vor  
einem eisernen Thürröhrchen.

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,  
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.  
Hier wohnt sie, hinter dieser feuchten Mauer,  
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!  
Du zauderst zu ihr zu gehen!  
Du fürchtest sie wieder zu sehen!  
Fort! Dein Jagen zögert den Tod heran.

Er ergreift das Schloß. Es singt inwendig.

Meine Mutter, die Hur,  
Die mich umgebracht hat!  
Mein Vater, der Schelm,  
Der mich gegessen hat!  
Mein Schwesterlein klein  
Hud auf die Bein,  
In einem kühlen Ort;  
Da ward ich ein schönes Waldesgelin;  
Flügte fort, flügte fort!

Faust aufschließend.

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,  
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauscht.  
Er tritt ein.

Margarete sich auf dem Lager verbergend.  
Weh! Weh! Sie kommen. Bitterer Tod!

Faust leise.

Still! Still! Ich komme dich zu befreien.

Margarete sich vor ihm hinwälzend.

Bist du ein Mensch, so fühle meine Noth.

Faust.

Du wirfst die Wächter aus dem Schlafe schreien!

Er faßt die Ketten, sie aufzuschließen.

Margarete auf den Knien.

Wer hat dir Henter diese Nacht

Ueber mich gegeben!

Du holst mich schon um Mitternacht.

Erbarme dich und laß mich leben!

Ist's morgen früh nicht zeitig genug?

Sie steht auf.

Bin ich doch noch so jung, so jung!

Und soll schon sterben!

Schön war ich auch, und das war mein Verderben.

Nah war der Freund, nun ist er weit;

Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.

Fasse mich nicht so gewaltsam an!

Schone mich! Was hab' ich dir gethan?

Laß mich nicht vergebens stehen,

Hab' ich dich doch mein Tage nicht gesehen!

Faust.

Werb' ich den Jammer überstehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.

Laß mich nur erst das Kind noch tränken.

Ich herzt' es diese ganze Nacht.

Sie nahmen mir's, um mich zu kränken,

Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht.

Und niemals werd' ich wieder froh.

Sie singen Lieder auf mich! Es ist böß von den Leuten!

Ein altes Märchen endigt so,

Wer heißt sie's deuten?

Faust wirft sich nieder.

Ein Liebender liegt dir zu Füßen,

Die Jammernacht aufzuschließen.

Margarete wirft sich zu ihm.

O laß uns knien, die Heil'gen anzurufen!

Sieh! unter diesen Stufen,

Unter der Schwelle

Siedet die Hölle!

Der Böse,

Mit furchtbarem Grimme,

Macht ein Getöse!

Faust laut.

Gretchen! Gretchen!

Margarete aufmerksam.

Das war des Freundes Stimme!

Sie springt auf. Die Ketten fallen ab.

Wo ist er? Ich hab' ihn rufen hören.

Ich bin frei! Mir soll niemand wehren.

An seinen Hals will ich fliegen,

An seinem Busen liegen!

Er rief Gretchen! Er stand auf der Schwelle.

Mitten durch's Heulen und Klappen der Hölle,

Durch das grimmtigen, teuflischen Pöhn,

Erkannt ich den süßen, den liebenden Ton.

Faust.

Ich bin's!

Margarete.

Du bist's! O sag' es noch einmal!

Ihn fassend.

Er ist's! Er ist's! Wohin ist alle Qual?

Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?

Du bist's! Kommst mich zu retten!

Ich bin gerettet! —

Schon ist die Straße wieder da,

Auf der ich dich zum erstenmale sah.

Und der heitere Garten,

Wo ich und Marthe deiner wartet.

Faust fortstrebend.

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!

Beil' ich doch so gern wo du wellest.

Stebkosenb.

Faust.

Alle!

Wenn du nicht eilest,

Werden wir's theuer büßen müssen.

Margarete.

Wie? du kannst nicht mehr küssen?  
 Mein Freund, so kurz von mir entfernt,  
 Und hast's Küssen verlernt?  
 Warum wird mir an deinem Halse so bang?  
 Wenn sonst von deinen Worten, deinen Blicken  
 Ein ganzer Himmel mich überdrang,  
 Und du mich küßtest als wolltest du mich erkiden.  
 Küsse mich!  
 Sonst küß' ich dich!

(Sie umfaßt ihn.)

O weh! deine Lippen sind kalt,  
 Sind stumm.  
 Wo ist dein Lieben  
 Geblieben?  
 Wer brachte mich drum?

(Sie wendet sich von ihm.)

Faust.

Komm! Folge mir! Liebchen, fasse Muth!  
 Ich herze dich mit tausendfacher Gluth!  
 Nur folge mir! Ich bitte dich nur dies!  
 Margarete (zu ihm gewendet.)  
 Und bist du's denn? Und bist du's auch gewiß?

Faust.

Ich bin's! Komm mit!

Margarethe.

Du machst die Fesseln los,  
 Nimmst wieder mich in deinen Schoos.  
 Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht schenkst! —  
 Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreist?

Faust.

Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht,  
 Mein Kind hab' ich ertränkt.  
 War es nicht dir und mir geschenkt?  
 Dir auch — Du bist's! Ich glaub' es kaum.  
 Gib deine Hand! Es ist kein Traum!  
 Deine liebe Hand! — Ach aber sie ist fench!  
 Wische sie ab! Wie mich dünkt  
 Ist Blut dran.  
 Ach Gott! Was hast du gethan!  
 Stecke den Degen ein;  
 Ich bitte dich drum!

Faust.

Laß das Vergang'ne vergangen sein,  
 Du bringst mich um.

Margarete.

Nein, du mußt übrig bleiben!  
 Ich will dir die Gräber beschreiben.  
 Für die mußt du sorgen  
 Gleich morgen;  
 Der Mutter den besten Platz geben,  
 Meinen Bruder sogleich darneben,  
 Mich ein wenig bei Seit',  
 Nur nicht gar zu weit!  
 Und das Kleine mir an die rechte Brust.  
 Niemand wird sonst bei mir liegen! —  
 Mich an deine Seite zu schmiegen  
 Das war ein süßes, ein holdes Glück!  
 Aber es will mir nicht mehr gelingen;  
 Mir ist's als müßt' ich mich zu dir zwingen,  
 Als stießest du mich von dir zurück;  
 Und doch bist du's und blickst so gut, so fromm.

Faust.

Fühlst du, daß ich es bin, so komm!

Margarete.

Dahinaus?

Faust.

In's Freie.

Margarete.

Ist das Grab drauß',  
 Lauert der Tod, so komm!  
 Von hier in's ewige Ruhebett  
 Und weiter keinen Schritt —  
 Du gehst nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Faust.

Du kannst! so wolle nur! Die Thür steht offen.

Margarete.

Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen.  
 Was hilft es flehn? Sie lauern doch mir auf.  
 Es ist so elend betteln zu müssen,  
 Und noch dazu mit bösem Gewissen!  
 Es ist so elend in der Fremde schwelven,  
 Und sie werden mich doch ergreifen!

Faust.

Ich bleibe bei dir.

Margarete.

Geschwind! Geschwind!  
 Rette dein armes Kind.  
 Fort! Immer den Weg  
 Am Bach hinaus,  
 Ueber den Steg  
 In den Wald hinein,  
 Platz wo die Planke steht,  
 Im Teich.  
 Faß es nur gleich!  
 Es will sich heben,  
 Es zappelt noch!  
 Rette! rette!

Faust.

Befinne dich doch!  
 Nur Einen Schritt, so bist du frei!

Margarete.

Wär'n wir nur den Berg vorbei!  
 Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,  
 Es faßt mich kalt bei'm Schopfe!  
 Da sitzt meine Mutter auf einem Stein  
 Und wackelt mit dem Kopfe;  
 Sie winkt nicht, sie nickt nicht, der Kopf ist ihr schwer;  
 Sie schlief so lange, sie wacht nicht mehr.  
 Sie schlief damit wir uns freuten.  
 Es waren glückliche Zeiten!

Faust.

Bist hier kein Flehen, bist kein Sagen,  
 So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!  
 Fasse mich nicht so mörderisch an!  
 Sonst hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Faust.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag dringt herein;  
 Mein Hochzeittag sollt' es sein!  
 Sag niemand daß du schon bei Gretchen warst.  
 Weh meinem Kranze!  
 Es ist eben geschehn!  
 Wir werden uns wiederseh'n;  
 Aber nicht beim Tanze.  
 Die Menge drängt sich, man hört sie nicht.  
 Der Platz, die Gassen  
 Können sie nicht fassen.  
 Die Glocke ruft, das Stübchen bricht.  
 Wie sie mich binden und packen!  
 Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt.  
 Schon zuckt nach jedem Nacken  
 Die Schärfe die nach meinem zickt.  
 Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Faust.

O wär' ich nie geboren!

Mephistopheles (erscheint draußen.)

Auf! oder ihr seid verloren.  
 Unnützes Sagen! Sondern und Plaudern!  
 Meine Pferde schaudern,  
 Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was steigt aus dem Boden herauf?  
 Der! der! Schid' ihn fort!  
 Was will der an dem heiligen Det?  
 Er will mich;

Faust.

Du sollst leben!

Margarete.

Griech Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!  
 Mephistopheles (zu Faust.)  
 Komm! komm! Ich lasse dich mit ihr im Stich.

Margarete.

Dein bin ich, Vater! Rette mich;  
 Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaeren,  
 Lagert euch umher, mich zu bewahren!  
 Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephistopheles.

Sie ist gerichtet!

Stimme (von oben).  
 Ist gerettet!

**Mephistopheles (zu Faust.)**

Der zu mir!

(Verschwindet mit Faust.)

**Stimme (von innen, verhallend.)**

Heinrich! Heinrich!

## Aus dem zweiten Theile des Faust.

Schluss des vierten Actes.

Kaiser.

Es sei nun wie ihm sei! uns ist die Schlacht gewonnen,  
Des Feind's zerstreute Flucht im flachen Feld gewonnen.  
Hier steht der leere Thron, verrätherischer Schatz,  
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.  
Wir, ehrenvoll, geschäftig von eigenen Trabanten,  
Erwarten Kaiserlich der Völker Abgesandten;  
Von allen Seiten her kommt frohe Botschaft an:  
Veruhigt sei das Reich, uns freudig zugethan.  
Hat sich in unsern Kampf auch Sautelei geflochten,  
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.  
Insfälle kommen ja den Streitenden ja gut,  
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,  
Aus Felsenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,  
Die unsre Brust erhöhn, des Feindes Brust verengen.  
Der Ueberwundne fiel, zu stets erneuem Spott,  
Der Sieger, wie er prangt, preißt den gewognen Gott.  
Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,  
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.  
Jedoch zum höchsten Preis wend' ich den frommen Blick,  
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.  
Ein junger munterer Fürst mag seinen Tag vergeuden,  
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.  
Deshalb denn ungeschämt, verbind' ich mich sogleich  
Mit euch Hier Werdigen für Haus und Hof und Reich.  
(Zum Ersten.)

Dein war, o Fürst! des Herr's geordnet kluge Schichtung,  
Sodann, im Hauptmoment, heroisch kühne Richtung;  
Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt,  
Erbmarschall nenn' ich dich, vertiche dir das Schwert.

Erbmarschall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beschäftigt,  
Wenn's an der Grenze dich und deinen Thron bekräftigt,  
Dann sei es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal  
Geräumiger Vaterburg, zu rühen dir das Wahl.  
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,  
Der höchsten Majestät zu ewigem Geleite.

Der Kaiser (zum Zweiten.)

Der sich, als tapfer Mann, auch zart gefällig zeigt,  
Du! sei Erzklammerer, der Auftrag ist nicht leicht.  
Du bist der Oberste von allem Hausgesinde,  
Bei deren innerm Streit ich schlechte Diener finde;  
Dein Beispiel sei fortan in Ehren aufgestellt,  
Wie man dem Herrn, dem Hof, und Allen wohlgefällt.

Erzklammerer.

Des Herren großen Sinn zu überbringt zu Gnaden,  
Den Besten hilfreich seyn, den Schlechten selbst nicht schaden,  
Dann klar sein ohne List, und ruhig ohne Trug!  
Wenn du mich, Herr, durchschaust, geschieht mir schon genug.  
Darf sich die Phantasie auf jenes Fest erstrecken?  
Wenn du zur Tafel gehst, reich' ich das goldne Becken,  
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Sonnentzeit,  
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiser.

Swar fäh! ich mich zu ernst, auf Festlichkeit zu sinnen,  
Doch sei's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.

(Zum Dritten.)

Dich wähl' ich zum Erztruchseß! Also sei fortan,  
Dir Jagd, Geflügel = Hof und Bormwert unterthan;  
Der Lieblingspfeife Wahl laß mir zu allen Zeiten  
Wie sie der Monat bringt und sorgsam zubereiten.

Erztruchseß.

Streng Fasten sey für mich die angenehmste Pflicht,  
Bis, vor dich hingestellt, dich freut ein Wohlgericht.  
Der Küche Dienerschaft soll sich mit mir verein'gen,  
Das Ferne brizuziehn, die Jahreszeit zu beschleun'gen.  
Dich reizt nicht Fern und Fröh, womit die Tafel prangt,  
Einfach und kräftig ist's, wornach dein Sinn verlangt.

Kaiser (zum Vierten.)

Woll unausweichlich hier sich's nur von Fessen handelt,  
So sei mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.  
Ergschente, Sorge nun, daß unsre Kellerrei  
Auf's reichlichste versorgt mit gutem Weine sei.  
Du selbst sey mäßig, laß nicht über Seltsamkeiten,  
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.

Ergschent.

Mein Fürst, die Jugend selbst, wenn man ihr nur vertraut,  
Steht, eh' man sich's versteht, zu Männern aufgebaut.  
Auch ich verlege mich zu jenem großen Feste;  
Ein Kaiserlich Büffet schmückt' ich auf's allerbeste  
Mit Prachtgefäßen, gülden, fibern allzumal;  
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichsten Pokal.  
Ein blank venedisch Glas, woin Beyagen lauschet,  
Des Weins Geschmack sich stärkt und nimm'r mehr berauschet.  
Auf solchen Wunderschag vertraut man oft zu sehr!  
Doch deine Mäßigkeit, du Höchster, schätzt noch mehr.

Kaiser.

Was ich euch zugehacht in dieser ersten Stunde,  
Bernahmt ihr mit Vertrauen aus zuverlässigem Munde.  
Der Kaisers Wort ist groß und sichert jede Wirt,  
Doch zur Bekräftigung bedarfs der edlen Schrift,  
Bedarfs der Signatur. Die förmlich zu bereiten,  
Sch' ich den rechten Mann zur rechten Stunde schreiten.  
Der Erzbischof (tritt auf).

Kaiser.

Wenn ein Gewölbe sich dem Schlussstein anvertraut,  
Dann ist's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.  
Du siehst vier Fürsten da! Wir haben erst erörtert,  
Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.  
Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,  
Sel, mit Gewicht und Kraft, der Fünfsahl auferlegt.  
An Ländern sollen sie vor allen andern glänzen,  
Deshalb erweiter' ich gleich jetzt des Besthums Gränzen,  
Vom Erbtheil jener die sich von uns abgewandt.  
Euch Treuen sprech' ich zu so manches schöne Land,  
Zugleich das hohe Recht, euch, nach Selgenheiten,  
Durch Anfall, Kauf und Tausch in's Rechte zu verbreiten;  
Dann sei bestimmt vergönnt, zu üben ungestört,  
Was von Gerechsamem euch Landesherren gehört.  
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,  
Berufung gelte nicht von euern höchsten Stellen.  
Dann Steuer, Zins und Beth', Lehn und Seleit und Zoll,  
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören soll.  
Denn meine Dankbarkeit vollgütig zu erproben,  
Hab' ich euch ganz zunächst der Majestät erhoben.

Erzbischof.

Im Namen aller sei dir tiefster Dank gebracht,  
Du machst uns stark und fest und stärkst deine Macht.

Kaiser.

Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben.  
Noch leb' ich meinem Reich und habe Lust zu leben;  
Doch hoher Ahnen Rette zieht bedächtigen Blick  
Aus rascher Strebsamkeit in's Drohende zurück.  
Auch werd' ich, seiner Zeit, mich von den Theuren trennen,  
Dann sei es eure Pflicht, den Folger zu ernennen.  
Getrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar  
Und friedlich ende dann was jetzt so stürmisch war.

Erzkanzler.

Mit Stolz in tiefster Brust, mit Demuth an Gebärde,  
Stehn Fürsten dir gebeugt, die ersten auf der Erde.  
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,  
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.

Kaiser.

Und also sei, zum Schluß, was wir bisher bethätigt,  
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug bestätigt.  
Iwar habt ihr den Befehl als Herren völlig frei,  
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar sei.  
Und wie ihr auch vermehrt was ihr von uns empfangen,  
Es soll's der Ält're Sohn in gleichem Maas erlangen.

Erzkanzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,  
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigste Statut;  
Reinschrift und Siegelung soll die Kanzlei beschäft'gen.  
Mit heiliger Signatur weist du's, der Herr, bekräft'gen.

Kaiser.

Und so entlass' ich euch, damit den großen Tag,  
Gesammelt, jedermann sich überlegen mag.

Die weltlichen Fürsten  
(entfernen sich).

Der Geistliche

(bleibt und spricht pathetisch).

Der Kanzler ging hinweg, der Bischof ist gelieben,  
Vom ernsten Warnegeiß zu deinem Ohr getrieben!  
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiser.

Was hast du Dägliches zur frohen Stunde? sprich!

Erzbischof.

Mit welchem bitterm Schmerz find' ich, in dieser Stunde,  
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.  
Swar wie es scheinen will, gesichert auf dem Thron,

Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papst zum Lohn.  
Wenn dieser es erfährt, schnell wird er stöhnlich richten,  
Mit heiligem Strahl dein Reich, das sündige, zu vernichten.  
Denn noch vergaß er nicht, wie du, zur höchsten Zeit,  
An deinem Arbnungstag, den Zauberer befreit.  
Von deinem Diadem, der Christenheit zum Schaden,  
Kraf das verfluchte Haupt der erste Strahl der Gnaden.  
Doch schlag' an deine Brust und gib vom freyen Glück  
Ein mächtig Schärfelein gleich dem Heiligthum zurück.  
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt gestanden,  
Wo böse Geister sich zu deinem Schutz verbanden,  
Dem Hügelfürsten du ein horchsam Ohr geliehn,  
Den sitzte, fromm belehrt, zu heiligem Bemahn.  
Mit Berg und dichtem Wald, so weit sie sich erstrecken,  
Mit Höhen die sich gehn zu steter Weide bedeen,  
Fischreichen klaren Seen, dann Wäldlein ohne Zahl,  
Wie sie sich, eilig schlängelnd, stürzen ab zu Thal.  
Das breite Thal dann selbst, mit Wiesen, Gauen, Gründen:  
Die Reue spricht sich aus, und du wirst Gnade finden.

Kaiser.

Durch meinen schweren Fehl bin ich so tief erschreckt,  
Die Gränze sei von dir nach eigenem Maß gestreckt.

Erzbischof.

Erst: der entweichte Raum, wo man sich so veründigt,  
Sei alsobald zum Dienst des Höchsten angeündigt.  
Behende steigt im Geist Gemüther stark empor,  
Der Morgensonne Blick erleuchtet schon das Chor,  
Zum Kreuz erweitert sich das wachsende Gebäude,  
Das Schiff erlängt, erhöht sich zu der Gläubigen Freude,  
Sie strömen drünstig schon durch's würdige Portal,  
Der erste Glockenruf, erscholl durch Berg und Thal,  
Von hohen Thürmen tönt's, wie sie zum Himmel streben,  
Der Hüter kommt heran, zu neugeschaffenem Leben.  
Dem hohen Welhetag — er trete bald herein! —  
Wird deine Gegenwart die höchste Akerde seyn.

Kaiser.

Mag ein so großes Werk den frommen Sinn veründ'gen,  
Zu preisen Gott den Herrn, so wie mich zu entünd'gen.  
Genug! Ich fühle schon wie sich mein Sinn erhöh't.

Erzbischof.

Als Canzler sbedr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiser.

Ein förmlich Dokument, der Kirche das zu eignen,  
Du legst es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbischof.

(Hat sich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang wieder um).  
Dann widmest du zugleich dem Werke, wie's entsteht,  
Gesammte Landsgefälle: Zehnten, Zinsen, Beth',  
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,  
Und schwere Kosten macht die sorgliche Verwaltung.  
Zum schnellen Aufbau selbst auf solchem wüsten Plaz,  
Reichst du uns einig's Gold aus deinem Beuteschag.  
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verschweigen,  
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.  
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtstuhl belehrt,  
Die Kirche segnet den, der ihr zu Diensten fährt.

(Ab).

Kaiser.

Die Sünd' ist groß und schwer womit ich mich beladen,  
Das leidige Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.

Erzbischof.

(abermals zurückkehrend mit tieffter Verbengung).  
Berzeth', o Herr! Es ward dem sehr verrufenen Mann  
Des Reiches Strand verleh'n; doch diesen trifft der Baun,  
Verleihst du reuig nicht der hohen Kirchenstalle  
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiser (verdrislich).

Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es breitt.

Erzbischof.

Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.  
Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften bleiben!

Kaiser (allein).

So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich verschreiben.

### Fünfter Akt.

#### Offene Gegend.

Wanderer.

Ja! sie finds' die dunkeln Linden,  
Dort, in ihres Alters Kraft.  
Und ich soll sie wieder finden

Nach so langer Wanderschaft!  
Ist es doch die alte Stelle,  
Jene Hütte, die mich barg,  
Als die kummerregte Welle  
Mich an jene Dänen warf!  
Reine Birthe möch' ich segnen,  
Hülfsbereit, ein wackres Paar,  
Das, um heut mir zu begegnen,  
Alt schon jener Tage war.  
Ach! das waren fremme Leute!  
Voch' ich? ruf' ich? — Seid gegrüßt!  
Wenn, gassfreundlich, auch noch heute  
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Baucis.

(Mütterchen, sehr alt).

Lieber Römmling! Leise! Leise!  
Ruhe! laß den Gatten ruhn;  
Langer Schlaf verleiht dem Greise  
Kurzen Wachens rasches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, bist du's eben,  
Meinen Dank noch zu empfahn,  
Was du für des Jünglings Leben  
Mit dem Gatten einst gethan?  
Bist du Baucis, die, geschäftig,  
Salberstornen Mund erquickt?

(Der Gatte tritt auf.)

Du Philemon, der, so kräftig,  
Meinen Schag der Fluth entrückt?  
Eure Flammen raschen Feuers,  
Eures Glückens Silberlaut,  
Jenes grausen Abenteuer  
Lösung war euch anvertraut.

Und nun laßt hervor mich treten,  
Schaun das gränzenlose Meer;  
Laßt mich knien, laßt mich beten,  
Mich bedrängt die Brust so sehr.  
(Er schreitet vorwärts auf der Däne).

Philemon zu Baucis.

Glle nur den Fisch zu decken,  
Wo's im Gärtchen munter blüht.  
Laß ihn rennen, ihn erschrecken,  
Denn er glaubt nicht was er sieht.  
(Ihm folgend).

Philemon

(neben dem Wanderer stehend).

Das euch grimmig mißgehandelt,  
Wog' auf Woge, schäumend wild,  
Seht als Garten ihr behandelt,  
Seht ein paradiesisch Bild.  
Kelter, war ich nicht zu Handen,  
Hülfsreich nicht wie sonst bereit;  
Und, wie meine Kräfte schwanden,  
War auch schon die Woge weit.  
Kluger Herren kühne Knechte  
Gruben Gräben, hämmten ein,  
Schmäleren des Meeres Rechte,  
Herrn an seiner Statt zu sein.  
Schau' grünes Bief an Bief,  
Anger, Garten, Dorf und Wald.  
Komm nun aber und genieße,  
Denn die Sonne scheidet bald. —  
Doch! im Fernsten ziehen Segel!  
Suchen nächtllich sichern Port —  
Kennen doch ihr Nest die Vögel —  
Denn jetzt ist der Hafen dort.  
So erblickst du in der Breite  
Erst des Meeres blauen Saum,  
Rechts und links, in aller Breite,  
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.

(Am Tische zu Drei).

Baucis

(zum Fremdling).

Bleibst du stumm? und keinen Bissen  
Bringst du zum verletzten Mund?

Philemon.

Wächt' er doch vom Wunder wissen,  
Sprichst so gerne, thu's ihm kund.

Baucis.

Wohl! ein Wanderer ist's gewesen!  
Läßt mich heut noch nicht im Ruh;

Denn es ging das ganze Wesen  
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiser sich verständigen,  
Der das Ufer ihm verleiht?  
Ihrt's ein Herold nicht verkündigen  
Schmetternd im Vorkergeh?  
Nicht entfernt von unsern Dünen  
Ward der erste Fuß gefaßt,  
Bette, Hütten! — Doch im Grünen  
Nichtet bald sich ein Palast.

Baucis.

Tags umsonst die Knechte lärnten,  
Had' und Schaufel, Schlag und Schlag,  
Wo die Flämmchen nächtig schwärzten,  
Stand ein Damm den andern Tag.  
Menschenopfer mußten bluten,  
Nachts erscholl des Jammers Dual,  
Nerab flossen Feuergluthen,  
Morgens war es ein Canal.  
Gottlos ist er, ihn gelästet  
Unser Hütte, unser Pain;  
Wie er sich als Nachbar bräuset,  
Soll man unterthänig sein.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten  
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Wasserboden,  
Halt' auf deiner Höhe Stand.

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten!  
Lezten Sonnenblick zu schau.  
Laßt uns läuten, knien, beten!  
Und dem alten Gott vertraun.

#### Palast.

Weiter Biergarten, großer gradgeführter Canal.

Fauß (im höchsten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lyncæus der Thürmer  
(durch's Sprachrohr).

Die Sonne sinkt, die lezten Schiffe  
Sie ziehen munter hafenein.  
Ein großer Kahn ist im Begriffe,  
Auf dem Canale hier zu sein.  
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,  
Die starren Masten stehn bereit,  
In dir preist sich der Bootsmann selig,  
Dich grüßt das Glück zur höchsten Zeit.  
(Das Glückchen läutet auf der Däne).

Fauß (auffahrend).

Verdammtes Lären! Allzuschändlich  
Bewunder's, wie ein tödtlicher Schuß;  
Vor Augen ist mein Reich unendlich,  
Im Rücken neigt mich der Bedruß,  
Erinnert mich durch neidische Laute,  
Mein Hochbesitz er ist nicht rein,  
Der Lindenraum, die braune Baute,  
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.  
Und wünscht' ich dort mich zu erholen,  
Vor fremden Schatten schaudert mir,  
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,  
D! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie segelt froh der bunte Kahn,  
Mit frischem Abendwind heran!  
Wie thürmt sich sein behender Lauf  
In Risten, Kisten, Säcken auf!  
(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit  
Erzeugnissen fremder Weltgegenden).

Mephistopheles. Die drei gewaltigen Gefellen.

Chorus.

Da landen wir,  
Da sind wir schon.  
Glück an! dem Herren,  
Dem Patron.

(Sie steigen aus, die Götter werden an's Land geschafft).

Mephistopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,  
Bergnügt wenn der Patron es lobt,  
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,

Mit zwanzig sind wir nun im Port.  
Was große Dinge wir gethan,  
Das sieht man unsrer Ladung an.  
Das freie Meer befreit den Geist,  
Wer weiß da was Besinnen heißt!  
Da fördert nur ein rascher Griff,  
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,  
Und ist man erst der Herr zu drei,  
Dann halet man das vierte bei.  
Da geht es denn dem fünften schlecht,  
Man hat Gewalt, so hat man Recht.  
Man fragt um's Was? und nicht um's Wie?  
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:  
Krieg, Handel und Piraterie,  
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Gefellen.

Nicht Dank und Gruß!  
Nicht Gruß und Dank!  
Als brächten wir  
Dem Herrn Gestank!  
Er macht ein wi-  
derlich Gesicht;  
Das Königtum  
Gefällt ihm nicht.

Mephistopheles.

Erwartet weiter  
Keinen Lohn,  
Nahmt ihr doch euren  
Theil davon.

Die Gefellen.

Das ist nur für  
Die Langeweil,  
Wir alle fordern  
Gleichen Theil.

Mephistopheles.

Erst ordnet oben  
Saal an Saal  
Die Kostbarkeiten  
Allzumal.  
Und tritt er zu  
Der reichen Schau,  
Berechnet er alles  
Nehr genau,  
Er sich gewiß  
Nicht lumpen läßt  
Und gibt der Flotte  
Fest nach Fest.  
Die bunten Wigel kommen morgen,  
Für die werd' ich zum Besten sorgen.  
(Die Ladung wird weggeschafft).

Mephistopheles (zu Fauß).

Mit ernster Stirn, mit düstern Blick  
Bernimmst du dein erhabenes Glück.  
Die hohe Weisheit wird gekrönt,  
Das Ufer ist dem Meer verlehnt,  
Bom Ufer nimmt, zu rascher Bahn,  
Das Meer die Schiffe willig an,  
So sprich das hier, hier vom Palast  
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.  
Von dieser Stelle ging es aus,  
Hier stand das erste Bretterhaus,  
Ein Gräbchen ward hinabgerigt  
Wo jetzt das Ruder emsig spritzt.  
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß  
Erwarb des Meers, der Erde Preis.  
Von hier aus —

Fauß.

Das verfluchte hier!

Das eben ledig laßt mir.  
Dir Vielgewandtem muß ich's sagen,  
Mir giebt's im Herzen Stich um Stich,  
Mir ist's unmöglich zu ertragen!  
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.  
Die Alten droben sollten weichen,  
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,  
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,  
Berberben mir den Welt-Besitz.  
Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,  
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,  
Dem Blick eröffnen weite Bahn,  
In sehn was alles ich gethan,  
In überschauen mit einem Blick  
Des Menschengestirns Meisterstück,

Bethätigend, mit klugem Sinn,  
Der Völker breiten Wohngewinn.

So sind am härtesten wir gequält:  
Im Reichthum sühnd was uns fehlt.  
Des Glückens Klang, der Linden Duft  
Umfaßt mich wie in Kirch' und Gruft.  
Des Allgewaltigen Willens: Nur  
Bricht sich an diesem Bande hier.  
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!  
Das Glücklein läutet und ich wüthe.

Mephistopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß  
Das Leben die vergällen muß.  
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr  
Kommt das Gesindel widrig vor.  
Und das verfluchte Bin: Baum: Himmel,  
Umnebelnd heltern Abendhimmel,  
Wischt sich in jegliches Begehrniß,  
Vom ersten Bad bis zum Begräbniß,  
Als wäre, zwischen Bimm und Baum,  
Das Leben ein verschollener Traum.

Faust.

Das Widerstehn, der Eigensinn  
Verkümmern herrlichsten Gewinn,  
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,  
Ermüden muß gerecht zu sein.

Mephistopheles.

Was willst du dich denn hier geniren,  
Mußt du nicht längst colonisiren?

Faust.

So geht und schafft sie mir zur Seite!  
Das schöne Mädchen kennst du ja,  
Das ich dem Alten andersah.

Mephistopheles.

Man trägt sie fort und setzt sie nieder.  
Oh' man sich umsicht Rehn sie wieder;  
Nach überstandener Gewalt  
Verzöhnt ein schöner Aufenthalt.

(Er preißt gellend).

Die Drei treten auf.

Mephistopheles.

Kommt! Wie der Herr gebieten läßt,  
Und morgen giebt ein Flottenfest.

Die Drei.

Der alte Herr empfing uns schlecht,  
Ein stottes Fest ist uns zu Recht.

Mephistopheles (ad Spectatores).

Auch hier geschieht was längst geschah,  
Denn Naboths Weinberg war schon da.  
(Regum 1. 21).

Tiefe Nacht.

Lycenus, der Thürmer (auf der Schloßwarte stehend):

Zum Sehen geboren,  
Zum Schauen bestellt,  
Dem Thurme geschworen  
Gefällt mir die Welt.  
Ich blick' in die Ferne,  
Ich seh' in der Näh',  
Den Mond und die Sterne  
Den Wald und das Reh.  
So seh' ich in allen  
Die ewige Hier,  
Und wie mir's gefallen,  
Gefall' ich auch mir.  
Ihr glücklichen Augen!  
Was je ihr gesehn,  
Es sei wie es wolle,  
Es war doch so schön!

(Pause).

Nicht allein mich zu ergötzen  
Bin ich hier so hoch gestellt;  
Welch ein gräßliches Entsetzen  
Droht mir aus der finstern Welt!  
Funkenblicke seh' ich sprächen  
Durch der Linden Doppelnacht,  
Immer stärker wütht ein Glähen  
Von der Jugluft angefaßt.  
Ach! die inn're Hütte lodert,  
Die bemooft und feucht gefunden,  
Schnelle Hülfe wird gefodert,

Keine Rettung ist vorhanden.  
Ach! die guten alten Leute,  
Sonst so sorglich um das Feuer,  
Werden sie dem Qualm zur Beute!  
Welch ein schrecklich Abenteuer!  
Flamme flammet, roth im Gluthen  
Steht das schwarze Noosgefelle,  
Netteten sich nur die Guten  
Aus der wildentbrannten Hölle!  
Hügelnd lichte Blitze steigen  
Zwischen Blättern, zwischen Zweigen;  
Kette dürr, die flackernd brennen,  
Stäben schnell und stürzen ein.  
Sollt ihr Augen dieß erkennen!  
Was ich so weitsichtig sein!  
Das Capellchen bricht zusammen  
Von der Kette Sturz und Last;  
Schlangelnd sind, mit spigen Flammen,  
Schon die Stipfel angefaßt.  
Bis zur Wurzel glähen die hohlen  
Stämme, purpurroth im Glähen.

(Lange Pause, Gesang).

Was sich sonst dem Blick empfohlen  
Mit Jahrhunderten, ist hin.

Faust

(auf dem Balkon, gegen die Dänen).

Von oben welch ein singend Wimmern?  
Das Wort ist hier, der Ton zu spät,  
Rein Thürmer jammert; mich, im Innern,  
Verdrüßet die ungeduldige That.  
Doch sei der Lindenwuchs vernichtet,  
Zu halbverfohlter Stämme Graun,  
Ein Luginsland ist bald errichtet,  
Um in's Unendliche zu schau'n.  
Da seh' ich auch die neue Wohnung,  
Die jenes alte Paar umschleßt,  
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,  
Der spätem Lage froh genest.

Mephistopheles und die Drei (unten).

Da kommen wir mit vollem Trub.  
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.  
Wir klopfen an, wir pochten an,  
Und immer ward nicht aufgethan;  
Wir rüttelten, wir pochten fort,  
Da lag die morche Thüre dort;  
Wir riefen laut und drohten schwer,  
Alein wir fanden kein Gehör.  
Und wie's in solchem Fall geschieht,  
Sie hörten nicht, sie wollten nicht,  
Wir aber haben nicht gestäunt,  
Behende die sie weggeräumt.  
Das Paar hat sich nicht viel gequält,  
Vor Schrecken fielen sie entseelt.  
Ein Fremder, der sich dort versteckt,  
Und sechten wollte, ward gestreckt,  
In wilden Kampfes kurzer Zeit  
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,  
Als Schellerhausen dieser drei.

Faust.

Wart' ihr für meine Worte taub!  
Lausch wollt' ich, wollte keinen Raub.  
Dem unbesonnenen wilden Streich  
Ihm such' ich! theilt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erschallt:  
Gehorche willig der Gewalt!  
Und bist du kühn, und hältst du Stich;  
So wage Haus und Hof und — Dich.  
(Ab).

Faust (auf dem Balkon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,  
Das Feuer sinkt und lodert klein;  
Ein Schauerwindchen säckelt's an,  
Bringt Rauch und Dunst zu mir heran.  
Geboten schnell, zu schnell gethan! —  
Was schwebet schattenhaft heran?

Ritternacht.

Hier graue Weiber treten auf.

Erste.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.  
Ich heiße die Schuld.  
Dritte.  
Ich heiße die Sorge.

Vierte.  
Ich heiße die Noth.  
Zu drei.  
Die Thür ist verschlossen, wir können nicht ein,  
Drinn wohnt ein Reichthum, wir mögen nicht 'nein.  
Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.  
Schuld.  
Da werd' ich zu nicht.  
Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Gesicht.  
Sorge.  
Ihr Schwestern ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;  
Die Sorge sie schleicht sich durch's Schlüsselloch ein.  
(Sorge verschwindet).

Mangel.  
Ihr, graue Geschwister, entfernt euch von hier.  
Schuld.  
Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.  
Noth.

Ganz nah an der Ferse begleitet die Noth.  
Zu drei.  
Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!  
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,  
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —  
— — — Tod.

Faust. (im Palast).  
Wer sah ich kommen, drei nur gehn,  
Den Sinn der Rede könnt' ich nicht verstehen.  
Es klang so nach als hieß es — Noth,  
Ein düstres Reimwort folgte — Tod.  
Es tönte hohl, gespensterhaft gedämpft.  
Noch hab' ich mich ip's Freie nicht gekämpft.  
Könni' ich Magie von meinem Pfad entfernen,  
Die Zauberprüche ganz und gar verlernen,  
Ständ' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,  
Da wär's der Mühe werth ein Mensch zu sein.

Das war ich sonst, eh' ichs im Düstern suchte,  
Mit Freiwort mich und die Welt verfluchte.  
Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,  
Dass niemand weiß wie er ihn meiden soll.  
Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,  
In Traumespinast verwickelt uns die Nacht;  
Wie lehren froh von junger Flur zurück,  
Ein Vogel krächzt, was krächzt er? Mißgeschick,  
Von Aberglauben früh und spät umgarnt.  
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt.  
Und so verschlechtert, stehen wir allein;  
Die Pforte knarrt und niemand kommt herin.  
(Erschütteret).

Ist jemand hier?

Sorge.  
Die Frage fordert Ja!  
Faust.  
Und du, wer bist denn du?

Sorge.  
Bin einmal da.  
Faust.

Entferne dich!

Sorge.  
Ich bin am rechten Ort.  
Faust (erst ergrimmt, dann besänftigt für sich).  
Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort.

Sorge.  
Wärde mich kein Ohr vernehmen,  
Müß' es doch im Herzen dröhnen;  
In verwandelter Gestalt  
Ueb' ich grimmige Gewalt.  
Auf den Pfaden, auf der Belle,  
Ewig ängstlicher Geselle;  
Stets gefunden, nie gesucht,  
So geschmeichelt wie verflucht.  
Hast du die Sorge nie gekannt? —

Faust.  
Ich bin nur durch die Welt gerannt;  
Ein jed' Gefühl ergriff ich bei den Haaren,  
Was nicht genügte ließ ich fahren,  
Was mir entwichte ließ ich ziehn.  
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,  
Und abermals gewünscht, und so mit Macht

Mein Leben durchgestürt; erst groß und mächtig;  
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.  
Der Erdkreis ist mir genug betannt.  
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;  
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,  
Sich über Wolken seines gleichen dichtet!  
Er stehe fest und sehe hier sich um;  
Dem Lächtigen ist diese Welt nicht stumm.  
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!  
Was er erkennt läßt sich ergreifen.  
Er wandle so den Ehrentag entlang;  
Wenn Geister spuken geh' er seinen Sang;  
Im Wetterschreiten find' er Dual und Glück,  
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Sorge.  
Wen ich einmal mir besitze,  
Dem ist alle Welt nichts nütze,  
Ewiges Düstere steigt herunter,  
Sonne geht nicht auf noch unter,  
Bei vollkommenen äußern Sinnen  
Wohnen Finsternisse drinnen.  
Und er weiß von allen Schätzen  
Eich nicht in Besitz zu setzen.  
Glück und Unglück wird zur Geißel,  
Er verhungert in der Fülle,  
Sei es Sonne, sei es Plage,  
Schleht er's zu dem andern Tage,  
Ist der Zukunft nur gewärtig,  
Und so wird er niemals fertig.

Faust.  
Hör' auf! so kommst du mir nicht bei!  
Ich mag nicht solchen Unsinn hören.  
Fahr' hin! die schlechte Litanen  
Sie könnte selbst den klügsten Mann beßören.

Sorge.  
Soll er gehen? soll er kommen?  
Der Entschluß ist ihm genommen;  
Auf gebahnten Begeß Mitte  
Wankt er tastend halbe Schritte.  
Er verliert sich immer tiefer,  
Siehet alle Dinge schiefser,  
Sich und anders lästig drückend,  
Athem holend und erstickend;  
Nicht erstickt und ohne Leben,  
Nicht verzweifelt, nicht ergeben.  
So ein unaufhaltsam Rollen,  
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,  
Bald Befreien, bald Erdrücken,  
Halber Schlaf und schlecht Erquickten,  
Pestet ihn an seine Stelle  
Und bereitet ihn zur Hölle.

Faust.  
Unselige Gespenster! so behandelt ihr  
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen;  
Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr  
In garstigen Wirrwarr nequumstrickter Dualen.  
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,  
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;  
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,  
Ich werde sie nicht anerkennen.

Sorge.  
Erfahre sie, wie ich geschwind  
Mich mit Verwünschung von dir wende!  
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,  
Nun Fauste werde du's am Ende! —  
(Sie haucht ihn an).

Faust (erblindet).  
Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,  
Allein im Innern leuchtet helles Licht;  
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;  
Des Herren Wort es gibt allein Gewicht.  
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!  
Laßt glücklich schauen was ich kühn erfann.  
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!  
Das Abgesteckte muß sogleich gerathen.  
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß,  
Erfolgt der allerschönste Preis;  
Dass sich das größte Wert vollende,  
Genügt Ein Geiß für tausend Hände.



## L e g e n d e.

Als noch, verkannt und sehr gering,  
Unser Herr auf der Erde ging,  
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,  
Die sehr selten sein Wort verstanden,  
Liebt er sich gar über die Wägen,  
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,  
Weil unter des Himmels Angesicht  
Man immer besser und freier spricht.  
Er ließ sie da die höchsten Lehren  
Aus seinem heiligen Munde hören;  
Besonders durch Gleichniß und Exempel  
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh  
Mit ihnen einst einem Städtyen zu,  
Sah etwas blüthen auf der Straß,  
Das ein zerbrochen Fußseisen was.  
Er sagte zu St. Peter d'rauf:  
Heb' doch einmal das Eisen auf!  
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,  
Er hatte so eben im Gehen geträumt,  
So was vom Regiment der Welt,  
Was einem jeden wohlgefällt:  
Denn im Kopf hat das keine Schranken;  
Das waren so seine liebsten Gedanken,  
Nun war der Fund ihm viel zu klein,  
Hätte müssen Kron' und Scepter sein;  
Aber wie sollt' er seinen Rücken  
Nach einem halben Fußseisen bücken?  
Er also sich zur Seite kehrt  
Und thut als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach seiner Langmuth, d'rauf  
Hebt selber das Fußseisen auf,  
Und thut auch weiter nicht dergleichen.  
Als sie nun bald die Stadt erreichen,  
Geht er vor eines Schmiedes Thür,  
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.  
Und als sie über den Markt nun gehen,  
Sieht er daselbst schöne Kirschchen stehen,  
Kauft ihrer, so wenig oder so viel,  
Als man für einen Dreier geben will,  
Die er sodann nach seiner Art  
Nuhig im Arme aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,  
Durch Wief' und Felder ohne Haus,  
Auch war der Weg von Bäumen bloß;  
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,  
So daß man viel an solcher Stätt'  
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt.  
Der Herr geht immer voraus vor Allen  
Läßt unversehens eine Kirschchen fallen.  
Sanct Peter war gleich dahinter her,  
Als wenn es ein goldner Apfel wär;  
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.  
Der Herr, nach einem kleinen Raum,  
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,  
Worauch Sanct Peter schnell sich blüht.  
So läßt der Herr ihn seinen Rücken  
Gar vielmal nach den Kirschchen bücken.  
Das dauert eine ganze Zeit;  
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:  
Thätst du zu rechter Zeit dich regen,  
Hättst du's bequemer haben mögen.  
Wer geringe Ding' wenig acht't,  
Sich um geringere Mühe macht.

## N o v e l l e.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Fröhe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichternden Schleier die ganze Jägerrei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der nächsten liefen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patronenfächer, man schob die Dachsrangen zurecht, indes die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da geberdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst

hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange gauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; beide waren von thätiglebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgeschauften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Ländertreffes aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Verhütung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und seltenes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzubringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend veräumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrich's, des fürstlichen Dhetim, unternehmen sollte; auch lasse ich, sagte er, die unsern Honorio, als Stall- und Postjunker, der für alles sorgen wird; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Wägen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Hauptstutz nachgewinkt hatte, begab sich in die hinteren Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Telescop noch in der Stellung wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattensmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas fleiser nach einer Ide, keimigen Fläche, über welche der Jagdweg weggehen mußte; sie erhartete den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Hauptstutz zu wissen, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Dheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüßlige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegen stemmt, und wie doch hie und da seine Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußten. Nun haben wir manches gethan, um diese Bildniß zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderr, jeden Besahenden in Erkennen zu setzen, zu entsäuen.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: Hier, wo man, den Fohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch niemand wußte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwert aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern

angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht, denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen alten Gipfel umgibt; seit hundert und fünfzig Jahren hat keine Art hier gellungen und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo ihr euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzel entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußspate vorsichtig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister diese Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verschlungen und die mächtigen Aeste durch die Lüden durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildnis wie keine, ein zufällig-einziges Local, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was sagt Ihr nun zum Schloßhofs, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemand betreten ward. Wir suchten ihn von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen oder geheimen Weg bereitet. 'Zunehmend bedurft' es keines Ausräumens, hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu Wurzeln Sclat und Gelegenheiten gefunden; sie sind sachte aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und abschritt: ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterdichten wegdäumend haben wir den merkwürdigen Platz geröhnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeibringen kann, um die Stätte, der unbegrenzten Aussicht wegen, zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so lieblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahreszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herum bewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, wech eine schöne Aus- und Ansicht er in's Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Honorio trat ein, und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Dheim gewendet: Reiten wir hinauf und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Eelt ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen, und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unendlich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Beste, versetzte der Fürst; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll. — Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und war' es nur bis an den Fuß, ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen. — Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst. — Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles was der Mensch leistet und bedarf, man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Ueberflchten

gegeben, ist es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide so deutlich ausprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, versetzte der Fürst, daß mein Wesse hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfangen als gebe; dies zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, so wie der kleinsten häuslichen Wirtschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Wesse: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —

Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einmal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils gedüngt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshaus auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, glücklich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hintertore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und so war auch Honorio von der sonst so ersuchten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie voraus zu sehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Lebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine gestrige Lecture, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Untereinander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegen, Flachländer von Hügel, Auen und Wiesen her, Gewerksleute der kleinen Städte und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. Ist es doch als ob die Weiber nicht brauschig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Dheim; wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten, wenn er sich damit schmückt und anpaßt. Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Brätergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Geräusch ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wäld- und Wälfenstimme auf's kräftigste hören, die Pferde schauberten und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Thiere sich so furchtbar verständig. Zur Bude näher gelangt durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friebliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohnen los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute seiner Würdig vor sich sehe; andere wunderliche bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

Wir wollen, sagte die Fürstin, bei unsrer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gaste näher betrachten. — Es ist wunderbar, versetzte der Fürst, daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohnen losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Wurd und Todtschlag noch

nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtern sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, alles und jedes war so gleich ausgeblüht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Rähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten faste hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Bäldehen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Dertlichkeiten ihren Blick begrenzen und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweitenmale gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reichentpringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Bietpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Walsgipfel hervortragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne sich umzu- kehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpt, und sofort nach der rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Wäldern; gegenüber eine weite nahhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick erschättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umdruck auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weiteren, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine feine breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngerönter Gipfel entgegen stand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch und so fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetaet; fest, wohlgegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Zähne scheint der Jugend zuzusagen; dies zu unternehmen, zu erklimmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeugte Neigung zu einem Versuch, Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch materlich genug hintereinander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlich die klare Beleuchtung, das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen ersahen gar statlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden untersuchen. Honorio war immer gewohnt ein so fürperliches Werkzeug überzuschallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügel abwechselnde fruchtbare Land; Dertschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Wahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erstemal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher weithinsehender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indessen durch das Schrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenig Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend;

auch wurde das Unheil den guten undewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rotthe Flammengluth, der Dampf stieg empor und Fürst Oheim sprach: Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut, ich fürchte immer das Unglück zum zweitenmale zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zuginen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, lassen Sie mir Honorio, wie folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig als der Boden erlaubte, den wästen steinigten Gang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio, reiten Sie. Durchlaucht, ich bitte, langsam! in der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in besser Ordnung, man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras, schnelles Reiten ist unsicher, ohnehin bis wir hineinkommen wird das Feuer schon nieder sein. Die Fürstin glaubte nicht daran, sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmakts-Brande leider auch zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und einbringlich genug, um zeitweilig eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlaufenden aus tiefen Erdäumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst, als ein ermüdet angelangter erst eingeschlafener Fremder, an's Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Käufer des Marktes, vom Widerschein gerührt, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltbar, die Bretter prasselten, die Latzen knackten, Leinwand flog auf und ihre dükern an den Enden flammend ausgezackten Fegen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um und um gekaltes sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit freischendem Gescheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, vom dem brennenden Gefell noch einiges wegzureißen, um es in die Ritze zu packen, die sie denn doch zuletzt den ellenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranzprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Bestimmung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finstlicher Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willensstarke Menschen widersehten sich grimmig dem grimmgigen Feinde und retteten manches, mit Verlust ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Gesichte der Fürstin der wüste Wirrwarr, nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis unnebel, ihre Augen verdüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Ansehen.

In das friedliche Thal einretend, seiner labenden Röhle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaftesten Quelle des nahen stüßenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsch des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte, heraufspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild zu den fürchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wunderksamsten Eindruck. Fliehet! gnädige Frau, rief Honorio, fliehet! Sie wandte das Pferd an, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd kuckte, das ergrimmete Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unermittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinigste Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Ende des Sanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verscheute nicht, sich Strads auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die schweren Steine schienen seinen Antriebe zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herzog, neben ihm ge-

müßig herankam, schien seine Kraft auf's neue anzuspannen und zu reizen. Beide Reiter erreichten zugleich den Ort wo die Fürstin am Pferde stand; der Ritter beugte sich herab, schob und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben dalag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schon; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Eben so traf in der Reitbahn seine Augel im Vorbefspringen den Tärkentopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben so stieß er, mächtig heranspringend, mit dem blanken Säbel das Wöhrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Kämpfen war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Geht ihm den Rest, sagte die Fürstin, ich fürchte er beschädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiderte der Jüngling, er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll. — Frevelt nicht! sagte die Fürstin; alles was von Fremdsigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht schlimmer als jetzt eben, deshalb aber denke ich an's Freudigste, ich blide dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie. Ist es doch, erwiderte der Jüngling mit glühender Wange, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal kniete, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise unterlagt wäre, so laßt mich bitten, von der Günst, von der Gnade die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Eure hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitem Reise. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende Fremden von allen Seiten her, und Wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Curigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen ist? Niemanden traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin, ich möchte nicht gern gegen die Uebergangung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten, allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Weltmann heranzureifen zu sehen, der sich und ihm auch auswärt's Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dünkte Eure That wäre ein so empfehlender Kieselstein, als ein junger Mann in die Welt mitzunehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Geschick zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg hinauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam her warf, und an dieser Handlung, so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Wirtlerin und Wästerin dieses dahin gestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzjüngige, schwarzlockige Knabe, der eine Flibte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltigen Ausbruch der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, stößeweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Abflügen von Felsen zu Felsen schiebt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich einbringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersezen wollen; den ungesägten Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben Dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest Dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen schmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne schelte Dir, sie zu reizen. Du warst der Schönste Deines Gleichen; wer hat

je einen küniglichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie Du nun hier liegst, todt um nicht wieder aufzusehen. Wenn Du des Morgens aufwachst beim frühen Tagesheine und den Rachen aufperstest, austretend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten, wie lange war Deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern, und süße Labung von den Starcken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!

Sie hatte noch nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse heran Reiter heransprangen, die also bald für das Jagdgesolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hinteren Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltfam hegender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Höhe einher springend kugelten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummt man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erkundert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Raschellenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirg ist er hin, aber schon ihn, habt Darmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe? sagte der Fürst, hast du seine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einem Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hilfbedürftig eilt' ich hierher. „Also, — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum waret Ihr unvorsichtig genug sie entkommen zu lassen!“ — Das Feuer brach aus, versetzte jener, wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Wasser genug zu unserer Vertreibung, aber ein Pulverschlag stog auf und warf die Wände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schlosse herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höheren Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Kergerlich aber schloß der Mann: warum habe ich gestern meine Wache in die Stadt getragen um sie ausspannen zu lassen, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitweilig gebräuset.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen befanden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herdrohte, sagte hierauf: welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter dem Reintigen Verderben anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiderte der Vater hastig, erbleten sich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Raffen herausschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Flibte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flibte zu nennen pflegte; sie war kurz geschmückt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzuloden. Indes hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben soll; zwei Fuhschabe, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entdeckt, daß Niemand als durch jenen ersten engen Awoeg zu

dem Zauberschloße gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmaek ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Rinde umseh, das immer sanft gleichsam zu präludiven fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: Du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Besetze den schmalen Weg, haltet eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher als bis Ihr das Geschöpf nicht sonst zurückschrecken könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen. Eilig schied Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gefüh, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer niederartigen Weise, als der Vater mit verständlichem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen wie er fest steht und sich nicht rührt, der Bitterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt und so gekrönt schaut er weit umher; scharf aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eilig, rein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Decan, wo die Riesen in Schaaeren daher ziehen und in der Tiefe die Sverge wimmeln.

Doch wer preißt den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum seht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie eilig und baut sich ein Haus, winkelt und wagt recht, als Meister und Geselle; schaut die Amsel da! sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grasshalmen, Erbbröcklein und Riefenadeln, sie baut es in die Höhe und wölbt es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander; seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungebuldig schnaubt es und kann nicht rufen; denn der Herr hat das Ross zum Gefellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernsten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getroßt, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater gredigt hatte, fing es mit seiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läusen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben,  
Hör' ich des Propheten Sang;  
Engel schwebten ihn zu loben,  
Wäre da dem Guten bang?  
Löw' und Löwin, hin und wieder,  
Schmiegen sich um ihn heran;  
Ja, die sanften frommen Vögel  
haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob, und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder  
Und in Tönen zu erlaben.  
Welch ein himmlischer Gesang!  
Ja den Gruben, in dem Graben  
Wäre da dem Kinde bang?  
Diese sanften frommen Vögel  
lassen Unglück nicht heran:  
Engel schweben hin und wieder  
Und so ist es schon gethan.

Darauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,  
Ueber Meer herrscht sein Bild;  
Löwen sollen Lämmer werden,  
Und die Welle schwankt zurück.  
Blantes Schwert erkarrt im Liebe;  
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;  
Wunderthätig ist die Liebe,  
Die sich im Gebet entpült.

Alles war still, hörte, horchte und nur erst als die Löwe verhalten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersehen, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte das gestickte Täschlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille herrschte die Menge, man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Ersehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß Ihr den entsprungnen Löwen, wo Ihr ihn antrefft, durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hilfe dieser Flöten- und beschwichtigen und ihn sodann unschädlich, so wie unbeschädigt in seinem Versteck wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und bethuernd; der Castellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eilig, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, steller gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt dures Reißig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es ist nicht Noth, sagte die Frau, es wird ohne das alles in Gütte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauersüde sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelsbüchse in den Schoos gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefast. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken, er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, Du hast meinen Tiger erschlagen, ich suche Dir nicht, schon meinen Löwen, guter junger Mann, ich segne Dich.“

Honorio schaute gerade vor sich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann — Du schaust nach Abend, rief die Frau, Du thust wohl daran, dort gib's viel zu thun; alle nur, stamme nicht, Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde Dich selbst. Darauf schien er zu lächeln, die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röhliche Sonne überschien sein Gesicht, sie glaubte nie einen schöneren Jüngling gesehen zu haben.

Wenn Euer Kind, sagte nunmehr der Wärtel, sitzend und singend, wie Ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemächtigen, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Öffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut dünkt, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke steht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Augen jeden Augenblick dem Kinde zu Hilfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig, Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun. Es sei, versetzte der Wärtel, aber ich kenn meine Pflichten. Erst fähr' ich Euch durch einen beschwerlichen Steig auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiel und das besänftigte Thier dort herintreten. Das geschah; Wärtel und Mutter sahen verdeckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, und in der dunklern Öffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flüsterton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstumte. Die Pause war ohnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß

müßigt heraufst, schien seine Kraft auf's neue anzuspannen und zu reizen. Beide Reiter erreichten zugleich den Ort wo die Fürstin am Pferde stand; der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und ausgebreitet in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbareit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben dalag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Eben so traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbesprengen den Lärentopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben so stieß er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Ränken war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Geht ihm den Rest, sagte die Fürstin, ich fürchte er beschädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiderte der Jüngling, er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitzen glänzen soll. — Frevelt nicht! sagte die Fürstin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Bergen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht fremder als jetzt eben, deshalb aber denke ich an's Fremdigste, ich bilde dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie. Ist es doch, erwiderte der Jüngling mit glühender Wangen, ein unschuldigeres Triumpfszeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Grabe des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Wetter, vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal kniete, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise unterfagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Eure hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weiteren Reise. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Seiten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Zurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemanden traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten, allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Ansicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann heranzureifen zu sehen, der sich und ihm auch auswärt's Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dachte Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann in die Welt mitnehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam her warf, und an dieser Handlung, so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Weiblerin und Wärrerin dieses dahin gestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzjüngige, schwarzlockige Knabe, der eine Fiste in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Dem gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, stoffweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Abflügen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen; den ungeschähren Inhalt dürfen wir nicht versehen. Sie haben Dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest Dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen schmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte Dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste Deines Gleichen; wer hat

je einen königlichen Tiger so herrlich ausgebreitet im Schlafe gesehen, wie Du nun hier liegst, todt um nicht wieder aufzukehen. Wenn Du des Morgens aufwachtest beim frühen Tageshau und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten, wie lange war Deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern, und süße Labung von den Starcken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!

Sie hatte noch nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse heran Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgesolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hinteren Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Täler und Schluchten, wie auf gewaltsam hegender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Seihen genommen. Ueber die felsige Höhe einher sprengend stuzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhöhten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderbar gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: Es ist nicht Klagenzeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirg ist er hin, aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe? sagte der Fürst, hast du seine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfbedürftig eilt' ich hierher. „Allo, — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; Ihr ladet Eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn Ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum wartet Ihr unvorsichtig genug sie entkommen zu lassen!“ — Das Feuer brach aus, versetzte jener, wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Wasser genug zu unserer Wertheildigung, aber ein Pulverschlag slog auf und warf die Brände bis an uns herau, über uns weg; wir überreilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schlosse herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angeklebten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezählt: oben hinter der höheren Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Xergerlich aber schloß der Mann: warum habe ich gestern meine Wächter in die Stadt getragen um sie auspausen zu lassen, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitweilig gebrüht.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Ratten kamen, da er sich wohl schon in Fällen befunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohete, sagte hierauf: welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Weinigen Weerden anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiderte der Vater hastig, erbleten sich ihn zu zählen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Raffen heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Fiste versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Fiste zu nennen pflegte; sie war kurz geschmückt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmaßlichsten Löwe daraus hervorzuloden. Inbey hatte der Fürst den Wächter gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeder der einzige Zugang war, und der einzige bleiben soll; zwei Fußspade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entseht, daß Niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu

dem Zauberflusse gelangen könne, wozu es Fürk Friedrichs Geist und Geschmaack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürk nach dem Kinde umfah, das immer sanft gleichsam zu prälabiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: Du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Befehle den schmalen Weg, haltet eure Wächsen bereit, aber schließt nicht eher als Ihr das Geschöpf nicht sonst zurückschrecken könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen. Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesang, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer lederartigen Weile, als der Vater mit verständlichem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürken Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen wie er fest steht und sich nicht rührt, der Bitterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zittern sein Haupt und so gekrönt schaut er weit umher; stirzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Wind nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, edig, rein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Aewerze wimmeln.

Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Darum seht ihr aber im Fernen umher! betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkelt und wagemrecht, als Meister und Geselle; schaut die Ameise da! sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grasshalmen, Erdbröcklein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbt es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander; seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Ross zum Gefellen des Kindes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernstes Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gehtier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube schaute sich Daniel nicht; er blieb fest und getroßt, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater gredigt hatte, fing es mit seiner Kehle, heller Stimme und geschickten Klängen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben,  
Hör ich des Prophezen Sang;  
Engel schwebten ihn zu loben,  
Wäre da dem Guten bang?  
Ew' und Löwin, hin und wieder,  
Schmiegen sich um ihn heran;  
Ja, die sanften frommen Heber  
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zellen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob, und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder  
Und in Tönen zu erlaben.  
Welch ein himmlischer Gesang!  
In den Gruben, in dem Graben  
Wäre da dem Kinde bang?  
Diese sanften frommen Heber  
Lassen Unglück nicht brean:  
Engel schweben hin und wieder  
Und so ist es schon gethan.

Darauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,  
Ueber Meere herrscht sein Bild;  
Löwen sollen Lämmer werden,  
Und die Welle schwannt zurück.  
Blankes Schwert erkarrt im Hebe;  
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;  
Wunderthätig ist die Liebe,  
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte und nur erst als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt. Der Fürk, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn geküßt, sich nicht verfogte das gestickte Lächlein hervorzu ziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge, man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Ersehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wind, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürk zuerst wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß Ihr den entsprungnen Löwen, wo Ihr ihn antrefft, durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hilfe dieser Fiktionstöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich, so wie unbeschädigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Castellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Man entfernte der Fürk mit Wenigen sich eilig, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gesolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, Keller gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt därtres Reißig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es ist nicht Noth, sagte die Frau, es wird ohne das alles in Gütte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schoos gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herauskommen schien er kaum zu bemerken, er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzuzünden zu lassen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, Du hast meinen Tiger erschlagen, ich suche Dir nicht, schon meinen Löwen, guter junger Mann, ich segne Dich.“

Honorio schaute gerade vor sich hin, dochhin wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann — Du schauk nach Abend, rief die Frau, Du thust wohl daran, dort gibt's viel zu thun; eile nur, schame nicht, Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde Dich selbst. Darauf schien er zu lächeln, die Frau stieg weiter, demüthig aber nicht enthalten nach dem Zurückbliebenden nochmals umjubelten; eine röhliche Sonne überschien sein Gesicht, sie glaubte nie einen schöneren Jüngling gesehen zu haben.

Wenn Euer Kind, sagte nunmehr der Wärtel, stehend und singend, wie Ihr überzeugt seyd, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemessern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochene Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut dünkt, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entfliehen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Augenblicks dem Kinde zu Hilfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig, Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun. Es sei, versagte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Gest führ' ich Euch durch einen beschwerlichen Steig auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels und das besänftigte Thier dort hereinlocken. Das geschah; Wärtel und Mutter sahen verdeckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, und in der dunklern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Fiktionstönen hören ließ, der sich noch und nach weiter und endlich verstumte. Die Pause war ohnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß

er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ging; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen hochend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Felle wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzenden zufriedenen Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und wie es schien mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Fuß sich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Kautenlücke hereinsandte, wie verklärt niederlegte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben,  
Hör' ich des Propheten Sang;  
Engel schweben ihn zu laben,  
Wäre da dem Guten bang?  
Löw' und Löwin hin und wieder,  
Schmiegen sich um ihn heran;  
Ja, die sanften frommen Lieder  
Haben's ihnen angethan.

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vorderfüße auf den Schoos gehoben, die der Knabe fortstingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verlegende Spitze hervor, nahm lächelnd sein bundsredendes Halstuch vom Nacken, und verband die gräßliche Wunde des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Erde herrscht auf Erden,  
Ueber Meere herrscht sein Blick;  
Löwen sollen Lämmer werden,  
Und die Welle schwanzt zurück.  
Blankes Schwert erkarrt im Siebe,  
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;  
Wunderthätig ist die Liebe,  
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreichs einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezeichnete, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind stiftete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschlingend und neue hinzuzufügend:

Und so geht mit guten Kindern  
Sel'ger Engel gern zu Rath,  
Böses Wollen zu verhindern,  
Zu befördern schöne That.  
So beschwören, fest zu bannen  
Liedes Sohn an's zarte Knie,  
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,  
Frommer Sinn und Melodie.

## Aus Wilhelm Meisters Wanderjahren.

### Erstes Capitel.

#### Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an grauser, bedeutender Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. „Wie nennt man diesen Stein?“ sagte der Knabe.

„Ich weiß nicht,“ versetzte Wilhelm.

„Ist das wohl Gold, was darin so glänzt?“ sagte jener. „Es ist kein's! versetzte dieser: und ich erinnere mich, daß es die Leute Ragensgold nennen.“

„Ragensgold! sagte der Knabe lächelnd: und warum?“ „Wahrscheinlich weil es falsch ist und man die Ragen auch für falsch hält.“

„Das will ich mir merken,“ sagte der Sohn, und steckte den Stein in die leberne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas anderes hervor und fragte: „was ist das?“ Eine Frucht, versetzte der Vater, und nach den Schuppen zu urtheilen, sollte sie mit den Tannenzapfen verwandt seyn. — „Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund.“ — „Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden wie sie können.“ — „Die Jäger wissen alles; gestern zeigte mir der Bote, wie ein Hirsch über den Weg gegangen sey, er rief mich zurück und ließ mich die Fährte bemerken, wie er es kannte; ich war darüber weggesprungen, nun aber sah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt; es mag ein großer Hirsch gewesen seyn.“ — „Ich hörte wohl wie du den Boten ausfragtest.“ — „Der wußte viel und ist doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es ist gar zu schön den ganzen Tag im Walde zu seyn und die Vögel zu hören, zu wissen wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eier aushebt oder die Jungen; wie man sie füttert und wenn man die Alten fängt; das ist gar zu lustig.“

Kaum war dieses gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Zäckchen, die man eher für aufgebundene Fremden gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stugten und einen Augenblick still hielten. Um des Keitesten Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klar-blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweite, mehr einen Freund als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren gezieret, die ihm über die Schultern herabgingen, und wovon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit diese beiden sonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsdecke herum ernst aber freundlich herabrief: „Warum steht ihr stille? verperrt uns den Weg nicht!“

Wilhelm sah aufwärts und, hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzu großer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Fels führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber, die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's wie den Kindern: er stugte einen Augenblick, als er Wilhelm erblidete. Das Thier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorübergehenden konnten nicht anhalten und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen sähe. Und eben war er im Begriff hinabzusteigen und diese sonderbaren Wanderer zu begrüßen, als Felix heraufkam und sagte: „Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt. Komm! dort unten halten sie.“

„Ich will mit ihnen reden,“ versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhänlig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern besonders umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polirart auf der Schulter und ein langes schwantes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüchel, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Schwaaren und glichen dadurch den täglichen Boten, wie sie über das Gebirg hin- und herzugehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er sie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röhliches, zartgefarbtes Unterkleid, so daß unser Freund die Flucht nach Aegypten, die er



so oft gemalt gesehen, mit Bewunderung hier vor seinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Wort kommen konnte, sagte der junge Mann: „Unsere Kinder haben in diesem Augenblick schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältnis entstehen könne?“

Wilhelm bedachte sich ein wenig und versetzte dann: „Der Anblick Eures kleinen Familienjuges erregt Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich sehe, eben sowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen Euch näher kennen zu lernen. Denn im ersten Augenblicke möchte man bei sich die Frage aufwerfen: ob Ihr wirklich Wanderer oder ob Ihr nur Gessler seid, die sich ein Vergnügen daraus machen, dieses unwirthbare Gebirg durch angenehme Erscheinungen zu beleben.“ „So kommt mit in unsere Wohnung,“ sagte jener. „Kommt mit!“ riefen die Kinder, indem sie den Felix schon mit sich fortzogen. „Kommt mit!“ sagte die Frau, indem sie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling auf den Fremdling wendete.

Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: „Es thut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhaufe zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen bewese, Eurer freundlichen Einladung genug zu thun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin?“

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung,“ sagte der Zimmermann, „und von dem Gränzhaufe habt Ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unsere Haushalt für diese Nacht; morgen erwarten wir Euch.“

Der Mann und das Thier setzten sich in Bewegung. Wilhelm sah seinen Felix mit Behagen in so guter Gesellschaft, er konnte ihn mit den lieben Engeln vergleichen, gegen die er kräftig abthat. Für seine Jahre war er nicht groß, aber stämmig, von breiter Brust und kräftigen Schultern; in seiner Natur war ein eigenes Gemisch von Herrschen und Dienens; er hatte schon einen Palmzweig und ein Aebchen ergriffen, womit er beides auszusprechen schien. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als sich Wilhelm zusammennahm und nachrief: „Wie soll ich Euch aber erfragen!“

„Fragt nur nach Sanct Joseph!“ erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu untercheiden.

Er stieg aufwärts und verpackte sich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmlische Gestirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, ersuchte ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an seiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er sich der großen Gebirgsansicht, und zog sich sodann auf sein Zimmer zurück, wo er sogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

### Wilhelm an Natalien.

Nun ist endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwischen uns setzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl ist man noch immer in der Nähe seiner Neben, so lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte sogleich zu Ihr hinabschwimmen, könnte in wenigen Tagen vor Ihrem Garten landen; und so sendet unser Geist seine Bilder, das Herz seine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, stellt sich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Empfindung entgegen. Doch ist das vielleicht eine vortheilige Besorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders seyn als hier. Was könnte mich von dir scheiden! von dir, der ich auf ewig getrennt bin, wenn gleich ein wunderbares Geschick mich von dir trennt und mir den Himmel, dem ich so nahe stand, unerwartet zuschleift. Ich hatte Zeit zu fassen, und doch hätte keine Zeit hingereicht, mir diese Fassung zu geben, hätte ich sie nicht aus deinem Munde gewonnen, von deinen Lippen in jenem entscheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht gesponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden soll. Doch ich darf ja von allem dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf diesem Gipfel sey es das letzte Mal, daß ich das Wort Trennung vor dir ausspreche. Mein Leben soll eine Wanderschaft werden.

Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben und ganz eigene Prüfungen zu bestehen. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchlese, die mir der Verein, die ich mir selbst vorschrieb! Manches wird gehalten, manches übertreten; aber selbst bei der Uebertretung dient mir dies Blatt, dieses Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Abkultion, statt eines gebietenden Gewissens, und ich lenke wieder ein. Ich hüte mich, und meine Fehler stürzen sich nicht mehr wie Gebirgswasser einer über den andern.

Doch will ich dir gern gestehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menschenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere, mechanische Pflichten auflegen. Sie machen sich's und der Welt leicht. Denn gerade diesen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erst der beschwerlichste, der wunderbarlichste schien, diesen beobachte ich am bequemsten, am liebsten.

Nicht über drey Tage soll ich unter einem Dache bleiben. Keine Herberge soll ich verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne. Diese Gebote sind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Verführung des Ansehens bei mir sich finde. Dieser Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier ist eigentlich das erste Mal, daß ich still halte, das erste Mal, daß ich die dritte Nacht in demselben Bette schlafe. Sonst her sende ich dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Gesehene, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, sükerst zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möchte ich wohl sagen, von der du in meinem Tagebuche mehr finden wirst. Jetzt lebe wohl und lege dieses Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu sagen habe, nur Eines sagen und wiederholen möchte, aber es nicht sagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe, wieder zu deinen Füßen zu liegen und auf deinen Händen mich über alle das Entbehren auszuweinen.

Morgens.

Es ist eingepackt. Der Bote schnürt den Mantelsack und das Kieff. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel ist heiter. Wir steigen in die düstere Tiefe hinab, die sich auch bald über unserm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu dir hinüberenden! Laß meinen letzten Blick zu dir sich noch mit einer unwillkürlichen Thräne füllen! Ich bin entschieden und entschlossen. Du sollst keine Klagen von mir hören; du sollst nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen sich, indem ich schliefen will, nochmals tausend Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Vorsätze. Glücklicherweise treibt man mich hinweg. Der Bote ruft und der Wirth räumt schon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühllose unvorsichtige Erben vor dem Abscheidenden die Anstalten, sich in Besitz zu setzen, nicht verbergen.

### Zweites Capitel.

#### Sanct Joseph der Zweyte.

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund, immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden, und in ein sehr sorgfältig bebautes, von Hügeln rings umschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. „Dies ist Sanct Joseph,“ sagte der Bote: „Zammerschade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohl erhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt.“

„Die Klostergebäude hingegen,“ versetzte Wilhelm, „sehe ich, sind noch wohl erhalten.“ „Ja,“ sagte der andere, „es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Stufen und Zehnnten einnimmt, welche man weit und breit hierher zu zahlen hat.“

Unter diesen Worten waren sie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernsthaften, wohlgehaltenen Gebäuden umgeben, sich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von gestern sah er sogleich beschäftigt um einen Tragkorb, den eine rüstige Frau vor sich gestellt hatte; sie waren im Begriff Kirchenschuhe zu handeln; eigentlich aber feilschte Felix, der immer etwas Geld bei sich führte. Man machte er sogleich als Gast

den Birth, spendete reichliche Früchte an seine Gespielen, selbst dem Vater war die Erquickung angenehm mitten in diesen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch einmal so schön erschienen. Sie trage solche weit heraus aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch erschienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, sagten die Kinder, er solle nur einwillen in den Saal gehen und dort andröhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den sie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlgehaltenen Capelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite stand ein Tisch, ein Stuhl, mehrere Stühle und Bänke, an der andern Seite ein wohlgeschmücktes Gerüst mit bunter Tüpfelwaare, Krügen und Gläsern. Es fehlte nicht an einigen Trüben und Risten, und so ordentlich alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige, auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Theile der Capelle herumrichteten und bis auf ein Gefäß herabgingen und die obrige Wand bis zur Erde bedeckten. Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Kille sproßte zwischen beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lausend umschwebten. Hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Hier sieht er mühsam zwischen angesehener Arbeit, läßt die Art ruhen und sinnt darauf, seine Gattin zu verlassen. Bunscht erscheint ihm aber der Engel im Traum, und seine Lage ändert sich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wundersam schönes Bild. Man sieht mancherlei Holz gezimmert; eben soll es zusammengefügt werden, und zufälligerweise bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind ist auf dem Kreuze eingeschlafen, die Mutter sitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pfleger Vater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Birth herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Karavane wieder erkannte. Sie begrüßten sich aufs herzlichste, mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelm's Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Birth merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Uebereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen.“

„Ja!“ versetzte Wilhelm: „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergide so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Bekkungen und Rechten an sich zog, und dafür mannichfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit Eurer Geschichte bekannt, damit ich erfahren, wie es möglich war, daß ohne Spielereyen und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in Euch darstellt, und das was vorüberging, abermals herabtritt.“

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines Birthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Birth hörte darauf und ging nach der Thür.

„Wo heißt er auch Joseph?“ sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thür, und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich: die Frau ging nach der gegenüberstehenden Wohnung: „Marie!“ rief er ihr nach: „nur noch ein Wort!“ „Also heißt sie auch Marie: es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt.“ Er dachte sich das ernsthaft eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wunderbar alterthümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Birth und die Kinder herabtraten. Die letztern forderten Wilhelm zu einem Spazier-

gange auf, indes der Birth noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des säulenreichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebel und Wände sich in Wind und Wetter zu besessigen schienen, indessen sich starke Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten, und in Gesellschaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos lähn in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Wiesenspfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden, und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafteste Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnstuhl, in den sich die Hausfrau niederließ. Neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater hobann zur linken Hand und Wilhelm zur rechten. Die drei Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Essen. Speise- und Trinkegeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Birthin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tisches zerstreute sich die Gesellschaft; der Birth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Plage die angenehme Aussicht des Thal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Berg Höhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren Abhängen und waldigen Rücken hintereinander hinausgeschoben sah. „Es ist billig,“ sagte der Birth, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernstern Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie ist schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört. Die Capelle, dem heiligen Pfleger Vater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezog schon seit geraumer Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schatz hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schatzers, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.“

Der heilige Joseph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben längst aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders gut gegen ihn gefühlt; und daher kam es, daß man mich in der Laufe Joseph nannte, dadurch gewissermaßen meine Lebensweise bestimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahme besorgte, so schloß ich mich eben so gern, ja noch lieber, an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie schickte mich bald da bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas Menschlicheres als auf dem flachen Lande. Die Bewohner sind einander näher; wenn man will auch ferner; die Bedürfnisse gering, aber deingender. Der Mensch ist mehr auf sich gestellt, seinen Händen, seinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Lastträger, alle vereinigen sich in Einer Person; auch steht jeder dem andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinsamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Köben zu versehen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf- und hinabzutreiben. Der Esel ist im Gebirg kein so werthlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Thier her, als ich in der Capelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Capelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Geräthschaften, Tonnen und Seilern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise daß die Gemälde so hoch stehen und die Befestigung etwas anhält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über alles das Gehölz hin und her zu klettern, und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Vater sey, und ich erfreute mich an ihm,

als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das eintägliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünschten, daß künftig diese gute Pfährde auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirthschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Wötticher und schaffte alles, was von dieser Arbeit nöthig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderstehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau, von Jugend auf, neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger als bei so mancherlei Vaullichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei einigem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwey gegebenen Säulen soll der Prachtstuhl aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köstlichen Königsthron. Aber wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtstuhl herbeischafft: er findet sich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen: der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt ihn überall zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Noth und ist gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pfleger: er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks und brüde fangen an zu zischen. Er reißt leicht und bequem, als wär er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe und paßt ganz vortreflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Seiner Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß ein Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Vater leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich ersah die das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that, welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrlinge beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Eltern und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feiertagen und Feiertage zu den wohlthätigen Botschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

### Die Heimfuchung.

"So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; "ich begriff die Vortheile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war im Stande alles zu übernehmen, was dabei erfordert wurde. Nebenher verfaß ich meinen alten Dienst, den ich der guten Mutter, oder vielmehr durch's Gebirg, vertheilte die Labung pünktlich und nahm von Kräthern und Kaufleuten rückwärts mit, was uns hier oben fehlte. Mein Meister war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen, auf meinen Wanderungen manches Haus zu sehen, das ich mit aufgeführt, das ich zerstört hatte. Denn besonders dieses letzte Einkerkern der Balken, dieses Einschneiden von gewissen einfachen Formen, dieses Einbrennen zierender Figuren, dieses Rothmalen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den so lustigen Anblick gewährt, solche Künste waren mir besonders übertragen, weil ich mich am besten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und seine Rerathen im Sinne hatte.

Unter den hilfbedürftigen Personen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, standen besonders junge Frauen oben an, die sich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man schon in solchen

Fällen die Botschaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, sondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Elisabeth genannt wurde. Meine Mutter, selbst in der Kunst erfahren, die so manchen gleich beim Eintritt in das Leben das Leben rettet, fand mit Frau Elisabeth in fortwährend gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unserer rüstigen Bergbewohner diesen beiden Frauen sein Daseyn zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Elisabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine räthselhaften Fragen, die ich selbst nicht verstand, erregten mir sonderbare Ehrfurcht für sie, und ihr Haus, das höchst reinlich war, schien mir eine Art von kleinem Heiligthum vorzufellen.

Indessen hatte ich durch meine Kenntnisse und Handwerksfähigkeit in der Familie ziemlich Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Wötticher für den Keller besorgt hatte, so sorgte ich nun für Dach und Fach, und verbesserte manchen schadhaften Theil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses Gesehehen, als ich meine geliebte Capelle zu räumen und zu reinigen anfang. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie sehet; wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Theile des Tafelwerks dem Ganzen gleich wieder herzustellen. Auch sollten Ihr diese Flügeltüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Größtem nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten und ich half dem Glasmeister bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben der Heiligen meine Einbildungskraft beschäftigt, so drückte sich das alles nur lebhafter bei mir ein, als ich vom Raume wieder für ein Heiligthum ansehen, darin, besonders zur Sommerzeit, verweilen, und über das was ich sah oder vermutete, mit Ruhe nachdenken konnte. Es lag eine unwiderstehliche Neigung in mir, diesem Heiligen nachzufolgen; und da sich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeizuführen ließen, so wollte ich wenigstens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des laßbaren Reiters schon lange begonnen hatte. Das kleine Geschöpf, dessen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich suchte mir einen viel stattlicheren Träger aus, sorgte für einen wohlgebauten Sattel, der zum Reiten wie zum Paden gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeschafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quasten, mit klugen Metallstiften untermischt, zierte den Hals des langohrigen Geschöpfs, das sich nun bald neben seinem Musterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein über mich zu spotten, wenn ich in diesem Aufzuge durchs Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Aussen-  
seite.

Indessen hatte sich der Krieg, oder vielmehr die Folge desselben, unserer Gegend genähert, indem verschiedenemal gefährliche Rotten von verlaunem Gesindel sich versammelten und sie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anstalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachsamkeit wurde dem Uebel zwar bald gesteuert; doch verfiel man zu geschwind wieder in Sorglosigkeit, und ehe man sich's versah, brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unserer Gegend still gewesen, und ich zog mit meinem Saumrosse ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die frischbesäete Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Gestalt saß, oder vielmehr liegend, fand. Sie schien zu schlafen oder ohnmächtig zu seyn. Ich bemühte mich um sie, und als sie ihre schönen Augen aufschlug und sich in die Höhe richtete, rief sie mit Lebhaftigkeit aus: "Wo ist er? Habt Ihr ihn gesehen?" Ich fragte: "wen?" Sie versetzte: "meinen Mann!" Bei ihrem höchst jugendlichen Ansehen wgr mir diese Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur am desto lieber fort ihr beizustehen und sie meiner Theilnahme zu verschern. Ich vernahm, daß die beiden Reisenden sich wegen der beschwerlichen Fußwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuschlagen. In der Nähe seyen sie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe sich fechtend entfernt, sie habe ihm nicht weit folgen können und sey an dieser Stelle liegen geblieben, sie wisse nicht wie lange. Sie bitte mich inständig sie zu verlassen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete sich auf ihre Fäße, und die schönste liebenswürdigste Gestalt fand

vor mir; doch konnte ich leicht bemerken, daß sie sich in einem Zustande befinde, in welchem sie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Elisabeth bald bedürfen möchte. Wir stritten uns eine Weile: denn ich verlangte sie erst in Sicherheit zu bringen; sie verlangte zuerst Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte sich von seiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorstellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unserer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, sich durch den Wald her bewegt hätte. Diese wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zusammenstehens bestimmt und so für diesmal die Sache geschlichtet. Geschwind verdeckte ich meine Kärbe in eine benachbarte Höhle, die mir schon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine sonderbare Empfindung, die schöne Last auf mein williges Thier, das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mit Belegenheit gab nebenher zu gehen.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beschreibe, wie wunderbarlich mir zu Muth war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir als wenn ich träumte, und dann gleich wieder als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Capelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewesen zu seyn, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflöseten. Ich fragte sie manches, sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständigen Bestrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte, was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freistehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln, bei Festen und Jahrmärkten, Bänder und seidene Lächer heruntergeholt. Doch kam ich diesmal leider ohne Ausbeute; auch oben sah und hörte ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herabzukommen und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich beim Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und heruntersprang, that sie einen Schrei, und eine süße Freundlichkeit verbreitete sich über ihr Gesicht, da sie mich unbeschädigt vor sich sah.

Was soll ich Euch lange von den hundert Aufmerksamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über annehmen zu werden, sie zu zerstreuen suchte. Und wie könnte ich es auch! denn das ist eben die Eigenschaft der wahren Aufmerksamkeit, daß sie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernern Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, so viel kostbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu setzen, wie man es durch Geschenke zu thun sucht.

Schon hatte sie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich schon eine schmerzliche Trennung vor mir sah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Gestalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und täste den niedrigsten Schuh, den ich in meinem Leben gesehen hatte, doch ohne daß sie es merkte. Ich half ihr herunter, sprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Elisabeth, Ihr werdet heimgesucht! Die Gute trat hervor und ich sah ihr über die Schultern zum Haupte hinein, wie das schöne Wesen die Stufen hinaufstieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem schmerzlichem Selbstgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und sich von ihr in das bessere Zimmer leiten ließ. Sie schlossen sich ein und ich stand bei meinem Esel vor der Thür, wie einer der kostbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben so armer Treiber ist als vorher."

### Der Lilienstengel.

"Ich zauderte noch mich zu entfernen, denn ich war unschlüssig was ich thun sollte, als Frau Elisabeth unter die Thüre trat und mich ersuchte, meine Mutter zu ihr zu berufen, alldenn umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. „Marie läßt euch gar sehr darum ersuchen, sagt sie. „Kann ich sie nicht noch einmal selbst sprechen? versetzte ich. „Das geht nicht an,“ sagte Frau Elisabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unsere Wohnung;

meine Mutter war bereit noch diesen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu seyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die sichersten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch selbst in Ungewissheit, und weil er mich annte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang und immer hatte ich die schöne Gestalt vor Augen, wie sie auf dem Thiere schwankte und so schmerzhaft freundlich zu mir herunter sah. Jeden Augenblick hofft ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünschte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich sie mir so gern als Wittve denken. Das streifende Commando fand sich nach und nach zusammen und nach mancherlei abwechselnden Gerüchten zeigte sich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an seinen Wunden in dem benachbarten Dorfe gestorben sey. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede einige gegangen waren diese Trauerbotschaft der Frau Elisabeth zu verkündigen. Also hatte ich dort nichts mehr zu thun, noch zu leisten, und doch trieb mich eine unendliche Ungebuld, ein unermessliches Verlangen durch Berg und Thal wieder vor ihre Thür. Es war Nacht, das Haus verschlossen, ich sah Licht in den Simmern, ich sah Schatten sich an den Vorhängen bewegen, und so sah ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jeboch was erzählt ich umständlich weiter, was eigentlich kein Interesse hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht in's Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man schickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los seyn.

Nacht Tage hatte man es so mit mir getrieben, als mich endlich Frau Elisabeth hereinrief. „Tretet sachte auf, mein Freund, sagte sie: aber kommt getroßt näher!“ Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht sitzen sah. Frau Elisabeth trat zu ihr, gleichsam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen, in das weißeste Zeug gewickelt den schönsten Knaben. Frau Elisabeth hielt ihn gerade zwischen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienstengel ein, der sich auf dem Bilde zwischen Maria und Joseph, als Zeuge eines reinen Verhältnisses aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr sprechen, ihr himmlisches Auge ertragen, den Knaben an den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

„Wie danke ich euch für eure Neigung zu diesem verwalteten Kinde!“ sagte die Mutter. — Unbedachtam und lebhaft rief ich aus: „Es ist keine Waise mehr, wenn ihr wollt!“

Frau Elisabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichen Unterhaltung, wenn ich unsere Berge und Thäler zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich mit den kleinften Umstand zurückzurufen, womit ich Euch jedoch, wie billig, verschone. Wochen gingen vorüber; Maria hatte sich erholt, ich konnte sie öfter sehen, mein Umgang mit ihr war eine Folge von Diensten und Aufmerksamkeiten. Ihre Familienverhältnisse erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erst verweilte sie bei Frau Elisabeth; dann besuchte sie uns, meiner Mutter und mir für so vielen freundlichen Beistand zu danken. Sie gefiel sich bei uns und ich schmichelte mir, es geschehe zum Theil um meinwillen. Was ich jedoch so gern gefagt hätte und nicht zu sagen wagte, kam auf eine sonderbare und liebliche Weise zur Sprache, als ich sie in die Capelle führte, die ich schon damals zu einem wohnbaren Saal umgeschaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern, und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegevaters auf eine so lebendige herzliche Weise, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bildbedeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu seyn, ob ich gleich nicht stolz genug war, das Andenken ihres Mannes so schnell auslöschen zu wollen. Das Gesetz verpflichtet die Wittwen zu einem Trauerjahre, und gewiß ist eine solche Epoche, die den Wechsel aller irdischen Dinge in sich begreift, einem schlüpfenden Herzen nöthig, um die schmerzlichen Eindrücke eines großen Verlustes zu mildern. Man sieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man sieht auch Früchte reifen und neue Knospen keimen. Das Leben gehrt den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechsel gefaßt seyn.

Ich sprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir so sehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie schmerzlich Worten der Tod ihres Mannes gewesen und

wie sie sich ganz allein durch den Gedanken, daß sie für das Kind leben müsse, wieder ausgerichtet habe. Meine Neigung vor den Frauen nicht unbekannt geblieben, und schon hatte sich Marie an die Vorstellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeit lang in der Nachbarschaft, dann zog sie zu uns herauf und wir verlebten noch eine Weile in dem fröhlichsten und glücklichsten Brautstande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erste Gefühl, das uns zusammengeführt hatte, verlor sich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflanzgevers und Vaters vereinigten sich; und so überschritt zwar unsere kleine Familie, indem sie sich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl und Personen, aber die Tugenden jenes Musterbildes an Treue und Reinheit der Gefinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geliebt. Und so erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der so gut zu unserm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüstige Träger sind, so bleibt das lastbare Thier doch immer in unserer Gesellschaft, um eine oder die andere Bürde fortzubringen, wenn uns ein Geschäft oder Besuch durch diese Berge und Thäler nöthigt. Wie Ihr uns gestern angetroffen habt, so kennt uns die ganze Gegend, und wir sind stolz darauf, daß unser Wandel von der Art ist, um jenen heiligen Namen und Gestalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen.<sup>4</sup>

## Aus der italienischen Reise.

### B e r i c h t.

April.

Meine Correspondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugehörenden Zukunft. In diesen Zuständen konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude, meine alten geprüften Freunde wieder zu sehen, war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Verlusts dagegen kaum verheimlicht. Ich fasse daher in gegenwärtigem nachträglichen Bericht manches zusammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir, theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

Lischlein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Zeit ward auf die Länge beschwerlich. Er ließ nämlich alles was er zu thun vor hatte in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich bösen Willen, andere zu Schaden und Unlust brachte. So erging es mir nun auch in diesem Falle; ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logirt zu sehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unseres Hauses eben leer ward,äumte ich nicht sie zu mietzen und sie zu beziehen, damit er bei seiner Ankunft in der untern alles bereit fände.

Die oberen Räume waren den untern gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebsten Aussicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarschaft, welche, da unser Haus ein Eckhaus war, sich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier sah man nun die verschiedensten Gärten regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannichfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieses grüne und blühende Paradies zu verherrlichen trat überall die einfach edle Baukunst hervor: Gartenstiele, Balcone, Terrassen, auch auf den höheren Hinterhäusern eine offene Loge, dazwischen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unserm Hausgarten versorgte ein alter Weltgeißlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronenbäume, von mäßiger Höhe, in verzierten Vasen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genossen, im Winter jedoch im Gartenhause verwahrt standen. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte sorgfältig abgenommen, jede einzeln in welches Papier gewickelt, so zusammengepackt und versendet. Sie sind wegen besonderer Vorzüge im Handel beehrt. Eine solche Drangerie wird als ein kleines Capital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man so viel Anmuth beim klarsten Himmel ungehört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beschaung malerischer Kunstwerke. So eben hatte Knier verschiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umrissen die er auf unserer Reise durch Sicilien sorgfältig zog, verabredetermaßen eingesendet, die nunmehr bei dem glänzligen Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und lustige Haltung ist vielleicht in dieser Art keinem besser gelungen als ihm, der sich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Ansicht dieser Blätter bezauberte wirklich, denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felsen, die gelbbrüchlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein diese Blätter erschienen in solchem Grade günstig, jedes Gemälde, auf dieselbe Staffelei an denselben Ort gestellt, erschien wirkamer und auffallender: ich erinnere mich, daß eins gemal als ich ins Zimmer trat mit ein solches Bild wie ganz beiseite entgegen wirkte.

Das Geheimniß einer günstigen oder ungünstigen, directen oder indirecten, atmosphärischen Beleuchtung war damals noch nicht entdeckt, sie selbst aber durchaus gefühlt, angestammt, und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Diese neue Wohnung gab nun Gelegenheit, eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man genoss jetzt erst eines höchst würdigen Besizes. Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohlthätig er auch seyn mag, beunruhigt uns, wir wünschen unsre Gefühle, unsre Anschauung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, einsehen, begreifen; wir fangen an zu sondern, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich, doch höchst schwierig, und so kehren wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Uebrigens aber ist dies die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannichfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt, wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Bekleidung, der Natur angemessen, die Gestalt gewissermaßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man den gleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, so wird man zugleich habüchlich darnach; man verlangt solche Gebilde neben sich aufzustellen, und gute Gypsabgüsse, als die eigentümlichen Facsimiles, geben hiezu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortheilhaftesten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich in Barbarei zurückzufallen.

Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi, um desto höher geschätzt und verehrt, als man das Original nur selten, nur zufällig zu sehen bekam, und man es für ein Glück achten mußte, sie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unsrer Zeitgenossen, der zum erstenmal vor sie hinstritt, darf behaupten diesem Anblick gewachsen zu seyn.

Noch einige kleinere Junonen standen zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Bäume Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguss der Medusa Rondanini's, ein wunderbares Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnehbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Hercules Anax, so kräftig und groß, als verständig und mild; sodann eines allerliebsten Mercur, deren beider Originale sich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüsse von manchen schönen Werken gebrannter Erde, auch die Aegyptischen, von dem Gipfel des großen Obelisk genommen, und was nicht sonst an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, standen wohl eingeregelt umher.

Ich spreche von diesen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gerührt standen, wie einer, der sein Testament überdenkt, den ihr umgebenden Besitz mit Fassung, aber doch gerührt ansehen wird. Die Unmöglichkeit, die Bemühung und Kosten und eine gewisse Unbehilflichkeit

in solchen Dingen hielten mich ab, das Beste, was sich nach Deutschland zu bestimmen. Juno Ludovisi war der edlen Angelica zugeordnet, wenigstens andere den nächsten Künstlern, manches gehörte noch zu den Tischbeinischen Besetzungen, anderes sollte unangefastet bleiben, und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach seiner Weise benutzt werden.

Sobald ich dieses niederschrieb, werden meine Gedanken in die frühesten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgehoben, die mich anfänglich mit solchen Gegenständen bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überschwenglichen Enthusiasmus hervorzurufen, und die grenzenlose Sehnsucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühesten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr; in Leipzig machte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Umweltschlagende Faun einen tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguss noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal in das volle Meer gestürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung, in dem oben wohlbeleuchteten Saale, plötzlich umgeben sah.

Nachher fanden sich Gypsgelehrte in Frankfurt ein, sie hatten sich mit manchen Originalabgüssen über die Alpen begeben, welche sie sodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoön's Kopf, Klobe's Tochter, ein Köpfchen später für eine Sappho angeprochen, und noch sonst einiges. Diese edlen Gestalten waren eine Art von heimlichem Segengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigenlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich aufs Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich aus Rom scheidend, von dem Besig des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich losrennen sollte.

Die Geselligkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sicilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, wie es Neigungen zu thun pfliegen, die sich unsres Innern bemächtigen und sich zugleich unsern Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles was er dort vorfand neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit manche selteneren Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzusetzen, so wie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernherhin pflegend zu beobachten.

In diese letzten besonders wollten bei meiner Abreise mehrere Freunde sich theilen. Ich pflanzte den schon einigermassen erwachsenen Pflanzensproßling, Vorbildchen eines künftigen Baum, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer ansehnlichen Höhe gedieh, wovon mir theilnehmende Reisende, zu wechselseitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Plage, gar manches zu erzählen wußten. Leider fand der, nach dem Ableben jener unschätzbaren Freundin eintretende neue Besitzer es unpassend, auf seinen Blumenbeeten ganz undrücklich Pflanzensprossen zu sehen. Späterhin fanden wohlwollende darnach forschende Reisende die Stelle leer und hier wenigstens die Spur eines anmuthigen Daseyns ausgeblüht.

Urkundlicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwicklung derselben, durch Aufzucht mehrerer Exemplare, von Zeit zu Zeit beobachtete; die überlebenden, frisch angepflanzten, übergab ich einem römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sirtinischen Straße pflanzte, wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Manneshöhe herangewachsen, wie ein erhabener Reisender mir zu versichern die Gnade hatte. Mögen sie den Besitzern nicht unbequem werden und fernherhin zu meinem Andenken grünen, wachsen und gedeihen.

Auf dem Verzeichnisse, was vor der Abreise von Rom allenfalls nachzuholen seyn möchte, fanden sich zuletzt sehr disparate Gegenstände, die Gioacina Massima und die Catacomben bei S. Sebastiano. Die erste erhobte wohl noch den kolossalen Begriff, wozu uns Piranesi vorbereitet hatte; der Besuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum besten, denn die ersten Schritte in diese sumptigen Räume erregten mir alsobald ein solches Mißbehagen, daß ich sogleich wieder ans Tageslicht hervortretend und dort, im Freien, in einer ohnehin unbekanntem,

fernen Gegend der Stadt, die Rückkunft der übrigen Gesellschaft abwartete, welche, gefasster als ich, die dortigen Zustände getroffen beschauen mochte.

In dem großen Werke: Roma sotterranea, di Antonio Bosio, Romano, belehrt' ich mich lange Zeit nachher umständlich von allem dem was ich dort gesehen, oder auch wohl nicht gesehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entschädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schädel Raphaels unsre Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt wird, seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Gelegenheit eröffnet hatte, dafelbst entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wunderbarer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre zu so mannichfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte beim Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunstfreunde seyn müßte, einen Abguss davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reifenschein, dieser einflussreiche Freund, gab mir Hoffnung, und erfüllte sie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen solchen Abguss nach Deutschland sendete, dessen Anblick mich noch oft zu den mannichfaltigsten Betrachtungen aufruft.

Das lebenswürdige Bild von des Künstlers Hand, St. Luca, dem die Mutter Gottes erscheint, damit er sie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darstellen möge, gewährte den heitersten Anblick. Raphael selbst, noch jung, steht in einiger Entfernung, und sieht dem Evangelisten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man sich entschieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Peter von Cortona war ehemals der Besitzer dieses Werkes und hat solches der Akademie vermacht. Es ist freilich an manchen Stellen beschädigt und restaurirt, aber doch immer ein Gemälde von bedeutendem Werth.

In diesen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Versuchung geprüft, die meine Reise zu verhindern und mich in Rom aufs neue zu fesseln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künstler und ebenfalls Kunsthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend: er sey mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er ihn mitzugehen hiedurch einlade, denn er habe auf demselben eine bedeutende antike Statue, jene Länzerin oder Muse, welche in Neapel, im Hofe des Palastes Caraffa Colombrano, nebst andern in einer Nische seit unendlichen Jahren gestanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden sei. Er wüßte diese zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deshalb an: ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte? Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise, von dreihundert Scudinen, welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verdäufert und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Wir war die Sache sogleich mitgetheilt und wir eilten selbst zu dem von unsrer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hub sogleich ein Bret von der Rippe, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebste Köpfchen, das noch nie vom Kumpfe getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorblickend, und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Gestalt, im anständigsten Gewande, übrigens wenig verfehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, sie an Ort und Stelle gesehen zu haben, ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein, und wem hätte es nicht einfallen sollen: gewiß, sagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hätte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen, denn ein so reines wohlherhaltenes Alterthum in einem leicht zu restaurirenden Zustande kam uns wohl niemals zu Gesicht. Doch schieden wir zuletzt mit Vorbehalt und Zusage, baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wie waren belibersits in einem wahrhaften Kampfe begriffen; es schien uns in mancher Betrachtung unräthlich diesen Ankauf zu machen; wir entschlossen uns daher den Fall

der guten Frau Angelica zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vorkommenheiten hinlänglich geeignet. Wener übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und wir hofften deshalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische Gemahl lehnten das Geschäft ab, indem sie wohl auf Mächtigkeiten bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgeregt; die Kunst des Glases schien ganz eigen; Wener betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesammtzwecken wohl als griechische Arbeit anzuerkennen sei und zwar geraume Zeit vor Augustus hinaus, vielleicht bis an Piero II. geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl, dieses bedeutende Kunstwerk anzuschaffen, Rega schien sogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick wo wir uns schon im Besitze des Bildnisses und solches in unserm großen Saal wohlbeleuchtet aufgestellt zu sehen glaubten.

Wie aber denn doch zwischen einer leidenschaftlichen Liebeszeitung und einem abzuschließenden Heirathscontract noch manche Gedanken sich einzubringen pflegen, so war es auch hier, und wir durften ohne Rath und Zustimmung unsern edlen Kunstverwandten, des Herrn Zucht und seiner wohlmeinenden Gattin, eine solche Verbindung nicht unternehmen, denn eine Verbindung war es im Idealpogmalenischen Sinne, und ich leugne nicht, daß der Gedanke, dieses Wesen zu besitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis, wie sehr ich mir hierin schmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieses Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen ansah, die mich in Rom festzuhalten und alle Gründe die mich zum Entschluß der Abreise vermocht, auf das thätigste niederzuschlagen gedächten.

Glücklicherweise waren wir schon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verstand in solchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt, und so mußte denn Kunstneigung, Bestreben und was ihnen sonst beistand, Dialektik und Aberglaube, vor den guten Gesinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelica, mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Gerechtigkeit hatte. Bei ihren Vorstellungen traten daher aufs klarste die sämtlichen Schwierigkeiten und Bedenlichkeiten an den Tag, die sich einem solchen Unternehmen entgegen stellten. Ruhige, bisher den Kunst- und Alterthumsstudien sich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunsthandel ein und erregten die Eifersucht der zu solchem Geschäft hertömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Restauration senen mannichfaltig, und es frage sich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Absendung auch alles in möglichster Ordnung gehe, so könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines solchen Kunstwerkes am Schluß noch Hindernisse entstehen und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hause alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten seyen. Ueber solche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus, sowohl Mühe als Gefahr setze sich in einem großen Ganzen ins Gleichgewicht, dagegen sey ein einzelnes Unternehmen dieser Art auf jede Weise bedenklich.

Durch solche Vorstellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunsch und Vorfaß gemildert, geschwächt, doch niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte; denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Cabinet, wo im Fußboden die wunderschönen Mosaiken von Masken und Laubgewinden eingesetzt sind. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Cabinet besteht 1) aus der auf der Berge sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht; 2) ein sehr schöner kleiner Ganymedes; 3) die schöne Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Rosso Antico; 5) der ruhig stehende Discobolus.

Vicconti hat im dritten, gedachtem Museum gewölbtem Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der dreißigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Manländerin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelica immer vertrauter geworden und sich in der

höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch, daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zuchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sey.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide wie ich sie zuerst in Casel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offener Anmuth und drückte, mit natürlicher Biederlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie vergessen, sagte sie, daß ich, aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forschte mehrmals, ob es denn auch wahr sey? Ihr seht Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch besuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat wie ich's ihm auftrag; ich wäre gern mitgegangen, wenn sich's gezeigte.“ Sie fragte nach dem Weg den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiseplan vorerzählte, versetzte sie: „Ihr seyd glücklich, so reich zu seyn, daß Ihr Euch dieß nicht zu verfallen braucht; wir andern müssen uns in die Stelle finden, welche Gott und seine Heiligen uns angewiesen. Schon lange seh' ich vor meinem Fenster Schiffe kommen und abgeben, ausladen und einladen; das ist unterhaltend, und ich denke manchmal woher und wohin das alles?“ Die Fenster gingen gerade auf die Treppen von Ripetta, die Bewegung war eben sehr lebhaft.

Sie sprach von ihrem Bruder mit Biederlichkeit, freute sich, seine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen daß er, bei mäßiger Besoldung, noch immer etwas zurd in einem vorthellhaften Handel anlegen könne; genug sie ließ mich zunächst mit ihren Zuständen durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Gesprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich schnell alle Momente unsers zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurufen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher mäßiger Prosa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr,“ rief ich aus, „man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide.“

Was sie darauf erwiderte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das, von allen Fesseln frei, das Innere zwerer sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgeendigtstes lakonisches Schlussbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feierliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klaren Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste sichtbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzten uns in einen Zustand wie von einer andern, einfacheren, größern Welt.

Nach zerstreuten, mitunter peinlich zugebrachten Tagen, macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste da stand. Die Statue Marc Aurels rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Colifums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

Alles Massenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unüberschaubares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und

groß empfunden erregte eine Stimmung, die ich heroisch elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie zusammenbilden wollte.

Und wie sollte mir gerade in solchen Augenblicken Dvids Elegie nicht ins Gedächtniß zurückkehren, der, auch verbunden, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. Dum repeto noctem! seine Küsterin, weit hinten am schwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn, ich wiederholte das Gedicht, das mir theilweise genau im Gedächtniß hervorsieg, aber mich wirklich an eigner Production irre werden ließ und hinderte; die, auch später unterkommen, niemals zu Stande kommen konnte.

### Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813.

Durchlauchtigster Protector,  
Sehr ehrwürdige Meister,  
Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung gemessen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Hauberkab wirklich zu Gebote, den die Ruhe unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine hellere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Augen erheben, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Muse, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keinesweges mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bekränzen sey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sey den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Epochen! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphäre für ihn mit Rosen bekränzten, um auszubilden, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiente.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur bewohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feyert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie stüchtige Vorkläufer seyn können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derenwillen ich mit ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keinesweges in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprunghaft vortrage, weder des Geseherten, noch der Fernernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seyen. Und so werde denn, ohne weiteres Säubern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Wiberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater ein

evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntniß. Hiernach ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinweg, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Jübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmer gezogen, den man in Süddeutschland, wie Göttingen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigener Lehrer und Bildner, indem er auf das rastlose seine literarisch poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorsiehers der Kanzley raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohlgeordneten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hoffluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd; und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und betheiligte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer ärztlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein, seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahrgesossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschilbert sind. In manchem Werke über Deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Köttnere, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Thätigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verkehrte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muth sey, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Rieles, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Riel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Productionen das Zarte, Hierliche, Fäßliche, das Natürlich-elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthalts in ihm mag hervorgerufen seyn, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschloßener und deutlicher regte ward.



Da nun bei ihm der Mann und der Dichter eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Heißbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sey erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefühle der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe indenungebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch köstliche Läden, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Paine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zog ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Xerxes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedürfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wählte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich gendthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widerprechen, und da ihm nach langem Erträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tages zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschene für Phantastereien.

Aber auch hier zeigte sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlte er sich von der Welt verlegt und um seine größten Schätze bevorthellt. Niemand kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen; sondern er entschließt sich zur Eigenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zunächst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanteren, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Eprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen seyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorfaß und Selbstbewußtseyn. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewaltigen oder zu verbindenden Mäßigung antathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht seyn will, vielsüßig werden.

Die verständige reine Rechtllichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herr-

sche Kirche mit Gewalt die Andersgestalteten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verkündigen, Wohlbedenkenden in Sorge setzen muß. Segen alles dieses, glaubte er, sey am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann seyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Wig, Humor seyen die ächten Organe, womit ein solches Gemüth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die einseitigen, müßten eine solche Klarheit und Freiheit ertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehn, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmac über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingbruder im Geiste, dem er vollkommen gleich, ohne nach ihm gebildet zu seyn; wie man denn von Menschenmen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begab, durch Reisen, Ämter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem mercuriosen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch gelübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England verbreitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgegnanten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Sefinnung, Uebersicht die Rede seyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die Französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Wig, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermärchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Sachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehen, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Uebersetzung Shakespears. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespeare zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von

den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorbrachte, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übriggelassenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugesetzten Noten, aus welchen die Französische Sinnesart hervorblüht.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles gibt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsteule sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scheren scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Ingleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Laïs und Phrono hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ist meine Artstypen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begrenzung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohlbedenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu seyn, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Uebersetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so entstand der Deutsche Lucian, der uns den Griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Uebersetzer für wahrhaftige Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gehährrende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagnisse unter seine Gerechtfame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem können, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegenen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen mußte.

Fretlich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegnnet ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen seyn, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten, verschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtlich, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republicanischen oder patriotischen Eifer hätte hinretzen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partey nehmen mag.

Es gibt zwey Uebersetzungsmethoden: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaftesten Fällen die erste Methode vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welches weitest Geschäft eine Uebersetzung sey, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einteilungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserm Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so gibt er sich denn auch die reichlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen und der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir läugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die Deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnliche darin der Griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Staat, weil sie ein eigenes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn verteidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefördert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Kanzlerverweiser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu seyn; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Schwagers, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschliebung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fache regelten Gesinnungen den Vorzug gab, indes gewann er doch Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf's neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, die Mächte, habern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der erste, der die Einherrschafft wieder anrath und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Veränderungen des Tages folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann dorthin benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Mercur, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und

bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Vertrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verbanke, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Mercur als Leitfadens in unserer Literaturgeschichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tageweise sich ins Publicum drängten und endlich jene Babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutschen Mercur viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborene Liberalität. Wieland war nicht zum Parteyhaupt geschaffen; wer die Wägung als Hauptmarime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmac bei sich selbst in's Gleiches zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiastirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersehte, doch öfters in den Noten zu bekräftigen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermgangeln. Aber auch hier bewies er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen könne, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugesprochen, und es wird um so interessanter seyn, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu rethen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Weltfeligte müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch that, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen Fehlern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannichfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Einbruch Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entscheidenden Feind gehabt, ist mit nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in köstlicher, bürgerlicher, freundlicher Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgelesenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen gar schön zusammen. Der friedliche Städte schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzög sich ihnen, man sehnte sich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbesizers gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schienen auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Ruße ge-

gnnt war, sich nach einem noch ruhenhaft ruhigeren Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besuchte, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Lebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl anzulehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastreicher Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theueren mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theueren Reste auf eigenem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesizes zu entäußern, so behält er sich doch den Pflug, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Gaine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Schwestern, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdrückt. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm kostete, von ihr entfernt zu seyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unkosten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen seyn; denn weil er nirgends oben an stehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Wägung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer Leichterem, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinschaftlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tages fehielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der edlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten prävaldirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dachtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drohhurg, eine Zwingsfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher gesehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmac auch bald auf solche Grundzüge

hinweisen, und deshalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeines Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzuheben.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutschen Literatur entstandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienste schätzen und sein Andenken kräftig erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet seyn, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und, um unparteyisch zu wirken, beiden Parteyen gewissermaßen angehören mußte.

Doch von jenen hieraus entsprungnen, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügel, in unsern anmuthig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angelebte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verschleucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erkennen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossnen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der Französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ertrag zu reichen, und bald darauf ward er von zwey Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er behält hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschehen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Bartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederszeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Bezeugung desselben gerichtet schien — des Auserweltlichen, des Ueberfinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntniße liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Einten wo nicht hinauszuschreiten, doch hinaus zu blicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angeborenen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzubauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf einen Agathodämon,

auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herrlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Bräderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mythen der Alten historisch überliefert worden, stoh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingekeimt, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Fortbauer unsers Dafens sowohl von frischen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Kreis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theueren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besuch, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentvoller Mann, verständig, vorständig, umsichtig, erfahren, wohlwollend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Wollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiednen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine stüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgelegene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier seines Andenkens, von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Thatfachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art seyn dürfte, und woraus dann unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

### Bei Betrachtung von Schiller's Schädel.

Im ersten Beinhaus war's wo ich beschaute  
Wie Schädel Schädeln angeordnet passen;  
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.  
Sie sehn in Reih' geklemmt die sonst sich haften,  
Und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,  
Sie liegen kreuzweis, zahm alhier zu rasten.  
Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen?  
Fragt Niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,  
Die Hand, der Fuß zerstreut aus Lebensfugen.  
Ihr Wäden also lag vergebens nieder;  
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben  
Send ihr herauf zum lichten Tage wieder,  
Und niemand kann die dürre Schale lieben,  
Welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.  
Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,  
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,  
Als ich in Mitten solcher starren Menge  
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,  
Daß in des Raumes Modertall' und Enge  
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,  
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!  
Die gottgedachte Spur die sich erhalten!  
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte,  
Das stehend strömt gesteigerte Gestalten.  
Sichem Gefäß! Drakel sprüche spendend,  
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?

Dich höchsten Schatz aus Mober fromm entwendend,  
Und in die freie Luft zu freiem Sinnen,  
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.  
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,  
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,  
Wie sie das Feste läßt zu Gift verrinnen,  
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Ueber Moses Leichnam stritten  
Selige mit Fluch-Dämonen;  
Lag er doch in ihrer Mitten  
Kannten sie doch kein Verschonen!  
Greift der stets bewußte Meister  
Nochmals zum bewährten Stabe,  
Hämmert auf die Pustrichs-Geister;  
Engel brachten ihn zu Grabe. —

Sahme Zeile. Goethe's Werke Bd. IV. S. 374.

### Friedrich Wilhelm Gotter.

Dieser um das Aufblühen der neuern Literatur Deutschlands höchst verdiente Dichter wurde geboren den 3. September 1746 zu Gotha und erhielt in diesem Orte der Geistescultur und des guten Geschmacks und unter der obern Leitung seines allgemein geachteten Vaters, des nachmaligen Assistenzrathes G., eine weniger classische als humanistische und moralische Bildung. Um die Rechte zu studiren, ging er 1763 nach Göttingen, wurde 1766 zweiter geheimer Archivar zu Gotha, begleitete 1767 den Freiherrn von Flemmingen als Legationssecretair nach Wehlar und 1768 zwei junge Edelleute als Führer nach Göttingen zurück, wo die mit seinem Freunde Boje begründete Herausgabe des „Musenalmachts“ ihm zuerst einen literarischen Namen und die Freundschaft Heyne's und Kästner's erwarb. Viel Einfluß auf ihn hatte damals die treffliche Ackermann'sche Schauspielergesellschaft und seine innige Verbindung mit Goethe und dem jungen Jerusalem, als er 1769 nach Wehlar zurückgekehrt war. Eine Reise nach Lyon und zurück durch die Schweiz machte ihn mit dem französischen Theater so wie mit Gessner und Lavater genauer bekannt. Er starb als Geheimsecretär und Legationstrath zu Gotha den 18. März 1797. — Von Kindheit auf schwachen Körpers, aber lebendigen und frischen Geistes, belebte und fesselte er durch bewundernswürdige Declamationsgabe, ungemein leichte und meist geistreiche Improptus's und hohe Liebenswürdigkeit jede Gesellschaft und war wegen seiner Kenntnisse und Moralität allgemein geehrt und von den Seinigen innigst geliebt.

Er schrieb:

- Singspiele. Leipzig 1778 und 1779. 1 Bd. in 8.  
Gedichte. Gotha 1787 und 1788. 2 Bde. in gr. 8.  
Zum Andenken der Frau von Buchwald, nebst 2 ungedruckten Briefen des Herrn von Voltaire. Gotha 1790. gr. 8. Mit dem Bildniß der Fr. v. B.  
Schauspiele. Leipzig 1795.  
Gedichte. 3. Bd. oder: literarischer Nachlaß von Fr. Wilh. G., mit dessen Bildniß und Biographie, Gotha 1802 in 8. von seinen Freunden besorgt.  
Einzelne haben wir dann noch von ihm:  
Tom Jones. Eine Operette, aus dem Französischen. Mannheim 1772 in 8.  
Die Dorf gala. Lustspiel. Gotha 1772 in 8. Neu aufgelegt. Ebendas. 1774 in 8.  
Dress und Elektra. Gotha 1774 in 8.  
Meropé. Ein Trauerspiel. Gotha 1774 in 8.  
Die falschen Entdeckungen. Lustspiel. Gotha 1774 in 8.  
Medea. Ein Drama. Gotha 1775. 8.  
Encycl. d. deutsh. Rational-Eit. III.

- Mariane. Ein Trauerspiel. Gotha 1776. 8. Das beste und vorzüglichste von G.  
Jeanette. Lustspiel nach Voltaire. Hamburg 1777. 8. Neue Auflage. Ebendas. 1784 in 8.  
Der Ehescheue. Lustspiel. 1777. 8.  
Der Kobold. Lustspiel. Ebendas. 1778. 8.  
Der Faschingsstreich. Lustspiel. Ebendas. 1778. 8.  
Der argwöhnische Ehemann. Lustspiel. Hamburg 1778 in 8. Wieder aufgelegt ebendas. 1785. 8.  
Der Jahrmart. Leipzig 1778. 8.  
Walder. Ländliches Schauspiel. Gotha 1778. 8.  
Romeo und Julia. Leipzig 1779. 8. Neue Auflage 1785. 8.  
Das tartarische Gesetz. Schauspiel. Ebendas. 1779. 8.  
Trunkner Mund, wahrer Mund. Lustspiel. Leipzig 1779. 8.  
Die unversehne Wette. Lustspiel. Leipzig 1781. 8.  
Das öffentliche Geheimniß. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.  
Abelade oder Antipathie gegen die Liebe. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.  
Zwei Dackel für einen. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.  
Der Mann der seine Frau nicht kennt. Lustspiel. Ebendas. 1781. 8.  
Die Mutter. Schauspiel. Ebendas. 1783. 8. dann: 1790 in 8.  
Gesellschaftstheater. Aus dem Französischen der Frau von Genlis frei übersetzt. Leipzig 1783. in 8., erster Band.  
Die Wetterschaft. Leipzig 1784. in 8.  
Der schwarze Mann. Pöffe. Leipzig 1784. in 8.  
Weit von Sokhigen. Lustspiel. Wien 1784. in 8.  
Der Weise in der That. Lustspiel. Leipzig 1787. in 8.  
Die Erbschleicher. Lustspiel. Leipzig 1789 in 8. Neue Auflage. Ebendas. 1798. 8.  
Maria Theresia bei ihrem Abschied aus Frankreich. Leipzig 1796. gr. 4. Cantate.  
Die Geisterinsel. Singspiel. Leipzig und Berlin, 2 mal aufgelegt 1799 in 4.  
Andere Arbeiten in Journalen, Zeitschriften u. s. w.

Gotter's poetische Leistungen sind der getreueste Abdruck seiner französischen Bildung und eleganten Geschmacks in der deutschen Literatur. In seinen lyrischen Gedichten spricht eine zarte Innigkeit sanfter Gefühle, erhöht durch große Correctheit der Sprache und des Versbaues und eine anmuthige Wahl der Bilder den Leser wohlthuend an, namentlich zeichnete er sich dadurch im Liede und in der Epistel vortheilhaft aus. In seinen Lustspielen, welche er mehr oder weniger ausländischen Mustern nachgebildet hatte, herrschte eine glückliche Intrigue, gewandte Characterzeichnung und ein lebhafter und wichtiger Dialog vor; mehrere derselben waren lange Zeit Lieblinge des Publikums, wie z. B. die Erbschlei-

cher, der schwarze Mann, u. a. m. und haben sich auf der Bühne erhalten; seinen Trauerspielen fehlt es dagegen an Tiefe und Kraft, obwohl die Diction stets angemessen ist, und sich nicht, wie so oft geschieht, um diese Mängel zu verdecken, in rhetorischer Schwulst und Prunk verliert. Durch die Herausgabe des deutschen Rosenkranz, eine Idee, welche von ihm ausging, erwarb er sich ein bleibendes Verdienst um das Wiederaufblühen unserer Literatur.

### Ueber die Starkgeisterei. \*)

(Bruchstück einer Epistel.)

Mit eignen Augen in die Welt zu gaffen,  
Und in der Denkart nicht Affen,  
Wie in dem Kleiderbrauch zu seyn;  
Sich sein Systemchen selbst zu schaffen;  
Des Aberglaubens Krämerer'n,  
Der Vorurtheile Kinderer'n,  
Und allen Schulpedanterer'n  
Auf ewig gute Nacht, zu sagen —  
Wen nimmt der Vorles nicht mit dem Eifer ein,  
Sich muthig an das Wort zu wagen?  
Doch Wahrheit wohnt nicht auf dem gebahnten Weg;  
Man muß, der Göttin Schloß zu finden,  
Durch manchen Dornenpfad sich winden,  
Nur über manchen schmalen Steg,  
Nur auf die steilsten Felsen Klimmen;  
Da wird zuletzt ein junges Herrchen schwach,  
Verliert die Geduld, und schleicht falschen Stimmen,  
Die hier und dort im Walde schallen, nach.  
„Was sucht ihr? rufen die Sirenen,  
Die Wahrheit ist ein leerer Schall.  
Wollt ihr in sich'rer Ruhe gähnen,  
So glaubet nichts! der Erdenball  
Sprang aus des blinden Zufalls Schooße;  
Durch eben die Metamorphose  
Lehret er einst in sein Nichts zurück;  
Das Leben ist ein Augenblick,  
Der Mensch ein Rauch; der Zukunft Lohn und Strafen  
Erfann die Politik, hielt, ohne diesen Traum,  
Des Pöbels Ungeßüm ihr schwacher Arm im Baum?  
Des Alterthumes Götter schlafen;  
Der Neuern Gott ist ein Gedicht, wie sie;  
Der Weise leidet aus Sympathie  
Die Jugend, und bedarf nicht knechtischer Gesetze,  
Um edel, groß, ein Menschenfreund zu seyn;  
Doch hindert ihn auch kein Verbot, der Schätze,  
Die die Natur ihm bent, sich sorgenlos zu fern'n,  
Und jeden Augenblick der Sinnentlust zu weh'n.“ —

Der arme Thor! die Lehren eignen  
Sein stolzes Herz, erhitzen ihm das Blut;  
Er schlurft sie ein, geht weiter, faßt sich Ruth,  
Auf Kosten eines Spruchs zu wipeln,  
Wird angehört, belacht; ihm wächst der Ramm;  
Nun wagt er gar ein Epigramm;  
Nun sammelt er die leichtesten Broschüren,  
Bei denen Fabrikant und Erdbiler sich maskiren,  
Und London oder Amsterdam,  
Und dunkle Rotto's, die den Titel zieren,  
Verräther dessen sind, was sie im Schilde führen.  
Nun will er selber laboriren,  
Gießt ihren Geist in ein's, fängt an zu distilliren —  
Ach, aber die Phiole springt! da liegt  
Des Weissen Stein am Boden, und verfliegt!  
Verdienter Spott lohn' ihm für die verlor'ne Mühe!

Dem Jüngling aber, welcher frühe,  
Durch's Beispiel angeleckt, den rechten Pfad verlor,  
Sein unerfahren's Herz bethören ließ, sein Ohr  
Verführern lieh, dem sey des Mitleids Zähre,  
Dem sey der Wunsch gewelkt, daß ihn sein Gott bekehre!  
Er irrte in einem Labyrinth  
Voll metaphysischer Sophismen, Hypothesen,  
Die noch vernorr'ner, als Mäanders Krümmen, sind:  
Von unerschaffenem nothwendig freiem Wesen,

Von allgemeiner Kraft, von blindem Ungesicht,  
Von totem Urkos — ewiger Bewegung  
Im Kampf mit diesem Paradoxenherz,  
Erleget ihm die Kraft der Ueberlegung.  
Der hält die Welt für Gott; ihm sind der Mond,  
Die Luft, der Pavian, der Baum, die Marmorhalle,  
Der vierte Heinrich und sein Vetter, alles Theile  
Der Gottheit, die in ihm und um ihn wohnt.  
„Wie thöricht! ruft ein Kad'rer, macht das Laffen,  
Nicht Deutern weiß! Gott ist ein Geist voll Majestät;  
Von Ewigkeit hat er die Welt erschaffen,  
Und sitzt auf seinem Thron, der in den Wolken steht,  
Und läßt sie gehen — wie sie geht.“

Ein jeder preiset seine Waare,  
Bil seinem Nachbar in die Haare,  
Und schlägt sich selber auf den Mund;  
Ein jeder demonstirt aus einem andern Grund,  
Wie dieser Ball am Firmamente schwebt,  
Ihm Sonn' und Mond die rechte Wärme gebe,  
Und sich kein Rad aus seinem Gleise hebe.  
Der glaubt, das Feuer sei der Geist,  
Der die Natur von Pol zu Pol betrete;  
Der spricht: das Wasser ist's! da doch ein Dritter dreist  
Der Laßt die Kraft ertheilt, und seinen Saß beweist.  
Der malt die Jugend uns als eine saunste Schöne,  
Im Schooß der frommen Mutter aufgebliht,  
Voll Grazie, voll Reiz, die ihres Landes Schöne  
Unwiderstehlich an sich zieht;  
Die Jugend, der empfindungslose Herzen  
Den Anstrich ihres schwarzen Blutes leih'n;  
Indessen über sie die Pippiaffe scherzen,  
Und sie als Hirngespinnst verschrey'n.  
„Den Himmel mögen Wolken schwärzen,“  
Ruft Epitur, „laß uns stets heiter seyn.  
Denn, wie das Blümchen auf der Aue,  
Neigt unser Köpfcgen sich, im kühlen Abendthau;  
Mein Seelchen, morgen bist du nichts!“  
„Nein, Seele,“ ruft, vom Rector trunken,  
Freund Plato, „nein, du bist ein Götterkanten,  
Und kehrt zurück zum Ocean des Lichts!“

Der Jüngling steht, im Widerspruch versunken.  
„Wie glücklich war ich, seufzt er tief,  
Wie glücklich, als ich noch im dunkeln Chaos schlief;  
Wie elend nun! — Gib's eine Gottheit? Wie  
Sie mich zum Glück — zum Unglück? Darf ich wollen?  
Bin ich ein Uhrwert? Rollen  
Die Räder unaufhaltsam mit mir hin?  
Sind Lieb' und Haß Ausflüsse meiner Säfte?  
Ist's eitle Müh' daß ich, bei jeglichem Geschäfte,  
Bei jedem Schritt den Blick auf Jugend hefte,  
Und sie zu meiner Führerin  
Erflehe — da des Zufalls Eigenfinn  
Die Bahn mir zeichnete, die ich vom Anbeginn  
Betreten mußte — da, im Buche  
Des Schicksals, ich vielleicht zum Bismarck, zum Fluche  
Der Menschheit auserschen bin? —  
Ist meine Seele nur ein Sinn,  
So flodert, mit der Nerven letztem Fluten,  
Auch das Gedankenrad; die taube Masse ruht,  
Rehrt in der Schöpfung Ebb' und Fluth  
Zurück, fängt wieder an unmerklich fortzurücken —  
Ein Wurm — dann eine Pflanze — dann ein Thier —  
Dann wieder Mensch. Was half es mir,  
Daß ich, wie Cato, strenge lebte,  
Vor Wallungen des Blutes bebte,  
Gott suchte, den ich niemals fand? —

Ja, wenn dieß Erdenvolk, so zahllos, als der Sand  
Am Meer, der Vorsicht vor den Augen schwebte?  
Wenn sie das kleinste Körnchen, mich,  
Auch kannte? — doch was nährst du dich  
Mit einem süß bereiteten Wahne?  
Warum verhängte sie Sturm, Fluthen, Hunger, Pest  
Und jede Noth, die Thränen uns erpreßt?  
Wie duldete sie Krieg und Raubgier, und Chicanen?  
Wie kämen die Domitiane  
Zum Thron der Welt, zum Bettelstab  
Der Menschenfreund, der Held zur Krücke?  
Wie stürbe, lebensfatt, in ungehörtem Glücke,  
Der graue Bismarck, indes ein frühes Grab,  
In ihrem Lenz, von Kind und Gatten  
Die gute Hausfrau trennt? Wie such' ich meinen Freund  
Schon in dem Aufenthalt der Schatten? —

\*) Aus Friedr. Wilh. Gotter's Gedichten.

Doch Ewigkeit! — Ein Licht, das immer scheint!  
Ein Tag, der das Verlor'ne wiederbringt,  
Und das Geschiedene vereint,  
Und Unrecht ausgleicht, und Verworrenheit entschlinget! —  
Und o, dem Kämpfer, der hier standhaft ringet,  
Die Siegestkrone dort; aus des Bergketers Hand! —  
Bahn, neuer Bahn, so lieblich er auch klinget!  
Ach, jetzt mir erst den Mann, der aus dem dunkeln Land  
Die frohe Botschaft wiederbringt! —

Wo warst du, schwindelnder Verstand? —  
Allvater, oder wie der Sphären Jubellieder  
Dich nennen, ewiger, gerechter, weiser Geist,  
Bergib — hier fall' ich reuig vor dir nieder —  
Bergib mir, wenn ich irre! Herr, du weißt!  
Ob ich nicht Lugend über Alles schäme!  
Du zählst die Thränen, in verschweg'ner Nacht,  
Mit denen ich mein Lager nege!  
Siehst, wie das Herz mir klopfet, in deiner Pracht  
Dich zu erkennen! Ach, entfühle  
Mir deine Wege! Send' aus deines Lichtes Fülle  
Nur einen Strahl herab, der mir den Ausgang zeigt  
Aus diesem Abgrund von Gedanken! —  
Ach, immer dunkler wirt's um mich — der Boden weicht —  
Die ungewissen Füße schwanken —  
Unendlicher, erbarme dich der Schwanken  
Des Endlichen! Nur einen Strahl! — Er schweigt;  
Sein Blick erstarrt; die trübe Stiene neigt  
Sich zu der Brust; Gehör und Sprache fehlen  
Dem Staunenden. Die Krankheit edler Seelen,  
Melancholen, nimmt stündlich in ihm zu.  
Für jede Freude todt, nur sinnreich, sich zu quälen,  
Unschlüssig zu verdämmern, zu erwählen,  
Wirft er Voltairen oder Bayle'n,  
Boll Unmuth aus der Hand, und findet nirgends Ruh.

Auf! alle, Jüngling, in des Dehlbergs Schatten,  
Ch' deiner Feinde Zahl sich häuft,  
Ch' deinen Geist Fühllosigkeit ergreift,  
Und Muth und Kraft in dir ermatten,  
Ch' die Verzweiflung — Ach! welch' Angebenken faßt  
Bei'm Schopfe mich, wirft mich an eine Klype,  
Daß das Gebirn mir kracht, und meine Wang' erblaßt?  
Nein! der geliebte Nam' entschlüpfe nie der Lippe,  
Sei heilig meinem Schmerz; in dunkler Einsamkeit,  
Sei von dem Pöbel unentweilt!  
Er hat die Ruhe nun, die er gesucht, gefunden \*) —  
Ch' die Verzweiflung, die in ihrer Dyster Wunden  
Gist, statt des Balsams, gießt, bei zeugenloser Nacht  
Den Dolch dir reicht, und in der schrecklichsten der Stunden  
Dich ohne Rettung elend macht. —

Der Vorhang rauscht. — Weh' euch! Ich seh' die Frucht,  
Ihr Neuerer, die euer Beispiel stiftet;  
Jahrhunderte, durch eure Zweifelucht  
Und Spöttere und Tollkühnheit vergiftet.  
Ich seh' die Bande der Natur  
Zerissen; Redlichkeit im Staube; Unschuld, Ehre,  
Verbannt; zertrümmert die Altäre  
Der Freundschaft; und gebrochen Pflicht und Schwur.  
Ich seh' den Untergang der edelsten Geschlechter,  
Verruchte Väter, Mütter ohne Scham,  
Du frechen Künsten auferzog'ne Töchter,  
Und Männer ohne Bart, gebor'ne Haremswächter,  
In denen nie der Mann zur Reife kam;  
Ich seh' die Ruh' der schönsten Ehe  
Durch einen Lovelace gestört;  
Ein junges, schwaches Weib, durch Leidenschaft bethört,  
In einem Augenblick von ihrer Tugend Höhe  
Herabgestürzt, in Thränen schwimmen; sehe  
Verführter Jungfrau'n Angst; sie schreien: Wehe! Wehe!  
Und pflüchten einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach,  
An ihrer Brust, im Schlafe, zu durchbohren.  
Unwiederbringlich ist ein ganzes Volk verloren,  
Vertrocknet seine Kraft, als wie ein Regenschalm.  
Die Tugend flieht, und seufzt noch Einmal: Ach!  
Und steigt empor zu ihrer Freunde Thore,  
Siegsprangend zieht das Kaster durch die Thore,  
Und Glend, sein Gefolge, wimmelt nach.  
Bandiden, Phrynena, Räuber und Sitone

\*) Beziehung auf einen hoffnungsvollen jungen Mann, dessen übertriebener Hang zu metaphysischen Speculationen mit Tieftraur und Selbstmord endigte.

Sind nun ein freier Staat;  
Den Thron entweih'n Nerone,  
Narcisse den Senat.  
Ich sehe Sonnen Gold's, wie Schnee im Lenz zerrinnen;  
Ihr Holzer Herr seufzt in des Ketters Staub,  
Und seine Sklaven, seine Kupplerinnen  
Bewohnen seine Schlösser, theilen seinen Raub,  
Und stoßen seine hülfenblösten Kinder,  
Die bleich um Brod nur seh'n, mit ihren Füßen fort.  
Der Freund erwürgt den Freund — dort fallen beide, dort —  
In jedem Frevel ausgelernte Sänder!  
Sie wälzen sich in Blut, und fluchen — fluchen sich,  
Wie Teufel thun — verzweifeln — kerben. —  
Wer brüllt zu meiner Linken fürchterlich  
Auf kaltem Stroh? Tod und Verwesung färben  
Schon seine Lippen; Gist, sein letzter Trost, durchwählt,  
Wie Feuer, sein Gebirn; Er aber fühlt  
Nicht diese Gluth; ihn tödten and're Qualen:  
Fürchtbare Hände fahren aus der Wand,  
Die seine Thaten all' auf schwarzem Leppith mahlen;  
Er schaudert vor dem Bild zurück — sinkt an den Rand  
Der Ewigkeit — und schaudert wieder. —  
Grausame Phantasia, schwing' endlich dein Gesieder!  
Und du, o Greuelvolle Gruft,  
Schleuß' dich vor meinen Blicken wieder! —  
Sie flieht. Der Vorhang waltet nieder,  
Und die bekomm'ne Brust schöpft wieder frische Luft.

Wenn ich in meines Eifers Strenge  
Den Pfscher in der Kunst, den Meister, der sie kennt,  
Auf einen Augenblick, dem Scheine nach, vermenge;  
Verzeih' es mir, o weises Parlament!  
Nein! weil, um zügellosen Läften  
Sich, sorglos, wie das Thier, zu weih'n,  
Berberbte Menschen sich mit eurem Deden brästen,  
Und mißverstand'ne Gräbelet'n  
Ein tiefgelehrtes Anseh'n leih'n,  
Und vor den Strafen, die verstockten Freulern dräu'n,  
Sich in die Burg der Allesläug'ner retten:  
Verkenn' ich eu'ren milden Einfluß nicht.  
Und Ehrfurcht gegen Euch ist meine Lieblingspflicht.

Allein gesetzt, Adepten hätten  
Bis in die Nacht, wo sich sein Duell verliert,  
Der Wahrheit Lichte nachgespürt;  
Die Knoten, die um uns're Wiegenbetten  
Der Wärterinnen Einfalt sticht,  
Wie Philipp's Sohn, zerhau'n; den ersten Unterricht,  
Der an uns hängen bleibt, wie Kletten,  
Rein von sich abgeschüttelt; hätten  
Mit Adersblicken alles tief durchschaut,  
Verklungen, wieberkäu't, verbaut,  
Was je auf diesem Erdenrunde  
Ein Weiser seinen Jöglingen vertraut;  
Und nun auf diesem Felsenrunde  
Von Forschungsgestir, Natur- und Völkterkunde  
Sich ihres Dentens Schloß erbaut;  
Ist ihre Tugend aufgeklärter,  
Ist ihre Redlichkeit bewährter,  
Ihr Mitleid thätiger als unser Mitleid ist?  
Sind sie getreure Bürger, bess're Diener,  
Im Unglück ruhiger, und in Gefahren kühner?  
Sind sie verößlicher im Zwist?  
Sind ihnen Weib und Kinder lieber?  
Sind sie froher sie des Lebens kurze Frist?  
Und schlummern sie gelassener hinüber,  
Als, in des Glaubens Arm, der Christ?  
Gut mögt ihr sehn, ihr Herrn, doch besser bleibet besser;  
Seld Scipio war groß, Seld Gustav Adolph größer.  
Dft ist das Unglück nur, daß wir uns nicht versteh'n.  
Ihr stoßt euch an die Schlacken — Laßt uns seh'n,  
Ob in dem Fiegel sich das Gold bewähre!  
D, kenntet ihr die reine Lehre,  
Rein, wie sie von dem Lehrer ging,  
Ch' Stolz und Eigennuz mit Lumpen sie behing,  
Du, redlicher Jean Jacques, du beßender Voltair,  
Ihr gäbt ihr heute noch die Ehre,  
Und eiltet ihrem Tempel zu!

Wohl dem, Gellebter, dessen Ruh'  
Rein Zweifel unterbrach, seit, mit der Ammenanhrung,  
Er jenen milden Glauben in sich sog,  
Der seine herzlichen Verehrer nie betrog!  
Ach, auf dem Pfähl der Offenbarung

cher, der schwarze Mann, u. a. m. und haben sich auf der Bühne erhalten; seinen Trauerspielen fehlt es dagegen an Tiefe und Kraft, obwohl die Diction stets angemessen ist, und sich nicht, wie so oft geschieht, um diese Mängel zu verdecken, in rhetorischer Schwulst und Prunk verliert. Durch die Herausgabe des deutschen Musenalmanachs, eine Idee, welche von ihm ausging, erwarb er sich ein bleibendes Verdienst um das Wiederaufblühen unserer Literatur.

### Ueber die Starkgeisterei. \*)

(Bruchstück einer Epistel.)

Mit eignen Augen in die Welt zu gaffen,  
Und in der Denkart nicht Affen,  
Wie in dem Kleiderbrauch zu seyn;  
Sich sein Systemchen selbst zu schaffen;  
Des Aberglaubens Krämererey'n,  
Der Vorurtheile Klündererey'n,  
Und allen Schulpdanderey'n  
Auf ewig gute Nacht, zu sagen —  
Wen nimmt der Vorles nicht mit edlem Eifer ein,  
Sich muthig an das Werk zu wagen?  
Doch Wahrheit wohnt nicht auf dem gebahnten Weg;  
Man muß, der Götter Schloß zu finden,  
Durch manchen Dornenpfad sich winden,  
Muß über manchen schmalen Steg,  
Muß auf die steilsten Felsen klettern;  
Da wird zuletzt ein junges Herrchen schwach,  
Verliert die Geduld, und schleicht falschen Stimmen,  
Die hier und dort im Walde schallen, nach.  
„Was sucht ihr? rufen die Sirenen,  
Die Wahrheit ist ein leerer Schall.  
Wollt ihr in sich'rer Ruhe gähnen,  
So glaubet nichts! der Erdenball  
Sprang aus des blinden Zufalls Schooße;  
Durch eben die Metamorphose  
Rehrt er einst in sein Nichts zurück;  
Das Leben ist ein Augenblick,  
Der Mensch ein Hauch; der Zukunft Lohn und Strafen  
Ersann die Politik; hielt, ohne diesen Traum,  
Des Pöbels Ungeflüm ihr schwacher Arm im Saum?  
Des Alterthumes Götter schlafen;  
Der Neuern Gott ist ein Gedicht, wie sie;  
Der Weise lebt aus Sympathie  
Die Jugend, und bedarf nicht knechtischer Gesetze,  
Um edel, groß, ein Menschenfreund zu seyn;  
Doch hindert ihn auch kein Verbot, der Schätze,  
Die die Natur ihm deut, sich sorgenlos zu freu'n,  
Und jeden Augenblick der Sinnenslust zu weh'n.“

Der arme Thor! die Lehren eignen  
Sein stolzes Herz, erhitzen ihm das Blut;  
Er schlürft sie ein, geht weiter, faßt sich Muth,  
Auf Kosten eines Spruchs zu wipeln,  
Wird angehört, belacht; ihm wächst der Ramm;  
Nun wagt er gar ein Epigramm;  
Nun sammelt er die leichtesten Broschüren,  
Bei denen Fabrikant und Erbdöler sich massiren,  
Und London oder Amsterdam,  
Und dunkle Motto's, die den Titel zieren,  
Verräther dessen sind, was sie im Schilde führen.  
Nun will er selber laboriren,  
Gießt ihren Geist in ein's, fängt an zu distilliren —  
Ach, aber die Phiole springt! da liegt  
Des Weisen Stein am Boden, und verfliegt!  
Verdienter Spott lohn' ihm für die verlor'ne Mühe!

Dem Jüngling aber, welcher frühe,  
Durch's Beispiel angesteckt, den rechten Pfad verlor,  
Sein unerfahren's Herz bethören ließ, sein Ohr  
Verführern lieh, dem sey des Mitleids Zähre,  
Dem sey der Wunsch geweiht, daß ihn sein Gott bekehre!  
Er irrte in einem Labyrinth  
Voll metaphysischer Sophismen, Hypothesen,  
Die noch vermorr'ner, als Manders Krümmen, sind:  
Von unerschaffnem nothwendig freiem Wesen,

Von allgemeiner Kraft, von blindem Ungefähr,  
Von todtm Urstoff — ewiger Bewegung  
Im Kampf mit diesem Paradoxenheer,  
Erleget ihm die Kraft der Ueberlegung.  
Der hält die Welt für Gott; ihm sind der Mond,  
Die Luft, der Pavian, der Baum, die Marmorsäule,  
Der vierte Heinrich und sein Mörder, alles Theile  
Der Gottheit, die in ihm und um ihn wohnt.  
„Wie thöricht! ruft ein Andern, macht das Lassen,  
Nicht Denken weiß! Gott ist ein Geist voll Majestät;  
Von Ewigkeit hat er die Welt erschaffen,  
Und sitzt auf seinem Thron, der in den Wolken steht,  
Und läßt sie gehen — wie sie geht.“

Ein jeder preiset seine Waare,  
Will seinem Nachbar in die Haare,  
Und schlägt sich selber auf den Mund;  
Ein jeder demonstret aus einem andern Grund,  
Wie dieser Ball am Firmamente schwebt,  
Ihm Sonn' und Mond die rechte Wärme gebe,  
Und sich kein Rad aus seinem Gleise hebe.  
Der glaubt, das Feuer sei der Geist,  
Der die Natur von Pol zu Pol belebe;  
Der spricht: das Wasser ist's! da doch ein Dritter dreißt  
Der Luft die Kraft ertheilt, und seinen Saß beweist.  
Der malt die Tugend uns als eine sanfte Schöne,  
Im Schooß der frommen Mutter aufgeblüht,  
Voll Grazie, voll Reiz, die ihres Landes Ehre  
Unwiderstehlich an sich zieht;  
Die Tugend, der empfindungslose Herzen  
Den Anstrich ihres schwarzen Blutes leih'n;  
Indessen über sie die Hippiasse scherzen,  
Und sie als Hirngespinnst verschrey'n.  
„Den Himmel mögen Wolken schwärzen,  
Ruft Epikur, „laß uns stets heiter seyn.  
Denn, wie das Blümchen auf der Aue,  
Neigt unser Köpfchen sich, im kühlen Abendthau;  
Wein Eeelen, morgen bist du nichts!“  
„Nein, Seele,“ ruft, vom Nektar trunken,  
Freund Plato, „nein, du bist ein Götterkunkel,  
Und kehrest zurück zum Ocean des Nichts!“

Der Jüngling steht, im Widerspruch versunken.  
„Wie glücklich war ich, seufzt er tief,  
Wie glücklich, als ich noch im dunkeln Chaos schlief;  
Wie elend nun! — Ist's eine Gottheit? Nies  
Sie mich zum Glück — zum Unglück? Darf ich wollen?  
Bin ich ein Uhrwerk? Rollen  
Die Räder unaufhaltsam mit mir hin?  
Stad Lieb' und Haß Ausflüsse meiner Säfte?  
Ist's eitle Müh' daß ich, bei jeglichem Geschäfte,  
Bei jedem Schritt den Blick auf Tugend hefte,  
Und sie zu meiner Führerin  
Erlebe — da des Zufalls Eigenfinn  
Die Bahn mir zeichnete, die ich vom Anbeginn  
Betreten mußte — da, im Buche  
Des Schicksals, ich vielleicht zum Abschwitz, zum Fluche  
Der Menschheit auserschen bin? —  
Ist meine Seele nur ein Sinn,  
So stodet, mit der Nerven legtem Säcken,  
Auch das Gedankenrad; die taube Masse ruht,  
Rehrt in der Schöpfung Ebb' und Fluth  
Zurück, fängt wieder an unmerklich fortzurücken —  
Ein Wurm — dann eine Pflanze — dann ein Thier —  
Dann wieder Mensch. Was hilft es mir,  
Daß ich, wie Caro, strengte lebte,  
Vor Wallungen des Blutes bebte,  
Gott suchte, den ich niemals fand? —

Ja, wenn dieß Erdenvolk, so zahllos, als der Sand  
Am Meer, der Vorlicht vor den Augen schwebte?  
Wenn sie das kleinste Körnchen, mich,  
Auch kannte? — doch was nährst du dich  
Mit einem süß bereiteten Wahne?  
Warum verhängte sie Sturm, Fluthen, Hunger, Pest  
Und jede Noth, die Thränen uns erpreßt?  
Wie duldete sie Krieg und Raubgier, und Chyane?  
Wie kämen die Domitiane  
Zum Thron der Welt, zum Bettelstab  
Der Menschenfreund, der Feld zur Krücke?  
Wie stürbe, lebensatt, in ungestörtem Glück,  
Der graue Abschwitz, indes ein frühes Grab,  
In ihrem Lenz, von Kind und Gatten  
Die gute Hausfrau trennt? Wie such' ich meinen Freund  
Schon in dem Aufenthalt der Schatten? —

\*) Aus Friedr. Wilh. Gotter's Gedichten.



Doch Ewigkeit! — Ein Licht, das immer scheint!  
Ein Tag, der das Verlor'ne wiederbringt,  
Und das Geschickene verrent,  
Und Unrecht ausgleicht, und Verworrenheit entschlinget! —  
Und o, dem Kämpfer, der hier standhaft ringet,  
Die Siegestrone dort; aus des Vergelters Hand! —  
Wahn, neuer Wahn, so lieblich er auch klinget!  
Ach, zeig mir erst den Mann, der aus dem dunkeln Land  
Die frohe Botschaft wiederbringt! —

Wo warst du, schwindelnder Verstand? —  
Alvater, oder wie der Sphären Jubellieder  
Dich nennen, ewiger, gerechter, weiser Geist,  
Vergib — hier fall' ich reuig vor dir nieder —  
Vergib mir, wenn ich irre! Herr, du weißt!  
Ob ich nicht Tugend über Alles schätze!  
Du zählst die Thränen, in verschwieg'ner Nacht,  
Mit denen ich mein Lager nege!  
Siehst, wie das Herz mir kloppft, in deiner Pracht  
Dich zu erkennen! Ach, enthülle  
Mir deine Wege! Send' aus deines Lichtes Fülle  
Nur einen Strahl herab, der mir den Ausgang zeigt  
Aus diesem Abgrund von Gedanken! —  
Ach, immer dunkler werd' um mich — der Boden weicht —  
Die ungewissen Füße schwanken —  
Unendlicher, erbarme dich der Schwanken  
Des Endlichen! Nur einen Strahl! — Er schweigt;  
Sein Blut erstarrt; die trübe Sitze neigt  
Sich zu der Brust; Gehör und Sprache fehlen  
Dem Staunenden. Die Krankheit edler Seelen,  
Melancholy, nimmt sündlich in ihm zu.  
Für jede Freude tobt, nur sinnreich, sich zu quälen,  
Unschlüssig zu verdammen, zu erwählen,  
Wirft er Voltaire'n oder Bayle'n,  
Woll Unmuth aus der Hand, und findet nirgends Ruh.

Auf! eile, Jüngling, in des Dehlbergs Schatten,  
Eh' deiner Feinde Zahl sich häuft,  
Eh' deinen Geist Fühllosigkeit ergreift,  
Und Muth und Kraft in dir ermatten,  
Eh' die Verzweiflung — Ach! wech' Angebenken faßt  
Bei'm Schopfe mich, wirft mich an eine Klippe,  
Daß das Gebein mir kracht, und meine Wang' erblaßt?  
Nein! der geliebte Nam' entschlüpfe nie der Lippe,  
Sei heilig meinem Schmerz in dunk'ler Einsamkeit,  
Sei von dem Pöbel unentwehrt!  
Er hat die Ruhe nun, die er gesucht, gefunden \*) —  
Eh' die Verzweiflung, die in ihrer Opfer Wunden  
Gist, statt des Balsams, gießt, bei zeugenloser Nacht  
Den Dolch dir reicht, und in der schrecklichsten der Stunden  
Dich ohne Rettung elend macht. —

Der Vorhang rauscht. — Weh' euch! Ich seh' die Frucht,  
Ihr Neuerer, die euer Beispiel stiftet;  
Jahrhunderte, durch eure Zweifel sucht  
Und Spötterei und Tollkühnheit vergiftet.  
Ich seh' die Bande der Natur  
Berrissen; Redlichkeit im Staube; Unschuld, Ehre,  
Verbann't; zerrümmert die Altäre  
Der Freundschaft; und gebrochen Pflicht und Schwur.  
Ich seh' den Untergang der edelsten Geschlechter,  
Verruchte Väter, Mütter ohne Scham,  
Zu frechen Künsten aufgezog'ne Lächter,  
Und Männer ohne Bart, gebor'ne Haremwächter,  
In denen nie der Mann zur Reife kam;  
Ich seh' die Ruh' der schönsten Ehe  
Durch einen Lovelace gestört;  
Ein junges, schwaches Weib, durch Leidenschaft bethört,  
In einem Augenblick von ihrer Tugend Höhe  
Herabgestürzt, in Thränen schwimmen; sehe  
Verführter Jungfrau'n Angst; sie schreien: Wehe! Wehe!  
Und zücken einen Dolch, den Zeugen ihrer Schmach,  
An ihrer Brust, im Schlafe, zu durchbohren.  
Unwiederbringlich ist ein ganzes Volk verloren,  
Vertrocknet seine Kraft, als wie ein Regenbach.  
Die Tugend flieht, und seufzt noch Etmaal: Ach!  
Und steigt empor zu ihrer Freunde Shore,  
Siegprangend zieht das Laster durch die Thore,  
Und Glend, sein Gefolge, wimmelt nach.  
Banditen, Phrynen, Räuber und Sitone

\*) Beziehung auf einen hoffnungsvollen jungen Mann, dessen  
übertriebener Hang zu metaphysischen Speculationen mit Tieftrau  
und Selbstmord endigte.

Sind nun ein freier Staat;  
Den Thron entweih'n Nerone,  
Narcisse den Sena.  
Ich sehe Sonnen Gold's, wie Schnee im Lenz zerrinnen;  
Ihr stolzer Herr seufzt in des Kerkers Band,  
Und seine Sklaven, seine Kupplerinnen  
Bewohnen seine Schlösser, theilen seinen Raub,  
Und stoßen seine hülfentblödeten Kinder,  
Die blüch um Brod nur seh'n, mit ihren Füßen fort.  
Der Freund erwürgt den Freund — dort fallen beide, dort —  
In jedem Frevel ausgelernete Säuber!  
Sie wälzen sich in Blut, und fluchen — fluchen sich,  
Wie Teufel thun — verzweifeln — sterben. —  
Wer brüllt zu meiner Linken fürchterlich  
Auf kaltem Stroh? Tod und Verwufung färben  
Schon seine Lippen; Gift, sein letzter Trost, durchwühlt,  
Wie Feuer, sein Gebein; Er aber fühlt  
Nicht diese Gluth; ihn tödten, and're Qualen:  
Fürchtbare Hände fahren aus der Wand,  
Die seine Thaten all' auf schwarzem Teppich mahlen;  
Er schaudert vor dem Bild zurück — starrt an den Rand  
Der Ewigkeit — und schaudert wieder. —  
Grausame Phantastie, schwing' endlich dein Gesieder!  
Und du, o Grauevolle Brust,  
Schleuß' dich vor meinen Blicken wieder! —  
Sie flieht. Der Vorhang wället nieder,  
Und die betkomm'ne Brust schöpft wieder frische Luft.

Wenn ich in meines Eifers Strenge  
Den Pflücker in der Kunst, den Meister, der sie kennt,  
Auf einen Augenblick, dem Scheine nach, vermenge;  
Verzeih' es mir, o weißes Parlament!  
Nein! weil, um zügelreien Lässen  
Sich, sorglos, wie das Thier, zu weh'n,  
Verherbte Menschen sich mit eurem Orden brästen,  
Und mißverstand'ne Gräbelet'n  
Ein tiefgelehrtes Anseh'n leih'n,  
Und vor den Strafen, die verstockten Frevlern dräu'n,  
Sich in die Burg der Allesläng'ner retten:  
Verkenne ich eu'ren milden Einfluß nicht.  
Und Ehrfurcht gegen Euch ist meine Lieblingspflicht.

Allein gesetzt, Adepten hätten  
Bis in die Nacht, wo sich sein Duell verliert,  
Der Wahrheit Lichte nachgespürt;  
Die Knoten, die um uns're Wiegenbetten  
Der Wärterinnen Einfalt flücht,  
Wie Philipp's Sohn, zerkau'n; den ersten Unterricht,  
Der an uns hängen bleibt, wie Kletten,  
Rein von sich abgeschüttelt; hätten  
Mit Adrblicken alles tief durchschaut,  
Verfäulungen, wiederkäu't, verbaut,  
Was je auf diesem Erdenrunde  
Ein Weser seinen Jöglingen vertraut;  
Und nun auf diesem Felsengrunde  
Von Forschungsgeist, Natur- und Völkertunde  
Sich ihres Denkens Schloß erbaut;  
Ist ihre Tugend aufgeklärter,  
Ist ihre Redlichkeit bewährter,  
Ihr Mitleid thätiger als unser Mitleid ist?  
Sind sie getreu're Bürger, bess're Diener,  
Im Unglück ruhiger, und in Gefahren kühner?  
Sind sie verfühnllicher im Zwist?  
Sind ihnen Weib und Kinder lieber?  
Genießen froher sie des Lebens kurze Frist?  
Und schlummern sie gelassener hinüber,  
Als, in des Glaubens Arm, der Christ?  
Eut mögt ihr sehn, ihr Herrn, doch besser bleibt besser;  
Feld Scipio war groß, Feld Gustav Adolph größer.  
Dft ist das Unglück nur, daß wir uns nicht versteh'n.  
Ihr stoßt euch an die Schladen — Laßt uns seh'n,  
Ob in dem Tegel sich das Gold bewähre!  
D, kennet ihr die reine Lehre,  
Rein, wie sie von dem Lehrer ging,  
Eh' Stolz und Eigennuß mit Lumpen sie behting,  
Du, redlicher Jean Jacques, du besender Voltaire,  
Ihr gäbt ihr heute noch die Ehre,  
Und eilet ihrem Tempel zu!

Wohl dem, Geliebter, dessen Ruh'  
Kein Zweifel unterbrach, seit, mit der Ammannahrung,  
Er jenen milden Glauben in sich sog,  
Der seine herzlichsten Verehrer nie betrog!  
Ach, auf dem Pfahl der Offenbarung

Schlüßt's sich so saunt! — Doch schränkt auf Nykt und  
 Brevier  
 Sie nicht die Tugend ein, und Schmelzheit nicht den Sinnen.  
 Zur Arbeit — ward der Mensch. Sophisten, wüßtet ihr,  
 Wie schnell die Stunden uns, bei regem Fleiß, entzinnen,  
 Wie rein die Freuden sind, die wir durch ihn gewinnen;  
 Ihr fettetet den Korwig an, wie wir!  
 Treibt euch der Müßiggang, Phantomen auszufinnen —  
 Sägt Holz! spornt euch der Hunger — lernet spinnen!

Hat sich das Auge dieser Welt  
 Durch einen Stoff vom blinden Chaos trennen,  
 Und so den Platz am Himmel nehmen können,  
 Daß es uns nicht verzehret, nur wärmert und erhellt?  
 Wer hieß die Millionen Lichter brennen,  
 Die fähle Ruh' und sanften Wiederschlein,  
 Von ihrem Thron, auf uns're Hüften streu'n?  
 Und wer gebot dem Mond, die Erde zu begleiten?  
 Und wer ist's, der den Ocean  
 Besähmet, daß er nicht aus seinem Ufer gleiten  
 Und uns die Sündfluth wiederbringen kann?  
 Wer hatte Kraft, den Mantel auszubreiten,  
 Der taufendfarbig über uns're Haupte fließt,  
 Des Kreuzes Hoffnung und des Herbstes Schätze  
 In seiner Falten Schooß verschleift?  
 Wer gab dem Wasser und der Luft Gesetze,  
 Daß keines in das andre sich verlor?  
 Wer schrieb den Winden ihre Laufbahn vor?

Ist euer Auge blind, verschlossen euer Ohr,  
 Daß ihr des Schöpfers noch nicht achtet,  
 So kehrt in euer Herz zurück!  
 Vielleicht entdeckt ihn euer Blick,  
 Wenn ihr euch selbst, vom Wahne frei, betrachtet.  
 Der Geist, der in euch wohnt, der nach Unsterblichkeit,  
 Voll unstillbaren Durstes, schwachet;  
 Mit zitternder Begier die Dunkelheit,  
 Die euch umhüllet, zu durchbrechen trachtet;  
 Sich müthig in die Wolken schwingt,  
 Und Klarheit aus der Sonne trinkt;  
 Der alles um euch her zu eurem Dienste zwingt,  
 Und, Herr der Erde, selbst erfindet,  
 Zusammenträgt, erbaut, verbindet,  
 Verschönert, umschafft und zerstört;  
 Der Drang, den euer Herz bei fremdem Leid empfindet;  
 Die Wollust, die ihr oft in stillen Thränen findet;  
 Der Schauder, der durch euer Wesen fährt,  
 Wenn eure Jugendstärke schwindet,  
 Euch Alter oder Krankheit überwindet,  
 Und ihr den Tritt des Todes hört:  
 Ach! alle diese Stimmen klagen  
 Euch Himmelstürmer an; sie zwingen euch, zu jagen  
 Und vor dem Herrn von euren Tagen,  
 Und allem was da lebt, anbetend hinzuknien.  
 Noch herrlicher erblickt ihr ihn  
 In Männern, die sein Bild auf ihrer Stirne tragen  
 In Newton und in Antonin.  
 Ja, lauter, als die Sonnentraße,  
 Und der Planetentanz um sie,  
 Als der Kometen ungemess'ne Reife,  
 Des ganzen großen Haues Harmonie,  
 Und der Geschöpfe wunderbare Stufen,  
 Vom Wurme bis zum Behemoth,  
 Vom Schwamme bis zur Eiche — lauter rufen  
 Die Tugend, das Genie: Es ist ein Gott!  
 Ihr fählt es, doch um neu, um sonderbar zu scheinen,  
 Treibt euch der Stolz, es zu vernennen,  
 Obgleich das Herz den Lippen widerspricht.  
 O! lernt erst dieß Gefühl bekämpfen,  
 Lernt des Gewissens Aufsuhr dämpfen,  
 Sonst seid ihr Atheisten nicht.

War je ein Mensch, der keine Gottheit glaubte,  
 So wußt' er nichts von innerlichem Streit  
 Und grübelnder Epißindigkeit;  
 Er schwamm im Strom; der Dinge fort, erlaubte  
 Sich jeden Wunsch, blieb in der Freude kalt,  
 Und kalt im Schmerz. Vom heftigen Verlangen,  
 Der Wesen Triebwert zu umfassen  
 Und jedes Rad zu seh'n, hat nie sein Blut gewallt;  
 Vertieft in traurige Chimären,  
 Schlich er dahin, vom Rigel fern,  
 Sich im Marktschreierston zu lehren,  
 Und kleine Geister zu bekehren;  
 Sah ungerührt der Wissenschaften Kern

In Follanten eingetragen,  
 Die Narren, die sich bläh'n, und Narren, die verzagen,  
 Das Kaiser auf dem Thron, die Tugend auf dem Block;  
 Ihm galt sein Leben, wie sein Rod;  
 Er zog ihn aus, wenn er ihn drückte;  
 Kein Kummer nagte, keine Hoffnung süßte  
 Sein welkes Herz; nichts band ihn an die Welt;  
 Der gold'nen Feyenmährchen müde,  
 Mit denen sich die Jugend unterhält,  
 Umgab ihn todtenstillen Friede.  
 So glommt er langsam weg, erlosch und merkt' es kaum;  
 Sein Tod war, wie sein Leben, nur ein Traum.

Doch, Muse, halt! Zurück in deiner Kräfte Raum!  
 (Du, Schmetterling, wirfst dir den Fittig senger!)  
 Bin ich der Mann, den Unfinn zu verdrängen,  
 Der, von der Sein e her, im Strom' der Mode kömmt,  
 Und unser Deutschland, ungehemmt,  
 Mit Wörterbüchern und Romanen und Gesängen,  
 Voll schalen Wizes, überschwemmt?  
 Umsonst hat Mancher schon entgegen sich gestemmt,  
 Die Schlüsse umgestürzt, geprüft die Anekdoten,  
 Entblößt des Spottes traurige Figur;  
 Umsonst hat man, weil keine Cur  
 Gelingen will, Fiscal und Henker aufgeboten.  
 Die Herr'n gefallen sich in der Caricatur,  
 Halb Skeptiker und halb Deisten,  
 Und wissen stets den Weg, sich tiefer einzunisten.  
 Sie lesen nichts, was ihren Kopf beschwert;  
 Und halten sie's der Müß', es durchzubläutern werth,  
 (Statt Opiume, wenn ihnen Schudenslisten  
 Durch's Köpfschen zieh'n,) so bringt ihr ausgelass'ner Hohn  
 Des Deutschen trock'nen Ernst, die Opponentenmiene,  
 Den feierlichen Kanzelton  
 Gleich parodirend auf die Bühne.  
 Wir ärgern uns, und schreiben noch einmal;  
 Logik, Metaphysik, Dogmatik und Moral  
 Wird ausgekramt; nun glaubt man sie zu haschen;  
 Sie drehen sich — weg war der Kal!  
 Ha! lieber wollt' ich Nothren waschen!

Sprecht aber, Freund, was wollen nur  
 Die philosophischen Despoten?  
 Vertilget ist der falschen Eiferer Spur,  
 Die der Vernunft mit Nacht und Fesseln drohten,  
 Vertrocknet das vergoß'ne Blut,  
 Und ausgeblüht der Scheiterhaufen Gluth.  
 Die orthodoxischen Scholasten,  
 Die, wie ein Priester, wild, wann Phöbus in ihm stürmt,  
 Sich über Dogmen, die sie selbst nicht faßten,  
 Und über Träumerei'n, auf Träumerei'n gethärt,  
 Zum Aergerniß der Laien haften,  
 Sich bis in's Grab verfolgten — ach, sie rasten,  
 Tief in des Lebens Strom getaucht!  
 Der Zinse dorfe Schwindel ist verrauht.  
 Die Fürsten weiden ihre Nationen,  
 Als gute Hirten, mit gelindem Stab;  
 Im Frieden werden wir geboren, wohnen  
 Im Frieden, sinken freudlich in das Grab.  
 Kein Bannstrahl aus dem Vaticane  
 Schreckt die Regenten, keine Kreuzesfahne  
 Ruft das betrog'ne Volk von seiner Pflugchar a  
 Der Bund, der, wie mit einem Talismane,  
 Von Rom bis Paraguan der Welt Gesetze gab,  
 Er ist zerstört; die trägern Lagediebe  
 Flieh'n scheu zurück zur Zelle, zum Altar.  
 Die Priester lehren einen Gott der Liebe,  
 Und zwingen nicht zum Glaubensformular.  
 Wer mild und gütig ist, wie einst ihr Meister war,  
 O, dem verzellen sie des warmen Blutes Triebe.  
 Ruft einer unter ihnen noch:  
 „Streng ist sein Wille, hart sein Joch,  
 Und den trifft ewig Fluch, der weicht von den Geböthen!“  
 So spotten selbst die Weisern des Zeloten.

Und dennoch schrei'n die aberklugen Herr'n  
 Noch über Wahn und Blindheit, schickten gern  
 Ihr Licht zu uns herab, zu uns Lebendigtoten.  
 Nein! nein! behaltet nur die Fackel der Vernunft!  
 Wir scheuen allzugroße Helle;  
 Des Glaubens Lämpchen g'nügt für uns're kleine Zelle.

Genug von der Apostelkunst!  
 Laß uns, mein Freund, den Gott im Stillen lieben,

Der uns zuerst geliebt, der uns an Kindesstatt  
 Von Ewigkeit gewählet hat,  
 Von Ewigkeit uns in sein Herz geschrieben,  
 Und für ein grenzenloses Glück bestimmt;  
 Der gern das Schaf, das aus der Irre kehret,  
 Zur großen Herde wieder nimmt;  
 Der sanfte Pflichten nur uns lehret:  
 Die Mäßigkeit, die durch sich selbst uns lohnt;  
 Die Menschenliebe, die (der unsichtbaren Güte  
 Statthalterin!) in edlen Seelen wohnt;  
 Und die Geduld, die bei zerschlag'ner Blüthe,  
 Bei Flammenraub, beim Sarg des Sohnes und der Braut,  
 In die entflohenen Tage schaut,  
 Und nicht vergißt, daß er, der ungern kränket,  
 Zum Besten stets die kurzen Leiden lenket;  
 Und ruhige Gemüthsamkeit;  
 Und himmlische Verträglichkeit,  
 Die dem Beleidigter verzeiht,  
 Und den nicht haßt, der irrig denkt.

Ein guter Gott ist er, dem unerschrock'ner Muth  
 Und eines reinen Herzens Kalten  
 Mehr, als der jungen Kinder Blut  
 Und Satombenstolz, gefallen;  
 Dem unbewußt kein Haar von uns'rem Haupte fällt;  
 Der mütter Thaten kleinste kennt,  
 Und jede Luft, die im Verborg'nen brennet,  
 Und jeden Wind, der meine Segel schwellt.  
 Wär' er zu groß, um mich sich zu bekümmern,  
 Ein Gott Homer's, der auf dem Ida schlief,  
 Indeß aus tiefer Noth das Heer der Teucer tief;  
 Ließ, unter ihres Glückes Trümmern,  
 Er, ohne Trost, die Unschuld ewig wimmern;  
 Wo bliebe seine Macht? wo seine Gegenwart?  
 Hält den Unendlichen im Himmel wer gefangen?  
 Ist seinem Blick der kleinste Wurm entgangen?  
 Hat noch ein Mensch umsonst auf ihn geharrt?  
 Nur fordere nicht, du Thor, daß sich, auf deine Bitte,  
 Die Ordnung der Natur zerrütte,  
 Sich aus der Dinge Kett' ein Glied  
 Verdrehe; daß, erweicht durch eines Schwärmer's Lieb,  
 Auf dürre Flur der Himmel Regen schütte,  
 Die Pest verschwinde, die dein Volk verheert;  
 Und daß der Untergang verschone deine Hüfte,  
 Wenn du sie selbst durch Schwelgerei zerstört!  
 Nur murre nicht, kurzfristiger Bewohner  
 Des kleinsten Punct's, wenn dir ein Plan mißlingt,  
 Wenn Unank triumphirt, Verdienst mit Mangel ringt,  
 Wenn, deinem Dünkel nach, der Schooner  
 Des Frevel's Stolz zu lange trägt!  
 Was bist du gegen den, der Recht und Unrecht wägt?  
 Du siehst dich um — und stirbst! der Wiege folgt die Bahre!  
 Ihm ist ein Tag, wie tausend Jahre,  
 Und tausend Jahre wie ein Tag.  
 Er sah den Keim der in der Erde lag —  
 Den Baum — den Blitz, der ihn zerplittert,  
 Mit einem Blick. Der Sturm, der hier ein ganzes Land  
 In seinem Mittelpunct' erschüttert,  
 Bringt dort ein hoffnungsloses Schiff zum Strand.  
 Vor ihm entwickelt sich, was ungleich und verschlungen  
 Hienieden scheint; des Lebens Dämmerungen  
 Berstehen ihm in Licht.  
 Dein Auge folgt dem Flug der Lerche nicht,  
 Und will bis in den Himmel reichen?

Ein guter Gott ist er, der nicht von mir begehrt:  
 Du sollst in finst're Wästen schleichen,  
 Von deiner Sündenlast beschwert,  
 Dich nähren, wie der Stier sich nährt!  
 Der nicht umsonst, so flehlich anzuschauen,  
 Das Weibchen und die Traube schuf;  
 Der Vater Noah'n den Beruf,  
 Der Sorgen Gegengift zu brauen,  
 Und mit den Trief verkleb, mein Nestchen auch zu bauen;  
 Der Vogel für uns singen, Quellen rauschen, Auen  
 Im Lenze blühen heßt, und laue Weste weh'n;  
 Ich, der nicht sauer steht, wenn wir mit frischen Kränzen  
 Des Frühling's Wiederkehr, der Ernte Fest begeh'n,  
 Und, unter Liedern, unter Länzen,  
 Voll Dankes auf zu seinem Himmel seh'n;  
 Wenn wir der Tonkunst Reiz tief in der Seele fühlen,  
 Wenn Schwärmer's Sauber bald den wonnetrunken Geist  
 Hinüber in das Land beglückter Schatten reißt\*),

\*) Alice war um diese Zeit erschienen.

Bald, uns're Phantasie zu kühlen,  
 Ein Liedchen aus der Jagd von Chloens Lippen fließt;  
 Wenn wir, der Arbeit müde, mit Poeten,  
 Den edlen Söhnen der Natur,  
 Des Winters lange Weile iddten,  
 Und, aus Gesundheitsliebe nur,  
 Die trägen Geister zu erwärmen,  
 Mit weisen Freunden weise schwärmen;  
 Setzt, bei der Journalisten Kagenwuth,  
 Nicht ohne Schadenfreude, kitzeln,  
 Und jetzt, bei Toby's Laun' und Trimm's gelass'nem  
 Blut

Das Zwergfell heilsamisch erschüttern:  
 Denn Lachen schüßt vor Spleen, begünstigt das Verdau'n,  
 Und riß sogar, darf man der Sage traun,  
 Den Mann, der Nartheit pries, einst aus des Todes  
 Klau'n\*).

Ein guter Gott ist er, (wenn die Kunst von Göthen \*\*)  
 Im Schauspiel nichts, als weit und breit  
 Des Satans Werkhaus, sieht), den Frevel gern verzeiht,  
 Daß wir uns an Bayren's Leid,  
 An Werner's guter Seel' ergötzen,  
 Und nicht dem Mann, der unser Herz erfreut,  
 Für seine Mäß', aus Dankbarkeit,  
 Ein Stühlchen in der Hölle setzen.

Wer diesen Gott mir zu entzieh'n vermag,  
 Sein theures Bild aus meinem Herzen  
 Mit Pfeilen der Satyre mergen,  
 Mich so erleuchten will, der ist mein Feind,  
 Und so gelehrt und klug er immer scheint,  
 Mir ist er nur ein gifterfüllter Schwäger.

Ich lobe mir gesunden, schlichten Sinn,  
 Und danke Gott, daß ich kein Gräßler bin.  
 Schlende' ich auch dann und wann auf einen Abweg hin,  
 So sey's mit Nothanker, dem Rezer,  
 Und seinen Brüdern in den Herrn;  
 Dem nachsichtsvollen, sanften Stern,  
 Und o! dem guten Wakefieldern.  
 Ich hasse Fanatismus, der uns wilder  
 Als Cannibalen macht.  
 Mich strecken Fabeln nicht, in über Zellen Nacht,  
 Vom blöden Müßiggang erdacht!  
 Noch von der Barbarei in Holz geschnitzte Bilder  
 Des pferdefüßigen Monarch's vom Schwefelspühl.  
 Im Dunkel thront des Richters Stuhl,  
 Im Dunkel ruhen seine Blicke.  
 Weh' dem, der mit verweg'ner Stizze  
 Den Vorhang zu zerreißen wagt;  
 Den schwarzen Ausfluß seiner Galle  
 Der Gottheit unterschiebt; mit hohler Stimme Schalle  
 Furcht in die schwächern Seelen jagt;  
 Und rasch das Urtheil spricht, daß Socrates, der Weise,  
 Der, für die Wahrheit, unverzagt  
 Begann die ungewisse Reise,  
 Und Marc Aurel und Titus und Trajan  
 Für ihrer Großmuth gold'ne Thaten,  
 Nun ewig an dem Spieß und auf dem Roste braten,  
 Weil sie den Stern aus Morgenland nicht sah'n!  
 Streit, wie ihr wollt, mein Herz setzt sich dawider.  
 Naturalist, Deist, Papist und Protestant  
 Sind alle meine lieben Brüder,  
 Und nur auf den seh' ich voll Abscheu nieder,  
 Der Menschenliebe nie empfand —  
 Auf euch, die ihr mit Feuer und mit Schwerte  
 (Wozu verführst du nicht, verfluchter Durst nach Gold!)  
 Die Bürger einer halben Erde,  
 Geschwinder, als der Donner rollt,  
 Von ihrem väterlichen Herde,  
 Von ihren Tempeln weggeschreckt,  
 Sie, wie des Balbes Thier', erschlagen,  
 Mit euren Seuchen, euren Kavern angedeckt,  
 Und über sie die schrecklichste der Plagen,  
 Die Sklaverei gebracht!  
 Ihr habt des Christen Ruhm, mit welchem ihr euch brühtet,  
 Zum Fluch der halben Welt gemacht.  
 Wie werd' ich gegen Euch entrüstet,

\*) Anspielung auf die Anekdote von Erasmus's Schwär.

\*\*) Der berühmte Dithobor dieses Namens hat sich selbst, in  
 der bekannten Geschichte mit dem Pastor Schloffer, an die  
 Spitze der Theaterfeinde gestellt.

Wenn Schwermuth meinen Geist auf jene Küsten bannt,  
Wo ihr mit Menschenblut erkauf, was euch gelüftet;  
Wo Menschen, so wie ihr, mit Thränen nach dem Land,  
Aus dem ihr sie entführtet, schauen,  
Mit Thränen eure Felder bauen,  
Von Hunger abgezehrt, von Arbeit übermannt,  
Gespenstern gleich, die Nachts um Gräber schleichen,  
Entkräftet, wand, in ihrem Joche keuchen;  
Wo für ein Nichts ihr sie auf Foltern spannt,  
Und ihr Geschrei und eurer Peitsche Knallen  
Erschrecklich mir von Felsen wiederhallen!

Philosophie — ich hab' es schon bekannt —  
Philosophie laß' ich in ihrer Würde!  
Sie zeuget Freiheit, Jugend, Muth; entstammt  
Das Herz für Gott, von dem sie stammt;  
Erleuchtet menschenfreundlich uns die Bürde  
Des Lebens; ist ein Quell in dürren Wästenel'n;  
Der Pharus, dessen sanfter Schein  
Mein Schiffchen wahr, daß es nicht strandet.  
Entwicket sie aus einem Lande,  
So wankt der Thron, und der Monarch  
Kann sich durch keine Schweizer schützen;  
So läßt den Dolch, den er bisher verbarg,  
Der Aberglaube wieder blitzen,  
So wird die Freistadt der Vernunft — ein Sarg;  
So steigen unzählbare Stimmen  
Im Schlaf erwürgter Opfer himmelan;  
Im blutbedeckten Bette schwimmen  
Der Schüchling und der Mann;  
So sieht das Weib mit häßlichfrohem Lächeln,  
Des Gatten Schelterhausen glüh'n;  
Der Vater hört entzückt des Sohnes Acheln,  
Er tödtete ja Gott zu Ehren ihn;  
So schleicht, im Tartarischen Gewande,  
Das Laster frech von Haus zu Haus,  
Und bringt in die Geschlechter Zwist und Schande  
Und saugt das Mark des Landes aus;  
So schließen Geld und Geißelung die Thore  
Des Himmels auf, und moderades Gebein  
Befreit vom Kropf, vom Stein, vom Hipperlein;  
So hebt das Volk vor einem Metore,  
Vor einer alten Frau, vor eines Raben Schrei;  
Den Landmann treibt Schwärmerel,  
Daß er in Wälder flieh', in Mauern sich versperrt;  
Todt liegt der Acker — eine Wästenel;  
Die Wissenschaft wird Barbareel,  
Und die Religion — Geplärre.

So jammervoll, durch Glaubenszwang entstellt,  
Gehüllt in öde Finsternisse,  
Lag Deutschland ein. Daß aus den Chroniken der Welt  
Ein Genius die schwarzen Blätter risse! —  
Doch mit hellglänzendem Panier  
Stieg Weisheit wieder von dem Himmel,  
Mit ihr der Friede; das Gewimmel  
Der Dummheit floh; die Nacht verschwand; die Thür  
Des Glends wurde zugeriegelt! —  
Dank sei ihr, ewig Dank dafür!  
Nur wenn sie sich vermiszt, sich ungezügelt  
In's Meer der Gottheit stürzt, und klügelt,  
Wo, tief anbetend, der Verstand  
Der Leibniz's, der Haller's stille stand,  
Wo selbst der Seraph seinen Mund verriegelt —  
Wird sie zum Schwert in eines Karren Hand.

So denk' ich, theurer Freund, und lasse  
Die Geißel von der höhern Klasse  
Den alten Wein aus Rom und Griechenland  
Mit ihres Witzes Schaum durchwässern,  
Und uns're beste Welt regieren und verbessern.  
Auch laß' ich gern den Unverstand,  
Wie's ihm beliebt, die Schredwand  
Des Himmels und der Hölle setzen,  
Und Erd' und Himmel wider den berhegen,  
Der Spott mit seinen Anathemen treibt.  
Nicht weiß Apoll und Freundschaft und Vergnügen  
Um meine Muse zu betrügen,  
Daß zu Sophisterei'n und Glaubensritterzügen  
Kein Viertelstündchen übrig bleibt.  
Ich lebe, frei von schwarzen Sorgen,  
Gemächlich in den Tag hinein,  
Und denke nur am frühen Morgen,  
Ihn ganz mit Blumen zu bestreu'n.  
Um mich des Augenblicks zu freu'n,

Ward mir der Zukunft Nacht verborgen.  
Ja, Freund, hauchhät' ich mit der Zeit  
Und mit der Freude farg verfahren,  
Geselesen die Gelegenheit,  
Für träge Stunden Seiterkeit,  
Und Hoffnung, wenn ein Sturm uns drüt,  
Und einen Wunsch für morgen sparen —  
Hat keinen Weisen noch gereut,

Und daß ich nicht auf diesem Pfade wankte,  
Verdank' ich Ihm, dem ich mein Leben danke.  
Ach, welch ein Mann! Wohl Menschenfreundlichkeit,  
Wohl echter, deutscher Redlichkeit!  
Ihm gleich zu seyn — welch ein Danke!  
Froh that er seine Pflicht, und fürchtete nur Gott,  
Und dient' ihm ohne Falsch, und haßte frechen Spott.  
Ein guter Vater, liebevoller Gatte,  
War er vergnügt mit seinem Loos,  
Im Leiden durch Schuld, im Glück durch Demuth groß;  
Und sand, wenn er die Last des Tags getragen hatte,  
Den süßten Lohn in treuer Freundschaft Schooß,  
Und im Genuße häuslich stiller Freuden,  
Die das Geräusch der großen Häuser meiden.  
Ach, meine Brust bleibt ewig sein Altar!  
Sein Beispiel, das mich früh zu gutem Muth gewöhnte,  
Heil ihm, daß er's mit einem Tode krönte,  
Der lehrreich, wie sein Leben war!  
Ihn schreckte nicht die steigende Gefahr!  
Sein Auge lächelte, da seine Lippe stöhnte,  
Und schon Berührung ihm durch jede Nerve drang.  
„Ich gehe, sprach er, meiner Väter Gang;  
Was weinet ihr wenn ich mich freue?“  
Weg mit der Feder! — Fließt, ihr Thränen, fließt auf's  
neue! —

Und, daß ich nie sein edles Bild entweiche,  
Erian'ung, stell' es mir so treu, so täuschend wahr,  
Als es mich jetzt umschwebt, auf jedem Schritte dar! — —

Wenn auch mein Stundenglas gemach zum Ende rinnet,  
Die Ewigkeit vor meinen Blicken tagt,  
Das schreckliche Verhör beginnt,  
Dem der verborgenste Gedanke nicht entrinnet —  
Und dann kein Fluch verführter Unschuld mich verklagt,  
Kein Haß in meinem Busen lodert,  
Kein Mädel seiner Väter Schweiß, kein Freund  
Das anvertraute Pfand von meinen Händen fodert,  
Noch über mich des Armen Witwe weint;  
Wenn der Gedank' an mit vergoss'ne Thränen,  
An einen Wassertrunk, dem Dürstenden gereicht,  
Alein mir übrig bleibt, indes, vom Tod verschreckt,  
Der stillen Freuden Chor auf immer von mir weicht;  
Wenn meines Lebens bunte Scenen,  
Mit Schwachheit nur und Irthum ausgefüllt,  
Des Vaters Lieb' in ihren Schleier hält,  
Des Vaters, der durch Reue sich veröhnen,  
Und Gnade gern für Recht ergehen läßt;  
Wenn um mein Ohr der Freundschaft Geuzer tönen,  
Und ihre Hand nicht meine Hand verläßt —  
Soll ich dann noch vor Menschenandrohung zittern,  
Und meiner Augenblicke Rest:  
Durch selbstgemachte Furcht verbittern?  
Das gebe deine Huld nicht zu,  
Du liebevoller Quell der Ruh!  
Erhöre mein Gebet, das mit dem Dank der Biene,  
Das mit der Lerche Lied sich himmelan erhebt;  
Berleith', daß diese lebende Maschine  
Dem Geist, der immer aufwärts strebt  
Und wieder niederfällt und an dem Boden klebt,  
In einem sanften Kerker diene,  
Bis ihn dein Ruf zu deinem Throne hebt!

Geliebter, dessen holde Biene  
Stillschweigend mir vor Augen schwebt,  
Wenn sich mein Geist, von Traurigkeit durchbebt,  
Mit seinen Schlummernden begräbt;  
Du, der igt unter Engeln lebst,  
Du gut für eine Welt, wo zartgeschaffnen Seelen,  
Die, Mißtrau'ns unbewußt, oft nach dem Scheine wählen,  
Auf jedem Tritt die Falschheit Nege webt,  
Und eine Gruft für ihre Treue gräbt —  
Wein Seebach\*), der mich unter seinen Fäßen

\*) Er starb 1773, als Hofmeister zu Göttingen, seinen Frauen wegen seines Herzens, unvergeßlich.

Verlassen irren sieht — komm' dann herabgeschwebt,  
Den letzten Kampf mit zu verlassen,  
Zu stärken den erschöpften Geist  
Und ihn, wenn er sich los von seinen Banden reißt,  
Mit Siegeskleidern zu begrüssen.

### Pflicht und Liebe.

Du, der ewig um mich trauert,  
Nicht allein, nicht unbedauert,  
Jüngling, seufzest du;  
Wann vor Schmerz die Seele schauert,  
Lüget meine Stille Ruh.

Deines nassen Blickes Flehen  
Will ich, darf ich nicht verstehen;  
Aber zürne nicht.  
Was ich fühle, zu gestehen,  
Untersagt mir meine Pflicht.

Unbekannt mit Reu' und Leide,  
Wie die Lämmchen auf der Weide,  
Spielten ich und du.  
Jeder Tag rief uns zur Freude,  
Jede Nacht zur sanften Ruh.

Ewig sind wir nun geschieden!  
Damon, liebst du Philaiden,  
Fleuch ihr Angesicht!  
Nimm ihr nicht der Tage Frieden,  
Und der Nächte Schummer nicht!

Freund, schweif' aus mit deinen Blicken!  
Laß dich die Natur entzücken,  
Die dir sonst gelacht;  
Ach, sie wird auch mich beglücken,  
Wenn sie dich erst glücklich macht.

Trauter Jüngling, lächle wieder!  
Steh, bei'm Grusse froher Lieder  
Steigt die Sonn' empor!  
Trübe sank sie gestern nieder;  
Herzlich geht sie heut' hervor.

### Die Trauer.

#### Romanze.

Die Schönen sind fährwahr geplagt  
In Tiefen und auf Höhen.  
Weil ihnen Thränen, wie man sagt,  
Leicht zu Gebote stehen,  
Und weil Schmerz ihren Reiz erhöht,  
Verfolgt des Schicksals Laune  
Schnell, wie ein Wetterhahn sich dreht.  
Die Blonde, wie die Braune.

Bald bricht ein kleiner Hund das Bein,  
Bald fliegt ein Specht zum Fenster,  
Bald fällt zur Unzeit Regen ein,  
Bald wird ein Mädchen kranker,  
Bald reißt ein Schäfer über's Meer,  
Bald hört er auf zu lieben,  
Und was dergleichen Anlaß mehr,  
Sich herzlich zu betrüben.

Doch Henriettens Unglücksstern  
Ist keinem zu vergleichen.  
Laßt es, ihr lieben Frau'n und Herr'n,  
Zum Mitleid euch erweichen!  
Ihr, die ihr Leidende beklagt,  
Fühlbare, gute Seelen,  
Euch wird es, wenn euch Kummer nagt,  
Auch nicht an Tröstern fehlen.

Denkt euch ein Mädchen, das jetzt hold,  
Jetzt sinster sich gestaltet,  
Und ob es lacht, und ob es schmolzt,  
Stets neuen Reiz entfaltet;  
Ein Mädchen, Meister im Talent  
Die Herzen anzuketten,  
Und schalkhaft, wie ihr wenig kennt,  
So hab' ihr Henrietten

Noch matt von einem Austerschmaus,  
In weißer Morgenkutte,  
Sah sie und dachte Masken aus  
Zur kommenden Redoute.  
Da pocht es an. — „Hörin!“ — Ein Brief!  
Mit schwarzem Rand und Siegel!  
Sie nahm ihn, wie im Traume, laß  
Halbtaumelnd ihn zum Spiegel;

Und rief die Neugelchen sich hell,  
Und buchstabirte leise:  
„Die arme Mutter! — gestern — schnell —  
Erschrück nicht! — Du bist Waise!“ —  
Sie sinkt — so sinkt, von Drossman  
Durchbohrt, Jayre nieder.  
Mama! ruft sie, so laut sie kann,  
Ma! schallt's im Zimmer wieder.

„Du, hält nicht Abgang und Ersatz  
Auf Erden gleiche Schritte!  
Die Mutter macht der Tochter Platz,  
War das nicht immer Sitte?“  
So schreit vielleicht ein Philosoph  
Aus weinerhitzter Kehle.  
Alein gewebt aus feinem Stoff  
War meiner Heldin Seele.

Und diesmal floß ihr tiefes Leid  
Aus zwei verschied'nen Quellen.  
Salz galt es frommer Dankbarkeit,  
Und halb den Maskenballen.  
O, werdet auch im Carneval  
Zum Freudenhaß verpflichtet,  
Dann setet euch in ihren Fall,  
Ihr Schönen, dann erst richtet!

Elise, die gern Thränen stillt,  
Berührte gerne leidet,  
Und über kleine Schwächen mild  
Der Liebe Mantel breitet;  
Elise steht der Freundin bei  
In dieser schwarzen Stunde,  
Und gleißt, gleich einer guten Fei,  
Ihr Balsam in die Wunde.

Weil aber alles fruchtlos ist,  
Trost, Bitten, Wangenstreicheln,  
Erkennt sie plötzlich eine List,  
Um ihrem Schmerz zu schmeicheln.  
Ein alt Rezeptchen fiel ihr ein;  
(Es hilft, ihr könnt's versuchen.)  
Den Kindern, wenn sie trostlos schrei'n,  
Sib Puppen oder Kuchen!

„Kind,“ spricht sie, „eine Stunde nur  
Laß ab vom lauten Jammer!  
Pariser Rock und Garnitur  
Sind schon in deiner Kammer.  
Wirf dich in Trauer! komm' bald nach!“ —  
Sie geht, und Henriette  
Fand, was die Freundin ihr versprach,  
Auf ihrer Toilette.

Sie drückt sie schluchzend an die Brust,  
Die theuren Klaggewänder,  
Und löset schon, sich unbewußt,  
Des Nachtkleids Rosabänder.  
Busch steht sie, wie Cornelia  
Mit des Pompejus Urne,  
So schwarz und majestätisch da,  
Als trügen sie Cothurne.

Ihr glaubt nicht, wie durch diese Tracht  
Farb' und Contour gewannen!  
Ihr Busen glänzt, wie Schnee bei Nacht,  
Die Taille ist zu umspannen.  
So reizt im Probeschleier nicht  
Die jüngste Klosterchöne,  
Und ein zerknirschteres Gesicht  
Macht keine Magdalene.

Indessen war von Club zu Club  
Die Trauerpost gestiegen.  
Schon kommt, nach liebreichem Brauch, ein Trupp  
Bistten angezogen.

Man sieht sie, raunt, und prallt zurück,  
Fängt an zu peroriren,  
Und wünscht ihr zu der Trauer Bild,  
Anstatt zu condoliren.

Ach, aber in der Dinge Lauf  
Wird mancher Spas verdorben.  
Ihr Bruder schreibt den Tag darauf:  
„Mama ist nicht gestorben.“  
„Als bald erlischt der Wange Roth,  
Des blauen Auges Schimmer!  
Sie rafft sich auf, und stirzt halbtodt  
In ihrer Freundin Zimmer.

„Elise, theile meinen Schmerz —  
Die Freude, wollt' ich sagen! —  
Ach, dein Geschenk — mir bricht das Herz —  
Ich darf's hinfort nicht tragen.  
Ich kann nicht länger ohne Grund  
Der Mutter Thränen zollen,  
Und morgen geh' ich wieder bunt,  
Weil es die Götter wollen.

Denn ach, gestorben ist sie nicht,  
Ist wieder außer Bette —  
Und dein Geschenk' — Elise spricht:  
„Sei ruhig, Periclette!  
Du hängst es hin. Ein schwarzes Kleid  
Stiegt über Zeit und Mode.  
Man spart es auf ein and'res Kleid,  
Gleich einer Trauerode.

Doch hat ein alter Mann dereinst  
Dir Lonnen Gold's verlassen;  
Und weist du dich, so sehr du weinst,  
In den Verlust zu fassen;  
Fühlst du im Wittwenstöße schon  
Den Gang zu süßern Banden;  
Dann melde ja kein Possillon:  
Der Mann ist auferstanden!“

#### Mütterliche Warnung.

Selbst die glücklichste der Ehen,  
Tochter, hat ihr Ungemach;  
Selbst die besten Männer gehen  
Desters ihren Launen nach.  
Wer sich von dem gold'nen Ringe  
Gold'ne Tage nur verspricht,  
D, der kennt den Lauf der Dinge  
Und das Herz des Menschen nicht!

Manche wirft sich ohne Sorgen  
In des Gatten Arm, wie du,  
Und beweint am andern Morgen  
Ihre Freiheit, ihre Ruh.  
Aus dem Sklaven ihrer Blicke  
Wird ein mütterlicher Tyrann;  
Wanger Kummer folgt dem Glück,  
Das mit ihrem Traum zerrann.

Doch dein Glück dir selbst zu schaffen,  
Tochter, steht in deiner Hand:  
Die Natur gab dir die Waffen,  
Gab dir Sanftmuth und Verstand.  
Lerne deines Gatten Herzen  
Liebevoll entgegen geh'n,  
Leichte Kränkungen verschmerzen,  
Kleine Fehler überseh'n.

#### E c h o f.

Die deutsche Bühne war der Nachbarn Hohn;  
Verzerrung galt für Wisz, Klopffechten und Gebelle  
Für Leidenschaft; da sandt' Natur uns ihren Sohn.  
Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,  
Stieß er den Unsinn vom entweihten Thron,  
Und setzte Wahrheit an die Stelle.  
Die ihr dem Heiligthum Neopomenens euch naht,  
Ihm opfert dankbar an des Tempels Schwelle,  
Ihm widmet Herz und Mund und That!  
Wist: Echhof war es, der dem tiefen Dritten,  
Dem leichten Gallier den Vorberzweig entwand!  
Wist: Er schuf euch die Kunst, und adelte den Stand,  
Drakel eures Spiels, und Vorbild eurer Sitten.

#### W e i b e r l i s t.

Weiberlist höhnt Schloß und Riegel;  
Selbst ein Argus wird berückt,  
Wenn nicht Färtlichkeit das Stiegel  
Auf den Bund der Treue drückt.

Wilder schwärmet, hinter Gittern,  
Die entbrannte Phantastie;  
Die, wie Sklaven, vor ihm zittern,  
Lieben ihren Gatten nie.

Dester macht der Mangel Diebe,  
Dester, als Gelegenheit.  
Liebe nur erzeuget Liebe,  
Treue nur Beständigkeit.

#### L i e b.

Wie der Tag mir schleichet,  
Ohne dich vollbracht!  
Die Natur erblicket,  
Rings um mich wird's Nacht.  
Ohne dich hält alles  
Sich in Schwermuth ein,  
Und zur den Wüste  
Wird der gränste Pain.

Kommt der Abend endlich  
Ohne dich heran,  
Lauf' ich bang und suche  
Dich bergab, bergan,  
Hab' ich dich verloren.  
Bleib' ich weinend steh'n,  
Glaub', in Schmerz versunken,  
Langsam zu vergeh'n.

Wie ich ahnend zitt're,  
Wann dein Tritt mir schallt!  
Wann ich dich erblicke,  
Wie das Blut mir wallt!  
Doffnest du die Lippen,  
Klopft mein ganzes Herz.  
Deiner Hand Berühren  
Reißt mich himmelwärts.

#### Glück und Unglück.

##### Erzählung.

Zwei Freunde, die sich lange nicht geseh'n,  
Begegneten sich einst; (den Ort hab' ich vergessen).  
Wie geht's? fragt' Einer — Wie soll's geh'n?  
Bald hoch, bald tief. Ich hab' indessen  
Ein Weib genommen. — Nu! das hast du gut gemacht —  
Nicht gar zu gut. Zwar hat's im Schlasfe  
Zwei hundert Pfund mir eingebracht —  
Zwei hundert Pfund sind viel! — So gut wie nichts. Die Schafe,  
Die ich dafür mit angeschafft,  
Hat eine Seuche weggerafft. —  
Ehl das ist ärgerlich. — So sehr nicht! Woll' und Häute  
Verkauft' ich, setz' in's Lotto, und gewann  
Zwei tausend Pfund. — Fürwahr! das Glück neckt seine Leute.  
Nun bist du ja ein reicher Mann!  
Nichts weniger. Das Haus, in dem mein theurer  
Erwerb'ner Rammon lag, ging — denke dir den Streich! —  
Ging gestern auf im Feuer. —  
Das nenn' ich Unglück! — Oher Glück? das Feuer  
Fraz' Haus und — Weib zugleich.

#### Der Gratulant.

Der höfliche Kornar  
Wünscht euch, an jedem Tag der zwei und fünfzig Wochen  
Im lieben, langen Jahr  
Zu Allem Glück; der höfliche Kornar!  
Und hättet ihr das Wein gebrochen,  
Er wünscht euch Glück, daß — es der Hals nicht war:  
Der höfliche Kornar!

#### Die Eifersucht.

Eifersucht, der Liebe Hölle!  
Glend, elend, wer dich fühlst.  
Wem dein Dolch, getränkt mit Gifte,  
Rastlos in dem Busen wühlt;

Wenn der Seele Tiefen zittern,  
Wie die Fluthen in Gewittern;  
Wenn kein Wort, kein Wort des Trostes  
Deiner Marter Gluthen fñhlt,  
Eifersucht, der Liebe Hölle!  
Elend, elend, wer dich fñhlt!

Eifersucht, der Liebe Himmel!  
Selig, selig, wer dich fñhlt!  
Wenn ein Wort, ein Wort des Trostes  
Deiner Marter Gluthen fñhlt;  
Wenn der Reue Thräne fließet;  
Wenn Versöhnung uns umschleüfset;  
Und der Rector ihres Kusses  
Alle Spuren des Verdrußes  
Aus der Seele Tiefen spñhlt;  
Eifersucht, -der Liebe Himmel!  
Selig, selig, wer dich fñhlt!

### Der künstliche Blumenstrauß.

Die Blumen, Daphne, die, zu deinem Feste  
Dein Olyas auf des Winters Fluren fand,  
Entfalteten sich nicht, gepflegt von Florens Hand,  
Dem Lebenshauche lauer Weste.  
Doch schwindet auch ihr sanfter Schimmer nicht  
Mit eines Sommertages Wonne.  
Sie blñhen immer frisch — Dein Blick ist ihre Sonne —  
Und trocken dem Geschick, das ihre Schwestern bricht.  
So blñht der Kranz, den uns die Freundschaft sticht,  
Indeß der Liebe wilde Rosen  
Ein Strahl versengt, ein Hauch verweht.  
Er soll uns noch die weißen Schläfe schmücken,  
Durch Götterdunst uns noch erquiden,  
Wann uns der Senseschwinger mäht.

### Die Nachcur.

#### Epistel,

an den Prinzen A. v. S. G.

Verdauen, Prinz, ist mehr werth, als Erfinden,  
Und sanfter Schlaf mehr, als Gelehrsamkeit.  
Was hilft die Kunde der Vergangenheit,  
Was hilft die Weisheit seiner Zeit,  
Was hilft ein Saitenspiel, von Phobus selbst geweiht,  
Dem Manne, dessen Kräfte schwinden,  
Der Komus Freuden ängstlich sich versagt,  
Und, wie vor Soterling, sich vor Evans Becher hñhlet,  
Weil ihm ein Würm, der gern in Lobern brñtet,  
Hypochondrie, am Lebensfaden nagt?

Du, für dessen unschätzbare Lage  
Die Menschheit jñngst, gebeugt im Staub,  
Zum Himmel rief! laß dich erweichen! Sage  
Gemächtlicher den Rufan nach! Der Raub,  
So sehr auch seine Fñttersette blendet,  
Lohnt oft des Athems nicht, den man um ihn verschwendet.  
Dent' an den Mann, den Schalkheit, Laune, Wig,  
In jenem schönen Land, (einst ihrem Lieblingsstñ!)  
Zu seinem Landsmann Flaccus heben \*)!  
Den Wind, den er dir gab, als vom Westreben  
Um Frauengunst und Minnefeld  
Die Rede war: (gern faßt' ich ihn in Gold)  
„Die Schñnen sind so lang, und ach, so kurz — das Leben!“ —

Wend' ihn auf die neun Schwestern an!  
Ja, länger sind und waren keine Schñnen.  
Wer ihnen huldigt, muß, so lang er athmet, frohnen,  
Und hat, am Ende seiner Bahn,  
In ihren Augen nichts, als — seine Pflicht gethan.

Mit ihnen, Sephyren gleich, die unter Blumen tñndeln,  
Zu scherzen, Prinz, ist süß, doch weg mit Dergenshñndeln!  
Wer das Geschick, wie dich, sie zu beschñnen rief,  
Der warte seines Amts! der sinke nicht so tief,  
An ihrem Altar selbst zu dienen! —  
Was thu' ich? Schlösse man aus meinem Ernste nicht,  
Ich warnte dich aus Eifersucht vor ihnen?  
Und doch ist's nur der reinsten Ehrfurcht Pflicht,  
Ist's Freundschaft nur, (verzeih' das Wort,) die aus mir  
D, daß die Hoffnung erst, die kaum durch Nebel bricht,

In hellen Mittag sich verkläre!  
D, daß erst, gleich dem Lebenssaft  
Der Eich' im Lenze, neue Kraft  
In dein erschöpftes Triebwerk wiederkehre.  
Daß erst dein blñhendes Gesicht  
Uns der Gesundheit Sieg verkñnde!  
Dann widerruf ich und entbinde  
Dich jauchzend jeder Krankenspflicht.

Wo stoct es noch? Dank, Lieb' und Ehre  
Sey deinem Aesculap! Doch, wenn ich Sulzer wñre,  
Ich ließe jetzt Hypocrates in Ruh,  
Die Apotheke schloß' ich zu,  
Und Kñch' und Keller auf. Du lächelst des Phantasten?  
D, dubsam, wie du bist, versag' ihm nicht das Ohr!

Ich schriebe dir das strengste Seelenfaßten  
Zur Nachcur, schriebe dir ein klösterliches Rasten  
Von Sorgen und Geschñften vor.  
Du pflegtest, Domherren gleich, bei immer frohem Muths,  
Vor allen Dingen deinen Bauch.  
Das Werkzeug deiner Laune ruhte  
Im trod'nen Tintensaf, nach weiland Fürstenbrauch,  
Und, weil das Feuer deiner Rede sich dem Blute  
Schnell mittheilt, schrñnktest du auf langes Sa und Mein  
Der Unterhaltung Rauber ein.  
Du gñhst den müßigsten Geschwñgen,  
Gesundheitsmñrtyrer! dein Ohr am liebsten Preis,  
Und suchtest, deinen Geist zu legen,  
(Sa nicht aus Augenlust!) der jñngsten Wñdchen Kreis.  
Selbstlesen taucht den Kopf in Bluth, die Füß' in Eis.  
Ein Neuling in der Kunst zu lesen,  
(Denn Ohrentigel selbst verspñtet das Gesehen)  
Erbauete dich mit Büchern meiner Wahl.  
Zwar brauchr's mein vidit nicht zu Zeitung und Journal;  
Denn diese Labechriften füllen  
Schloßlosigkeit und Krampf, trotz Opium und Pillen;  
Doch läg' im siebenfachen Bann  
Das Heer Aesthetiker, Sprachforscher, Philosophen —  
Poeten selbst. Nur dann und wann  
Gönn' ich, zum Nachtsich, dir, großmñthig, ein Paar Strophen  
Aus Oberon, der bald von tiefem Spleen entladen,  
Bald in die tiefste Schwermuth wegen kann;  
Und zur Abkñhlung, noch ein Zellerchen — Charaden.

Du siehst, dein neuer Arzt ist kein Tyrann.  
Er weiß der Freuden mehr, die seinem Zweck nicht schaden.  
Exempli gratia — Ruff! Sie peitscht das Blut,  
Spannt jede Nerve, schlägt dem Herzen Wunden;  
Zu lebhaft hab' ich's oft bei Dryphus Schlicht \*) empfunden.  
Schach? Das verhält' Apoll! Schach hat, aus Uebermuth,  
Ein Schach, der nichts bedurft' — als Arbeit, 'einst erfunden.  
Rein, Prinz, nichts täuscht so sanft die Winterabendstunden,  
Nichts setzt allmächtiger den Grillen Raß und Ziel,  
Als, — was der Schwester Evens, was Pandoren,  
Nebst andern Messern in der Hand des Thoren,  
Aus der verbot'n'en Schachtel fiel:  
Als — frommes Kartenspiel!  
Doch frommt's nur dann, wenn, (zürnet nicht, ihr strengen  
Kunstreicherchen, daß, allzukñhn velleicht,  
Die Muse Groß und Klein vergleicht!)  
Wenn uns, nach Dyrnart, die Zeit bei'm Kartennengen  
So sanft, als dort bei'm Ritornell, verstreicht,  
Und, wie dort Liebem und Gesñngen  
Verstand und Interesse weicht,  
Auch hier die Handlung unter Epifoden schleicht,  
Und zwischen jedes Blatt sich Frag' und Antwort drängen.

D, möchtest du mein Recepte,  
Statt Pulver, Tropfen, Kräuterthee,  
Selbster Prinz, zur Probe, wagen!  
Was gilt's? Nach wenig ausgeharrten Tagen  
Erschienstest du (nicht bleich und abgezehrt,  
Wie, bei der Fasten Schluß, Rathhäuser in den Netten:)  
Rein, wie ein Abt, der blñhend, wohlgenñhrt,  
Vom Fastnachtschmaus zur Aschenweihe fñhrt.  
Die Grazien und Scherz' und Amoretten  
Umschlängen dich mit Blumentetten,  
Und feierten, durch Tanz und durch Gesang,  
Den Prinzen, den, zu vieler Peile,  
Hygea der Gefahr entchwang,  
Den Welsen, der sich selbst bezwang,  
Und den Triumph der langen Weile!

\*) Der Abbé Gagliani in Neapel.

\*) Bioloncellist in des Prinzen Diensten.

## Kaspar Friedrich Gottschalk

ward den 15. Juli 1772 zu Sondershausen geboren, erhielt eine gelehrte Erziehung und wurde 1793 an der herzoglich bernburgischen Kanzlei zu Ballenstedt als Archivar angestellt. 1796 wurde er Kanzleisekretär und fürstlicher Handbibliothekar daselbst, wo er gegenwärtig als Assistentenrath noch lebt. Der König von Sachsen ehrte sein Verdienst durch Ertheilung des sächsischen Civilverdienstordens.

Seine Schriften sind:

Wanderungen in einige Gegenden von Ostthüringen. Halle 1797.

Taschenbuch für Reisende in den Herz. Magdeburg 1806. Fernere Ausgaben:

Die Bergschlösser und Ritterburgen Deutschlands. Halle 1810 — 1829. 7 Bde.

Das Chamounithal. Halle 1811.

Sagen und Volksmärchen der Deutschen. Halle 1815. Erstes Bändchen mit Kupfern.

Almanach der Ritterorden. Leipzig 1817 — 1819. 3 Abth.

Das Alexistbad. Halle 1819. Mit Dr. Kurze.

Ein in vielfacher Hinsicht verdienter Schriftsteller, welcher namentlich in seinem Werke über die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands gründliche Forschung mit anmuthiger und gefälliger Darstellung verband, und sich durch dasselbe großen Beifall erwarb.

## Die Bergschlösser und Ritterburgen Deutschlands.

## K y n a s t.

Verdient je ein Theil Deutschlands, daß man ihn bereife, so ist es Schlessien. Man könnte es eine vollständige Encyclopädie des Sehenswerthen auf dem Erdboden nennen, wenn es im Besitze eines glänzenden Hofes wäre, der durch die Werke der Kunst, die nur in seinem Gefolge aufblühen, die Läden füllt, welche hier noch zu finden sind. Wer Schlessiens schöne Natur noch nicht erblickte, seines Riesengebirges wilde Massen — über welchen Rübzahl einst waltete — noch nicht durchstrich, von den hohen Felsenzinnen dieser gigantischen Bergkette noch nicht herabsah auf Landschaften, welche unbeschreiblich schöne Gemälde bilden, der kann auch nicht sagen, daß er die schönsten Theile unsers immer kleiner werdenden Vaterlandes gesehen habe. Wer es aber bereifte, der bestieg auch gewiß die sehenswerthen Ruinen der Burg Kynast, mit deren Beschreibung und Geschichte ich diese Gallerie deutscher Burgen eröffnen will.

Drei Viertelstunden von dem bekannten Badeorte Warmbrunn liegt das dem Grafen von Schagotsch gehörige Dorf Hermsdorf. Es liegt dicht unter dem Berge, auf welchem die Ruinen des Kynasts stehen; und wer diese bestiegen will, den führt der Weg erst durch dieses Dorf. Ueber der Thür eines Hauses findet man hier eine große Tafel besetzt, mit den Worten:

Wer den Kynast will beschauen,  
Kann sich hier mir anvertrauen.

Der Bewohner davon ist nämlich der Geleitsmann der Fremden auf die alte Burg, und man muß sich schon an ihn wenden, da er den Schlüssel zu dem Häuschen vor dem Thore hat, so wie zu der Stube im ehemaligen Wachtthurme hat, und zugleich der Wirth der Reisenden auf der Burg ist. Dies Amtchen giebt ihm in Hermsdorf den glänzenden Titel eines Kommandanten des Kynasts.

Mit ihm steigt man einen bequemen, eine halbe Stunde langen Weg — der im Jahre 1800, wo die Königin von Preussen den Kynast besuchte, gemacht wurde — hinan. Wenn er aber noch nicht bequem genug wäre, der kann sich auch in Esselein, die zu dem Ende in Hermsdorf bereit stehen hinaustragen lassen. Auf diesem Wege trifft man eine sehenswerthe Naturmerkwürdigkeit an. Von über einander gestürzten Granitblöcken wird nämlich eine Kluff gebildet, die „der hohle Stein“ heißt. Wenn man sich mit etwas Mühe durch ihren Eingang gedrängt hat, so kommt man, nach ungefähr dreißig Schritten, an einer andern Stelle des Berges wieder heraus.

Das allmähliche Entschwinden des Tageslichts beim Hineingehen, wo man zuletzt ganz im Finstern tappt, und das eben so allmähliche Wiedereerscheinen desselben, je mehr man sich dem Ausgange nähert, macht einen eben so seltenen als schönen Eindruck. Schon oft hat diese Höhle denen, die durch Uebermacht oder Unbilligkeit verfolgt wurden, in älteren und neuern Zeiten, zum sichern Schlupfwinkel gedient; und noch im Jahre 1807 verbarg sich eine Menge Soldaten des Freikorps des Prinzen von Anhalt-Platz daselbst.

Von hier führt der Cicerone auf den „Wachtstein,“ von welchem er erzählt, daß hier sonst eine Wache gestanden habe, um die benachbarte Gegend zu übersehen, und Angriffe auf die Burg zu verrathen: und nun ist man vor dem Thore nach der alten Wüste.

Das Aeußere derselben, zu deren Befestigung die Natur schon so viel durch Felsengebirge und Steinblöcke mitgewirkt hat, bestand aus zwei, durch hohe und starke Mauern von einander abgeordneten Bastionen, mehreren Rundeln und Streichwehren, und einem sehr hohen Thurme. Im Innern befanden sich eine vortreffliche Kapelle, die zur öffentlichen Andacht bestimmt war, ein großes Wohnzimmer, vier kleinere Zimmer, neun Kammern, zwei Schüttböden, zwei Keller in Felsen gehauen, eine Küche, ein Backhaus, ein Stall für zwölf Pferde, ein Pulvermagazin, drei tiefe Brunnen und eine Waffen- oder Rüstkammer, ein Garten, und ein Gefängniß über und eins unter der Erde. Von allem diesem sieht man jetzt nur die Ueberreste, so wie auch eine steinerne Säule, an welcher die Arbeiter der Festung schwören mußten, nichts von ihrer innern Struktur zu verrathen. Von den drei Brunnen giebt der eine noch Wasser; der zweite ist verschüttet, und der dritte ist ungefähr noch zwanzig Fuß tief. Ein Franzose, der im Jahr 1807 den Kynast allein besuchte, fiel in diesen, arbeitete sich aber doch mit unfäglicher Mühe wieder heraus, ungeachtet der Brunnen oben trichterförmig zuläuft.

Nebst der äußern geräumigen Terrasse giebt es noch drei Hofräume oder freie Plätze im Innern des Schlosses. In diesen kommt man durch drei Thore. Die sehr hohen Mauern, welche es umgeben, sind ohne Dach, mit Bogen von Sandstein oder mit Zinnen ausgegakt. Ein hoher, runder Thurm an der Südseite krönt diese große Ruine, welche zum Theil mit Rasen bezogen und mit dazwischen aufgesprossenen Bäumen und Gesträuch umgrünt ist. Häbichte horsten in den Spalten, ob es gleich den ganzen Sommer hindurch von besuchenden Fremden selten leer wird.

Auf dem innern Hofraum ist zur Belustigung der Bauern aus den nahen Dörfern eine Regebahn angelegt worden, und jährlich wird noch einmal am Sonntage nach Pfinzflen ein Pfefferkuchenmarkt, als Schatten eines ehemaligen Jahrmärktes, unter diesen Mauern gehalten, welcher eine große Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern zusammenlockt.

Schön und über alle Beschreibung herrlich ist die Aussicht von dieser Höhe. Zwischen Morgen und Mittag zeigt sich in einer malerischen Ebene, welche durch alle Reize holdher Landschaft entzückt, die Stadt Schmiedeberg. Das nahe in Süden unmittelbar ansteigende Riesengebirge, auf welchem die Schneekoppe gleich einem Dome ruht, überrascht dagegen wieder durch den Ernst und die Größe seines Charakters. Nach dieser Seite hin hört man ein dreifaches vortreffliches Echo. Gewöhnlich veranlaßt der Kynast-Kommandant das Kobrennen eines Böllers, um es den Fremden hören zu lassen; und wirklich ahmt es alsdann das stärkste Rollen des Donners nach. Von Abend gegen Mitternacht sieht man über Felder und Wiesen nach Greifenstein, an dessen rechter Seite der sieben Wellen weit entfernte Gräbzigberg im Fürstenthum Liegnitz sich vorzüglich darstellt. Auf diesem stand vordem auch ein wichtiges Bergschloß, dessen Besatzung es mit der auf dem Kynast verabredet hatte, sich gegenseitig von der Ankunft des Feindes oder andern Gefahren durch Feuer Signale Nachricht zu geben. Von Mitternacht gegen Morgen sieht man die Städte Striebsberg und Warmbrunn.

Eine kleine Hütte, am Eingange in die Burg erbaut, bewahrt einen großen Folianten, in den die Hergewanten ihren Namen schreiben. Seltsam ist es, als Titelblatt darin eine Handzeichnung zu sehen, in den Kynast und seine Umgebungen vor der Sündfluth darstellend.

Wahrscheinlich hat der Berg Kynast von Auenbäumen oder Kiefern den Namen, vielleicht auch von einem solchen Baume, der wegen seiner vorzüglichen Höhe merkwürdig gewesen, und in den ältesten Zeiten da gestanden haben soll, wo jetzt die Ruinen des Schlosses stehen.

Ueber den Kynast gehen mehrere Legenden, welche durch Urkunden zu widerlegen oder zu bestätigen die Mühe lohnte.



Zu diesen gehören vorzüglich die Prophezeihungen des Predigers Dähm in dem benachbarten Obergersdorf. Dieser Mann wollte die Gabe besitzen, aus der Konstellation die Schicksale der Menschen vorherzusagen, wenn er die Stunde ihrer Geburt wüßte. Auf diese Kraft gestützt, deutete er auch dem unglücklichen, hernach in Regensburg enthaupteten Grafen von Schafgotsch, Besizer vom Rynast, einen unnatürlichen Tod Jahre vorher an. Er that dies an dem Geburtstage des Grafen im Jahre 1634, zu dessen Feier eine große Gesellschaft auf dem Schlosse Rynast versammelt war. Der Saturn und der Mars hätten, sagte er, bei der Geburt des Grafen in dem vierten Hause der Sonne eine gefährliche Opposition gehabt, und das deute auf einen gewaltigen Tod durch ein kaltes Eisen. Dabei gerieth der Prophet selbst in ein so ernstes Erstaunen, daß er zu Gott betete, es zum Besten des Grafen zu kehren. Der Graf hatte zum Glück das Gesellschaftszimmer schon verlassen, hörte daher diese übel angebrachte Weisheitsäußerung nicht; aber die übrige Gesellschaft, welche aus dem Gaste Fröhlichkeit geschöpft hatte, und sich durch diese Worte verstimmt fühlte, setzte den Herrn Pastor dersh darüber zur Rede. Besonders erbittet war der Stallmeister des Grafen, welcher sagte: „er solle nicht so albernes Zeug sprechen, denn noch wäre kein Ferrnglas geschliffen, womit man in das Rabinett „der göttlichen Geheimnisse sehen könne,“ und drohte zugleich, dem Grafen Alles zu erzählen. Die Uebrigen baten ihn zwar, nicht übel ärger zu machen; allein als sie fort waren, er den Grafen auskletterte, und dieser nach der Unterhaltung seiner Gäste fragte, war er schwach genug, ihm Alles zu erzählen. Der Graf lachte über den Pastor, schickte aber sogleich allen Gästen reisende Boten nach, mit dem Ersuchen, sich morgen wieder bei ihm einzufinden. Er war nämlich Willens, den Propheten durch eine neue Aufgabe vor allen Gästen auf die Bloße zu stellen. Was geschah? Als des andern Tages die Eingeladenen da waren, ließ er ein säugendes Lamm holen und sagte zum Prediger Dähm, er habe von seiner Weisungsgabe gehört, und wünsche davon einen Beweis zu erhalten. Hier wäre ein Lamm, er möchte so gut seyn, und diesem die Nativität stellen. — Herr Dähm weigerte sich zwar, und meinte, daß ein großer Unterschied zwischen einem Thiere und einem Menschen sey; allein der Graf ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Noch hätte der Prophet seine Tags zuvor gethane unüberlegte Aeußerung wieder gut machen und Unfähigkeit in diesem Falle vorzuschützen können, er wäre dann vielleicht ausgelacht, und das Ganze für einen Scherz gehalten worden; allein nicht also: er glaubte seinen Ruf begründen zu müssen, und bat daher, man möchte den Schäfer der Herde, von welcher dies Lamm sei, kommen lassen. Diesen fragte er, in welcher Woche, an welchem Tage und in welcher Stunde das Lamm geboren sei. Nach erhaltener Antwort machte er seine astronomischen Berechnungen, und sagte dann: „dies Lamm wird der Wolf fressen!“

Alle lachten laut auf. Der Graf gab aber ins Geheim Befehl, das Lamm gleich zu schlachten, und es ganz zu braten, ohne jedoch dem Koche die Ursache davon zu sagen; und nun begab sich, bis zum Mittagbrod, die Gesellschaft auf die Jagd.

Auf dem Schlosse ließ nun schon seit zehn Jahren ein zahmer Wolf herum. Er ging, wie ein Hund, allerwärts hin, und auch in die Küche, wo er jedoch nie etwas angerührt hatte, was ihm nicht vorgeworfen war, und wo er sogar oft zum Drehen der Bratmaschine gebraucht wurde. Zufällig kam er in die Küche, als das Lamm am Spieße rak und schon halb gebraten war; und da den Koch ein Geschäft aus der Küche entfernt hatte, machte der Wolf sich über den Lammbraten her und fraß ihn rein auf. Dem Koch war es zwar ärgerlich, als er bei seiner Rückkehr nur noch die Reste fand; er prügelte auch den Wolf tüchtig durch; da er aber die Wichtigkeit des Umstandes nicht kannte, so glaubte er, daß bei der Menge der übrigen Gerichte der Braten nicht vermist werden würde, und war getröstet.

Die Jagdgesellschaft kam zurück, man setzte sich fröhlich zur Tafel, scherzte mit dem Pastor Dähm, und der Graf freute sich schon auf den Augenblick, wo er ihm das gebratene Lamm werde vorzeigen können. Aber das Lamm blieb aus. Der Graf ließ sich nach der Ursache erkundigen. Da trat der Wundkoch herein, warf sich zu seines Herrn Füßen, und erzählte das Geschehene zum Erstaunen aller Anwesenden. Der Graf legte ruhig und mit den Worten sein Messer auf den Tisch: „Der Wille des Herrn geschehe! Ich weiß, daß ich „jedemzeit meinem Kaiser treu gedient und des Landes Beste „redlich gesucht habe! Herr du wirst meine Unschuld gewiß „an den Tag bringen!“ Er mußte sich zu Bett begeben, da er sich nicht wohl fühlte, und die Gäste schlichen traurig nach Hause. Daß die Prophezeihung bald darauf an ihm wirklich in Erfüllung ging, wird nachher erzählt werden.

Eine weit ältere Sage aus der fabelhaften Vorzeit ist die von der spröden und schönen Runigunde. Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges findet man sie sehr anziehend bearbeitet, woraus ich sie, im Auszuge, hier wiedererzählen will.

Runigunde, das einzige Kind eines der frühesten Besizer des Rynast, hatte von ihrem Vater, der mit dem Himmel haderte, daß er ihm keinen Sohn gegeben hatte, eine männliche Erziehung genossen. Wenn sie recht wild umhertobte, mit den Waffen spielte, Pferde bändigte, mit seinen Reifigen sich unterhelt, liebte sie er sie am zärtlichsten. Sie liebte ihn aber auch höchst innig, und war daher ganz untröstlich, als er in der Trunkenheit mit dem Pferde in einen Abgrund stürzte, und an den Felsen den Kopf zerstellte. Sie ließ den Entseelten an dem fast unzugänglichen Orte, wo er gefallen war, beerdigen, und machte es sich nun zur Gewohnheit, täglich das Grab zu besuchen. Ihre vorige Lebensart setzte sie fort, nur daß ihre Wildheit noch rauher und düsterer war. Ihre Besuche beim Grabe des Vaters nährten ihren Haß gegen die Felsen, welche ihr, wie sie sagte, ihren Vater geraubt hatten; und doch wollte sie die Bergwohnung nicht verlassen, ob sie gleich mehrere Burgen in fruchtbaren Thälern hatte. Sie schien ihren Aufenthalt zu lieben, weil sie mit ihm zürnen konnte.

Nach ihres Vaters Tode fanden sich eine Menge starker Ritter ein, die alle um die Hand des reichen Fräuleins buhlten. Keiner erhielt aber eine entscheidende Antwort, und keiner wußte woran er war, bis sie endlich erklärte, daß sie sich alle auf den nächsten Ertruditag einfinden möchten, um das Ultimatum aus ihrem Munde zu hören. Der Tag erschien, und auf Rynast wimmelte es von Freiern, denn die sonderbare Bestellung Aller auf Einen Tag hatte auch Manchen aus bloßer Neugier herbeigeführt. An einer köstlich besetzten Tafel wurde wacker gezecht, und durch das Del der Traube die Flamme der Hoffnung bei Allen lichterloh erhalten. Schon nahte der Abend, und noch hatte Runigunde ihrer Erklärung nicht erwähnt. Mancher, durch den edeln Wein begeistert, stürmte auf sie ein, aber vergebens. Endlich fuhr sie, wie aus dem Traum erwachend, von der Tafel auf, und rief: „Nun ist Zeit, die so trotzig geforderten Bedingungen meiner Liebe und meiner Hand zu offenbaren. Wer sie hören will, folge mir.“

Sie lief hinab in den Burghof, und das Freierheer folgte tobend nach. Sie trat aus dem Schloßthor, und eilte nun, auf einem neu gebahnten Wege, bei Fackelschein, zum Grabe ihres Vaters, wohin ihr die Menge nachtaumelte. Als sie angelangt war, rief sie dem Vater das Kreuz für aus der Hand, hob es in die Höhe, und rief nun begeistert aus: „Hier ruht der Einzige, den ich liebe. Hier schwör ich, keinen zu lieben, keinen zu ehelichen, der nicht im ritterlichen Harnisch, zu Rosse sitzend, den obern Rand der Burgmauer umgittet, und so den Felsen trogt, die mit meines Vaters Blute besäet sind!“

So sprach sie, wünschte den Gästen eine gute Nacht, und ließ sie stehend, lachend, murmelnd und schweigend stehen.

Das Gerücht von der sonderbaren Bedingungsbedingung verbreitete sich bald weit umher. So gefahrvoll es aber auch war, sie einzugehen, so gab es doch Waghälse, die ihr Glück versuchen wollten. Um aber bloße Neugierige von sich abzuhalten, hatte Runigunde am Wege auf den Berg eine Wache postirt, welche jeden Ritter von der Bedingung, und der damit verknüpften Gefahr unterrichten mußte. Wenn dieser nun versprach, sich ihr zu fügen, so wurde er hinauf bis zur Burg geleitet, dem Fräulein vorgestellt, durfte in ihrer Gesellschaft einen Tag ausruhen, und mußte dann, unter folgenden Ceremonien, das Abenteuer bestehen. Im Hofe bestieg er, unter dem Schalle der Trommete und dem Brüllen einiger Donnerbüchsen, das Ross; Runigunde sah aus dem Erker auf ihn nieder, wiederholte ihre Versicherung, und wünschte ihm Glück. Er versprach ihr die Erfüllung der Bedingung, und nun ritt er, von seinem weinenden Gefolge begleitet, über die Zugbrücke und auf die Mauer. Die Trommeten blieben auf ihren Posten, die Büchsen wurden wieder geladen, um den Ritter, welcher die Aufgabe glücklich lösen werde, glorreich zu empfangen; aber nie ertönten sie zum zweiten Male, denn in den Abgrund hinab stürzten alle die Unglücklichen, die sich durch Eitelkeit oder Habsucht zu dem Waghüch entschlossen hatten.

Groß war die Zahl derer, die auf solche Art ihren Tod fanden und ein trauriges Opfer einer unmenschlichen Bedingung wurden. Weit umher verbreitete sich die Kunde davon, und nach und nach wurde es auf Rynast still und leer, denn jeden schreckte das Beispiel seiner Vorgänger zurück. Runigundens Wuth darüber fleg von Woche zu Woche, aber die Landleute umher freueten sich, daß die Ritter endlich einmal Flug geworden wären, und sich nicht mehr furchtlich in ihr Verderben stürzten.

So verging eine lange, lange Zeit, als plötzlich ein klatzender Ritter, von einem einzigen Knappen begleitet, den Berg heraufgesprengt kam. Die fahrlässig gewordenen Knechte am Wege sahen ob der ungewohnten Erscheinung erschrocken durch einander, wollten sich in Eil ordnen und den Ankommenden präsen, aber ein trotziges: „Fort ihr Knechte! entwaffnet euren Muth. Sie ließen ihn durch, sahen ihm verwundernd nach, sahen sich erkraunt an, und meinten, daß das nicht gut für sie ablaufen werde.

Kunigunde lachte laut auf, als man ihr meldete, daß sich wieder ein Ritter eingefunden habe, und sprang voll stolzer Freude ans Fenster. Aber eine nie gefühlte Empfindung bemächtigte sich ihrer. Mit steigender Aufmerksamkeit, mit einer ihr sonst gar nicht eigenen Verwirrung, betrachtete sie des schönen Fremblings majestätischen Anstand und sein schönes blaues Auge, das fest und sicher zu ihr hinausblickte. Ehe sie es glaubte, trat er schon in ihr Zimmer, grüßte sie höflich, und sie verneigte sich unwillkürlich tiefer als je vor einem seines Gleichen.

„Fräulein,“ so redete er sie an, „ich kenne die Aufgabe, die Ihr der ganzen Ritterschaft gemacht habt. Wenn mir das Glück wohl will, so bin ich der Letzte, der das Abenteuer besteht!“

Er betrug sich von diesem Augenblicke an mit einer edeln Unbefangenheit, sprach über vielerlei Gegenstände so eindringend, so rathselhaft, so entschieden und zuversichtlich, daß Kunigunde es gar nicht wagte, ihn, so wie andere seiner Vorgänger, auf die gewohnte Manier zu behandeln. Alles, was er sagte, klang ihr neu und reizend. Sein stolzer Troß beleidigte sie nicht, seine gefühlvollen Schilderungen weckten fremde Empfindungen in ihr, aber seine ganze Art, sich zu benehmen und sie zu behandeln, machte sie verlegen, und ließ sie fühlen, daß sie eine alberne Rolle spiele.

Indem sie dies entdeckte, fiel ihr zugleich ein, daß sie noch gar nicht wisse, wer der Fremde sei. Gewohnt, hiervon immer schon vor der Ankunft jedes Ritters unterrichtet zu sein, ergreift sie bestig über diese Nachlässigkeit ihrer Diener. Sie verließ das Zimmer plötzlich, jenes zu erfragen und diese auszuscheiden. Aber kein Mensch wußte ihr befriedigende Antwort zu ertheilen, und der Knappe des fremden Ritters war in seinen Antworten so lakonisch und rathselhaft, daß sie ihm voll Aerger eine Ohrfeige gab und nach dem Zimmer zurücklief, um von dem Unbekannten selbst den Namen zu erfragen. Sie wollte dies mit Ernst und Strenge thun; aber des Ritters neues Benehmen entwaffnete sie. Er hatte in ihrer Abwesenheit eine Laute ergriffen, auf welcher er eben phantasierte, als sie haßig eintrat. Die sanften Töne, durch welche fremde, wohlthuende Empfindungen auf sie einströmten, erweichten ihr ganzes Wesen. Der Horn wich von ihrer Stirn. Sie setzte sich mit niedergebentem Blicke dem Ritter gegenüber, der ihr mit männlich schöner Stimme ein Lied vorsang, dessen Inhalt so mächtig auf sie wirkte, daß sie die Thränen nicht verbergen konnte.

So verging der Tag; und als die Nacht einbrach, verließ der Ritter das Zimmer mit der Nachricht, daß er morgen in aller Früh die Burg auf der Mauer umreiten werde. Mit ängstlichem Herzklopfen hörte es Kunigunde, suchte Aufschub zu bewirken, und wünschte, daß der Ritter davon absehen möchte; aber er blieb bei seinem Vorsatze.

Mit dem Gefühl einer erwachenden Liebe und der Qual eines gebändigten Stolzes blieb Kunigunde allein. Sie warf sich auf ihr Lager; aber kein Schlaf erquickte sie, und erst nach längst gewöhneter Mitternacht versank sie in einen von wilden Träumen begleiteten Schlummer.

Beim ersten Anbrechen des Tages ließ sich der fremde Knappe das Thor öffnen und lief auf die Mauer. Und als der Himmel im Osten sich röthete, alle Gegenstände deutlich zu erkennen waren, ging er in den Burghof zurück, und zog die Kofse aus dem Stalle. Da kam der fremde Ritter in leichter Kleidung die Treppe herab, umarmte den Knappen, schwang sich auf sein Pferd, und ritt stolz zum Thor hinaus.

„Nun mache Alles im Schlosse wach,“ rief der Knappe dem zitternden Thorwächter zu, „aber laß niemanden der Mauer sich nähern.“

Bis an den Ausgang der Mauer begleitete der Knappe seinen Herrn. Mit einem freundlichen Blicke auf ihn ritt dieser hinauf, hob die Füße aus den Bügeln, und ließ nachlässig auf den Hals des Pferdes die Zügel hängen. Ethern Trittes ging es auf dem schmalen Pfade. Ruhig blickte der Ritter in das gräßliche Thal, wo noch finstere Nacht war. In Osten sprang die Sonne herauf, die Lerche erhob sich; aber er sah weder Sonne noch Lerche: nur auf den neben der Mauer hergehenden Knappen blickte er bisweilen freundlich hin.

Unterdessen war Alles im Schlosse wach geworden, und lief ängstlich und verwirrt durch einander. Kunigunde war

auch erwacht. Kaum hörte sie, daß der Ritter auf der Mauer sei, sie ein sicherhafter Schauer ergriff. „Er ist todt!“ schrie sie, und flog hinab in den Burghof. „Wo ist sein Leichnam?“ Niemand antwortete, Alle standen mit gefalteten Händen.

Als nun das ängstliche Gefühl Aller den höchsten Grad erreicht hatte, siehe, da schwebte der Ritter auf seinem mit Schweiß bedeckten Kopfe um die Ecke des an das andere Ende der Mauer stoßenden Gebäudes und näherte sich dem Ende des furchtbaren Pfades. Kunigunde war einer Ohnmacht nahe, als er wohlbehalten von der Mauer herabritt und vom Pferde stieg. Die Knechte ergriff die lauteste Freude; sie jubelten, schrieten und tanzten. Auf dem Hofe schmetterten Trompeten, und das Geschütz donnerte es über die ganze Gegend hin, daß der Sieg errungen sei.

„Huldigt Eurem Herrn!“ schrie Kunigunde, und wankte auf den Ritter los. „Ihr habt die Bedingungen erfüllt, edler Ritter,“ sprach sie; „Ihr habt den Geist meines Vaters verehrt. Ich übergebe Euch diese Burg und ihr Gebiet, und bin bereit, Euch Gemahl zu nennen.“ Aufs neue schmetterten die Trompeten.

Mit Hohheit und Adel erwiderte der Ritter in ernstem Tone: „Fräulein, der schreckliche Zauber ist gelöst, der so vielen Edeln das Leben kostete. Ich freue mich, Eurem Stolze und Eurer Grausamkeit Grenzen gesetzt zu haben, und danke Gott für seinen mit geleisteten Schutz dabei. Fluch und ewige Schande dem, der nach mir das Wagniß nochmals beginnen wollte. Dies laut zu erklären, daß es durch alle Länder schalle, war der einzige Zweck meiner Erscheinung auf dieser Burg. Seit einem Jahre ist dieses Ross geübt worden, auf schmalen Pfaden zu gehen, und es war nicht das erste Mal, daß das edle Thier auf einem solchen Pfade ging; aber es war das letzte Mal. Und du, die du mit unmenslichem Herzen das Loos des Verderbens über so viele unglückliche Jünglinge warfst, kehre zurück, laß das Gefühl der Natur und der Menschlichkeit in deinem Herzen erwachen. Verabscheue und Fluch der stolzen Kunigunde, Ehre und Freundschaft der fühlenden, der freundlichen. Zerbrich die Rinde, die dein Herz umgibt, wecke Gefühle, die dem Weibe zueilen. Werde Weib und Gattin, und erzeuge der Welt die Leben, die dein Stolz opfert.“

„Ich kann dein Gatte nicht werden. Ich bin — Adalbert, Landgraf von Thüringen, den schon das edelste Weib liebt; aber ich beschwöre Euch, schenkt Euch der Welt, und der Menschheit wieder. Und wollt Ihr einen Gehülfen in Eurem schönen Beginnen, so wählt meinen Freund, diesen Knappen, den biedern Hugo von Erbach.“

„Ihr aber, die Ihr voll Staunen mich umringt, Ihr Zeugen des grausamsten Verbrechs, seid auch Zeugen der Reue und Besserung. Gehorcht Eurer Obrigkeit; aber bedenkt stets, daß man Gott mehr als dem Menschen gehorchen muß.“

„Und nun lebt wohl, Fräulein! Verzeiht die Demüthigung, Ihr habt sie aber verdient. Wenn die Sichel des Mondes erscheint, kehrt mein Freund zurück, um Zeuge und vielleicht Theilnehmer Eurer veränderten Gesinnungen zu sein. Lebt wohl.“ Er schwang sich auf sein Ross, und ritt mit seinem Knappen den Berg hinab.

Kunigunde wurde ohnmächtig in ihr Gemach getragen. Sie lag acht Tage krank darnieder; dann betete und fastete sie in dumpfer Betäubung. Am Ende der vierten Woche erschien Ritter Hugo von Erbach mit einem glänzenden Gefolge vor dem Thore Annast. Kunigunde wurde seine Gattin. Die gefährliche Mauer ward abgebrochen, und für die Seelen der Geopferten stiftete sie reichliche Messen. Die Liebe Hugos und die Freundschaft Adalberts milderten Kunigundens Reue, und ihr letztes Wort an ihre Kinder war die Bitte, nicht durch Troß gegen die Natur Blutschulden auf sich und die Menschheit zu laden.

Wenn man auf den Rynack kommt, so bringen gewöhnlich die Kinder des Kommandanten ein ungestaltetes hölzernes weibliches Brustbild, mit Zigelbovissen statt der Haare. Dies soll die schöne Kunigunde vorstellen, die man zu küssen von ihnen eingeladen wird, oder sich durch ein Geschenk von dem Kusse befreien muß.

Jetzt zur Geschichte des Schlosses. Der schlesische Fürst Bolko I., Herzog von Schweidnitz, mit dem verdienten Namen „der Streckbare,“ erbaute im Jahre 1292 Rynack, diese in vorigen Zeiten wichtige Festung, auf der Höhe des Rynackberges, worauf noch vierzehn Jahre früher ein Jagdhaus stand. Bald nach vollendetem Bau, 1301, starb er, und wurde im Kloster Grünau beerdigt. Sein Enkel Bolko II. war Erbe der großväterlichen Burg, und hatte eine Erzherzogin von Oesterreich zur Gemahlin. Da er in einer kinderlosen Ehe lebte, so vermachte er Kaiser Karl IV. seine beiden an-

sehnlichen Fürstenthümer Schwednitz und Jauer, unter der Bedingung, daß, wenn er ohne leibliche Erben sterben sollte, seine Gemahlin bis an ihr Ende Regentin bliebe. Er starb ohne Erben im Jahre 1368, und seine Gemahlin vierundzwanzig Jahre nach ihm. Sein vertrautester Freund, Liebhaber und zugleich Waffenträger war Gotthard Schof, gewöhnlicher Gottsche-Schof genannt. Diefem schenkte er aus Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste das Schloß Konaß nebst den umliegenden Dörfern.

Im Jahre 1377 begleitete dieser den Kaiser Karl IV. in einem seiner Feldzüge, und bewies seinen Heldenmuth auf eine ausgezeichnete Art bei der Belagerung der Stadt Erfurt. Der Kaiser, Augenzeuge seiner Tapferkeit, reichte ihm zum Beweise des Dankes und seiner Zufriedenheit die Hand. Gotthard Schof, dessen Rechte mit Blut beschmutzt war, wollte sie nicht so dem Kaiser hinreichen, konnte sie aber auch sogleich nicht anders reinigen, als daß er sie an den Kürass abwuschte, wodurch vier blutige Streifen auf dessen blanker Fläche entstanden. Als ihn nun Karl zum Ritter schlug, erhielt er in sein Wappen vier rothe Streifen zum ruhmvollen Andenken an diesen Tag. Diese Standesehrlung war aber kein bloßer Titel. Karl gab ihm auch noch als Eigenthum die um den Konaß herum gelegenen Städte Friedeberg und Greifenberg, das Schloß Greifenstein und die dazu gehörigen Dorfschaften. Seinen Nachkommen blieb sein Name in so rühmlichen Andenken, daß sie seinen Taufnamen Gottsche (d. i. Gotthard) ihrem Geschlechtesnamen beifügten und sich seit der Zeit Schaffgotsch schrieben.

Konaß gehört unter die Zahl derjenigen Burgen, welchen die militärische Sprache das Belwort „jungfräulich“ giebt. Selbst die Puffen, unter deren Streichen so manche Burg sank, mußten im Jahre 1426 eine langwierige Belagerung desselben unverrichteter Sache aufheben. Dies jungfräuliche Wortrecht wurde hier in ältesten Zeiten den Fremden dadurch kund gemacht, daß sie an die oben erwähnte steinerne Säule durch ein Palisaden gefesselt, und so, wie man es nannte, mit der Burg vermauert wurden. Was aber menschlicher Kraft und Kunst unmöglich war, das zerstörte ein Blitzstrahl in wenigen Stunden. Am 31sten August 1674 war es, wo der Blitz in den vorzüglich hohen und schönen Thurm, an welchem sich eine Uhr befand, fuhr. Er zündete zugleich alle Gebäude an, und binnen zwei Stunden waren sie, nebst den darin befindlichen Kostbarkeiten und den Documenten, durch welche die Geschichte dieser Burg außer Zweifel zu setzen wäre, in Asche verwandelt. Das Unglück war um so größer, da gerade damals ein großer Theil der reichen Gebirgsbewohner, aus Furcht vor den Schweden, welche in die Mark Brandenburg eingefallen waren, ihre besten Sachen auf den Konaß in Sicherheit gebracht hatten, und dies alles die Flammen ihnen verzehrten. In ein Gewölbe, das mit sieben großen Pulverfässern angefüllt war, drang jedoch die wilde Glut nicht. Die eiserne Thür desselben war zwar schon glühend, die Reife der Fässer, welche der Thür zunächst waren, schon schwarz, aber dennoch blieben sie verschont. Wäre dieser Pulvervorrath aufgeschlagen, so würden wir jetzt nur noch wenige Spuren dieses Schlosses finden können.

Zum Schluß will ich nun noch die merkwürdige Entdeckungsgeschichte des Grafen von Schaffgotsch, die Erfüllung der oben erwähnten Weissagung, mittheilen.

Hans Ulrich Graf von Schaffgotsch, dem seine Freunde und Untergebenen den Ruhm einer wahren ungeheuerlichen Frömmigkeit, und selbst seine Feinde das Lob der Rechtschaffenheit geben mußten, wurde am 25ten Junius 1635 nach Regensburg gefordert, um sich vor den Reichsständen wegen einiger Punkte zu verantworten oder zu entschuldigen, und wegen der Verwaltung seines Amtes (er war General der kaiserlichen Truppen in Schlesien) Rechenschaft zu geben. Seine Freunde baten ihn mit Thränen, seiner zu schonen, und wollten ihn von der Reise zurückhalten; aber er reiste doch. Kaum war er in Regensburg angelangt, so besetzte ein Dragonerhauptmann mit zwanzig Mann seine Wohnung, kündigte ihm Arrest an, und forderte im Namen des Kaisers Ferdinand II. ihm den Degen ab, den er ihm aber mit den Worten verweigerte: „Ich habe ihn immer rühmlich geführt, habe ihn „aus des Kaisers Händen empfangen, und werde ihn keinem „Kapitain übergeben!“ Bald darauf kam ein Oberster, dem er ihn überreichte. Tags darauf führte man den Grafen aufs Rathhaus, und legte ihm folgende drei Fragen vor: Ob er nicht mit dem Feinde seiner Majestät nach Schweden geheime Korrespondenz gehalten? Ob er nicht die an das in Ungarn zu versorgen habende Detaschement zu zahlenden Gelder unterschlagen habe, um dadurch die Soldaten zu einer Revolte zu bringen? Ob er nicht seine lutherischen Unterthanen in Schlesien aufgewiegelt habe, sich zusammen zu rotten und die Katholiken zu vertilgen? — „Das Erste,“ erwiderte er, „habe

ich nie im Sinne gehabt; an das Zweite nie gedacht; das Dritte darf ich nicht erst widerlegen, weil meine katholischen Bedienten wissen, daß dies nicht ist.“ Man legte ihm falsche untergeschobene Briefe vor, die er geschrieben haben sollte, woraus man ihm den Hochverrath beweisen wollte. „Wer diese geschrieben,“ sagte er ganz gelassen, „mag den Inhalt vor Gott verantworten.“ Er wurde öfters wegen der genannten drei Punkte befragt, da er aber immer bei seiner vorigen Antwort blieb, so schickte man ihm den Scharfrichter zu, welcher ihn mit der Tortur bedrohen mußte. Nach einer harten Tortur, wodurch man aber auch nicht ein Wort erzwingen konnte, welches ihn etwa verdächtig gemacht hätte, kamen am 20sten Julius der Obrist Teufel und der Oberauditeur Göde von Wien zurück, welche dem Kaiser von dem Verlauf der ganzen Sache Nachricht gegeben und ihm die Prozeßakten vorgelegt hatten. Am 21sten Julius kamen einige Offiziers zu ihm aufs Rathhaus in sein Zimmer, entschuldigten sich mit bebender Stimme, daß sie ihm die traurige Nachricht brächten, daß er auf kaiserlichen Befehl sterben sollte. „Ich weiß,“ sagte er, „daß mein Blut schon lange eingesehnt ist; es darf nur getrunken werden! So gern ich sterbe, und lieber Unrecht leiden als Unrecht thun will, so jammern mich doch meine Kinder. Ich bitte nun um einen Prediger, mit dem ich mich unterreden kann.“ Nach einer rührenden Unterhaltung fragten ihn die Abgeordneten: ob er in diesem Zimmer sterben wolle; man würde ihm dies nicht abschlagen? Er sagte: „Ich habe „so gelebt, daß dieser Schimpf und Spott zwar groß, mein „Gewissen aber doch rein ist; und wenn ich das für Gnade „halten soll, so bleibe es lieber bei der Ungnade! Ich will „lieber unter meines Gottes freiem Himmel sterben, als im „Dunkeln hingerichtet werden!“ Die Abgeordneten und alle anwesenden Offiziers entfernten sich und nahmen mit vielen Thränen von ihm Abschied. Er wurde nie traurig, nur wenn er an seine Kinder dachte. Nun kam der Superintendent M. Lenz zu ihm, der sich lange mit ihm unterhielt. Gleich nach ihm kamen mehrere Jesuiten, und küssen Herrn Lenz gehen. Sie blieben drei Stunden beim Grafen, redeten ihn hart an, und disputirten mit ihm. Er ließ während diesem Gespräch mit ihnen eine Bibel holen, worauf sie ihn sogleich verließen. An diesem Tage durfte Lenz beim Grafen nicht vorgelesen werden. Aber am 22sten Julius kam er und noch ein Prediger zu ihm, wo er mit der größten Andacht bei offenen Thüren beichtete und das heilige Abendmahl empfing, so daß er selbst vor den lauten Thränen und Klagen der Anwesenden kaum sprechen konnte. Nachdem die Geistlichen ihn verlassen hatten, schrieb er noch mehrere Abschiedsbriefe an die Seinigen, vertheilte seine Sachen unter die Bedienten, ließ sich den Sorg machen und bereitete sich zum Tode. Er brachte die letzte Nacht mit Gebet zu. Früh am 23sten Julius besuchten ihn noch einmal die Geistlichen, die er nach Versicherung des herzlichsten Danks mit den Worten entließ: „ich habe nun durch „Gott einen solchen Trost gefast, daß ich weiter keines Trostes „mehr bedarf!“ Ein Offizier forderte ihn zur Rücksicht. Mit gelassenem Muth und bewundernswürdiger Standhaftigkeit ging er mit ihm vom Rathhause und wurde auf den Platz zur Erde gebracht, wo in dem Gasthose, zum Kreuz genannt, Standrecht über ihn gehalten und er dann zur Bühne auf einem Wagen geführt wurde. Es traten einige Jesuiten zu ihm, die ihn mit ihrer Fürsprache aber so beunruhigten, daß er sie gehen ließ. Er stieg mit helterer Miene ab und die Bühne hinauf, wo er auf das Tuch kniete, welches er sich selbst hatte auspreiten lassen, und betete. Er stand auf, segnete seine Kinder, seine Freunde, seine Bedienten, und zuletzt alle seine Unterthanen mit der herzlichsten Nahrung. Hierauf wandte er sich zum Obersten, zum Auditeur und den Beisitzern, und fragte zum ersten Mal: „Will ich sterben soll, so mag „man mir doch vor Gott und aller Welt sagen, welches die „Ursache meines Todes sei, damit nicht jemand meinen dürfte, „ich stürbe als ein Dieb oder Uebelthäter!“ Der Richter gab ihm zur Antwort: Wir thun, was uns der Römische Kaiser befiehlt! Er fragte zum zweitenmal nach der Ursache seines Todes, und erhielt die vorige Antwort. Da er die Frage zum drittenmal wiederholte, ließ man die Trommeln röhren, um nicht mehr zu hören, was er sprach.

Nachdem ihm sein Kammerdiener den Oberrock ausgezogen und die Haare mit einem weißen Tuche hinaufgebunden hatte, sagte er: „nun so will ich mich hierher setzen, um meines „tes Willen, dem ich mich mit Leib und Seele übergeben hab, „und in Geduld seiner erwarten!“ Er setzte sich auf den für ihn bereiteten Stuhl nieder, wo ihm durch den Schaffgotscher den Kopf abgeschlagen wurde. Einige seiner Bedienten nahmen den Körper von dem Stuhle herunter, fielen nieder und beteten, legten ihn und den Kopf in den Sarg, und trugen ihn in Gegenwart vieler tausend Zuschauer in sein Zimmer. Noch an diesem Tage wurde er ohne alle Ceremonie auf den Kirch-

hose zur heiligen Dreifaltigkeit in ein gewölbtes Grab gesetzt, welches er sich selbst hatte machen lassen, wohin ihn eine Menge Volke begleitete, die vor dem Sarge niedersaßen und seinen Tod beweinten. Sein Leichnam wurde nicht abgewaschen, weil er dies selbst nicht haben wollte, sondern gesagt hatte: ich will so, wie ich nach meinem Tode seyn werde, vor dem Richterstuhl Christi erscheinen.

Dies ist die wahre Darstellung einer Begebenheit, welche ein immerwährendes Denkmal und merkwürdiges Beispiel des Religionshasses und Verfolgungsgeistes der Jesuiten bleiben wird. Denn nicht wegen einer geheimen Verschwörung gegen den Kaiser und einer Korrespondenz mit dem Könige von Schweden wurde der unschuldige Graf hingerichtet, sondern aus Religionshaß der Jesuiten.

In Bernsdorf unterm Rynast wird das Schwert, mit welchem er hingerichtet worden ist, noch aufbewahrt, aber nicht gezeigt.

\* \* \*

Abbildungen von den Ruinen des Rynasts befinden sich in folgenden Werken:

1) In den malerischen Wanderungen durch das Riesengebirge in Schlessien, von Rathe. Weimar 1806 (10 Rthlr.)

Zwei Blätter in Querfolio stellen den Eingang des Schlosses und die Ansicht der Ruinen von der Südseite dar. Sie sind in Aquatinta von Rathe, Ebner und Häfel brav gearbeitet, und auch einzeln ohne den Text zu haben.

2) Im Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges sind zwei kleine Abbildungen in 8., jedoch von keinem großen Werthe.

3) Im Magazin der neuesten Reisebeschreibungen in Auszügen, Bd. 2. S. 214. Berlin 1803, ist ebenfalls eine Abbildung in 8.

4) Im ersten Hefte der malerischen Reise durch Schlessien, welche, der Ankündigung des Buchhändlers Galsfeld in Berlin zu Folge, in diesem Jahre noch erscheinen soll, wird sich auch eine Abbildung,  $\frac{1}{2}$  Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit, befinden.

Bei Bearbeitung des Vorstehenden habe ich benützt: Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil des schlessischen Gebirgs und der Grafschaft Glatz. Breslau 1793. 8. — Reise durch Schlessien im Jahr 1801. 1ster Bd. Berlin 1802. 8. — Das Riesengebirge, von Hofer. Wien, 2ter Bd. 1804. 8. — Morgenblatt, 208tes St. 1809. — Der Wintergarten von Arnim. Berlin 1809. 8.

## Johann Christoph Gottsched,

der selbst in seinen Abgeschmacktheiten verehrungswürdige Begründer einer neuen Epoche der deutschen Literatur, ward den 2. Februar 1700 zu Zuditenkirch in Preußen geboren und zuerst von seinem Vater, dem dasigen Prediger, wissenschaftlich und moralisch gebildet. Um Theologie zu studiren, ging er 1714 nach Königsberg, wandte sich aber dort bald der Philosophie und den schönen Wissenschaften zu, wurde 1723 Magister und, um dem Militairdienst zu entgehen, 1724 Erzieher der Kinder des berühmten Polyhistor Menke in Leipzig. Nachdem er hier mit Beifall die Humaniora öffentlich gelehrt, 1729 Senior der dortigen poetischen Gesellschaft geworden war und auf einer Reise in sein Vaterland die Bekanntheit seiner nachmaligen Gattin und der berühmtesten Gelehrten des Nordens gemacht hatte, wurde er 1730 außerordentlicher und 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik daselbst. Er starb als Decemvir der Universität, Senior der philosophischen Facultät und des Fürstencollegiums und Mitglied mehrerer auswärtiger Akademien den 12. December 1766. — Ein imposantes und schönes Aeußere, rastlose Thätigkeit, nicht gewöhnliche Kenntnisse, aber auch die Verdienste Anderer geringschätzende Eitelkeit und hartnäckige Anmaßung zeichneten ihn aus und waren die Quellen mancher Leiden für ihn.

Von ihm selbst haben wir in deutscher Sprache.

Vietshens gesammelte Schriften, mit Vorrede und Zugabe einiger Gedichte. Leipzig 1725. 8. Dabei die Uebersetzung von Le Clerc's Abhandlung von der Poesie. Bernhard's von Fontenelle Gespräche, übersetzt mit Anmerkungen, Erläuterungen und Zugaben. Leipzig 1726, 1727, 1730, 1751; 4 Theile. 8. Des 1. Theils. 3. Aufl. ebendas. 1738. 8.; die des 4. ebendas. 1760.

Nachricht von der erneuerten deutschen Gesellschaft. Leipzig 1727. 8. Neue Auflage 1731. 8.

Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst. Hannover 1728. 8. Fernere Ausgaben mit verschiedenen Abänderungen und Erweiterungen 1735, 1739, 1750 und als: Ausführliche Redekunst 1759. 8. 2 Theile.

2) Versuch einer kritischen Dichtkunst. Durchgehends mit den Exempeln unserer besten Dichter erläutert. Anstatt der Einleitung Horazens Dichtkunst übersetzt und erläutert. Leipzig 1730. gr. 8. Dann ebendas. 1737, 1742, 1751 in 2 Theilen. — Ein Auszug daraus sind: Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst, für Schulen. Leipzig 1756; ferner 1760 und 1775 sämmtlich in 8.

Der deutschen Gesellschaft in Leipzig gesammelte Reden und Gedichte. Leipzig 1732. 8.

Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Johann Joachim Schwabe. Leipzig 1736. gr. 8. und 1751. 2 Theile. Mit G's Bildniß von Enslang.

B. Meurich's auserlesene Gedichte, gesammelt und herausgegeben. Leipzig 1744. gr. 8.

Deutsche Sprachkunst, nach den besten Schriftstellern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts. Leipzig 1748 gr. 8.; ferner ebendas. 1749, 1752, 1756, 1762 und durch Johann Gottlob Hofmann 1776, gr. 8., wurde ins Lateinische, Französische, Holländische, Ungarische und Russische übersetzt. Einen Auszug daraus bildet der Kern der deutschen Sprachkunst, zum Gebrauch der Jugend von ihm selbst ins Kurze gezogen. Leipzig 1753. 8. 5. Auflage besorgt durch J. G. Hofmann. Ebendas. 1777. 8.

Gesammelte neueste Gedichte, herausgegeben von der Königlich deutschen Gesellschaft. Königsberg 1750. 8.

Christoph. Otten's, Freiherrn von Schönau, Herrmann oder das befreite Deutschland, ein Heldengedicht mit einer Vorrede ans Licht gestellt. Leipzig 1751. 4.

Steinrich's von Alkmar Reineke der Fuchs, nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzt und mit einer Abhandlung von dem Urheber, wahren Alter und großen Werthe dieses Gedichts versehen. Leipzig und Amsterdam 1752. kl. Fol. Mit dem Grundtext als Anhang.

Vorübungen der Beredsamkeit, zum Gebrauch der Gymnasien und größern Schulen, Leipzig 1754. 8. Fernere Auflagen: Ebendas. 1756, 1764 und 1775 sämmtlich in 8.

Der sterbende Cato, ein Trauerspiel, mit Fenelon's Gedanken von den Trauerspielen und einem kritischen Anhang. Leipzig 1752. 10. Auflage besorgt von C. G. Köllner. Ebendas. 1757.

Auszug aus Batteur's schönen Künsten, aus dem einzigen Grundfuge der Nachahmung hergeleitet; mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen. Leipzig 1754. 4.

Historische Lobschrift Christians, Freiherrn von Wolf. Nebst des Hochsel. Kupferbilde. Halle 1755. gr. 4.

Geschichte der Stiftung der vormaligen fruchtbringenden Gesellschaft, Leipzig 1755. 4.

Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst. Leipzig 1757 — 1765. 8. 2 Theile.

Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutschen Wörter und Redensarten. Straßburg und Leipzig 1758. 8.

Akademische Redekunst, zum Gebrauche der Vorlesungen auf hohen Schulen. Leipzig 1759. 8.

Freies Lebens kleine Nachlese zu dem nöthigen Vorrathe zur Geschichte u. s. w. Leipzig 1760. 8. Auch als Anhang zu letzterem. Ebend. 1765.

Der Prozeß, ein Scherzgedicht, im Jahre 1740 seiner theuersten Freundin Luise Adalgunde Wittorie G., geb. Kulmus gewidmet, als opus posthumum der Nachwelt geschenkt, 1774 8.

Unter Beihilfe seiner Gattin und seiner Freunde: Die vernünftigen Tadelrinnen, eine moralische Wochenschrift. Halle und Leipzig 1725, 1726. gr. 8. Neue Auflage, Hamburg 1747. 8. 2 Thle. An deren Stelle trat: Der Biedermann, eine moralische Schrift. Leipzig 1727, 1728. 2 Bde.

Oben der deutschen Gesellschaft in Leipzig. Ebendaf. 1728 und 1733. 8. 2 Thle.

Der deutschen Gesellschaft in Leipzig eigene Schriften und Uebersetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart. Leipzig 1730 — 1739, 3 Thle. in 8. 2. Ausgabe 1742 in 8.

Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. Leipzig 1732 — 1744. 8 Bde. in 8.

Baylens historisches und kritisches Wörterbuch, nach der Auflage von 1740 übersezt, mit einer Vorrede und verschiedenen Anmerkungen. Nebst dem Leben des Herrn Bayle nach Desmaizeaux. Leipz. 1741 — 1744. 4 Thle. in Fol.

Die deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer, mit Vorrede. Leipzig 1741 — 45. 6 Thle. in 8. 2. Ausg. Ebend. 1746 — 1750.

M. T. Cicero drei Bücher von der menschlichen Pflicht, übersezt und mit Anmerkungen, wie auch des Cicero Leben erläutert von Joh. Adolph Hofmann, mit Vorrede von G. Hamburg 1742. 8.

Reinhold Theodicee, das ist, Versuch von der Güte Gottes u. s. w., übersezt und mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen. Hannover 1744. gr. 8.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste. Leipzig 1745 — 1754 in 8. 10 Bde.

Lucian's von Samosata Auserlesene Schriften durch verschiedene Federn verdeutschet. Leipzig 1746. 8.

Gesammelte Reden in 3 Abtheilungen. Leipzig 1749. gr. 8. Mehrere darunter vorher einzeln. Ebendaf. 1789 — 1746 in 4. und 8.

Geschichte der Königlich Akademien der schönen Wissenschaften zu Paris. Aus dem Französischen übersezt von Luise Adalgunde Wittorie G. Mit einer Vorrede von J. Ch. G. Leipzig 1749. gr. 8.

Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit. Leipzig 1751 — 1762. 12 Bde. mit Kupfern in 8.

Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig. Ebend. 1754 u. 1755. 3 Thle. in gr. 8.

Handlexikon oder kurzgefaßtes Wörterbuch der schönen Wissenschaften und freien Künste. Leipzig 1760. gr. 8.

Gottsched gehörte zu denjenigen Erscheinungen in der Geschichte der Literatur, welche das Unglück hatten, nie richtig gewürdigt zu werden, und deren eigentliche Stellung zu ihrer Zeit selbst die ruhiger und unbefangener urtheilende Nachwelt nicht genau zu bestimmen vermochte. Während er in der Periode seiner wirksamsten Thätigkeit von seinen Schülern und Anhängern als ein Licht der Welt gepriesen wurde, griffen ihn seine nicht minder befangenen Gegner auf das Schonungsloseste an und suchten, selbst das untergeordnete Verdienst, das er sich um deutsche Sprache und Wissenschaft erwarb, und das ihm durchaus nicht abzuspochen ist, als gänzlich nichtig darzustellen. — In späteren Tagen, in welchen unsere Literatur plötzlich einen so außerordentlichen Aufschwung nahm, und man ganz Anderes von einem Geschmacksrichter, für den er durchaus während eines langen Lebens gelten wollte, mit Recht verlangte, sank sein Name fast zu einem sprüchwörtlichen Gebrauche herab, um geistlose, breite und arrogante Pedanterie damit zu bezeichnen, und würde ganz vergessen und verschollen seyn, wenn seine unaufhörlichen und heftigen Streitigkeiten, welche damals so viele Federn in Bewegung setzten, ihn nicht nothwendig in den Annalen unserer

Literatur hätten aufbewahren müssen. Um gerecht gegen ihn zu seyn, darf man nicht außer Acht lassen, daß er zu einer Zeit aufrat, in welcher die Poesie in unserem Vaterlande auf das Tiefste gesunken war, und durch die Unfähigkeit der geistlosen Nachahmer der Schule Hoffmannswaldau's und Lohenstein's eine höchst verderbliche Richtung genommen hatte. Dieser stemmte er sich mit allen Kräften entgegen und suchte, durch Lehre und Beispiel, Keuschheit, Regelmäßigkeit und Correctheit einzuführen. Hätte er sich hierauf beschränkt, so würde er seinen Zweck nicht verfehlt haben; aber er ging noch weiter, und wollte, durch Eitelkeit und Selbstüberschätzung verführt, eine neue Bahn brechen, und als das Haupt und der Mittelpunkt eines allein gültigen Strebens dictatorisch dastehn. Dazu fehlte ihm jedoch das Nothwendigste; wenn es ihm auch auf der einen Seite weder an bedeutenden vielumfassenden Kenntnissen und an gesundem Verstande gebrach, so ermangelte er doch dagegen aller philosophischen Tiefe, der Phantasie, des Witzes und eines reinen vorurtheilfreien Geschmacks. Sein ganzes Treiben mußte dadurch höchst einseitig werden, um so mehr, als ihn eine fast unglaubliche Anmaßung fortwährend verblendete, und ihn zum Herolde einer Literatur (der französischen) machte, deren ganzes Wesen dem deutschen Geiste fast in allen Punkten widersprach.

Was sein rastloser Fleiß deshalb hervorbrachte, konnte nach den eben angedeuteten Verhältnissen daher auf keine Weise dauernde Früchte tragen; doch dürfen seine Leistungen für die Ausbildung unserer Sprache und die Kenntniß unserer Literatur keineswegs verkannt werden. Als Dichter ist er höchst unbedeutend, da er fast nichts besitzt als eine gewandte Herrschaft über die äußere Form; seine Poesien sind demzufolge auch weiter nichts als schaaale Gelegenheitsreimereien, voll gezielter Wendungen, frostiger Bilder und unerschöpflicher breiter Geschwätzigkeit. Dieselbe Weiterschweifigkeit herrschte in seinen prosaischen Leistungen, namentlich in seinen nach dem Muster der französischen gearbeiteten Reden und Lehrbüchern.

Trotz dem Allem geziemte es aber der späteren Generation nicht, das wirklich Lobenswerthe an Gottsched zu verkennen; dies war der wirklich echte Patriotismus, der ihn beselte, für die Ehre und das Wohl der deutschen Nation und ihrer Literatur auf das Eifrigste zu streben.

Wir lassen der Vollständigkeit wegen hier einige der besten Gedichte, so wie eine Rede Gottsched's folgen.

## V. D b e.

Bei widriger Schifffahrt über die Däsee,  
(auf der Höhe von Bornholm entworfen, 1729 im Juni.)

Andrer Vater deutscher Lieder,  
Edler Fleming, Phöbus Sohn,  
Komm, erneure doch den Ton  
Deiner edlen Laute wieder!  
Hast du Keufen und Circassen,  
Und die wilde Tartaren,  
Ja die Perser hören lassen,  
Was die Kunst der Musen sei,  
D so stimme, wie vorzeiten,  
Meiner Zither schlaffe Seyten.

Stund nicht Fleßland halb vernarret?  
Stugte nicht der kalte Welt?  
War die halbe Norderwelt,  
Bis zur Wolga, nicht erstarrt?  
Deines hohen Geistes Feuer  
Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee;  
Ja das Eis ward endlich theuer  
An der runden Caspersee.  
D wo ist von deinen Trieben  
Die verglimmte Blut geblieben.

Eben die beschäumten Wellen,  
Deren Spiel ich igo bin,  
Sah ja dein gefestigter Sinn  
Vormals zu den Wolken schwellen.  
Aber wenn sie rauschend rollten,  
Und durch ihrer Fluthen Fall  
Deine Rieder dämpfen wollten,  
Dämpfte Thetis ihren Schall;  
Thetis, die das Sprudeln hörte,  
Wenn sie dich von weiten hörte.

Sagt, ihr blaulichsten Tritonen!  
Warum hört ihr mir nicht zu?  
Warum wollt ihr meine Ruh  
Nicht sowohl, als Flemmings, schonen?  
Doch ich kann es leichtlich merken:  
Könnt ich nur mein Sentenspiel  
Recht nach seiner Laute stärken,  
Die euch damals wohlgefiel;  
Würdet ihr zu meinem Dichten  
Williger die Ohren richten.

Raast denn, raast, ihr Wasserwogen!  
Spritzt und schäumt noch so viel;  
Rein verwerflich Sentenspiel  
Ist mit eigner Hand bezogen.  
Wäلت euch, ihr gefalznen Dägel  
Schwemmt mein Schiff durch Sturm und Wind,  
Dessen ausgespannte Flügel  
Gute nasse Nachbarn sind;  
Aber endlich legt euch wieder,  
Und vernehmt auch meine Rieder.

Ich befinde mit Vergnügen  
Rein verlassnes Vaterland,  
Wo ich an Euterpens Hand  
Den Parnas zuerst bestiegen;  
Dboacers Schloß und Brücken,  
Albertinens Glanz und Pracht,  
Der des Pregel's breiter Räden  
Alle Länder zinsbar macht;  
Und wo mit gebühten Zungen  
Dach und Piesch mir vorgesungen.

Dann erhebe ich, außer Preußen,  
Sachsens schöne Lindenstadt,  
Leipzig, das nichts gleiches hat,  
Und das glückersfüllte Meissen.  
Leipzig, wo sich meine Fisten  
Etwas besser ausgespielt,  
Und im Chore der Poeten  
Manches Kenners Lob erzielt:  
Als von Friedrich August's Thaten  
Mir ein Heldenlied gerathen.

Nebst der klugen Philirenen,  
Wo ich mich bisher befand,  
Rühm ich auch den Reichsflrand,  
Und die Anmuth meiner Schönen;  
Meiner dichtenben Louifen,  
Welche mich so stark gerühret;  
So viel Geist und Wig erwiesen,  
Als ich irgendwo gespüret;  
Und durch angenehme Sitten  
Mir zuerst das Herz bestritten.

Therzer Ditz! dessen Schatten,  
Dessen Gruft noch Danzig ehret,  
Hast du meinen Wunsch erhört,  
So wirst du mir eins verstaten.  
Sang dein süßes Rohr vorzeiten,  
Von der langen Wandala:  
D so rühr ist meine Senten,  
Auf mein Licht, Victoria;  
Auf mein Leben, Adelgunden,  
Die mich neulich überwunden.

Sie verdient mit allem Rechte,  
Sie, die Geist und Schönheit hat,  
Daß sie dein unsterblich Blatt  
Auf die späte Nachwelt brächte.  
Doch was braucht sie fremder Werke  
Zum Gewinnst der Ewigkeit?  
Ihres eignen Griffels Stärke  
Trotz schon der Vergessenheit.  
Könnt ich ihr nur auch entrinnen,  
Färsinn deutscher Castalinnen

Ist mir recht? die stolzen Wellen  
Legen sich mit ihrer Wuth;  
Und der Tiefen müde Fluth  
Hört auf so sehr zu wellen.  
Die begierigen Steinen  
Geben auf mein Singen acht,  
Weil der Namen meiner Schönen,  
Jeden Ton ganz lieblich macht.  
Seht doch, wie sich die Najaden  
Scherzend um mein Schifflein baden!

Ach! entzückt du auch die Binde,  
Schönste! warum strafft du mich?  
Warum jähst du, daß ich dich  
Wichtig, schön und artig finde?  
Soll ich, blinder als die Fluthen,  
Lauber, als die Stürme, seyn?  
Ist mir das wohl zuzumuthen?  
Selbst die Wahrheit spricht ja: Nein.  
Warum soll ich denn im Schreiben  
Gegen dich ganz frostig bleiben?

Warum kannst du es nicht leiden,  
Daß mein Schiff die Hoffnung heißt?  
Soll denn mein getreuer Geist  
Deinen Wohnplatz ewig meiden?  
Warum soll ich doch nicht hoffen?  
Steht entweder meinem Wort  
Danzigs Hafen nicht mehr offen?  
Oder sperrest du selbst den Port?  
Nein! Die Hoffnung und mein Glück  
Führt mich doch dereinst zurücke.

Kendre künftig die Befehle,  
Zwinge meine Regung nicht.  
Schilt nicht, daß ich dich, mein Licht!  
Unter große Seelen zähle.  
Ueberlass mich nur den Trieben,  
Die du selbst in mir erweckt:  
Denn soll ich den Werth nicht lieben,  
Den dein Wesen mir entdeckt;  
D so wird noch einst auf Erden  
Alles Lieben strafbar werden.

### Z u b e l o d e.

Seht! Babel wankt, und sinkt, und fällt,  
Daß Grund und Catacomben beben;  
Nun kann der Kreis der hart geplagten Welt  
Sein sorgenfreyes Haupt erheben.  
Der sieben Berge Glanz und Pracht  
Versinkt in Schutt und Graus und Nacht,  
Die Wege schmetzt den Saubertelch in Straßen:  
Ha! stolzes Weib, nun wirst du dich  
Nicht mehr so frech und lächerlich  
Durch den erzeigten Pug der reichsten Bühler schmücken.

O! welch ein Heulen und Getümmel  
Erhebt das Reich der Finckerniß!  
Dort steigt ja noch der Engel durch den Himmel,  
Der uns aus solchen Schatten riß.  
Man hört die Jubelstimme schallen:  
Sie fällt! sie fällt! sie ist gefallen;  
Gefallen ist die große Wunderstadt!  
Die durch den Wein der Hurereren,  
Bey Eß und Zwang und Schmäucheleyen,  
Die Völker aller Welt bisher bezaubert hat.

Gestürzt Rom! Wo ist nunmehr  
Des Thieres große Macht auf Erden?  
Welch Königreich wird künftighin so sehr  
Verföhret, bestrickt, bezaubert werden?  
Wer nimmt dein schönes Zeichen an;  
Da die den Schandfleck abgethan,  
Die sonst dieß Raal mit Stolz und Eifer trugen?  
Nur weg damit von Eßen und Pand!  
Des Himmels Zorn ist schon entbrannt  
Auf alle, die sich sonst zu deiner Rottte schlugen.

Wie dort vom Klange der Posaunen  
Ganz Israel und Josua,  
Bey Jericho, zwar froh, doch mit Erkennen,  
Schloß, Thurm und Bollwerk sinken sah;

Man läßt ein Feldgeschrey erschallen,  
Und seht, so Thor als Mauren fallen;  
Biewohl kein Mensch die Hand daran gelegt:  
So fällt auch Babels Pracht und Schmae,  
Bloß durch ein kräftiges Getöse  
Des ewigstarken Wortes, das Erd und Himmel trägt.

Seht aus, aus der verbannten Stadt,  
Erstseht! steht aus Babels Thoren!  
Des Eräuels Wust, dem sie geopfert hat,  
Hat Ansehn und Gewalt verlohren.  
Verühret nichts, was sie gewiebt;  
Es ist der Akerheiligkeit  
Verworfenne Frucht und Mißgeburt zu nennen;  
Des Aberglaubens blinde Brut  
Mag, wie sie gern im Dunkeln ruht,  
Sich in Aegyptens Nacht von Sosen's Sonne trennen.

Was siehst du doch in deinen Zimmern?  
Was siehst du, finst'rer Vatican?  
Was hilft es dir, daß tausend Lampen schimmern,  
Da keine dich erleuchten kann?  
Wie lange soll auf den Altären  
Das trübe Licht der Kerzen wahren,  
Das aller Welt des Irthums Lichtstern war?  
Hinaus mit dem verwünschten Scheine!  
Der Wahrheit heit'rer Stral alleine  
Vertreibt die Finsterniß und macht die Kirche klar.

Aus dir, gepriesenes Sachsenland!  
Entspringt das Licht der reinen Lehre.  
Du hast das Loth des Glaubens angebrannt,  
Das sonst fast gar erloschen wäre.  
Aus deinen Mauren, Wittenberg!  
Entsteht das unerhörte Wort:  
Die Lyber selbst erklaunt vor deiner Eibe.  
Die Engelsburg erbebt vor dir;  
Der Kiesel bricht, es springt die Thür;  
Es wanket Grund und Dach und Pfeiler und Gewölbe.

Den Tag soll keine Zeit vergessen,  
Als dort, auf seinem Kaiserthron,  
Der fünfte Karl im Fürstenrath gefessen,  
Karl, Deutschlands loberkühler Sohn.  
Die holde Majestät der Mücke  
Verspricht Germanien ein Glück,  
Dem keines gleich, davon es sonst geblüht;  
Karl ist ein zwiefachgroßer Kaiser,  
Indem er zwar auf Lorbeerreiser,  
Doch auf den Glauben auch mit heiterm Geiste sieht.

Ihr Fürsten! auf! denn euer Mund  
Muß ihr den ganzen Weltkreis lehren.  
Hier thut getrost des Glaubens Inhalt kund;  
Nord, Ost und Westen wird euch hören.  
Seyd keck und voller Freudigkeit,  
Ihr sprecht hier für die Christenheit;  
Wollendet dann, wozu euch Gott erhören.  
Durch euch muß hier ein Wort geschehn,  
Dazu die Vorsicht euch erschn,  
Bevor euch die Natur ans Licht der Welt geböhren.

Es schlägt euch Ansehn, Stand und Würde,  
Gewalt und Abkunft, Volk und Land;  
Der Fürstenhut und die Regentensbürde  
Hat euch ja nicht den Muth entwandt.  
Das Schwert umgürtet euch die Lenden,  
Ergreift es mit beherzten Händen,  
Vertheidigt euch, dafern man euch verlegt.  
Seyd fertig, Blut und Haupt zu wagen!  
Denn hier sein Leben fell getragen,  
Ist christlicher, als Gott der Ruhe nachgesetzt.

Ihr thut. Die Wahrheit steht euch ben,  
Ihr kämpft, und siegt, und triumphiret.  
Der Feinde Wuth und wüste Raserey  
Hat eure Großmuth nicht gerühret.  
Euch dankt das frohe Luthertum!  
Euch giebt die halbe Welt den Ruhm!  
Euch wird man noch nach tausend Jahren ehren!  
Euch preiset auch dieß Lied; = = Doch nein!  
Weil Ehre, Dank und Preis allein  
Dem Vater alles Lichts im Himmel zugehören.

Encycl. d. deutsch. Nation. = Lit. III.

Wer kennt nicht Luthers Geist und Feuer,  
Melancthon's sanfte Einigkeit?  
Die beyderseits, bey diesem Ungeheuer,  
Ihr Haupt gewagt, und nichts gescheut.  
Wenn jener brannte, dieser dämpfte,  
Der eine Löwenmüthig kämpfte,  
Der andre stets auf Friedenspunkte sann:  
Wer hats so weislich angefangen,  
Erbsacht, beschloffen und verhangen,  
Daß ein so widrig Paar dennoch zuletzt gewann?

Dort trost ein fester Heldenmuth;  
Hier beb't ein halbverzagter Glaube:  
Dort spottet man der ärgsten Feinde Wuth;  
Hier kriecht die Blüdigkeit im Staube  
Die Eintracht sah der Zwietracht gleich:  
Sie stürzten beyde Babels Reich,  
Theils durch Gewalt, theils durch ein kluges Weichen.  
Gott selbst! Gott selbst hat das verhehn!  
Nur dergestalt konnt es geschehn,  
Das vorgesteckte Ziel der Schlüsse zu erreichen.

Kein Mensch, so weit sein Wiß auch langet,  
Langt hier mit seiner Vorsicht zu.  
Wer trieb das Werk, damit ist Zion pranget,  
O höchste Weisheit! sonst als du?  
Aus tausend wundervollen Werken  
War leichlich Hand und Krafft zu merken,  
Die alles trieb, bedacht, erhielt und that.  
Beschämte Spötter! weicht zurücke,  
Ihr seyd zu schwach; drum kehrt die Blicke  
Auf eurer Einfalt Trost, den eiteln Bildersaat.

Fällt nieder, murmelt, schlägt die Brust,  
Serkosst die Stirn, erzwinget Zähren,  
Serpetscht den Leib, dem Heiligen zur Luft;  
Er wird sich schon geneigt erklären.  
Küßt hundertmal ein saules Bein,  
Den schändden Raub vom Rabenstein,  
Den der Betrug in Gold und Glas geschoben;  
Bergtittert Lampen, Asch und Roth,  
Die man für Krankheit, Schmerz und Tod,  
Zur Panacee bestimmt und heilig aufgehoben.

Hängt Katten um, erhandelt Messen,  
Bleht Glocken, räuchert, bethet an,  
Schlagt Kreuzer vor, enthaltet euch vom Essen,  
Zeigt, daß die Andacht hungern kann.  
Noch mehr: manch Gauckelspiel erscheine,  
Der Mutter Gottes Auge weine,  
Es stieße dort das Blut vom Januar.  
Was hilft's? bey tagber Götzen Ohren  
Ist Seufzen und Gebeth verlohren;  
Denn todes Holz und Stein nimmt keiner Ehrfurcht wahr.

Sagt, läßt sich noch kein Helfer sehn?  
Erscheint kein Heiliger auf Erden?  
Will Nepomud, durch euer heißes Flehn,  
Noch nicht gerührt, nicht gänzlich werden?  
Umsonst! Ein lahmer Lojola  
Ist, statt der Himmelsbürger, da?  
Iberien hecht seinen neuen Orden.  
Der stüzet Roms zerbrochenen Stuhl,  
Der zeucht das Thier aus seinem Pfuhl,  
In den es schon gestürzt und fast vergraben worden.

Wie sonst durch Sonnenschein und Regen,  
Bey angebrochner Frühlingszeit,  
Der Gärten Pest, die ganz erstarrt gelegen,  
Die schändde Raupenbrut gedeiht;  
Sie kriecht aus ihrem engen Neste,  
Und breitet sich durch Laub und Aeste  
Auf jedes Blatt, auf alle Knospen aus,  
Und kehrt durch ihr verwegenes Wäthen  
Den Schmutz der hoffnungsvollen Blüthen,  
In Stengel, Zweig und Stamm in Abscheu, Wust und Graus.

So wuchs auch die beschorne Schaar  
Der kaum entstandnen Lojolliter;  
Und fraß darauf, sobald sie zeitig war,  
Der Königreiche Markt und Güter.  
Europa wird ihr unterthan;  
Ein Heer, das niemand zählen kann,

Beschwert den Kreis der überschwemmten Erden.  
Nunmehr ist weder Hülf noch Rath!  
Es haßt und scheut sie Fürst und Staat,  
Wiewohl, es ist zu spät, davon befreyt zu werden.

Woh euch! ihr armen Protestanten,  
Woh euch! denn die Gefahr ist groß.  
Flieht Paab und Gut, gleich Mördern und Verbannten;  
Wo nicht, so kehrt in Babels Schooß.  
Auf euch ist ihre Wuth erlitzet,  
Ihr tückerfülltes Auge blizet,  
Sie drohen euch mit Flammen, Strick und Stahl!  
Der Untergang ist euch geschworen;  
Ihr steht umsonst, ihr seyd verlohren!  
Es donnert schon in Rom des Bannes Wetterstrol.

Nein! Zion soll und wird bestehn,  
So lange Mond und Sonne scheinen.  
Doch Babels Macht muß endlich untergehn;  
Und sollten alle Mönche weinen.  
Lucern droht ihm den neuen Fall,  
Es droht ihm dort in Portugall  
Ein weiser Feld, der seine Rechte schützt.  
Nur freich gewagt! Das Lateran  
Hat seinen Donner weggethan,  
So daß kein Bannstrol mehr auf Feind und Keger blizet.

Dort, wo die Welt im Eise wohnet,  
Blüht auch das Evangelium.  
Da, wo der Dän' und Schwed' und Preuße thronet,  
In Ehurs- und Klesland herrscht sein Ruhm.  
Ein Theil der Reußen und Sarmaten,  
Ein Theil von Stambols weiten Staaten,  
Halb Deutschland, Schweiz und Holland nimmt es an.  
Pannonien, die Britten, Schotten,  
Virginier und Sottentotten,  
Sammt Coromandels Volk sind ihm schon zugethan.

O! möchte seiner Lehren Bliz  
Der Länder Ueberrest durchbringen;  
Und überall der Pfaffen Abergwitz,  
Des Aberglaubens Nacht bezwingen!  
O müßte noch der Theil der Welt,  
Den Mahomet gefesselt hält,  
Den hellen Glanz der Wahrheit einst erblicken!  
O sollt auch jenes Südenland,  
Das kein Columbus noch erfand,  
Die Tempel durch den Dienst des wahren Gottes schmücken!

Wie ist mir? meiner blöden Blick  
Geschwächter Strol verfürtet sich,  
Wie wohl ist mir! ein gänziges Geschick  
Erhört den Wunsch und tröstet mich.  
O welch ein Schauspiel läßt sich sehen!  
Denn was noch künftig soll geschehen,  
Wird mir entdeckt, und stellt sich vöblig dar.  
O süßer Anblick! schöne Zeiten!  
Ich seh, ich sehe schon von weiten,  
Was jedermann gewünscht, was kaum zu hoffen war.

Ich sehe schon den Lyberstrom  
Die Herrschaft geistlicher Tyrannen  
Mit Wuth und Kraft aus dem gedrückten Rom,  
Aus ganz Hispanien verbannen.  
Ich sehe Tempel und Altar,  
Und Mönch und Pfaffen in Gefahr,  
Den Bilderdienst, das Fegefeuer schwinden.  
Kein Pabst ist mehr, kein Cardinal;  
Der Klöster ungeheure Zahl,  
Die Buß und Staub bedeckt, ist gar nicht mehr zu finden.

Die Wahrheit herrscht und triumphiret,  
Sie hat der Lügen Schwarm gedämpft;  
Der Sonnenstrol, der ihre Scheitel zieret,  
Das Reich der Finsterniß bekämpft.  
Man sieht bey ihren Reichsgenossen  
Die schönsten Jugendzweige sprossen,  
Die stetig blühen, stets voller Früchte stehn:  
Der Thorheit Saamen ist verdorben,  
Die Brut der Laster ausgeforben,  
Und ihr erwünschter Thron soll niemals untergehn.

Erscheine bald, du glübne Zeit!  
Beschleunigt euren Lauf, ihr Tage!  
Daß einst die Welt, mit froher Dankbarkeit,  
Von unsrer Wünsche Nachdruck sage.

O wäret ihr schon iso da!  
O! wären wir euch schon so nah,  
Als unser Herz es wünschet und begehret!  
Das Pabstthum wäre schon verbannt,  
Der Kuselmann ganz unbekannt,  
Der Jud' und Heide selbst zu Zion Gott bekehret.

Besun und tausend Schwefelgrüfte,  
Die Wälschland längst den Fall gedrüt,  
Verdoppelten die flammenreichen Däfte,  
Bey Zion erster Jubelzeit.  
Der Bunder tiefverborgner Schläuche  
Zerris der Erden hohle Bäuche,  
Und öfnete der Berge wüsten Schlund;  
Er drohte Babel zu verwüsten,  
Und that dem Sig des Antichristen  
Schon dazumal die Blut der Rache Gottes kund.

Swar iso schon des Himmels Guld,  
Auch seiner Wahrheit tolle Feinde.  
Die Langmuth hat mit ihrem Troß Geduld,  
Und schützt indessen ihre Freunde.  
Doch wachet dereinst sein Eifer auf,  
So wird sein Arm der Bosheit Lauf,  
Mit leichter Wäth, durchaus zu hemmen wissen.  
Alsdann wird Troß und Widerstand  
Vor solcher starken Allmachtshand,  
Wie Dampf, in reiner Luft, gar bald verschwunden müssen.

Herr! der du einst das schönste Loben  
Des unkehrten Sauls besieg;  
Durch Bliz und Ruf sein Schnauben aufgehoben,  
Womit er dich zuvor bekriegt:  
Ach! strafe doch mit hellem Lichte  
Auch Zion Feinde ins Gesicht,  
Bis ihre Wuth von deiner Gnade weicht;  
Bis Lyger, Lämmer, Scorpionen,  
Und Tauben bey einander wohnen,  
Und deiner Weisheit Schluß den vollen Zweck erreicht

Dort fängt bereits der Orient  
Die Wissenschaften an zu lieben;  
Die doch bisher nur bloß der Decident,  
Europens bester Theil, getrieben.  
Der Moscowit und die Türken  
Bergißt der alten Barbaren,  
Und sucht und liebt den Fior der freyen Künste.  
So gieng auch hier, eh Luther kam,  
Verstand und Bliz macht Völker zahm,  
Und jede Kunst gereicht dem Glauben zum Gewinnste.

Berschonet doch, ihr rauhen Zeiten!  
Berschonet doch dieß schlechte Blatt,  
Der späten Welt, wo möglich, anzudeuten,  
Was man von ihr gehoffet hat.  
Ihr neuen Völker! werft die Blicke  
Auf unser Alterthum zurück;  
Ahmt unsrer Lust und Jubelstunde nach:  
Ja übertrefft uns, wenn ihr könnet.  
Vielleicht wird euch das Glück gegönnet,  
Die Frucht gereift zu sehn, so ist die Knospen brach.

Es herrscht igt Karl, der Deutschen Lust,  
Der selber Zion Rechte schützt.  
In Pohlen herrscht ein schiffischer August,  
Der Zion Mauren oft geküßt.  
Der große Wilhelm, Friedrichs Sohn,  
Besitzt der Preußen Königsthron,  
Und Brandenburg, die Frenskadt der Verbannten.  
Hannovers Thur und Engelland  
Regiert Georgs des andern Hand.  
So stark ist euer Schutz, ihr sichern Protestanten!

Wie lob' ich Schwedens Haupt aus Dessen?  
Wie Gothens weisen Friedrich?  
Wie Dänemack? und was ich fast vergessen,  
Dich, Württemberg, und Braunschweig, dich?  
Genug; die müden Septen schweigen.  
Der Wahrheit sey dieß Lieb ganz eigen,  
Und allem dem, so ihren Fortgang liebt;  
Dir, Herrscher dieser Welt, vor allen:  
O welch ein Glück! wenn dir gefallen,  
Was hier die Poesie zum Jubelopfer giebt.



Die Pflichten eines Lehrers der Weltweisheit.

So geht und tretet denn auf die geweihten Stufen,  
Dahin euch Glück und Recht, ihr werthen Freunde! rufen.  
Empfanget nach Verdienst der Lorbeerzweige Schmucl.  
Wer sie so würdig trägt, der trägt sie würdig gnug;  
Dem darf auch Romus nicht den bittern Vorwurf drücken,  
Den andre sonst mit Recht bey neuen Titeln scheuen.

Allein, verzeihet mir, wenn euch dies Blatt erklärt,  
Was Pallas eurer Stirn für einen Kranz gewährt?  
Und was es heißen soll, wenn sie von ihren Söhnen  
Die Anhalt machen läßt, euch öffentlich zu krönen?  
Wie mancher kennt dabey nicht sie, nicht seine Pflicht,  
Ja selbst den hohen Werth von dieser Würde nicht;  
Und geht und eilt und läuft, mit ungewaschenen Händen,  
Minervens Heiligthum und Götterhahn zu schänden,  
Doch, wenn es ihm gelingt, so bleibt er, wer er war.  
Kein Wert, kein halbes Wert, kein einzig Wort so gar,  
Entdeckt hernach von ihm, daß er ihr Lehrorden,  
Den er vergrößert hat, ein tüchtig Glied geworden.  
Ihr, Freunde! wißt es zwar, und habt es längst bedacht,  
Was euren blauen Hut so ehrenwürdig macht;  
Ja selber euch gescheut, mit allzukühnen Sprüngen,  
Euch auf den hohen Sig der Lehrenden zu schwingen.  
Ich weiß es gar zu wohl. Doch hört mich diesmal an;  
Weil das, was ihr schon wißt, doch andern nuzen kann.  
Und wie! gesiel euch sonst mein treugesinntes Lehren,  
So schämt euch heute nicht den Schluß davon zu hören.

Die Weisheit, der ihr hold, ja ganz ergeben seyd,  
Ist nicht ein schändes Spiel der Unbedachtsamkeit,  
Ist nicht ein Lodenwerd der ungelübten Jugend:  
Ihr Wert ist Wissenschaft, Gelehrsamkeit und Tugend.  
Minerva gleicht fürwahr den frechen Dirnen nicht,  
Die den gemahlten Stups auf ihrem Angesicht,  
Mit unverkämter Stirn, den jüngsten Duhlern zeigen,  
Und jedem, der es wünscht, ins gelbe Lager streigen.  
Man haut kein prächtig Bild aus jedem Kieselstein:  
Kein niedertüchtig Perz kann ihre Wohnung seyn.  
Es muß ein edler Geist von ungemeynen Gaben,  
Von seltenen Kräften seyn, der sie zur Freundin haben,  
Ihr Herz gewinnen will. Wer nicht die Wahrheit liebt,  
Des Übels Thorheit haßt, der Einfalt Abschied giebt,  
Vernunft und Klugheit mehr, als Geld und Wollust achtet,  
Der Dinge Grund erforscht, den Bau der Welt betrachtet,  
Sich selber auskudirt; und dann auf dieser Spur  
Den unumschränkten Geist, den Meister der Natur,  
In seinen Werken sucht, ergründet und entbedet;  
Wem nicht ein großes Herz in starken Brästen steckt,  
So sich der Tugend weicht, die Lüste niederschlägt,  
Der Menschen Bestes sucht, zu allen Liebe trägt;  
Vor keinem Unfall bebt, von keinem Mißvergnügen,  
Verdruß und Kummer weiß, wer nicht nach Ehre strebt,  
Die aus der Tugend kömmt, kurz, wer nicht denkt und lebt,  
Wie weise Männer thun; der irrt bey offenen Sinnen,  
Und schmachdelt sich umsonst, die Götting zu gewinnen.

So, so war Sokrates, Minervens ächtes Kind,  
So war auch Epikur, der große Mann, gesinnt;  
Der darin nur gefehlt, daß er die weiten Bogen  
Des Weltraums dem Gesicht der Gottheit ganz entzogen.  
So hat sich Seno stets und Plato dargestellt;  
So wies sich Epiktet als einen Tugendheiß;  
So war auch Tullius mehr in der Zahl der Weisen,  
Als in der Rednerkunst, für ungemeyn zu preisen.  
Dich, Cato, hat der Tod weit mehr, als ihn erschreckt,  
Als er sein graues Haupt dem Mörder hingestreckt.  
So ist ein Seneca in Pallas Dienst gestorben;  
So hat sich Antonin ein ewig Lob erworben;  
So hat Boethius, das Bild der Kecklichkeit,  
Nicht des Tyrannen Horn, nicht Bann und Tod gescheut;  
So haben andre mehr, die noch die Welt erbebet,  
Der Tugend nachgejagt, der Weisheit nachgestrebet.  
Ihr Ruhm verschwindet nicht, so lange Sonn und Mond  
Die Seiten theilen wiew, der Mensch auf Erden wohnt.

Das sind die Helden nun, auf die euch Pallas fährt,  
Ihr Freunde! wenn sie euch die muntere Scheitel zieret.  
Wie sie, als Mentor dort, dem jungen Telemach  
Nur von Ulyssens Muth, Ulyssens Tugend sprach:  
So reizt sie einen Geist, der von dem Himmel stammet,  
In dem die edle Blut der Weisheitliebe stammet,

Der fast vergehnen Spur der Alten nachzugehen,  
Und sich, wie sie gethan, durch Tugend zu erhehn:  
Durch Tugend, die sich zeigt durch ein vernünftig Wissen,  
Die Gott und Menschen dient, und sich dem Wahn entzissen.

Ihr Freunde, folgt ihr dann! ach folgt der Führerin!  
Ja, ja! ich kenne schon den ungemeynen Sinn,  
Der eure Brust belebt. Ihr nehmt den Lehrertitel  
Wohl nicht aus Prahsucht an: ihr braucht ihn, als ein Mittel,  
Das andern zeigen soll, was ihr euch wünscht zu seyn.  
Der Grund ist schon gelegt, ihr kennt Holz und Stein,  
Und Marmor und Metall, die ein Gebäude zieren,  
Minervens Tempelbau vollkommen aufzuführen.  
Vollendet ihn beglückt, vermehrt die Wissenschaft:  
Es fehlt euch nicht an Lust, es fehlt euch nicht an Kraft.  
Begnügt euch daran nicht, was ihr von mir gehöret;  
Forcht selber fleißig nach, was Wolf und Leipzig lehret,  
Was Holls und Engelland, und Frankreich uns entdeckt,  
Und was für Fleiß und Wiß in Belschland selber steckt.  
Die Kunst ist nicht erschöpft: wer kann sie ganz ergründen?  
Wer eine Wahrheit weiß, kann hundert andre finden.  
Der Wunder sind wir selbst, Natur und Welt so voll,  
Daß niemand ihre Zahl so leicht ergründen soll.  
Drum laßt uns emsig seyn, und keine Mühe sparen!  
Was man nicht heute lernt, das kömmt doch mit den Jahren.

Doch dient auch, wie ihr könnt, der Welt durch euren Fleiß,  
Lehrt andre, was ihr wißt, und nicht ein jeder weiß.  
Wir müssen unser Pfand, das wir vom Himmel haben,  
Nicht in den lödtern Sand des Müßigganges graben.  
Bestreitet überall das Vorurtheil der Welt,  
Die Philosophen nur für Grillensänger hält;  
Und laßt künstlich in Worten, Schriften, Werken,  
Ein philosophisch Thun und weises Wesen merken:  
Denn wo nicht selbst die That von wahrer Weisheit spricht,  
Da glaubt man Hut und Ring und allen Titeln nicht.

Lob- und Gedächtnißrede auf Martin Opizzen von Doberfeld.

Rector Academiae Magnifice,

(Erlaucher. \*) Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Hochehrwürdiger,  
Hoch- und Wohlleble, allerselts Hoch- und Werthgeschätzte  
Anwesende.

Wenn es heute zu Tage gewöhnlich wäre, die Verdienste  
großer Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Vortheile ver-  
schaffet, ihren Mitbürgern viel Ehre gemacht; sich selbst aber,  
durch Verstand und Muth, über viele tausende empor geschwun-  
gen haben, durch ansehnliche Denkmäler und sonderbare Eh-  
renzeichen, dem Andenten der Nachwelt zu empfehlen: so würde  
ich jezo diesen öffentlichen Rednerstuhl nicht betreten haben.  
Alsdann würde es ein Ueberfluß gewesen seyn, das hundertjährige  
Gedächtniß eines großen Mannes zu erneuern, dem das er-  
kenntliche Deutschland bereits den gebührenden Dank abgestat-  
tet, welchem alle Liebhaber der freien Künste schon eine un-  
auslöschliche Ehrfurcht und Hochachtung gewidmet hätten. Al-  
lein, dieses ist die Unempfindlichkeit unsers Jahrhunderts: daß  
es die Wohlthaten der vorigen, weder auf eine dankbare Art  
erkennt, noch ihrer rühmlich erwähnt, noch auch ihren Urheber  
die geringste Vergeltung dafür zu Theil werden läßt.

Das dankbare Alterthum hat, unter unzähligen andern  
Vorzügen, die es vor unsern Zeiten besessen, auch diesen gehabt:  
daß es in Verehrung der Tugend und Geschicklichkeit gerechter,  
auf seine einheimische Ehre eifriger, gegen seine Wohlthäter er-  
kenntlicher, und vom Neide freyer gewesen. Welchem Helden  
hat es wohl vormals, sonderlich in Griechenland und Italien,  
an Ehrenmälern und Denksäulen gefehlet? Welchen Erfinder  
nächlicher Dinge hat man nicht vergöttert? Und welchem vor-  
trefflichen Manne, der sich nur einigermaßen durch Wissenschaft  
und Wiß hervorgethan, hat man es an einem Grabmale oder  
Ehrenbilde fehlen lassen? Diese scharfsinnige Kenner des  
menschlichen Herzens sahen es nur gar zu wohl ein: daß nichts  
so vermögend wäre, edle Gemüther zu lobwürdigen Thaten an-  
zuspornen, als Ruhm und Ehre. Und da sie zugleich für die  
Wohlfahrt ihres Vaterlandes besorgt waren; da sie alle recht-  
schaffne Mitbürger aufmuntern wollten, das gemeine Beste nach  
Vermögen zu befördern: so mußten ihnen Marmor und Me-  
tall zur Verewigung wohlverdienter Männer dienen; so muß-

\*) Dieses waren Se. Excell. der Herr Cabinetsminister Graf  
von Montenucci, welchem ein Graf von Promnitz, ein Graf von  
Solms, und einige andre allhier damals stuhrende Grafen und  
Freiherrn Gesellschaft leisteten.

ten dauerhaftere Bildsäulen und kostbare Gedächtnismäler, die in den Herzen der Lebendigen verborgenen Funken der Ehrliche anfachen, und sie zu üblichen Unternehmungen anfrischen, dadurch sie sich gleichfalls Bewunderung und Unsterblichkeit erwerben könnten.

So war das griechische und römische Alterthum gesannet, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Ganz anders aber verhält es sich mit unsern Zeiten. Zwar die Ueberreste der vormaligen Schnitzkunst, die durch Stein und Erz der Tugend ihr Recht haben wiederfahren lassen, werden von uns noch sorgfältig aufgehoben. Wir bewundern und verehren dieselben noch jezo, auf eine fast abergläubische Weise. Ja wir verabshenen oftmals die Wuth unsrer barbarischen Vorfahren, derjenigen gothischen, vandallischen, normannischen und longobardischen Völker, die bey ihren Einfällen in Bältschland eine unzählbare Menge von marmornen, ehernen und andern noch wohl prächtigeren Gedächtnisbildern der tapfersten, weisesten und tugendhaftesten Leute zu Boden geworfen, zertrümmet und vernichtet haben. Allein, indem wir dieses thun, so treten wir selbst gleichwohl gewissermaßen in ihre Fußstapfen. So groß ist unsre Ungerechtigkeit! Wir loben an Athen und Rom dasjenige, was wir doch selbst nicht thun. Wir helfen, durch die sorgfältige Bewahrung und Erklärung der Alterthümer, einer ausländischen Tugend ihren Lohn erhalten; sind aber zu gleicher Zeit gegen einheimische Verdienste unerkennlich. Urtheilen sie selbst, hochzuehrende Anwesende, ob ich die Wahrheit sage! Wo sieht man doch unter uns die Ehrenmäler großer Leute, die unserm Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben? Und werden wir hierinnen nicht fast von allen unsern Nachbarn beschämnet? Woforn sich die Eitelkeit nicht selbst vergöttert; woforn sich der Stolz, als der beständige Gefährte des Ueberflusses, nicht bey lebendigem Leibe ein Andenken stifftet; oder es doch den Seinigen als eine theure Pflicht auferlegt, ihm ein Ehrenmaal zu bauen: so sieht man ja fast nichts von dieser Art zum Vorschein kommen. Die Tugend muß nicht nur, so lange sie lebet, im Staube liegen; nein, sie kann auch sicher sterben, ohne zu besorgen, daß man jemals ihre Gebeine mit einer Last von Marmor beschweren; oder die Hand der Künstler mit Abbildung ihrer Gestalt, und mit Eingrabung ihres Namens, ermüden werde.

Verlangt man Beweise von dieser Unachtsamkeit unsers Vaterlandes: so gehe man in die Niederlande, und sehe wie Rotterdam seinen Erasmus in einer Bildsäule verewigt hat. Man gehe nach Bältschland, wo man vormal des Virgils, des Cicero, und des Catulls, und noch in neuern Zeiten des Fracastorius\*), ja unzähliger andern gelehrten Männer Andenken, auf diese Weise verewigt hat. Man gehe nach Griechenland, wo vor Zeiten fast kein berühmter Redner, Dichter oder Weltweiser gewesen, denen nicht entweder ihre Geburtsstädte, oder andere ganz fremde Derter dergleichen Ehre erwiesen haben: so gar, daß auch die Athenenser einem phrygischen Sklaven, dem Aesopus, aus reiner Hochachtung, eine Bildsäule aufgerichtet haben. Man gehe endlich nach Engelland, wo die Abten zu Westminster nicht nur die Gräber der Könige und Seiten, sondern auch ihrer Weltweisen und Dichter, eines Newtons, Addison und Steeles, in prächtigen Ehrenmälern und Denkschriften bewahrt. Und alsdann sage man mir, warum nicht leipzig seinem Stifter, Johann von Rünsterberg, Augsburg seinem Celtes, das Frankenthal einem Ulrich von Hutten, Bittenberg seinem Melancthon, Nürnberg seinem Pirtheimer, Thorn seinem Copernicus, Königsberg seinem Sabinus, Magdeburg seinem Guericke, Danzig seinem Bevellus; die Lausitz ihrem Eschirhaus, Berlin einem Leipzig, und Halle seinem Thomasius, vieler andern vorzo zu geschweigen, eine gleiche Ehre haben wiederfahren lassen?

Doch, was sage ich? Du vor allen andern hättest es verdient, unsterblicher Ditz, daß dein Andenken, auf Veranlassung deines ganzen Vaterlandes, durch ein prächtiges, und dauerhaftes Ehrenmaal wäre verewigt worden: du, der du Deutschland allein so viel Ehre gemacht hast, daß sich alle seine Landstücken um die Wette hätten bemühen sollen, dein Grabmaal unter sich zu haben. Gleichwohl bist du bis auf diese Stunde noch keiner solchen Ehre theilhaftig geworden. Deine Gebeine haben bisher in einer Gruft verwesen müssen, deren Grabstein auch nicht einmal deinen Namen hat aufweisen können. Dein Bildniß ist uns kaum durch ein einziges Gemälde,

von der geschickten Hand des berühmten Stobels, und zwar in Danzig, aufbehalten worden, wo du dein ruhmvolles Leben beschloffen hast. Doch bey der allgemeinen Nachlässigkeit Deutschlands ist dir keine Schande, daß du bist vergessen worden; daß auch so gar diejenige Landtschaft, die das meiste Recht hatte, auf dich stolz zu seyn, deine Verdienste nicht zu belohnen gesucht hat. Vielmehr gereicht es dir zu einer besondern Ehre, daß auch eine fremde Stadt, darinnen du nicht gebohren worden, darinnen du nur als ein Fremder gestorben bist, dich dennoch in das vornehmste ihrer Gotteshäuser begraben hat; auch bey ermangelnder Aufschrift deiner Ruhelammer, den Ort noch jezo zeigen kann, wo der Vater des deutschen Wises, der unsterbliche Martin Ditz von Boberfeld, begraben liegt.

So hart, hochzuehrende Anwesende, ist die Kraft ausnehmender Verdienste, daß sie auch die natürliche Unabänderlichkeit der Menschen überwältigen kann. Sie nöthiget auch die Unempfindlichkeit selbst, erkenntlich zu werden; und da man hundert verguldete Grabmäler solcher Todten nicht mehr zu finden weiß, die sich, durch ihre Schätze, der Vergessenheit gern entziehen hätten: so zieht auch der leere Leichenstein eines großen Mannes, die Bewunderung und die Neubegierde der Nachkommen auf sich. So gewiß ist es, daß nicht das Grabmaal den Todten: sondern der Verstorbene sein Grabmaal ansehnlich und herrlich macht.

Ein redlicher Eifer für die Ehre unsers Vaterlandes, und eine tiefgemurzelte Liebe zu den freyen Künsten, gnädige, hochgeschätzte Anwesende, haben mich längst getrieben, ja so zu reden, gezwungen, denjenigen besonders hoch zu schätzen, dem wir es fast einzig und allein zu danken haben, daß sich der deutsche Witz vor dem Wize benachbarter Völker nicht schämen darf. Kaum war mir nunmehr schon vor fünf und zwanzig Jahren von einem meiner akademischen Lehrer der große Martin Ditz, als der Vater der deutschen Poesie, genennet worden, als ich schon begierig ward, die Schriften desselben zu lesen. Je mehr ich dieselben kennen lernte; je mehr mein Nachsinnen mit anwachsenden Jahren zunahm; je mehr ich aus den Crempeln und Regeln des Alterthums, mit den wahren Schönheiten der Natur bekannt ward: desto höher lernte ich einen Mann schätzen, der dieselben in unsrer Mutterprache zuerst so glücklich nachgeahmet hat. Nunmehr ist es Zeit, dieser meiner alten Hochachtung einen öffentlichen Ausdruck zu gestatten. Heute, hochgeschätzte Anwesende, sage ich, ist ein volles Jahrhundert verfloffen, daß dieser deutsche Ovidius, in dem Schooße meines geliebten Preussenslandes, die Welt verlassen hat. Ein solcher Tag ist mir viel zu denkwürdig vorgekommen, daß ich ihn mit einem kalt sinnigen Stillschweigen hätte übergehen können. Und wer will mir dieses verargen? Müßte doch ehedessen ein Cicero, nach Sicilien kommen, und den unachtsamen Syrakusanern das Grab eines großen Archimedes bekannt machen: welches sie, aus einer sträflichen Unbedachtsamkeit, nicht mehr zu finden wußten. Was wird es mir denn für einen Vorwurf abgeben, wenn ich gleichfalls, als Fremdling in Deutschland, den nähern Landkleuten des großen Ditz gleichsam das Grab dieses unsterblichen Dichters zeigen werde; welches ich zuerst vor zehn, und hernach vor vier Jahren, noch gesehen; und bey welchem ich, so zu reden, das Gelübde gethan habe, heute dein Andenken zu erneuern.

Sünnen sie mir nur, Magisches, hochgebohrne, hoch- und wohlgebohrne, allseits hochgeschätzte Anwesende, bey diesem meinem Vorhaben, dezo gnädige und genetzte Aufmerksamkeit. Zeigen sie jezo durch ihr rühmliches Crempel, daß es uns, weder an Liebhabern der freyen Künste, noch an Verehrern der Tugend und großer Verdienste; noch an ehrlichen Deutschen fehle, die auch das Lob eines gelehrten und rechtschaffenen Mannes ertragen können, dem wir es fast allein zu danken haben, daß wir, in der Dicht- und Redekunst keinem einzigen heutigen Volke viel nachgeben dürfen. Dieser patriotische Eifer, den ich aus ihrer aller Augen lese, wird auch die Fehler meiner Rede ersehen: als die ohnedies allen ihren Werth, von der Gegenwart so vieler und so ansehnlicher Zuhörer, und von ihrem gnädigen und genetzten Beyfalle, wird erhalten müssen.

Es ist niemals ein Vorrecht großer und berühmter Städte gewesen, große Männer hervor zu bringen, die sich durch Verstand und Tugend in der Welt hervor gethan haben. Man hat es fast durchgehends angemerkt, daß die kleinsten Derter, die geringsten Flecken, es fast zu allen Zeiten den prächtigsten Hauptstädten darinnen zuvor gethan haben. So sehr auch vorwärts, sieben der berühmtesten Städte um die Ehre gestritten haben, des göttlichen Homers Geburtsort zu seyn: so gewiß ist es ausgemacht, daß keine von ihnen recht gehabt; und daß ein unansehnliches Dorf, ja, vielleicht gar ein offenes Feld, oder das Ufer eines Flusses, diesem großen Dichter den ersten Athem gegeben hat. Ein kleiner Flecken bey Mantua hat der

\*) Siehe des Herrn Hofrath Wentens Leben des Fracastorius. Eben dieser gelehrte Freund hat ein ganzes Werk von denen Bildsäulen unter Händen, die den Gelehrten zu Ehren an verschiedenen Orten aufgerichtet worden, darinnen wir eine große Menge solcher Ehrenmäler, von verschiedenen Völkern beyammen antreffen werden.

Weltbeherrscherin, Rom, den größten unter allen ihren Dichtern gellehret; und ein arpinatiches Dorf hat ihm den vorzüglichsten Redner gesendet, dessen Verstand und Geist der Größe des römischen Reiches gleich und würdig gewesen. Was ist es also Wunder, daß auch das kleine Bunzlau unserm großen Germanien einen Poeten gellehret hat, den auch die größten Redner und Handeltreibende noch durch keinen ihrer Söhne übertroffen haben. Ich verachte deswegen diese, wegen ihrer angenehmen Lage, und fruchtbaren Gegend, beliebte Stadt ganz und gar nicht. Ich gestehe, daß sie auch anderer gelehrten Männer wegen, die sie hervorgebracht hat, schon merkwürdig genug seyn würde. Ich preise sie vielmehr glüklich, daß sie es darinn allen andern Städten Deutschlands zuvor gethan, indem sie uns den unsterblichen Dpiz zur Welt geböhren hat; der sie, wenn sie gleich sonst nichts merkwürdiges aufzuweisen hätte, bis auf die spätesten Zeiten in dem Andenken der Nachwelt erhalten könnte.

Doch, was halte ich mich bei der Vaterstadt unsers deutschen Ennius auf; da doch dieselbe mehr Glanz von ihrem Sohne erlangt hat, als sie demselben hat mittheilen können? Hätte man nicht dieselbe lieber gar mit Stillschweigen übergehen sollen; da es ohnedies ein schlechtes Lob großer Leute ist, welches von der Geburtsstadt, oder von dem Vaterlande derselben hergenommen wird? Allerdings, Magnifico, gnädige, und hochzuehrende Anwesende, hätte man bey unserm vorzüglichem Dichter dasselbe gänzlich verschweigen können; und wenn es gleich ein berühmtes Athen, ein großes Rom, oder ein gelehrtes Alexandria, gewesen wäre. Allein, ich habe es mit gutem Vorbedachte angeführet, um in diesem besondern Falle desto deutlicher zu zeigen, daß unser Poet keines fremden Beyfalles benöthiget, und durch sich selbst allein groß gewesen sey. Geht nur hin, und troset auf den Ruhm eurer Geburtsstädte, ihr unartigen Kinder! die ihr zwar eures Vaterlandes Ehre auf eure eigene Rechnung schreibt; selbst aber demselben lauter Schande macht. Geht hin, und brüestet euch nur mit den Verdiensten eurer vormaligen, oder jetzigen Mitbürger! Wisset aber auch, daß eure Vaterstadt euch schlechten Dank dafür wissen wird, daß ihr ihren Ruhm durch keine löbliche That zu erweitern bedacht seyd; und daß sie euch, als unwürdige Kinder, auch desjenigen Antheils an seiner Ehre unwürdig erklären wird, der euch irgend, bey einem guten Verhalten, zufließen gekommen wäre.

Eben in der Absicht, höchstzuehrende Anwesende, erwähne ich auch der rechtschaffenen Kelttern unsers Dichters allhier: nicht, weil etwa der große Sohn mit ihrem Geschlechte und Ansehen hat pralen können; sondern, weil sie, durch einen so würdigen Zweig, ihren ganzen Stamm gezieret haben. Man verehret zwar billig alle die berühmten Geschlechter, deren Stammtafeln fast eine ungetrennte Kette großer Leute darstellen; wo man fast eben so viel Helden, als Ähnen, zählt, und die Vorberreiber zu hunderten rechnen kann, die ihre Bildner und Helme vormalis getöndet haben. Allein, es bedünkt mich allemal viel rühmlicher zu seyn, wenn ein edler Sohn seine unberühmten Kelttern adelst, und denjenigen Stamm, so zu reden, krönet, dem er seine Geburt zu danken hat: als wenn sich ein fauler Ast mit denen Früchten breit macht, die andre fruchtbare Zweige seines Baumes getragen haben. Das fabelhafte Alterthum hat zwar die Ehrerbietung gehabt, das Geschlecht großer Leute von den Göttern herzuweisen; und z. E. einem Musäus die Calliope zur Mutter, wie dem Dyrheus den Apollo selbst zum Vater anzuweisen. Allein, mit ist es allezeit als ein schädliches Vorurtheil vorgekommen, dadurch die Tugend mehr unterdrückt und gehindert, als befördert wird. Denn, zu geschweigen, daß der Stolz eines Alexanders dadurch um ein merkliches vergrößert wird, wenn ihn die Schwäche zu einem Sohne Jupiters macht: so schlägt auch die falsche Einbildung, daß nur die Kinder berühmter Vorkelttern, Muth und Fähigkeit zu großen Dingen besitzen können, tausend edle Gemüther nieder. Sie würden sich auch, durch Verstand und Tugend, erhoben haben; wenn sie sich nur die dazu gehörigen Kräfte zugetrauet hätten. So aber erkülden sie gleichsam in dem Schlamme der Niedrigkeit, bloß, weil sie sich, aus verwerflicher Kleinmüthigkeit, für eine unedlere Art von Geschöpfen ansehen, welche zu edlen Thaten unfähig wären; und das Recht, große Dinge auszuüben, nur den Abstammungen gewisser Halbgötter überlassen müßten.

Wie wenig war doch unter Dpiz von einem so schädlichen Vorurtheile eingenommen! Sein rechtschaffener Vater, Sebastian Dpiz, war zwar nur ein ehelicher Bürger; und seine Mutter, Martha Rothmannin, die er in früher Jugend verlor, eine Tochter eines bunzlauischen Rathsherrn. Doch dieses schlug seinen Muth so wenig nieder, als vormalis Sokrates dadurch kleinmüthig ward, daß sein Vater Sophroniskus nur ein armer Bildhauer war. Und gesetzt, daß man seine Kelttern gar nicht hätte nennen können; gesetzt, daß sie unbekannter,

als Homers oder Amphions Kelttern, gewesen wären: der überaus muntere Geist, der sein Gemüth belebte, würde sich dennoch, durch eigene Kräfte zum Gipfel der Ehre erhoben haben. Und wie er dadurch dem abergläubischen Alterthume Gelegenheit gegeben hätte, ihn, wie den Dyrheus, für einen Sohn des Phobus zu halten: also ist er jetzt, bei anwachsenden Jahren, durch die Gnade, die er sich bei dem Herzoge zu Liegnitz erworben, seinem Vater zu einer Rathsherrnstelle in Bunzlau, befördertlich gewesen.

Bemerken sie doch hier, Magnifico Academiae Rector, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! das Sonderbare, welches in dieser Begebenheit vorkommt. Ich weiß nämlich nicht, ob ich mehr denjenigen Sohn, der seinen Vater erhöht, bewundert; oder diejenige Stadt rühmen soll, die um eines berühmten Sohnes halber, den Vater für ehrenwerth schätzt? Jener zwar, beschämt dadurch tausend Söhne, die von ihren Kelttern ihr ganzes Ansehen borgen; aber ihnen daselbe niemals wiedergeben. Werden nun diese dergestalt denen feuchten Thälern ähnlich, die zwar von den Bergen die Ströme empfangen, dieselben aber niemals wieder zurück senden: so ward hingegen unser Dpiz selbst einer wohlthätigen Wolke gleich, die ihre heilsame Feuchtigkeit auch auf trockne Ländernehen fallen läßt, von welchen sie gar keine, oder doch sehr wenige Dünste empfangen hatte. Diese aber, nämlich die Vaterstadt unsers Dichters, hielt auf eine löbliche Art dafür, die Nachwelt würde es ihr einmal für eine Unkenntlichkeit auslegen, wenn sie diejenige Quelle nicht verehret hätte, daraus ihr so viele Ströme der Ehren zugeflossen. Glückseliger Vater! der du deinem berühmten Sohne eine ansehnliche Ehrenstelle zu verdanken hattest. Aber, noch weit beglückterer Sohn! der du, auf eine besonders rühmliche Art, der Wohlthäter deines Vaters geworden bist.

Sie wissen es also, hochzuehrende Herren, wer unser Dichter, seiner Abkunft nach, gewesen ist. Soll ich ihnen denselben nunmehr auch in einer genauern persönlichen Abbildung vor die Augen malen? Soll ich ihnen seine muntere Jugend, seine angebohrne Lebhaftigkeit des Geistes, sein unvergleichliches Gedächtniß, seine unruhige Ghriliebe auf niedrigen und hohen Schulen vorstellen? Soll ich ihnen den geschickten Senf leben, der ihn in Bunzlau unterwies; oder die andern gelehrten Männer rühmen, unter welchen er im magdalensischen Gymnasio studirt hat? Soll ich ihnen seinen unermüdeten Fleiß in Frankfurt an der Oder, in Heidelberg, in Straßburg und in Tübingen beschreiben? Oder soll ich ihnen seine Sünner und Freunde namhaft machen, die er sich in allen diesen Orten erworben hat? Soll ich ihnen seine Reisen in die vereinigten Niederlande, als den damaligen Sitz der gelehrtesten Männer, und nach Holstein, entwerfen; wohin er einem jungen dänischen von Adel gefolget ist, dem er zum Reisegefährten gedienet? Soll ich ferner sein Glück an den Höfen zu Liegnitz, in Siebenbürgen, in Anhaltsthen, in Dresden, ja in Wien und Paris beschreiben? Oder soll ich endlich den Antheil an den öffentlichen Staatsgeschäften seiner Zeit vorstellig machen, den er, theils in des Königs Vladislaus Diensten, mit vielem Ruhme gehabt hat?

Was für ein Feld würde mir nicht hier überall offen stehen, unsern Dichter mit Nachdruck zu loben? Bald würde ich ihnen, hochgeschätzte Anwesende, die unvergleichlichen Gaben abbildern müssen, womit ihn die Natur selbst ausgerüstet hatte. Bald würde ich ihnen den unermüdeten Fleiß seiner jungen Jahre entwerfen. Bald würde ich ihnen die Namen der gelehrtesten Männer, eines Einzelheims, eines Gruters, eines Frehers, eines Pareus, eines Fylanders, eines Venators und Bernegggers nennen müssen, die damals in der Pfalz, im Elß und im Württembergischen, ihn ihres Unterrichts, ihres Umganges und ihrer Freundschaft gewürdigt haben. Bald würde ich ihnen die damaligen Richter der Niederlande, einen Ertrivertius, einen Vosius, einen Barlaus, einen Rutgersius, einen Heinsius und einen Grotius vor Augen malen, bey denen er sich gleichfalls mit Schätzen der Weisheit und Wissenschaft bereichert hat. Bald würde ich ihnen die arminianischen Religionsstreitigkeiten, und die dordrechtische Kirchenversammlung ins Gedächtniß bringen, die unser Dpiz, als ein lebendiger Zeugn, mit angesehen hat. Bald würde ich ihnen die glüklichen Arbeiten unsers Dichters erzählen, wodurch er sich in bederlei Schreibart seinem Vaterlande gewiesen; und selbigem, als ein aufgehendes Gestirn, in die Augen gezeichnet hat. Endlich aber würde ich ihnen auch die Belohnungen aller dieser Verdienste zeigen müssen, da er bald von dem siebenbürgischen Fürsten, Gabriel Bethlem, zum Lehrer eines neuangelegten Gymnasii berufen, bald von dem liegnitzischen Herzoge reichlich verpflegt; bald am anhaltischen Hofe mit Gnadenbezeugungen beehret worden; bald am kaiserlichen Hofe selbst, Adel und Wappen empfangen; und davon getragen hat. Und wie spät würde ich doch mit dem allen fertig werden? Wenn würde ich endlich

das Hauptwerk meiner Rede berühren können? Die getreuen Federn der Geschichtschreiber mögen also dasjenige ausführlich erzählen, was ich hier, gleichsam nur im Vorbeigehen, habe berühren können.

Meine Absicht ist auf etwas größers gerichtet. Ich werde von einer Sache reden, die, auch ohne alles übrige, was man von Dyrigen rühmen kann, ihn ganz allein unsterblich gemacht haben würde. Seine Verdienste um unsere Muttersprache, Dichtkunst und Beredsamkeit sind es, die ich hauptsächlich entwerfen will. Diese ganz allein, werden ihnen, Rector Academiae Magnifico, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anwesende, diesen deutschen Petrarca so groß vor Augen stellen, daß sie keiner fernern Abschilderung seiner übrigen Beschäftigungen und Begebenheiten von mir verlangen werden. Deutschland hat seit zweihundert Jahren unzahlige gelehrte Männer von allerley Arten hervorgebracht, mit welchen es allen Ländern von Europa Trost blethen kann. Aber es hat nur einen einzigen Dyrig aufzuweisen, der, da er in allen übrigen Arten der Gelehrsamkeit hätte groß werden können, dennoch die Ehre seines Vaterlandes der seinigen vorgezogen, und seiner Muttersprache Dienste geleistet hat, die sie von niemanden anders so gut hätte erwarten können. Dies, dies ist das seltene Lob, welches unserm Dichter ganz eigen ist.

Hier setze ich es zum Voraus, daß derjenige seinem Vaterlande keinen geringen Dienst erweist, der demselben durch nützliche und sinnreiche Schriften, und zwar in seiner Muttersprache, Ehre macht. Will man mir diesen Satz in Zweifel ziehen: so gehe man in die ältesten Zeiten, und zu den geschicktesten Völkern zurück. Man sage mir doch, wodurch denn das kleine Griechenland vor so vielen westlichen, nordischen, morgenländischen und mittäglichen Reichen, in den Augen aller Welt einen so großen Vorzug erhalten hat? Aegypten ist ihm an Alterthume seiner Weisheit und Jahrbücher, an prächtigen Gebäuden, und an seltsamen Wundern der Natur weit überlegen gewesen. Babylon hat ein kleines Athen an Weltläufigkeit und Stärke seiner Mauern, an Menge seiner Unterthanen, ja an Macht und Dauer seines Reiches ungemein übertroffen. Persien ist ihm an Schätzen und zahlreichen Kriegsheeren; Phrygien aber, Scythien und die andern celtischen Völker, sind ihm an Tapferkeit und Aufrichtigkeit, um ein großes vorzuziehen gewesen. Aber alle diese Völker und Reiche sind von dem einzigen Griechenland gleichsam verdunkelt, und, so zu reden, aus dem Andenken der Menschen vertilgt worden; außer in so weit Griechenland selbst mit ihnen zu thun gehabt. Eben das könnte von Italien in den alten Zeiten erwiesen werden, wenn man es gegen Carthago, Hispanien, Gallien und Germanien halten wollte. Denn, ob es gleich durch seine siegreiche Waffen sich alle diese Länder, das letzte nur ausgenommen, unterwürdig gemacht: so hat es doch damals mehr durch seinen Verstand und Wig, mehr durch Weisheit und Tugend, als durch eine blinde Gewalt, andere Völker besieget und beherrscht. Wenn nun die Römer diesen ihren Verstand zu danken gehabt, dem haben sie ohne Zweifel auch ihren großen und unvergänglichen Ruhm zu danken gehabt. Wer sieht aber nicht von sich selbst, daß es bloß die geistreichen und wichtigen Köpfe, die guten und scharfsinnigen Schriftsteller gewesen, die Rom zuerst aus seiner alten Barbarey gerissen, und seine Bürger zu einem geschickten Volke gemacht haben?

Ich weiß wohl, was man mir hier einwenden wird. Man wird nämlich sprechen: dieses könnte zwar von den ersten Zeiten der Welt gelten, als noch gar keine wichtige Völker vorhanden gewesen, die sowohl Weisheit als Wissenschaften in Schriften verfaßt gehabt hätten: allein, nachdem wir bereits die Bücher der weisen Griechen und Römer in Händen gehabt; so wäre es gar nicht mehr nöthig gewesen, auch in unsern neuern Sprachen noch Gedichte und andere Sachen abzufassen. Man überste sich ja nur auf die alten Sprachen bescheiden; wie man denn lange vor Dyrigen, auch in Deutschland schon gethan hätte: so könnte man aller Scribenten in seiner Muttersprache gänzlich entbehren.

So lauten ungefähr, hochgeschätzte Anwesende! die Worte gewisser Liebhaber der Finckelnitz; oder, daß ich sie bey ihrem rechten Namen nenne, wahrer Feinde ihres Vaterlandes: die uns bewegen wollen, daß wir unsere Landesleute in einer ewigen Unwissenheit und Barbarey sollen stecken lassen. Dieses sind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Aegyptier, aus der Gelehrsamkeit und Wissenschaft ein Geheimniß zu machen; Vernunft und Wig als ein Handwert anzusehen, und die Unstudierten, das ist, den größten und ehesten Theil eines Volkes, fast zu der Unwissenheit der Bestien hianunter zu stoßen. Denn, was kann wohl sonst die Meynung dieser Leute seyn? Oder was für Absichten können sie hegen, wenn sie es uns verbieten wollen, in unserer Muttersprache gute Schriften abzufassen; wenn sie alle, die solches thun, verspotten, und wenn sie auch diejenigen, die solches

mit mehrern Wig und mit größerer Schönheit ins Werk richten, als alle andere, gar keines Lobes würdig achten; bloß weil sie es in keiner alten und abgestorbenen Sprache thun? Allein, man erwäge nur die seichten Gründe, darauf dieses Vorurtheil beruhet; und betrachte hingegen die festen Säulen der Wahrheit, darauf unsre Meynung sich gründet. Wie viel griechische Scribenten haben denn ehemals in der Sprache der Brachmanen, der Phönizier, oder der ägyptischen Weisen geschrieben? Oder wie viele Römer haben uns ihre Gedichte und Schriften in der Mundart der Griechen abgefaßt? Dichteten denn Homer und Hesiodus, Anakreon und Pindarus phönizisch oder schrieben Herodot und Pherecrades ägyptisch, um ihre Griechen klug zu machen? Schrieben nicht Ennius, Plautus, Terenz, Lucrez, Cicero und Cäsar, Virgil und Livius in ihrer Muttersprache; auch zu der Zeit schon, als das Latein noch keine gelehrte, sondern eine gemeine Sprache war? Und warum sollen wir es anders machen? Warum sollen wir uns diese großen Geister nur eben darinn nicht zu Mustern nehmen, wodurch sie am meisten ihrem Vaterlande genüget, ja sich und ihre Muttersprachen unsterblich gemacht haben?

Hier spricht man: die damaligen gelehrten Sprachen wären unter den gedachten Völkern nur sehr wenigen bekannt gewesen: heut zu Tage aber, da alle Gelehrten, und welche eine Menge derselben haben wir nicht? des Lateinischen mächtig wären: so würde es uns an Lesern nicht fehlen, wenn wir gleich die Sprache der Römer in unsern Schriften bräuchten. Jedoch, auch dieser Einwurf ist nichtig. Was würde doch die kleine Anzahl der sogenannten Lateinischgelehrten dem großen Germanien für ein schlechtes Ansehen geben, wenn der ganze übrige Haufen der Einwohner unsers Vaterlandes, in einer wüsten Barbarey stecken bliebe? Mit was für Vergnügen würde man doch sein Leben unter einem so wüsten Volke zubringen können, welches weder Gott, noch sich selbst, noch seine Pflichten kenne; weder von den Geschichten, noch von den Wissenschaften, noch freyen Künsten das Geringste wüßte? Was für Anmuth würde man in der Welt genießen, wenn noch die viehische Wildheit und Unwissenheit unter unsern Bürgern und Landleuten herrschete, die vormals unsern Vorfahren so beschwerlich als schimpflich gewesen ist? Soll man denn aber allen Wig in die Wolken einer fremden Sprache verthüllen? Soll es sonst niemanden erlaubt seyn, einige Kenntniß der Vernunft und Tugend zu erlangen, als denen, die sich erst zwanzig Jahre auf alte Sprachen beflissen, und dieselben doch noch nicht halb erlernt haben? Weg, weg mit so abgeschmackten Forderungen, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Wir lassen uns durch dergleichen seltsame Rathgeber nicht irre machen. Es bleibt vielmehr dabei: diejenigen verdienen viel Ruhm und Ehre, die ihrem Vaterlande mit nützlichen und erbaulichen Schriften in ihrer Muttersprache an die Hand gehen.

Ich muß noch eine Betrachtung hinzusetzen, hochgeschätzte Anwesende! Wenn alle Scribenten, die ihrem Vaterlande mit nützlichen Schriften dienen, Lob und Ehre werth sind: wie vielmehr werden nicht diejenigen einer besondern Hochachtung würdig seyn, die sich vor andern durch sinnreiche Schriften, voll wichtiger Gedanken, und durch eine geistreiche und lebhaftere Schreibart hervorthun? Urtheilen sie selbst nach ihrer Einsicht. Ein nützliches Buch bringt seinem Urheber, und einem ganzen Volke, ohne Zweifel desto mehr Ehre, je mehr es gelesen wird. Nun werden aber sinnreiche Schriften in gebundener und ungebundener Rede ohne Zweifel sehr häufig gelesen, oft wiederholt, ja fast auswendig gelernt; indessen daß andere, die zwar auch nützliche Dinge in sich enthalten, aber keine anmuthige Schreibart haben, mit Wüthern, Staub und Schimmel zu streiten haben. Wie sonst ein wohlangelegter Garten, voll bunter wohlriechender Blumen, und fruchtbarer Bäume, deren Aeste fast von der Last ihrer Früchte brechen, einem willden Walde vorgezogen wird; ungeachtet vielleicht dieser seinem Besizer weit mehr Holz und Schatten giebt: so ist auch ein geistreiches Buch, wo viel wichtige Einsätze die nützlichsten Wahrheiten lehren, und wo die erbaulichsten Lehren in einer sinnreichen und schönen Schreibart vorgetragen werden, allen andern Schriften vorzuziehen, wo nur ein trockner Vortrag, ohne Lebhaftigkeit und Anmuth herrschet. Ja nicht nur das eine Land, wo solche Bücher geschrieben werden, vergnügt sich daran: selbst auswärtige Völker werden insgemein begierig darnach. Sie lernen oft, um solcher Schriften halber, die Sprachen, darinn dieselben geschrieben worden. Sie bewundern den Geist und Wig ihres Verfassers; und schöpfen eine gewisse Hochachtung gegen das kluge Volk, darinnen es solche Scribenten giebt. Dadurch wächst dann die Ehre einer solchen Nation, bey allen ihren Nachbarn; und so können ein Homer und Virgil, ein Pindar und Horaz ihrem Vaterlande vielmehr Ehre machen, als Aristoteles und Barro, als Cutildes oder Vitruvius; deren Schriften nur von wenigen tiefstinnigen

Köpfen gelesen oder verstanden werden. So so sehen sich oft die Weltweisen selbst genöthiget, sich mit einem göttlichen Plato und betedten Cicero, mit dem Theophrast und Seneca, auch auf die Schönheit des Ausdrucks zu beschäftigen, und durch die Künste der Dichter und Redner, ihre an sich selbst trodnen Wahrheiten auszuschnüden.

Nunmehr wird es leicht seyn, die Deutung dieses feststehenden Grundsatzes, auf unsern unsterblichen Martin Opitz von Boberfeld zu machen. Doch, was darf ich solches allererst thun; da sie alle, Rector Academiae Magnifice, hochgebohrne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! es unfehlbar schon in ihren Gedanken gethan haben? Sie sind mir ohne Zweifel darinnen schon zuvor gekommen, und ich werde ihnen, zum Lobe dieses großen Mannes, nicht viel sagen können, das ihnen nicht schon selber bengefallen wäre. Denn, wem sind wohl die so nutz- als anmutigsvollen, die sinnreichen, die geist-erfüllten Schriften unsers Poeten unbekannt? Wer weis es nicht, zum mindesten aus dem gemeinen Rufe, daß dieser scharfsinnige Kopf, seit hundert Jahren, für den Vater aller guten deutschen Scribenten, beydes in gebundener und ungebundener Rede, gehalten worden? Alle wichtige Köpfe seiner Zeit haben ihm mit einhälligem Munde, dieses Lob bengelegt. Der berühmte wittenbergische Lehrer, August Buchner\*), der weisnische Schwan, Paul Flemming\*\*), der patriotische Jul. Bilh. Binkgräf\*\*\*).

\*) August Buchner hat folgendes Gedicht auf unsern Opitz verfertigt:

S C A Z O N.

Virtute et armis praestant hactenus Teuto,  
Et tot meretur laureas triumphosque  
Quot fulminante dextera patrat pugna.  
Flos praelorum, Martia ignem german.  
At nunc lepores Gratiasque venari.  
Et vatibus quodcumque Phoebus indulget,  
Potenter instans patriae sono linguae,  
Quantus futurus! Opitil docet Musa,  
Arguta, docta, dulcis Opitil Musa,  
Cui tot resantant ora, quod canunt Musae.  
Quicquid cothurnus detonat Sophocleus,  
Quicquid Maronis entheum sonat carmen,  
Et tu Calabrias rite qui moves chordas,  
Non aemulandi vatis aemulus vates,  
Divinae Horati: tuque, tu tener Naso,  
Oujas venusto vix venustior versu  
Amathuntia ipsa est; quicquid usquam pangunt  
Vates Pelasgi, Romallique cantores,  
Et vos, Poetae, Celticique Tascique,  
(O rarum! o ingens! o sacrum ingenti monstrum!)  
Id omne dulcis Opitil canit Musa.  
Quod porro vincas, Teuto, nil tibi restat:  
I, et supremum gloriae occupa salmen,  
Bellator ante, nunc et optimus Vates.

\*\*) Auf der 58 und 59ten Seite seiner Gedichte steht folgendes:

Miscenüs mußte singen,  
Sollt Hector lustig seyn. Wenn Schützens Lieder klingen,  
So wächst des Sachsen Lust. Wenn Rauwachs das Pandor  
Läßt hören, und mit ihm den künstlichen Xenor:  
Da wacht mein Opitz auf, daß er des Künstlers Stimmen  
So hoch, wo über uns der Feyer Sterne klingen,  
Durch seinen ersten Fleiß die deutschen Vers empört.  
Weil immer eine Kunst die andre liebt und ehrt.

Und auf der 97ten Seite heißt es:

Es hätte Maro nicht sein ewigs Buch vollführt,  
Hätt ihn Augustus nicht mit Ehren so geehret:  
So hätte Placcus auch es nicht so weit gebracht,  
Wenn sein Mäcenas ihm nicht hätte Lust gemacht.  
Bey uns gehts auch noch so. Der Fürst der deutschen Lieder,  
Der Bunzlau Mutter heißt, legt seine Laute nieder,  
Bis Hannibal ihm winkt; den er so hoch ehret,  
Daß er auch seinen Tod nun recht hat überlebt.

\*\*) Siehe das schöne Stangebichte, so er auf unsern Dichter verfertigt hat, welches so lautet:

In Effigiem.

Qualis in hoc spirat generosus Opitius aere,  
In nostro talem pectore scripsit Amor,  
Vnde ipsum non ulla aetas delebit; at olim  
Tam pulchram tabulam fore premet atra dies.  
Caetera praeteressant; divinae mentis imago  
Vivet in aeternis, quos dedit ipse, modis.

der scharfsinnige Bunzlauer, (Scherming\*), der gelehrte Venastor\*\*), der gottselige Niederjache, Johann Riß\*\*\*), der an-

Hactenus incultam pubes Germanica credens  
Linguae hanc, externas est venerata sonos:  
Quisquilliasque suo peregrinas praestulit auro;  
Ergo peregrinus credidit omnia idem.  
Vntous aut patriam sermonis honore tuctur  
Opitius nostrae gloria prima lyrae.  
Nil mihi vobiscum, impuro qui lingulis ore  
Romani faeces reliquiasque mori.  
Cedite, dicam ipsis, Romaat! cedite Graal!  
Germanus, qui vos exsuperabit, adest.

\*) Dieser schreibt auf der 74ten Seite seines Frühlings:

Wer kennt den Opitz nicht, die zehnte Pierian,  
Als der den Helikon durch seinen hohen Sinn  
In Deutschland hat versezt?

Und, nachdem er Opitzen den König der Poeten geheißen, liest man auf der 123ten Seite:

Lebt hierben der Zuversicht,  
Daß ein solcher Opitz nicht  
Alle Jahre wird geböhren.

Auch auf der 229ten Seite heißt es:

Ich höre deinen Fleiß ist noch die ganze Stadt erheben,  
Bis zu den Sternen hin, in der mir Geist und Leben  
Der Himmel hat verehrt: die nun so hoch und weit  
Durch ihren Opitz steigt, als etwan vor der Zeit  
Durch Maro Mantua.

\*\*) Siehe das Glückwünschungsgebidit an Opitzen, so bey seinen Werken zu finden ist:

Res est perfacilis dolare verum  
Dicit praecipitum genus Truonum,  
Qui credunt satis hoc bono Poetae,  
Si possit numero ligare voces,  
Et grandes calamo inquare chartas,  
Quantumvis sapiant suam peromptam.  
Hoc plebs ut genios suos adorat,  
Hos aequat titulis Maronialis;  
Et pridem queritur Latina Musa,  
Secum prostitit suas sororbs.  
Quo quis praestat ineptus Poetam,  
Tanto plus superat bonos Poetas.  
Rari indicii est, greges olorum  
A nigris hodie expedire cervis.  
At quid non patitur, vel ante passus est,  
Felix ingenitis, sed arte dispar,  
Magno Teutonae jacens Poetae?  
Quid si non aliquis sagax ventret  
Gustator Viadri Silesiani?  
Mansisset tenebris sepulta merces  
Germanae decus aureum Thalae.  
Haec nobis redimit fides Opitil,  
Quem morsit liquidas Apollo in undas,  
Quas Pellagus Opitius bibebat,  
Cum nondum Dominam timebat fram.  
Quisquis vult Latio tamere Phoebus,  
Quisquis Teutonica lyra probari,  
Nec credit tamen id laboris esse:  
Is tentet numeros Opitianoa,  
An rursum temere, videbo, dicat:  
Res est perfacilis dolare verum.

\*\*) Dieser schreibt in der Vorrede zu seinem poetischen Lustgarten, der 1638 herausgekommen: Es hat uns zwar der edle und hochberühmte Poet, Martin Opitz, in seinen theils lustigen, theils nützlichen Schriften und Gebichten, genugsam Anleitung gegeben, wie wir unsrer fast verderbten, und durch so viel Fremdes in derselben, gleichsam verhummtten deutschen Sprache, wieder auf die Betne helfen, ihr die unbekanntten Latven wieder abziehen, und derselben Glanz, Klar und Reinlichkeit in Aufnehmen bringen könnten u. Und in seiner Musa Teutonica, die 1640 herausgekommen, heißt es gleichfalls in der Vorrede: Wir Deutschen, ob wir schon in den lateinischen und griechischen Sprachen so vortrefliche Poeten gehabt, und noch zur Zeit haben, daß wir auch keinen fremden Nationen in denselben etwas bevorzugen: so ist doch fast niemand gefunden, der sich um unsre so schöne und wortreiche Mutter Sprache hätte bekümmern, oder dieselbe durch göttliche Poesie hätte berühmte machen wollen; bis endlich vor wenig Jahren, der hochgelehrte OPITIVS hervorgekommen, der den Weg zur selbigen gebahret, das Eis gebrochen, und uns Deutschen die rechte

genehme Kalbenbach\*), diese alle sage ich, und noch unzählige andere, haben ihm dieses unparteiische Zeugniß gleichsam um die Wette gegeben. Und, was noch mehr ist, selbst Caspar Barth\*\*), der berühmte Leipziger Poethistor, der doch die Schönheiten gelehrter Sprachen so vollkommen einseh; selbst Daniel Heinzius\*\*\*), der große Kunstrichter damaliger Zeiten dem die Regeln und Exempel der Alten so vollkommen bekannt

Art gezeigt, wie auch wir in unsrer Sprache Petrarchas, Ariostos und Konfardos haben können ic.

\*) Dieser geschickte Dichter, der anfänglich in Königsberg, hernach in Lübingen gelebet, schreibt auf der 488ten Seite in seinem Gedichte:

Schant, unsre Wetschel riant,  
Gottlob! der Pregel auch, durch keinen Zwist entzündt!  
Hier, wo der Buntler-Schwan, wiewohl auf kurze Zeiten,  
Auch seine Ruh noch fand.

Und an den König Blablaus schreibt er auf der 385ten Seite, so von ihm:

Der nie von Scham entfarbet,  
Dein Stimmwort selbst gerührt, Dpiz der edle Schwan,  
Den Buntlau trug ans Licht, auf dessen hoher Bahn  
Ich, Phöbus, setze nach, fand bey ihm Huld und Gnade;  
Dem er sein schönes Lob, am baltischen Gestade  
Auch rühmlich sang: hier, wo sein irdisches Gebein  
Der weit gedrehten Gruft noch steht gesenket ein.  
Er gab ihm Raum und Fug, sein werthes Lob zu schreiben,  
Dies seiner Reizen Lauf der Weisheit einverleiben,  
Die auf die Nachkunst sieht. So lange man forthin  
Der edlen Wiege Ruhm am Bober an wird ziehn,  
Und das berühmte Grab hat Danzig aufzuweisen;  
Wird auch dein süßes Volk den lindnen Purpur preisen,  
Der ihm sich zugewandt.

\*\*) Dieser hat auf Dpizens deutsche Gedichte folgendes Stan-  
gedicht aufgesetzt:

Germanae tubicen novelle Pelthas,  
Qui plectrum rudo Martiae loquelas  
Prisois cedere non sinis Pelasgis;  
Quia quicquid grave, sordidum, molestam,  
Bellacis studiosior lacerti  
Albis moribus assensabat olim,  
Nunc voto premit eloquentis Teuto,  
Nec praesentia gloriae superba  
A victo petat impotenter hoste:  
An longis tibi seculis nepotes  
Digna dicere gratias valebant,  
Quod te viadice, literate Vates,  
Materuae gravitas leposque linguae  
Et Grajos premit, et premit Latinos?  
Per te, qui haec dimicabat olim  
Teuto, nunc bene non minus loquetur!

#### In Eiusdem Effigiem.

Potor Pegasei potens fluenti  
Talem sese homines forebat inter,  
Ingens ingenti, lepore promptus,  
Castis moribus aemulus poetar,  
Non isti modo qui probantur aevo,  
Sed quos saeculorum extulit vetustas:  
Qualem mentis Opitium bearit  
Natura favor, artiumque cultus,  
Vitalis dotibus, et decore linguae,  
Rumori dare calculum caveto;  
Ipsam, Lector, adi; videbis omnes  
Tot laudum superare caestellenas,  
O sacrum caput! o cor entheatum!  
Sirena Teutona, Slesiana Peltho,  
Quis verbis variare tot nitelas,  
Tot morum joca possit innocentum!  
Folios tabulae; sacraatur aera,  
Tanti quos typos insidet Poetae:  
Illas postera dedicabit aetas.

\*\*\*) Diesem, auch in holländischen Versen sehr geschickten  
Poeten, gesteht Dpiz in einem Gedichte, auf desselben niederländische  
Gedichte, daß er von ihm die deutsche Poesie gelernt habe.

Ich auch, weil ihr mir seyd im Schreiben vorgegangen,  
Was ich für Ehr und Ruhm durch Hochdeutsch werd erlangen,  
Will meinem Vaterland eroffnen rund und frey:  
Daß eure Poesie der meinen Mutter sey.

waren; selbst Hugo Grotius\*), dessen Name allein genug ist,  
einen großen Geist anzudeuten, der mit seinem durchdringenden  
Verstande, ungemeynen Wiße, und fast göttlichen Gedächtnisse,  
zu einer allgemeinen Gelehrsamkeit gelangt war: diese drey  
große Zeugen, sage ich, treten für mich auf, unserm hochver-  
dienten Dpiz sein gebührendes Lob zu geben. Sie gestehen  
nämlich mit einem Munde, daß er die deutsche Poesie der alten  
griechischen und römischen, und die Sprache der Deutschen  
ihren Waffen gleich gemacht; daß er den tragischen Geist des  
Sophokles, den epischen des Virgil, die erhabene Eyer des  
Horaz, und die anmuthigen Seyten des Ovidius erreicht, ja  
allen neuern Wälschen und Franzosen nichts zuvor gegeben  
habe.

Es ist wahr, alle diese gelehrte Männer sind Freunde  
und Gönner unsers Poeten gewesen: ja, die beyden letzten  
haben ihm sogar, für die Uebersetzung verschiedener ihrer Werke  
zu danken gehabt. Allein, weit gefehlt, daß dieses ihr Zeugniß  
entkräften sollte; so erwächst ihm daraus vielmehr eine neue  
Stärke. Denn was war es doch immermehr, wodurch sich  
Dpiz die Günst und die Freundschaft so vieler sinnreichen  
Köpfe, so vieler Richter unsers Deutschlands, und der Nieder-  
lande erworben hat? Gewiß nichts anders, als der sonder-  
bare Geist und Wiß, den er in seinen unvergleichlichen Ge-  
dichten wies; nichts, als die vortreflichen Muster der deutschen  
Schriftart, die er, schon in seinen jungen Jahren der Welt  
vor Augen gelegt hatte; nichts anders, als die glücklichen  
Uebersetzungen selbst, die er von den artigsten und nützlichsten  
Werken abgefasset hatte. Eine Freundschaft aber, die sich auf  
diesen Grund stüzet, ist gewiß die allerinnste, die man wünsch-  
schen kann. Wenn dorten der Poet Archias, nach dem Berichte  
Ciceros, Gönner und Freunde fand, so bald er nach Rom  
kam; bloß, weil der Ruhm von seinem Wiße bereits vor ihm  
hergegangen war: oder wenn jener Spanier, nur um den  
großen Geschichtschreiber Livius zu sehen, nach Rom gekommen,  
und, so bald er ihn gesehen, vergnügt wieder an Wort gestie-  
gen, und unter Segel gegangen; gerade als ob nichts werth-  
würdiges mehr in Rom zu sehen wäre: so hat man eine  
solche Buneigung gewiß nur einem unstreitigen Verdienste die-  
ser geschickten Männer zuschreiben gehabt. Und was hätte  
wohl sonst unsern Dpiz bey Unbekanntem so beliebt machen  
können; da ihm, weder eine hohe Geburt, noch eine aus-  
sehnliche Bedienung bey Hofe, noch ein großes Vermögen,  
Schmäudler zuwege bringen konnte? Wie glücklich seyd ihr  
derowegen, ihr aufgeweckten Köpfe! ihr scharfsinnigen Scri-  
benten! Eure Freundschaften allein sind ohne Argwohn! Eure  
Verdienste aber sind unstreitig, und erwerben euch aufrichtige  
Gönner und Freunde; in dessen daß Hohheit und Reichthum  
gegen alles mißtrauisch seyn müssen, was ihnen oft noch so  
viele Lobsprüche verschwendet.

Doch, nicht nur die damals lebenden Helden in der ge-  
lehrten Welt, haben unsern Dichter, für den Vater des deut-  
schen Wißes erklärt. Selbst unter den Neuern haben ihn die  
größten Meister, Kenner und Richter sinnreicher Schriften,  
fast bis an den Himmel erhoben. Zu den ersten rechne ich den  
scharfsinnigen Racheius, unsern deutschen Lucil\*\*), und den

\*) Auch dieser hat in einem kurzen Gedichte unserm Poeten  
seinen Beyfall öffentlich bezeuget:

Quod mihi misisti doctissime munus Opiti,  
Ingratus, gratum ni foret, ipse forem.  
Multum ego, sed multo tibi plus Germana debet,  
Aoniae quoque jam te duce potat aqua.  
Quantum Maeonidi sacundo Graecia debet,  
Patria Maeonidi Graecia tota suo;  
Quantum grandiloquo regnatrice Roma Maroni;  
Petrarchae quantum scribit Italia;  
Quantum florilegio Roscardi Gallia Musis,  
Vel mea Daunensis patria carminibus:  
Tantum Teutonici debet tibi nominis, et quod  
Nunc viget, et quantum sabeli futura dabunt.  
Hoc habuit Rheus: sed nunc, ne maximus Ister  
Invideat, clarum Dacia surgit opus.  
Ergo novo, gens praecox, Getae, gaudete triumpho:  
Ausoniae vobis hic dabit unus opes.  
Idem qui nasui teneris dedit ante Camoenis,  
Ex orco veteres suscitavit historias.

\*\*) Dieser schreibt in seiner Satire, der Poet genannt:

Schreib wenig, wo nicht viel, doch das nach Arbeit schmeket:  
Ein kleines Werklein hat oft großen Ruhm erweket.  
Zwo Bellen oder drey, von Buchnern aufgesetzt,  
Sind billig mehr, als dies mein ganzes Buch geschäzt.

edlen Sankt\*), unsern Horaz, zweene Meister in der satyrischen Schreibart der Deutschen. Zu den andern will ich gleichfalls nur zween, nämlich den beliesenen Morhof\*\*), und den, fast in allen Theilen der Gelehrsamkeit gründlich gelehrten Leibniz\*\*\*), zählen. Alle diese bezugem mit den nachdrücklichsten Worten, daß Dpiz der erste und größte unserer Poeten gewesen, dem bis auf ihre Zeiten noch niemand zuvor, ja nicht einmal gleich, getommen.

Und was für Zeiten waren es doch, darinn dieser große Mann aufgestanden ist? Waren es nicht solche, in welchen fast noch nichts erträgliches in unserer Sprache geschrieben war? Nur die ungeschicktesten Knittelreime herrschten noch in ganz Deutschland. Nur die Meisterfänger, die würdigen Abkömmlinge jener alten Barden, die bey unsern Vorfahren, durch ihre rauhen Lieder, die Tugend verehret hatten, waren noch ganz allein die Muster der deutschen Dichtkunst. Nur Hans Sachs war der große Geist, den Germanen damals bewunderte, und den man trotzig genug, den Homer der Deutschen zu nennen pflegte. Nur ein Ringwald, nur ein Kollenhagen,

Nur eine Fliege wohl, und nachder Kunst gemahlet,  
Ist ihres Lobes werth, und wird so wohl bezahlet,  
Als nach des Lebens Maß ein großer Clephant,  
Den nur ein Subler hat geschlagen von der Hand.  
Kannst du kein Dpiz seyn, kein theurer Flemming werden?  
D! es ist Raum genug vom Himmel bis zur Erden.

\*) In seiner Satire von der Poesie schreibt dieser große Kenner:

Ist möglich? Kann dir noch die Dichterkunst gefallen?  
Sib Achtung, bitt ich dich, wie unsre Lieder schallen,  
Und was für eine Brut man allenthalben hecht.  
So weit sich das Gebieth des deutschen Bodens streckt.  
Durch Dpiz stülzen Bach gehn wir mit trocknen Füßen zc.

\*\*) Dieser schreibt in seinem Tractate von der deutschen Sprache im IX Cap. gleich anfangs: Wir müssen endlich auf die dritte Zeit der Deutschen Poeterey kommen, da dieselbe gleichsam aus dem Grabe wieder erweckt worden, und viel herrlicher als jemals hervorgekommen, unter des Herrn Dpizens Anführung. Es haben zwar einige vor ihm, sich etwas darinne angenommen; aber es macht doch nichts, gegen seine Vollkommenheit. — Hübner, der des Barcas Schriften fast um dieselbe Zeit übersezt, schreibt nichts, das mit Dpizen kann verglichen werden. Er selbst hat in seinen ersten Versen, die er geschrieben, viel Arten zu reden und zu reimen von der alten Zeit. — Doch hat er nach dem Muthen des Herrn Konfard in französischer, und des Herrn Doussas und Helmsil in niederländischer Sprache seine Poeterey und Schreibart viel verbessert. — Herr Dpiz war ein gelehrter Mann, und in Historien gelehrtester und lateinischer Sprache wohl erfahren, wie seine variae lectiones, Commentaria in Disticha Catonis, und andre Sachen zur Gnüge anzeigen. — Er war sehr glücklich im Uebersetzen, wie er denn viel Verse aus dem Niederländischen und Französischen ins Deutsche gebracht. — Von des Opitii Gedichten urtheilt Buchner, Epist. 51. Non potest ascendere altius Musa patria, et necesse est, ut aequiescat eo fastigio, quo tu collocasti. Interim te requamur longe, et tua vestigia adorabimus: sic tamen non obscuri prorsus morturi. Ich gebe ihm Beyfall, daß zu seiner Zeit, er der vortrefflichste Poet gewesen ist zc.

\*\*\*) Dieser große Polyhistor hat gewiß die Verdienste unsers Dichters sowohl, als alle übrige Kenner eingesehen. In seinen unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, die in seinen Collocatiens etymologici p. 265. und in dem ersten Bande der critischen Beyträge, anzutreffen sind, hat er seiner zu vielen malen mit großem Ruhme gedacht. Denn auf der 273ten Seite rühmet er ihn wegen der Erläuterung eines alldutschen Reimes. Hernach rühmet er auf der 291 S. denen, die deutsche Wörterbücher schreiben wollten; daß sie eine Besichtigung, Rührung und Aufsicht anstellen, und dießfalls in guten deutschen Schriften sich versehen möchten, als sonderlich in Dpizens Werken, welche nicht nur in Versen herausgekommen, sondern auch in freyer Rede, dergleichen seine Hercynia, seine Uebersetzung der Argensil und Arcadia. Und endlich gehöret vor allen Dingen der 97 s. p. 305 hieher, der also lautet: Es hat ja der treffliche Dpiz, so bey uns, wie Virgilius bey den Römern, der erste und letzte seines Schrots und Kornes gewesen, kein Bedenken gehabt, dergleichen zu thun: als zum Exempel wenn er zu Petruso sagt:

Daß deine Poesie ter meinen Mutter sey.

Damit hat er, meines Erachtens, dieß Wort Poesie, aus habender seiner Macht, einmal für allemal, für deutsch erklärt, so gut und unwiedererrücklich, als ob ein Act of Parliament über eine englische Naturalisirung ergangen. Woraus denn satfam erhellet, in wie hohem Werthe er unsern Dichter gehalten habe.

Encycl. d. deutsch. Nation. Lit. III.

nur ein Vogel herrschten damals auf dem Deutschen Parnas. In einer so trüben Zeit stand nun unser Dichter auf. Er hatte keine Vorgänger, als die Alten: er selbst aber ward allen seinen Landesleuten ein Vorbild, welchem sie nachstreben konnten. Sein ganzes Vaterland konnte ihm, in seiner Muttersprache, kein gutes Muster darstellen, dem er hätte folgen können. Sein großer Geist mußte sich selbst eine Bahn brechen, die noch kein deutscher Fuß betreten hatte.

Zwar Bältschland wies ihm schon seinen Dante, Petrarca und Tasso: auch Frankreich wies ihm seinen Marot und Ronsard, seinen Desportes und Malherbe. Allein, eines theils waren diese selbst noch nicht gar zu weit in die Poesie eingebunden; theils war es auch so leicht nicht, in einer ziemlich rauhen Sprache dem nachzuahmen, was sie gutes geschrieben hatten; theils aber hat unser deutscher Dichter, die meisten darunter sehr weit hinter sich gelassen. Er ahmte ihnen anfangs nach, um sie nachmals zu übertreffen: nicht anders, als vormals die Römer den griechischen Mustern in der Dichtkunst, Beredsamkeit, Baukunst, und andern Künsten, zwar etwas spät, aber so glücklich nachgefolget sind, daß sie dieselben weit übertroffen haben. Eben so ist es mit unsern Nachbarn, den Bältschen, Franzosen, und Niederländern gegangen. Wir sind allerdings etwas später mit den Russen bekannt geworden als sie; weil sich kein mediceisches Haus, kein Franciscus, kein Richelieu, kein großer Ludewig bey uns gefunden hatten, die selbst den Wig gekannt und geliebet, und durch eine königliche Freugebigkeit aufgemuntert haben. Aber getrost, du christliebendes Germanien! Eben das, was dich unterdrücken und erniedrigen sollte, das erhebet dich; das gereicht dir, zu desto größerer Ehre. Träge Seelen werden nur durch Belohnungen und angebothene Vorthelle, zu den Wissenschaften aufgemuntert; deine Kinder sind feurig genug, aus bloßer Ehrliche darnach zu streben. Ja sie streben nicht nur darnach, nein sie werden auch vortreflich darinnen; ja sie lassen alle andre Völker weit zurück. Wenn sich nämlich unsre Deutschen auf Künste und Wissenschaften beflissen haben; so haben sie es auch gemeiniglich, aus eignem Triebe, ihren Lehrmeistern und Vorgängern weit zuvor gethan.

In was für trübseligen Umständen, hat nicht endlich unser Dpiz die deutsche Sprache und Dichtkunst so hoch empor gebracht? Gehen sie doch ein wenig mit mir zurück, gnädigste und hochzuehrende Anwesende! Thun sie doch einen Blick in die Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Erwägen sie doch das traurige, das schredliche Schicksal, welches unser zerrütetes Deutschland damals betroffen hat. Dasjenige, welches die Duelle der menschlichen Glückseligkeit seyn sollte, ward damals eine Duelle der Zwietracht, und des Verderbens. Der Aberglaube lag mit der Wahrheit zu Felde. Die Religion ward der unglückselige Bantapfel, um welches willen sich Völker wider ihre Häupter empörten, und ihr Vaterland zu einem blutigen Schauplage vieler erbärmlichen Trauerspiele machten. Unzählige Städte wurden verwüestet, unzählige Oberster gingen im Rauche auf, und die fruchtbarsten Felder wurden mit Graus und Leiden besäet. Die deutschen Fürsten, die sich wider den gemeinen Feind des christlichen Namens hätten rüsten sollen, rieben einander durch bürgerliche Kriege auf. Auch auswärtige Helben kamen der bedrängten Wahrheit auf deutschem Boden zu Hülfe; und nordliche Könige bässten an der Spitze ihrer Schaaren, zum Dienste der guten Sache, das Leben ein. Die Gesetze schwiegen. Die Gottesfurcht gieng verlohren. Der Glaube ward oft einem blinden Religionsseifer nachgesezt. Die Gelehrsamkeit ward vertrieben, oder doch verachtet. Die Tempel der Weisheit wurden verschlossen, oder doch von Lehrern und Zuhörern entblisset. Und die sanfte Stimme der Musen ward vor dem ängstlichen Schwirren der Waffen, vor dem lärmenden Getöse der Trummeln und Trompeten, und vor dem gräßlichen Knalle der Kartthauen, gar nicht mehr gehöret.

Du selbst kannst mir hier mit deinem Zeugnisse zu statten kommen, du so oft bestürmtes, du so oft erobertes Leipzig! Du selbst bist oft genug ein Raub wideriger Parteyen, und ein trauriger Schauplag der blutigsten Schlachten und Belagerungen gewesen. Auch deine Musen wurden dadurch oft erschreckt und verschuehet. Dein sanfter Sohn, der glücklichste Nachfolger unsers großen Dpiz, der berühmte Paul Flemming, verließ daher deine fruchtbare, deine anmuthige Fluren, wo er so oft durch seinen anmuthigen Gesang Wälder und Flüsse bezaubert hatte, und entwich mit einer hollsteinischen Gesandtschaft, bis in die entfernten Gränzen Afiens, wo das kaspiische Meer die persianischen Ufer begrenzt. So besam Astrakan und Spahan zum erstenmale einen deutschen Dichter zu hören: der aber allezeit den Jammer und das Glend, des in seine Eingeweide wüthenden Deutschlands besugete. Niemand hat aber dasselbe better beschriebe, ja so zu reden, mit lebendigen Farben abgesehildert, als unser patrio-

schickanter Dicht, in seinem Trostgedichte von Aderswörthigkeit des Krieges, gethan hat. Und wer hätte dasselbe besser entwerfen können; da er selbst, diesen Ungewittern auszuweichen, die meiste Zeit seines Lebens in Deutschland herum irren, und bald in den Niederlanden, bald im Holsteinischen, bald in Steierbürgen, bald endlich auch in Preußen, einen ruhigen Aufenthalt hat suchen müssen.

Alle dieser Unruhe ungeachtet, mitten unter dem Rauschen der Waffen, vom 18ten bis zum 25ten Jahre des vorigen Jahrhunderts, hat unser unermüdeter Dicht dennoch die deutsche Sprache und Dichtkunst aus dem Staube gehoben, und sie fast auf einmal, sehr nahe an dem Gipfel ihrer jetzigen Vollkommenheit erhöht. Erhöhet hat er sie, durch seine reine Schreibart, die er so viel möglich, von aller Vermischung fremder Sprachen gesäubert hat. Erhöhet hat er sie, durch sein fließendes Sylbenmaß, welches er, nach Art der alten Römer, bey uns eingeführt; da die Franzosen bis auf diese Stunde nichts davon wissen. Erhöhet hat er sie, durch seine natürliche und vernünftige Art zu denken; dadurch er uns allein ein Muster des guten Geschmacks nachgelassen hat. Erhöhet hat er sie endlich, durch erhabene Gedanken, durch lebhaftere Ausdrückungen, durch scharfsinnige Einfälle, durch artige Scherzreden, durch angenehme und nachdrückliche Gleichnisse, durch unzählige lehrreiche Sprüche, als so viele Schätze der Weisheit; und kurz, durch alles, was einen Scribenten beliebt, erbaulich, und edel machen kann.

Denn, welche Art der Gedichte hat unser Poet nicht versucht? Ich sage noch zu wenig: in welcher Art der Gedichte hat er uns nicht Meisterstücke geliefert? Oden, Elegien, Briefe, Satiren, Lobgedichte, Lehrgedichte, Stänze, Liebeserzählungen, Sonette, Schäferspiele, Trauerspiele, und kurz, fast alle und jede Arten, worinnen sich sonst viele Poeten kaum einzeln hervor gethan haben, sind von ihm allein, fast in gleicher Vollkommenheit verfertigt worden. Dieses, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, dies ist das rechte Merkmal großer Geister. Ihre Fähigkeit läßt sich nicht in enge Gränzen einschließen. Alles was sie unternehmen, das gelingt ihnen. Wie ein reiner Spiegel alle sichtbare Dinge darstellt, die vor ihn gebracht werden: so nimmt auch der reiche Witz eines Dichters fast alle mögliche Gestalten an. Er erhebt sich wie ein Adler, wann er das hohe Lob der Tugend besingt. Er nimmt die Stimme einer zärtlich lockenden Nachtigall an, wann er eine verlebte Leidenschaft ausdrücken will. Er girret wie eine Taube, wann er den Verlust wichtiger Güter bedauert. Und wann er die Wohlthaten seines Schöpfers preiset: so wird sein Gesang von einer lieblichen Lerche die Kunst entlehnen, womit sie die heitere Sommerluft erfüllt, und einen aufmerksamen Landmann zur Dankbarkeit ermuntert. Wenn ich nun zu allen diesen Bildern, noch den herzhafsten Klang einer Schmetterlings Feldtrompete hinzusetze, womit ein muthiger Ixionus seine Leseer zu einem tapfern Schutze ihrer Rechte und Freyheiten ansetzt: so werde ich freylich sehr viel, aber dessen ungeachtet, noch nichts mehr angezeigt haben, als was unser großer Dicht seinem Vaterlande wirklich geleistet; was er allein unsern Deutschen, und zwar zuerst, und fast zu gleicher Zeit, in seinen Gedichten gewiesen hat.

Wo bleibt hier noch seine so wohlfließende, so reine, so nachdrückliche, und sinnreiche Schreibart in ungebundener Rede, darcinnen er uns eben so vollkommene Proben, als in der gebundenen, gegeben hat? Er hat zuerst gezeigt, daß die Rauheit, der Uebelklang, und das unförmliche Wesen, unsrer Muttersprache nicht so eigen sey, daß es nicht abgelegt werden könnte; und also den schändlichen Vorwurf von ihr abgelehnet, daß sie sich zu sinnreichen und anmuthigen Schriften gar nicht schide. Ja nicht nur er selbst hat dieses gewiesen, auch seine gute Freunde wurden von ihm angefeuert, ein gleiches zu thun: wie Zinkgräfs treffliche Bücher von den sinnreichen Reden und klugen Sprüchen der Deutschen fastsam zeigen können. Wo bleibt endlich noch seine Wissenschaft der deutschen Alterthümer, seine Einsicht in die Regeln der Dichtkunst, und die kritische Kenntniß unsrer Sprache, die er in der Erläuterung und Ausgabe eines alten deutschen Gedichtes auf St. Anno erwiesen hat? In Wahrheit, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! hier scheue ich mich nicht zu sagen, was ich bisher in Ansehung der Gedichte unsrer Poeten, noch nicht habe wagen mögen: daß er nämlich alle Dichter des Alterthums übertrifft. Denn sind diese gleich in der gebundenen Schreibart gelbt gewesen: so haben sie sich doch in der ungebundenen sehr schlecht, oder ganz und gar nicht zeigen können; vielweniger sind sie zugleich in der kritischen Einsicht ihrer Sprachen, und der Dichtkunst selbst stark gewesen. Unser Dicht hingegen, ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Redner; nicht nur ein Redner, sondern auch ein Wortforscher; nicht nur ein Wortforscher, sondern auch ein Kunsttrichter gewesen.

Wenn es nun dergestalt, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, eine ausgemachte Sache bleibt, daß geistreiche Scribenten durch lehrreiche, witzvolle und anmuthige Schriften in ihrer Muttersprache, ihrem Vaterlande jederzeit viel Ehre machen, und also von ihren Landsleuten einen unsterblichen Ruhm und Dank verdienen; wenn es ferner ausgemacht ist, wie ich bisher gezeigt habe, daß unser großer Dicht seinem Vaterlande allerdings diesen so wichtigen Dienst, und zwar zu allererst, bey unzähligen Schwierigkeiten kriegerischer Zeiten, und fast in allen Arten sinnreicher Schriften, geleistet hat: wer wollte denn, wer könnte noch wohl den geringsten Zweifel tragen, ob er nicht bey allen redlichen Deutschen ein unsterbliches Andenken, und einen ewigen Dank verdient habe?

Ich sehe nur ein einziges, welches man mir einwenden kann. Um eben die Zeit, als unser gezeigter Dicht sich mit seinen ersten Schriften hervorthat, entstand die so berühmte fruchtbringende Gesellschaft; die nichts andres zur Absicht hatte, als die Verbesserung der deutschen Sprache, Beredsamkeit und Poesie. Hat denn diese, (so wird man mich fragen) nicht viel mehr geleistet, als Dicht? Und wollen wir denn derselben alle ihre Ehre nehmen, um sie einem einzigen Manne allein beizulegen?

Ferne sey es von mir, Magnifico, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! ferne sey es, daß ich einer so patriotisch gesinnten Gesellschaft, ihre Ehre streitig machen sollte; einer Gesellschaft, die aus so vielen durchlauchten, gräflichen und adelichen Mitgliedern bestanden; die so eifrig für die deutsche Ehre gewesen, und weder Zeit, noch Fleiß, noch Kosten gespart, dieselbe zu befördern. Nein, ich verrechne dieselbe mehr, als jemand; und glaube, daß man einen großen Theil des heutigen Reichthums und Glanzes unsrer Muttersprache derselben zu verbanken habe. Allein wer weiß auch nicht, daß unser großer Dicht selbst, unter dem Namen des Sekrätens, ein Mitglied derselben gewesen ist? Wer muß es nicht gestehen, daß er eher ein großer Dichter gewesen, als er in dieselbe aufgenommen worden? Ohne Zweifel ist dieses allererst geschehen, als er dem damaligen Schutzherrn der fruchtbringenden Gesellschaft, dem durchlauchtigsten Fürsten, Ludwig, zu Anhalt-Köthen, die erste gute Auflage seiner gesammelten weltlichen Gedichte zugeeignet hatte. Damals war ja aber unser Dicht schon ein berühmter Dichter, ja ein solcher, dem in derselben Gesellschaft kein anderer zu vergleichen war. Und wen hat doch dieselbe auch nachmals aufzuweisen gehabt, der mit ihm um den Vorzug hätte streiten können? In Wahrheit keinen! Ein jeder unter diesen redlichen Männern hat unserm Dichter die Oberstelle sehr willig eingeräumt. Und es bleibt also wohl dabei, daß Dicht allein, als der Vater unsrer Dichtkunst, vor allen andern deutschen Schriftstellern, einer unaussprechlichen Hochachtung und Dankbarkeit würdig sey.

Auf! derowegen, du aufgeklärtes Deutschland! auf! und erzeige deinem würdigsten Sohne auch einmal die verdiente Ehre. Hast du vormals die rauhen Waden in Ehren gehalten; hast du Meistersänger und elende Reimschmiede hochgeschätzt; die dich doch nur mit einem einfältigen Geschwätze befaßigten; das Lob deiner Helden aber, doch nicht bis auf unsere Zeiten haben bringen können: o so sey doch gegen einen wahren Dichter nicht unempfindlich, der deine Ehre gegen die Auslandler gerettet, deine Sprache aus der Barbaren gerissen, deine Kinder zur Tapferkeit angeflammt, deine Gottesfurcht durch Lieder angefeuert, und die Lehren der Weisheit in einer so lieblichen Tracht dargestellt hat, daß auch die Unweisen sie lieb gewonnen haben.

Auf! also, dankbares Germanien! verwirf die ungeschickten Nachfolger dieses großen Meisters, die dir durch ihre ausschweifenden Wesen, durch ihre regellose Einbildungskraft, durch ihren gellen Witz und ungesalznen Scherz, mehr Schande gemacht, als jener dir Ehren erworben hatte. Verweise doch künftig deine lehrbegierige Jugend fleißiger, als du bisher gethan, auf den Vater deiner Poesie. Lehre sie denjenigen Geist bewundern und nachahmen, der so scharfsinnig als weise, so angenehm als tugendhaft, so fruchtbar als edel gewesen ist: und setze es künftig zu einer Grundregel, daß nur derjenige von deinen Dichtern das größte Lob verdiene, der dem gesunden, dem reinen, dem natürlich schönen Witz des großen Dicht am Ähnlichsten geworden ist.

Du aber, vorzejo höchst bekümmertes Bunzlau! das du durch ein sonderbares Schicksal, jezo einem Steinhäusen Ähnlicher bist, als einer Stadt; nachdem eine entsetzliche Feuersbrunn alle deine Gassen in die Asche geleeget hat: vergiß doch bey deiner Erneuerung, auch deines großen Sohnes nicht. Erspare doch an deinen Baukosten nur so viel, daß du dem theuren Dicht ein Denkmal bey dir aufrichtest. Diese Ehre haben vormals die Athenenser ihrem Euripides angethan, ob er gleich in Dacubonien gestorben war, und sie also seinen Leichnam nicht zurücke bekommen konnten. Wirst du aber unempfindlich bleiben,



willst du denjenigen Dichter, den alle witzige Köpfe seiner Zeit bewundert und geehret, den so viele Kunstreicher für den Vater der deutschen Sprache und guten Schreibart erklären, den so viele große Leute mit ihrer Freundschaft beehren, den so viel hohe Häupter mit ihren Gnadenbezeugungen überhäufet, ja, gar des Adels würdig geachtet haben; willst du, sage ich, auch deinen übrigen Landsleuten, einen solchen Mann, andern schwülftigen und hochtrabenden Geistern nachsetzen, welche die gute Bahn die ihnen Dpiz gewiesen, wieder verlassen haben: so wirst du den Kindern ähnlich werden, die nur bunten Wasserblasen und vielfarbigten Schmetterlingen nachjagen; wohlriechende Blumen und gesunde Kräuter aber mit Füßen treten. Ja du wirst denen gleichen, die eine wilde Bergart, um eines betrüglischen Glanzes halber, allen reichhaltigen Goldstufen vorziehen; und dich also durch deine üble Wahl, bey allen Kennern wahrer poetischer Schönheiten, verächtlich machen. Es werden sich aber andere Verehrer des großen Dpiz finden, die, weit von seinem Vaterlande, seiner Asche diejenige Ehre erweisen werden, die du ihm nicht hast wiederfahren lassen.

Ich kehre zu ihnen zurück, Magnifico, gnädige und hochzuwehrende Anwesende! und erkenne aus ihrer gnädigen und gütigen Aufmerksamkeit, daß mein poetischer Feld noch jezo Öhner und Freunde genug habe. Und was könnte wohl den Schriften dieses Vaters unsrer Dichtkunst rühmlicher seyn, als das geneigte Urtheil solcher Kenner und Liebhaber der wahren Poesie? Fahren sie fort, sich selbst und Dpizen diese Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen! Verehren sie die Weisheit unsers Dichters, die sich in seinen größern Gebichten in so edlen Bildern zeigt. Sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, sein Wielgut und Blatina, sein Befusius, seine Lobgedichte auf hohe Häupter, seine vertrauliche Briefe an Binkgräfen, Maß-

lern, und Seapfaffen, und andre unzählige Stücke mehr, sind voll der vortrefflichsten Lehren und Wahrheiten, die jemals ein deutscher Mund ausgesprochen, ein deutscher Kiel zu Papire gebracht hat. O daß doch diese fleißig gelesen! o daß sie doch unsrer Jugend, wie vormals in Griechenland die Schriften Homers, in die Hände gegeben würden! Wie viel gesunde Nahrung würden diese zarten Gemüther daraus nicht ziehen! Welch einen schönen Abriß der Tugend würden sie nicht in ihr wächsernes Herz drücken! Welch einen Schatz von Gelehrsamkeit und gutem Geschmade, würden sie nicht daraus einsammeln!

Was ist noch übrig, als daß ich ihnen, Magnifico, hochgebohrne, und gnädigste Anwesende! sonderlich aber Eurer hochreichsgräflichen Excellenz, im Namen unsers gepriesenen Dichters; im Namen aller freyen Künste, die schon mehr als 300 Jahre her in diesem Hbstaale ihren Sitz und Tempel gehabt haben; ja endlich im Namen unsrer ganzen hohen Schule, auch hier öffentlich einen unterthänigen und ergebensten Dank abstatte, daß sie Dero Gnade gegen alle dieselben, durch Dero hohe Anwesenheit in dieser Gedächtnisrede, haben an den Tag legen wollen. So lange die Welt von dem wohlverdienten Lobe unsers großen Dpiz etwas wissen wird, (und wenn wird sie dasselbe vergessen!) so lange soll sie es auch mit Dankbarkeit rühmen, daß heute der erlauchte Reichsgraf von Mantensel, ein rechter Mäcenas aller Wissenschaften und freyen Künste, daß auch die hochgebornen Reichsgrafen von Promnitz, von Solms, und von Pictler, diese Rede ansehnlich gemacht, und verherrlicht haben! O glückselige Zeiten! worinnen die Beredsamkeit und Dichtkunst, so viele und ansehnliche Öhner gefunden haben.

### Louise Adelgunde Viktorie Gottsched,

Gattin des Vorigen und Tochter des bekannten polnischen Leibarztes Dr. Kulmus, ward den 11. April 1713 zu Danzig geboren und bei ihren natürlichen Talenten im Hause ihres Veters, des Danziger Professor und Dr. Med. Adam Kulmus, von ihrer trefflichen Mutter mit einer über ihr Geschlecht hinausgehenden wissenschaftlichen Bildung ausgestattet. Besonders Talent und Neigung zur Poesie und Musik und Vorliebe für die deutsche Sprache erwarben ihr 1729 die genauere Bekanntschaft ihres nachmaligen Gatten, mit dem sie sich 1735 ehelich verband und dadurch eine treue Genossin seiner Arbeiten und Kämpfe wurde. Sie starb den 26. Juni 1762 zu Leipzig mit dem wohl verdienten Ruhme einer zärtlichen Tochter, tugendhaften Gattin, guten Hausfrau, treuen Freundin, liebenswürdigen Gesellschafterin, und eines Musters der Tugend und Frömmigkeit. Für ihre Gelehrsamkeit zeugt nicht nur die genaue Kenntniß der neuern Sprachen, der Geographie, Geschichte, Zeichen- und Tonkunst, sondern auch ihre nicht gewöhnliche Bekanntschaft mit der Beredsamkeit, Dichtkunst, Philosophie und der lateinischen und griechischen Sprache.

Wir besigen von ihr selbst:

Der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer. aus dem Französischen — mit eignen Gedichten als Anhang. Leipzig 1731. 8.

Der Sieg der Beredsamkeit, aus dem Französischen der Frau von Gomez. Leipzig 1735. 8.

Rato, ein Trauerspiel aus dem Englischen des Addison. Leipzig 1735. 8. Dann Ebendas. 1753. 8.

Die Plettkerei im Fischbeinrode. Lustspiel und freie Nachahmung von Boucaants Komödie La femme Docteur u. s. w. Rostock, auf Kosten guter Freunde 1736. 8.

Triumph der Weltweisheit nach Art des französischen Sieges der Beredsamkeit. — Eine Satyre. Leipzig 1739. 8.

Horatii, als eines wohlverfahrnen Schiffers, beweglicher Zaraf an alle auf dem Meere der gesunden Vermunft schwimmende Bolsflaner, von F. G. B. N. N. 1740. 8. Eine vom

General von Mantensel veranlaßt und auf seine Kosten gedruckte komische Predigt gegen den damaligen homilistischen Schlandrian. Text: Horatius Epodion 7: quo scalesti ruitis?

Zwei Schriften, der Frau Marquise von Chatelet und des Herrn von Mairan, das Maß der lebendigen Kräfte betreffend. Aus dem Französischen. Leipzig 1741. 8.

Popen's Loosenraub, ein scherzhaftes Heldengedicht, aus dem Englischen in deutsche Verse übersezt. Leipzig 1744 in 4. Zweite Ausgabe; dann 1772 in gr. 8.

Der Kuffeher oder Wornund, aus dem Englischen des Addison übersezt. Leipzig 1745. 2 Theile in 8.

Die gestürzten Freimäurer, aus dem Französischen. Berlin und Leipzig 1747. 8.

Neue Sammlung auserlesener Stücke aus Popen's, Gachards und Newtons Schriften. Leipzig 1749. 8.

Vollständige Sammlung aller Streitchriften über das vorgebliche Gesetz der Natur von der kleinsten Kraft in den Wirkungen der Körper. Leipzig 1752. 3. 2. Ausgabe. Ebendas. 1758. 8.

Genie, oder die Großmuth im Unglück, aus dem Französischen. Leipzig 1753. 8.

Der kleine Prophet von Böhmischbroda, genannt Baldschelchel. Satyre gegen Weiße. Prag 1753. 8.

Der Königlichen Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften zu Paris Ausfährliche Schriften, aus dem Französischen. Leipzig 1753 — 1754. 2 Theile. gr. 8.

Gedanken über die Glückseligkeit u. s. w., aus dem Französischen. Berlin 1758. 8.

Sämmtliche kleinere Gedichte —, nebst dem Ehrendenkmale und ihrem Leben, herausgegeben von ihrem hinterbliebenen Gatten. Leipzig 1763. gr. 8. — Mit ihrem Bildnisse.

Briefe, herausgegeben von Dorothea Henriette von Kuntel. Dresden 1771. 1772. 3 Theile. 8.

Außer diesen, theilweise schon in den Werken ihres Mannes enthaltenen Schriften einzeln:

Das glückliche Russland am Geburtstage Ihro Kaiserlichen Majestät Anna Swanowna. Eine Dd. Danzig 1733. 8.

Der beste Fürst, ein Vorspiel auf das Geburtsfest der Fürstin Johanna Elisabeth von Anhalt-Berbst. Durch die Gräfin von Bentin 36 Abdrücke besorgt. Leipzig 1755. 4.

Ferner unter Mitwirkung ihres Mannes und ihrer Freunde:

Der Zuschauer, aus dem Englischen des Richard Steele und Joseph Addison. Leipzig 1739—1743. 9 Thele. 8. wieder aufgelegt 1757. 8.

Geschichte der Königl. Akademie der Wissenschaften und schönen Wissenschaften zu Paris. Aus dem Französischen. Leipzig 1749—1757. 11 Thele. gr. 8. Der 11. Theil u. s. w. von Dr. Joh. Jacob Reiske.

Des Abt Terrasson Philosophie. Aus dem Französischen. Leipzig 1756. 8.

Nachrichten, zum Leben der Frau von Maintenon und des vorigen Jahrhunderts, aus dem Französischen. Leipzig 1757. 3 Bde. 8.

Wenn man dieser treuen Gehülfin ihres castlos strebenden Gatten auch nicht das Zeugniß ertheilen kann, eine ausgezeichnete Schriftstellerin gewesen zu sein, woran eigentlich nur ungünstige Verhältnisse sie hinderten, so verdient sie dagegen mit vollem Rechte, eine vortreffliche Frau genannt zu werden, da sie tiefes religiöses Gefühl, moralische Würde, Sanftmuth und Herzengüte, mit strenger Tugend verband. Ihr Schicksal war nicht das erfreulichste; alle jene Freuden, die einem reinen, weiblichen Wesen als die höchsten erscheinen, waren ihr versagt; ihre Ehe blieb kinderlos und die beständigen Streitigkeiten ihres Gatten, an welchen sie thätig Antheil nehmen mußte, ließen sie nicht zum Genuß der Ruhe kommen, deren sie sowohl aus eigener Neigung, wie für die Ausbildung ihrer schönen und bedeutenden Fähigkeiten so sehr bedurfte. Ein gebildeter Verstand, Geschmack und inniges Gefühl waren ihr eigen und sprechen noch immer, da Correctheit und Leichtigkeit des Ausdrucks sich damit verbinden, vorzüglich in ihren Lustspielen und noch mehr in ihren Briefen, die zu den besten aus jener Zeit zu rechnen sind, den Leser wohlthuend an.

### Das Lob der Spielsucht. \*)

Meine Herren,

Nichts ist billiger, als daß man dasjenige lobe, von dessen Vortrefflichkeit man überzeugt ist. Es ist nicht genug, daß ich die guten Eigenschaften, so ich an einem Dinge bemerke, für mich selbst betrachte: Die Pflicht eines jeden Patrioten erfordert es, daß er auch seine Mitbürger davon überzeugt. Dies durch vermehret er ihre Glückseligkeit; indem er ihnen den innern Werth derer Sachen vor Augen stellt, die um sie sind, mit denen sie umgehen, und die sie vielleicht noch niemals so deutlich erkannt haben.

Verdienet nun auf diese Art überhaupt alle Lobredner Beyfall: so sind wohl gewiß diejenigen allen übrigen weit vorzuziehen, welche sich das Lob derer Dinge angelegen sein lassen, die in einer allgemeinen Verachtung stehen; ich meyne, gegen welche alle Welt mit Vorurtheilen eingenommen ist. So hat z. E. Virgil den Floh, Lucian die Fliege, Melanchthon, Agrippa und einige andere den Esel, Sokrates den berühmten Tyrannen Dufreid, Cardanus den Nero, Plato die Ungerechtigkeit, Erasmus die Thorheit, Fabricius die Bettelen, Ulrich von Hutten das Fieber, Dolet das Alter, Major die Lügen, und ein gewisser scharfsinniger Schriftsteller unserer Zeiten Briontes den Jüngern gelobet.

Habet Dank ihr vortrefflichen Männer! habet Dank für eure Bemühung! Ich sehe euch als ein besonderes Geschenk des Himmels an, welches dem menschlichen Geschlechte zur Erquickung gegeben ist. Es giebt leider! mehr als zu viel melancholische Seelen, welche den Erdkreis als ein rechtes Suchthaus vorstellen; welche bey allen Dingen nur das Böse sehen, und allenthalben so viel Mangelhaftes finden, in allen Sachen so viel Unvollkommenheiten entdecken, ja, welche alles was in der Welt ist, und vorgeht, so jämmerlich beschreiben, daß ich mir, wer weiß wie weit davon zu seyn, wünschen möchte. Solche Leute sind eine unerträgliche Last des Erdbodens. Man sollte sie aus der menschlichen Gesellschaft gänzlich verbannen.

\*) Aus: Louise Abalgunde Viktorie Gottschob's „Triumph der Weltweisheit.“

Ist es nicht vernünftig, daß ich mir alles dasjenige, wo nicht angenehm, doch wenigstens erträglich zu machen suche, dessen ich nicht entübrigt seyn kann? und müssen wir also denen Männern nicht ungemein verbunden seyn, welche uns nicht nur dasjenige anpreisen, gegen welches wir ohnedem schon mit guten Meynungen erfüllt sind; sondern welche uns die verborgene Schönheit dessen vor Augen legen, darinnen wir nimmermehr etwas gesucht hätten. Ja freylich sind wir euch, ihr großmüthigen Seelen! ungemeinen Dank schuldig, daß ihr euch der allgemeinen Wohlfahrt so uneigennützig angenommen habt. Denn was hattet ihr außer diesem von eurem Verfahren für Vortheile zu hoffen? Was kann man sich von der Thorheit, von einem Esel oder Narren, für eine Wiedervergeltung geleisteter Dienste versprechen? Nein, die bloße Vermehrung der menschlichen Glückseligkeit ist euer Endzweck gewesen. Darum habet ihr, die inneren Vortrefflichkeiten desjenigen zeigen wollen, womit wir umgehen, womit wir uns beschäftigen, ja welches wir oft in unserem eigenen Busen tragen.

Die Anzahl derer, welche alles aufs beste auslegen, nimmt von Tage zu Tage ab. Ich weiß nicht, was gewisse Leute davon haben, daß sie alles von seinem natürlichen Werthe abzusetzen trachten. Selbst diejenigen Sachen, welche schon längst in einem geruhigen Besitze des Ruhmes gestanden, sind heut zu Tage vor solchen feindlichen Anfällen nicht sicher. Wo denken doch solche Leute hin? Meynen sie denn, daß das menschliche Geschlecht seine Natur verändern, und diejenigen Dinge zu bewundern anfangen werde, welche man ihm als schändlich und schätlich vorkellet? Man wird bey der alten Mode bleiben; man wird sich nur an dem schönen und vollkommenen belustigen. Sie sehen also, meine Herren, wie billig es sey, denen angeführten wackern Männern, auch in ihren Gräbern noch, für ihr edles Verfahren zu danken. Sie haben sich bemühet, das Vergnügen ihrer Zeiten zu befördern; sie haben alles auf der besten Seite angesehen: Das heißt: Sie haben die Glückseligkeit ihrer Mitbürger vermehret.

Meine Herren, erlauben sie, daß ich heute in die Fußstapfen dieser wackern Leute treten dürfe; mit denen ich mich, außer der Liebe zu meinen Mitbürgern, in keinem Stücke vergleichen kann. Die beleidigte Unschuld geht mir viel zu nahe, als daß ich mich nicht einer Tugend annehmen sollte, welche bisher, wo nicht bey allen, dennoch bey den meisten, in einer sehr großen Verachtung gestanden. Es ist dieses die Spielsucht. Diese edle Tochter der langen Weile, hat bisher so viel Befolgung ausstehen müssen, daß ich es unmöglich länger ansehen kann. Versagen sie mir nur die Ehre ihrer Aufmerksamkeit nicht: so will ich mich bemühen ihnen zu zeigen:

Daß die Spielsucht eine lobenswürdige Tugend sey.

Doch! die Unschuld selbst, meine Herrn, ersuchet sie um ein geneigtes Gehör. Die gerechte Sache selbst wird ihnen für diese Gewogenheit Dank wissen! Ich aber, werde keine andere Verdienste dabey haben, als daß ich mich der bedrängten Tugend angenommen habe: so wie ich auch keine andere Belohnung hoffe, als ein gütiges Nachsehen meiner Unvollkommenheiten.

Meine Herren! Ich halte es für nöthig, ihnen überhaupt zu melden, daß ich besonders von der Spielsucht reden werde, welche sich auf die Karten erstreckt. Ich weiß zwar, daß es noch viel mehrere Arten der Spiele giebt, welche alle sähig sind, eine edle Seele vollkommener zu machen: Allein mich dünkt doch, daß das Kartenspiel hierinnen vor allen andern ein großes voraus habe; zumal da es von Personen beyderley Geschlechts getrieben werden kann, welches bey allen andern nicht allegirt möglich ist. Von dieser Art der Spielsucht rede ich: und diese ist eine Tugend, welche Ursache hat, alle andere Vollkommenheiten des Menschen, neben sich zu verachten. Ich kann nicht erachten, daß mein Verfahren vielen falschen Urtheilen unterworfen seyn werde. Man wird es nicht glauben, daß ich mich um die rechte Natur der Spielsucht niemals bekümmert hätte; sonst würde ich ihre Vertheidigung wohl nimmermehr übernehmen. Allein man irret sich. So viel Eigenlicbe besitze ich noch nicht, daß ich mich unterfangen sollte, von einer Sache zu reden, ohne derselben vorher nachgedacht zu haben. Erlauben sie also, meine Herren, daß ich, um diesen Vorwurf von mir abzulehnen, mit wenigen Worten sagen möge, was ich unter dem Namen der Spielsucht verstehe.

Ich verstehe dadurch die Leidenschaft gewisser Leute, wodurch sie angetrieben werden, die Karten, so oft es nur immermehr möglich ist, in Händen zu haben; und zwar so, daß sie sich durch keine andere Ursachen, als die bloße Unmöglichkeit, davon abhalten lassen. Kein Todesfall, keine gefährliche Krankheit naher Freunde, keine Zeiten, welche in der Religion zu einer allgemeinen Andacht bestimmt sind, kein Verdruß, den man wegen dieses Zeitvertreibes mit seinem Gatten, oder mit seinen

Kellern zu befürchten hat, keine Geschäfte, kein Wohlstand, keine Armuth, und am allerwenigsten die Vernunft, muß einige Fähigkeit haben, diesem allen Zeitvertreiber Inhalt zu thun.

Ein Mensch, der von dieser edlen Art von Spielsucht eingewonnen ist, muß seine ganze Glückseligkeit bey dem Spieltische suchen: Hier muß er allein zu leben, allein ein Mensch zu seyn scheinen. Die ganze Welt muß ihm als eine Wüste vorkommen, wosfern er sich nicht dieselbe unter dem Bilde eines Spieltisches vorstellt. Er würde wünschen, lieber todt zu seyn, als ohne diesen Zeitvertreib zu leben. So lange ein Odem in ihm ist, verläßt er seine Karten nicht. Und sollte ihm gleich das Schiragra, oder ein Schlagfluß die Hände lähmen; so wird er sich viel lieber die Kartenblätter von seinem Diener vorhalten lassen, und dieselben mit dem Zähnen ausziehen; als daß er sich entschließen sollte, der edlen Spielsucht untreu zu werden.

Sehen sie, meine Herren, so muß ein Mensch beschaffen seyn, welcher die Tugend besitzt, von der ich jezo rede. Sein ganzer Zeitvertreib, alle seine Lust, muß in dieser edlen Arbeit bestehen.

Weg demnach, ihr Heuchler die ihr diese Vollkommenheit nicht in so hohem Grade besitzt. Ihr, die ihr euch derselben nur als einer Arznei bedienen; die ihr nur die Karten in die Hände nehmet, um dadurch der Tadelsucht, als der gemeinsten Materie zu den Gesellschaftunterredungen, zu entgehen: Oder, die ihr dieselben nur etwa solchen Säcken vorsetzet, von welchen ihr wißt, daß sie widergenfalls euer Haus für ein Gefängniß ansehen würden, darinnen sie etliche Stunden in Verhaft gewesen wären. Erühnet euch nur nicht, euch unter die Anzahl derjenigen zu rechnen, welche von der edlen Tugend der Spielsucht angeflammt werden, Nimmermehr werdet ihr in die Reihe wahrer Spielhelden kommen! Nimmermehr werdet ihr einiges Lob von mir erhalten können!

Ich rede also von der Spielsucht in keinem andern Grade, als in dem angeführten. Nach diesem allein ist sie eine Tugend, welche allen andern Trost bieten kann; ja, welche, wie ich versichert bin, einen rühmlichen Sieg über dieselben davon tragen wird.

Sie wissen es, meine Herren, daß die Tugend eine Fertigkeit in Ausübung solcher Handlungen ist, welche die Glückseligkeit der handelnden Person und ihrer Mitbürger befördert. Dieser Begriff ist so gemein, und ihnen allerseits so bekannt, daß ich es für unnöthig halte, denselben weitläufig zu erweisen. Ich eile vielmehr zu meinem Zwecke und bemühe mich ihnen zu zeigen, daß die Spielsucht wirklich die allgemeine und besondere Glückseligkeit befördert, und folglich eine Tugend ist.

Hätte ich für die ungemaine Spielsucht nicht eine so große Hochachtung: so könnte ich mich hier eines Hülfsmittels bedienen, welches mir nicht nur zu einer beliebigen Kürze verhelfen; sondern mir auch meine Arbeit um ein großes erleichtern würde. Ich überste nur, zum Beweise, daß die Spielsucht eine Tugend sey, sie allerseits versichern: daß sie es mir glauben könnten; daß ich nicht sagen würde, wenn es nicht wahr wäre; daß es so viel andere Leute glaubten, die doch keine Narren wären. Ich weiß gewiß, hochzuverehrende Herren, sie haben zu viel Güte für mich, als daß sie mir diese Gefälligkeit abschlagen sollten. Ich hoffe nicht, daß sie mich schon auf so vielen Lügen betroffen haben: Und ich würde ohnedem hiermit nichts neues ansagen. Ich habe Leute vor mir, denen ich nicht das Wasser reichen, und welche sich wohl in wichtigeren Dingen, als das Lob der Spielsucht zu seyn scheinet, keines gründlichern Beweises bedienen haben. Allein, ich will diesen Vortheil fahren lassen. Ich sehe Leute vor mir, welche vielleicht dadurch auf den Argwohn kommen möchten: meine Sache müßte doch wohl die beste eben nicht seyn; weil ich mich eines solchen Kunstgriffes bedienenete, den man nur bey den aller ungewissten Dingen zu gebrauchen pflegt; und der auch von niemanden angenommen wird, welcher gewohnt ist, nichts ohne gnugsame Ueberzeugung zu glauben. Sie können leicht sehen, daß ich hier von den Philosophen rede. Dieses sind Leute, welche nichts glauben, was ihnen nicht unstreitig dargehan wird. Da sie nun einen Theil meiner Gegner ausmachen; so sehe ich mich genöthigt, aus Liebe zu meiner gerechten Sache, mich nach ihnen zu richten. Es ist wahr, sie können der Spielsucht so gar viel nicht schaden: Sie überzeugen die Leute nur durch Vernunft; und da hat man sich von ihnen keines großen Unheils zu befürchten. Es giebt Personen, welche durch ihr Ansehen bey dem Volke, meiner Sache in einer Stunde mehr schaden können, als alle Philosophen in zehn Jahren. Aber es ist besser, und wird mir mehr Ehre bringen, wenn ich alle meine Gegner überführe; als daß noch einige Ungläubige übrig bleiben sollten: Und wenn es auch nur diese Hand voll Leute, die Philosophen, wären.

Was die allgemeine Glückseligkeit befördern soll, das muß nicht nur niemanden schaden; sondern es muß auch Nutzen

schaffen. Nun weiß ich aber in Ewigkeit nicht, was der Welt daraus für ein Schade entstehen kann, daß sich eine gewisse Anzahl Leute täglich an einen Spieltisch setzet, und sich die beschwerliche Länge der Zeit mit einigen papiernen Blättern kürzet. Sind meine Gegner Leute, die nicht nur mit bloßen Schmahworten umgehen; so mögen sie es beweisen: Ich kann ihnen unwiderstehlich darthun, daß sie vielmehr Gutes stifte, und ungemainen Nutzen schaffe.

Ist es nicht eine weise Einrichtung im gemeinen Wesen, daß das Vermögen reicher Leute, dem Mangel der Dürftigen zu statten kommen muß? daß es noch immer Personen giebt, deren Begierden auf solche Sachen fallen, von deren Befertigung eine unzählige Menge armer Leute ihr Brodt hat? Diese bemühen sich; damit sie ihre Nahrung erwerben: Und jene bezahlen ihnen diese Bemühung. Auf diese Art wird beiden geholfen. Der Reiche genießet die Vortheile seines Reichthums; denn er kann dafür alles haben was er will: Und der Arme erlanget durch dessen Neugierigkeit dasjenige, ohne welches er nicht leben könnte. Stenige dieser Gebrauch ein; so würde der Reichthum keine Glückseligkeit, kein Segen des Himmels mehr genennet werden können. Er würde denen, die ihn besitzen, eben so wenig ans Herze gehen, als der Sand am Ufer des Meeres. Gegentheils würde auch der größte Theil des menschlichen Geschlechts in der äußersten Dürftigkeit leben. Die meisten Einwohner des Erdbodens würden Bettler seyn. Da würde sich niemand mehr über seinen Stand leiden können, welches in wohlbestellten Städten doch gewiß was schönes ist. Nein, meine Herren, alle die Sachen, welche den Umlauf des Geldes im gemeinen Leben befördern, sind höchst löblich. Das Lob des Handels steht auf festem Fuße; und ich möchte in derjenigen Welt nicht leben, in welcher es unmöglich wäre, für einen deutschen Leib alle nur ersinnliche ausländische Kleider und Lebensmittel zu haben. Es ist wahr, man misbraucht zuweilen diesen Vortheil; allein der Mißbrauch hebt den rechten Gebrauch nicht auf. Und was rede ich von Mißbrauch? Dieser ist bey meiner Spielsucht gar nicht anzutreffen! Denn eben das, was bey andern Dingen ein Mißbrauch ist, das ist hier der rechte Gebrauch.

Doch ich komme von meinem Zwecke ab. Meine Spielsucht ist eine solche Übung, dadurch viel tausend Menschen in der Welt erhalten werden. Gewiß, meine Herren, die eble Handthierung der Kartenmacher jammert mich, und ich möchte Blut weinen, wenn ich dran denke, daß man ihr den Untergang drohet. Ich weiß, daß es gute ehrliche Leute sind. Sie nähren sich redlich; sie dienen ihrem Nächsten durch ihrer Hände Wert. Was will man denn von ihnen haben? Warum kann man sie nicht zufrieden lassen? Was sollten die guten Leute anfangen, wenn man ihnen ihr Handwerk legen wollte? Jedoch ich will nicht hoffen, daß es jemals so arg werden wird. Der Himmel wird das nimmermehr zulassen. Ihr Caffee und ihre Kerzen werden ihnen darum doch gut schmecken, wenn es gleich neidliche Seelen giebt, die ihnen dieses Vergnügen mißgönnen. So sie werden den Papiermüllern noch immer die Wage halten, auf deren weiße Blätter oftmals viel unverständlicheres und nährlicheres Zeug geschmiert wird, als sie auf die ihrigen immermehr malen können.

Kinder, welche das Glück haben, die würdigen Abkömmlinge spielsüchtiger Kellern zu seyn, haben sich vor allen andern eines besonders Vorzugs zu rühmen. Diebrucht werden sie schon in ihrer zarten Jugend zu derjenigen Vollkommenheit zubereitet, durch welche sie einmal in der Welt ihr Glück machen sollen. Die Stunden, welche ihre Kellern bey Spieltische zubringen, vergehen ihnen in dem angenehmen Umgange mit dem Gefinde. Hier lernen gewiß, Personen beyderley Geschlechts manche schöne Eigenschaft, welche man in den vernünftigsten Gesellschaften vergeblich suchen würde. Hier wird in diesen zarten Gemüthern der Saame zu denjenigen Früchten ausgestreuet, welche bey ihren Kellern in der größten Reife stehen; diesen armen Kindern aber, ich weiß nicht, aus Eifersucht, oder aus falscher Bldbigkeit, nicht von allen Kellern persönlich beygebracht werden. Da gerathen nun diese zarte Seelen in einen unbezwinglichen Eifer, die edlen Fußstapfen ihrer Vorgesezten zu betreten. Sie bekommen einen rechten Köhnen vor allen andern Tugenden, welche ihnen nicht in der allein tugendhaft machenden Schule des Gefindes beygebracht worden sind. Sie können die Zeit nicht abwarten, die sie in den Umgang erwachsener Leute ziehet; sie üben sich so lange in diesem engern Felde, und legen darinnen manche erstaunenswürdige Probe ihrer künftigen Geschicklichkeit ab: Bis ihnen endlich die Zeit erlaubet, ihre erlangte Fertigkeit vor den Augen der Welt zu zeigen, und die Bemühungen ihrer vorigen Lehrmeister auch andern Kellern zur Nachfolge anzupreisen. Doch dieses ist nicht der einzige Vortheil, den die Kinder von der Spielsucht ihrer Kellern erlangen. Nein, meine Herren, in vielen Hau-

fern ist das Kartenspiel ohne Zweifel das unschuldigste, welches die armen Kinder den ganzen Tag über zu sehen bekommen.

Das Gesinde wünschet gewiß der edlen Spielsucht ein unaufhörliches Bedenken. Diese Art von Leuten hat ihren guten Nutzen von dem Spiele. Einestheils haben sie ihre Einkünfte von den liegbleibenden Spielgeldern. Anderntheils aber sind die Spielstunden auch eine bequeme Zeit, allerley Sachen vorzunehmen, dazu in den andern Stunden des Tages keine Gelegenheit ist. Wie käme mancher Liebhaber dazu, diese oder jene schöne Tochter gewisser Häuser zu sprechen; wenn ihn nicht die Mühe, in währenden Spielstunden der Mutter, mit großer List dazu verhilfen? Wer nun weiß, was dieses für eine starke Art der Einkünfte für die Mühe ist, der kann leicht denken, daß sich die Spielsucht, wenigstens auf dieser Seite, nichts Böses zu versehen hat.

Die Männer haben der Spielsucht gewiß sehr viel zu verdanken. Wie müßte mancher Mann sich nicht den Kopf zerbrechen, wie er seine einträglichen Einkünfte auf eine anständige Art vertun wollte? Jego ist er dieser Mühe überhoben: Daß für sorgt seine Frau. Er kann getrost an seine Geschäfte gehen; er kann seine Lebensgefährtin den ganzen Tag unermüdet der Arbeit widmen. Seine Frau wird es sich schon angelegen seyn lassen, seinen Erwerb zu verwenden. Sie wird ihn mit den artigsten Edelleuten, mit den vornehmsten der Stadt verspielen. Sie wird auf die Gesundheit ihres Mannes manches unsichere Spiel eingehen: er aber wird dafür sein Haupt des Abends sanft niederlegen, und unbedrückt schlafen können. Er wird das Vergnügen haben, bey seiner Frauen allezeit lauter vornehme Gesellschaften zu sehen; oder vielmehr diese Zeitung zu hören: Denn so hoch steigt sein Verdienst noch nicht, daß er sich erheben sollte, in dieselben mitzukommen. Und was muß es ihm für eine Ehre und Freude seyn, wann ihm manche goldstückerne Weste, manches verbrämte Kleid begeben, welches sein Daseyn dem Spieltische seiner Frauen zu verdanken hat.

Doch dieses alles ist noch nichts, gegen denjenigen Vortheil, welchen die unverheiratheten Mannspersonen von der Spielsucht einziehen. In Wahrheit, dieser Theil des menschlichen Geschlechts, welcher sich um die Gunst der Schönen noch eifrig bemühen soll, hätte sich kein besseres Mittel hierzu ersinnen können, als das Kartenspiel. Wie viel Mühe, wie viel Fleiß auf hohen Schulen, wie viel Tapferkeit, wie viel edle Ehrliche, Großmuth, Wig, Verstand; und kurz, wie viel Tugend ersparen sie nicht; seit dem die schöne Erfindung aufgefunden ist, daß man den Töchtern des Landes auch durch einige Zähler, die man sie gewinnen läßt, gefallen kann? Wahrlich dieses ist, unter allen feindlichen Anfallen, auf das Herze eines jungen Frauenzimmers, einer der gefährlichsten; ja, er hat wohl eher unüberwindliche Befestungen eingegeben. Es braucht keiner Verdienste, keiner Geschicklichkeit, keines Verstandes, keiner Treue, keiner Artigkeit, keiner Tugend mehr, dem schönen Geschlechte zu gefallen: Man braucht nur Geld, nur eine Kenntniß der Karten, die man allenfalls auch von einem Ladeyen erlernen kann. Dieses macht den ganzen Handel aus. Welch ein ungemeiner Vortheil! Wie wird doch das männliche Geschlecht immermehr der Spielsucht diesen wichtigen Dienst vergelten! Ist es nicht wahr, daß die Jungfern durch ihre Spielsucht deutlich zu verstehen geben, sie wollen keinem vernünftigen Manne gefallen? Und ist es nicht wahr, daß wenn dieses nicht wäre, mehr als drey Theile des männlichen Geschlechtes ihr Lebenslang Junggesellen bleiben müßten?

Jego, meine Herren, komme ich mit dem innigsten Vergnügen auf diejenigen Vortheile, welche die Spielsüchtigen selbst von ihrer Tugend haben. Und wie erklaune ich nicht, über das weite Feld, welches sich mir hier eröffnet! Wie weit ist doch die vortreffliche Spielsucht in Bearbeitung der Vollkommenheiten unserer Seele, allen andern Wissenschaften überlegen? Sie schärfet den Verstand; sie stärkt das Gedächtniß; sie vermehret den Wig; kurz, sie ist eine rechte Arznei der Seelen. Urtheilen sie selbst, meine Herren, gehöret nicht eine große Scharfsinnigkeit dazu, meinen Mitspielern es gleich anzusehen, ob sie gerne gewinnen wollen, oder nicht? Ob es mir erlaubt ist, mit ihnen so zu spielen, wie es meine Karten erfordern; oder so wie es ihre Leidenschaften gerne haben wollen? Gehöret nicht eine große Gegenwart des Geistes dazu, mich durch alles Plaudern meiner Mitspieler, welches gemeinlich nicht ohne alle Ursache unterhalten wird, nicht stören zu lassen? Gewiß ich glaube, hier würde mancher Archimedes zu kurz kommen. Wie viel Wig, wie viel Erfindungskraft gehöret nicht dazu, manches Spiel zu gewinnen, welches, menschlichem Ansehen nach, nicht gewonnen werden konnte? Hier legt gewiß die Scharfsinnigkeit meiner Spielhelden manche erstaunende Probe ab! Man sollte nicht denken, daß manche Eingänge nur einen mittelmäßigen Gewinn nach sich ziehen würden; und siehe! man gewinnt noch ein ansehnliches dadurch. Dieses scheint was ganz übermensch-

liches zu seyn: allein es scheint auch denen nur so, welche noch nicht wissen, daß wohlgebübte Spieler endlich zum Gipfel einer gewissen Vollkommenheit gelangen, dessen sich kein anderer tugendhafter Mensch rühmen kann.

Ich glaube fast, meine Herren, daß ich etwas überflüssiges thun würde, wenn ich noch weitläufig dartzun wollte, daß die Spielsucht auch das Gedächtniß stärket. Gewiß! als ich einmal in meinem Leben das Glück hatte, hinter dem Spieltische gewisser unvergleichlichen Spielhelden zu stehen; so bin ich über die Stärke ihres Gedächtnisses recht erschrocken. Sie wußten alle Karten, die schon heraus waren; sie wußten alle, die noch kommen sollten. Aus zwey oder drey Spielen, hatten sie schon die Spielart eines jeden Mitspielers bemerkt, welches ihnen ein großes Licht gab. Sie wußten in währendem Mischen und Geben den ganzen Lebenslauf, wenn ich so reden darf, aller merkwürdigen Spiele zu erzählen, die sie ihr Tage ausgeführt hatten. Hier möchte man einwenden, daß diese Personen von Natur ein gutes Gedächtniß gehabt: Allein ich glaub es nicht. Denn kurz darauf fiel ein Gespräch bey Tische vor, dabey man sah, daß der Cavalier von diesen dreym Spielern schon vergessen hatte, daß Paris nicht in Polen läge, und daß die lutherische Religion zu Jullii Sarkis Zeiten noch nicht Mode gewesen. Die eine Dame ließ es sich auch in ihren Abschreden merken, daß es ihr gänzlich entfallen wäre, daß das weibliche Geschlecht zu einer größern Verschundenheit verbanden sey, als ein zwanzig oder dreißigjähriger Dragoner. Und der andern merkte man nach Tische, da sie sich mit einem gewissen jungen Offizier entfernte, gar deutlich an, wie sie es wohl vergessen haben müßte, daß sie nur vor kurzem verheirathet worden, und folglich ihrem Manne eine unüberbrückliche Treue schuldig wäre. Aus diesem schloße ich nun, daß diese Personen ohne Zweifel ihr Gedächtniß nur dem Kombretische zu verdanken hatten; weil es ihnen in allen andern Dingen so sehr versagte.

Allein das ist noch nicht genug, meine Herren. Bey einer mittelmäßigen Tugend würde ich hier stehen bleiben; ich würde zufrieden seyn, daß ich bewiesen hätte, wie meine Tugend den Verstand erweiterte und vollkommener mache. Allein meine Spielsucht gehet weiter. Sie ist nicht nur eine Tugend, welche dem Gemüthe zu einem Firnis dienet: Sie macht den Menschen wirklich tugendhaft! Ja man kann sie eine Mutter aller Tugenden nennen.

Die Gelassenheit ist eine ächte Tochter dieser unvergleichlichen Mutter. Wie sehr muß man nicht seine Gemüthsbewegungen im Saume halten? Wie oft muß ich ein lächelndes Gesicht zeigen, wenn gleich mein ganzes Vermögen auf dem Teller steht? Ja wenn es mir geht, wie ein gewisser Dichter sagt:

Man kann von ihm getroßt, mehr als er hat, gewinnen.

Oftmals geräth mein Vermögen meinem Feinde in die Hände. Oftmals sehe ich den Bedruff schon vor Augen, den ich mit meinen nahen Freunden wegen dieses Verlustes haben werde! Oftmals fallen mir auf einmal alle Gläubiger ein, von denen ich das Geld bis zum Absterben meines reichen Vaters, oder Veters, geliehen habe. Ich sehe, daß ihnen die Zeit bey seinem hartnäckigen Leben lang wird. Sie fürchten, meine Schulden würden endlich höher steigen, als mein zuhoffendes Erbgut. Oftmals gewinnt mein Feind mein schönes Geld; oftmals ein Frauenzimmer, welches mir dadurch etwas gewogener werden soll. Es fällt mir aber zum Unglücke ein; ob ich mich auch wohl in meinem Kaufe betrogen habe? Ob der Werth dieser Schönen auch wohl so gewiß sey; als der Werth meiner Ducaten! Ob auch keine Person vor mir schon eben dergleichen Einfall könne gehabt haben? Und ob es so ganz unmöglich sey, daß die, so heute eine Thats wäre, es schon vor fünf oder sechs Monaten hätte seyn können? Doch einen rechten Spielsüchtigen kann dieses alles nicht wankend machen. Er bleibt bey seiner Gelassenheit; oder, ist er ja ansfang ein wenig ungewiß; so stärket ihn doch die edle Spielsucht je mehr und mehr; und führet seine Standhaftigkeit endlich auf eine Höhe, da er allem Wankelmuthe überlegen ist.

Die Freugebigkeit hat noch niemals einen so hohen Grad erreicht, als in der Spielsucht. Wer ist freugebiger als der, welcher nicht nur ohne alle Hoffnung einiger Wiederergeltung, sondern auch einiges Dankes, Wohlthaten ausübet? Wer verdienet aber mit seiner Freugebigkeit weniger Dank, als ein Spieler? Man lacht ihn zuweilen noch gar aus. Doch das ist auch eine Niederträchtigkeit, welche von erhabenen Spielsüchtigen niemals begangen wird: Denn diese wissen wohl, daß es dem unglücklichen Spieler eben so wenig eine Schande ist, daß er sein Geld verlohren hat, als es ihnen eine Ehre ist, daß sie es gewonnen haben.

Ich könnte hier noch viel mehrere Tugenden aus der

Spielesucht herleiten. Ich könnte sagen, doch was? ich könnte beweisen, daß die Großmuth, die Geduld, die Langmuth, die Sanftmuth, die Gültigkeit, alle ihren Ursprung aus der Spielesucht haben. Jedoch meine Herren, ich würde ihre Geduld missbrauchen. Ich bin versichert, daß sie aus dem angeführten schon sehen, daß es mir nicht unmöglich seyn würde, auch dieses noch erweislich zu machen. Erlauben sie mir also, daß ich mich anjago zu meinen Segnern wende, und ihnen noch einige Einwurfe benehme, so sie wider mich und meine gute Sache aufbringen.

Sie setzen mir fürs erste die Armuth entgegen. Ist es nicht thöricht, sagen sie, daß man die Güter, so uns das Geschick verliehen, so lieblich verschwendet? Ein Spieler kommt durch seine Leidenschaft an den Bettelstab, und wird hernach andern Menschen zur Last. Allein, meine Herren, kommt ihnen bey diesem elenden Einwurfe nicht das Lachen an? Gewiß, mich dünkt, er beweist nichts mehr, als die Bosheit meines Gegner. Ist denn ein Mensch, der sein Geld im Spiele verlohren hat, wohl viel ärmer, als der Geizhals, welcher viele Tonnen Goldes im Kasten hat; aber sich nicht getrauet einen Heller davon zu nehmen? Ich glaube es nicht! Und wie kann man reichen Leuten vorschreiben, wie sie ihr Geld verthun sollen? Das Schicksal läßt einige Leute zu großem Vermögen gelangen; damit sie von diesem Vortheile ihr Vergnügen haben sollen. Der Spieler nun sucht seine Lust darinnen, daß er sein Geld verspielt: Warum sollte man denn dem guten Menschen diese Lust misgönnen? Ueberdies so verschwindet doch das Geld durch die Spielesucht nicht aus der Welt: Was einer verspielt, das gewinnt der andere: Folglich haben meine Segner unrecht. Die Spielesucht macht nicht arm; sondern reich. Daß aber derjenige, der sein Geld verspielt, arm wird, das geht weder mich, noch meine Widersacher an: Er ist sein eigener Herr, und wir können es ihm nicht wehren, sein Brod zu betteln wo er will. So viel ist doch gewiß, daß es zuweilen sehr gut ist, wenn gelitzte Väter mit etlichen spielesüchtigen Kindern beseligt werden: Denn wie geschähe sonst, was der berühmte Rachel, in einer von seinen Satyren, sagt:

Zwey Schelme müssen seyn, zu lang erschorrem Gut:  
Der eine ders erwirbt, der andre ders verthut.

Der andre Einwurf beziehet sich auf die Verabsäumung der Geschäfte. Meine Widersacher sagen, die Spieler sind auf ihre Karten so erpicht, daß sie den Dienst des Nächsten, den Wohlstand, die Kinderzucht, und alles drüber aus den Augen setzen. Hier will ich meinen Gegnern zugeben, daß dieses ein unverantwortlicher Fehler sey: Wenn sie mir nur endlich darthun werden, daß man von allen diesen angeführten Stücken auch einen gewissen Nutzen ziehe. Sie müssen mir also erweisen, daß die Dienste, so man dem Nächsten erzeiget, niemals mit Undank belohnt werden. Daß die Leute, welche den Regeln des Wohlstandes aufs fleißigste nachleben, auch aller Verklümmung entgegen. Daß alle Kellern, welche sich in ihrer Kinderzucht alle erfindliche Mühe geben, auch allemal wohlge Rathene Kinder haben. Wenn sie mir das darthun werden; dann will ich ihnen in diesem Stücke recht geben, und mein Kartenspiel auf eine andere Zeit verlegen.

Meine Segner wenden ferner ein, ein Spieler könnte wohl was bessers thun, als daß er spielt: allein, ich beklage die guten Leute, daß sie mit sehenden Augen blind seyn wollen. Eben darum spielt er ja, weil er nichts besseres zu thun weiß. Und die Wahrheit zu sagen, wenn mich mein bester Freund fragte, wie er seine Zeit nützlich anwenden sollte; so würde ich sehr bekümmert seyn, was ich ihm rathen könnte. Diejenigen Wissenschaften, welche die Vernunft bearbeiten, möchte ich ihm gewiß nicht in Vorschlag bringen: Mit dieser kommt man heut zu Tage nicht weit: Man sieht in jetzigen Zeiten die Unbändigkeit dieser moralischen Lüste gar zu wohl ein. Man hätet sich in politischen Sachen, und in allen Ständen, so viel als möglich ist, vor denselben. Deswegen kommen diejenigen Personen auch zum höchsten Gipfel des Glücks, bey denen sie an einer kurzen Kette liegt, hünbmager aussieht, und kaum das liebe Leben hat. Ja man erwartet nur noch einen moralischen Herkules, der diese Hydra ermorde, und den Erdboden von der unentrichtlichen Last dieses wilden Thieres befreyen wird. Ich sag es also gerade heraus; ich würde meinem Freunde anrathen, sich der Spielesucht zu ergeben: denn durch diese kann man in der Welt glücklich werden. Und wer kann es leugnen, daß nicht ein wohlansgeführtes Solo eine genugsame Anwendung einer vernünftigen Seele sey?

Ja! spricht man, was wird die Nachwelt von uns sagen? Wird man diejenigen Leute nicht verachten, deren ganze Glückseligkeit in vierzig papiernen Misgeburten bestanden? Sie sehen wohl, meine Herren, ich habe diesen Einwurf mit Fleiß so lange verschoben, damit sie zu guter Letzt noch etwas zu lachen hätten. Gewiß, er ist der elendeste von allen, und ich hätte meinen Gegnern doch noch ein wenig mehr Gültigkeit zugetrauet. Ein anderer Redner möchte über das sündliche Wort Nachkommenschaft! erschrecken. Aber bey mir kommt man so nicht an! Ich bin von meines Widersachers Arglist gar zu sehr überzeugt; als daß man mich hieburch fangen sollte. Nun könnte ich sie zwar kurz abfertigen; ich dürfte sie nur mit ihrem jämmerlichen Widerlegen auslachen; und wenn ich ein überflüssiges thun wollte; so würde ich noch ein wenig schimpfen. Allein weil ich gerne gründlich gehe; so will ich ihnen nur zwey Dinge zu beherzigen geben. Gesezt endlich, die Nachwelt lachte über uns: wer wollte denn so misgünstig seyn, und den guten Leuten nicht auch etwas zu lachen gönnen! Fürs andre aber so ist es mit unserer Kinderzucht doch so arg noch nicht bestellt, daß man sich einer gar zu klugen Nachkommenschaft zu befürchten hätte.

Dieses mag für meine Segner genug seyn. Diejenigen unter ihnen, welche noch einiger Unparteilichkeit fähig sind, werden schon aus dem angeführten schließen können, was sie von der edlen Spielesucht zu halten haben, Diejenigen aber, welche wider besser Wissen und Gewissen dennoch ihre Feinde seyn wollen, die mögen bey ihrer Meynung bleiben. Ich kann ihnen nicht helfen! ich habe ihnen gesagt! mehr kan ich nicht thun.

Doch habe ich noch ein halbes Wort mit den Mammeluden der Spielesucht zu reden. Hierunter verstehe ich alle diejenigen, welche sich öffentlich gleichsam scheuen, von einer Tugend den Namen zu führen, der sie doch im Herzen anhängen: Welche auch bey dieser Rede vielleicht aus einer übermäßigen Demuth bey sich selbst denken mögen, sie gehöret nicht zu den rechten Spielhelden; da sie doch wohl an die Spitze derselben kommen könnten. Bekehret euch, ihr Heuchler! Bedenket, daß die Ehre eurer Leidenschaft nunmehr getretet ist! Wo nicht; so seyd versichert, daß noch ein Mittel vorhanden ist, den heimlichen Schwur, welchen ihr der Spielesucht gethan habt, öffentlich an den Tag zu legen. Man wird euch einen Monat lang die Karten wegnemen! Ihr sollt den angenehmen Anblick der Spielische vier ganze Wochen lang entbehren! Was gilt's! dieses wird euch in solche Dual setzen, daß ihr sofort euer Bekenntniß ablegen werdet.

Du aber, o unvergleichliche Spielesucht! schäme dich weiter nicht deiner Verpottung! Scheue dich nicht, deine Augen frey vor der Welt aufzuschlagen! Fürchte keine Lästerer mehr! Hier haßt du meinen Arm! Nichte dich auf! Deine entdeckte Trefflichkeit wird allen Widersachern das Maul stopfen! Sie werden nun selbst gestehen müssen, daß sie sich überreitet haben. Bersage du aber auch dem menschlichen Geschlechte deinen fernern Beystand nicht! Ein großer Theil derselben suchet alle seine Glückseligkeit in dir, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es ohne dich in den größten Jammer gerathen würde. Du weißt, mit welcher Beständigkeit es dir anhänget: Deine Pflicht ist es auch, ihm diese Treue nicht abel zu nehmen.

Sie, hochzuverehrende Herren, ersuche ich nunmehr allerseits, eifrige Verehrer der edlen Spielesucht zu werden. Lassen sie sich dadurch nicht abschrecken, daß sie es vielleicht bisher noch nicht gewesen sind. Ich war es vor diesem auch nicht. Ich habe in meinem Herzen allezeit die Spielesucht und ihre Anhänger ausgehacht. Allein das Lachen ist mir wohl vergangen, als ich der Sache einmal recht nachdachte. Ich faßte sofort den Entschluß, meine Bekehrung der ganzen Welt kund zu thun, und dieser vortrefflichen Tugend dasjenige öffentlich abzubitten, was ich heimlich wider sie gesündigt hatte. Ich bin ihnen ungemein verbunden, daß sie dieses Bekenntniß so geneigt angehöret haben. Lassen sie mich aber auch die Wirkung derselben in ihren Gemüthern erfahren. Ergeben sie sich der Spielesucht, meine Herren. Es ist durch dieselbe schon so mancher kleine Geist zu einem großen Manne geworden: Wie sollten sie nicht allerseits dadurch empor kommen, deren Verdienste mir schon seit langer Zeit zum innigsten Vergnügen Anlaß gegeben? Ja, meine Herren, die edle Spielesucht wird sie erheben! Sie wird ihren Beyfall nach Würden belohnen! Ich werde das Vergnügen haben, sie glücklich zu sehen! Ich bitte mir aber auch alsdann von ihnen die geneigte Erinnerung aus, daß ich dieselben zuerst dazu veranlaßt habe.

## Johann Nikolaus Götze

ward den 9. Juli 1721 in der alten Reichsstadt Worms geboren, und erhielt seine erste Bildung von seinem Vater und seit 1731 auf dem dortigen Gymnasium. Er studirte 1739 bis 1742 Theologie zu Halle und verband sich dort mit den gleichführenden Jünglingen Uß und Gleim zu inniger und lebenslänglicher Freundschaft. Nachdem er Hauslehrer bei dem Preussischen Kommandanten in Emden gewesen war und die wichtigsten holländischen Städte bereiset hatte, betief ihn die Gräfin von Strahlenheim als Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, wobei er zugleich die Erziehung ihrer Enkel übernahm. Er begleitete diese auch 1746 auf die Ritteracademie nach Luneville, wurde mit ihrem Oheim, dem Französischen Feldmarschall, Graf von Sparre, und dadurch mit der französischen Literatur genau bekannt und als Feldprediger bei dem Französischen Regimente Royal Allemand angestellt. Doch bald kehrte er nach Lothringen zurück, wurde Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückischen, 1754 Oberpfarrer und Inspector zu Meisenheim und endlich 1761 Pfarrer und Konsistorialassessor zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim, wo er den 4. November 1781 als protestantischer Superintendent des baden-durlachischen Oberamtes Kirchberg und der Ämter Winterburg und Sprendlingen starb. Treue in seinem Berufe, ungezwungener Frohsinn, feines und gefälliges Betragen, Talent und Gemüth erwarben ihm aller Herzen, mit denen er in Berührung kam.

Von ihm erschienen:

Vermischte Gedichte, herausgegeben von K. W. Ramler. Mannheim 1788. 3 Thle. in 8. Neue Auflage, Ebendas. 1807. Mit G.'s Portrait und selbstgefertigten

von seinem Sohne, dem Buchhändler G. das. vervollständigtem Lebenslauf.

Einzelne und ohne seinen Namen:

Anakreons und der Sappho Oden, nebst einigen andern Gedichten. Frankfurt und Leipzig 1746 in 8.; wiederaufgelegt Karlsruhe 1760 in 8. Mit seinem Freunde Uß.

Der Tempel zu Gnid, nach dem Französischen des Montesquieu in Prosa übersetzt. Karlsruhe 1748. in 8. 2. Ausgabe. Ebendas. 1759 in 8.

Gedichte eines Wormsers (Karlsruhe) 1752  
Paperle, Scherzgedicht auf den Tod eines Papagalen. Karlsruhe 1752 in 8.

Mehrere andre, worunter die berühmt gewordene „Mädcheninsel“ in Journalen, Zeitschriften; Almanachen, Taschenbüchern u. s. w.

Götze ist der eleganteste Nachahmer jener leicht, tänzelnden und witzigen Gattung lyrischer französischer Poesie, welche zu seiner Zeit so großen Beifall in Deutschland erhielt, und von manchem talentvollen Dichter mit glänzendem Erfolge cultivirt wurde. Geschmack, Grazie und gewandte, anmuthige Behandlung der Sprache wie der Form, zeichnen ihn besonders aus, da sie mit Innigkeit und echtem Gefühl Hand in Hand gehen. — Es war nur ein beschränkter Kreis, in welchem er sich, seine Fähigkeiten und Kräfte genau kennend, bewegte, aber innerhalb desselben leistete er Vortreffliches, das mit Recht darauf Anspruch machen kann, vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt zu werden.

Vgl. Herder's *Adrastea* 1803. Bd. 5. St. 2.

## Johann August Ephraim Götze

ward geboren den 28. Mai 1731 zu Aschersleben in der jetzt Preussischen Provinz Sachsen, studirte zu Halle Theologie, kam 1756 als Prediger an die Hospitalkirche und 1762 an die St. Blasienkirche zu Quedlinburg. 1747 wurde er Hofdiaconus an der dasigen Stiftskirche und starb als solcher den 27. Juni 1793 mit dem Ruhme eines höchst thätigen, lebhaften, scharfsinnigen und in den obschwebenden Streitigkeiten seines verkehrungslüchtigen Bruders durch Mäßigung ausgezeichneten Mannes, der ein äußerst treues Gedächtniß besaß und als Naturforscher seinen Namen rühmlichst bekannt machte.

Schriften von ihm sind:

Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewärmer. Dessau 1782.

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder. Leipzig 1783 — 1785. 5 Thle.

Kleine Reisebeschreibung. Ebendas. 1784.

Geschichte Josephs. Ebendas. 1785.

Die Harzgegend. Ebendas. 1785 — 88. 6 Reisen.

Nützliches Allerlei. Ebendas. 1785 — 88. 6 Bänden. Neue Auflage 1788. 3 Thle.

Eine pure Dorfreise. Ebendas. 1788.

Natur, Menschenleben und Vorsehung. Ebendaselbst 1789 — 92. 6 Bde. Anhang. Ebendas. 1794.

Cornelius, ein Lesebuch fürs Volk. Ebendas. 1789 — 92. 3 Thle.

Außerdem, naturgeschichtliche und andre Schriften und Abhandlungen.

Durch eine höchst angemessene, echt populäre Darstellung, wußte G. einer Menge nützlicher Kenntnisse bei der Jugend und dem Volke Eingang zu verschaffen, und hat dadurch höchst segensreich gewirkt, da seine Schriften sich zu ihrer Zeit großen Beifalls und vieler, eifriger Leser erfreuten.

## Christian Grabbe

ward am 11. December 1801 zu Detmold geboren, erhielt eine gute Schulbildung auf dem dortigen Gymnasium, und studierte dann die Rechte in Berlin und Leipzig. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt ward er als Fürstlich Lippe'scher Auditor angestellt, gab indessen 1834 den Staatsdienst wieder auf und ging nach Düsseldorf, um daselbst ungestört seinen poetischen Beschäftigungen zu leben. Hier verweilte er jedoch nicht lange und begab sich 1836 in seine Vaterstadt zurück, wo er am 12. December desselben Jahres starb.

Von ihm erschien im Druck:

Dramatische Dichtungen, nebst einem Anhang über die Shakespearomanie. Frankfurt 1827. 2 Bde.

Don Juan und Faust. Eine Tragödie. Frankfurt 1829.

Kaiser Friedrich Barbarossa. Frankfurt 1829.

Kaiser Heinrich VI. Frankfurt 1830.

Napoleon oder die hundert Tage. Frankfurt 1831.

Hannibal. Tragödie. Düsseldorf 1835.

Aschenbrödel. Dramatisches Märchen. Düsseldorf 1835.

Das Theater zu Düsseldorf, mit Rückblicken auf die deutsche Schaubühne. Düsseldorf 1835.

Es sei uns gestattet, hier ein Urtheil zu wiederholen, welches wir bereits vor einigen Jahren über diesen ausgezeichneten, leider zu früh und durch sein eigenes Selbst zerstörten Geist aussprachen, da wir nur wenig hinzuzufügen haben, um unsere sich treu bleibende Ansicht darzulegen. — Der genialste dramatische Dichter der jüngsten Zeit ist ohne Zweifel Grabbe; er hat in jedem neuen Werke Riesenschritte gemacht, allein er ist nicht zur Klarheit und zum rechten Bewußtsein in der Anwendung seiner außerordentlichen Kräfte gelangt, und wüthet im poetischen Wahnsinn zu häufig gegen sein eigenes Fleisch und Bein. — Aber welche reiche poetische Natur offenbart sich dagegen in allen seinen Leistungen, welcher Drang des Genius, welche Gluth und Fülle der Phantasie! Wie tritt Alles bei ihm in das Leben! Seine Geistesblitze sind nie kalte Schläge, sie treffen und zünden immer, nur weiß er den Donner nicht zu regieren und fulminirt zu oft, am unrichtigen Orte und zur unrichtigen Zeit. Dabei ist er noch so ganz ein poetisches Kind, das sich immer bei seinen Spielen vergißt, und hingerissen, sie nicht zu spielen, sondern als ernste Begebenheiten heiter zu durchleben meint.

Im Ganzen ist G. bis an seinen Tod so geblieben, nur daß er im inneren Drange stets heftiger der Erreichung seines Zieles zustrebte, und das rechte Wesen der Poesie falsch deutend, sich in der massenhaften, zusammendrängenden Darstellung des Stoffes namentlich durch schroff zu einander stehende Gegensätze zu sehr gefiel, so daß er die ruhigere Entwicklung und die Grazie der Form immer mehr zu vernachlässigen begann. — Ruhe ist es überhaupt, was ihm, im Leben, wie in der Dichtkunst, fehlte: alle seine Gestalten sind großartig gedacht, aber sie bleiben unvollendet und unklar in ihren Einzelheiten, wie es seine Weltanschauung selbst war. Mit ihm ist ein erhabener Geist untergegangen, und wenn man es auch als ein Glück für ihn betrachten darf, daß ihn die Hand des Todes in seiner Jugendfülle fortriß, so hat Deutschland doch einen schweren Verlust zu betrauern, denn bei günstigeren äußeren wie inneren Verhältnissen, hätte er, der so außerordentlich Begabte, sich zu einer Stufe emporschwingen können, auf welcher er würdig neben den Ersten und Besten der Nation stand.

## Heinrich's des Löwen Tod.

Aus Grabbe's Kaiser Heinrich der Sechste.

Dritter Act. Zweite Scene.

(Ein Vorfaal in dem Schlosse Heinrich's des Löwen zu Braunschweig. Nacht. Ein paar große Leuchter brennen.)

(Christoph und Behrfried auf Bache.)

Christoph.

Ob der Herzog noch wach ist?

Behrfried.

Gewiß. Ich glaube, er schläft gar nicht, so kränklich er auch ist. Sicher sitzt er wieder über den alten Chroniken, oder sieht dort nach dem Parze, oder wandert im Schlosse umher.

Christoph.

Dorch, was war das?

Behrfried.

Der Wind schlägt ein paar Thären zu, die in rostigen Angeln gehn.

Christoph.

Es ist grauerlich!

Behrfried.

Daß der Wind Thären zuschlägt?

Christoph.

Spotte nicht — Der Herzog wird die Freude, wieder in Braunschweig zu seyn, nicht lange genießen. Bardewicks Eroberung wird wohl seine letzte That bleiben, und auch da schon machte ihn nur der Born so stark. — Es riecht im ganzen Schlosse nach Fichtenholz —

Behrfried.

Das geht auf ihn nicht, denn er würde in einem zinnernen Sarg begraben. Wer weiß, welche Kammerlage grade crepirt!

Christoph.

Gestern, bei hellem lichten Mittag, geht der Adolph die große Wendeltreppe hinunter, — was sieht er, da er auf den Flur kommt? Dich, mich, die ganze Dienerschaft in tiefster Trauer, mitten dazwischen einen großen Sarg, und darin der Löwe bleich und todt. Er will näher gehen — Weg ist alles.

Behrfried.

Adolph ist guter Freund des Schlosskellermeysters, und trinkt wohl 'mal ein Leipschen.

Christoph.

Und — Gott sey mit uns, und uns und dem Herzoge gnädig — Schon drei Schildwachen haben Nachts um diese Zeit, gegen zwölf Uhr, die weiße Frau gesehen. — Da hängt ihr Bild — Wie sieht es aus! — Mich schaudert!

Behrfried.

Schurken sind die Schildwachen gewesen, wenn sie die Canaille, die ihrem Herzoge Unheil verkünden will, sey's ein Geiß, sey's ein Menschentind, nicht angehalten haben.

Christoph.

Hör', mit wie lang ausschallenden Löwen krähen über uns die Wetterhähne!

Behrfried.

Der schlimmste Wetterhahn ist der Schnee auf des Löwen Haupte

Christoph.

Da kommt Jemand — Nun sey's die Hölle selbst, ich sterbe als ein ehrlicher Keel auf dem mir angewiesenen Posten.

Behrfried.

Du hast eben so viel Muth, als Aberglauben. — Doch, laß nur die Waffe ruh'n, — hörst du denn nicht, daß es der Herzog ist, der da naht? — Wir müssen uns zurückziehen Er ist gern allein.

(Zieht sich mit Christoph aus dem Saal zurück.)

Heinrich der Löwe

(tritt auf, im schlichten Gewande, einen aufgedruckenen Brief in der Hand. Er blickt noch einmal hinein. Dann.)

Wahr also, Heinrich der Welfe ist vermählt mit Agnes Der Hohenstauffin! — Born und Unmuth hätten Vor Jahren mich harod ergriffen — Nun Ist's anders — Adigen Ruh' und Frieden Aus diesem Bündniß selmen — Ruhig möcht' Ich sterben. Mich umweh'n die kühlen Lüfte

Des Grabes schon, und sanft und sanfter schlägt  
Das einst so wilde Herz. —

— Wie hab' ich nicht gekämpft,  
Gefiegt, gelitten, um den großen Zwist  
Der Welfen und Walblinger zu beenden — ?  
Es war umsonst — Jetzt endet ihn 'ne Hochzeit! —  
Wie auch der Mensch drauf losstürmt — Nie erreicht er  
Das Ziel, führt Gott es ihm nicht zu — Gebirge drängen,  
Mit ihrer Föhrenwälder Brauen höhlich  
Und sinken auf ihn niederschauend, sich  
Um den verirrten Wanderer — Er klimmt  
Und klimmt — ringt über Felsen, windet durch  
Gebirge sich — umsonst! — kein Ausweg — Er  
Verzagt — Da setzt er seinen Fuß zufällig  
Um eines Berges Ede, und sieht da: geschmückt  
Und reich, wie eine offene Muschel mit  
Der Perle, prangt vor ihm das Thal  
Mit seiner Stadt, dem Endpunkt seiner Reise —  
Im Sonnenstrahl blinken ihre Thürme,  
Heerstraßen reifen Ross' und Wagen,  
Die Ströme Schiffe brausend zu ihr hin,  
Den Wanderer mit ihnen — Aber wird  
Er auch da finden, was er dort  
Zu finden hoffte? Wird der junge Bund  
Der Welfen und Walblinger lange währen? —  
— Ich zweifle. — Alles was ich je erfahren, lehrt  
Es anders. Auf der Erde Streit und Wuth,  
Selbst unter Freunden, Rahe nur im Grab. —  
— Wie hold ist doch das Grab! Da auszuruhen  
Von all den heft'gen Adererschlägen, sicher  
In ew'ger Stille vor den Stürmen allen  
Des Lebens und des Hauptes — Nicht vertausch'  
Ich es um meinen Herzogsthron — Man lernt  
Des Todes Wollust schätzen, wenn man achtzig Jahr  
Lebt. —

(Er tritt an das Fenster:)

Dort liegt der Herz, hoch und gewaltig,  
Und Wetter leuchten über seinen Scheiteln —  
Da, send ihr es, ihr glänzenden Gestalten  
Der Kampfgenossen aus der Wesserschlacht?  
Blickt ihr vom Himmel, winkt mich zu euch?  
Wie flammt da Truchseß, funkelt Dela —  
O Freunde, Freund', ich komme bald!  
— Still ist dieß Schloß, ganz Braunschweig schläft, —  
Die alte, treue Stadt, und weiß nicht, daß  
Ihr Herzog stirbt. —

— In Deutschlands großen Fürstenthümern

Wohnt nicht der Lebende allein, — nein, auch  
Des Stammes Wutter wandelt durch sie hin,  
Versagt sich selbst des Paradieses Freuden,  
Und achtet auf der spätesten Enkel Schicksal,  
— So mächtig zieht es sie zu ihren Kindern! —  
Der Pöbel fürchtet und belügt  
Mit blutigen Märchen sie — Wir Fürsten wissen  
Es besser —

Wie die Wachen sästern,  
Soll sie in diesem Hause jetzt umgehen.  
Ich glaube, daß die Wachen sich nicht täuschen —  
Es zielt auf mich! —

— Ha — Thür auf — klanglos — Was  
Befällt mich? Nie gebebt hab' ich im Kampfe,  
Doch hier weht Geisterodem —

(Die Thür des Saales öffnet sich von selbst, — die weiße  
Frau kommt durch dieselbe, verweilt in der Mitte  
der Scene, und blickt den Herzog trüb an.)

O, Sie ist's — Grab'  
Wie sie im Bild dort hängt — Das seid'ne Schlepptuch  
Winkt weithin hinter ihr, die Schlüssel hält  
Sie in der Hand — Werd' ich denn wieder Kind  
Und zittere? — Herzog Sachsens und von Bayern,  
Auch in dem Geisterreich erniedere  
Dich nicht!

(zu der weißen Frau:)

Begräbt du Ahnin meines Stammes,  
Du mir Verwandte, — und ich danke dir,  
Daß du besorgst an mich in deiner Ruhe  
Gedacht, und aus dem Sarge kommst, mir warnend  
Den Tod zu künden! —

— Ring' nicht so die Hände, wahrlich  
Ich fürcht' ihn nicht. — Wann  
Schlägt meine letzte Stunde?

Die weiße Frau.

— Ewe, eben  
S'bet' ich in meinem Grabgewölbe die Domuhr

Zwölfs schlagen, und die Räder rasseln noch —  
Den Schlag von Ein' Uhr hörst du nicht mehr.

Heinrich der Löwe.

Wohl! —  
Sie schlug — Aus denn! — Das Blatt, der Leib fällt ab! —  
Es sey, — und doch ich könnte weinen —  
It's mir doch fast als schied' ich nun auf immer  
Von einem alten Freunde — Diese Brust,  
Mit der ich oft so freudig athmete,  
Und dieser Arm, der oft für mich so stark  
Gekämpft — Nun Asche wieder?

Die weiße Frau.

Heinrich, seit  
Jahrhunderten hab' ich geschwiegen, nur  
Durch still Erscheinen deinem Hause sein  
Geschick verkündet — Heute muß ich reden,  
Denn Du, der Größte des Geschlechtes, sinkst  
Dahin nun wie die Andern. — Weh' der Ratter,  
Die mir gleich, ewig ihre Enkel blühen  
Und wellen s'cht — Tief in das Grab  
Dringt wie ein Wurm zu ihr der Schmerz, und peiniget  
Sie an das Licht!

Heinrich der Löwe.

Bewegen weißt du, Ratter,  
Nicht mit den andern Geistern in den Höhen  
Der Himmel, fern von allem Schmerz der Erde?

Die weiße Frau.

Ich,  
Die Erde lieb' ich immer, immer, weil  
Ich da zuerst geliebt — Ne andre Liebe  
Begriff ich nie, und darum wandl' ich nun,  
Zu meiner Freude und zu meiner Strafe,  
So lang auf ihr, bis sie zertrümmert.

Heinrich der Löwe.

Arme!

Kein Schreckgespenst, wie Manche hat gewähnt —  
Vielmehr so mitelbedwerth — Laß mich  
An deinen Busen stürzen, denn ich kann  
An keinem treueren vercheiden —!

Die weiße Frau.

Halt —  
— Noch eine Freude sollst du fühlen — Weither  
Durch Nacht und Sturm vernehm' ich Rosseshufen.  
Ein Myrthenkranz umflücht die feindlichen  
Geschlechter — Hohenkaufens holde Agnes,  
Heinrich, dein Sohn, mit ihr vermählt, und zwischen ihnen  
Der Kaiser, sprengen her, um deinen Segen  
Zu ihrem Bündniß zu erstehn —

Auch dieser Bund vergeht mit seinen Myrthen,  
Mit Braut und Bräutigam, wie alles Irdische —  
Ich werd' es sehen müssen!

Heinrich der Löwe.

Du Unsel'ge!

Nur ewig, um das Ende jedes Anfangs  
Zu schau'n!

Die weiße Frau.

Fast ward ich der Vergänglichkeit,  
Des Glückes wie des Unglücks schon gewohnt —  
Wenn du die Blume pflückst, ist sie gebrochen,  
Wenn du das Glück genießt, ist es verschwunden,  
Und ist das Unglück erst nur da, so ist  
Es auch bald überstanden.

Heinrich der Löwe.

Aber, aber

Sag' mir, ist's so auch in den Regionen,  
Wo unser Heiland thront, der Welterklöster?  
Du kennst sie doch?

Die weiße Frau.

Ganz anders, anders droben,  
Als du dir denkst — Ich kann's — ich mag's — ich darf's  
Nicht sagen — Weh' mir!

(Sie verschwindet.)

Heinrich der Löwe.

Wilt's noch — Bleibe — Fort  
Ist sie wie Nebelganz — Sie mag's nicht sagen? —  
(Er sinkt in einen Sessel — Christoph und Wehrfried  
kommen herein.)

Wehrfried.

Du sprichst schon lange sehr laut, — Befiehlst du etwas?

Heinrich der Löwe.

Nein.

Christoph.

Vor dem Thor schallt eine Trompete. Dessen wir es?



Heinrich der Löwe.  
Ja, öffnet es, und laßet meinen Sohn  
Mit seiner Braut und Kaiser Heinrich ein.  
Wehrfried.  
Mit dem Kaiser?

Christoph.  
Herzog, hast du ihn gelockt? Sollen wir ihn hier fangen  
und todtschlagen?

Wehrfried.  
Nun weiß ich, warum du jagst, daß Prinz Heinrich eine  
Hohenkaufin heirathet — Du töderst mit ihr den schlimmsten  
Vogel in dein Netz.

Heinrich der Löwe.  
Ihr irrt euch. Kaiser Heinrich ward mein Freund,  
Wer ihm ein Haar verletzt, verletzt mich. — Öffnet,  
Und zeigt dabei ihm schuldige Ehrerbietung.

Christoph.  
Sein Freund? Der Waiblinger? Raßt er?

Wehrfried.  
Die Beiden Freunde? Ein Thor, wer es glaubt.

Heinrich der Löwe.  
Ich sage, öffnet, öffnet — führt sie zu mir.  
(Christoph und Wehrfried ab.)  
Mit Unrecht nicht erstauern diese Knechte:  
Der Kaiser, Friedrichs Sohn, in Braunschweigs Burg? —  
Ihr weißlichen Skuden dreht ihr nicht zusammen?

Kaiser Heinrich  
(mit Agnes und Prinz Heinrich, tritt ein.)  
Begrüßt mir, Haupt der Welfen.

Heinrich der Löwe.  
Ja, schon da —  
— Verzeh', ich bin zu matt um aufzustehen. —

Kaiser Heinrich.  
Bleib ruhig — Wenn sich Welfen und Waiblinger  
Versöhnen, gilt es nicht Formalitäten.  
Weh' ihnen, wenn sie sich nach Hofsingsart  
Nur scheinbar grüßen, und sich wieder stehen —  
Gefährlich spielten sie mit ihrer Größe.  
Kein, wie zwei Ströme, die dem Bergeshang  
Entsüßren, ihrem Flussbett folgend, sich  
Verzweigen, selbst bei Nacht, (wie wir jetzt eben)  
Sich finden müssen, und dann unzertrennlich,  
Breit und gewaltig zu dem Meere fluthen,  
Begegnen wir uns hier.

Heinrich der Löwe.  
Sohn Friedrichs — Vieles  
Hab' ich erfahren, lang gelebt — Unmöglich  
Ist steter Friede zwischen unsern Stämmen.  
Ob ein paar Blätter auch, wenn Sommerwind  
Sie rührt, lieblosend sich entgegenfüßern —  
Der Bäume Wurzeln sind in Finkerniß  
Gepflanzt und ringen ewig mit einander,  
Und nach der Wurzel biegt sich doch der Stamm.  
Zwei Sonnen nicht am Himmel, und auf Erden  
Nicht zwei Geschlechter wie die unstrigen.

Kaiser Heinrich.  
Grad' weil wir so gewaltig sind, gelingt  
Uns das unmöglich Scheinende vielleicht.  
Nicht todte, winzige Blätter, die sich nur  
Im Lüftchen regen, sind wir — Ken, es regt  
In uns sich eigne Kraft, friser auch die Wurzel  
Tief in der Erde, — nah genug sind wir  
Der Sonne, ihre Gluthen einzusaugen,  
Und sie hinabzusenden zu der Tiefe,  
Die Füße damit zu erwärmen! — Hoffe  
Die schönste Zukunft!

Heinrich der Löwe.  
Junger Fürst, wer oft  
Gehofft hat, lernet — fürchten.

Kaiser Heinrich.  
(deutet auf Agnes und den Prinzen Heinrich.)  
Dich dieser Kinder Anblick nicht noch einmal  
Das Hoffen lehren?

Heinrich der Löwe.  
Heinrich, o mein Sohn —  
Doch Sie da — ?

Kaiser Heinrich.  
Agnes, meine Ruhme, Erbin  
Der Pfalz, Gemahlin meines Heinrichs — schön  
Und lebenswürdig wie ein Engel —

Prinz Heinrich.  
Als Friedensengel, Vater!

Agnes.  
Spricht nicht  
Von Ruhmen, Erbinnen und Engeln — Laßt  
Mich seine Tochter sehn!  
Heinrich der Löwe.  
Selbst Welfen können  
Nicht widersteh'n, wenn Hohenkaufen schmeicheln —  
— Sey meine Tochter, Mädchen, — Gott beschütze  
Und stärke dich — Denn, Rose, blühen mußt  
Du zwischen Felsen!

Agnes.  
Armer Löwe,  
Besorgt um mich, und selbst so krank — D laß  
Mich deiner pflegen, deine weißen Locken,  
Mir theurer als das eigne Haar, mit Käffen  
Bedecken.

Heinrich der Löwe.  
Kommst zu spät, mein Kind. Todtkündend  
Erschien mir heute Nacht die weiße Frau.

Kaiser Heinrich (für sich.)  
Der Arme stirbt. Er träumt schon Kinderwahrheiten.  
Heinrich der Löwe.  
— Und eine Hohenkaufin pflegt mich — Das  
Sind sichere Zeichen — Es geht mit mir zu Ende.  
— Wie, Kaiser, lautet unser Friedensschluß?

Kaiser Heinrich.  
Sehr ehrenvoll für dich — Von Aht und Bann  
Bist du befreit, und Sachsens Herzogthum  
Empfängst du wieder.

Heinrich der Löwe.  
Aber ich besaß  
Ein andres Land noch — Flüsse schien durch  
Es hin mit Donnerstimmen — Nie vergaß  
Ich sie —

Kaiser Heinrich.  
Du denkst an Baiern — Was verlangst  
Du nach ihm? — Nie ist es dir tren gewesen,  
Und Wittelsbach besitzt es längst.

Heinrich der Löwe.  
Nie treu —  
So fahr' es wohl — Es war vielleicht zu groß,  
Um fest am Stamm zu hangen — Alle Größ'  
Und Schwere trennt sich leicht von dem, woran  
Man sie will fetten, sey's der Apfel vom  
Dem Baume, sey's der Freund vom Freunde, oder  
Das Volk vom Fürsten, — Nur fällt sie dabei  
Gewöhnlich auch zu Boden —

Wo mein Otto?  
Prinz Heinrich.  
Ich fragte schon nach ihm, — ich hör', er schlief.  
Heinrich der Löwe.  
So hört ihn nicht, und tretet auf die Seite.  
— Man winkt mir schon.

Kaiser Heinrich.  
Wer winkt?  
Heinrich der Löwe.  
Dein Vater, Friedrich,

Und neben ihm die strahlende Mathildis —  
— Er beugt sich zu mir nieder, gleich ihr lächelnd,  
Der Freund, der Heldenjüngling wieder —  
Die kaiserliche Krone, die elende  
Sternschnuppe, welche uns so oft verwirrt,  
Fällt ihm vom Haupte hin zur Hölle,  
Und prachtvoll steigt auf die Drosturen!

Kaiser Heinrich.  
Er phantastet, — ruft einen Arzt!  
Heinrich der Löwe.  
Nicht nöthig —

Ich bin gesund und meine Jugend kehrt zurück.  
— Wie fließt der Rhein so stolz dahin — Wie spiegeln  
Sich Schloß und Stadt in seinen grünen Wellen!  
Heil Hochheim, Heil Johannisberg, König  
Der Rebenhügel — Rechts da Radesheim, die Bier  
Am Bergesäume — links kommt Bingen — o  
Wie tobt das Binger Loch, doch lauter tönen  
Des Osterdingen Saiten drein — Und doct  
Hoch Ehrenbreitstein, Diadem des Felsens!  
Dies ist mein schönster Tag!

Kaiser Heinrich.  
Er denkt der Rheinfahrt,  
Die er mit meinem Vater und dem hehren Sänger  
Der Nebelungen, Osterdingen, einst gemacht.  
Heinrich der Löwe.  
D trag' mich, Rhein, o reiß' mich fort — schön stürzt  
Es sich mit dir zum Meer, zum Tode —

Kaiser,  
Was sag' ich deinem Vater? Eben fragt  
Er mich nach dir.

Kaiser Heinrich.  
Sag ihm,  
Der Hohenkaufe strebe noch so kühn wie immer,  
Und wenn er auf des Ketna Stiefeln Hände,  
So wärd' er sehnd über's Meer  
Hinschauen!

Heinrich der Löwe.  
(mit immer matterer, aber sehr bewegter Stimme.)  
Lebe wohl, mein treues Sachsen —  
Ein Trost ist mir: mein Leib wird doch ein Stückchen  
Von deiner Erde — Weser, Oder, fahret wohl —  
Leb wohl du Harz mit deinen Felsenthälen, —  
Wie gern verirr' ich mich nur einmal noch  
In dir — Leb wohl, ihr Sterne — Ach —  
(Er sinkt sterbend hin.)

Kaiser Heinrich.  
So endet  
Das Große, mit 'nem Seuffzer — Er ist todt —  
(zum Prinzen Heinrich:)  
Hell dir,  
Herzog der Sachsen.  
Prinz Heinrich.  
Du ruffst Hell mir, und ich seh'  
Ihn todt?

Kaiser Heinrich.  
Betrau're ihn, — doch dann genies',  
Was er dir hinterlassen. Mir starb auch  
Erst jüngst der Vater — Schmerzlich war es — Doch  
Genug nicht kann man's wiederholen:  
Tod ist der Menschheit allgemeines Loos,  
Und wen er schreckt, wird niemals groß. —  
(Für sich:)  
Der Löwe todt — frei kann ich nach Neapel.

### Eberhard Gottlieb Graff,

ein achtungswerther, deutscher Alterthumsforscher, dessen Geburt und Bildungsgeschichte noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen ist. Er war früher Professor zu Ahrensberg in Westphalen, kam als Preussischer Regierungsrath und Professor an die Universität nach Königsberg und sammelt seit 1830 theils in Halle theils an anderen Orten in den Bibliotheken Notizen für sein alt-deutsches Wörterbuch.

Von ihm haben wir:

Diastika. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften. Den Freunden der deutschen Wortgelehrtheit gewidmet. Stuttgart 1826 — 1830, gr. 8. wurde leider wegen Mangel an Absatz nicht fortgesetzt.  
Dtfried's Kritik, das älteste, im 9. Jahrhundert verfaßte

hochdeutsche Gedicht, nach dem 3 gleichzeitigen Handschriften kritisch herausgegeben. Königsberg 1831, gr. 4. Mit Proben aus jeder Handschrift.

Altdeutscher Sprachschatz, (die ersten Lieferungen sind bereits erschienen. —

Ein ausgezeichnete und höchst gründlicher Kenner älterer deutscher Sprache und Literatur, dessen Verdienste nicht genug anerkannt werden können, da er mit dem seltensten Fleiße außerordentlichen Scharfsinn und Gewandtheit der Prüfung verbindet. Namentlich wird sein Sprachschatz, wenn es ihm vergönnt wird, denselben glücklich zu Ende zu führen, als ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit von den Gelehrten aller Nationen anerkannt werden müssen.

### Gerhard Anton Gramberg

ward geboren den 5. November 1744 zu Letens im Großherzogthum Oldenburg, erwarb sich die Doctorwürde der Medicin und Chirurgie und war als Kanzleirath, Landphysikus, Hof- und Garnisonsarzt zu Oldenburg angestellt, wo er den 10. März 1817 starb.

Er gab heraus:

Ueber Schlegels Alerkos. Münster.... in 8.  
Eine große Anzahl von Gedichten Gramberg's findet sich zerstreut

in den Anthologien von Matthison, Weiser und Haug, in dem Theaterkalender, dem deutschen Museum, dem Musenalmanach, den oldenburgischen Anzeigen und in anderen Journalen, Zeitschriften, Taschenbüchern u. s. w.

Der ältere G. schloß sich in seinen poetischen Bestrebungen dem Göttinger Dichterverein an und lieferte in dessen Art und Weise manches wohlgelungene lyrische Gedicht.

### Gerhard Anton Herrmann Gramberg,

der Sohn des Vorigen, wurde geboren den 18. September 1772 zu Oldenburg und nach beendigten Rechtsstudien zu Erlangen Advokat in seiner Vaterstadt und erster Landesgerichtsassessor. Während der französischen Occupation wurde er als Appellationsrichter nach Hamburg versetzt, von wo er 1815 als Justizkanzlei- und Konfiskatorialassessor nach Oldenburg zurückkehrte, aber schon den 10. Mai 1816 daselbst starb.

Als Dichter kennt ihn die Welt durch folgende Schriften:

Kränze, Oldenburg 1801 — 1806. 3 Bde. in 8.

Poetisches Taschenbuch. Berlin 1803. in 12. Mit Böhlenhoff herausgegeben.

Sophonische, eine Tragödie. Oldenburg 1808. gr. 8.

Gedichte. Ebenfallselbst 1816 u. 1817. 2 Theile. in 8.

Ein schönes lyrisches Talent, das sich besonders durch Tiefe, Innigkeit und Zartheit vorthellhaft ausgezeichnete und namentlich in idyllischen Darstellungen der Liebe sehr glücklich war. Mit gleichem Geschick ahmte es den Ton der altenglischen Balladen, so wie in früheren Versuchen Wieland's Art der Erzählung in gefälliger Weise nach.

J o h a n n B a p t i s t G r a s e r ,

ward im Juli 1768 zu Etman im Würzburgischen geboren, widmete sich dem Erziehungswesen und wurde nach vollendeten Studien Doktor der Philosophie und Präfekt des Priesterseminars zu Würzburg. Ein Ruf als Mitdirektor der erzbischöflichen Pagenanstalt und des virgilianischen Collegiums brachte ihn nach Salzburg, von wo er 1804 als kurpfälzischer Oberschulenkommisär in sein Vaterland zurückkehrte. Später wurde er bei der Oberstudienkommission zu Bamberg, 1810 aber als väterscher Regierung- und Kreis Schulrath in Wairerth angestellt.

Seine Schriften sind:

- Prüfung des katholisch-praktischen Religionsunterrichtes. Leipzig 1800. 8.
- Moralisches Handbuch. Salzburg 1801. 2 Thle.
- Andachtsübungen. Ebenbas. 1801.
- Archiv für Volksziehung. Ebenbas. 1803 — 1805. 2 Bde.

Beobachtungen und Vorschläge über Erziehung und Schulen, in Briefen. Ebenbas. 1804. 1805. 2 Thle.

Wairisch-fränkischer Schulmerkur. Bamberg 1805. und 1806. in 4.

Divinität oder das Princip der einzigen wahren Menschenerziehung. Wairerth 1813.

Der erste Kindesunterricht. Ebenbas. 1819.

Die Elementarschule für's Leben. Ebenbas. 3. Ausgabe 1821. 2 Thl. 1828.

Das Judenthum und seine Reformation. Ebenbas. 1828.

Der durch Gesticht und Tonsprache der Menschheit wiedergegebene Laubkumme. Ebenbas. 1829.

G. ist einer der geachtetsten und angesehensten pädagogischen Schriftsteller neuerer Zeit, da er gründliche Kenntniß, philosophische Tiefe und Klarheit, mit Kraft, edelem Eifer und Freisinnigkeit verbindet.

F r i e d r i c h D a v i d G r ä t e r .

Dieser geschmackvolle, nordische Alterthumsforscher wurde den 22. April 1768 zu Schwäbisch-Hall geboren, studirte Philologie zu Tübingen, ward Doctot derselben, 1789 Lehrer und 1793 Konrektor am Gymnasium seiner Vaterstadt und 1804 Professor und Rektor des Kontuberniums daselbst. 1818 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium nach Ulm berufen, wobei ihm zugleich das Pädagogorat des Donaukreises übertragen wurde. Während auswärtige Akademien sein Verdienst durch Ertheilung der Mitgliedschaft ehrend anerkannten, stiftete er daselbst mit königlicher Genehmigung 1822 die „Gesellschaft der Danenfreunde an der Donau“ und wirkte in diesen verschiedenen Kreisen mit Nutzen bis 1827, wo er seine Staatsstellen aufgab und sich nach Schorndorf im Württembergischen zurückzog. Dort starb er den 2. August 1830.

Er schrieb:

- Nordische Blumen. Leipzig 1789.
- Subm, Geschichte der nordischen Fabelzeit, übersetzt. Leipzig 1804.
- Lyrische Gedichte. Heidelberg 1809.
- Sämmtliche Schriften über nordische Mythologie und Dichtkunst. Eßlingen 1812. 1. Thl.
- Rektorats- und Eporatreden. Ebenbas. 1815. 3 Hefte.
- Berkreute Blätter. Ulm 1822 — 1824. 2 Bde.
- Mit Wöckh, Häßlein, Münchhausen und Andern: Bragur, literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. Leipzig 1791 — 1802. 7 Thle.
- Barbenalmanach. Neustrelitz 1802.
- Gymnastisches Museum. Leipzig 1804.
- Odina und Teutona. Breslau 1812.
- Idunna und Hermode, Alterthumszeitung. Ebenbas. 1812 — 1816. 4 Bde.

Durch seinen Eifer für die Beförderung des Studiums scandinavischer und germanischer Literatur, hat sich G. große Verdienste um dasselbe erworben, und verdient die lebhafteste und dankbarste Anerkennung der Forscher auf diesem Gebiete, indem er, um hier nützlich zu wirken, kein Opfer scheute. Seine eigenen Leistungen zeichnen sich durch Fleiß, Gründlichkeit und angenehme Darstellung aus, so wie seine poetischen Arbeiten den in der besten Schule gebildeten Geist verrathen, wenn es ihm gleich hier an eigentlichem produktiven Talent fehlt und gewandte Nachahmung und Beherrschung der Form diesen Mangel ersetzen mußte.

Ueber das Alter und den Ursprung des deutschen Königstitels.\*)

Ein Programm bei der zweiten Jahresfeier der Königswürde des Hauses Württemberg.

Den 1. Jenner 1808.

In dem Laufe des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt kannten unsre deutschen Voreltern den Titel König noch nicht. Bekanntlich hat man aus dieser Zeit eine, jetzt nur wenig mehr verständliche teutsche Uebersetzung der Evangelien, die auf Pergament mit Purpurgründe und mit silbernen Buchstaben geschrieben, oder vielmehr eingebraunt war, und daher den Namen des „silbernen Coder“ erhielt, aus Teutschland nach Schweden kam, und dort nunmehr der Verwitterung nahe ist. Man schreibt sie allgemein dem Bischof Wulfila oder Wulfila zu, der nach dem Zeugniß glaubwürdiger Schriftsteller zu den Zeiten des Kaisers Valens, also zwischen 364 und 378 zum Arianismus überging. In eben dieser Zeit ungefähr war er Bischof der christlichen Gothen in Dacien, Thracien und Mähren, das heißt, derjenigen Westgothen, die in Dacien das Christenthum angenommen hatten. Unter Feitigern und Ablavius wurde er im Jahr 376 mit 200,000 Mann seiner gothischen Landsleute in Mähren dießseits der Donau aufgenommen, und von dieser Zeit an nennt man jene Westgothen die Ostgothen, und ihre Sprache die Ostgothische Sprache. Die Evangelien in dieser Sprache sind das älteste teutsche Buch, das wir besitzen, und die Charaktere, mit denen sie geschrieben sind, die älteste teutsche Schrift.

In dem Evangelium Marci Cap. 15., da die Hauptbeschuldigung gegen Jesum vorkommt, daß er sich einen König der Juden geheißt habe, weswegen dieser Titel auch in verschiedenen Sprachen über das Kreuz geschrieben wurde, kommt durchaus noch der älteste teutsche Name der Könige, *Xhiudans*, vor.

Pilatus fragt: bist du König der Juden? Dieß drückt der teutsche Uebersetzer also aus:

*Xhu is Xhiudans Judate?*

Du bist Xhiudans der Juden?

v. 18. Und sungen an ihn zu gräßen: Begräset seist du, der Juden König!

*Jah b ä g u n n u n g o l j a n i a*

*Sails Xhiudan Judate.*

Und begannen zu gräßen ihn:

*Heil Xhiudan der Juden.*

v. 26. Und es war oben über ihm geschrieben, was man ihm schuld gab, ein König der Juden.

Dieß heißt:

*Jah was ufarmell Fairinos is ufarmelith:*

*Ca Xhiudans Judate.*

\*) Aus: Fr. D. Gräter's Braga und Hermode. 6. Bd. Breslau 1812.

Und war Aufschrift Verbrechen seines darauf geschrieben:  
Der Thudans der Juden!

Dieser ältere Titel Thudans kommt her von Thud a, das Volk und thudanon, ein Volk beherrschen; daher Thudans, der Volksherrscher.

Auch in dem Wolfenbüttler handschriftlichen Fragmente der Römergeschichte, welche in ein späteres Alter zu setzen, in der Sprache wenigstens, nach der genauesten Vergleichung kein Grund ist, finden sich die beiden letztern Wörter, und wäre gerade in diesen Stellen von einem König die Rede, so würde der Ausdruck Thudans ebenfalls stehen.

Zu gleicher Zeit war der Römische Titel (Caesar, *Καίσαρ*) schon in der Sprache; so wie auch das Wort Queen, womit die Engländer ihre Königinnen vorzugsweise bezeichnen.

In dem 8. Cap. des Evangel. Luc. v. 1. drückt der Gothe die Wörter: In dem funfzehnten Jahre aber des Kaiserthums des Kaisers Iherus, da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war, also aus:

In Sera than simstataihund in Thudinafaus

Im Jahre dann funfzehnten (des) Volksherrschaft Iherus

des Kaisers, regierenden

Puntiau Pellatau Judata.

Pontio Pilato Judäa.

und v. 19. Herodes aber, der Vierfürst, da er von ihm gestraft ward, um Herodias willen, seines Bruders Weib.

Ith Herodes sa Latrarakes gasakans fram

Imma bi

(But) Aber Herodes der (the) Tetrarche gestraft von (from)

Ihm (him) (by) wegen

Herodiadein Duen Brothrs is.

Herodiate Frau (Queen) Bruders seins (his).

Eben so auch Marc. v. 18. Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest.

thatei ni Skuld ist thus haban Duen Brothrs

theins.

das nicht Schuld (Recht) ist dir haben Frau Bruders

deines.

Hier bei dem Evangelisten Lucas heißt Herodes stets der Vierfürst *ἡ τετραρχία*, bei dem Evangelisten Marcus aber durchaus König oder βασιλεύς — dieß übersetzt auch der Gothe so wie jenes getru:

v. 22. Da sprach der König zum Mädchen.

Quath Thudans du thizai Mauja.

Sprach der Thudans zu diesem Mädchen.

v. 23. Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben bis an die Gölste meines Königreichs.

Und halba Thudansgardja meina.

bis (zur) halben Thudangard mein.

v. 26. Und der König ward betrübt.

Jah gaur's waurthans sa Thudans.

Und traurig werdend der Thudans u. s. w.

Und so durchaus, ohne eine einzige Ausnahme. Wo der Griechische βασιλεύς, und der Lateiner rex gebraucht, da hat der Gothe Thudans.

Beweise, und unbefreitbare Beweise genug, daß in dem vierten Jahrhundert, falls aus diesem die Gotthische Bibelübersetzung herkommt\*), der Königstitel noch nicht in der teutschen Sprache war.

Es könnte nun im Verfolg dieser Deduction die Anwendung geschehen, daß sich von der Ostgothischen auf die Französische und Allemantische Sprache eben so wenig ein Uebergang machen lasse, als auf die Sächsische und Angelsächsische, oder auf die Scandinavische, d. h. Dänische, Isländische und Schwedische. Hierüber fehlt es mir jetzt an Zeit und Raum zu streiten, und meine wenige Meinung, von der ich auch nach sechszehn Jahren abzuweichen, keinen Grund finde, ist bereits in der kritischen Uebersicht des teutschen Sprachstammes, Brosgar 1. S. 287. u. f. von mir gesagt.

Allein ich werde auch diesen Gang nicht nehmen, sondern ich habe alle Sprachdenkmale aller Dialecte und aller Jahrhunderte vor mir, und werde nur zeigen, bei diesem Sprachstamme und in diesem Jahrhunderte war der Titel da, in jenem aber noch nicht. Dann läßt sich erst auch durch die Geschichte ein Licht anjünden. — Dieß scheint mir zur Gewißheit der einzige Weg zu sein.

Spätere Gotthische Sprachdenkmale, woraus sich noch etwas erweisen ließe, sind bis jetzt nicht aufgefunden, obgleich unstreitig noch dergleichen wenigstens in Spanien, wo die Westgothen sich schon im Jahr 412 niederließen und eigene Reiche

stifteten, vorhanden seyn müssen\*), — denn die vier Gotthischen Uebersetzungen zu Neapel, die ich in dem 7ten The von Brugard habe in Kupfer stechen lassen, und das kleine Areggische Denkmal, beziehen sich auf keine Gegenstände, die den Ausdruck König erfordern.

Bei den Burgundern, verichert Ammianus Marcellinus\*\*), ein Römischer Schriftsteller des 4ten Jahrhunderts, habe man den König Hendinos genannt: der gelehrte teutsche Sprachforscher Wachter glaubt, darin das Gotthische Kindins zu finden, und der gelehrteste der schwedischen Sprachforscher, Ritker v. Ihre, gibt ihm darüber vollkommen Beifall.

Allein nach einer genauern Ansicht der Stelle muß ich bekennen, daß entweder Ammianus Marcellinus Unrecht hat, jenes Hendinos durch König zu übersetzen, oder daß die Anwendung Wachters und der Beifall Ihre's nur halb gegründet sind.

Die Stellen der Gotthischen Evangelien, worauf sich diese Behauptung bezieht, sind Matth. 27, 2 und 11, und 2, 2. Beide Stellen gelten indessen für eine — denn in der ersten ist es der Landpfleger Pontius Pilatus, in der zweiten der Landpfleger Cyrenius, welchen der Titel Kindins beigelegt wird. Allein Luther hat nicht falsch übersetzt. Auch in der griechischen Urschrift steht nicht βασιλεύς, König, sondern ἡγεμῶν, Befehlshaber und höchstens Regent einer besondern Provinz, aber nicht König.

Es gibt überdieß noch eine classische Stelle, die entscheidet.

Diese ist Matth. 27, 11; daselbst heißt es:

„Jesus aber stand vor dem Landpfleger, und der Land-

pfleger (ἡγεμῶν) fragte ihn und sprach: Bist du der

„Juden König!“

Denn ganz unzweideutig setzt hier der Gothe selbst den

Thudans als König dem Kindins als bloßen Regenten einer

Provinz oder Landpfleger entgegen

Ith Jesus Roth saura Kindins.

Jah sprach ina sa Kindins:

Ith is Thudans Judate?

Aber Jesus stand vor dem Kindins:

Und es fragte ihn der Kindins:

Du bist Thudans der Juden!

Boraus erhellet, daß Kindins keinesweges einer der Ältern

Titel der Könige war, und daß Ammianus Marcellinus das

Burgundische und freilich sehr wahrscheinlich auch Gotthische

Hendinos oder Kindins nicht durch rex, sondern durch praeses

oder praefectus hätte übersetzen sollen.

Hiermit sind nun die Gotthischen und auswärtigen Nachrichten

von dem einheimischen Königstitel bis ins 4te Jahrhundert

erschöpft.

Die Denkmale der Franken und Sachsen fangen später

an. Ich wende mich daher erst nach Norden.

Die ganze nordische Sprachliteratur kennt keine älteren

Denkmale als die poetische Edda. Die poetische, denn wer sie

mit der prosaischen, weit spätern des Snorre Sturlesons, der

bloß einen mythologischen Auszug aus derselben machte, ver-

wechselt, oder den allerdings würdigen Sammler derselben Sæ-

mund Sigfusson auch für ihren Verfasser hält, hat gewiß keine

Kenntniß von Nordischer Sprache, Prosodie und Mythologie,

und that besser, aber Nordische Literatur gar nicht zu schreiben,

geschweige absprechen zu wollen; denn es verlohnt sich der

Mühe nicht, solche Gegner zu widerlegen, oder wenn man sie

\*) Mein Freund, der gelehrte vollende Däne, Baron Kerr-

gaard, welcher der gelehrten Welt bereits durch mehrere Schriften,

vorzüglich aber durch sein Journal du deraier Voyage du Ost. Do-

loulou dans les Alpes par T. C. Brun Neergaard. A Paris.

An. X. — 1802. 8. merkwürdig und werth geworden ist, schrieb

mir im Sommer 1802 aus Paris, daß er eben im Begriffe sei,

nach Spanien zu reisen, und erbot sich zu jeder Nachforschung für

mich im Ecurial. Ich zögerte nicht, diese Gelegenheit zu benutzen,

um von den Herrn Bibliothekaren des Ecurials wenigstens darüber

Auskunft zu erhalten, ob die Ephemerides linguæ Longobardica

scriptas, welche nach dem Zeugniß des Angelo Rocca zu Bono-

nien aufbewahrt, und nach der Vermuthung des Herrn Bassi von

König Philipp II. nebst andern Schätzen nach Spanien abgeführt

wurden, sich nicht in dieser Hauptbibliothek befinden, und hoffte, im

Fall es wäre, eine diplomatische Abschrift oder Nachzeichnung da-

von zu erhalten. Allein Neergaard kam kaum an die Grenze von

Spanien, als er zur Befreiung seines Familienzugs Evensstrup

auf Seeland nach Dänemark zurückgerufen wurde. Damit war auch

meine Hoffnung vereitelt. Aber möchten doch andere Sprach- und

Geschichtsfreunde sich Mühe geben, in Spanien und Italien über

die vermodernden Denkmale der Gothen nachzuforschen! Es ist

Zeit, wenn sie nicht für immer verloren gehen sollen.

\*\*) lib. XXVIII. c. 5. rex, qui apud eos appellabatur Hen-

dinos.

\*) Die nähere kritische Untersuchung in einem folgenden Bande.

widerlegte, würde die gelindeste Wahrheit gegen sonst verdiente Männer hart scheinen. Man fordert in der Griechischen und Römischen Literatur, daß man das verstehe, wovon man redet, und worüber man sich zu urtheilen herausnimmt — warum nicht in jeder Literatur? und warum nicht auch in der Nordischen?

Kurz, diese Edda enthält die ältesten Götter- und Heldenlieder des Nordens aus der Heiden- und Fabelzeit. Ihr Alter ist indessen bis jetzt mehr nach Gefühl und historischen Umständen, als nach den Mythen und der Sprache bestimmt. Doch läßt sich ziemlich absehen, daß sie (das Sonnenlied ausgenommen) insgesammt älter sind, als Regner Lodbrocks Todesgesang, und dann daß die Lieder, welche von den Göttern handeln, in der Regel älter sind, als diejenigen, welche die Heldenfabeln erzählen; und wieder, daß diejenigen Nordischen Lieder überhaupt älter sind, als diejenigen welche die Heldenfabeln erzählen; und wieder daß diejenigen Nordischen Lieder überhaupt älter sind, welche eine bloße Alliteration haben, und in der alten Versart Fornyrda lag gedichtet sind, als diejenigen, welche bereits die Vocalharmonie besitzen, und diese wieder älter als diejenigen, die bereits den benachbarten deutschen Reim angenommen haben.

Unter die ältesten gehören nun unstreitig die berühmte Wölfslied, das eben so berühmte Daawamaal, die Thrymsquida, Wasthrudnismaal, Grimnismaal u. s. w.

In diesen alten Eddischen Liedern aber kommt der Titel König durchaus nicht vor, bis auf die Unterredung des blinden Geistes mit dem König Heidrek.

Im Gegentheil heißt der Niesen- oder Thursen-König Thrum in Thrymsquida durchaus Thursa Drottinn, und selbst Snorre Sturleson behauptet in seiner Heimkringla, und zwar in seiner Geschichte der Hinglinger, des ältesten Nordischen Königstammes c. XX., daß die ältesten Könige sich Djar oder Drottinnar genannt, und daß King oder Rig der erste gewesen sei, den man in dänischer Sprache Konung genannt habe.

„Hans Aattmenn hödu aawallt sijdan konungs Nafn fyrir et aetzta tignar Nafn.“

Seine Nachfolger hielten stets hernach den Königstitel für einen ausgezeichneten Ehrennamen.

Hierauf fährt er fort:

Dyggwi war fyrstr Konungr kalladr sinna Attmanna: enn aadr woru their Drottinnar kalladir: enn konur theirra Drottinnar enn Drott Hyrdswaitin. d. h. Dyggwe war zuerst unter seinem Geschlecht König genannt: denn ehedem wurden sie Drottinnar genannt, und ihre Frauen Drottinnar, aber die Postleute Droot.

Nach der Snorrichen Chronologie war dieser König Dyggwe im Jahre 166 nach Christi geboren, welches ich jedoch dahin gestellt sein lasse. Wäre die Chronologie richtig, so würde der Ursprung des Königstitels im Norden schon in das Ende des zweiten oder den Anfang des dritten Jahrhunderts fallen. Allein allerdings sind in dieser ältesten Geschichte mehr Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen als Gewißheit. Ich halte mich daher abermals an die Sprachbeweise, und behaupte gegen den Mitter Jhre und alle bisherigen Glossatoren, so wie gegen Snorre selbst, daß das alte Drottinnar keinesweges ein bestimmter Königstitel für die höchste Gewalt, sondern nur ein allgemeiner Herrscher-Name ist, und eigentlich unserm deutschen Herru entspricht.

Dieser alte Ausdruck für Herr findet sich nämlich in allen alten Fränkischen, Allemannischen und Sächsischen Sprachdenkmälern ebenfalls, nur in den Gothischen nicht — da heißt ein Herr Frauja oder Frauja.

„Niemand kann zweien Herren dienen, übersteht der Gothe;

„Nimanna mag twaim Fraujaam skalkinn“ und Marci 12, 29. „Der Herr unser Gott ist ein einziger Gott! Frauja, Gotth unsara, Frauja eins ist.“ Im Angelsächsischen Frea — womit die Namen der Nordischen Götter Freyer und Freya noch übereinstimmen, indem jener ursprünglich einen Herrn und dieser eine Herrin bedeutete.

Drottinnar hingegen heißt bei den Franken und Allemannen Thruhtin oder Druhtin, bei den Angelsachsen drithen. Allein dieser Ausdruck dauerte noch in der Sprache, während der Königstitel schon angekommen war, und kein Franke verwechselt in der Uebersetzung den Namen König und Herr.

In dem Ambrosianischen Gesang wird das

Heilig, heilig, heilig

Herr Gott Zebaoth (der Herr)

richtig übersetzt:

Wihet, wihet, wihet

Truhtin Got Herron

Gingegen:

Du König der Ehren, Jesu Christi!

Thu Thuninc thera Turido, Christi!

Daß er aber in den Nordischen Sprachen insbesondere

keineswegs gleichbedeutend mit dem Titel eines Königs sei, dieß läßt sich noch aus den ältesten Liedern der Edda selbst erweisen.

Denn der ursprüngliche alte Königstitel Thiodans kommt auch hier vor, und namentlich in dem berühmten Runas Capitule, das ohne Zweifel älter ist, als alle Lieder von Thiodolf von Hwin, aus welchen Snorre Sturleson seine Urgeschichte der Hinglinger hauptsächlich geschöpft hat.

In der 9ten Strophe heißt es:

Liod eg than

Kann er kannat

Thiodans Kona

ogmanskis mögur.

Auch dieses Lied

Kann ich, was nicht kann

Des Königs Frau

Und keines Menschen Sohn.

Daß dieses Thiodans auch im Nordischen und hier richtig durch König übersetzt wird, beweisen die Stellen anderer und späterer Dichter, in welchen dieser Titel König vorkommt.

In der Hervararsaga, welche die Geschichte des von künstlichen Zwergen geschmiedeten Zauberschwerdts Tyrffing durch alle Abkömmlinge des Königs Swafurlams bis auf König Heidrek nach alten Liedern beschreibt, heißt es: Hlödr, der zweite Prinz des Königs Heidrek, sei nach dem Tode seines Vaters in das Reich gekommen, um von seinem Bruder Angantyr die Hälfte des Reichs als Erbschaft abzufordern.

Als er vor dem Pallast seines Bruders, des Königs absitzte, sandte er einen der Hofbedienten hinein, um ihn zu melden. Dieser trat vor die Tafel des Königs (goek inn fyrir Konungsbord) und sprach also:

Her er Hlödr kominn

Heidreks Arfstegi

Broodr thin

enn bed skaumi.

Rikil er saa Madr

aa Mars Baki

Willing, Thioodann\*)

Wid thif tala.

Hierher ist Hlödr gekommen.

Heidreks Erbe!

Der Bruder dein

Und harret nicht lange.

Groß ist der Mann

Auf Rosses Rücken!

Und will nun, o König!

Mit dir sich besprechen.

Da übrigens das Zeitalter dieser Nordischen Gedichte noch nicht bestimmt ist, so entscheidet auch ihr Ansehen für die Zeitsfolge nichts; im Gegentheil tragen vielmehr solche vergleichende Sprachuntersuchungen dazu bei, ihrem eigenen Alter die gehörigen Grenzen zu setzen.

Ein einziger Schluß für die Fränkischen und Allemannischen Sprachdenkmäle und für das Alter des deutschen Königsnamens läßt sich jedoch aus dieser Vergleichung der Gothischen und Scandinavischen Sprache ziehen, nämlich dieser: „Daß, da der Süd-Ost und der Norden, aus welchen wir noch theils christliche theils heidnische Denkmäle des vierten Jahrhunderts besitzen, einen ältern Titel für die höchste Gewalt, nämlich darbieten, und beide, so entfernt sie auch sind, selbst in dem Ausdruck übereinstimmen, daß der höchsten Wahrscheinlichkeit nach

1) der Titel Thiodans wirklich nicht nur der Gothische und Nordische oder Scandinavische, sondern der allgemeine teutsche, ältere und vielleicht älteste teutsche Königsnamen wirklich ist, und

2) daß, wenn wir noch Fränkische und Allemannische Sprachdenkmäle aus dem 8ten Jahrhundert besitzen, wie wir sie nicht besitzen, auch in ihnen der Königsnamen Thiodans sich finden würde.“

3) „Daß man nach dem Ulfilas annehmen darf, und daß die Eddischen Gedichte nicht widersprehen: der jegliche teutsche Königsnamen sei überhaupt in dem 8ten Jahrhundert noch gar nicht in der teutschen Sprache gewesen.

Nach dieser nothwendigen Voruntersuchung entsteht nun erst die Frage: in welchem der folgenden Jahrhunderte der Titel König zuerst in der teutschen Sprache erscheine?

Ich antworte hierauf, im fünften wahrscheinlich, und im sechsten gewiß. Wir besitzen nämlich ein Bruchstück einer Fränkischen Evangelien-Harmonie, welche zuerst Hickes in seinem vortrefflichen Thesaurus mitgetheilt, und sein Alter nicht be-

\*) S. Hervarar-Saga ok Heidreks Kongs samtibus P. F. de Suhm. Hafniae, 1786 4. e. XVI. p. 188. So lesen nämlich die Codices B. C. F. und G. Der Herausgeber aber folgte dem Codex M, und legte diesen zu Grunde, unerachtet er nur den Vorzug der Vollständigkeit, nicht der Critik für sich hat, und liest Thiod, — as, popalorum columen! sehr gezwungen und gesucht, da doch die Aeneide: Thiodann! König! an seinem Bruder, den bereits ernannten König Angantyr so nahe liegt. Noch weniger beifallwerth ist Verelius Lesart: sa Thuanur, welches der Schwede den Kapen vir strenuus (S. Ihre Glossar. p. 1041.) übersetzt, und das an sich nicht unpassend wäre, aber die poetische Prosopöpie, mit der sich Hlödr plötzlich unmittelbar an den König wendet bei weitem nicht an Werth erreicht. Gr.

stimmt hat, daß aber der geschickliche Kenner unserer ältesten Sprachdenkmäler, der würdige Michalek, nach seinem kritischen Gefühl und durch wirkliche Zusammenstellung der Sprachdenkmäler aus allen Jahrhunderten in das fünfte Jahrhundert zu setzen sich berechtigt glaubte.\*)

In diesem Denkmale heißt Gott Kets der König des Himmels; der Engel Gabriel des himmlischen Königs Bote; und Jesus des himmlischen Königs Sohn. Bei allen diesen drei Ausdrücken bedient sich aber der Franke nie des alten Thudans, sondern zum erstenmale des Wortes Cuning — das erste heißt Hewan Cuning, das zweite Hewan Cuningas Bodon, und das dritte p. 56. Himil und p. 74. Hewan Cuninges Suno.

Eben so ist es nun mit allen folgenden Fränkischen, Sächsischen und Allemannischen Denkmalen, die ich den Kennern der Literatur nicht vorzuzählen brauche.

Nach alle diesem scheint der Schluss unläugbar zu folgen, da im vierten Jahrhundert der Titel Thudans statt König, und im fünften der Titel Cuning statt Thudans vorkommt, daß der teutsche Königstitel zwischen dem fünften und sechsten Jahrhundert aufgefunden sein muß.

Und es ist mithin nur noch die dritte Frage übrig: „ob sich denn wirklich in diesem Zeitraum ein Datum in der teutschen Geschichte findet, welches diese Veränderung des teutschen Königsnamens erklärlich und wahrscheinlich macht?“

Mich dünkt allerdings, und zwar vorzüglich zwei: 1) Im Jahr 450 drang Attila mit seinen Hunnen in Gallien ein, nachdem er denselben schon zuvor die Ostgothen, Gepiden und andere Völker jenseits der Donau einverleibt hatte. Er nahm seinen Zug durch Teutschland, und verstärkte sich noch mit den

Thüringern, Bructerern, Franken, Markmännern, Quaden, Sweben und Scythern, und eroberte die Städte Trier, Straßburg, Speyer, Worms und Mainz.

2) Im Jahr 486 nimmt der Fränkische Chlodowig (Ludwig) Gallien bis an die Loire in Besitz. Mit den andern Fränkischen Regenten ging er auf den letzten Römischen General Syagrius los, überwand ihn bei Soissons, und führte die Römische Macht für immer. Im Jahr 496 überwand er auch die Allemannen, machte sich dieselben unterwürfig, und bekehrte sich noch in diesem Jahre zum Christenthum.

Es sind daher zwei Fälle denkbar, entweder daß durch Attila und die Hunnen, welche beide eine große Rolle in den alten Sagen der Teutschen spielen, wie aus dem Helmbuch leicht zu ersehen, und daher die Einbürgerung eines fremden Titels in die teutsche Sprache keineswegs unmöglich ist, der Tartarische Königsnamen (denn die Hunnen waren ein Tartarischer Volksstamm) in der Teutschen Sprache durch das Ansehen dieses Helden und Volkes adoptirt, und aus dem Tartarischen Worte Chan oder Kan durch die Abwandlungsformen ing, ung, yng, ig u. s. w. das Fränkische, Nordische, Angelsächsische und Schwabische Chuning, Konung, Cyng, Kuning, entstanden sei, oder dadurch, daß König Chlodowig, nachdem er sich zum unumschränkten Beherrscher erhoben hatte, nicht mehr nöthig fand, wie zuvor das Volk um Rath zu fragen, und nur Herrscher durch den Willen und das Ansehen des Volkes (Thudans) mithin Thudans, sondern durch seinen Rang und Geschlecht, so wie durch seinen Rang und Geschlecht, so wie durch seine Tapferkeit (Chune) und mithin Chuning, König zu sein; eine Erklärung, welcher auch die alte Nordische Schrift: Konunga og Höfðinga Styrelsa beistimmt, und behauptet, daß der Titel Konung, Chuning, King von dem alten Nordischen Worte Kyn abstamme, welches zugleich den Begriff von hoher Geburt und von kühn, tapfer ausdrückt, so daß in dem Worte Kuning, König zugleich die Würde der Abkunft und eines kühnen und tapferen, zum Herrschen geborenen Gemüthes ausgedrückt ist.

\*) E. f. Monumenta veteris linguae Teutonice selectiora, in quibus non dialectal modo, sed et aetates accuratius atque ex ordine cognosci queant. p. 52.

## Maximilian Karl Wilhelm Grävell

ward den 28. Aug. 1781 zu Belgard in Pommern geboren, wo sein Vater als Feldprediger stand. Seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung erhielt er zu Kottbus, dann in der Kostschule des Rektors Engelmann zu Nieberr-Wiese in Schlessen und auf dem Gymnasium zu Züllichau, worauf er in Halle die Rechte studirte. Nachdem er verschiedene Subalternstellen im Preussischen bekleidet und häuslichen Unglücks wegen als Advokat wieder nach Kottbus gezogen war, ernannte ihn die sächsische Regierung zum dässigen Justizbeamten. 1811 trat er als Oberlandesgerichtsassessor und später als Rath bei dem Militärgouvernement wieder in Preussische Dienste, machte als Hauptmann und Adjutant des commandirenden Generals den Feldzug von 1813 und 1814 mit, und wurde dann als Bevollmächtigter nach Kottbus gesandt. Die dort gefundenen Schwierigkeiten veranlaßten 1816 seine Versetzung als Justizrat der Regierung nach Merseburg, wo sein rechtlicher Eifer seine baldige Entlassung aus dem Staatsdienste zur Folge hatte. Seitdem lebte er als Privatmann in Merseburg, seit 1823 aber auf seinem Gute bei Spremberg.

Von ihm erschien:

- Antiplatonischer Staat. Berlin 1808. 2. Ausgabe Ebendas. 1812.  
Der Landsturm. Elbingen 1813.  
Commentar zu den Creditgesetzen des preussischen Staates. Berlin 1813 — 1820. 4 Bde.  
Quellen des allgemeinen deutschen Staatsrechts. Leipzig 1813 — 1820.

Sachsens Wiedergeburt. Mainz 1814.

Der Mensch, Untersuchung für gebildete Leser. Berlin 1815. 3. Aufl. 1818. gr. 8.

Ueber Pressefreiheit und Volksgesetz. Ebendas. 1815.

Bedarf Preussen einer Konstitution. Ebendas. 1816.

Neueste Behandlung eines preussischen Staatsbeamten. Leipzig 1818. 2 Bde.

Wie darf Preussens Verfassung nicht werden? Ebendas. 1819.

Das Wiedersehen nach dem Tode. Ebendas. 1819.

Der Regent. Berlin 1819 u. Stuttgart 1824. 2 Bde.

Briefe an Emilie, über die Fortdauer unsrer Gefühle nach dem Tode. Leipzig 1822 in 8.

Generaltheorie der Verträge, nach preussischem Recht. Halle 1821.

Die Grundsteuer und das Kataster. Leipzig 1822.

Der Bürger. Berlin 1822.

Der Werth der Musik. Merseburg 1822.

Praktischer Commentar zur allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten. Frankfurt 1825 — 1828. 2 Bde.

Ein treuer, unermüdblicher Eifer für das, was ihm auf Wahrheit und Recht, nach strenger Prüfung begründet erscheint, spricht sich überall in Grävell's Schriften aus. Sie haben durch seine Freisinnigkeit, seinen Scharfblick und die Klarheit seines Geistes einen dauernden Werth erhalten, und verdienen, namentlich diejenigen Werke, in welchen er auf eine eben so eindringliche als allgemein verständliche Weise, philosophische, jeden Gebildeten interessirende Gegenstände behandelt, dankbare Anerkennung und Verbreitung, die ihnen in dessen auch vielfach zu Theil geworden ist.

Wirnt von Gravenbergh, f. Minnesinger.

Georg Greflinger.

Von seinem Leben und Wirkungskreise weiß man nur, daß er zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Regensburg geboren wurde, als kaiserlicher gekrönter Poet und Notarius zu Hamburg lebte und dort um 1677 starb. Er schrieb unter dem Namen Seladon.

Von ihm haben wir:

Hellpolirter Spiegel aller christlichen Tugend nach dem Leben König Davids. Frankfurt 1643. Lieder über die jährlichen Evangelien. Hamburg 1643.

Seladons Beständige Liebe. Frankfurt 1643.

Deutsche Epigrammata. Danzig 1645.

Die sinnreiche Tragicomödie, genannt Sib. Hamburg 1650.

Seladons weltliche Lieder. Frankfurt 1651.

Beschreibung der Hochzeit, zwischen Adam und Eva. Hamburg 1653.

Inbrünstige Seufzer, nach Anleitung der Evangelien. Hamburg 1655.

Poetische Rosen und Dörner, Hülsen und Körner. Hamburg 1655.

Seladonische Musen. Ebendas. 1663.

Eine ziemlich gewandte Sprache, Natürlichkeit, und ein berber, aber oft treffender Witz, heben G. vorthellhaft vor vielen seiner reimenden Zeitgenossen heraus. Folgende Proben mögen dies bestätigen.

An eine Gesellschaft. \*)

Lasset uns scherzen,  
Blühende Herzen!  
Lasset uns lieben  
Ohne Verschleiben;  
Lauten und Seligen  
Sollen nicht schweigen;  
Kommet zum Lauge,  
Pflücket vom Kranze.

Drücket die Hände,  
Reizet zum Ende,  
Tretet die Füße,  
Gebet euch Kisse;  
Machet euch fröhlich,  
Machet euch ehlich:  
Lasset die Narren  
Länger verharren.

Ehlich zu werden  
Dienet der Erden,  
Lebige Leute  
Mangeln der Freude;  
Jeder muß sterben;  
Machet Euch Erben,  
Guereum Gute,  
Nahmen und Blute.

Lasset der Grauen  
Murren und Schauen,  
Rathen und Wissen,  
Wenig erspriesen;  
Unsere Kälber  
Waren sie selber. —  
Blühende Herzen!  
Lasset uns scherzen.

Der Ehehasser. \*)

Schweiget mir vom Fraunnehmen;  
Es ist lauter Ungemach;  
Geld ausgeben, wiegen, grämen  
Einmal Such und drei Mal Ach!  
Ist sie reich, so will sie rechten;  
Ist sie arm, wer schafft Brod?  
Ist sie jung, so will sie sechten:  
Ist sie alt, so ist's der Tod.

Ich will drum nicht, daß man sage,  
Daß ich nicht recht männlich bin,  
Weil ich mich des Weib's entschlage;  
Buhlen, buhlen ist mein Sinn.  
Heute die, die andre morgen,  
Das ist eine Lust vor mich;  
So darf ich für keine sorgen,  
Jeder sorget selbst für sich.

Denkt was auf die Hochzeit lauffet,  
Was die Braut zur Kleidung frisst;  
Wenn man uns ein Kindlein tauffet,  
Das der nechste Haustrath ist,  
Was die Amme, die es säuget,  
Was das Mägdelein, das es stillt,  
Daß es mir zu nachtes schweiget,  
Mich nicht wedet, wann es brüllt.

Und was kosten Raffen, Raffen,  
Schlüssel, Schüssel, Zeller, Rost;  
Mägde die uns kochen, misten,  
Denket, was der Hauszins kost,  
Was die Rannen, Tische, Bänke,  
Handvas, Handtuch, Tischtuch, Licht,  
Stühle, Küchen, Küchenschranke,  
Und was kost die Kleidung nicht.

Soviel Mäuler abzuspiesen,  
Und was frist der Hund, die Rag;  
Und wann sich die Freunde weisen  
Was für Geld bleibt auf dem Plag.  
Über Fische, Wein und Grize  
Bier und Wein und liebes Brodt;  
Und wann erst die Frau nichts nütze,  
Schende Gott die liebe Noth.

Wann die Frau will Hosen tragen  
Und dem Manne widerspricht;  
Dann so geht es an das Jagen:  
Eine solche taugt mir nicht;  
Denn so kommen ihre Freunde,  
Rechten, schreyen wider mich,  
Dann so werden Freunde Feinde,  
Dann geht Alles hinter sich.

Dann so geht der Mann vom Hause  
Suchet ihm was ihm gellebt,  
Lebet Tag und Nacht im Saufe,  
Ob sich schon die Frau betrübt;  
Sitzt zu Hause mit den Kleinen,  
Hat nicht Bier, noch Brodt, noch Geld:  
Er ist lustig mit den Setnen  
Und fürwahr ein freyer Held.

Ich will keine so betrüben;  
Ich will bleiben wer ich bin,  
Ich will keine herzlich lieben;  
Buhlen, buhlen ist mein Sinn:  
Buhlen ist mir honigsüße,  
Buhlen ist es was ich thu,  
Und verbuht ich schon die Füße,  
So behalt' ich doch die Schuh.

\*) Aus: Seladons Beständige Liebe. S. 32.

\*) Ebendaselbst. S. 63.

### Katharina Regine von Greiffenberg

stammt aus der fränkischen Adelsfamilie von Seyffenberg und wurde in den ersten 20 Jahren des 17. Jahrhunderts geboren. Sie lebte zu Nürnberg als thätiges Mitglied der deutschgesinnten Genossenschaft, in welcher sie „die Tapsere“ hieß, und als Präsidentin und Kunstmeisterin der dasigen poetischen Liliengesellschaft. Ihr Tod fand um 1660 statt.

Sie schrieb:

Deutsche Urania, Geistliche Lieder und Sonnetts, herausgegeben von ihrem Vetter P. K. von Greiffenberg. Nürnberg 1662.

Passionsbetrachtungen. Nürnberg 1672.

Andächtige Betrachtungen von der Menschwerdung, Geburt und Jugend Jesu. Nürnberg 1678.

Betrachtungen von Jesu Lehren u. s. w. Nürnberg 1693. 2 Bde.

Eine für ihre Zeit nicht unbedeutende religiöse Dichterin, deren Styl zwar an allen Fehlern des damaligen Ungeschmacks leidet, aber doch kräftig und gewandt ist, auch beurkunden viele ihrer Leistungen eine würdige, tiefgefühlte Frömmigkeit.

Vgl. G. C. Lehmann Deutschlands galante Poetinnen. Frankfurt 1715. S. 57.

Wir theilen folgendes Gedicht von ihr als Probe mit:

Die Gott lobende Frühlingsluft.

(Aus der deutschen Urania).

Das schöne Blumen-Heer geht wiederum zu Feld,  
Um Ruh und Farbenpracht recht in die Welt zu streiten;  
Des Laubes Lorbeer-Strauch bekränzen's aller Seiten,  
Dryaden schlagen auf die kühlen Schatten-Zelt.

Es ist mit Lieblichkeit verguldet alle Welt;  
Die Freuden-Wellen sich ganz in die Luft ausbreiten.  
Die Weltregierend Kraft will all's in Freud verketten  
Die süße Himmels-Fäll sich etwas erdwärts hält.

Es weist die Ewigkeit ein Fünkeln ihrer Schöne,  
Ein Erdsteint ihres Safts, ein Stäublein ihrer Bier.  
Dies lieblich Rosen macht, daß ich mich erst recht sehne

Und lechz' mit dürrer Zung' und heißer Stier nach ihr.  
O Frühlings, Spiegel-Quell, du neßest und ergeßest;  
Aus Erd' in Himmel-Luft die Seele schnell verzeßest.

### Samuel Greifenson. s. Simplicissimus.

### Johann Christoph Greiling

ward den 21. December 1765 zu Sonnenberg im Saalfeldischen geboren, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf dem Gymnasium zu Koburg, studirte in Jena Theologie und wurde 1797 als Prediger zu Schochwitz im Mannsfeldischen angestellt. 1798 kam er in gleicher Eigenschaft nach Neu-Saterleben, wurde 1805 Superintendent und Oberpfarrer zu Aschersleben und 1828 vom König von Preußen durch Ertheilung des rothen Adlerordens dritter Klasse ausgezeichnet. Seit 1830 ist er Dr. der Theologie.

Seine Schriften sind:

Ueber den Entzweck der Erziehung. Schneeberg 1793.

Philosophische Briefe. Leipzig 1794

Populäre Abhandlungen aus dem Gebiete der praktischen Philosophie. Balthausen 1797.

Neue praktische Materialien zu Kanzelvorträgen. Magdeburg 1798 — 1804. 6 Bde.

Hieropolis. Ebdas. 1802.

Theorie der Popularität. Ebdas. 1805.

Amtsvorträge. Ebdas. 1805.

Andachtsreden. Halberstadt 1805.

Theophanien. Halle 1808.

Das Leben Jesu. Ebdas. 1813.

Die biblischen Frauen. Leipzig 1814 — 1815. 2 Thle.

Neueste Materialien. Magdeburg 1821 — 1826. 6 Thle.

Einzeln Predigten. Aschersleben 1830.

Ein klarer und lichtvoller Kanzelredner, der mit Kraft und Nachdruck die Herzen anzuregen und zu rühren weiß. — In seinen pädagogischen Schriften war er, zu ihrer Zeit mit vielem Erfolg, bemüht, die Grundsätze Kantischer Philosophie auf die Erziehungslehre anzuwenden. — Eins seiner vorzüglichsten durch geschmackvolle Darstellung, wie durch tiefes Gefühl und reiches Wissen gleich ausgezeichneten Werke ist: „Biblische Frauen.“

### Johann Dietrich Gries.

Dieser geistvolle Uebersetzer fremder Dichter wurde den 7. Februar 1775 zu Hamburg geboren. Obwohl von seinem Vater, dem dasigen Senator S. zum Kaufmann bestimmt, hatte er doch auf dem Johanneum bereits einen so guten wissenschaftlichen Grund gelegt, daß er nach einer Nachhilfe mit väterlicher Bewilligung 1795 — 1800 in Jena und Göttingen mit Erfolg die Rechte studiren konnte. Dabei fand er noch hinlängliche Muße, seiner damaligen Lieblingsneigung, der Dichtkunst, nachzuhängen, wodurch er in Jena mit A. W. Schlegel, Schiller, Wieland, Goethe, Herder und Schelling in freundschaftliche Verbindung kam. 1800 kehrte er von einigen kleinen Reisen nach Jena zurück, wurde daselbst Doctor der Rechte

und ließ sich nach einem kurzen Aufenthalte in Weimar hier häuslich nieder. Von 1808 — 1810 bereifte er die Schweiz, Oberitalien und Baiern, lebte dann wieder eine Zeitlang in Stuttgart, kam darauf von Neuem wieder nach Jena und wurde 1827 vom Großherzog von Weimar zum Hofrath ernannt.

Wir haben von ihm:

Tasso's befreites Jerusalem. Jena 1800 — 1808. 2 Bde. 4. Aufl. 1824. 5. Aufl. 1826.

Ariost's rasender Roland. Jena 1804 — 1808. 4 Bde. 2. Aufl. 1826. 5 Bde.

Calderon de la Barca's Schauspiele. Berlin 1815 — 1826. 7 Bde.



Gedichte und poetische Uebersetzungen. Stuttgart 1829. 2 Bde.

Fortiguerra's Richardet. Stuttgart 1831 — 1832. 3 Bde.

Bojardo's verliebter Roland. Stuttgart 1835 — 1837. 3 Bde.

Außerdem Uebersetzungen einzelner Stücke, so wie Gedichte in Zeitschriften, Almanachen u. s. w.

Feinheit des Geschmacks, Wig, Wohlklang und seltene Herrschaft über Sprache und Form charakterisiren G's lyrische Gedichte. Den größten Ruhm erwarb er sich jedoch durch seine Uebersetzung von Meisterwerken südllicher Poesie, zu der ihn ein gründliches und ausgebreitetes Wissen vorzüglich befähigte. Hier hat er Außerordentliches geleistet, und indem er mit bewundernswürdigem Fleiße der strengsten Treue sich befleiß, doch zugleich gezeigt, was die deutsche Sprache bei so geistreicher und gewandter Behandlung zu geben vermag. — Wenn auch alle übrigen Denkmäler deutscher poetischer Kunst verloren gingen, seine Uebersetzung des rasenden Roland allein würde den Nachkommen zu ihrem Erstaunen beweisen, auf welche bedeutende Höhe sich die deutsche Sprache und Literatur zu einer Zeit geschwungen haben mußte, in der es einem ausgezeichneten Manne gelang, auf solche Weise mit den herrlichsten Denkmälern fremder Dichtkunst in der Nachbildung derselben zu wetteifern.

### Die Danaiden.\*)

Danaos, Argiver König,  
Führte seinen Scepter schwer.  
Alles war ihm unterthänig  
Vom Gebirge bis an's Meer.  
Rudernd durch die Wogen,  
War er hergezogen  
Fern von Ithiens heissem Strand  
In das milde Griechenland.

Doch wie seiner Heimat Sonne  
Flammte wild des Königs Sinn.  
Nur Gewalt war seine Wonne,  
Herrschen nur war ihm Gewinn.  
Endlich war's gelungen,  
Argolis bezwungen;  
Und nach langem, harten Krieg  
Blieb ihm der gewisse Sieg.

Doch nicht ruhig konnt' er bleiben,  
Argwohn haußt' in seiner Brust;  
Nimmer konnt' er den vertreiben,  
Der vertrieb ihm jede Lust.  
Denn an allem Orte  
Hört er Phöbos Worte:  
Aus des Bruders Stamme droht  
Dir von Eidamshand der Tod.

Und er fühlte des Argwohns Flamme  
Wilder stets im Busen glühn;  
Aus Egyptus reichem Stamme  
Schrecken funfzig Helden ihn.  
Seines Bruders Erben,  
Kommen sie und werben,  
Nach dem Bunde der bestand,  
Um der funfzig Töchter Hand.

Aber seit Apollons Warnung  
Sinnt er nur auf ihren Tod,  
Sucht mit künstlicher Umgarnung  
Abzuwenden, was ihm droht.  
Endlich ist's erfunden!  
Wie der Tag begonnen,  
Ruft die Töchter er zum Thron,  
Redet mit verstelltem Ton:

Seht, so weit die Blicke reichen,  
Ist das Land mir unterthan.  
Meiner Macht muß Alles weichen,  
Mein Gebot nimmt Alles an.  
Doch mich freut es wenig,  
Bin ich gleich der König,  
Ließ' ich nur, ihr Töchter, euch,  
Wenn ich sterbe, Kron' und Reich.

Wißt, in unsern eignen Mauern  
Haußt die Hyder, die euch droht.  
Meines Bruders Söhne lauern  
Lange schon auf meinen Tod;  
Und wann ich nun sterbe,  
Nehmen sie das Erbe,  
Rauben meinem theuern Blut  
Frech das väterliche Gut.

Drum, zu mindern eure Sorgen,  
Bin ich weislich nun bedacht.  
Vor Gefahr seyd ihr geborgen,  
Hab' ihr meines Wortes Acht.  
Doch vor allem schwöret,  
Was ihr immer horet,  
Eh ihr mein Gebot gethan,  
Bräutlich keinem Mann zu nah'n.

Und die Töchter alle schwören,  
Wie der König es verlangt.  
Heimlich muß nun jede hören,  
Wessen ihr im Herzen bangt,  
Doch den funfzig Helden  
Läßt der König melden:  
Heute sey, wie ihr begehrt,  
Euch der Töchter Hand gewährt.

Rings von tausendfachem Scheine  
Wird der Hochzeitaal erhell't.  
Jedem Jüngling wird die Seine  
Bei dem Mahle zugestellt.  
Jetzt empfangen alle,  
Bei Trommetenschalle,  
Wie der König es befehlt,  
Von der Braut den Festpokal.

Was die Helden nimmer dachten,  
Schlaferregend war der Trank;  
Doch des Königs Augen wachten,  
Als der Gatten Auge sank.  
Höhnend rief er: Spüret  
Ihr schon Schlaf? So fähret  
Denn die Braut in's Brautgemach;  
Doch der Bräutigam sey wach!

Und es hörte mit Erröthen  
Solchen Spott der Helden Schaar;  
Und bel'm Klange süßer Flöten  
Schlich hinweg sich jedes Paar.  
Aber ach! vergebens  
War die Nacht des Strebens;  
Der verräthrische Pokal  
Siegte zu der Gatten Qual.

Würde sie der Schlaf berücken —  
Also war des Königs Wort —  
Sollten ihre Dolche stücken  
Bräute zu der Gatten Noth  
Und mit raschen Händen  
Sie zum Orkus senden,  
Um von seines Argwohns Pein  
Den Tyrannen zu befrei'n.

Ungebuldig in der Halle  
Wartete der König schon:  
Haben denn die Freuler alle  
Nun empfangen ihren Lohn?  
Als die Töchter kamen  
Und sie dies vernahmen,  
Sprachen sie: Wie sich's gebührt,  
Ist dein Wille, Herr, vollführt.

Und die blut'gen Dolche zählte  
Der Tyrann mit spä'nder Hand.  
Doch als ihrer Einer fehlte,  
Neun und vierzig nur er fand,

\*) Gedichte und poetische Uebersetzungen von J. D. Gries. Stuttgart 1829. 2 Bde.

Rief er, Bat im Blide:  
Welcher Schlange Lide  
Hat verspoetet mein Gebot?  
Trefse sie mit ihm der Tod!

Ah! der Töchter jüngste hatte  
Nicht vollführt den grausen Spruch;  
Denn es jammert sie der Gatte,  
Und sie wagt des Vaters Fluch.  
In den Schwestern braunte  
Blut, die sie nicht kannte,  
Noch von Ibyens heißem Strand;  
Doch sie zeugte Griechenland.

Hypermetra hörte bebend,  
Was der Vater grausam sprach.  
Dem Gebote widerstrebend,  
Trat sie in das Brautgemach,  
Sah den Vater winken,  
Sah den Jüngling sinken —  
Und mit namenloser Qual  
Faßt sie den gebotnen Stahl.

Zitternd hat sie ihn geschwungen,  
Doch es sieget die Natur.  
Götter, ruft sie, nur erzwungen  
War des Nordes grauser Schwur!

Jene Abherinnen,  
Was sie auch beginnen:  
In der Griechinn sanfter Brust  
Wohnt nicht Mord, nur Liebeslust.

Und der Dolch entfiel den Händen,  
Auf den Jüngling stürzt sie hin.  
Statt den Frevler zu vollenden,  
Ruft die holde Ketterinn:  
Mein Gemahl, erwache!  
In dem Brautgemache  
Harrt, statt Amors süßem Scherz,  
Nur auf dich des Todes Schmerz.

Und der Jüngling dehnt die Glieder,  
Wie der Schall sein Ohr berührt:  
Ach! dein Krant, er macht mich mäder,  
Als dem Bräutigam gebührt.  
Zärtlich, voll Verlangen,  
Will er sie umfassen;  
Doch mit grauenvollem Blick  
Stößt den Jüngling sie zurück.

Nicht zu Hymens stolzen Spielen  
Sey die kurze Zeit verwandt!  
Deine Brüder, ach! sie fielen  
Schon durch meiner Schwestern Hand.  
Doch des Vaters Willen  
Konnt' ich nicht erfüllen —  
Und noch eh sie enden kann,  
Stürzt in's Zimmer der Tyrann.

Fürchterlich in seinem Grimme,  
Hört er, was die Tochter spricht,  
Ruft mit wutestärkter Stimme:  
Liebst du so des Schwures Pflicht?  
Da! du hast gebrochen,  
Was du kaum versprochen:  
Sey denn auf des Orkus Bahn  
Deinem Gatten, geh voran!

Und das Eisen hochgeschwungen,  
Helt der König, rachenbrandt;  
Doch der Jüngling, eh's gelungen,  
Schlägt das Schwert ihm aus der Hand.  
Räuhend seine Brüder,  
Stößt er rasch ihn nieder  
Und von dem verhassten Ort  
Reißt er die Geliebte fort.

Mit Entsetzen sonder Gleichen,  
Als er sich der Halle naht,  
Sieht er seiner Brüder Leichen,  
Sieht des Väterichs graue That.  
Daß er umgekommen,  
Wird entzückt vernommen;  
Und dem Jüngling deut zum Lohn  
Das befreite Volk den Thron.

Aber jene Falschen bebend,  
Denn es droht ein hart Gericht.  
Doch die Schwester steht ihr Leben,  
Und der junge König spricht:  
Wohl, trotz ihren Ränken,  
Will ich's ihnen schenken;  
Doch es heißt der Pflicht Gebot  
Strafe für der Bräuter Tod.

Schnell nach Kunstverfahren Leuten  
Schickt er jetzt im ganzen Reich,  
Läßt ein hohes Faß bereiten,  
Unten einem Siebe gleich.  
Dieses ist mein Wille:  
Eh dies Faß sich fülle,  
Sey euch nimmer Ruh vergänt;  
Seht nun, ob ihr's füllen könnt;

Und sie tragen auf und nieder;  
Doch wenn kaum das Wasser schwoll,  
Kinnt es aus dem Siebe wieder,  
Und das Faß wird nimmer voll.  
Und des Volkes Sage  
Bandette zur Plage  
In des Orkus ew'ger Nacht,  
Was der König weiß erdacht.

### E l e g i e.

Hat die düst're Fackel deines Lebens  
Schon der stille Genius gesenkt?  
War der Freundschaft frommes Flehn vergebens?  
Deine dunkle Laufbahn so beschränkt?  
Einsam weilt' ich hier am Todeshügel,  
Schweigend wölbt sich unter mir dein Grab;  
Und mein Auge blüht, der Seele Spiegel,  
Trüb' und thranenvoll hinab.

Wie die Kille dort die frischen Blüthen  
In Aurora's mildem Glanz erhebt!  
Wie des Nordes unversehnen Wäthen  
Ihre Kraft noch mähsam widerstrebt!  
Ach! er wirft die garte Blume nieder;  
Die Natur gab ihr nur schwache Wehr.  
Morgen kommt der Wanderer suchend wieder —  
Und er findet sie nicht mehr.

Gleich den Blüthen, die der Nord zerwehte,  
Statt der Jüngling in der Erde Schoof;  
Eng' und dumpf ist seine Schlummerstätte,  
Bald verhäulet von des Hügels Noos.  
Dieses Herz, das eine Welt umfaßt,  
Drückt der Erde feindliche Gewalt;  
O daß keine Sorge mehr es laste,  
Ward es darum eßt so kalt?

Wenig war der Freude dir gemessen,  
Schnell verfligt war ihre schwache Spur.  
Ach! von allen Söhnen dein vergessen  
Hatte die unzüchtige Natur.  
Feindlich wog, mit ungerechter Wage,  
Sie dein Erbtheil dir in Kummer hin;  
Grausam blieb sie, bis zu jenem Tage,  
Deines Lebens Schuldnerinn.

Was du hattest, hast du selbst errungen!  
Was du warst, du warst es nur durch dich.  
Doch was du dem Schicksal abgezwungen,  
War ein Traum, der raschen Flugs entwich.  
Köstliche Gesundheit, Schatz des Lebens,  
Von der Erde letztem, ärmsten Sohn  
Hält' er gerne dich erlauscht — vergebens!  
Ihm ward nie dein süßer Lohn.

Keine Ros' umblühte, frisch und labend,  
Deines Lebens dornenvolle Bahn;  
Freudeleer entfloß dir jeder Abend,  
Freudeleer sahst du den Morgen nah'n.  
Nur der Tod erschien dir minder trübe,  
Kummerleidend traf dich sein Geschoß.  
War es nicht die sanfte Hand der Liebe,  
Die dein brechend Auge schloß?

Aus des Glüdes weichem Schooß gerissen,  
Fühlt der Mensch der Trennung bitterm Schmerz;  
Alles, was er hier besaß, zu missen,  
Peinigt endlos sein verwöhntes Herz.  
Doch er sieht die Hoffnung vor sich schweben,  
Wird umschleiernd das Gesetz der Zeit;  
Des verlängerten Genusses Streben  
Nennt er gern Unsterblichkeit.

Aber wer auf Erden nichts besessen,  
Was ihn fesselt an die Welt der Noth:  
Daß er je gewesen zu vergessen,  
Folgt er willig dem Befreier Tod.  
Ach! zur Freude warst du nicht geboren;  
Was du hattest, schwand schon hier dahin.  
Dem, der alles, so wie du, verloren,  
Ist Vernichtung noch Gewinn.

Ach! aus jenem unbekanntem Lande,  
Wie erpäht von eines Forschers Blick,  
Undurchbringbar endlichem Verstande,  
kehrte nie ein Wanderer zurück.  
Durch ein ewiges Gesetz geschieden,  
Das des Menschen Lippe schändernd nennt,  
Ruhst sie dort, die Kräfte aller Mäden,  
Denen keine hier gebührt.

Aber dem, der tren mit reiner Feier  
Folgt ihrer unentwachten Spur,  
Hob sie selbst den siebenfachen Schleier  
Liebevoll, die göttliche Natur.  
Thanatos verborgnes Graun zu mildern,  
Beigte sie mit mütterlichem Blick  
Ihm in lichten, jartverhüllten Bildern  
Sein zukünftiges Geschick.

Stehst du nicht die Erde sich verklären  
Vor des jungen Leuges Wonnehauch?  
Dampfet nicht von tausend Wehalkären  
Der verjüngten Schöpfung Dpferrauch?  
Alle Schaaren ihrer Kinder fallen  
An der großen Mutter weites Herz;  
Tausend neue Jubelhymnen wallen  
Mit den Dästen himmelwärts.

Was verschlungen ward vom Strom der Zeiten,  
kehret wieder in der Briten Strom;  
Aus dem großen Reich der Wirklichkeiten  
Schwindet keiner Ephemer' Atom.  
Glänzend aus des Saamentorns Bewiesung  
Steigt der goldgefüllte Palm hervor;  
Aus der Raupenhülle zur Erldung  
Schwingt der Sphäre sich empor.

Und vergessen von der Mutter schlief  
Er, den sie ein Götterbild erschuf?  
Nein! auch in des Grabes dampfte Lief  
Dringet laut der Auferstehung Ruf.  
Dann, befreit von jedem Erdenbände,  
Von des Schattenlebens Wahn und Trug,  
Seht zu seinem heimatlichen Lande  
Siegend sich des Geistes Flug.

### Der geraubte Eimer.

Schon hatten sich die Boten fortgegeben,  
Und jede Friedenshoffnung schien dahin;  
Denn nie den König aus der Hand zu geben,  
Beschoß der Sieger übermüth'ger Sinn.  
Allein der Nuntius hatt' ein andres Streben:  
Zum großen Hirten Roms sollt' Enzo hin,  
Damit der stärkste Feind ihn aufbewahre,  
Und größte Kränkung Friederich erfahre.

Noch aber war der Stillstand nicht verflohen,  
Da kam den Fluß herab, leicht und gewandt,  
Ein Schifflein mit dem Strom dahergeschossen  
Und setzte zwei Herolde hier aus Land.  
Die Brück' erreichend, kamen die Genossen  
Zum rechten dieser, der zum linken Strand,

Und forberten zum Zweikampf mit dem Speere  
Die ganze Ritterschaft der beiden Heere.

Der Aufruf sagt: Ein Ritter, nach dem Kranze  
Der Liebe strebend, den ein Fräulein hält,  
Das wohl an Muth, an Eitr' und Reizesglanze  
Die Herrschaft hat ob allen Frau'n der Welt,  
Kußt jeden Ritter auf zum Kampf der Lanze,  
Bis Einer sitzen bleibt und Einer fällt,  
Des Gegners Schild begehrt er, sollt' er siegen,  
Und giebt den seinen hin, sollt' er erliegen.

Die Forderung wird von Allen angenommen,  
Und hier wie dort macht Jeder sich bereit  
Und denkt, sobald die Sonne neu entglommen,  
Die jetzt sich senkt, lähn zu befehn den Streit.  
Kaum aber ist die Nacht herabgekommen  
Und nimmt der Welt ihr buntes Farbenkleid,  
Mit dem verschwiegnen Schleier sie bedeckend,  
Da schallt vom Himmel die Trommete schreckend.

Berwirth bewaffnen sich dreihundert Schaaren,  
Befürzt, erschreckt durch dieses Klanges Bat.  
Da läßt sich schnell ein großes Schiff gewahren  
Und schwimmt herab auf der geschwellten Flut,  
Aus welchem Flammen und Raketen fahren;  
Nie zeigt die Stadt des Dis so wilde Blut.  
Erst schien's ein Schiff; zur Brücke dann gelangend,  
Ist's Eiland, und ein Berg erhebt sich prangend.

Rauh ist der Berg, ein wildes Steingemenge,  
Und eine Wiese zieht sich vor ihm her,  
Die hundertzwanzig Schritte hält an Länge,  
An Breite dreißig, minder oder mehr.  
Der Brücke säßt das Vordertheil sich enge;  
Dort steht man eine Säule, hoch und hehr,  
Aus welcher künstlich so die Flammen steigen,  
Daß hellerleuchtet sich die Ufer zeigen.

Am Schafte hängt, mit Ketten festgebunden,  
Ein goldnes Horn; und eine Schrift dabel  
Läßt auf dem glatten Marmor dies erkunden:  
Wer wagen will den Kampf, der blase frei!  
Noch höher ward ein reicher Schild gefunden,  
Und durch die Kunst der schönen Bildnerel  
Ward schier der Werth des reinen Silbers minder.  
Darüber stand die Schrift: dem Ueberwinder!

Hier bildete der Künstler nach dem Leben  
Den Kampf des Ritters von Seleucia  
Mit dem Martan; rings war das Feld umgeben  
Vom Volk Damastus, das ihn staunend sah.  
Von Schaam und Schmerz betäubt, stand Gryph daneben  
Und sah fast sinnlos an, was hier geschah.  
Es lacht der Hof, und Morandin wird heftig;  
Allein Martan entflieht und spornet kräftig.

Die Insel prangt im schönsten Grüngewande,  
Und Myrten schatten am Gestad' umher.  
Es sammeln sich der Ritter viel am Strande  
Und wandeln auf der Wiese hin und her.  
Doch da sie Niemand sehn im ganzen Lande,  
Sieht Alles nach der Säule sich nunmehr;  
Und unter ihnen wird ein Streit erhoben:  
Wer soll zuerst das Abenteuer' erproben?

Sie loosen drum, und aus dem wackeren Bunde  
Wählt Galeotto'n igt des Glüdes Fall.  
Er bringt sogleich das goldne Horn zum Munde  
Und bläht, und Jeder wird betäubt vom Schall.  
Die Insel beb't, es beb't im tiefsten Grunde  
Strombett und Bog' und Ufer überall.  
Das Feu'r erlischt, die Sterne selbst erlassen,  
Der Himmel ist vom heitern Glanz verlassen.

Noch bebte rings der Grund, und plötzlich hüllte  
Ein dichter Wolkenzug die Erd in Nacht.  
Auf einmal blitzt es, und zugleich erbrüllte  
Ein Donner Schlag mit so gewalt'ger Macht,  
Daß Todesgraun jedwehes Herz erfüllte  
Und Jeder fast von Sinnen schien gebracht.

Und mit dem Donner traf ein Blitz zusammen,  
Fuhr auf den Berg und setz' ihn rasch in Flammen.

Fort loderte die Glut, unaufgehalten,  
Der ganze Berg schien eine Feuerwelt;  
Und während noch empor die Flammen wallten,  
Erschlen in ihrer Mitt' ein Purpurzelt.  
So schien der edle Stoff, den einst die Alten  
Aus unverbrennbarn Fäden dargestellt,  
Im Morgenland, bel'm königlichen Brunken  
Des Leichensessls, zu glänzen in den Funken.

Der Berg verbrennt in wenigen Sekunden,  
Und heller wird der Himmel, wie zuvor.  
Aus hundertz von Trommeten schallt verbunden  
Kriegeslärm und süße Harmonie zum Ohr.  
Das Licht, das von der Skule war verschwunden,  
Rehrt nun zurück, und aus dem Zelt hervor  
Zieh'n hundert Pagen, und sie alle glänzen  
In weißer Tracht, gestickt mit goldnen Kränzen.

Schwarz sind der Knaben Händ' und Angesichter,  
Es scheint, daß Aethiopien sie gebar;  
Und aus dem Stegreif spräche wohl ein Dichter:  
Hier wird man Fliegen in der Milch gewahr.  
Es zieht aus zweien Pforten, Fackellichter  
In ihrer Hand, hervor die Doppelschaar,  
Stellt sich in grader Reih' auf beide Seiten  
Und läßt inmitten freie Bahn zum Streiten.

Indessen bracht' ein Knappe, wohlbedächt'ig,  
Schon eine Menge Lanzen zum Turnier;  
Und Galeott erschien, in Waffen, prächtig,  
Grün waren Rüstung, Oberkleid und Pier.  
Er lenkt' ein thracisch' Ross, gewandt und mächtig;  
Grau, mit drei weißen Füßen, war das Thier,  
Das curbettrend, wenn's der Sporn berührte,  
Auf ebner Bahn manch' kühnen Sprung vollführte.

Bereit ist Alles, und zum Kampfsgebränge  
Fehlt nur der andre Rittersmann nunmehr.  
Da schallen noch einmal Trommetenklänge,  
Und plötzlich kommt er aus dem Zelt daher.  
Weiß war sein Kleid, mit edler Strine Menge  
Prachtvoll geschmückt, der Helmbusch weiß, die Wehr  
Von Silberblech, unschätzbar für den Kenner;  
Doch schwärzer als ein Rabe war sein Renner.

Der offne Helm ließ sein Gesicht gewahren,  
Er schien ein Jüngling und kaum sechzehn alt,  
Von Ansehn hold und schön, von blonden Haaren,  
Und seine Tracht verließ nicht die Gestalt.  
Anmuthig grüßt er rings umher die Schaaren;  
Mit kräft'gem Sägel zwingt er die Gewalt  
Des muth'gen Renners leicht zum raschen Tanze  
Des stahlbeschlagnen Fußs, und packt die Lanze.

Er schließt den Helm und wartet mit Verlangen,  
Bis der Trommete Zeichen tönt zum Ohr.  
Und es erscholl; wie Sturm und Flammen drangen  
Der Eine hier, der Andre dort hervor.  
Sie trafen sich, und die gewalt'gen Stangen  
Flohn, schnell zerstückt, in Splittern hoch empor.  
Aus Beider Helm sprüht' eine Menge Funken,  
Und glatt war Galeott vom Ross gesunken.

Dies schöne Schauspiel anzusehn, verbreiten  
Sich beide Heere links und rechts am Strand;  
Und unter'm Baldachine sahn dem Streiten  
Die beiden Schöffen zu bel'm Fackelbrand.  
Sie sahn den Galeott vom Sattel gleiten,  
Und wie der Andre die großmuth'ge Hand  
Nach seinem Baume streckt mit edler Sitte  
Und hemmt des Feindes Ross im flücht'gen Schritte.

Doch Galeott, beschämt ob solcher Schande,  
Sieht scheidend seinen Schild dem Sieger her;  
Und auf dem hellen, goldgeschmückten Rande  
Liest man den Namen Galeott nunmehr.  
Indes, im blau und goldnen Kriegsgewande,  
Senkt schon ein anderer Ritter seinen Speer

Und spornet rasch den schwarzgemähnten Tiger  
Zum Kampfe los auf jenen fremden Krieger.

Die Lanze muß am Rand des Schildes brechen  
Und splittert durch die dunkle Luft bel'm Stos.  
Dem Fremden glückt's, vom Sattel ihn zu stechen,  
Und Jener fällt den Blumen in den Schoos.  
Kaum hingestürzt, will er die Schande rächen,  
Die er erlitt, und zieht den Degen bloß.  
Der Andre weicht; ein Wind hat sich erhoben,  
Und schnell ist jedes Licht wie weggestoben.

Die Insel beb't, und mitten aus den Auen  
Steigt eine Flamm' empor, und Donner hallt.  
Ein fürchterlicher Riese läßt sich schauen,  
Der Erd' und Himmel schreckt durch die Gestalt.  
Er naht dem Ritter, der ihm ohne Trauen  
Entgegen tritt, und packt ihn mit Gewalt,  
So wie ein Huhn; und in die dunkeln Wogen  
Ist schnell der Ritter sammt dem Ross geflogen.

Kaum rettet er durch Schwimmen noch sein Leben;  
Doch blieb sein Schild, auf dem Ferno stand.  
Von neuem sah man jetzt die Insel beb'en;  
Sie that sich auf, das Ungehum verschwand,  
Und alle Lichter, ausgeblüht so eben,  
Entzündeten sich und stehn in hellem Brand.  
Nichts hört man mehr von Sturm und Ungewitter,  
Und neuen Kampf begehrt der fremde Ritter.

Von einem Schweifsfuchs leicht dahergetragen,  
Erscheint als dritter Kämpfer Valentin;  
Und als der vierte zeigt sich ohne Sagen,  
Auf stolzem Africaner, Jacopin.  
Mit feinem Silber ist sein Ross beschlagen;  
Baum, Sattel prangt mit Gold und mit Rubin.  
Allein dem Einen geht es wie dem Andern,  
Sie müssen schiltlos aus der Insel wandern.

Der Herr von Livizian, der fünfte Ritter,  
War für Selindens stolzen Reiz entbrannt  
Und sank für sie, von einem Lanzensplitter  
Verwundet jetzt, fast in des Todes Hand.  
Die Lanze brach, und durch des Helmes Sitter  
Flog rasch ein Stücklein, und er fiel auf's Land.  
Am rechten Auge war er schwer getroffen,  
Und für sein Leben war nicht viel zu hoffen.

Zum Zacharias, der an der linken Seite  
Des Potta sitzt, kehrt dieser sich und spricht:  
Der Ritter wirft ja Alles hin im Streite,  
Wohl Hererei und Zauber übt der Wicht. —  
Et, sagt der Greis, ei der Vermaledeite!  
Dasselbe glaub' ich auch, und sehe nicht,  
Was nur die Leute für Behagen finden,  
Mit Herenwerk und Teufeln anzubinden.

Drum würd' ich, ständ's bei mir, den Schluß erlassen,  
Ihm solle Keiner mehr zum Kampfe stehn. —  
Gleich läßt der Potta ein Decret verfassen:  
Nicht Einer soll mehr auf die Insel gehn!  
Dann setzt er sich, ganz ruhig und gelassen,  
Und denkt: Was wird vom Feinde nun geschehn?  
Bald sieht er drauf, es kommen zwei Genossen,  
In Braun und Gold, daher auf ihren Rossen.

Der Eine rennt; kaum trifft der Speer die Glieder,  
Als er vom Sattel auf den Boden fährt.  
Doch zeigt sein ganzes Ansehn, stark und bieder  
Sein Arm und Herz, des besten Ritters werth.  
Der Andre folgt, und über's Kreuz hernieder  
Fliegt er sogleich, weit weg von seinem Pferd.  
Auf steht der Erste schnell, und mit Verdrusse  
Und stolzem Ton spricht er zu dem vom Flusse:

Bist du, o Krieger, nicht durch Zauberkräfte  
Stark mit dem Speer, so steig' herab einmal  
Und löse mite nach gutem Kämpferrechte  
Den Zweifel, den ich hege, mit dem Stahl.  
Und fürchtest du, daß dieses Störung brächte  
In dein Turnier, so sicht nach eign'r Wahl.

Nur zwei Schwerdtstiche jezt als wackerer Streiter;  
Hier ist der Schild, und nichts verlang' ich weiter.

Der Ritter von der Insel spricht: ich bliebe  
Verpflichtet wohl, zu tilgen den Verdacht,  
Wenn mich der Rachsucht und des Hasses Liebe  
Bewaffnet in dies Kampfgesild gebracht.  
Zum Rennen kam ich, nur gelockt durch Liebe,  
Und mein Begehr ist Allen kund gemacht.  
Drum brauch' ich nicht den Kampf hier aufzugeben  
Und andern einzugehn, nach deinem Streben.

Doch denke nicht, ich sey ein feiger Knabe,  
Weil ich zum Schwerdterkampf mich nicht gestellt;  
Wenn ich den Plan vollzogen, den ich habe,  
Antwort' ich dir sogleich, wie dir's gefällt.  
Den Schild, verlangst du ihn als Gunst und Gabe,  
Lass' ich dir gern; doch sonst nichts auf der Welt  
Verschafft ihn dir, noch wird auf dein Verlangen  
Der Kampf geändert, den ich angefangen. —

Du änderst ihn, und sey's dir noch so bitter,  
Verruchter Zauber! rufft der zweite Mann  
Und schlägt mit seinem Lanzenkumpf den Ritter  
Stracks auf den Helm, und zieht das Schwerdt sodann.  
Die Insel beb't; ein plötzlich Ungewitter  
Ersicht jedes Licht, und Dunkel bringt heran.  
Der Himmel blitzt, und aus dem Erdenbauche  
Steigt eine Doppelwolf' aus dichten Rauche.

Es flammt der Rauch, und sieh! zwei Ungeheuer  
Erscheinen flugs in wilder Stiergestalt;  
Und ihrer Augen Blut, des Dämons Feuer  
Vertrocknet Gras und Blumen alsobald.  
Nicht schreckt die Krieger dieses Abenteuer,  
Sie ziehen beid' ihr Schwerdt und machen Halt.  
Die Stiere nahn; es zittern rings die Schaaren,  
Als sie der Augen Flammenblitz gewahren.

Der Inselritter, wohl den Ausgang kennend,  
Zieht sich zurück und schaut des Kampfs Verlauf,  
Der Stiere Paar, mit Pfeileschnelle rennend,  
Wühlt mit gepaltnem Huf den Boden auf.  
Die Krieger lassen sie hindurch, sich trennend;  
Das Zauberhorn verlegt sie nicht im Lauf.  
Sie hauen zu, allein der Stiebs jeder  
Fällt fruchtlos, wie auf Woll' und weiche Feder.

Die Stiere kehren um; die Ritter kommen  
Und hau'n ergrimmt auf ihre Köpfe los,  
Und wo sie treffen, ist ein Blitz entglommen;  
Doch bleiben Macht und Mut nicht minder groß.  
Die Ritter werden schnell auf's Horn genommen  
Und liegen plötzlich in der Wellen Schooß.  
Doch der Besiegten Schild bleibt auf dem Lande;  
Perinth, Perithous steht auf goldnem Rande.

Die Stiere warfen mit den beiden Rittern  
Sich in den Fluß und kamen nicht hervor.  
Nun droht nicht mehr der Himmel mit Gewittern,  
Schnell kam das Licht zurück, das sich verlor.  
Auch sah man nicht die Insel mehr erzittern,  
Und hold und lieblich ward sie, wie zuvor.  
Der Ritter auch (er hielt bis jezt zur Seite)  
Trat vor und bot sich bar zu neuem Streite.

Er harret, doch lang' umsonst; denn solche Lücke  
Hat Graun und Furcht in jeder Brust erregt.  
Am Ende steigt ein Ritter von der Brücke,  
Den Stolz und Kühn ein falber Kenner trägt.  
Von Silber ist der Baum, und alle Stücke  
Des reichen Zeugs sind dicht mit Gold belegt.  
Dem fällt es ein, zu tauschen mit den Speeren;  
Er sagt's, und man bewilligt sein Begehren.

Das Zeichen tönt, und wie, unaufgehalten,  
Die Blitze fuhren durch die Luft daher  
Und flammend Himmel, Land' und Meere spalten,  
Mit Sturmwind und mit Hagel hinterher:  
So brechen jezt die Ritter los und halten  
Ein Jeder auf des Feindes Helm den Speer;

Und Splitter, Fanken flogen auf zum Himmel,  
Und jedes Herz erstarrt im Volksgewimmel.

Die Rosse kommen Stien an Stien gelaufen;  
Allein des Inselritters stärkes Pferd  
Wirft jenes sammt dem Herrn auf Einen Haufen,  
Worauf es wie ein Pfeil vorüberfährt.  
Gleich steht der Brückenritter auf mit Schnaufen,  
Und weil er Rache für sein Rosß begehrt,  
Ruft er den Gegner kühn zur zweiten Lanze,  
Und dieser jezt sich gleich bereit zum Tanze.

Man bringt ein andres Rosß von braunem Felle,  
Auf welches rasch der Brückenheld sich schwingt.  
Er strafft den Baum und sporn't es auf der Stelle,  
So daß der Saul sich bäumen muß und springt.  
Dann kehrt er um, und nun, mit Blitzeschnelle,  
Fliegt er zum wilden Angriff, wie beschwingt.  
Doch ward er kaum berührt im Gegenfliegen,  
So muß' er rücklings auf der Erde liegen.

Hier ist mein Schild! — so rief er, aufgestanden —  
Denn nun ist's klar, daß du ein Zauberer bist.  
Nicht werde meine Tapferkeit zu Schanden  
Hinfort an dir und an des Teufels List.  
Allein vielleicht ist noch ein Arm vorhanden,  
Der Lohn dir zu ertheilen sich vermüßt,  
Zu deiner Schmach. So lange magst du leben,  
Beschügt vom Satan, dem du dich ergeben.

Fort ging er von der Insel, dieses sagend,  
Und auf dem Schild las man Log non alsobald.  
Nach diesem nun erschienen, herrlich ragend,  
Zwei andre Ritter, edel von Gestalt;  
Allein auch sie, sich an den Kämpfer wagend,  
Erfuhren das Geschick der Andern bald.  
Am glatten Silber ward der Speer zerbrochen  
Und er wie dieser schnell vom Rosß gestochen.

Paul, Sagamor, so las man auf dem Rande  
Der beiden Schild'. Auf schwärzlich-graunem Pferd  
Erschien ein Ritter jezt am Inselstrande,  
Den Helm mit roth- und weißem Busch beschwert,  
In einem reichen Goldbrokat-Gewande,  
Besetzt mit Perlen von dem größten Werth;  
Und in der prächtigsten Kivrei umgaben  
Ihn rings umher die Reihn der Edelknaben.

Ein Ritter war's, von Namen nicht vorzüglich,  
Sohn eines Schuftes aus dem Römer-Gau.  
Der Vater, Tröddler einst, trieb später klüglich  
In Campo Merlo guten Ackerbau,  
Verfälschte das Getraid' und Maas genügend  
Und trug sich nun als großen Herrn zur Schau.  
Und daß der Sohn des Stammes Glanz vermehrte,  
Schickt' er als Freipartisten ihn zum Heere.

Der kam nun, aufgeschwellt gleich einem Balle,  
Und steif als ob ein Pfahl im Rücken sey.  
An Wehr und Schmutz erkannten gleich ihn Alle,  
Und an der reichen, prächtigen Kivrei.  
Wohl mehr als Hundert sind in gleichem Falle,  
Und sie zu nennen stünde wohl mir frei;  
Doch alles Uebel würd' ich dann beschädigen  
Und alle Gedeiret in Aufruhr predigen.

Erst tänzelt' er mit seinem Rosß gar lange  
Und tummelt' es, so gut wie er's verstand;  
Dann endlich trieb er's an zu raschem Gange  
Und nahm am Ziel der Rennbahn seinen Stand.  
Das Zeichen tönt, und mit gesenkter Stange  
Gehn Beide los; es zittert rings das Land,  
Die Ufer hallen vom gewalt'gen Pralle,  
Doch Keiner bringt den Andern jezt zum Falle.

Der Erste, der im Kampfe nicht vertrieben  
Vom Sattel ward, war dieser Römerheld.  
Drob wundern sich wohl ihrer mehr als Sieben,  
Die nimmer das von ihm sich vorgestellt.  
Nachdenklich ist der Inselmann geblieben,  
Worauf er mit den Seinen Zwiesprach hält.

Dann, zu den Schranken umgekehrt, empfangen  
Zum zweiten Ritze sie noch stärkere Stangen.

Alein auch diese brachen bald und flogen  
In kleinen Splittern auf zum Sternenherr.  
Die beiden Ritter hatten sich gebogen  
Und machten schon beinah die Sättel leer.  
Dem Römer ward der Bügel Paar entzogen,  
Und Funken sprühten aus der reichen Wehr;  
Doch ihn ermunthigt, daß von tausend Rufertn  
Sein Name wiederhallt auf beiden Ufern.

Wie im Tyrchenmeer bel'm Ost geschwinde  
Die Welle schwillt und wogt und wallt mit Macht,  
So schwillt des Römings eitles Herz vom Winde  
Des Pöbellobs, das schier ihn närrisch macht.  
Kings späht er, wo er Blid' und Größe finde,  
Und bläht sich auf in seiner Pfauenpracht;  
Und als er g'nug geprunkt mit seinem Glanze,  
Verlangt er neuen Kampf und neue Lanze.

Perinth, Perintheus sind ergrimmt und toben,  
Daß Dieser sich so lang im Sattel hält;  
Da wird nochmals Trommetenschall erhoben  
Von jener Seit', entgegen dem Gezelt.  
Die Ritter kommen während hergestoben  
Indem ein jeder seine Lanze fällt.  
Alein der Römer, stark am Helm getroffen,  
Legt sich nun auch in's Grüne, wider Hossen.

Wie rasend steht er auf und zieht den Degen,  
Und kößt ihn in die Rippen seinem Ross;  
Als härt' es an dem armen Thier gelegen,  
Daß er so plötzlich aus dem Sattel schoß.  
Drauf kehrt er sich dem stolzen Feind entgegen  
Und spricht: Wohl mußt du warten, mein Genos,  
Bis ich mit anderm Schilde dich ergöße;  
Denn diesen geb' ich nicht um viele Schöße.

Mit Lächeln spricht der Held: Ich hab' im Rennen  
Den mit erkletzt, und deshalb will ich ihn.  
Mein Schild ist wohl von größerm Werth zu nennen  
Doch siegest du, ich härt' ihn dir vertiehn.  
Der Römer spricht: Du sollst gar bald erkennen,  
Nicht sey so leicht der Schild mir zu entziehn.  
Er zückt das Schwert, und gleich erbebt, wie immer,  
Der Erde Grund; doch nicht erlischt der Schimmer.

Ein Esel kommt, mit Stiefeln statt der Ohren,  
Und statt des Schweifes wird ein Darm geschaut.  
Die Ohren-Stiefeln hau'n mit scharfen Sporen;  
Des Schweifes Inhalt macht, daß Jedem grant.  
Die Stimme schreit und seine Fersen bohren,  
Und härter als ein Demant ist die Haut;  
Und naht er sich dem Feinde — wie aus Flinten  
Schießt er gefottn' Kugeln ab von hinten.

Ein Pestgekrant entsteht auf Wellenweite,  
Nicht bloß am Ort, wohn die Kugel schlug.  
Litta di Cola naht sich keck zum Streite  
(Dies war der Name, den der Römer trug),  
Und sein Gewand ward in der Läng' und Breite,  
Mit Gold und Perlen nicht, verdrämt genug.  
Er fährt sein Schwert und haut mit Blitzschnelle;  
Doch trifft er auch, bleibt keine Spur am Felle.

Der Esel gräßt ihn mit den Klauen,  
Rühret dann den Schwweif mit schrecklicher Gewalt  
Und macht zugleich durch sein Geschrei ihm Grauen;  
Denn öfnet er das Maul, so bebt der Wald.  
Auch sind die Ohren gar nicht trüg' und hauen  
Bald auf den Kopf, auf Seit' und Schulter bald.  
Dann dreht er sich und blüzt und donnert plötzlich,  
Und malt al fresco sein Gesicht ergötzlich.

So argen Sturm kann Litta nicht ertragen,  
Wirft weg den Schild und giebt nun Herz-angelt.  
Unmähig lacht der Sieger vor Behagen  
Und stellt sich an die Schranken vor's Gezelt.  
Doch schon gen Westen lenkt die Macht den Wagen,  
Und es erscheint kein Kämpfer mehr im Felt.

Er wendet sich, um in sein Zelt zu treten,  
Da schon zum erstenmal die Söhne krächten.

Der Inselritter blieb in seinem Zelte  
Am Tag verschlossen und kam nicht hervor.  
Doch als der Mond bereits die Nacht erhellte,  
Bewillkommt von der Klug' und Gulen Chor,  
Da zeigt' er sich, wie die Trommete gelte;  
Doch schwarz war das Gewand, das er erkor,  
Schwarz war der Busch und jede Herde dunkel;  
Alein sein Ross strahl silberweiß besunkel.

Die Vagen dann, die Leuchterdienst verwalten,  
Noch gekern schwarz, wie aus der Negerrei,  
Erschienen heut als englische Gestalten  
Und änderten Gesicht und Liverci.  
Sie hatten sämmtlich schwarze Tracht erhalten,  
Und Alles lief um sie zu sehn herbei.  
Am meisten drängte sich längs den Gefaden  
Das Volk, das gerne Lortzen ist und Fladen.

Der Jüngling Averard, der bei den Proben  
Des Inselkamps bis jetzt nicht ward gesehn,  
Erscheint zuerst, den Ritter zu erproben,  
Und muß zuerst sich 'abgeworfen sehn.  
Er giebt den Schild, und, das Bist' erhoben,  
Bleibt er ein Wellchen auf der Wiese sehn  
Und spricht den Vagen zu, damit sie Thaten  
Und Namen des Gebieters ihm verrathen.

Ein Feindlein kam indes vom Inselstrande,  
Umringt von Faceln, ganz unzählig schier,  
In weißem, doch fremdartigen Gewande,  
Schön von Gesicht, anmuthig von Manier.  
Sie kam mit Ehrfurcht zu Kenoppia's Standes;  
Zwei Knappen und zwei Vagen folgten ihr,  
Beladen mit dem Schilt-Gewinn des Siegers;  
Sie aber sprach, im Namen jenes Kriegers:

Der hohe Ruhm Kenoppia's, den die Hehre  
Damals erkämpft, als sie am Flußstrand  
Sich widersezt des Feinds siegreichem Heere  
Und ihm die Palme wiederum entwandt,  
Hab' ihn hieher geführt, und ihr zur Ehre  
Hab' er so muthig im Lurner genannt.  
Er bitte drum, daß sie die würd'ge Flamme,  
Die ihm das Herz durchlodert, nicht verdamme.

Kenoppia spricht, von Schaam und Born entglommen:  
Schlecht, kleine Kuppelinn, ist euer Feld  
Bei mir mit seinen Künsten angekommen,  
Weil alles Herrenwert mir ganz mißfällt.  
Doch ihr, so häßlich und jung, die unbekommen  
Im Dunkeln bei ihm bleibt in seinem Zelt:  
Bergbanet ihr, daß er in euern Rechten  
Euch kränken darf und hier für Andre sechten?

Ich bin nur Magd, spricht Jene ganz gelassen,  
Und solcher Preis ist nicht für mich gemacht.  
Mein Herr kann nicht zu mir herab sich lassen,  
Denn er besiget Schlösser, Land und Macht.  
Kenoppia, schau wie schön, weiß sich zu fassen:  
So sagt ihm denn, versezt sie mit Bedacht,  
Ich müßte mich dem Ruth verbunden nennen,  
Den er gezeigt, zu meiner Ehr', im Kennen.

Und wenn's auch lieber mir gewesen wäre,  
Härt' er im Ernst, die Waffen in der Hand,  
Sich mir zu Lieb' erklärt für unsre Heere,  
Dhn' allen Herentrug und Zaubertand,  
Doch nehm' ich's an und danke für die Ehre;  
Und dieses sey ihm meinerseits gesandt.  
Und von der Brust, im Neben noch begriffen,  
Nahm sie ein Kreuzchen, aus Krystall geschliffen.

Drin war ein Zahn Sanct Geminians verschlossen,  
Und Papst Honorius wählte diesen Zahn.  
Dies reichete sie der Dirne, schnell entschlossen,  
Als sollt's zum Lohn der Inselheld empfan.  
Doch Diese war wie leerer Traum zerflossen,  
Raum führte nur das Kreuz die Botian an.

Die Knappen und die Pagen auch verschwanden,  
Und nur die Schilde waren noch vorhanden.

Die Namen hieß Xenoppia, und die Schilde  
Befreundter Ritter giebt sie gleich zurüd;  
Doch jene, die gehört der Feindesgilbe,  
Bewahrt sie als Trophä' und Beuteschild. —  
Indeß verfolgt sein Werk im Kampfgesilde  
Der Insefritter mit gewohntem Eiß;  
Da zeigt auf einer Seite sich am Strande  
Ein fremder Mann im gelben Kriegsgewande.

Ein Panther schmückt den Helm; zwei Spannen weiter,  
Als bei den andern Rittern, reicht sein Speer.  
Allein man steht, so zögernd kommt der Reiter,  
Er geht mit Widerwillen nur hieher;  
Und die Trommet, aufregend jeden Streiter,  
Bewirkt bei ihm das Gegentheil vielmehr.  
Nun rennt er, doch (dies zeigt die Angstgeberde)  
Nicht fortgeführt vom Muth, nur vom Pferde.

Doch schließt er fest, kemmt seine Lanze wider  
Und beißt, indem er auf den Gegner dringt,  
Die Zähne zu und senkt die Augenlieder,  
Wie einer, den nur Schaam zum Kampfe zwingt;  
Und wirft bei'm ersten Stoß den Feind danieder,  
Und Alle staunen, daß ihm dies gelingt.  
Da schallt vom Ufer rings, wie Ungewitter,  
Der laute Ruf: Vivat der Pantherritter!

Bei diesem Schall voll Staunen um sich blickend,  
Sieht er dahingestreckt den fremden Wicht;  
Und in den Sieg mit Mühe nur sich schickend,  
Schaut er ihn an und faßt sich selber nicht.  
Allein der Feind, nicht mehr die Wut erstickend,  
Die flammend schon aus allen Jägen bricht,  
Steht plötzlich auf, mit Einem Fuße stampfend,  
Und rings erbebt die Erde, wild sich krampfend.

Das Licht erlischt; mit Blitz und Donnerkrachen  
Verschwindet Augenblicks das Purpurzelt,  
Und aus dem Eiland wird ein großer Rachen,  
Der Mist und Feu und Besenreis enthält.  
Und in dem Rahne bleibt, von allen Sachen  
Und allen Leuten, die sich dort gesellt,  
Der Sieger nur sammt einem Zwerggebilde,  
Das eine Leuchte hält nebst einer Schilde.

Der Zwerg, den Schild dem Ritter übergebend,  
Sagt ihm dabei: Der Siegesband ist dies,  
Den mein Gebieter, sich von hinnen hebend,  
Der Säul' entnahm und dir ihn hinterließ.  
Nun wünscht er nur, ganz deiner Güte lebend,  
Daß, wie sich ihm dein hoher Muth erwies,  
Er so nun auch erfahre deinen Namen,  
Und welches Land erzeugt so edlen Saamen.

Der Ritter bläht sich, als er dies vernommen,  
Und sagt: Berichte deinem Herrn getrost,  
Aus Spanien sey mein edler Stamm gekommen  
Und hochberühmt bis über'n fernen Ost.  
Der Don Duirrot, in Waffen so vollkommen,  
Der Helben Fürst, der Abenteuerer Trost,  
Erzeugt' im Bund mit einer hohen Schönen  
Den Vater mir, Don Phlegethon den Schönen.

In Belschland mußten Land und Leut' ihm dienen;  
Es ist kein Ort, wo nicht sein Name blieb.  
Sein hoher Ruhm vermischte nur Turpinen,  
Der so von ihm, wie von dem Roland schrieb,  
Gleich war ihm keiner von den Paladinen,  
Er wich allein vor diese's Schwerdtes Fleb.  
Doch Alles wissen soll dein Herr, soll wissen,  
Daß Graf Culagna ihn in's Gras geschmissen.

Doch da ich nun befriedigt dein Verlangen  
(Denn was du wissen wolltest, sagt' ich dir),  
Muß auch das meine jetzt Genüg' empfangen;  
Drum seinen Stamm und Namen melde mir. —

Du sollst, versetzt das Zwerglein, Kund erlangen,  
Verlassen wir nur erst des Stroms Reiter;  
Denn Alle dort in jenen Ritterhöfen  
Verlangen auch, was du verlangst, zu hören.

Sie nahen sich demnach dem rechten Strande,  
Wo eine große Schaar von Kriegern steht;  
Und kaum befindet sich der Zwerg am Lande,  
Dringt Alles auf ihn ein und fragt und späht.  
Der Zwerg, von Zunge leicht, schlau von Verstande,  
Bleibt stehn und spricht: Hier bin ich, wie ihr seht,  
Um, was ihr Alle wissen wollt, zu sagen;  
Und Keiner soll sich über mich beklagen.

Als einstens vor der Wut der Sibyllinen  
Die Argonen flohn aus Rodena,  
Entwich der Graf Ballestra auch mit ihnen,  
Den man als Oberhaupt des Stammes sah.  
Er fand durch die Dämonen, die ihm dienen,  
Einst einen Schatz; und, seinem Schlosse nah,  
Schuf er in Bergen eine Zaubergrötte;  
Da haust er meistens mit der Geister Rotte.

Dort lebt bei ihm ein Sohn von zarten Jahren,  
Der einzige, den er hat, Melind genannt;  
Sein Gelfinn und seine Kühnheit waren  
Des alten Vaters Lieb' und Hoffnungsband.  
Von einer Jungfrau hatte der erfahren,  
Voll Eirt' und Schönheit, die an diesem Strand  
Viel Muth bewies im kühnsten Abenteuer;  
Und ihm entflammt' ein unauslöschbar Feuer.

Von seinem Flehn und Seufzen eingenommen,  
Erlaubt der Vater ihm, hieher zu gehn.  
So kam er mit der Insel angeschwommen,  
Um hier das schöne Kampfspiel zu bestehn.  
Doch der besorgte Vater sah vollkommen,  
Er sey zu jung, um eurer Macht zu stehn;  
Drum macht' er ihn durch seine Zauberwerke  
Unüberwindlich gegen Muth und Stärke.

Nie konnte sein Melind zur Erde fallen  
(Mit dieser Zauberkrast begabt' er ihn),  
Wenn nicht der feigste Krieger, unter allen  
Die auf der Erde sind, zum Kampf erschien.  
Und um je stärker war das Gegenrallen,  
Je sicher ward dem Knaben Sieg verblehn:  
Wie stets der Blitz nur wührender zerspalte,  
Was ihm die größte Här' entgegenstellte.

Ros, Speere, Waffen, sammt dem ganzen Reste,  
Kurz, was Melind umgab, war zauberhaft.  
Sog man das Schwerdt — aus war es mit dem Feste;  
Gleich ward man von der Insel fortgeschafft.  
Ein Lanzentausch war eben noch das Beste;  
Allein auch hieburch ward kein Sieg verschafft,  
Wenn nicht der Feind an Stärke und Muth Melinden  
Mehr weichen muß', als alle, die zu finden.

So spricht der Zwerg, der Ritter Schaar belehrend,  
Und wandelt schnell in Jubel ihre Wut.  
Doch Graf Culagna, sich in Grimm verzehrend,  
Krauft seine Sitzen, und, heiß von Bornesglut,  
Zieht er sein Schwerdt, sich zu dem Zwerge kehrend,  
Der gar nicht zeigt, dies schreide seinen Muth.  
Das leugst du, ruft er aus, verlogner Bauer!  
Und darthun soll mein Schwerdt es dir genauer.

Du mögtest gern mir meinen Sieg besteden,  
Doch kannst du's nicht, du mißgeschaffnes Thier!  
Schon fliegt mein Ruhm weit durch der Erde Strecken,  
Und rechtlich ward dein Herr besiegt von mir. —  
Der Zwerg läßt sich nicht ein mit diesem Geden,  
Doch beugt er tief sich vor den Rittern hier  
Und sagt zum Grafen, der noch schimpft' und leuchte,  
Nur: Gute Nacht! und löschet aus die Leuchte.

## Franz Grillparzer

ward 1790 zu Wien geboren und 1823 als systematisirter Hofconcipist bei der kaiserlichen Hofkammer daselbst angestellt. 1819 wurde er zum Privatsekretär der Kaiserin und 1832 zum Archibidirektor bei der oben genannten Behörde bestellt, nachdem er vorher mit dem Kaiser Italien bereist hatte.

Seine, meistens dramatische, Schriften sind:

- Die Ahnfrau. Wien 1817. 3. Ausgabe 1819. 5. Ausg. 1832. gr. 8.  
 Sappho, Trauerspiel. Ebendas. 1819. 3. Ausgabe 1822. gr. 8.  
 Das goldne Bließ, dramatisches Gedicht. Ebendas. 1822. gr. 8.  
 Der Gastfreund, die Argonauten, Medea. Ebendas. 1822.  
 König Ottokar's Glück und Ende, Trauerspiel. Ebendas. 1824. gr. 8.  
 Der treue Diener seines Herrn. Ebendas. 1830. gr. 8.  
 Melusina, romantische Oper. Ebendas. 1833. in 8.  
 Dramatische und andere Gedichte in Lemberg's Taschenbuch, den dramatischen Miscellen u. s. w.

Grillparzer trat zuerst mit vielem Erfolg als Anhänger des modernen Fatalismus auf, welchem Müllner durch seine Schuld die Bahn eröffnet hatte in der deutschen dramatischen Poesie, verließ aber diese Richtung wieder und wandte sich bei der Behandlung seiner Stoffe der Schiller'schen Form zu, der er im Allgemeinen treu geblieben ist. Tiefe des Gefühls, Reichthum der Phantasie, Besonnenheit und Herrschaft über Sprache und Gestaltung sind ihm eigenthümlich und weisen seinen Leistungen mit vollem Rechte einen hohen Rang an, der durch den Wel der Gesinnungen dieses Dichters würdig aufrecht erhalten wird. Wenn nicht eigentlich das lyrische Element in seinen Dramen, ihm selbst unbewußt, vorherrschend wäre und ihn nur zu häufig bei der Entwicklung und Feststellung der von ihm geschaffenen Charaktere zu Aeußerungen kranklicher Sentimentalität verlockte, die er dann wieder durch Theatereffekte zu verdecken sucht, ohne jedoch dieses irrige Bestreben selbst mit Klarheit zu erkennen, so würde Grillparzer sich den ersten Tragikern an die Seite schmiegen können, da ihm die Natur die herrlichsten Gaben verlieh, und er überall das gewissenhafteste Streben bekundet, sie für das Schönste und Edelste auszubilden und zu verwenden. — Wie groß die Schuld sei, welche seine Zeit und seine Verhältnisse an jenen Hindernissen seiner vollkräftigen Entwicklung haben, das kommt nur ihm selbst, wenigstens für jetzt noch, zu erkennen und zu bestimmen zu; andeuten darf man aber wohl, daß ihnen manche Störung bei der Ausbildung dieses wahren Dichters zur Last fällt. —

## Medea.\*)

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

## Fünfter Aufzug.

(Worhof von Kroons Burg, wie im vorigen Aufzuge; die Wohnung des Königs, im Hintergrund, ausgebrannt und noch rauchend. Mannigfach beschäftigtes Volk füllt den Schauplatz.)

(Morgendämmerung.)

(Der König schleppt Gora aus dem Pallaste. Mehrere Dienerinnen Kreusa's hinter ihm her.)

König.

Heraus mit dir! Du warst's, die meiner Tochter

Das Blutgeschenk gebracht, das sie verdarb!  
 O Tochter! O Kreusa, du mein Kind!  
 (Gegen die Dienerinnen.)

Die war's?

Gora.

Ich war's! Unbewußt  
 Trug ich den Tod in dein Haus.

König.

Unbewußt?

O glaube nicht der Strafe zu entgehn!

Gora.

Meinst du, mich schredet deine Strafe?  
 Ich hab' gesehn mit diesen meinen Augen  
 Die Kinder liegen todt in ihrem Blut,  
 Erwürgt von der, die sie gebar,  
 Von der, die ich erzog, Medea:  
 Seitdem dankt Schmerz mir jeder andre Grou!

König.

Kreusa! O mein Kind! Du Keine! Treue! —  
 Erbeute dir die Hand nicht, Ungeheuer,  
 Als du den Tod hintrugst in ihre Nähe?

Gora.

Um deine Tochter klag' ich nicht; ihr ward ihr Recht!  
 Was griff sie nach des Unglücks letzter Habe?  
 Ich klag' um meine Kinder, meine Lieben,  
 Die ich gesehn, von Mutterhänden todt.  
 Ich wollt', ihr laget alleammt im Grab,  
 Mit dem Verräther, der sich Jason nennt,  
 Ich aber wär' in Kolchis mit der Tochter  
 Und ihren Kindern, hätt' euch nie gesehn,  
 Wie eure Stadt, die Unheil trifft mit Recht.

König.

Du legst den Troß wohl ab, wenn ich dich treffe!  
 Allein ist's auch gewiß, das todt mein Kind?  
 So viele sagen's, keine hat's gesehn!  
 Kann man dem Feuer nicht entinnen?  
 Wächst Flamme denn so schnell? Nur langsam,  
 Nur zögernd kriecht sie an den Sparren fort.  
 Wer weiß das nicht? und dennoch wär' sie todt?  
 Stand erst so blühend, lebend vor mir da,  
 Und wäre todt? Ich kann's, ich darf's nicht glauben!  
 Die Augen wend' ich unwillkürlich hin,  
 Und immer glaub' ich, jetzt und jetzt und jetzt  
 Muß sie sich zeigen, weiß in ihrer Schönheit,  
 Herniedergleitend durch die schwarzen Trümmer.  
 Wer war dabei? Wer sah es? — Du? — So sprich!  
 Dreh' nicht die Augen so im Kopf herum!  
 Mit Worten tödte mich! — Ist sie dahin!

Magd.

Dahin!

König.

Du sahst's?

Magd.

Ich sah's. Sah, wie die Flammen,  
 Hervor sich wälzend aus dem Goldgefäß,  
 Nach ihr —

König.

Genug! — Sie sah's! — Sie ist nicht mehr!

Kreusa! O mein Kind! O meine Tochter! —  
 Einst — noch als Kind — verbrannte sie die Hand  
 Am Opferherd', und qualvoll schrie sie auf.  
 Bin stütz' ich, fasse sie in meinen Arm,  
 Die heißen Finger mit den Lippen hauchend;  
 Da lächelt sie, trotz ihrer bittern Thränen,  
 Und leise schluchzend spricht sie: 's ist nicht viel,  
 Was thut der Schmerz? Nur brennen, brennen nicht!  
 Und nun —

(Zu Gora.)

Wenn ich das Schwert hier zwanzigmal  
 Dir stoß' in deinen Leib — was ist's dagegen?  
 Und wenn ich sie, die Gräßliche — Wo ist sie,  
 Die mir mein Kind geraubt?

Ich schüttle dir

Die Antwort mit der Geel' aus deinem Mund,  
 Wenn du mir nicht gestehst: wo ist sie hin?

Gora.

Ich weiß es nicht, und mag es auch nicht wissen,  
 Geh' unbegleitet sie in ihr Verderben.  
 Was weilt ihr? Tödtet mich! Ich mag nicht leben!

König.

Das findet sich, doch vorher noch gestehst du!

\*) Aus: Franz Grillparzer's „das goldene Bließ. Medea.



Jason.  
(hinter der Scene.)

Wo ist sie? Geht sie mit heraus! Medea!  
(Mit dem bloßen Schwerte in der Hand auftretend).  
Man sagt mir, sie ward eingeholt! Wo ist sie?  
Ja, du hier? Wo ist deine Herrinn?

Gora.  
Fort!

Hat sie die Kinder?

Jason.  
Gora.  
Nein!  
Jason.  
So sind sie? —  
Gora.

Todt!  
Ja todt! du heuchelnder Verräther! — Todt!  
Sie wollte sie von deinem Anschau'n retten,  
Und da dir nichts zu heilig auf der Erde,  
Hat sie hinabgeschüchelt sie in's Grab.  
Steh' nur und starre nur den Boden an,  
Du rufft es nicht herauf, das liebe Paar!  
Sie sind dahin, und dessen freu' ich mich!  
Nein, dessen nicht! Doch daß du drob verzweifelst,  
Deß freu' ich mich! — Du heuchelnder Verräther!  
Haß du sie nicht dahin gebracht? Und du,  
Du falscher König mit der Geleisnermine?  
Habt ihr es nicht umstellt mit Jägerneben  
Des schändlichen Verraths, das edle Wild,  
Bis ohne Ausweg, in Verzweiflungswuth,  
Es überspringend euer Garn, die Krone,  
Des hohen Hauptes königlichen Schmuck,  
Mißbraucht zum Werkzeug ungewohnten Mords?  
Ringt nur die Hände, ringt sie ob euch selbst!

(Zum König).

Dein Kind, was suchst' es einer Andern Bett?

(Zu Jason).

Was suchst du sie, hast du sie nicht geliebt?  
Und liebtest du sie, was verstoßtest du sie?  
Laß And're, mich laßt ihre That verdammen,  
Guch Beiden widerfuhr nur euer Recht!  
Ihr spottet nun nicht mehr der Kolcherinn, —  
Ich mag nicht länger leben auf der Erde;  
Zwei Kinder todt, das dritte hassenswerth.  
Führt mich nur fort, und wolle ich nun, tödtet mich:  
Auf etwas Jen seits hoff ich nun gewiß,  
Hab' ich gesehen doch, daß Vergeltung ist.  
(Sie geht ab, von Einigen begleitet).

(Pause).

König.

That ich ihr Unrecht — bei den hohen Göttern,  
Ich hab' es nicht gewollt! — Nun hin zu jenen Trümmern,  
Daß wir die Reste suchen meines Kindes,  
Und sie bestatten in der Erde Schooß.

(Zu Jason).

Du aber geh', wohin der Fuß dich trägt;  
Besserer Nähe, merk' ich, ist gefährlich.  
Hätt' ich dich nie gesehn, dich nie genommen  
Mit Freundestreue in mein gastlich Haus!  
Du hast die Tochter mit genommen: geh!  
Daß du nicht auch der Klage Trost mit nimmst!

Jason.

Du stößt mich fort?

König.

Ich weise dich von mir.

Jason.

Was soll ich thun?

König.

Das wird ein Gott dir sagen!

Jason.

Wer leitet meinen Tritts? Wer unterstützt mich?  
Mein Haupt ist wund, verlegt von Brandes Fall!  
Wie, alles schweigt! Kein Führer, kein Geleiter?  
Folgt Niemand mir, dem einst so Viele folgten?  
Geht, Schatten meiner Kinder, denn voran,  
Und leitet mich zum Grab, das meiner harret!  
(Er geht).

König.

Nun auf, an's Werk! Dann Trauer ewiglich!  
(Auf der andern Seite ab).

(Wilde, einsame Gegend, von Wald und Felsen umschlossen,  
mit einer Hütte).  
(Der Landmann auftretend).

Landmann.

Wie schön der Morgen aufsteigt. Sät'ge Götter!  
Nach all den Stürmen dieser finstern Nacht,  
Geht eu're Sonne sich in neuer Schönheit.  
(Er geht in die Hütte).

(Jason kommt wandend auf sein Schwert geküßt).

Jason.

Ich kann nicht weiter! Weh! mein Haupt — es brennt,  
Es glüht das Blut — am Gaumen klebt die Zunge!  
Ist Niemand da? Soll ich allein verschmachten?  
Hier ist die Hütte, die mir Obdach both,  
Als ich, ein reicher Mann, ein reicher Vater,  
Hierher kam, neuerwachter Hoffnung voll!

(Knapend.)

Nur einen Trunk! Nur einen Ort zum Sterben!  
(Der Landmann kommt heraus).

Landmann.

Wer pocht? — Wer bist du Armer? todesmatt!

Jason.

Nur Wasser! — Einen Trunk! — Ich bin der Jason,  
Des Wunder-Blieses Held! Ein Fürst! Ein König!  
Der Argonauten Führer, Jason ich!

Landmann.

Bist du der Jason? so heb' dich von hinnen!  
Beflecke nicht mein Haus, da du's betrittst.  
Haß meines Königs Tochter du geküßt,  
Nicht ford're Schutz vor seines Volkes Thür.  
(Er geht hinein, die Thüre schließend).

Jason.

Er geht und läßt mich liegen hier am Weg;  
Im Staub, getreten von des Wand'rers Füßen!  
Dich ruf' ich, Tod, fähr' mich zu meinen Kindern!  
(Er sinkt nieder).

(Medea tritt hinter einem Felsenstück hervor, und steht mit einem Mantel vor ihm, das Blies wie einen Mantel um ihre Schultern tragend).

Medea.

Jason!

Jason,

(halb emporgerichtet.)

Wer ruft? — Ja, seh' ich recht? Bist du's?  
Eusehlche! Du trittst noch vor mich hin?  
Mein Schwert! Mein Schwert!

(Er will aufspringen, sinkt aber wieder zurück).

D weh mir! Meine Glieder  
Versagen mir den Dienst! — Gebrochen! — Hin!

Medea.

Laß ab! Du triffst mich nicht! Ich bin ein Opfer  
Für eines Andern Hand, als für die deine.

Jason.

Wo hast du meine Kinder?

Medea.

Meine find's!

Jason.

Wo hast du sie?

Medea.

Sie sind an einem Ort,  
Wo ihnen besser ist, als mir und dir.

Jason.

Todt sind sie, todt!

Medea.

Dir scheint der Tod das Schlimmste;  
Ich kenn' ein noch viel Kerg'res: elend seyn.  
Hätt'st du das Leben höher nicht geachtet,  
Als es zu achten ist, uns wär' nun anders.  
Drum tragen wir! Den Kindern ist's erspart!

Jason.

Das sagst du und stehst ruhig?

Medea.

Ruhig? Ruhig!

Wär' dir mein Busen nicht auch jetzt verschlossen,  
Wie er dir's immer war, du sähst den Schmerz,  
Der endlos wallend wie ein brandend Meer,  
Die einzeln Trümmer meines Leids verschlingt,  
Und sie, verhallt in Greuel der Verwüstung,  
Mit sich wälzt in das Unermessliche.  
Nicht traure ich, daß die Kinder nicht mehr sind,  
Ich traure, daß sie waren, und daß wir sind.

Jason.

D weh mir, weh!

Medea.

Du frage, was dich trifft,  
Denn wahrlich, unverdient trifft es dich nicht!  
Wie du vor mir liegst auf der nackten Erde,  
So lag ich auch in Kolchis einst vor dir.

Und hat um Schonung; doch du schontest nicht!  
 Mit blindem Frevel griffst du nach den Losen,  
 Ob ich dir zurief gleich: du greiffst den Tod!  
 So habe denn, was tropend du gewollt:  
 Den Tod. Ich aber scheide jetzt von dir  
 Auf immerdar. Es ist das letzte Mahl,  
 In alle Ewigkeit das letzte Mahl,  
 Daß ich zu dir nun rede, mein Gemahl.  
 Leb wohl! Nach all den Freuden früh'rer Tage,  
 In all' die Schmerzen, die uns jetzt umnachten,  
 In all' dem Jammer, der noch künftig droht,  
 Sag' ich dir Lebewohl, mein Gatte.  
 Ein kummervolles Leben bricht dir an,  
 Doch was auch kommen mag: halt aus,  
 Und sey im Tragen stärker, als im Handeln!  
 Willst du im Schmerz vergehn, so denk' an mich,  
 Und tröste dich an meinem größern Jammer,  
 Die ich gethan, wo du nur unterlassen.  
 Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz  
 Fort mit mir tragend in die weite Welt.  
 Ein Dolchstoß wäre Kabsal, doch nicht so!  
 Medea soll nicht durch Medeen sterben.  
 Mein früh'res Leben, eines bessern Richters  
 Macht es mich würdig, als Medea ist.  
 Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar,  
 Von wo das Blies einst Phryrus weggenommen,  
 Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,  
 Es auf, das selbst die Flamme nicht verlegt,  
 Und das hervorging, ganz und unverfehrt,

Aus der Korintherkirkian blut'gem Brande.  
 Dort stell' ich mich den Priestern dar, sie fragend:  
 Ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an,  
 Ob sie mich senden in die ferne Wüste,  
 In längerem Leben findend läng're Qual.  
 Erkennst das Zeichen du, um das du rangst?  
 Das dir ein Ruhm war, und ein Glück dir schien?  
 Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!  
 Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!  
 Du Armer! Der von Schatten du geträumt!  
 Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.  
 Ich scheide nun, leb' wohl, mein Gatte!  
 Die wir zum Unglück uns gefunden,  
 Im Unglück scheiden wir. Leb wohl!

Jason.  
 Verwalst! Mein! O meine Kinder!  
 Medea. Frage!  
 Jason.  
 Verloren!  
 Medea.  
 Dufte!  
 Jason.  
 Könn' ich sterben!  
 Medea.

Wüßte!  
 Ich geh', und niemahls sieht dein Aug' mich wieder!  
 (Indem sie sich zum Fortgehen wendet, fällt der Vorhang).

### Friedrich Melchior, Freiherr von Grimm

ward den 26. September zu Regensburg geboren und von seinen, obwohl armen Eltern, sorgfältig erzogen und gebildet. Nach beendigten Studien begleitete er den jungen Grafen von Schönburg als Führer nach Leipzig und Paris, und kam hier als Vorleser des Herzogs von Gotha mit den damaligen geistig und bürgerlich ausgezeichneten Personen Frankreichs in genaue Verbindung. Später erlangte er dadurch das Secretariat bei dem Herzog von Orleans (Egalité), wurde 1776 zum Baron ernannt und bevollmächtigter Minister des Herzogs von Gotha am französischen Hofe. Diese Stellen gab er jedoch nach Ausbruch der Revolution auf, ging nach Gotha zurück und wurde 1795 russischer Ministerresident in Hamburg. Der Verlust eines Auges nöthigte ihn, auch dieser Stelle zu entsagen, worauf er als kaiserlich russischer Staatsrath und Ritter des Wladimirordens bis zu seinem am 19. December 1807 erfolgten Tode in Gotha den Wissenschaften lebte.

Außer seinem deutschen vielfach verspotteten und getabelten Trauerspiele „Danise“ (siehe Gottsched's Schaubühne), schrieb er in französischer Sprache:

Le prophète de Bohémischbroda. Paris 1753, eristite bereits 1752 in den französischen seinen Cirkeln.  
 Lettre sur la musique française. Ebenbas. 1752.  
 Deux lettres sur la littérature Allemande. Paris 1753.  
 Correspondance littéraire, philosophique et critique. Paris 1812. 16 Bde. Supplementband von Alexander Barbier. Paris 1814. Neue vollständige Ausgabe Paris 1829 ff., 15 Bde. Deutsch im Auszuge, Brandenburg 1820—1823, 2 Bde.

Grimm's Schriften und Leben übten zu seiner Zeit nur einigen Einfluß auf das französische Volk und dessen Literatur; für Deutschland ist er im Allgemeinen völlig wirkungslos geblieben, weshalb wir uns auch, bei Anführung desselben, welche, um der Vollständigkeit willen, Statt fand, auf das so eben Mitgetheilte beschränken müssen.

### Albert Ludwig Grimm.

Von dem Leben dieses interessanten Jugendschriftstellers weiß man nur, daß er 1786 zu Schluchtern bei Heilbronn geboren und nach vollendeten Studien zu Weinheim im Wadischen als Rektor an der dasigen Stadtschule angestellt wurde, wo er noch lebt.

Er gab heraus:

Reise in die Gegend von Goldbau und Lawerz. (Heidelberg) 1807. 8.  
 David's Erbhung, Schauspiel. Karlsruhe 1811. gr. 8.  
 Kindermärchen. 2. Ausgabe Heidelberg 1817 in 12. Mit Kupfern.  
 Lina's Märchenbuch. Ebenbas. 1816.  
 Fabelbibliothek für die Jugend. Frankfurt 1816. 2 Theile.  
 Geschichten aus der heiligen Schrift. Heidelberg 1817. 2 Theile.

Märchenbibliothek für Kinder. Frankfurt 1819—1826. 7 Bde. in 8. mit Kupfern.

Christblumen, Weihnachtsgabe. Ebenbas. 1824. 2 Theile.  
 Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwald. Darmstadt 1828. 2. Ausg.

G's Jugendschriften sind vortrefflich und dem Besten anzureichen, was die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat, indem sie Gemüthlichkeit und Wärme mit einer lebhaften, anschaulichen und faßlichen Darstellung verbinden und, bei stets interessantem Inhalte, nie ihren Zweck verfehlen, die Aufmerksamkeit der kleinen Leser zu fesseln und bis zum Schluß in Spannung zu erhalten. — Dieselbe Gemüthlichkeit offenbart sich auch in den anderen Schriften des geistvollen Verfassers.

## Jacob Ludwig Karl Grimm

ward den 4. Januar 1785 zu Hanau geboren, auf dem Lyceum zu Kassel für die Universität vorbereitet und studirte von 1802—1805 die Rechte zu Marburg. Nach erlangter Doctorwürde des Rechts und später der Philosophie und einem kurzen Aufenthalt bei seinem Lehrer Savigny in Paris wurde er in Kassel bei dem Kriegskollegium und 1808 als Privatbibliothekar des Königs von Westphalen und Staatsrathsauditor daselbst angestellt. 1814 kam er als Sekretär des hessischen Gesandten mit dem verbündeten Heere wieder nach Paris, ging dann zum Congress nach Wien und besorgte 1815 einige Privataufträge seines Fürsten und des Königs von Preußen in Paris. 1816 wurde er zweiter Bibliothekar in Kassel und folgte 1830 einem Rufe nach Göttingen als ordentlicher Professor der Philosophie und Bibliothekar, wo er mit seinem Bruder vorzüglich für die tiefere Kenntniß der Literatur des Mittelalters und der Volksdichtung thätig wirkte.

Er gab heraus in deutscher Sprache:

Ueber den altdeutschen Meistergesang. Göttingen 1811. gr. 8.

Lieder der Edda. Berlin 1815. 1. Thl.

Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Ebendaf. 1815.

Irrensäule und Irrenstraße. Kassel 1816.

Deutsche Grammatik. Göttingen 1819. (2. Ausgabe 1822). 1826. 1831. 3 Thle. gr. 8.

Zur Recension der deutschen Grammatik. Kassel 1826. gr. 8.

Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828. 2 Thle.

In fremden Sprachen:

Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio Theodisca. Programm. Göttingen 1830. gr. 4.

Silva de romances viejos españoles. Wien 1831. in 16.

Gemeinschaftlich mit seinem Bruder, Wilhelm Karl G.,:

Die beiden ältesten deutschen Gedichte. Kassel 1812.

Kinder- und Hausmärchen. Berlin 1812—1814. 2 Bde. Neue Ausgabe. Ebendaf. 1819—1822. 3 Bchn.

Dasselbe, kleine Ausgabe. Ebendaf. 1825. 2. verbesserte Aufl. 1833. in 16.

Altdeutsche Wälder. Frankfurt 1813—1816, 3 Bde. in gr. 8.

Deutsche Sagen. Berlin 1817—1818. 2 Bde. gr. 8.

G. hat sich namentlich durch seine grammatischen und historischen Forschungen, in denen die tiefste und gründlichste Gelehrsamkeit und Belesenheit von dem ausgezeichnetsten Scharfsinn und dem unermüdblichsten Fleiße unterstützt wird, unsterbliche Verdienste um die genauere Kenntniß deutscher Sprache und deutschen Lebens, namentlich im Mittelalter, erworben, indem er der Erste war, welcher auf historischem Wege den Grundbau und die Durchbildung des germanischen Sprachgebietes entwickelte, so wie durch seine übrigen Untersuchungen die Sitten und Verhältnisse unserer Vorfahren in klarer Beleuchtung hinstellte und vorzüglich für die bessere Entwicklung der Ansichten über das deutsche Recht wirkte. — Ueber die hohe Stellung, welche er in diesem Gebiete der Literatur einnimmt, ist daher in unserem Vaterlande auch nur eine Stimme vorherrschend, welche sich mit der lebhaftesten und dankbarsten Anerkennung vernehmen läßt. — Mit welchem Geiste er ferner die unserer Volke einwohnende ursprüngliche Poesie aufzufassen und wieder zu geben wisse, das beweisen die mit seinem Bruder gemeinschaftlich herausgegebenen deutschen Sagen und Märchen, aus welchen wir hier Mehreres mittheilen.

## Kinder- und Hausmärchen.\*)

## Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und setzte sich an einen kühlen Brunnen. Sie hatte eine goldene Kugel, die war ihr liebstes Spielwerk, die warf sie in die Höhe und fing sie wieder in der Luft und hatte ihre Lust daran. Einmal war die Kugel gar hoch geflogen, sie hatte die Hand schon ausgestreckt und die Finger gekrümmt, um sie wieder zu fangen, da schlug sie neben vorbei auf die Erde, rollte und rollte und geradegu in das Wasser hinein.

Die Königstochter blinnte ihr erschrocken nach, der Brunnen war aber so tief, daß kein Grund zu sehen war. Da fing sie an jämmerlich zu weinen und zu klagen: „ach! wenn ich meine Kugel wieder hätte, da wollt' ich alles darum geben, meine Kleider, meine Edelgesteine, meine Perlen und was es auf der Welt nur wär.“ Wie sie so klagte, strich ein Frosch seinen Kopf aus dem Wasser und sprach: „Königstochter, was jammerst du so erbärmlich?“ — „Ach,“ sagte sie, „du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldene Kugel ist mir in den Brunnen gefallen.“ — Der Frosch sprach: „deine Perlen, deine Edelgesteine und deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn du mich zum Gefellen annehmen willst, und ich soll neben dir sitzen und von deinem goldenen Tellerlein essen und in deinem Bettlein schlafen und du willst mich werth und lieb haben, so will ich dir deine Kugel wiederbringen.“ Die Königstochter dachte, was schwächt der einsältige Frosch wohl, der muß doch in seinem Wasser bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel holen, da will ich nur ja sagen; und sagte: „ja meinnetwegen, schaff mir nur erst die goldene Kugel wieder, es soll dir alles versprochen seyn.“ Der Frosch steckte seinen Kopf unter das Wasser und tauchte hinab, es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder in die Höhe, hatte die Kugel im Maul und warf sie ans Land. Wie die Königstochter ihre Kugel wieder erblickte, lief sie geschwind darauf zu, hob sie auf und war so froh, sie wieder in ihrer Hand zu halten, daß sie an nichts weiter dachte, sondern damit nach Haus eilte. Der Frosch rief ihr nach: „warte, Königstochter, und nimm mich mit, wie du versprochen hast!“ aber sie hörte nicht darauf.

Am andern Tage saß die Königstochter an der Tafel, da hörte sie etwas die Marmortreppe heraufkommen, plitsch, plitsch! plitsch, plitsch! bald darauf klopfte es auch an der Thüre und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf!“ Sie lief hin und machte die Thüre auf, da war es der Frosch, an den sie nicht mehr gedacht hatte; ganz erschrocken warf sie die Thüre heftig zu und setzte sich wieder an die Tafel. Der König aber sah, daß ihr das Herz klopfte, und sagte: „warum fürchtest du dich?“ — „Da draußen ist ein garstiger Frosch,“ sagte sie, „der hat mir meine goldene Kugel aus dem Wasser geholt, ich versprach ihm dafür, er sollte mein Gefelle werden, ich glaubte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte, nun ist er draußen vor der Thür und will herzein.“ Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngste,  
mach mir auf,  
weist du nicht was gekern  
du zu mir gesagt  
bei dem kühlen Brunnenwasser?  
Königstochter, jüngste,  
mach mir auf!“

Der König sagte: „was du versprochen hast, mußt du halten, geh und mach dem Frosch die Thüre auf. Sie gehorchte und der Frosch hüpfte herein, und ihr auf dem Fuße immer nach, bis zu ihrem Stuhl, und als sie sich wieder gesetzt hatte, da rief er: „heb mich herauf auf einen Stuhl neben dich.“ Die Königstochter wollte nicht, aber der König befahl es ihr. Wie der Frosch oben war, sprach er: „nun schieb dein goldenes Tellerlein näher, ich will mit dir davon essen.“ Das mußte sie auch thun. Wie er sich satt gegessen hatte, sagte er: „nun bin ich müd' und will schlafen, bring mich hinauf in dein Kämmerlein, mach dein Bettlein zurecht, da wollen wir uns hineinlegen.“ Die Königstochter erschrad, wie sie das hörte, sie fürchtete sich vor dem kalten Frosch, sie getraute

\*) Aus: Jacob Ludwig Karl Grimm's „Haus- und Kinder- und Hausmärchen. Berlin 1812.

sich nicht ihn anzurühren und nun sollte er bei ihr in ihrem Bett liegen, sie fing an zu weinen und wollte durchaus nicht. Da ward der König zornig und befahl ihr bei seiner Ungnade, zu thun, was sie versprochen habe. Es half nichts, sie mußte thun, wie ihr Vater wollte, aber sie war bitterböse in ihrem Herzen. Sie packte den Frosch mit zwei Fingern und trug ihn hinauf in ihre Kammer, legte sich ins Bett und statt ihn neben sich zu legen, warf sie ihn bratsch! an die Wand; „da, nun wirst du mich in Ruh lassen, du garstiger Frosch!“

Aber der Frosch fiel nicht todt herunter, sondern wie er herab auf das Bett kam, da wars ein schöner junger Prinz. Der war nun ihr lieber Geselle, und sie hielt ihn werth wie sie versprochen hatte, und sie schliefen vergnügt zusammen ein. Am Morgen aber kam ein prächtiger Wagen, mit acht Pferden bespannt, mit Federn gepußt und goldschimmernd, dabei war der treue Heinrich des Prinzen, der hatte sich so betrübt über die Verwandlung desselben, daß er drei eiserne Bände um sein Herz legen mußte, damit es vor Traurigkeit nicht zerspringe. Der Prinz setzte sich mit der Königstochter in den Wagen, der treue Diener aber stand hinten auf, so wollten sie in sein Reich fahren. Und wie sie ein Stück Weges gefahren waren, hörte der Prinz hinter sich ein lautes Krachen, da drehte er sich um und tief;

„Heinrich, der Wagen bricht!“ —  
 „Rein Herr, der Wagen nicht,  
 es ist ein Band von meinem Herzen,  
 das da lag in großen Schmerzen,  
 als ihr in dem Brunnen saßt,  
 als ihr etne Fretsche (Frosch) was't.“ (wart)

Noch einmal und noch einmal hörte es der Prinz krachen, und meinte: der Wagen bräche, aber es waren nur die Bände, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.

### Rag und Maus in Gesellschaft.

Eine Raze und eine Maus wollten zusammen leben und Wirtschaft zusammen haben; sie sorgten auch für den Winter und kauften ein Löffchen mit Fett, und weil sie keinen besfern und sicherern Ort wußten, stellten sie es unter den Altar in der Kirche, da soll' es stehen, bis sie sein bedürftig wären. Einmals aber trug die Raze Gellisten darnach, und ging zur Maus: „hör' Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten, sie hat ein Schindchen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Tausche halten, laß mich ausgehen und halt heut allein Haus.“ — „Ja, ja,“ sagte die Maus, geh hin, und wenn du was Gutes issest, denk an mich, von dem süßen rothen Kindbettermeln tränk ich auch gern ein Löffchen.“ Die Raze aber ging geradeswegs in die Kirche und setzte die fette Haut ab, spazierte darnach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Haus. „Du wirst dich recht erlankt haben, sagte die Maus, wie hat denn das Kind geheißen?“ — „Dautab, antwortete die Raze.“ — „Hautab? das ist ein seltsamer Name, den hab' ich noch nicht gehört.“

Bald darnach hatte die Raze wieder ein Gellisten, ging zur Maus und sprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abschlagen, du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirtschaft treiben.“ Die Maus sagte ja, die Raze aber ging hin und fraß den Fettof bis zur Hälfte leer. Als sie heim kam, fragte die Maus: „wie ist denn dieser Pathe getauft worden?“ — „Dautab.“ — „Dautab? was du sagst! den Namen hab' ich gar noch nicht gehört, der steht gewiß nicht im Kalender.“

Die Raze aber konnte den Fettof nicht vergessen: „ich bin zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind ist schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal, du läßt mich doch ausgehen?“ — „Dautab, Dautab, sagte die Maus, es sind so kurtose Namen, die machen mich so nachdenklich, doch geh nur hin.“ Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Raze den Fettof rein aus und kam fett und dick esß in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?“ — „Ganzaus.“ — „Ganzaus? ei! ei! Das ist der allerbedenklichste Namen, sagte die Maus; Ganzaus? was soll der bedeuten? gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen!“ damit schüttelte sie den Kopf und legte sich schlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Raze zu Gevatter bitten; der Winter aber kam bald herbei. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, sagte die Maus zur Raze: „komm

wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar verreckt haben.“ Wie sie aber hinkamen, war alles leer. — „Ach! sagte die Maus, nun kommts an den Tag, du hast Alles gefressen, wie du zu Gevatter ausgegangen bist, erst Haut ab, dann Halb aus, dann“ — „Schweig still, sagte die Raze, oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort sprichst!“ — „Ganz aus!“ hatte die arme Maus im Mund, und hatt' es kaum gesprochen, so sprang die Rag' auf sie zu und schluckte sie hinunter.

### Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brod hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hakte, stand auf einmal eine schöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindeins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter seyn und für es sorgen.“ Der Holzhacker gehorchte und holte sein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Suckerbrod und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold und die Englein spielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reise machen; eh sie aber weg ging, rief sie das Mädchen und sagte: „liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelsreichs, zwölf darfst du aufschließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieser kleine Schlüssel öffnet.“ Das Mädchen versprach ihren Befehlen zu gehorchen; wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Thüre, und sah die Wohnungen des Himmelsreichs. In jeder saß ein Apostel und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen. Als es die zwölf Thüren aufgeschloffen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerstand es seiner Neugier, endlich aber ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Thüre aufging, sah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber schlug es geschwind die Thüre zu und lief fort; sein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück und forderte die Himmelschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte: „hast du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?“ — „Nein,“ antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte, da sah sie, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeschloffen hatte: „hast du es gewiß nicht gethan?“ — „Nein,“ sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war und sprach: „du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu seyn.“

Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüsch umzunt, so daß es ganz eingeschlossen war, der Mund war ihm auch verschlossen und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter, und schlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es Wurzeln und Blätter und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schmelze und froh, saß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab, da saß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm schien, ging es heraus, setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, daß in der Einöde ein so schönes Mädchen allein saß, und fragte es: ob es mit auf sein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nickte bloß ein wenig mit dem Kopf, da hob es der König auf sein Pferd und führte es mit sich heim und bald gewann er es so lieb, daß er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen schönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „sag' jetzt die Wahrheit, daß du die verbotene Thüre

aufgeschlossen hast, dann will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannst, bist du aber hartnäckig und willst es nicht gesehen, so nehm' ich dein Kind mit." Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Thüre nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verschwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die stumme Königin sey eine Menschenfresserin und habe ihr eigen Kind gegessen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Thüre nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Rätthe laut, die Königin sey eine Menschenfresserin und drangen darauf, daß sie für ihre gottlose Thaten gerichtet werde; der König aber ließ sie stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahre brachte sie eine Prinzessin zur Welt, da erschien die Jungfrau Maria wieder, nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie mögte ihren Fehler gestehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Aussage. Da verließ sie die Jungfrau Maria, und nahm das jüngste Kind auch mit sich.

Der König konnte nun seine Rätthe nicht länger zurückhalten, sie behaupteten, die Königin sey eine Menschenfresserin, das sey gewiß, und weil sie stumm war, konnte sie sich nicht vertheidigen, da ward sie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden war, und das Feuer rings schon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und sie gedachte bei sich: „ach, wenn ich auch sterben müßte, wie gern wölk' ich der Jungfrau Maria vorher noch gesehen, daß ich die verbotene Thüre im Himmel aufgeschlossen habe, wie hab' ich so böß' gethan, das zu leugnen!" Und wie sie das gedachte, in dem Augenblick, da that sich der Himmel auf, und die Jungfrau Maria kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feuer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „da du die Wahrheit hast sagen wollen, ist dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß sie von nun an sprechen konnte, und verließ ihr Blut auf ihr Lebtage.

### Gut Regel = und Kartenspiel.

Es war einmal ein alter König, der hatte eine Tochter, die war die schönste Jungfrau auf der Welt. Da ließ er bekannt machen: „wer drei Nächte in meinem alten Schloß wacht, soll die Prinzessin zur Gemahlin haben." Nun war ein junger Bursch, arm von Haus aus, der gedacht: ich will mein Leben daran wagen, nichts zu verlieren, viel zu gewinnen, was ist da laßg zu besinnen! Also stellt er sich vor den König und bot sich an, drei Nächte in dem Schloß zu wachen. „Du darfst Dir noch etwas ausbitten, das Du mitnimmst in das Schloß, aber von leblosen Dingen," sagte der König. — „So bitt' ich mir eine Schnigbank mit dem Schutzmesser aus, eine Drehbank und ein Feuer."

Das wird ihm alles in das alte Schloß getragen: darauf, wie es anfängt dunkel zu werden, geht er selbst hinein. Anfangs ist alles still darin, er macht sich sein Feuer an, stellt die Schnigbank mit dem Messer daneben und setzt sich auf die Drehbank. Wie es aber gegen Mitternacht geht, fängt ein Geräusch an, erst sachte, dann stärker, bis! das! hehe! holla ho! immer ärger, dann ist ein klein bißchen still, endlich kommt ein Bein den Schornstein herunter und stellt sich gerade vor ihn hin. „Geda, ruft der Bursch, noch mehr, eins ist zu wenig!" Da geht der Lärm von frischem an, dann fällt noch ein Bein herunter und noch eins und so fort, bis es neun sind. „Nun ist genug und die sind gut zum Regelspiel, aber die Kugeln fehlen noch, frisch!" Da tobt's entsetzlich und fallen zwei Köpfe herunter. Die setzt er in die Drehbank und dreht sie rund: „daß ihr gut schüppelt!" dann macht er die Beine gleich und stellt sie wie die Regel auf: „Geda! nun geht's lustig!"

Da kamen zwei große schwarze Ragen, gingen ums Feuer herum und schrien: „au! wau! was uns friert! was uns friert!" — „Zhr Narren, was schreit Zhr, setzt euch ans Feuer und wärmt euch." Wie die Ragen sich gewärmt hatten, sagten sie: „Camrad! wir wollen eins in der Karte spielen." „Ja, antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her, Zhr habt so lange Nägel, die will ich Euch erst abschneiden." Damit packte er sie am Kragen und hob sie auf die Schnigbank

da schraubte er sie fest und schmiß sie todt. Dann trug er sie hinaus und warf sie in einen kleinen Teich, dem Schloß gegenüber. Wie er die zur Ruh gebracht, und sich wieder zum Feuer setzen wollte und sich wärmen, da kamen viele schwarze Ragen und Hunde, bald aus allen Ecken und immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte, die schrien, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und machten es ganz aus. Da faßte er sein Schutzmesser: „fort ihr Gesindel!" und hieb ein. Ein großer Theil lief weg, die andern schmiß er todt und trug sie auch hinaus in den Teich. Dann blies er sich das Feuer wieder an aus einem Funten und wärmte sich.

Als er sich gewärmt hatte, ward er müd' und legte sich in ein großes Bett, das in der Ecke stand. Und als er eben einschlafen wollte, fing das Bett an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Das geht gut so, nur besser zu!" sagte er. Da fuhr das Bett, als ob's sechs Pferde, über Schwellen und Treppen: hopp! hopp! warf es um, das unterst zu oberst und er drunter. Da schleudert' er Dedern und Rissen in die Höh' und fleg heraus; „mag fahren, wer Lust hat!" legte sich zum Feuer und schloß bis es Tag war.

Am Morgen kam der König, und als er den jungen Burschen da liegen und schlafen sah, meint' er, der wäre auch todt, und sagte, es sey schade um ihn. Da erwachte der Bursch von den Worten, und wie er den König sah, stand er auf; der fragte ihn, wie es gegangen wäre in der Nacht? „Recht gut, eine wad' herum, die zwei werden auch noch herum gehn." Die andern Nächte giengs eben so, aber er wußte schon, wie es anzugreifen war, und am vierten Tag ward ihm die schöne Königstochter gegeben.

### Der Wolf und die sieben jungen Geislein.

Eine Geis hatte sieben Junge, die sie gar lieb hatte und sorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als sie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief sie alle zusammen und sagte: „liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wachrt euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, gebt auch Acht, denn er verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Pfoten könnt ihr ihn erkennen; hütet euch, wenn er erst einmal im Haus ist, so frist er euch alle miteinander." Darauf ging sie fort, bald aber kam der Wolf vor die Hausthüre und rief: „liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch schöne Sachen mitgebracht." Die sieben Geislerchen aber sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, deine Stimme aber ist rauh, du bist der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Krämer und kaufte sich ein groß Stück Kreide, die aß er und machte seine Stimme fein damit. Danach ging er wieder zu der sieben Geislein Hausthüre und rief mit feiner Stimme: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas haben." Er hatte aber seine Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die sieben Geislerchen und sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat keinen schwarzen Fuß, wie du; du bist der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und sprach: „Bäcker, bestreich mir meine Pfote mit frischem Teig," und als das gethan war, ging er zum Müller und sprach: „Müller, streu mir fein weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller sagte nein. — „Wenn du es nicht thust, so freß ich dich." Du mußte es der Müller thun.

Darauf ging der Wolf wieder vor der sieben Geislerchen Hausthüre und sagte: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas geschenkt kriegen." Die sieben Geislerchen wollten erst die Pfote sehen, und wie sie sahen, daß sie schneeweiß war und den Wolf so fein sprechen hörten, glaubten sie, es wäre ihre Mutter und machten die Thüre auf und der Wolf kam herein. Wie sie ihn aber erkannten, versteckten sie sich geschwind, so gut es ging, das eine unter dem Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter eine große Schüssel, das siebente in die Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie, außer das jüngste in der Wanduhr, das blieb am Leben.

Wie der Wolf seine Luft gebüßt, ging er fort; bald darauf kam die alte Geis nach Haus. Was für ein Jammer! der Wolf war da gewesen und hatte ihre sieben Kinder gefressen. Sie glaubte sie wären alle todt, da sprang das jüngste aus der Wanduhr, und erzählte, wie das Unglück gekommen war.

Der Wolf aber, weil er sich vollgefressen, war auf eine grüne Wiese gegangen, hatte sich in den Sonnenschein gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geis dachte

daran, ob sie ihre Kinder nicht noch erretten könnte, sagte darum zu dem jüngsten Geistein: „nimm Schwirn, Nadel und Schere und folg' mir nach.“ Darauf ging sie hinaus und fand den Wolf schnarchend auf der Wiesen liegen: „da liegt der gartige Wolf,“ sagte sie und betrachtete ihn von allen Seiten, nachdem er zum Bierhrendbrot meine sechs Kindlein hinter getroffen hat; gib mir einmal die Schere her: „Ach! wenn sie noch lebendig in seinem Leibe wären!“ damit schnitt sie ihm den Bauch auf, und die sechs Wessertchen, die er in der Eier ganz verschluckt hatte, sprangen unverfehrt heraus. Sie hieß sie gleich hingehen und große und schwere Wattersteine herbeitragen, damit füllten sie dem Wolf den Leib, nächsten ihn wieder zu, liefen fort und versteckten sich hinter eine Fede.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, so fühlte er es so schwer im Leib und sprach: „es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! was ist das? ich hab nur sechs Geiserchen gegessen.“ Er dachte, er wolle einen frischen Trunk thun, das mögt' ihm helfen und suchte einen Brunnen, aber wie er sich darüber bückte, konnte er vor der Schwere der Steine sich nicht mehr halten, und stürzte ins Wasser. Wie das die sieben Geiserchen sahen, kamen sie herzu gelaufen, und tanzten vor Freude um den Brunnen.

### Von der Nachtigall und der Blindschleiche.

Es wären einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tages aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und mögte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sen doch so gut und leih mir deins dazu, ich bring dir's Morgen wieder.“ Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr so wohl, daß sie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten sehen konnte, daß sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur,“ sagte die Nachtigall, und such einmal:

ich bau mein Nest auf jene Linden,  
so hoch, so hoch, so hoch, so hoch,  
da magst du's nimmermehr finden!

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten auch im Busch eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinaufzukriechen, Eßher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszusaugen.

### Von dem gestohlenen Heller.

Es saß ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern, und einem guten Freund, der ihn besuchte, Mittags am Tisch. Wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thüre aufgehen, und es kam ein schneeweiß gekleidetes blaßes Kindlein herein: es blickte sich nicht um, sprach auch nichts, sondern ging still in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück, und ging eben so still wieder fort. Am zweiten und dritten Tag kam dasselbige Kind wieder; da fragte der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. Der Vater antwortete, er wisse nichts davon, er hab' es auch noch nicht gesehen. Am andern Tage, als es zwölf Uhr schlug und es wieder hereintrat, so zeigte es der Fremde dem Vater, der sah aber nichts, und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nichts. Der Fremde stand auf, ging zu der Thüre, öffnete sie ein wenig und guckte hinein. Da sah er das blaße Kindlein auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenrissen graben und wühlen, wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Darauf erzählte er, was er gesehen, und beschrieb das Kindlein genau, da erkannte es die Mutter und sagte: „ach! das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist.“ Da brachen sie die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte das Kind einmal einem armen Manne geben sollen, es hatte aber gedacht, daß er kannst du dir einen Zwißack kaufen, die Heller behalten und in die Dielenrissen versteckt, und da hatte es im Graben keine Ruh und mußte alle Wittage kommen und die Heller

suchen. Sie gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kindlein nicht wieder gesehen worden.

### Die Hand mit dem Messer.

Es war ein kleines Mädchen, das hatte drei Brüder, die galten bei der Mutter alles, und es wurde überall jurädgefest, hart angefahren und mußte tagtäglich Morgens früh ausgehen, Torf zu graben auf dürrer Haidegrund, den sie zum Kochen und Brennen brauchten. Noch dazu bekam es ein altes und stumpfes Geräth, womit es die saure Arbeit verrichten sollte. Aber das kleine Mädchen hatte einen Liebhaber, der war ein Elfe und wohnte nahe an ihrer Mutter Haus in einem Hügel, und so oft es nun an dem Hügel vorbei kam, so streckte er seine Hand aus dem Fels, und hielt darin ein sehr scharfes Messer, das von sonderlicher Kraft war und alles durchschnitt. Mit diesem Messer schalt sie den Torf bald heraus, ging vergnügt mit der nöthigen Ladung heim, und wenn sie am Felsen vorbei kam, klopfte sie zweimal dran, so reichte die Hand heraus und nahm das Messer in Empfang.

Als aber die Mutter merkte, wie geschwind und leicht sie immer den Torf heimbrachte, erzählte sie den Brüdern, es müßte ihr gewiß jemand anders dabei helfen, sonst wäre es nicht möglich. Da schlichen ihr die Brüder nach und sahen, wie sie das Zaubermesser bekam, holten sie ein und drangen es ihr mit Gewalt ab. Darauf kehrten sie zurück, schlugen an den Felsen, als sie gewohnt war zu thun, und wie der gute Elf die Hand herausstreckte, schnitten sie sie ihm ab mit seinem selbigen Messer. Der blutende Arm zog sich zurück, und weil der Elf glaubte seine Geliebte hätte es aus Verrath gethan, so wurde er seitdem nimmermehr gesehen.

### Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Kinder, das waren lauter Buben, er wollte auch kein Mädchen haben, und sagte zur Königin: „wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so laß ich die zwölf andern tödten, ist's aber auch ein Bube, dann sollen sie alle miteinander der leben bleiben.“ — Die Königin gedachte es ihm auszuweichen. Der König wollte aber nichts weiter hören: „wenas so ist, wie ich gesagt habe, so müssen sie sterben, lieber hau' ich ihnen selber den Kopf ab, als daß ein Mädchen darunter wäre.“

Da war die Königin traurig, denn sie hatte ihre Söhne von Herzen lieb und wußte nicht, wie sie zu retten waren. Endlich ging sie zu dem jüngsten, den sie vor allen lieb hatte, offenbarte ihm, was der König beschloßen, und sagte: „allerliebstes Kind, geh du mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, da bleibst und kommst nicht nach Haus, einer von euch aber halte immer Wacht auf einem Baum und sehe nach dem Thurm hier, wenn ich ein Söhnchen zur Welt bringe, will ich obenauf eine weiße Fahne stecken, ist's aber ein Töchterchen eine rothe, und wenn ihr das seht, dann rettet euch, flieht in die weite Welt, und der liebe Gott behüt euch. Alle Nacht will ich aufstehen und für euch beten; wenns kalt ist im Winter, daß ihr nicht friert und ein warmes Feuer vor euch brennt, und wenns heiß ist im Sommer, daß ihr in einem kühlen Walde ruht und schlaf.“

So segnete sie die Kinder und sie gingen fort in den Wald. Oft guckten sie nach dem Thurm, und einer mußte beständig auf einer hohen Eiche sitzen und Acht haben. Bald auch wurde eine Fahne aufgesteckt, es war aber nicht die weiße, sondern die rothe Blutfahne, die ihnen den Untergang drohte. Wie die Buben sie erblickten, wurden sie alle zornig und riefen: „sollen wir eines Mädchens willen das Leben verlieren!“ da schwuren sie zusammen, mitten im Wald zu bleiben, und aufzupassen; wenn sich ein Mädchen sehen ließ, wollten sie es ohne Gnade tödten.

Darauf suchten sie eine Höhle, wo der Wald am dunkelsten war, wo sie wohnten. Alle Morgen zogen elf hinaus auf die Jagd, einer mußte aber zu Haus bleiben, kochen, und den Haushalt führen. Jedes Mädchen aber, das den elfen begegnete, war ohne Barmherzigkeit verloren; das dauerte viele Jahre.

Das Schwesterchen zu Haus aber ward groß und blieb das einzige Kind. Einmal hatte es große Wäsche, darunter waren auch zwölf Mannsheiden. „Für wen sind denn diese Hemder,“ fragte die Prinzessin, meinem Vater sind sie doch viel zu klein,“ da erzählte ihr die Wäscherin, daß sie zwölf Brüder gehabt hätte, die wären heimlich fortgegangen. kein Mensch

wisse wohin, weil sie der König habe wollen tödten lassen, und diesen zwölf Brüdern gehörten diese zwölf Hemder. Das Schwesterchen verwunderte sich, daß ihm niemals von seinen zwölf Brüdern etwas zu Ohren gekommen und wie es Nachmittags auf der Wiese saß und die Wäsche bleichte, da fielen ihm die Worte der Wäscherin wieder ein, und es ward nachdenklich, und endlich stieg es auf, nahm die zwölf Hemder und ging in den Wald hinein, wo seine Brüder lebten.

Das Schwesterchen kam gerade zu der Höhle, wo sie ihre Wohnung hatten. Die elf waren auf der Jagd und nur ein einziger daheim, der kochen mußte. Wie der das Mädchen erblickte, faßte er es gleich, und holte sein Schwert: „Ante nieder, dein rothes Blut muß den Augenblick fließen.“ Das Mädchen aber bat ihn: „lieber Herr, laßt mich leben, ich will kochen und den Haushalt führen.“ Es war gerade der jüngste Bruder, den erbarmte die Schönheit des Mädchens und er schenkte ihr das Leben. Wie die elfe nach Haus kamen und sich verwunderten, ein Mädchen lebendig in der Höhle zu finden, sagte er zu ihnen: „liebe Brüder, dies Mädchen ist in die Höhle gekommen, und wie ich es niederhauen wollte, da bat es so sehr um sein Leben, es wollt uns treu dienen und den Haushalt führen, daß ich ihm geschenkt habe.“ Die andern gedachten, daß ihnen das vorthellhaft wäre und daß sie nun alle zwölf auf die Jagd ausgehen könnten, und waren zufrieden. Da zeigte es ihnen die zwölf Hemdlein und sagte, es wär' ihre Schwester; darüber freuten sie sich alle, und waren froh, daß sie es nicht getödtet hatten.

Das Schwesterchen übernahm nun den Haushalt, und wenn die Brüder auf der Jagd waren, sammelte es Holz und Äckter, stellte zu am Feuer, bedeckte die Bettlein hübsch weiß und rein, und that alles unverdrossen und fleißig. Einmal geschah es, daß es fertig war mit aller Arbeit, da ging es in den Wald spazieren. Es kam an einen Platz, wo zwölf schöne hohe, weiße Erlen standen, und weil sie ihr so wohl gefielen, brach sie alle mit einander ab. Kaum aber war das geschehen, so stand eine alte Frau vor ihr: „ach meine Tochter, sagte sie, warum hast du die zwölf Studentenblumen nicht stehen lassen! das sind deine zwölf Brüder, die sind nun alle in Raben verwandelt worden und sind verloren auf ewig.“ Das Schwesterchen fing an zu weinen, „ach! sagte es, giebt denn kein Mittel sie zu erlösen?“ „Nein, es ist kein Mittel auf der Welt, als ein einziges, das ist so schwer, daß du sie nicht damit befreien wirst: du mußt zwölf ganzer Jahre stumm seyn; sprichst du nur ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde daran, so ist alles umsonst und deine Brüder sind in dem Augenblick todt.“

Das Schwesterchen setzte sich da auf einen hohen Baum im Wald und spann und wollte zwölf Jahre stumm seyn, um seine Brüder zu erlösen. Es geschah aber, daß der König auf einer Jagd durch den Wald ritt, und als er an dem Baum vorbei kam, stand sein Hund still und bellte. Der König hielt nun, sah hinauf und war ganz verwundert über die Schönheit der Prinzessin. Er rief ihr zu, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie schwieg aber still und nickte nur ein wenig mit dem Kopf. Da stieg der König selber hinauf und hob sie herunter, setzte sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie heim in sein Schloß, wo die Hochzeit prächtig gehalten ward. Die Prinzessin sprach aber niemals ein Wort und der König glaubte sie sey stumm. Doch hätten sie vergnügt mit einander gelebt, wenn nicht die Mutter des Königs gewesen wäre, die fing an die Königin bei ihrem Sohn zu verläumdern: „es ist ein gemeines Bettelmädchen, das du aus der Fremde mitgebracht hast, die hinter deinem Rücken die schändlichsten Dinge treibt.“ Weil die Königin nun sich nicht vertheidigen konnte, ließ sich der König verführen, und glaubte ihr endlich und verurtheilte sie zum Tod. Da ward ein großes Feuer angemacht im Hof, da sollte sie verbrannt werden. Schon stand sie in den Flammen und die Spielten an ihrem Kleide; da war eben die letzte Minute von den zwölf Jahren verfloßen, man hörte in der Luft ein Geräusch, und es kamen zwölf Raben hergestiegen und ließen sich nieder. Wie sie die Erde berührten, waren es zwölf schöne Prinzen, die rissen das Feuer von einander und führten ihre Schwester heraus. Da sprach sie ihr erstes Wort wieder und sagte dem König alles, wie es zugegangen und sie die zwölf Brüder habe erlösen müssen; und sie waren alle vergnügt, daß es so wohl geworden war.

Was sollten sie mit der bösen Stiefmutter anfangen; sie ward in ein Faß gesteckt von siedendem Oehl und von giftigen Schlangen angefüllt, und starb da eines bösen Todes.

## Das Lumpengefindel.

Hähnchen sprach zum Hähnchen: „die Mäuse sind reif, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt daran essen, eh sie das Eichhorn alle wegholt.“ Ja, antwortete das Hähnchen, „komm da wollen wir uns eine Lust miteinander machen.“ Sie gingen zusammen fort, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen oder ob sie so übermüthig geworden waren, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Ruffschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hähnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „du kannst dich nur immerhin vorspannen.“ — „Nein, sagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Rutscher will ich wohl seyn und auf dem Bod sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht.“

Wie sie sich so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebsvögel, wer hat euch geheißen in meinen Rußberg gehen, das soll euch schlecht bekommen,“ ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinen Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich auf den Bod und war Rutscher, und nun ging es fort, im Galopp: Ente lauf zu was du kannst! Als sie ein Stück Weg gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stetznadel und einer Nähadel. Die riefen halt und sagten, es werde gleich Stichpunkt werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei war es so schmutzig auf der Strafe, ob sie nicht ein wenig einsteigen könnten; sie saßen auf der Schneiderherberge vor dem Thore gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshaus, und weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war, und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sey schon voll, gedachte auch wohl, es mögten keine vornehme Passagiere seyn; endlich aber, da sie süße Reben führten, er solle das Ei haben, welches das Hähnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen und lebten in Eaus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hähnchen, holte das Ei, platze es auf und sie verzehrten es zusammen, die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesseltissen des Wirths, die Stetznadel aber in sein Handtuch, darauf stiegen sie, mit nichts die nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hofe geblieben war, hörte sie fortschnarren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunter schwamm, und das ging geschwinde als vor dem Wagen. Ein paar Stunden darnach stieg der Wirth aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Stetznadel, dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierchalen in die Augen. „Heute Morgen trifft Alles meinen Kopf,“ sagte er, und setzte sich ärgerlich in seinen Großvaterstuhl — auweh! da ward er noch schlimmer getroffen von der Nähadel und nicht an den Kopf. Da ward er vollends böß und hatte Verdacht auf die Gasse, die so spät gestern Abend gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umfah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengefindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehret, nichts bezahlet und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

## Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sagte: „seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit dem Fuß fort; sie giebt uns auch nichts zu essen, als harte Brotkrusten; dem Hündlein unter dem Tisch gehts besser, dem wirft sie doch manchmal was Gutes zu; daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm laß uns miteinander fortgehen.“ Sie gingen zusammen fort und kamen in einen großen Wald, da waren sie so

traurig und so müde, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und da Hungers sterben wollten.

Sie schliefen zusammen ein, und wie sie am Morgen aufwachten, war die Sonne schon lange aufgehtagen und schien heiß in den hohlen Baum hinein. „Schwesterchen, sagte das Bräuerchen nach einer Zeit, mich dürstet so gewaltig, wenn ich ein Brännlein in der Nähe wüßte, ich ging hin und tränk einmal, es ist mir auch, als hörte ich eins rauschen.“ — „Was hilft das, antwortete das Schwesterchen, warum willst Du trinken, da wir doch Hungers sterben wollen.“ Bräuerchen aber schwieg still und krieg heraus, und weil es das Schwesterchen immer fest mit der Hand hielt, mußte es mit heraussteigen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe, und wie sie die zwei Kinder hatte fortgehen sehen, war sie ihnen nachgegangen und hatte ein klares Brännlein in der Nähe des Baums aus dem Felsen springen lassen, das sollte durch sein Rauschen die Kinder herbeilocken und zum trinken reizen, wer aber davon trank, der ward in ein Rehtälbchen verwandelt. Bräuerchen kam bald mit dem Schwesterchen zu dem Brännlein, und als er es so glitzerig über die Steine springen sah, ward seine Lust immer größer, und er wollte davon trinken. Aber dem Schwesterchen war Angst, es meinte, das Brännlein spräche im Rauschen und sagte: „wer mich trinkt, wird zum Rehtälbchen!“ da bat es das Bräuerchen, nicht von dem Wasser zu trinken. „Ich höre nichts, sagte das Bräuerchen, als wie das Wasser so lieblich rauscht, laß mich nur gehen!“ Damit legte es sich nieder, beugte es sich herab und trank, und wie der erste Tropfen auf seine Lippen gekommen war, da lag ein Rehtälbchen an dem Brännlein.

Das Schwesterchen weinte und weinte, die Hexe aber war böse, daß sie es nicht auch zum Trinken hatte verführen können. Nachdem es drei Tage geweint, stand es auf und sammelte die Binsen in dem Wald, und suchte ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehtälbchen daran und führte es mit sich. Es suchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo jartes Gras war und sammelte das allerhöchste, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehtälbchen war dann vergnügt und spielte auf den Hügel. Abends aber, wenn Schwesterchen müde war, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehtälbchens, das war sein Kissen, und so schlief es ein; und hätte das Bräuerchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben gewesen.

So lebten sie lange Jahre in dem Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte sich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Thierlein in dem Wald und war erstaunt über seine Schönheit. Er hob es zu sich auf sein Pferd und nahm es mit, und das Rehtälbchen lief an dem Seile nebenher. An dem königlichen Hofe ward ihm alle Ehre angethan, schöne Jungfrauen mußten es bedienen, doch war es selber schöner, als alle andern; das Rehtälbchen ließ es niemals von sich, und that ihm alles Gute an. Bald darauf starb die Königin, da ward das Schwesterchen mit dem König vermählt und lebte in allen Freuden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glück gehört, das dem armen Schwesterchen begegnet; sie dachte es wäre längst im Wald von den wilden Thieren gefressen worden, aber die hatten ihm nichts gethan, und nun war es Königin im Reich. Die Hexe war so böse darüber, daß sie nur darauf dachte, wie sie ihr das Glück verderben konnte. Als im folgenden Jahr die Königin einen schönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat sie in der Gestalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad ist für euch bereitet, sagte sie, das wird euch wohlthun und stärken, kommt eh' es kalt wird.“ Sie führte sie darauf in die Badestube; wie die Königin hineingetreten war, schloß sie die Thüre hinter ihr zu, drin aber war ein Höllefeuer angemacht, da mußte die schöne Königin ersticken. Die Hexe hatte eine rechte Tochter, der gab sie ganz die äußerliche Gestalt der Königin und legte sie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam am Abend heim, und wußte nicht, daß er eine falsche Frau habe. Aber in der Nacht — sah die Kinderfrau — trat die rechte Königin in die Stube, sie ging zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Brust und gab ihm zu trinken, dann schüttelte sie ihm sein Bettchen auf, legte es wieder hinein und deckte es zu. Darauf ging sie in die Ecke wo das Rehtälbchen schlief und streichelte ihm über den Rücken. So kam sie alle Nacht und gih wieder fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Einmal aber trat sie wieder ein und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reht?  
nun komm' ich noch zweimal und dann nimmermehr.“

und that alles wie in den andern Nächten. Die Kinderfrau

wachte aber den König und sagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da sah er auch, wie die Königin kam und hörte deutlich ihre Worte:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reht?  
nun komm' ich noch einmal und dann nimmermehr.“

Aber er getraute sich nicht, sie anzureden. In der andern Nacht wacht' er wieder, da sprach die Königin:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reht?  
nun komm' ich noch diesmal her und dann nimmermehr.“

Da konnte sich der König nicht länger halten, sprang auf und umarmte sie, und wie er sie anrührte, ward sie wieder lebendig, frisch und roth. Die falsche Königin ward in den Wald geführt, wo die wilden Thiere sie fraßen, die böse Stiefmutter aber ward verbrannt, und wie das Feuer sie verzehrte, da verwandelte sich das Rehtälbchen, und Bräuerchen und Schwesterchen waren wieder beisammen und lebten glücklich ihr Lebenlang.

### R a p u n z e l.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sich schon lange ein Kind gewünscht und nie eins bekommen, endlich aber ward die Frau guter Hoffnung. Diese Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnten sie in den Garten einer Fee sehen, der voll von Blumen und Kräutern stand, allerlei Art, keiner aber durfte es wagen, in den Garten hineinzugehen. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah hinab, da erblickte sie wunderschöne Rapunzeln auf einem Beet und wurde so lästern darnach, und wußte doch, daß sie keine davon bekommen konnte, daß sie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erschrad endlich und fragte nach der Ursache; „ach wenn ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unserm Haus zu essen fröge, so muß ich sterben.“ Der Mann, welcher sie gar lieb hatte, dachte, es mag kosten was es will, so willst du ihr doch welche schaffen, krieg eines Abends über die hohe Mauer und stach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln aus, die er seiner Frau brachte. Die Frau machte sich sogleich Salat daraus, und aß sie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam. Der Mann sah wohl, daß keine Ruh wäre, also krieg er noch einmal in den Garten, allein er erschrad gewaltig, als die Fee darin stand und ihn heftig schalt, daß er es wage, in ihren Garten zu kommen und daraus zu stehlen. Er entschuldigte sich, so gut er konnte, mit der Schwangerschaft seiner Frau, und wie gefährlich es sey, ihr dann etwas abzuschlagen, endlich sprach die Fee: „ich will mich zufrieden geben und dir selbst gestatteten Rapunzeln mitzunehmen, so viel du willst, wofern du mir das Kind geben wirst, womit deine Frau jago geht.“ In der Angst sagte der Mann alles zu, und als die Frau in Wochen kam, erschien die Fee sogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit sich fort.

Dieses Rapunzel wurde das schönste Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahr alt war, so schloß es die Fee in einen hohen hohen Thurm, der hatte weder Thür noch Treppe, nur bloß ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn nun die Fee hinauf wollte, so stand sie unten und rief:

„Rapunzel, Rapunzel!  
laß dein Haar herunter.“

Rapunzel hatte aber prächtige Haare, sein wie gesponnenes Gold, und wenn die Fee so rief, so band sie sie los, wickelte sie oben um einen Fensterbalken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter und die Fee krieg daran hinauf.

Eines Tages kam ein junger Königssohn durch den Wald wo der Thurm stand, sah das schöne Rapunzel oben am Fenster stehen und hörte sie mit so süßer Stimme singen, daß er sich ganz in sie verliebte. Da aber keine Thüre im Thurm war und keine Leiter so hoch reichen konnte, so geriet er in Verweiffung, doch ging er alle Tage in den Wald hin, bis er einstmals die Fee kommen sah, die sprach:

„Rapunzel, Rapunzel!  
laß dein Haar herunter.“

Darauf sah er wohl, auf welcher Leiter man in den Thurm kommen konnte. Er hatte sich aber die Worte wohl gemerkt, die man sprechen mußte, und des andern Tages, als es dunkel



war, ging er an den Thurm und sprach hinauf:

Rapunzel, Rapunzel,  
laß dein Haar herunter!

da ließ sie die Haare los, und wie sie unten waren, machte er sich daran fest und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erschrock nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König so gut, daß sie mit ihm verabredete, er solle alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten sie lustig und in Freuden eine geraume Zeit, und die Fee kam nicht das hinter, bis eines Tages das Rapunzel anging und zu ihr sagte: „sag' sie mir doch Frau Gothe!, meine Kleiderchen werden mir so eng und wollen nicht mehr passen.“ Ach du gottloses Kind, sprach die Fee, was muß ich von dir hören, und sie merkte gleich, wie sie betrogen wäre, und war ganz aufgebracht. Da nahm sie die schönen Haare Rapunzels, schlang sie ein paar Mal um ihre linke Hand, griff eine Scheere mit der rechten und ritsch, ritsch, waren sie abgeschnitten. Darauf verwies sie Rapunzel in eine Wüstenei, wo es ihr sehr kümmerlich erging und sie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte die Fee Abends die abgeschnittenen Haare oben am Haken fest, und als der Königssohn kam:

Rapunzel, Rapunzel,  
laß dein Haar herunter!

so ließ sie zwar die Haare nieder, allein wie erkannte der Prinz, als er statt seines geliebten Rapunzels die Fee oben fand. „Weißt du was, sprach die Fee, Rapunzel ist für dich Wüste wüth auf immer verloren!“

Da wurde der Königssohn ganz verzweifelt, und stürzte sich gleich den Thurm hinab, das Leben brachte er davon, aber die beiden Augen hatte er sich ausgefallen, traurig irrte er im Walde herum, aß nichts als Gras und Wurzeln, und that nichts als weinen. Einige Jahre nachher geräth er in jene Wüstenei, wo Rapunzel kümmerlich mit ihren Kindern lebte, ihre Stimme dünkte ihm so bekannt, in demselben Augenblick erkannte sie ihn auch und fällt ihm um den Hals. Zwei von ihren Thränen fallen in seine Augen, da werden sie wieder klar, und er kann damit sehen, wie sonst.

## Sigismund Grimm, f. Meisterfänger.

### Wilhelm Karl Grimm,

der Bruder des oben erwähnten Göttinger Gelehrten, ward den 24. Februar 1786 zu Hanau geboren und mit seinem Bruder gemeinschaftlich auf dem Lyceum zu Kassel gebildet. Unter fortwährender Kränklichkeit studirte er seit 1804 gleichfalls die Rechte zu Marburg, erhielt nach seiner Genesung 1814 das Sekretariat an der Bibliothek zu Kassel und ging 1830 mit seinem Bruder als Unterbibliothekar nach Göttingen.

Von ihm selbst besitzen wir außer den mit seinem Bruder gemeinschaftlichen Schriften:

Alt-dänische Heldentlieder. Heidelberg 1811.

Drei alt-schottische Lieder. Original mit Uebersetzung. Ebendaf. 1813.

Konrad's von Würzburg goldene Schmiede. Frankfurt 1816.

Frische Elfenmärchen, übersetzt. Leipzig 1826.

Ueber deutsche Runen. Göttingen 1827.

Deutsche Heldensage. Ebendaf. 1829.

Gravo Ruodolf. Ein altdeutsches Gedicht. Götting. 1828 in gr. 8.

und lateinisch:

Do Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum. Göttingen 1830. gr. Fol.

W. K. G. erwarb sich, in schönem Eifer seinem vortrefflichen Bruder nachstrebend, große Verdienste um die altdeutsche Literatur, welche von Kennern dankbar geschätzt werden, und ihm ebenfalls einen hohen Rang unter den Forschern in diesem Gebiete der Wissenschaft erworben haben.

## Graf von Grimmenstein, f. Minnesinger.

### Johann Grob

ward um 1632 zu Lichtensteeg geboren und lebte als kaiserlicher gekrönter Dichter und Mitglied des Rathes zu Herisau im Schweizercanton Appenzell, wo er 1697 starb. Etwas Näheres über seine Person und sein Leben kennt man nicht.

Seine Schriften sind:

Dichterische Versuchgabe. Basel 1678.

Reinhold's von Freienthal poetische Spazierwäldlein. Ebendaf. 1700.

Ein nicht talentloser Dichter jener Zeit, der besonders in seinen Epigrammen Logau (S. d.) zum Muster nahm und sich nach ihm zu bilden suchte.

### Otto Friedrich von der Gröben

stammte aus einem alten preussischen Adelsgeschlechte und ward im Jahre 1657 zu Pratten in Ermland geboren. Nachdem er auf längeren Reisen seine Bildung vervollständigt hatte, wurde er Kammerjunker am preussischen Hofe, Distriktshauptmann und kommandirte als Offizier in dem preussischen Hülfskorps gegen die Türken. Er starb 1722.

Er schrieb:

Orientalische Reisebeschreibung. Marienwerder 1694.

Lebens- und Liebesgeschichte Bergonans und seiner tugendhaften Aretee. Danzig 1700 in 4.

Seine Reisebeschreibung erfreut sich eines für ihre Zeit ziemlich fließenden Styles und einer ganz interessanten Darstellung, da es dem Verfasser keinesweges an Scharfblick und klarer Lebensansicht fehlte. Das andere Werk enthält eine mit Geschick durchgeführte Allegorie im damals herrschenden Geschmack, die jedoch trotz dem großen Aufwande von Poesie auf die Länge ermüdet.

### Johann Gromann, genannt Polyander,

ward den 5. Juli 1487 zu Neustadt in Baiern geboren, wurde nach zu Leipzig vollendeten theologischen Studien daselbst Magister artium lib., Schulrektor und Amanuensis des Dr. Eck bei der bekannten Leipziger Disputation. Hierdurch mit Luther bekannt, ging er auf dessen freundschaftlichen Rath als Reformator nach Preußen und wirkte und starb dort als Dr. Theologiae und erster

lutherischer Prediger an der altstädter Kirche zu Königsberg den 29. April 1541.

Von seinen mit allgemeinem Beifall aufgenommenen und in mehrere deutsche Gesangbücher übergegangenen geistlichen Liedern ist das bekannteste: Nun lob' meine Seele den Herrn u. s. w.

### Karl Grosse

ward 1761 zu Magdeburg geboren, studirte nach daselbst erlangter Schulbildung Medicin, wurde Doctor und später Hof- und Forstrath bei dem Grafen von Stollberg zu Wernigerode und ging zufolge einiger Angaben in neuerer Zeit nach Spanien, wenigstens ist er seit 1797 ganz verschollen.

Unter den Namen „Graf von Vargas“ und „Marquis von G.“ gab er heraus.

Der Genius, aus den Papieren des M. v. G. Halle 1790 — 1794. 4 Thle. in 8.

Novellen. Braunschweig 1792. 2 Thle. in 8.

Vermischte Blätter. Braunschweig 1793. 2 Thle. in 16.

Erzählungen. Braunschweig 1793. 2 Thle. in 12.

Kleine Romane. Halle 1793, 1794. 4 Bde. in 8.

Der Dolch. Ein Roman. Berlin 1794, 1795. 4 Thle. in 8.

Spanische Novellen. Berlin 1794, 1795. 4 Thle. in 8.

Blumenzanz. Erzählungen. Bittau 1795. 2 Thle. in 8.

Kleine Aufsätze. Berlin 1795, 1796. 3 Thle. in 8.

Chlorinde. Ein Roman. Berlin 1796. in 8.

Liebe und Treue. Halle 1796, 1797. 2 Bde. in 8.

Dekameron, erster Theil. Berlin 1797. in 8.

Der zerbrochne Ring. Halle 1797. in 8. 2 Thle.

Versuche. Neue Ausgabe. Leipzig 1811. 2 Bde. in 8.

G. gefiel sich durchaus darin, ein mystisches Dunkel um seine Person zu verbreiten und bald als spanischer Grande, bald als Marquis dem gewöhnlichen Erbsse geistloser Kritiker, die es mit einem so vornehmen Manne nicht verderben mochten, zu imponiren, wofür er dann, als sie später hinter das Geheimniß kamen, nicht wenig von ihnen erbulden mußte. Seine mit Phantasie und Darstellungstalent geschriebenen Romane erfreuten sich trotz dem eines großen Publicums, das sie mit Beifall aufnahm, sind aber doch von der Fluth der Zeiten mit fortgespült worden, und jetzt fast ganz vergessen.

### Samuel Groffer

ward geboren den 8. Februar 1664 zu Pascherwitz in Kursachsen und von seinem Vater, einem Prediger, zuerst wissenschaftlich gebildet. Er studirte dann zu Leipzig, wurde 1690 an der dasigen Nikolaischule Konrektor und Magister der Philosophie, 1691 Rektor zu Altenburg und 1695 zu Görlitz, woselbst ihn die preussische Societät der Wissenschaften auch noch zu ihrem Mitgliede ernannte. Er starb daselbst den 24. Juni 1736.

Er schrieb:

Die gekängkete, aber endlich wiederum getriebene Charmosyne. Altenburg 1692 u. 1693. in Fol. Die vornehmsten Weltverderber. Ebendas. 1694. Der Ursprung des in der Welt herrschenden Sanks und Streits. Ebendas. 1695.

G. ist der Verfasser von Singspielen, die er namentlich für den Bedarf der von ihm verwalteten gelehrten Schulen schrieb, und welche sich, ganz in dem damaligen schlechten Geschmack gedichtet, durch Nichts vorthellhaft vor der Menge ähnlicher Produkte jener Tage auszeichnen.

Gustav Friedrich Wilhelm Großmann

ward den 30. November 1746 zu Berlin geboren und hatte während seiner Bildung auf der Schule und Univerſität als Sohn eines armen Schulhalters mit der bitterſten Armuth zu kämpfen. Besser wurde ſein Loos, als der preußiſche Reſident zu Danzig ihn zu ſeinem Legationsſecretär gemacht hatte. Darauf privatifirte er eine Zeitlang in Berlin und widmete ſich von Leſſing veranlaßt dem Theater, trat 1774 unter der Seylerſchen Truppe zu Gotha wirklich als Schauspieler auf und übernahm nach ſeiner Verheirathung mit einer jungen Witwe ſelbſt die Direction des Theaters zu Bonn, 1793 die der Bühne zu Mainz und endlich zu Frankfurt. Nachdem ein Theaterbrand ihm hier ſein ganzes Vermögen geraubt hatte, übernahm er die Leitung des Theaters zu Hannover, Bremen und Pyrmont, welcher er jedoch wegen ſeiner im Geiſte der franzöſiſchen Revolutionärs auf der Bühne ertemporirten Anzüglichkeiten auf höhere Staatsbeamte entſagen mußte. Die ebendeshalb erduldete ſechsmonatliche Gefangenſchaft wirkte auf ſeinen durch Trunkſucht ohnedies zerrütteten Körper und Geiſt ſo heftig, daß er kurz darauf den 20. Mai 1796 ſtarb.

Von ihm haben wir:

Singspiele nach ausländiſchen Muſtern für die deutſche Bühne herausgegeben, erſter Band, Frankfurt 1783 in 8. Schauspiele. (Wittenberg) 1806 in 8. Neue Schauspiele. Altenburg.

Einzeln:

Minna de Barnhelm, traduit de l'Allemand. à Berlin 1772. 8.  
Die Feuersbrunn, Schauspiel. Halle 1773 in 8.  
Briefe über die Seylerſche Bühne. Dresden 1775. 8.  
Wilhelmine von Blondheim, Trauerspiel. Gotha 1775 in 8.  
Pygmalion, Luſtſpiel. Dresden 1776 in 8.  
Der Barbier von Sevilla, nach dem Franzöſiſchen des Beaumarchais. Dresden und Leipzig 1776. 8. Neue Ausgabe 1784. 8.  
Henriette, Luſtſpiel. Leipzig 1783. 8. Neue Ausgabe Hamburg 1784 in 8.

Die Irrungen, Luſtſpiel. Frankfurt 1777. 8.  
Nicht mehr als 6 Schüſſeln, Familiengemälde. Bonn 1780. 8. 2. Auflage Frankfurt und Leipzig 1785. 8. Häufig nachgedruckt.  
Dramaturgiſche Nachrichten. Bonn 1780. 8.  
Adelheid von Weltheim, Schuſpiel. Leipzig 1780. 8.  
Eigenſinn und Launen der Liebe, Singspiel. Frankfurt 1783.  
Was einem Recht iſt, iſt dem andern billig, Singspiel. Ebendaſ. 1783.  
An das Gerechtigkeitsliebende Publikum. 1787, 1788. 8. ohne Druckort.  
Was vermag ein Mädchen nicht? Singspiel. Braunschweig 1789. 8.  
Papa Parletin, Schauspiel. Hannover 1791. 8.  
Leſſings Denkmal. Hannover 1791. 8.

Außerdem Epiloge, Prologe und Gedichte in Kalendern, Journalen, Almanach's u. ſ. w. und Aufſätze in dem gemeinſchaftlich mit von Hagen herausgegebenen Magazin zur Geſchichte des deutſchen Theaters und der gleichfalls von ihm mit beſorgten Cleviſchen Theaterzeitung.

G. erwarb ſich zu ſeiner Zeit großen Beifall bei dem deutſchen Publikum, indem er in ſeinen Luſtſpielen den herrſchenden Meinungen, welche man nicht immer zu verlaublichen wagte, eine könnige und kräftige Sprache lieh. Namentlich war dies in ſeiner Henriette und noch mehr in ſeinem „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln“ in welchem er die Anmaßungen der untergeordneten, geiſtig wie weltlich verarmten Glieder einer privilegierten Kaſte ſchonungslos geiſelte, der Fall, ſo daß die darüber erfreute Menge ihm Beifall zujauchzte und ihm ſeine vielen Plattheiten und Rohheiten verzieh, oder dieſelben gänzlich überſah. — Er iſt keineswegs ohne Talent, und eine große Lebhaftigkeit des Dialogs und der Darſtellung, ſo wie Erfindungsgabe und treffende, wenn auch übertreibende Zeichnung der Charaktere ſind ihm nicht abzusprechen; ſie erſtleten ſeine Leiſtungen auf der Bühne, bis dieſelben endlich durch gewandtere Luſtſpieldichter und größere Feinheit des Geſchmackes bei den Zuſchauern verdrängt wurden.

Johann Gottfried Gruber

ward am 29. November 1774 zu Raumburg geboren, ſtudierte zu Leipzig und habilitirte ſich daſelbſt als Privatdocent, vertauſchte jedoch dieſe Univerſität mit der zu Jena im Jahre 1803 und folgte darauf 1811 einem Ruf als Profeſſor der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften nach Wittenberg. 1815 ging er als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Halle, wo er noch in vollſter Thätigkeit wirkt.

Er gab heraus:

Amor und Hymen. Budiffa 1794.  
Hoſtabale und Mädchenliſt. Weißenfels 1794.  
System der Erziehungsweiſenſchaft. Leipzig 1794.  
Anleitung vernünftig und gut zu werden. Leipzig 1795.  
Suzanne. Weißenfels 1795.  
Judith. Weißenfels 1795.  
Jeſus und Sokrates. Leipzig 1796.  
Die Beſtimmung des Menſchen. Zürich 1800.  
Die Hölle auf Erden. Leipzig 1800.  
Lehnen. Leipzig 1800.  
Der Pudel auf Reiſen. Leipzig 1801.  
Sitten und Gebräuche der merkwürdigſten Nationen. Leipzig 1803. 2 Thle.  
Pragmatiſche Anthropologie. Leipzig 1803.  
Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes. Leipzig 1806. 2 Thle.

Wörterbuch zum Behuf der Aeſthetik. Weimar 1810. Th. I.  
Wörterbuch der altklassiſchen Mythologie. Weimar 1810.  
Sophiens Lieblingsſtunden. Leipzig 1811.  
Water Berthold. Leipzig 1812.  
Wann hört ein Mädchen auf, ein Kind zu ſeyn? Leipzig 1812.  
Herder's Leben. Leipzig 1805.  
Sonnenberg's Leben. Halle 1807.  
Wieland's Leben. Halle 1815. 2 Thle.

Vorzüglich durch ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit und durch ſeine äſthetiſchen und kritiſchen Forſchungen hat ſich G. große Verdienſte um unſere Literatur erworben, indem er reiche Belesenheit und gründliche Kenntniß mit ſelbſtſtändiger Klarheit und geiſtiger Schärfe verbindet, und es iſt beſonders zu bedauern, daß ungünſtige Verhältniſſe die Fortſetzung ſeines Wörterbuchs zum Behufe der Aeſthetik hemmten. — Seine Leiſtungen im Gebiete der Erzählung ſind dagegen unbedeutend und wohl nur als Verſuche zur Erholung von ernſteren Arbeiten zu betrachten.

## Beaumarchais. \*)

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de, geb. zu Paris 1732, gest. das. 1799) war, wie La Harpe sich ausdrückt, „eine Composition der merkwürdigsten Sonderbarkeiten, selbst in seinem, an dem Sonderbaren so reichen Jahrhundert. Im Privatstand geboren und nie denselben verlassend, erwarb er große Reichthümer, ohne eine Stelle zu bekleiden; machte große Handelsunternehmungen, ohne in Paris etwas mehr als ein Weltmann zu seyn; hatte auf dem Theater ein Glück ohne Beispiel mit Betzen, die nicht einmal die ersten vom zweiten Range sind (?); erhielt einen glänzenden Ruhm und machte ganz Europa von sich sprechen wegen dreier Prozesse, die bei jedem andern als ihm so unbekannt geblieben wären, als sie lächerlich waren; erwarb sich einen dauernden Ruf als Mann von Talent, und großem Talent, durch eine Gattung von Schriften, die man am schnellsten vergißt, durch Memoiren und Prozeßangelegenheiten; war lange Zeit beschimpft als ein grausamer und boshafter Mensch, ohne etwas Böses gethan zu haben. Ohne Zweifel war ein solches Leben sehr außerordentlich, nicht minder aber waren es die Eigenschaften, die sich in ihm vereinten, und besonders diese vollkommene Gleichstimmung seines Charakters und Geistes mit der Zeit, worin er lebte, und den Umständen, in denen er sich befand.“

In der That wird man nicht leicht ein so interessantes Leben finden, als das von Beaumarchais, denn Geist, Charakter und Umstände sind hier so eigen, daß man mit gleicher Wahrscheinlichkeit von der einen Seite ein Ungeheuer und ein Gewebe von Abscheulichkeiten, von der andern einen Mäcyrer des Guten und Wahren und ein rafflos edles Streben in ihm darstellen kann, und dies alles in so eigenthümlichen Gesichtspunkten, daß dadurch der feinste Scharfsinn des Psychologen und das moralische Urtheil des Menschen nur um so mehr Reiz zur Untersuchung und Entscheidung erhält. Man halte nur die Anklagen gegen ihn als Dieb, als Giftmischer, Mörder zweier Weiber, Betrüger, Verräther, boshaften Intriguanten, Untergraber der Sittlichkeit und Tugend, gegen seine fast romanhafte Brudersliebe, seine Gutmütigkeit, Wohlthätigkeit, Freimütigkeit, Offenheit, und denke der Zeugnisse, die man ihm gab als einem Mann von Gefühl und Herzlichkeit, als einem zärtlichen Gatten, liebevollem Vater, treuem Freunde, munterem Gesellschafter, als einem Menschen, der seinen Einfluß nie anders als zum Guten gebraucht hat, um einerseits die hier herrschende Verwirrung, so wie von der andern Seite den Reiz nach Ergründung zu begreifen. Glücklicher Weise für Beaumarchais sind es die Guten, die ihm das legtere Zeugniß geben, und erfreulich muß jedem, der ihm große Stunden verdankt, der Umstand seyn, daß der rechtschaffene La Harpe mit steigenden Gründen jene Beschuldigungen von ihm wendet. Wenn nun aber auch die meisten derselben als Verklumdungen seiner Feinde erkannt sind, so hört doch das Interesse für die Geschichte seines Lebens nicht auf, sondern es findet sich vielmehr ein neues darin, zu erfahren, wie und wodurch er sich so wüthende Feinde gemacht habe.

Er war, wie Rousseau, eines Uhrmachers Sohn, und erlernte in früheren Jahren die Kunst seines Vaters, in welcher sein Genie sich zuerst hervorthat, denn er war der Erfinder einer neuen Art von Hemmung in den Uhren, die nicht unbedeutend gewesen seyn kann, weil sie ihm von einem berühmten Uhrmacher freitlig gemacht ward. Die Akademie der Wissenschaften, welche die Werke beider untersuchte, entschied für den jungen Caron. Demungeachtet wählte er aus eigenem Triebe andere Studien, und zum Glück für ihn fiel seine Neigung auf die Musik, die gewöhnlich eine Empfehlung in der Welt und ein Mittel zum Zutritt in die gute Gesellschaft ist, denn sie ist eine Vergnügung derselben. Er spielte mehrere Instrumente, vornehmlich die Harfe, die damals Mode zu werden anfing, und durch die er selbst, als ein sehr angenehmer Liebhaber, so sehr Mode wurde, daß die Prinzessinnen ihn zu hören wünschten. Die Reichen der Gnade, die er von ihnen erhielt, weckten bald die Eifersucht. Er hatte natürliche und erworbene Vorthelle für sich: dies waren Ansprüche, um Schutz zu erlangen, damit verunkelte er aber auch die, die solchen suchten, und am Hofe kommt man, bloß durch die Mittel zu gefallen, nie so weit, ohne denen, die nur durch ihre Stelle oder Rang dort sind, sehr zu misfallen. Beaumarchais war bei Mesdames nicht mehr des Uhrmachers Sohn: er war und wollte seyn ein Mann von Welt, der sich durch seinen Geist, durch angenehme Talente und Geschmack

geltend macht, was ihm auch nicht fehlte. Das angezeichnete Vertrauen, das man in ihn setzte, das Mißverhältniß zwischen seiner Geburt und dem, was er geworden war, seine natürliche und hiedurch noch vermehrte Geschicklichkeit, welche den ihm zugebachten Verdruß immer mit guter Art auf den Urheber zurückwarf, seine Leichtgläubigkeit in Ton und Betragen, die bisweilen bis zu Indistretion ging und die Verachtung gar nicht verhehlte; alles das schürte eine Blut geheimen und glühenden Hasses gegen ihn, der auf nichts Geringeres ausging, als ihn gänzlich zu verderben, wenn er nicht gerettet gewesen wäre, wie niemand hatte glauben können; denn alle seine Waffen ruhten in ihm, und er nur konnte sie führen. Hier war keineswegs ein Mann, den bloß Eitelkeit trieb, in höheren Sirkeln eine Art von Glanz sich anzulügen, sondern sein Ehrgeiz suchte ganz andre Befriedigung, wobei ihn das Glück begünstigte und sein Verstand ihm seine Verbindungen trefflich benutzte ließ. Während man ihn bloß für einen Gesellschaftsmenschen hielt, der auch allenfalls leidliche Werke machte, entwarf sein Geist die größten Handels-Projekte, öffnete ihm seine bloße Ueberredungsgabe das Cabinet des Ministers (Raupeau), so daß er, ohne eine öffentliche Stelle zu bekleiden, ein Mann von wichtigem Einfluß war, und ohne ein Handelshaus zu haben, die wichtigsten, verwickeltesten Handelsgeschäfte trieb. Nur das Glück, welches die meisten seiner Unternehmungen krönte, sah man, nicht aber die rastlose Thätigkeit, womit der feurige Mann alles betrieb, nicht die unwichtige Klugheit, womit er alles anordnete und einleitete, nicht den Rath, der an keinen Hindernissen erlahmte, und kurz, man ahnete in ihm nicht einen so überlegenen Geist. Diesen lernte man erst in seinem ganzen Umfang im Jahr 1770 kennen, wo ihn, nachdem man längst die abscheulichsten Verklumdungen über ihn ausgebreitet hatte, endlich ein Prozeß wegen einer Erbschaftsangelegenheit vernichten sollte, welchem unmittelbar ein anderer wegen vorgeblicher Befetzung folgte, eines dritten, des Kornmannischen, nicht zu gedenken. Beide erste Prozesse verlor er auch wirklich bei dem Parlement Ranpeau, er ward für bürgerlich ehelos erklärt, ja es stand auf dem Punkt, daß er von dem Senker gebrandmarkt werden sollte: allein obchon ein anderer Gerichtshof späterhin alle diese Sprüche kassirte und ihn in sein Vermögen wieder einsetzte, so war dies doch nicht der eigentliche Triumph, den er hiebei feierte, sondern dies war es, daß ganz Europa an ihm Anteil nahm, daß zu eben der Zeit, wo der Gerichtshof ihn für ehelos erklärt hatte, die öffentliche Meinung ihn ehrte, daß an demselben Tage, wo der Spruch gegen ihn ergangen war, der Prinz Conti ihn im Triumph auführte, und ganz Paris, dessen Beispiel folgend, wetteiferte, den vorher verschrieenen und gehafteten Mann öffentlich zu ehren und zu lobpreisen. Und die Hauptursache zu einer so auffallenden Erscheinung! — Ist in eben der, vorher noch so wenig gekanten und kaum geahneten, Geisteskraft, in dem großen Talent des Verfolgten, die sich jetzt zum Schrecken seiner Feinde, so wie zum Vergnügen und zur Bewunderung des ganzen gebildeten Europa offenbarten, zu suchen, indem er in mehreren Mémoires den Gang seiner Rechtsache auf eine Art darstellte, daß alle nicht Verblendeten sagten: wenn Beaumarchais die Hälfte ihres Vermögens verlange, im Weigerungsfalle sie mit einem Mémoire bedrohend, so würden sie ihm sogleich die Forderung zugestehen; ja daß sogar Voltaire, von deren Lösung enttäuscht, nicht ohne Anwandlung von Eifersucht gegen den Verfasser blieb.

Wie fern Schriften dieser Art von einer Würdigung an diesem Orte scheinen könnten, so muß ihrer hier doch gedacht werden, denn sie sind nicht bloß Meisterstücke der Darstellungs-kunst, sondern zugleich als ein Schatz von Satire, Wit, des feinsten dialektischen Scharfsinns, des waissten Komischen zu betrachten, voll bekändiger Abwechslung, immer regen Lebens und eines Feuers, das sich jedem Leser mittheilt; sie haben alles Anziehende eines geistreichen Romans, und mußten um so mehr anziehen, da sie Wahrheit enthielten, und der so geistreiche, interessante Darsteller immer in Gefahr schwebte, Ehre und Leben zu verlieren. Nicht aber bloß als Schriftsteller, auch als Mensch erschien er darin von den interessantesten Seiten, und unvermerkt nahm der, dessen Geist man bewunderte, auch das Herz in Anspruch, welches er so sehr für sich gewann, daß er, trotz jedem Richterspruch, immer gerechtfertigt dastand. Besonders gewann er die Herzen durch die abgedrungene Episode von seiner Reise nach Spanien, die uns Trautchen durch Göthe's Trauerspiel Clavigo bekannt genug ist, denn der darin auftretende Beaumarchais ist derselbe, von welchem wir hier sprechen, und man kann sich ungefähr von der Darstellung in jenen Memoiren einen Begriff machen, wenn ich sage, alles, was Göthe dem Beaumarchais in der ersten Zusammenkunft mit Clavigo sagen und thun läßt, sey wörtlich aus diesen Memoiren genommen.

\*) Aus Grubers Wörterbuch zum Behuf der Kritik Bd. I. S. 531.

Laharpe urtheilt über sie, er zeige in seinem Styl etwas von Montagne, von Rabelais und von Swift; von dem ersten die starken Ausdruck und die naive Wendung, von dem zweiten die drohenden, unerwarteten und originellen Einfälle, von dem letzten die Erfindung satyrischer Formen und Abbiegungen, die den Schlag lange Zeit erwarten lassen, damit er desto stärker treffe: alles dies auf die eigentümlichste Weise in ihm verschmolzen. Auch hier, sagt er, finde ich jene Einstimmung des Talents mit den Umständen, des Menschen mit den Dingen, welche das Prinzip großer Erfolge ist.

Werfen wir aber jetzt auch einen Blick darauf, wie er als Mensch nach Geist und Charakter darin erscheint, so finden wir eine feurige Einbildungskraft, die sich immer mit voller Energie ihres Gegenstandes bemächtigt, bei dieser aber so durchdringenden Verstand, so treffende Beurteilungskraft, so viel übersehende Klugheit, daß er seiner Einbildungskraft stets Herr bleibt. Neben diesen Eigenschaften wohnte in ihm ein so vollkommener Geschäftsgestir, daß das Verwickelteste ihn nur wie Spiel beschäftigte und vermöge seiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmsten war, und eine so regsame Thätigkeit, die sich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konnte, sondern immer alles aufbot, um den vorgesezten Zweck zu erreichen. Bot ihm nun sein durchdringender Verstand die richtigen Mittel an die Hand, so sicherten ihm sein Muth und seine Kraft den Erfolg, zumal da seiner Ueberredungskunst nicht leicht jemand widerstand, seine Gleichheit der Laune ihn vor Zagheit bewahrte, beständige Gegenwart des Geistes ihn den geltenden Augenblick ergreifen und Festigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Eise, empfindsam ohne weichberzige Schwäche, frühlich ohne Unbesonnenheit, nie das Spiel seiner Leidenschaften, kalt in Gefahr, stark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichsten Lage weder Gleichmut noch Selbstgegenwart, und konnte seine Lage stets übersehen und ihr stehen. In diesem allen nun noch eine ausgebreitete Welt- und Menschenkenntnis, Wiß, List, Gewandtheit, Streben nach Auszeichnung: wie viele Eigenschaften fehlen ihm denn noch zum großen Manne! Beaumarchais, wo er auch gestanden hätte, würde sich überall ausgezeichnet haben, und das Ministerium, das ihn öfters mit Schlichtung bedenklicher Expeditionen beauftragte, wußte dies sehr gut; allein er sollte sich auf eine eigne Weise auszeichnen, und hier ist es, wo sich allererst die Eigentümlichkeit seines Wesens auf das deutlichste offenbart. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung setzten; aber auf welche Weise! Wäre sein Ehrgeiz mit schaler Eitelkeit befriedigt gewesen, so durfte er nur die Rolle des angenehmen Gesellschafters fortspielen; wäre Geiz die Triebfeder seines Strebens nach Vermögen gewesen, so hätte er nicht auf eine so glänzende Weise gewagt; hätte bloßer Kaufmannsgeist ihn befehl gehabt, so hätte er nicht nach des Schriftstellers Ruhm gestrebt; zum bloßen Schriftsteller geboren, hätte die merkwürdliche Speculation keinen Reiz für ihn gehabt: dies alles aber vereinigete sich in ihm so innig, daß man nicht umhin kann, anzunehmen, sein noch so verschiedenartiges Streben habe überall nur Einen Grund in der eigentümlichen Organisation seines Geistes gehabt. Lebhafter Geist der Intrigue war es, der ihn besetzte, der ihn zu den gewagtesten Unternehmungen trieb, in den verwickeltesten am meisten sich gefallen, und, weil er selbst zweideutig ist, ihn auch zweideutig erscheinen ließ, indem die Grenzen, wo hier Wiß und Bosheit, List und Lüge in einander laufen, sehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zu dem andern führen, oft unmerklich sind. Gall, der den Diebesinn, das Savoir faire, die List so nahe zusammenstellte, daß er Cartouche, Pitt und Moliere verbrüdern könnte, hat hier auch die bewährtesten psychologischen Beobachtungen für sich, und könnte, da er in die Nähe jener Organe auch den Kunsstinn und das Dragan der Poesie stellt, am leichtesten erklären, wie Beaumarchais auch zum Dichter wurde. Daß vornehmlich die dramatische Poesie ihn anzog, erklärte sich aus eben jener Eigentümlichkeit seines Geistes, so wie eine nähere Beachtung seiner dramatischen Werke diese selbst wieder näher zu erkennen giebt.

Beaumarchais hat der Bühne etliche Dramen der ersten Gattung, eine Oper und etliche Lustspiele in dieser Zeitfolge geschenkt: 1) *Eugenio*, Drama in 5 Akten in Prosa, 1767. 2) *Les deux amis*, ou *le Négociant de Lyon*, Drama in 5 Akt. in Prosa, 1770. 3) *Le Barbier de Séville*, Lustspiel in 4 Akten 1775. 4) *La folle Journée*, ou *le Mariage de Figaro*, Lustspiel in 5 Akten, 1785. 5) *Tartare*, Oper in 5 Akten, 1787. 6) *La mère coupable*, Drama in 5 Akten, in Prosa, 1797. — Alle diese Stücke sind auch auf der deutschen Bühne hinlänglich bekannt, und wir alle erinnern uns eines so lebhaften Enthusiasmus für Figaro, daß auch unsre Damen Kopfzeuge à la Figaro und à la Suzanne trugen. In Paris war dieser Enthusiasmus so groß, daß das Stück hundertmal nach einan-

der aufgeführt wurde, der Bühne 500,000, dem Verfasser 80,000 Livres eintrug. Wie wenig auch ein enthusiastischer Beifall bisweilen für den wahren Werth beweisen mag, so setzt er doch immer eine gewisse Auszeichnung voraus, gesetzt auch, daß diese nur in der Neuheit bestünde: entzückt aber ein Werk auch lange nachher noch, wenn die Neuheit ihm keinen Reiz mehr verleiht, so muß es wol wesentlichere Verdienste haben, und dies ist bei Figaro's Hochzeit gewiß der Fall. Bei diesem und dem ihm vorhergehenden *Intriguestück* war Beaumarchais ganz in seiner Sphäre, und mußte daher auch einen glänzenden Erfolg haben.

Mancher könnte sich vielleicht wundern, daß er diese Sphäre nicht sogleich fand, sondern mit dem ersten Drama debutirte; allein das jugendliche Gemüt neigt immer ehe zum Kühnens denn hin als zum Lächerlichen, und es mag vielleicht Beaumarchais dem Menschen günstig angerechnet werden, daß er Gemüt zeigte, bevor er in eine Gattung kam, wo das Gemüt des Dichters sich verbirgt. Indeß auch dort ist ein Streben nach Intrigue sichtbar, wenigstens darin, daß immer auf Situationen und Imbroglio hingearbeitet ist, die in den beiden *Freuden* fehlerhaft werden, weil sie zu fein und mithin zu wenig natürlich angelegt sind. In diesen ersten Dramen wetteiferte Beaumarchais mit Diderot; beiden mißfiel das Eitelkühnliche in der Theaterstücken ihrer Nation, beide suchten einen andern Weg einzuschlagen, geseien darum aber auch nicht außerordentlich. Ueberhaupt ist das, daß Beaumarchais fast in Allem von dem hergebrachten sich entfernte, ein Hauptgrund, warum er so vielfältig schief beurteilt wurde. Liegt man die Urtheile der Palissor's über ihn, so sollte man meinen, es sey von einem nur mittelmäßigen Schriftsteller die Rede, und selbst Laharpe möchte ja die Dramen desselben kaum unter denen des zweiten Ranges als vorzüglich nennen. Da man nun, wenigstens bei diesem letzteren, keine feindselige Absicht voraussetzen kann; so weiß ich mir so auffallende Urtheile in der That nicht anders zu erklären, als daß man dabei von zu einseitigen Ansichten französischer Kritik ausging. Wie sich aber in solch einem Mannes Kopf die Welt anders spiegeln mußte, als in gewöhnlichen Köpfen, so wollen auch seine Werke nicht nach gewöhnlichem Maasstab gemessen seyn. Wenn nun aber dieser Maasstab der richtige wäre? — Das aber ist eben das Problematische hiesel, und es kommt erst darauf an, die Prinzipien der französischen Kritiker gegen die, welche Beaumarchais in zweien Abhandlungen vor seiner Eugenie und seinem Figaro aufgestellt hat, auszugleichen. Selbst jene haben diesen Abhandlungen den Vorzug vielen Geistes und Wißes nicht absprechen können, behaupten aber einstimmig, der Fehler schlechten Geschmacks sey darin nicht minder groß. Da fragt sich aber schon weiter, ob auch jedermann das für schlechten Geschmack halten wird, was ihnen solcher scheint. Richtiger dürfte vielleicht seyn, was Laharpe von diesen Abhandlungen sagt, ihr Verfasser habe darin eine Theorie für seine Schule aufgestellt, weil er andere Theorien nicht gekannt habe. Dies sey dahin gestellt; denn er könnte ja wol auch eine neue entworfen haben, weil ihm die alten nicht gefielen. Warum hat man die seinige denn nicht auch geprüft? Man würde gewiß gefunden haben, daß Beaumarchais, wenn er auch nicht gerade das Rechte immer völlig traf, doch auf einem Wege war, der zu dem Rechten führt. Unter dem Artikel Aufzug haben wir schon der Einrichtung der Zwischenakte in seiner Eugenie gedacht; sie war nicht die glücklichste, die Idee davon aber zweckmäßig; vielleicht finden wir etwas Aehnliches in dem, was er in Ansehung des ersten Drama und des Intriguestücks gesagt hat. Senes aber können wir, nach unserer Einrichtung, erst unter Schauspiel, dieses unter Intriguestück würdigen, wo wir Figaro's Hochzeit als Beispiel nehmen; und so bleibe denn einstweilen diese Angelegenheit auf sich beruhen. Nur was im Allgemeinen zur Charakteristik von Beaumarchais dient, suchen wir jetzt zu vollenden.

Gewiß war es nicht zu verwundern, wenn ein so angefeindeter Mann, als er, der vier volle Jahre dazu gebraucht hatte, um seinen Figaro auf die Bühne zu bringen; so daß Laharpe ihm einst sagte, wie viel Geist und Wiß ihn auch die Verfertigung des Stückes gekostet haben möge, so müsse er doch ungleich mehr gebraucht haben, um dessen Aufführung zu bewirken; nicht zu verwundern, sag' ich, ist es, wenn solch ein Mann die verschiedensten Urtheile über seine Werke eben so wol als über sich selbst mußte fällen sehen. Er konnte indeß, wie er es auch war, ganz ruhig seyn, denn nie hat ein Unparteiischer leugnen können, daß wahrhaft komisches Genie, reiche Ader von Wiß, eben so belustigende als klühe Satyre in seinen Stücken athme, und daß, während Scherz, Wunsterkeit und Laune die Phantastie zum gefälligsten Spiel einladen, der scharfe und tiefe Blick des Welt- und Menschenkenners den Verstand zu den wichtigsten Betrachtungen auffordern kann.

Als Künstler giebt ihm Bouetweck mit Recht das Zeugniß, daß er die raffinierteste Feinheit mit der schlauesten Kunst zur Verstärkung des komischen Effekts benutze, und jeder gesteht ihm Meisterschaft in der Intrigue zu. Das vorzüglichste seiner Theaterstücke ist nach La harpe der Barbier von Sevilla, an welchem dieser Kunststücker Zeichnung und Haltung der Charaktere lobt, die Mittel der Intrigue zwar schon gebraucht, allein durch Zwischenfälle und Dialog neu findet, und endlich sagt: „es ist kein Akt, in dem sich nicht eine sinnreich kombinierte Situation fände, pikant und lustig in ihrem Detail; das ganze Stück verwickelt sich von Akt zu Akt stärker, und entwickelt sich auf die glücklichste Weise im letzten.“ — Andere ziehen den Figaro vor, und ich pflichte gern dem deutschen Beurteiler bei, der dieses Lustspiel, wie es da ist, eine Schilderung der großen Welt zu Paris, ein Meisterstück der französischen Literatur nante. Gleichwertiges Dichterverseer belebt die entferntesten Punkte. Nie stockt die Handlung, welche wir in echter Manier und Sprache des Plautus vorgehen sehen. Das Salz seiner Satyre dringt wie scharfe Lauge ein, und doch lieben wir den weisen Spötter.

Desto schillmer nur, rufen hier die Segner aus, denn je schöner, je reizender, desto verderblicher ist dieses verführerische, durchaus unmoralische Schauspiel. Dieses ist gewöhnlich die letzte und gefährlichste Anklage, welche man gegen ein Kunstwerk vorbringt, und bei welchem Schriftsteller konnte man diese Anklage scheinbarer vorbringen, als bei diesem seiner Unmoralität halber ohnehin so verschrienen? Alles kommt hier auf Beantwortung der Frage an, in wiefern der komische Dramatiker das Komische von der moralischen Seite zu nehmen habe; eine Frage, die erst unter dem Artikel Komisch in ihrem ganzen Umfang kann beantwortet werden, die wir aber doch hier nicht ganz übergehen wollen. Keiner von allen Kritikern hat sie, in Beziehung auf Figaro, schärfer gefaßt, als der schon erwähnte deutsche, und ich achte daher für gut, ihn einweilen hierüber sprechen zu lassen, weil gerade das, was er sagt, am besten dient, uns zur Vollendung unserer Charakteristik zu führen.

„Jedes Kaster,“ sagt er, „strafte sich durch das Gift, welches es erzeugt; dies recht heraus zu holen und sichtbar zu machen, darin — und nicht in Sentenzen, gezwungenem Zusagenlohn und Strafe des Kastens — liegt die wirksamste Moral. Ist dies geschehen? Oder ist es gemindert? War verdeckt? Bei der Beantwortung dieser Frage kommt es auf die Bestimmung folgender an: wenn man, frei von Vorliebe jeder Art, ohne Pedanterie und ängstliche Forderung, ohne finstere Moral und stiefe Anhänglichkeit an irgend eine Nation, den Figaro liest; wirkt er Heiterkeit, Drang zum Guten, Wohlwollen? Welche Empfindungen läßt er zurück? Fürwahr! man genießt die kraftvolle Arbeit einer blühenden Imagination; — aber doch — wenn es nun zu Ende gelesen ist — was bleibt? Alle Sinne sind gereizt, unser Herz, unser ganzes Wollen, ist ergriffen und nicht befriedigt. Die Seele gleicht in diesem Zustand einem Iden Tausaale, den nach durchschwelgter Nacht der erste Sonnenstrahl beschämt. Welche abgenutzte Menschen überhaupt! Welche Sitten, mit denen es so weit herunter ist, daß der mindere Grad von Schändlichkeit — Honnêteté heißt! Nirgends Unbefangenheit! Überall gekünstelte Menschen! Selbst die, die hier die guten Menschen sind, — wie weit dürfte man sich wol ohne Gefahr mit ihnen einlassen? Dieser Figaro! — Man kann ihm nichts vorwerfen, freilich! Wie aber, wenn endlich die Gräfin . . . ? Suzanne? — Sie steckt so schlau dem Grafen das Briefchen zu; viel zu schlau für eine Ungebildete. Wie wenn nun einst: . . . dürfen wir etwas garantiren? Wie? — Die Gräfin und Cherubin — was für Momente! Was für Schutzwehr? — Noch einmal, so wie wir sie sehen, d. h. so wie sie gegen uns gedreht sind, kann man ihnen nichts vorwerfen; wir wissen es wohl. Aber bei der nächsten Campaigne zu Agnäs Fresca! Wie da? Über welchem gefährlichen Abgrunde kämpft ihrer aller Jugend schon, wie find sie an diesen Abgrund so wollüstig-interessant hingeführt! So — daß, wenn sie fallen, uns die Verzeihung erleichtert, schon abgedungen worden ist. Figaro, dieser Davos! freilich diesmal für die gute Sache; wer aber unter Einem Dache mit ihm wohnt, kann er, wenn der Hausriegel innen vorgeschoben ist, sich nun ruhig in seinem Bette strecken? Was kann er nicht alles ertragen und verbergen! Eifersucht, diese unbändige Leidenschaft! Wie ist er ihr Herr und Meister zu allen Zeiten! Figaro ist der größte praktische Philosoph; denn ich er der nicht, was ist er denn? — Man darf dem Verfasser den Vorwurf machen: er plausantirt über das Verderben seiner Zeit so, daß das Verderben freundlicher aussieht, wie die Tugend. Was Nord und Tod in aller Welt verursacht, endigt hier in lauter Frölichkeit; wer sollte sich hier nicht wünschen, so ewig zu leben! Und doch ist alles Blendung. Das Gemälde ist nicht treu! Den Überdruß des Wollüstlings, seine etle

Langeweile, den Kummer der Gräfin, ihr trostloses Verblühen, Figaro's Karger, das mächtige Gefühl: ich werde undankbar verrathen! Dies alles hat der Dichter versteckt. Wäre es, ohne Sentenzen, in die Handlung verwebt, dann würde das Meisterstück Figaro Jahrhunderte leben: aber an die Stelle dieser Dinge kommen Ceremonien, die Menge zu locken und zu erhalten; Epigramme, welche die Resultate von Beaumarchais Erfahrung sind; deren Bitterkeit, uns unbewußt, vielleicht seitens Revange giebt. Einige wenige erbittert der Stachel, der Pause sieht lachend vor dem Bilde des schrecklichsten Verworfenes der Menschheit, der Abschwächung aller Kräfte (?), und heiter hingeführt gesteht die Nation ein: „Ja, so sind wir!“

Und sollte selbst dieses eingeständene: So sind wir, nicht eine Rechtfertigung für den Dichter enthalten? Das Gemälde ist nicht bloß von sprechender, es ist von schreibender Keckheit, und trotz aller Lustigkeit, mit der es gegeben ist, doch so wenig geschmeichelt, daß ich meine, eben in dieser Lustigkeit liege eine bis zum Tod verwundende Verachtung. Beaumarchais wenigstens war sich dessen recht wohl bewußt, denn — sein Figaro ist Er, sein Graf Almaviva der damaligen französischen Großen Repräsentant. Hierüber wollen wir uns zuvor verständigen.

Daß in dem Figaro Beaumarchais selbst dargestellt sey, hat La harpe außer Zweifel gesetzt. Dieser Figaro ist ein Kammerdiener, allein das thut nichts, er ist Schriftsteller, Philosoph, Dichter, hat seine Studien gemacht, ist bisweilen Philosoph und immer Intrigant, stolz auf seine Talente und Verdienste, und hat durch dies alles das sonderbarste Schicksal. „O wunderliche Reihe von Begebenheiten! Wie ist mir das alles begegnet? Warum gerade das und nichts anders? Wer hat dies Loos auf mein Haupt geheset? Zwangungen, eine Bahn zu durchlaufen, die ich betreten habe, ohne es zu wissen, hab' ich sie mit so viel Blumen bestreut, als es meine Lustigkeit zuließ; und noch obendrein sag' ich da meine Lustigkeit, ohne zu wissen, was das Ich eigentlich ist, mit dem ich mich beschäftige; erst ein gestaltloses Gemisch unbekannter Bestandtheile; alsdann ein armseliges schwaches Wesen; ein kleines schäckerhaftes Thier; ein Jüngling, dürftend nach Vergnügen; mit allen Antrieben zum Genuß, alle Gewerbe treibend um nur zu leben; hier Herr, dort Knecht, wie es der Dame Fortuna einfällt! Ehrgeizig aus Eitelkeit, arbeitsam aus Noth, faulenzend mit der süßesten Bönne! Knebler in der Gefahr, Dichter aus Miße, Muffus bei Gelegenheit.“ — Und was will dieser Mensch? Was soll er? — Einen Gedanken verfaulichen, den Beaumarchais in seinem *Tarare* also ausdrückte:

Homme, ta grandeur sur la terre  
N'appartient point à ton état;  
Elle est toute à ton caractère.

Figaro erklärt sich hierüber deutlich genug: „Woll Sie ein großer Herr sind, bilden Sie sich ein, ein großer Geist zu seyn. — Adel, Vermögen, Rang, ansehnliche Posten, das macht alles sehr stolz! Aber womit haben Sie so viele Güter verdient? Sie haben sich die Mühe gegeben geboren zu werden; und weiter nichts: übrigens ein sehr gewöhnlicher Mensch! während daß ich, Sapperment! verloren in der dunkeln Menge, mehr Wissenschaft und Berechnung habe anwenden müssen, um nur mein Leben zu fristen, als man seit hundert Jahren gebraucht hat, um alle spanischen Provinzen zu regiren; und Sie wollen mit mir kämpfen?“

Nur zu deutlich ist hier die Tendenz des Stückes ausgesprochen: Opposition des Selbes gegen konventionelle Größe, Übermacht der Klugheit über den Druck der Gewalt, Sieg der schlauberechnenden Beharrlichkeit über dunkelhafte sichere Anmaßlichkeit. Darum glaube ich sehr gern, was Beaumarchais sagt, daß sein Zweck gewesen sey, den Grafen durchkreuzt, ermüdet, in allen seinen Absichten verbindend, gedemüthigt darzustellen; und dies ist die Hauptveränderung, die man das lustigste Wortspiel zu dem blutigsten Trauerspiele, — der französischen Revolution, nennen könnte. Hätten sie in diesem vorgehaltenen Spiegel doch ihre wahre Gestalt erkennen, und des Dichters Sarkasmus beherzigen wollen, jene Großen! „Ich bekenne,“ sagt er, „daß zwar das vergangne Menschen-geschlecht meinem Stück sehr geglichen hat, daß das künftige Geschlecht ihm ebenfalls sehr gleichen wird; daß aber das tzt lebende nicht die mindeste Ähnlichkeit damit hat.“ Wäre dies nicht tauben Ohren gepredigt gewesen, so hätten sie als Resultat dieses Lustspiels wahrscheinlich die heilsame Warnung gehabt: Wie könnte es euch ergehen, wenn es dereinst denen, die jetzt, durch ihren Stand gezwungen, Gewalt durch List zurücktreiben, einsele, sich gegen euch zu verschwinden! Welche Figur würdet ihr dann machen! Welchen Part habt ihr denn eigentlich? — In euch seht ihr nichts, die euch helfen könnten, habt ihr gegen euch erbittert, kaum werden die euch bleiben, die am festesten an euch hingen, denn euer Selbstsinn, euer

Wollknein haben sie auch entfremdet; der Leerheit innen, der Berachtung von außen Preis gegeben, steht ihr euerm hohem Nichts jämmerlich gegenüber.

So und nicht anders muß dieses Lustspiel angesehen werden, und ich sehe wahrlich nicht, wie sich ein Kaiser durch das selbst erzeugte Gift auffallender selbst strafen könne. Bedenkt doch nur die Situation genau, in der sich der Graf am Ende befindet. Bei Figaro unterliegend, Susannens Spielwerk, seiner Bedienten heimlicher Spott, bleibt ihm nichts übrig, als reuig der beleidigten Gemalin zu Füßen zu sinken. Gütig, wie sie ist, verzeiht sie; aber — es wird gar sehr darauf ankommen, ob er dieser Verzeihung sich würdig machen wird, denn schon hatte sein sträfliches Benehmen sie dahin gebracht, ihre Neigung an andere Wesen zu heften. Glücklich Weise ist dies Wesen jetzt nur ein Kind, und es ist häufig der Fall, daß die volle Liebe der verschmähten Gattin sich auf ein Kind lenkt; die Neigung ist auch hier erst im Aufkeimen: allein ich will eben nicht für die nächste Campagne zu Agnäs Frescas stehen; das Kind wird ein Jüngling, die Neigung kan zärtlicher und ernster seyn, — wofern der Herr Graf durch die bisherige Lektion noch nicht klug geworden sind. Bis auf diesen Punkt mußte alles geführt werden, und so könnte es wol gar seyn, daß gerade das am strengsten getadelt worden wäre, was, genau besehen, ein Vorzug des Stückes mehr ist. Jedoch von hier an bleibe jedem die weitere Untersuchung einstweilen selbst überlassen.

Habe ich nun aber mit dieser Rechtfertigung des Stückes den Dichter selbst gerechtfertigt? Beaumarchais hat sich in seinem Figaro gemalt: Dieser Figaro aber, nimt er es etwa mit der Moral zu genau? Das möchte ich nun freilich nicht behaupten, denn seine Moral sieht jener Politik allzuähnlich, der die Mittel durch den Zweck heilig werden, und die den Egoismus der Jugend unterzuschieben versteht. So wie Figaro's Philosophie zum Materialismus, so neigt seine Moral zum Genuß hin, und wo ihm dieser entrückt wird, da hält er — aus Revange — sich manches erlaubt, was eine strengere

Moral sich wol verbieten dürfte: indeß muß man hierbei doch so billig seyn, nicht zu vergessen, daß seine Wünsche weder übertrieben noch an sich tadelhaft sind, und daß man nichts der Easerhaftigkeit Ähnliches an ihm bemerkt. Ist er nicht moralisch, so ist er doch auch nicht unmoralisch; er hat eine Moral, aber als ein kluger Mann, den die Welt polit hat; der deswegen vor einer Intrigue sich eben nicht scheut, (die Welt selbst, meint er, zwingt ja zu Intriguen), allein der darum doch nicht boshaft ist. Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß auch Beaumarchais moralischer Charakter diesem entworfenen Bilde wenigstens nicht sehr unähnlich könne gewesen seyn; er mochte lustiger Streiche fähig seyn und sich dieselben erlauben, allein daß er niederträchtig gewesen sey, bezweifle ich sehr. La Harpe weiß ihm nur zwei schlechte Streiche vorzuwerfen, ein Gedicht gegen die christliche Religion, das er kurze Zeit vor seinem Tode verfertigte, und daß er seinen würdigen Gegner im Kornmannischen Prozesse, Bergasse, unter dem Namen Bergaß auf eine unwürdige Weise in der schuldigen Mutter, seinem letzten, nicht gleich vorzüglich gerathenen Drama auf die Bühne gebracht. Jenes war die Folge seiner enthusiastischen Bewunderung Voltaires, die ihm in der zu Rehl von ihm veranstalteten Ausgabe von dessen Werken, mehrere Tausende kostete, dieses einer gereizten Empfindlichkeit; zweideutiger erscheint er in dem berühmtesten Streit mit der als Ritter so berühmten Demosfene d'Éon, wo es scheint, daß er durch die, in London über das damals zweideutige Geschlecht des Ritters angestellten, großen Betten einen beträchtlichen Gewinn zu machen gedacht. Dieses konnte ihm seine Moral wol erlauben, denn auf die Neugier und Narheiten der Menschen zu spekuliren, schien ja der Handelsmoral von jeher erlaubt, und ist zum Handwerk zu gehören. Sollte er tatsächlich hierbei gehandelt haben, so hat er während der Revolution durch eine Jahre lange, oft schreckliche Todesgefahr und dem Verlust von dem größten Theile seines Vermögens dafür gebüßt. Daß ihm am Ende der Tod auf seinem Bett übertrachte, ist wirklich das letzte Wunderbare in seinem Leben.

## Anastasiu8 Grün

soll nach allgemeinem Dafürhalten ein fingirter Name, und der wirkliche Verfasser der unter demselben erschienenen Werke Anton Alexander Graf von Auersperg (geboren zu Thurn am Hart in Krain am 11. April 1806 und abwechselnd daselbst oder in Wien lebend) seyn, doch hat sich dieser bisher nirgends öffentlich selbst dazu bekannt, und wenn auch Alles für diese Annahme spricht, so hat doch Niemand das Recht, es gewiß zu behaupten, wie das voreilig bereits zu wiederholten Malen geschehen ist.

Von Anastasius Grün ist erschienen:

Blätter der Liebe. Stuttgart 1830.

Der letzte Ritter. Romanzenfranz. Stuttgart 1830.

Schutt. Dichtungen. Leipzig 1835. N. A. 1836.

Gedichte. 8. Leipzig 1837. 340 S. 2 Thlr.

Einzelne Gedichte in Zeitschriften und Almanachen u. s. w.

Zugeschrieben werden demselben Verfasser die anonym herausgekommenen:

Spaziergänge eines Wiener Poeten. Hamburg 1831. N. A. 1832.

Mit Allem ausgerüstet, was Anspruch auf Dichterruhm geben kann, mit der redlichsten Gesinnung erfüllt, kämpfend und leidend für Wahrheit und Recht, hat Anastasius Grün doch einen Weg eingeschlagen, der, wenn ihn Viele nachahmend betreten, wie das bereits geschehen ist, zu großen Verirrungen führen muß. Der Schade, welcher dadurch der freien Ausbildung und Fortgestaltung der Poesie in Deutschland erwachsen kann, ist nicht zu berechnen und es scheint uns eine unerlässliche Pflicht, dies in einem Werke, welches der reinen, unbestechlichen Anerkennung alles Großen und Schönen in unserer Nationalliteratur gewidmet ist, unbeschadet der innigen und starken Verehrung, die wir der Individualität dieses Dichters zollen, wenigstens anzudeuten. Ehe wir es jedoch aussprechen, muß den vortrefflichen

und seltenen Eigenschaften, wie sie Anastasius Grün in nicht geringem Maße besitzt, ihr volles Recht widerfahren. Diese sind eine Tiefe und Wärme des Gefühls, wie sie nur einem Gemüthe eigen seyn können, welches einen unversteglichen Quell von Liebe in sich schließt; Reichthum der Phantasie, sich in den kühnsten, farbenfattetsten Bildern offenbarend und doch von ruhiger Besonnenheit verwalltet und angewendet, eine zauberhafte Anmuth der Sprache neben außerordentlicher Kraft und die durchgebildetste Vollendung der Form, die überall den vollkommenen Meister beurkundet; kurz was ein gütiges und günstiges Geschick dem Erbsohne, den es zum Dichter bestimmte, bei seiner Geburt nur in die Wiege legen kann, das ist ihm zu Theil geworden und er hat sich mit gewissenhaftem Eifer bemüht, alle jene Gaben auf das Pflichtgetreueste auszubilden. Das jetzige Deutschland hat daher vollkommen Recht, wenn es einen seiner bedeutendsten lyrischen Dichter in ihm erkennt und begrüßt.

Die Klage, welche Goethe einmal so entschieden über und gegen den Verfasser dieser Zeilen äußerte \*), daß die jetzige Zeit an einer allgemeinen Krankheit, der Subjectivität leide und unsere Nation daher im Rückschreiten und in der Auflösung begriffen sey, muß bei diesem Dichter auf das Entschiedenste wiederholt und ausgesprochen werden. Er hat den Culminationpunkt dieser Richtung erreicht. Krank von dem Jammer unserer Tage, der sein großes, reiches Herz erfüllt und peinigt, giebt ihm die Welt der Objecte, die er mit dichterischem Auge in sich aufnimmt, mit dichterischer Hand ordnet und

\*) S. Eckermann, Gespräche mit Goethe. Leipzig 1836. Bd. I. S. 237 fgd.

zurecht stellt, nur Gelegenheit, sein Ich mit all dem ganzen Farbenspiel seiner Empfindungen, deren Mehrzahl trübe ist, in seinen Poesieen vorzuführen; daher schafft er, wie es der Poet soll, keine Welt, er reproduciert nur eine längst erschaffene, begränzte, einfarbige, von ihm selbst nicht mit voller Freiheit aufgefaßte, die seines leidenden Innern, und da er selbst bei seinem reichen Geiste das fühlen muß, so bietet er alle Schätze und Kräfte seiner Phantasie auf, um durch den schönsten äußeren Schmuck der Silber, durch die Anmuth und Mannichfaltigkeit des Gewandes, in das er seine Gedanken hüllt, durch die überraschendsten Wendungen, mit denen er seine Ideen uns vorführt, diesen großen Mangel zu verdecken.

Seine Poesieen ermangeln daher der Gesundheit; diese werden wir an ihm desto schmerzlicher vermissen, je mehr er uns zu gewähren vermag, je mehr er uns durch den Zauber seiner Rede zum Mitgefühl und Mitleid hinreißt. Wird aber diese Weise, diese Verhüllung der Krankheit durch Glanz, der gerade jetzt, wo Alles sich von der freien Natürlichkeit abzuwenden droht, leichter noch befehlt, vorherrschend in der Geschmacksrichtung und von minder begabten Schülern, die sich um diesen eigenthümlichen Meister reihen, nachgeahmt, so müssen diese, um die Leere ihres Innern zu verdecken, Gegenstände und Gedanken in den Kreis der Poesie hineinziehen, welche der Natur derselben durchaus fern liegen und wir treten in der lyrischen Poesie einer Periode entgegen, die hinsichtlich ihrer Verirrungen und ihres falschen, unnatürlichen Geschmacks noch verderblicher wird, als es je die Periode der Hoffmannswaldau-Lohenstein'schen Unnatur gewesen seyn kann.

### Der Thurm am Strande.\*)

#### 1.

Ich lag im weichen Gras, gelehnt auf Trümmer,  
An Istriens vom Lenz umblähtem Strande;  
Der Himmel quoll in abendroth'gem Schimmer,  
Das Meer erglomm im purpurrothen Brande.

Sie wollen flammend brenn' in Eines fließen,  
Nicht sieht das Aug', wo Meer und Luft sich trennen,  
Wie sich zwei Lippen an einander schließen  
In Einem ew'gen Liebestuß zu brennen.

Von Liebe wollen Flur und Hain erzählen,  
Das ist rings ein Ererbthen, Flüstern, Rosen!  
Die Wellen hüpfen an's Gestad' und hehlen  
Sich flüchtig Rüsse von des Strandes Rosen.

Sie legen Nachts gar heimlich und behende  
An's Land der Muscheln farbenreich Geschmeide,  
Daß Morgens an der Liebe zarter Spende  
Der Rosen Aug' sich beim Erwachen weide.

Doch du dort, alter Thurm, ob' und zerfallen,  
Wißt du nicht auch von Lieb' ein Wörtlein sagen?  
Mich dünkt es, deine morschen Quadern fallen  
Ein böses Lied aus alten, bösen Tagen!

Dein Antlitz blickt so ernst, als ob es zürne,  
Und finstres Moos ist dämmernd drauf zu schauen,  
Wie auf des Denkers tiefgefurchter Stirne  
Die dunklen und gedankenschweren Brauen.

Wohl dämmert's in dir von Erinnerungen,  
Wie Schuldbewußtseyn in des Sünders Herzen,  
Du finstere Geselle, rings umschlungen  
Von rothen Schäkern und verlebten Scherzen!

Ob deinem Thor ein Wappen, moosumwoben!  
Ein Löwe ist's, das Evangelium haltend!  
Venedig, ha, dein Leu! Wohl muß ich loben  
Des Einbild's Wahl, dein ganzes Seyn entfallend!

\*) Aus: Schutt, Dicht. v. Anast. Grün.

Der Mähne Königsmantel schüttelend, Leue,  
Doch nicht verläugend das Geschlecht der Kage!  
Das heil'ge Buch des Glaubens und der Treue  
Erhoben hoch, — doch in betraukter Lage!

Großmüthig, wenn gesättigt schon vom Worden,  
Und sanft, wenn du gebändigt mußt erliegen,  
Dein Thron die Klust, drin nie es Tag geworden,  
Und doch voll Glanz und Ruhm und Kraft und Siegen!

Sprich, und was wolltest du am Thurme dorten?  
Ich ahn's, ein Kerker war's! Als Kerkermeister  
Hat sich der Leu gelegt vor seine Pforten,  
Denn gern in Haft hielt selber er und Geister!

Sieh hin jetzt: du zertreten, er zerschlagen!  
Sieh selbst dein Werkzeug: Ketten, Eisenklingen  
Im Purpurschmuck des Ross's, am Siegeswagen  
Der Freiheit, als entthronte Zwingerprangen!

Selbst in die Quadern, die den Thurm dir tragen,  
Ist elast der Freiheit frischer Hauch gefahren,  
Daß sie in wilder Lust aus ihren Fugen,  
Sich selbst entknechtend, tanzelten in Schaaren!

Die Klagen, die sie hörten, tönen wieder  
Aus ihrer Warmorbrust, die Schmerzgeweihten;  
Es sankte drauf sich dunkler Ephen nieder,  
Die immergrüne Siegle der Zeiten.

Ein Delbaum spritzt nicht fern, den Schutt verschönernd,  
Und Rosen rankten dran die jungen Triebe;  
Zur Menschenfaat des Passes pflanzt verschönernd  
Natur so gern den Frieden und die Liebe.

Doch wie die Lüfte flüstern heimlich leise,  
Und wie die Wellen rauschen auf und nieder,  
Wehn aus den Trümmern, still, in düst'rer Weise,  
Zu mir herüber des Gesangens Lieder:

#### 2.

„Ich war bescheidener Sonnettendichter,  
Im Qualm Venedigs zündend Himmelslichter,  
Gebundene Rede meistend wohlbedächtigt,  
Gebundner Hände jezo minder mächtig.“

Da lieg' ich nun gleich einem schlechten Verse,  
Verrenkt, gezwängt, vom Wibel bis zur Fersel,  
Die Ketten klappernd wie unreine Reime,  
In äbler Form vermischt die schönsten Reime!

Bor'm Thor San Marco's hielt ich Siekta gerne,  
Betrachtend irdische und Himmelssterne;  
Einst ungefähr, vertieft ganz in ihr Blicken,  
Blies einer Projektion im Weg ich fzen.

Eink in Fenice's höchstem Logenrange  
Sah ich ein schönes Kind mit heit'rer Wange;  
Ich sog empor, — da saß der alte Doge  
In einem Winkel, ach, derselben Loge!

Zum Unglück reimt' ich einmal auf: Tyrannen  
In einem Klinggebiß das Wort: von dannen!  
Ein andermal fiel mir auf: Senatoren  
Kein andrer Reim just ein, als: Ridacohern!

Die Reime, traum, sind reine, regeltreue,  
Ich brauchte gleich sie wieder ohne Reue;  
Doch meinten drauf die Herrn, auf mein Sonnette  
Sah's keinen bessern Reim mehr, als: die Kette!“

#### 3.

„An's Meer, gleich diesem, baut die Kerker alle!  
Ringsum nur Meer, endloser Himmel drüber!  
Setzt eures Sklaven enge, dunkle Halle  
Der Freiheit und Unendlichkeit gegenüber!“

Daß, wenn er schuldig, selbst der Wellen Rosen  
Ihm Nachts und Tags von seiner Schuld erzähle,  
Und fort und fort ihm laut der Brandung Losen  
Des Herrn Gerichte donare in die Seele!



Daß, wenn er schuldlos, nicht an's Ohr euch bringe,  
Euch nicht den Schlummer löre seine Klage,  
Daß sie des Meeres Rauschen ganz verschlinge,  
Daß sie des Abiandes Flügel weiter trage!

Ich kimm' empor zum hohen Fensterbogen,  
Und tralle fest mich an des Stitters Stäben!  
Da, endlos seh' den Ocean ich wogen,  
Nur fern, gar fern ein weißes Segel schweben!

Ach, meiner Freiheit Bild! Nicht stieh so schnelle!  
Es eilt mein Herz dir nach, nicht kann es rasten,  
Es schwebt als Möwe über dunkler Welle  
Und klammert schreyend sich an deine Masten!"

## 4.

„Ihr, denen in die Hände ward gegeben,  
Wenn sich's die Hand' etwa nicht selbst genommen,  
Das Recht, zu schalten über Menschenleben,  
Kennt ihr des Menschenlebens Sinn und Frommen?"

Ich rath' euch, walt aus eurer goldnen Klausel  
Einmal hinaus in Frühling's Sonnenblicke,  
Doch laßt mir sein den Doctorschuh zu Hause,  
Die grüne Brille, Coder und Perücke!

Und wenn, von all dem Licht und Glanz entborget  
Ein leiser Abglanz schlich in eure Seele,  
Dann ist es Zeit, dann weilet nicht, und sorget  
Daß Flinte, Beil und Messer euch nicht fehle.

Seht dort den Rosenstrauch im Duftmeer stutzen!  
Das Messer her, vom Stamme ihn zu trennen! —  
Er liegt im Staub, und scheint nun zu verbluten  
Aus so viel Wunden, als da Knospen brechen.

Seht ihr die Lerche hoch im Frühroth schwimmen?  
Das Feuerrohr herben, und streckt sie nieder! —  
Vor euch im Rasengrün mit leisem Wimmern  
Beriegt die holde Duellle süßer Kieder.

Seht dort der Aude Haupt die Wolken grüßen!  
Die Art herbei, den Stamm ihr zu zerklüften! —  
Da liegt die Riesenseiche euch zu Füßen,  
Ihr Stierberchschein ist ein süßes Dästen.

Und will euch Behmuth nun in's Herz, so lenket  
Heimwärts den Pfad, und nehmt an eurer Schwelle  
Den Säugling aus der Gattian Arm, und senket  
Eu'r sinnend Haupt zu seiner Lockenhelle.

Und denkt des Baum's, zerspellt zu todten Trümmern,  
Und denkt der Knosp', erlöst im Todesbeben,  
Und denkt des Kindes, aufgels't in Wimmern,  
Und ahnt es leis, was ein Menschenleben!"

## 5.

„Des grauß Königspiel will ich nun spielen,  
Und laden vor Gericht nun meine Richter!  
Es drückt das goldne Szepter euch zur Schwelien,  
Doch hoch empor das feine schwingt der Dichter!"

Ihr könnt die Ebenbürtigkeit nicht tabeln  
Des Geiß's in mir, ihr folget Purpurträger!  
Er wird zum Throne diesen Schemel adeln  
Und vor die Schranken rufen eure Kläger!

Da sprach die Kette meines Arms: Bey Erzen  
Schließ einst ich samst und tief in ew'gen Nächten!  
Was rißt ihr mich dem Berge aus dem Herzen,  
Solch unbewehrte Arme zu umflochten?

Der Abbildung Quadern sprachem drauf: Wie trugen  
Am Dom des Herrn einst mit als Fesseln Säulen!  
Was habt ihr uns geschmettert aus den Fugen,  
In hören dieses Armen Klage heulen?

Des Bettes Diele sprach: Ich ragt' als Eiche,  
Auf grünen Höhe zu säuseln Gottes Ehre!  
Was habt ihr mich gefällt mit fremdem Streiche,  
Daß ich dieß Herz jetzt an mich pochen höre!

Vor'm Fenster eine Lerche klagte bitter:  
Was zeigt ihr mir, der Freiheitsseelen einer,  
Der Knechtschaft gelb Gesicht durch schwarzes Ocker,  
Und eine Seele, ach, so frey, gleich meiner!

Es sprach mein Herz: Euch freut was mannigfaltig,  
Doch ein Gepräg' nur wollt ihr für Gedanken!  
Ihr liebt die Blumen, weil sie vielgestaltig,  
Doch darf nicht frey das Herz Gefühle rauen!

In plumpe Fesseln wollt den Geist ihr schlagen,  
Der gottgesandt, wie Volk' und Regenbogen;  
Die Wolke wittert, ihr könnt sie nicht jagen,  
Und binden nicht könnt ihr den Regenbogen! —

Und nun vernimmt den Urteilspruch des Richters:  
Für Kett' und Schmach, die ihr ihm klebt bereiten,  
Denn also richtet mild das Herz des Dichters,  
Gibt euren Namen er Unsterblichkeiten!

Nur erst gefellt er seine Ketten alle  
Zu Kron' und Stab in eures Wappens Rahmen;  
Es rasseln weit durch des Jahrhunderts Halle  
Wie seiner Ketten Klirren eure Namen."

## 6.

„Durch meines Kerkers Eisengitter rangen  
Sich meine Blick' empor zum Himmel droben,  
Den Ball des Mondes sah ich leuchtend prangen  
Vom goldnen Kranz der Sterne rings umwoben.

Da klang's aus ihnen in mein Herz, und brante  
Gleichwie ein kindlich Märchen alter Lage,  
Bevor der Götter Schaar die Erde räumte  
Dem Menschenvolke von gemain'em Schlage.

Es war ein Rief einst, hochgewaltig, mächtig,  
Der sprach zum Mond: Dein Licht behagt mir eben,  
Doch bist du mir zu wanderlustig, süchtig,  
Und solltest sein an festem Wohnsitz lieben.

Nicht übel kändest du mir über'm Bette  
Als Abendlamp' in meinem Schlafgemache!  
Er spricht's und schmiedet eine goldne Kette,  
Und hängt den Mond dran auf am Himmelbache.

Doch der rollt fort und fort unaufgehalten,  
Und klingend riß die Riesenkette droben,  
Daß in Millionen Trümmern rasch zerspalten  
Weit hin gesät, die goldnen Splitter fielen!

Und stieh, als Sterne sind sie dort geblieben,  
Da leuchten sie in's Herz mit ihre Kunde;  
Als Freiheitshymn', in goldner Schrift geschrieben  
Lief auf des Himmels dunklem, ew'gen Grunde. —

Es flüchtet gern mit seinen stillen Schätzen  
Das Menschenherz in die gekirnte Ferne;  
Es will der Mann in Fesseln gern verfehen  
Selbst seine Ketten in die ew'gen Sterne."

## 7.

„War einst ein König, der hielt Liebsumfangen  
Den Leib der Königin, der schönen jungen!  
Ob Aug' in Aug' und Hand in Hand auch hangen,  
Er hätte gern noch fester sie umschlungen!

Des Gartens Rosen formt er da zur Kette,  
Die hält ihr Haupt in süßer Faust umwunden.  
So ward aus Rosen einst die erste Kette,  
So ward von Liebe einst die Kett' erfunden.

Zwey Königsfinder find's, die dort zu Ringen  
Der Wiesenblumen schlichte Palme runden,  
Mit solchem Fesseln spielend sich umschlingen;  
Und so hat Lieb' die Kette fortgewunden.

Den Tempel stieh, wo Priester um die Bette  
Mit Wirt' und Ros' Altar und Stul' umwunden!  
So hat die Liebe fest mit ihrer Kette  
Den Himmel an die Erde schön gebunden.

Lobt sind das Königspar, die Kinder, Priester!  
Doch Kränze ihren Achertrag umfosen!  
So band den Staub des Grabes, weß und dicker,  
Der Liebe Kette an des Lebens Rosen.

Da sah der Haß, wie Lieb' erfand die Kette,  
Das, was sie liebt, noch fester zu umwinden!  
Er formt, — aus Erzeblätthen, — nach die Kette,  
Noch fester, was er haßt, an sich zu binden!

Doch von Guiclanden scheint mein Arm umwunden,  
Gleich Blumen flüsternd mir die schöne Nöhre;  
Wie selbst im Haß ein Fünkchen Lieb' entzünden,  
Wie selbst der Haß bey Lieb' einst ging in Lehre."

## 8.

„Gebt mir ein Buch! — Sie wollen kein's mir gönnen!  
So mag mein Aug' im Buch des Himmels blättern,  
Das dem Gefangnen sie nicht rauben können,  
Und lesen, Herr, in deinen ew'gen Lettern!

Ich seh' den Kether rein und leuchtend blauem,  
Und seh' das Abendroth in Flammen zittern,  
Draus mild der Engeln Thronen niederthauen,  
Ich seh's, — doch aus des Kerkers Eisengittern.

Seh' ziehn die Wolke mit der Brust voll Segen,  
Des Mondes Kahn im Meer der Nächte prangen,  
Die Sterne sich im goldenen Wirbel regen,  
Ich seh's, — doch durch des Kerkers Eisenstangen.

Ich seh' die Morgenwolke leuchtend steigen,  
Und mitleidsvoll der Rosen Bild und Reize,  
Die längstentbehrten, meinem Auge zeigen!  
Ich seh's, — doch durch des Sitters ehene Kreuze.

Ich sah die Wetter, die nun ausgefritten,  
Ich seh' den Regenbogen stammend schweben;  
Des Himmels lichter Grund doch ist durchschnitten  
Ach, von des Kerkergitters schwarzen Stäben!

Da dünkt es mich, im Buch des Himmels wären  
Die schönsten Stellen, heiligsten Legenden,  
Des Friedens und der Liebe Gotteslehren  
Mit schwarzem Strich durchkreuzt von Menschenhänden."

## 9.

„Wie eine Rose aussieht, wußt' ich gerne!  
Wohl wußt' ich's einst, doch hab' ich's, traun, vergessen!  
Denn zwischen mir und jenes Frühlings Ferne  
Dehnt längst der Knechtschaft Nacht sich unermessen!

Ich sah die Rose einst in einem Garten,  
Durch den die Sphäre meiner Kindheit flogen;  
Ich sah sie einst auf flatternden Standarten  
Der Heere, die zum blut'gen Kampfe zogen.

Ich sah sie einst im Dom vorm Brautaltare  
An einer Jungfrau Herz sich zärtlich schmiegen;  
Ich sah sie einst in meines Waters Haare,  
Als Tod ihn auf den Schragen streckte, liegen.

Ich sah, wie an der Brust der Mörder einer  
Sie mit zur Nichtstatt führ' im Sünderwagen;  
Fürwahr, ich wollt' ich sah' im Karr'n statt seiner,  
Daß ich die Rose könnt' am Herzen tragen!"

## 10.

„Ich zog aus meinem Strohbett eine Kehrre  
Und hielt sie lang vor's Aug' in meinen Händen;  
Als ob in ihr ein stiller Zauber wäre  
Konnt' ich die Blitze nimmer von ihr wenden.

Ein Feld voll Garben flog vor meinen Blicken!  
Da, wie sie flüsternd durcheinander gaukeln,  
Geschäftig mit den goldenen Häuptern nickten,  
Und weithin ihres Meeres Wogen schaukeln!

Von blanken Sichel, durch die Schwaben ringend,  
Ist, Silberkähnen gleich, dies Meer befahren,  
Und Schnittermädchen, aus den Wogen springend,  
Es sind der Meeresgöttinn Dienerschaaeren.

Und blanke Oberer rings und grüne Hügel,  
Darüberhin der ew'ge Himmel blauend,  
Und Lärchen drin, von Morgenroth die Flügel,  
Und von Gesang die Kehlen überthauend!

Die Wälder säuseln und die Quellen klingen,  
Dort um die Linde tönt's von Fibel' und Orgeln,  
Daß Bursch' und Dirne sich im Reigen schwingen,  
Und selbst die Blüthen tanzen von den Zweigen!

Die Garben ruhn den Jungfrau nun zu Füßen,  
Und auf den Garben farb'ge Kränze liegen;  
Ich fasse einen, um in eines süßen,  
Beliebten Hauptes Koden ihn zu schmiegen; —

Da rassel mir am Arm die Kett' entgegen,  
Der Hand, der bebenden, entfällt die Kehrre! — —  
Du dürre Palm, wie häßt' ich's denken mögen,  
Daß ich durch dich noch einst so elend wäre!"

## 11.

„Sie haben aus der Erde mich gestossen,  
Und nur ein Stücklein Himmels mir gelassen,  
Soviel vom Kerkerfensterlein umschlossen  
In seinen Eisenrahmen wollte passen!

Des Menschen Blick und Wort darf mich nicht laben,  
Ich seh' ein Antlitz nur auf weiter Erde,  
Das delne, Graukopf, flüsternd deine Raben,  
Daß ihre Kette nicht zu locker werde!

Die Zeit hab' ich begraben und vergessen,  
Ich zähle nicht der Knechtschaft bange Stunden!  
Nur reinen Bauges mag der Landmann messen,  
Doch nicht das Unkraut, das er drin gefunden!

Ich weiß nicht, wann es kenz! Ich darf nicht sehen  
Die Rosen glühen und die Blüthen blühen,  
Die grüne Wief' in duft'gen Palmen stehen,  
Und in den Schooß ihr goldne Früchte sinken!

Ich seh' den Herbst nicht an den Blumen rütteln,  
Ach, wie mich welke Blätter selbst erfreuten!  
Ich seh' ihn nicht das Laub der Wälder schütteln  
Als Sand in's Standenglas der Jahreszeiten!

Ich sah die Zeit, den rüst'gen Falken, neuern  
Einst hoch ob mir, mit klingendem Gefieder!  
Doch mit durchschoss'nem Flügel, matt und bleyern,  
Sank er vor meines Kerkers Pforten nieder."

## 12.

„Ich schaute Bilder einst von Sublerhänden,  
Da hatten Mond' und Sonnen Mund und Nasen,  
Da sah den Sturm ich hinter Wolkenwänden  
Als wind'gen Jungen volle Waden blasen.

Ein übler Maler ist der Schmerz, gleich ihnen,  
Denn, blick' ich auf aus diesen Finsternissen,  
Seh' ich nur fromme, heil'ge Menschenmienen  
Als Sterne, Sonn' und Mond vom Himmel grüßen.

O Menschenantlitz! Wundervoller Spiegel,  
Som lauen Hauch der Gottheit leis umflossen!  
Du heilig Buch, in dessen Purpurriegel  
Des Himmels ew'ge Räthsel tief verschlossen!

Dein Antlitz nur blieb mir, mein Kerkermeister!  
Doch ist der Spiegel unpoltet befunden,  
Das schöne Buch verklebt mit schndem Kleister,  
Und, ach, in Fell unsaubren Thier's gebunden.

Und dennoch, was verloren ich mit Beben,  
Ich les' es drin, in altem Glanze togend!  
All was ein Antlitz nur vermag zu geben  
Gibt deines mir, wenn Alles gleich verfragend!

Wie, als der Lava schwarze Krusten sprangen,  
Das heitre Bild des Liebesgott's draus blühte,  
So sind' im Furchenschutte deiner Wangen  
Das Lächeln ich, des Glanz mich einst entzückte.

Die Wolken deiner Sterne müssen sinken,  
Ich lasse reinen, lichten Himmel tagen,  
Drauf der Gedanken Stern' und Sonnen blinken  
Und kühn gewalt'ge Regenbogen schlagen.

Die Augen dein, im Sauberschlaf seit Jahren,  
Zween Bären gleich in busch'ger Höhle sitzend!  
Den Bann löst' ich! Sie werden, was sie waren:  
Zwey Königsfinder, in Demanten blitzend!

Dein Mund, versperrt wie dieses Kerkers Pforte,  
Er thut sich auf nun als Triumphesbogen,  
D'raus die geharn'chten Sieger: Ernstesworte,  
Bekränzte Jungfrau: Liebesworte, wogen.

Dein Busen, klanglos wie die dürre Scholle,  
Wölbt sich zum Dom voll süßer Lieberröthe;  
Aus beines Leib's formloser Felsenrolle  
Entsteigt der delph'sche Gott in ew'ger Schöne!

Selbst deiner eh'rnen Hand kann ich nicht zürnen,  
Wenn sie die Fesseln prüft, ob sie nicht weichen;  
Ich seh' sie Kron' und Lorber würd'gen Stirnen  
Und mild ein labend Brod der Armuth reichen.

Du finst'rer Schließer dieser ird'schen Hölle,  
Wie jauchzt mein Herz bey deiner Schlüssel Klinge;  
Du bist Sankt Peter mir, vor dem zur Stelle  
Weltlauf die Pforten meines Himmels springen!

O bleib', daß dir in's Antlitz still ich schone,  
Mein durstig Aug' am Quell des deinen labe,  
Daß aus den Trümmern ich den Tempel baue,  
Und aus dem Schutte meine Götter grabe."

## 13.

Glückauf, ein Jahr der Haft vorbeyst denn winken  
Sich' ich ein grünes Blatt am Fensterande;  
Gottlob, 's ist wieder Lenz! Schon will mich's danken,  
Als schaut' ich weit in sonn'ge Blumenlande!

Ich höre klingen die krystall'nen Bronnen,  
Den Sprosser stöten zwischen duft'gen Ranken!  
In's Kerkerdunkel glänzen Frühlingssonnen!  
Dir, süßes, grünes Blättlein, muß ich's danken!

Doch wehe, weh! Des Epheu's starr Gewinde  
Hab' ich gesehn statt fast'gem Lenzgesträuche,  
Ach, statt des Frühling's rosigem, frischen Kinde,  
Nur seine Mumie, die immergleiche!

Des Epheu's Ranken grünen Fesseln gleichen,  
Und mit dem Schergen steht er längst im Bunde;  
Daß nicht des Kerkers Steine lödend weichen,  
Schlingt seine Arm' er um des Thurmes Runde!

Sein bittres Amt dem Wächter zu ersparen,  
Nach mir zu schielen durch des Fensters Raine,  
Kroch er heran, mühevoll, vielleicht seit Jahren!  
Indeß nach einem ein'gen Lenz ich weine."

## 14.

„Frey, frey bin ich! Die Knechtschaft ist zu Ende!  
Das offne Thor, ha, wie mich's fast erschreckte!  
Wie ungelent jetzt fesselfrey die Hände,  
Die einst in Ketten leicht zu Gott ich streckte!

Frey, frey bin ich! Die Fesseln sind gefallen,  
O Licht, wie blend'st du meine Augenlieder!  
Frey darf ich durch den Garten Gottes wallen  
Und stürzen an die Herzen meiner Brüder!

Reicht eure Hände mir! — doch, ach, wie sollen  
Sie dringen durch der Gräber grüne Decken!  
Und die Lebend'gen flehn, denn nimmer wollen  
Sie mit des Sklaven Handschlag sich bestecken!

Wohlan, so will ich selber denn erringen  
Mir neue Liebesbund ein neues Leben!  
Noch fühl' ich Jugendkraft den Arm beschwingen,  
Der Jugend Locken noch um's Haupt mir schweben!

Da nahm mein Todfeind schweigend mich am Arme,  
Und stellte mich vor einer Quelle Spiegel:  
O weh, mein Haupt eisgrau, daß Gott erbarme!  
Auf Wang' und Stirn der Knechtschaft Furchenstiel! —

Und so ist ungesehn und ohne Gräße  
Mein Lenz gewalt' durch meines Kerkers Grauen;  
Die Hölle tiefer, ew'ger Finsternisse  
Ließ mich die leuchtende Gestalt nicht schauen!

Empfang', o Kerkerknecht, dieß Herz jetzt wieder,  
Als Blume, die gewöhnt an deine Schatten!  
In dich als Marmorurne leg' ich's nieder,  
Im Grabgewölb' der Zeit euch zu bestatten."

## 15.

— Und still verflügen des Gefangnen Lieder,  
Die Wellen wimmern, sahle Wolken reisen;  
Da jauchzt es unsern mir, und jauchzt wieder,  
Und singt, mir fast zur Unzeit, lust'ge Weisen.

Mir naht ein Greis mit silberweißen Haaren,  
Doch Morgenroth des Frohsinn's auf der Wange;  
Ey selne Nachbarschaft! Wie Rosenhaaren  
Umbblühend Stetscherreis am Alpenhange!

Willkommen Greis! Du mußt wohl Kunde wissen  
Von diesem düstern, grauvollen Hause,  
Wer einst gedächt in seinen Finsternissen?  
Wes Ketten kitzten durch die dunkle Kasse?

„Gedächt hat Niemand als die Wetterfahne,  
Wenn sie der Wind gedreht im spröden Geisse!  
Seklirt hat nichts hier, als von dem Altane  
Die Becher all' in luft'ger Brüder Kreise!

„Ein Leuchthurm war dieß Haus in alten Tagen,  
Zerfallen nun, seit dort gebaut der neue;  
Anstatt des Invaliden, lahmgelagerten,  
Zat der Rekrute in die offne Reihe.

„Ich war sein Wächtersmann, der wohlbestallte,  
Gottlob, daß Pech und Bein dem Land nicht fehlten!  
So, wie wenn Wind und Wetter pfiß und hallte  
Gesflammt die Leuchten und gejauchzt die Kehlen!"

So sprach der Greis; noch leuchtet des Gelages  
Erinnerung um's Haupt dem alten Becher,  
Wie durch der Dämm'ung Grau Nachglanz des Tages,  
Wie Reste Nebenblut's durch leere Becher. —

So sang ich in des Lichtes Heiligthumen  
Von Finsternissen und verdorrten Lenzgen!  
Der Gärtner zieht zu Bonn' und Lust die Blumen,  
Und, ach, verbraucht sie oft zu Todtenkränzen!

So war der Gain des Friedens und der Liebe  
Mir überschattet von dem Baum der Schmerzen!  
Nicht dankt's wohl gar, des dunklen Stammes Erlebe,  
Sie wurzeln nur in meinem eignen Herzen.

Verglommen mählich ist die Abendröthe,  
Es senkt die Nacht des schwarzen Mantels Schwere  
Rings um die Trümmer und die Blumenbeete,  
Und über weites Land und ew'ge Meere.

Da läßt der Himmel Mond und Stern' erglommen,  
Da glühn am Golf empor des Leuchthurns Flammen;  
Licht! Licht! ihr Lösungswort, das große, stimmen  
Zegt Erd' und Himmel, Gott und Mensch zusammen.

## Karl Heinrich Grumbach

ward am 20. Januar 1790 zu Merseburg geboren, studirte nach erhaltener Vorbildung Theologie in Leipzig und verweilte dann einige Zeit als Privatlehrer in seiner Vaterstadt. Er erhielt darauf das Diakonat und Rektorat zu Ortrand in der preussischen Oberlausitz, 1823 die Predigerstelle zu Staritz und 1831 das Amt eines Oberpfarrers zu Mühlberg, wo er sich gegenwärtig noch befindet.

Von ihm erschien:

Mnemosyne. Leipzig 1811—1813.  
 Anthodoron. Leipzig 1811.  
 Dichterische Proben. Merseburg 1818.  
 Darstellungen aus der Gemüthswelt. Leipzig 1820.  
 Der Führer durch das Thal. Leipzig 1826.  
 Glaube, Liebe, Hoffnung. Leipzig 1826.  
 Der Garten der Tugend. Leipzig 1827.  
 Kinderzeiten. Leipzig 1827.

Gymnasion. Leipzig 1827.  
 Mittheilungen aus der Silberwelt. Leipzig 1827.  
 Smerz und Ernst. Leipzig 1828.  
 Siona, der Weg zu Gott. Leipzig 1829.  
 Das Morgenstündchen. Meissen 1829.  
 Smerz und Ernst. Leipzig 1829.  
 Immortellen. Meissen 1830.  
 Kinderlieder. Meissen 1831.  
 Die Reiseumap. Meissen 1831.  
 Sulamith. Meissen 1832.  
 Einzelne Kinderschriften u. s. w.

Ein höchst gemüthlicher, von seinem Berufe begeisterter religiöser und ascetischer Schriftsteller, dessen Werke sich allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben. — Seine Schriften für die Jugend sind eben so werthvoll und nicht minder verbreitet, da er zu seinen kleinen Lesern eben so anziehend und faßlich als nützlich und belehrend zu reden weiß. —

## Justus, Freiherr von Gruner

ward am 28. Februar 1777 zu Dönaubrück geboren, studirte zu Halle, verließ aber diese Universität in Folge von Zwistigkeiten mit dem in Halle commandirenden Prinzen von Braunschweig und begab sich auf Reisen. Im Jahre 1802 ward er Kammerath in Dehringen, 1805 aber Director der Kriegs- und Domainenkammer in Posen, und 1809 Polizeipräsident in Berlin. Zum geheimen Staatsrath ernannt, jedoch durch seine Stellung den Franzosen verdächtig, nahm er 1811 seine Entlassung und ging nach Böhmen, wo er Verbindungen zum Sturze Napoleons anknüpfte. Er ward deshalb in Prag arrestirt und nach Peterwardein gebracht. Erst 1813 wieder frei gelassen, war er während des Befreiungskrieges längere Zeit Generalgouverneur am Rhein und dann Platzcommandant zu Paris. Im Jahre 1815 ward er von seinem Könige in den Freiherrnstand erhoben und als Gesandter (1816) nach der Schweiz geschickt. Er starb im Bade zu Wiesbaden am 8. Februar 1820.

Er gab heraus:

Versuch über Strafen. Göttingen 1799.  
 Leidenschaft und Pflicht. Berlin 1800.  
 Versuch über Sicherungsinstitute. Frankfurt 1801.  
 Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung. Frankfurt 1802.  
 Proclamationen an die Deutschen, während des Befreiungskrieges u. s. w.

Mehr als durch seine anderen, übrigens sehr geistreichen Schriften, zeichnete sich G. in schriftstellerischer Hinsicht durch seine vortrefflichen Proclamationen aus, in welchen er Kraft, Feuer und Fülle der Begeisterung verband und den wahren und einzig richtigen Ton zu treffen wußte, so daß sie sich einer außerordentlichen und nachhaltigen Wirkung erfreuten.

## Otto Friedrich Gruppe

ward am 16. April 1804 in Danzig geboren, widmete sich Anfangs dem Handel, entsagte aber diesem Berufe wieder und begann jetzt seine Studien auf dem Danziger Gymnasium, die er dann auf der Universität zu Berlin fortsetzte und beschloß. — Seit dieser Zeit lebt er als Privatgelehrter zu Berlin mit poetischen und kunstphilosophischen Arbeiten beschäftigt.

Von ihm erschien:

Alboin, König der Longobarden. Berlin 1830.  
 Theudelinde, Königin der Longobarden. Berlin 1830.  
 Die Binde. Leipzig 1830. N. A. 1832.  
 Andrus, Briefwechsel über speculative Philosophie. Berlin 1831.  
 Ariadne, die tragische Kunst der Griechen u. s. w. Berlin 1834.  
 Gedichte. Berlin 1835.  
 Lyrisches Schatzkästlein. Berlin 1836.  
 Einzelne Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

Ein schönes und reiches Talent, ausgerüstet mit Phantasie, Kraft, Fülle und Schärfe der Gedanken und Glanz der Darstellung, in zweifachen Richtungen, der rein schaf-

fenden, wie der kritischen, Bedeutendes versprechend und, theilweise schon leistend: namentlich verdient die lebhafteste und gewandte Weise seiner Kunstbetrachtungen, welche von guten Kenntnissen unterstützt und gehoben wird, die vollkommenste Anerkennung. —

## Gedichte von Gruppe\*).

Die guten Zeugen.

Gieb mir die Hand, den Berg zu steigen!  
 Sie gab sie, und so stiegen wir,  
 Umwölbt von dunkeln Buchenzweigen;  
 Mir schlug das Herz, das Herz schlug ihr.

Ihr ruhten aus am stillsten Orte,  
 Wo Linden eine Laube baun:  
 Ach, mir versagten alle Worte,  
 Mir fehlte Muth sie anzuschau'n.

\*) Aus: D. Fr. Gruppe's Lyrisches Schatzkästlein.

Doch auf der Höhe, welche Wonne,  
Im Angesicht von Land und Meer,  
Des offenen Himmels und der Sonne,  
Die Winde wehten frisch daher:

Da brachen wir das schwüle Schweigen,  
Da ward umarmt, gedrückt, geküßt:  
Ich meine, daß vor guten Beugen  
Dort unser Bund geschlossen ist.

### P o s t i m W a l d e.

Im Walde rollt der Wagen  
Bei tiefer stiller Nacht;  
Die Passagiere schlafen,  
Der Postillon fährt sacht.

Beim Försterhaus im Walde.  
Was bläst der Postillon?  
Die Passagier erwachen  
Und meinen, es wär' Station.

Er bläst so sanfteieder  
Zum Fenster klar empor,  
Es hält der Wald sie wieder,  
Und kommt der Mond her vor.

Ja scheine Mond in's Fenster  
Des Liebchens hold herein:  
Da zieht durch ihre Träume  
Posthorn und Mondenschein.

### Auf der Brücke.

Als ob es Wallfahrt wäre  
In's off'ne Himmelreich,  
So strömen Menschenheere,  
Froh und geschmückt zugleich.

Sie ziehn auf der Brücke,  
Sie ziehn zum Thor hinaus;  
Ich geh' allein zurücke,  
Ich geh' allein zu Haus.

Ich glaub' es wird noch regnen,  
Der Himmel dunkelt sich —  
Gott, muß ich ihr bezeugen!  
Gott, sie erblickte mich!

Schad' um die schönen Kleider,  
Wenn Regen sie verfarbt —  
Schad' um ein Herz, das leider  
Der Plunder hat verderbt.

Ja fällt vom Himmel alle,  
Ihr grauen Tropfen, her,  
Daß keiner sieht, ob falle  
Eine heiße Thräne mehr!

### Gebrochnes Herz.

Die Rosen und die Nelken,  
Und Flieder und Jasmin,  
Die müssen wohl verwelken,  
Und müssen wohl verblühen.

Die Lieb' ist Gab' und Güte,  
Die Lieb' ist keine Pflicht,  
Die Lieb' ist eine Blüte —  
Verblüht und bleibet nicht!

Die Rosen und der Flieder,  
Und Rosen und Jasmin,  
Die kommen alle wieder  
Und werden wieder blühen.

Nur nicht die Lieb' und Treue,  
Wenn sie verloren ist!  
Und keimt kein Herz auf's neue,  
Das schon gebrochen ist!

### W i n t e r.

Die Morgennebel wallen nieder,  
Es hebt der Wald sich aus dem Duft,  
Kein Hälmchen wankt, am Halsgefieder  
Des Vogels spielt kein Hauch der Luft.

Kein Laut erschallt: es würden fliegen  
Die lockern Flocken von dem Baum,  
Die auf den kleinen Nestchen liegen,  
Und auf schlafmüder Vögel Flaum.

Nur schreitet einsam, scheu und leise  
Und sieht sich um das junge Reh,  
Behutsam auf des Waldbachs Eise,  
Und drückt die Spur in dünnen Schnee.

Der Jäger, der weit trübten lauert,  
Hörcht nur der Waldesstille zu,  
Und setzt, da's ihm zu lange dauert,  
Den schon gespannten Fahn in Ruh.

### F r ü h l i n g.

O der blaue, blaue Himmel!  
O das grüne, grüne Thal!  
Gold'ner Wärmchen bunt Gewimmel  
In dem gold'nen, gold'nen Strahl!

Und von allen Blütenbläumen  
Woget süßer, süßer Duft,  
Und in allen Himmelsräumen  
Woget laue, laue Luft.

Offen stehn des Himmels Pforten,  
Nieder strömet sel'ge Luft,  
Ueberall und allerorten  
Blüht's und blüht in jeder Brust.

### U m d i e B e t t e.

Alles grünet um die Bette,  
Alles blüht und keimt und strebt,  
Alles paart sich, was da lebt:  
Ja wer nur ein Liebchen hätte!

Bäumchen mäht sich, daß es schatte,  
Blümchen mäht sich um zu blühen,  
Sonne mäht sich um zu glühen;  
Alles spielt jetzt Weib und Gatte.

Alles paart sich und will keimen,  
Dichtern keimt manch' Gedicht,  
Alles, was der Dichter spricht,  
Paart sich Wort mit Wort in Reimen.

Ja wer nur ein Liebchen hätte!  
Mit der lauten Nachtigall,  
Mit den Sängern überall  
Säng' ich fröhlich um die Bette!

Die Trepp' hinunter geschwungen  
Komm' ich in vollem Lauf,  
Die Trepp' empor gesprungen  
Kommst er und fängt mich auf:  
Und wo die Treppe so dunkel ist,  
Haben wir vielmal uns geküßt,  
Und niemand hat's gesehen.

Ich komm' in den Saal gegangen,  
Da wimmelt's von Säßen bunt,  
Wohl glühten mir die Wangen,  
Wohl glühte mir auch der Mund:  
Ich meinet' es sah' mir's jeder an,  
Was wir da mit einander gethan —  
Doch niemand hat's gesehen.

Ich mußt' hinaus in den Garten  
Und wollt' die Blumen sehn,  
Ich konnt' es nicht erwarten  
In den Garten hinaus zu gehn.  
Da blühten die Rosen überall,  
Da sangen die Vögel mit lautem Schall,  
Als hätten sie's gesch:n.

Das Mädchen spricht.

Schwalbe, sag' mir an,  
Ist's dein alter Mann,

Mit dem du's Nest gebaut,  
Oder hast du jüngst erst  
Dich ihm vertraut?

Sag', was zwitschert ihr,  
Sag', was flüster ihr  
Des Morgens so vertraut!  
Welt, du bist wohl auch noch  
Nicht lange Braut?

## Andreas Gryphius.

Dieser eigentliche Begründer des deutschen Drama's ward den 2. October 1616 zu Großglogau in Schlesiens geboren und nach dem Tode seines Vaters, eines angesehenen dasigen Pfarrers, zu FrauStadt und Danzig wissenschaftlich erzogen. Er studirte zu Leyden die Rechtsgelahrtheit und Philosophie, disputirte daselbst und kam 1636 als Hauslehrer zu dem kaiserlichen Pfalzgrafen Schönborner in FrauStadt. Eine poetische Schilderung seines von den Gräueln des 30jährigen Krieges heimgesuchten Vaterlandes veranlaßte ihn zu längeren Reisen. Nachdem er 1637 von Schönborner zum Dichter gekrönt und in den Adelsstand erhoben worden war, besuchte er also 1638 Holland und in Begleitung einiger junger Edelleute von 1644 — 1646 England, Frankreich und Italien, wodurch er in Bekanntheit und Briefwechsel mit den größten Gelehrten seiner Zeit kam. Obwohl ihm in Folge dessen mehrere Professuren an Universitäten angeboten wurden, so nahm er doch lieber 1647 die Stelle eines Landyndikus des Fürstenthums Glogau an, trat 1662 unter dem Namen der Unsterbliche in die fruchtbringende Gesellschaft und endete mitten in einer Versammlung der Landstände den 16. Junius 1664 sein thätiges und verdienstliches Leben am Schlagflusse.

Von ihm haben wir:

**X. Gryphii deutsche Gedichte.** Leiden 1639. Neue undachte Auflage Frankfurt 1650. 3. von ihm besorgte und vervollständigte Ausgabe Breslau 1657. 4. Ausgabe Breslau und Leipzig 1663. 5. und letzte Ausgabe vermehrt von Christian Gryphius. Breslau und Leipzig 1698 in 8.

Mehrere der darin enthaltenen Dramen waren bereits früher einzeln erschienen, die *Maajuna* auch wirklich öffentlich gegeben worden, die drei bei seinem Tode unvollendet vorgefundnen Trauerspiele aber, *Heinrich der Fromme*, die *Sibeoniter* und *Ibrahim* blieben ungedruckt. Kirchenlieder von ihm stehen in Cundusii „geistlichem Perleenschmuck“ Nürnberg 1713 und in einigen alten Gesangbüchern.

Treffend bemerkt *Bouterweck*: (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. X. S. 143) Die Poesie des Gryphius trägt die Schuld ihres Jahrhunderts. Sie entfernt sich in allen ihren Aeußerungen so weit von dem Wege des guten Geschmacks, daß man in den sämtlichen Werken dieses Dichters keine Stelle aufschlagen kann, ohne auf etwas zu stoßen, das auch von der mildesten Kritik nicht geduldet werden darf. Dessenungeachtet ist Gryphius mit allen seinen ungeheuern Fehlern in einem weit höhern Grade Dichter als *Dopiz*. Ihm hatte die Natur die kühne und reiche Phantasie verliehen, die *Dopiz* durch Verstand und Kunst zu ersetzen suchte. Zum dramatischen Dichter hatte Gryphius nicht nur allein unter allen deutschen Dichtern des siebzehnten Jahrhunderts bis auf *Lohenstein* ein entschiedenes Talent; er hat auch in

diesem Theile der deutschen Literatur eine solche Veränderung hervorgebracht, daß man ihn ohne Bedenken den Vater der neueren dramatischen Poesie der Deutschen nennen kann. Und doch konnte er keine Epoche machen, weil es ihm, bei allem Talent, an Selbstständigkeit des Geschmacks und an Feinheit des Geistes fehlte. So erfindungsreich er war, wandelte er doch fast immer in fremden Fußstapfen. Mit ungemeiner Geschicklichkeit ergriff er die Formen der Kunst, ohne sonderlich in ihr Wesen einzudringen. Seinen Styl bildete er im Allgemeinen nach *Dopiz*. Dies konnte ihm um so leichter gelingen, da er auch einen Theil seiner Poesie aus denselben französischen und holländischen Quellen schöpfte, auf welche *Dopiz* seine Zeitgenossen hingewiesen hatte.

Aus: *Cardenio und Celinde.*  
Die erste Abhandlung.

*Cardenio. Pampilius.*

Der Schauplatz bildet *Cardenio's* Gemach ab.

*Pamphil.*

So ist der Vorsatz denn durch keine Macht zu wenden?

*Carden.*

Man halte mich nicht mehr in den verfluchten Enden:  
Da ich in schöner Lust, in toller Eitelkeit,  
Und grimmer Angst verthan die beste Lebens-Zeit.  
Wol dem, der nicht wie ich den Fuß hieher gesetzt;  
Dem kein verfälschter Bahn den blinden Geist verlegt,  
Dem vor die Weisheit nie ein thöricht Weib beliebt,  
Der nie den hohen Sinn durch herbe Lust betrübt.  
Wer war ich als an mir, sich mein Geschlecht erkundte?  
Als mich ein Feind voll Meid nicht ohne Furcht anblickte?  
Als die gelehrte Stadt mich mit Entsezung hört!  
Und meine Feder gleich der großen Klingen ehrt.  
Wer bin ich leyder! nun! ein Schimpf der alten Ahnen!  
Ein Spott des nechsten Bluts: Was sind die Sieges-Fahnen  
Die ich allhier erjagt: als immer neue Schmach!  
Ein niemals friedlich Berg und täglich wachsend Ach!  
Biel besser wenn ich mich in ganzen Stahl beschloßen,  
Und vor das Vaterland das frische Blut vergossen;  
Biel besser wenn ich mich durch *Iphigis* Schaum gewagt;  
Und auf der wüsten See ein wüster Land erjagt.  
Ich hätte mit mehr Ruhm Hand an den Pfug geschlagen;  
Und dieses Feld gebaut das mich umsonst getragen.  
Ja vor der fremden Thür ein schimmelnd Brodt begehr,  
Als hier mit Zelt und Gut die einig Ehr verzehrt.  
Ade denn Stadt die ich mit mir zum Verderb geschauet.  
Und du, dem ich mich selbst bey manchem Fall vertrauet,  
Nimm doch mein letztes an: Die Rechnung ist gemacht:  
Die Segel sind gespannt; Ich scheide, gute Nacht!

*Pamphil.*

Du scheidest zwar von hier: doch nicht aus meinem Herzen  
Dem nichts dich rauben wird; doch laß mir deiner Schmerzen  
Nicht falsches Denkmal zu! und gönne mir zuletzt,  
Die Nachricht, wie du hier die Jugend aufgesetzt.

Carden.

Die Nachricht, wie ich hier in Wahnwis mich verirret:  
Wie fern ich von dem Pfad der Jugend ausgehret!  
Wol! wol! geschieht es zwar nicht sonder meine Pein!  
So müß es dennoch dir ein Warnungs-Spiegel seyn!  
Ich zehlte (wo mir recht) die zweymal eilften Lehren,  
Als mich der Eltern Rath nach empfindigen Begehren,  
An diesen Ort verschickte, durch unerschöpften Fleiß  
Zu kauffen Wissenschaft und nicht gekümmten Preis  
Durchaus gegründter Lehr! Ach freilich wol gemeinet!  
Doch wie wenn uns zu Nacht ein falsches Zerlicht scheint:  
Man oft den Weg verläßt und in die Lufften fällt,  
In welchen man versinkt. So ist mit mir bestellt.  
Iwar erklich! weis ich nichts als von berühmten Sachen,  
Die Menschen, trotz der Kraft, unsterblich können machen,  
Dafern Diane kam; gieng Phoebus über mir;  
Sie funden bey mir nichts denn köstliche Papier!  
Ich lehrte und ward gelehrt; und stüger vor den Jahren,  
Manch geistlicher Bart ersarrt ob meinen gelben Haren,  
Auch muntert ich den Leib zu allen Künsten auf,  
Sprang auf ein hurtig Pferd, begab mich in den Lauff,  
Begriff das Lauten-Spiel, gewohnter freich zu singen,  
Bewegte mich im Tanz, verstand die Art zu ringen;  
Und (wo ich von mir selbst die Warheit melden kan)  
Der Degen stand mir gleich der leichten Feder an.

Pamphil.

Ich hab es mehr denn oft gesehen und rühmen hören.

Carden.

Ach leider! diesen Ruhm den ließ ich mich bethören.  
Du triffst den rechten Wack! der Dunkel nam mich ein!  
Ich glaubt es lönte mir kaum einer gleiche seyn.  
Diß war die erste Bahn die mich von gutem fährte.  
Das war die erste Gist die meine Sinnen rührte.  
Kam jemand mir die quer und gab sich etwa bloß;  
So war die Faust bereit, so gieng die Klinge los.  
Hiedurch ward allgemach mein irend Ehre kränker,  
Man hieß mich hier und dar den unverzagten Bänker;  
Ich selbst nam in der Brunst mein Laster nicht in acht  
Bis mich mein eigen Sinn auf neue Sprünge bracht.  
Bis hieher war ich frey und hatte nichts geliebet:  
Doch daß mir diese Pein die Sinnen nie betrübet,  
Kam nicht von Jugend her. Weil mich der Wahn verfehret,  
Schäht ich aus Uebermuth, nicht eine, meiner werth.  
Bis ich das Wunder-Bild Olympien beschawet:  
Die mich vor dem regert, ob der mir jeund grauet,  
Die als ein Wirbelwind mich hin und her gerüht,  
Und mein geschickert Schiff in langem Sturm zuflüht.  
Ich sah sie und entzand! sie fühlte neue Flammen!  
Kurz: Ihr und mein Gemüth die stimmten wol zusammen.  
Mein Wahn, mein eigen Sinn, verlorh sich allgemach:  
Und meine Wilde-Art gab ihren Sitten nach.

Pamphil.

Die Liebe, wenn sie wil, verrichtet Wunder-Sachen:  
Und kan die Wilden zahm, die Feigen löhne machen,  
Sie weisheit nutzen Weis, und mustert den Verstand  
Sie schließt den blinden Sinn, und starrt die schwache Hand.

Carden.

Wir waren gleich am Stand, wir waren eins von Sinnen.

Pamphil.

Kein ander Heyrath-Gut hab ich je schätzen können.

Carden.

Ihr tapfferes Geschlecht gad meinem nichts bevor,  
So daß ich sie zur Braut, nach ihrem Wunsch, erkohr.  
Ich ließ, als sie es himmt, den schönsten Vater grüssen:  
Und ihn von dieser Lieb' und treuem Anschlag wissen.  
Er, wie mit kurz hernach durch einen Freund entdeckt:  
Ward von der Heyrath durch mein Rufen abgeschreckt.  
Ihn, sprach er, kenn ich wol: Sein Stamm ist sonder Tadel.  
Die hohe Wissenschaft vergrößert seinen Adel,  
Die Jugend, der Verstand steht seiner Jugend an!  
Er ist ein solcher Mensch als jemand wünschen kan.  
Doch die zu freye Faust verdunkelt alle Sachen;  
Die ihn in jeder Aug und Ohren herrlich machen,  
Verzagten bin ich feind, und weiß der Ehre Ziel.  
Jedoch Cardenio thut selber was zu viel!  
Wolt ich Olympien ihm gleich von Herzen geben!  
Bald wagt er sich zu frey und bringt sich um sein Leben!  
So ist sie sonder Eh: Wieleicht auch sonder Ehr.  
Kennst er den andren tod; so schmerzt es noch vielmehr.  
Fast ihn der Richter nicht: so muß er flüchtig bleiben  
Und mir die Zeit in Angst und Bitterkeit vertreiben!  
Drum besser was zu früh als gar zu spät beklagt,  
Man meld ihm daß ich schon Olympien versagt.

Pamphil.

D mehr denn herber Schluß!

Unverl. d. deutsch. Nation. - St. III.

Carden.

Schluß der mit tausend Thränen,  
Schluß der mit tausend Angst und unerschöpften Sehnen:  
Uns beiderseits betraurt. Ward ich hierdurch verfehret:  
So ward Olympie wol lebendig gerühret!  
Wie (schrey sie) bin ich dreymal, auch eh' ich weiß, versprochen!  
Kan diß ein Vater-Herg! ist alle Art gebrochen,  
Silt keine Liebe mehr! schlägt er sein werthes Kind,  
Und dessen Wolfahrt denn so unbeacht in Wind!  
Wer ist denn der mich krieget: werd ich auch lieben können:  
Den der um meine Günst kein Wort mir dörfen gönnen!  
Bin ich so unversehns und als im Traum versagt,  
Nicht als ein freyes Kind, als ein erkauffte Magd?  
Diß sprach sie und noch mehr; sie bat voll heißer Schmerzen,  
Seyt mich, Cardenio, setz mich nicht aus dem Herzen:  
Wer weiß wo Zeit und Freund und Gott ein Mittel findt,  
Das mich mir wieder gibt und gang mit euch verbindt.  
Wir schwuren denn auffß neu' einander keusche Treue:  
In äußerster geheim ich gieng mit etwas Scheue  
Vor ihrem Fenster um, und nicht als wenn die Nacht  
Der Himmels-Fadeln Heer in ihre Reihen bracht.  
Ein unbestet Gespräch war diß was uns ergebt.  
Schau aber wie auch hier mein Unglück mich verlegt:  
Der Jungfrau Bruder gab auf mein Besuchen acht,  
Und zog die reine Lieb' in schändlichen Verdacht.  
Diane sah' herab mit ganzem Angesichte,  
Als er mich überfiel; die Nacht ist was zu Uchte,  
Rieff er, Cardenio zu deiner Mißthat.  
Ist mir der Weg nicht frey? Dir steht die weite Stadt  
Ganz offen: Weide nur die, meiner Eltern, Gassen.  
Und solt ich mir von dir die Bahn verbieten lassen?  
Er auf das Wort-Gesicht griff mich mit Eisen an.  
Ich wich gleich einem der den Arm nicht regen kan.  
Der Schwester Liebe stieß mich jeden Tritt zurücke:  
Er schriebs der Jagheit zu, und scherzte mit dem Stücker,  
Wol! fleucht der alte Trost! diß Wort war mir zu schwer,  
Ich trat ihm auf den Leib und stieß die leichte Wehr  
Recht unter seine Brust. Er fand ich muß entweichen,  
Indem sein weinend Haub ihn, gleich entseelten Leichen!  
Aus seinem Blut auffhub, und Art und Balsam sucht  
Indem Olympie dem rauhen Unfall flucht.

Pamphil.

Diß Schwerdt hat wie ich mein' der Liebe Band zerhauen.

Carden.

Wir Menschen irren stets. Wo wir uns sicher trauen,  
Sindt unser Schiff in Grund. Wenn mans verlohren hält,  
Hat das Verhängnis oft das beste Glück bestellt.  
Denn als Biren ermahnt den Stos an mir zu rächen,  
Begunt er: er wolt ehe selbst seiner Zeit abbrechen;  
Als dem zuwider seyn, der, was er frech begehrt,  
Ihm langsam, und getrogt, hätt' ohne List gewehret.  
Was sag ich? er war kaum zu ersten Kräftten kommen,  
Die Feindschaft, wie mans nemat, ward freunblich unternommen,  
Er ändert allen Haß in unverfälschte Günst.  
Und wünscht Olympien werth meiner keuschen Brünst.

Pamphil.

So bricht die Sonn hervor nach rauhen Donnereschlägen,  
Und dem mit Himmel-Feuer und Schloß vermischten Regen.

Carden.

Sie brach uns freylich vor, doch wie sie schöner steht  
Im Fall der Jag verfürht und sie zu raffen geht,  
Und schwarzen Nächten ruft. So ließ die schönste Wonne  
In höchste Trübsal aus. Sie meine Seelen-Sonne,  
Hätt' andren Herzen auch in heißen Brand gesetzt,  
Die sich unwissend ihr an ihrem Klang verlegt.  
Doch keiner war so löhm sein Angst ihr zu entdeden:  
Und jeder fand vor sich was mächtig ihn zu schrecken.  
Ersandere nahm allein ein seltsam Mittel vor,  
Und kauffte durch viel Gold der Kammer-Zungfer Ohr.  
Die (o Verdähter-Gest!) ihn in das Ruhe-Zimmer  
Der kenschen Seele führt. Und (was unendlich schlimmer)  
Sich ganz unwissend hielt. Wie nun die Nacht anbrach,  
Und mein Olympie besucht ihr Schlaf-Gemach,  
Und der Versteckte sich sie anzusprechen wittert,  
Und ihr zu Fusse fällt; erstarrt sie und erzittert,  
Und als das Schrecken ihr den Athem wiebergiebt,  
Rennt sie hell schreyend fort; Ersandere laufft betrübt  
Ob diesem Mißschlag durch: wird heimlich ausgelassen,  
Denn die mit schuldig war. Er hatte schon die Gassen,  
Als das entwedte Haub sich ob der That bewegt,  
Und mit Bericht und Licht durch alle Kammern ragt.  
Olympie die nicht recht bey Nacht den Feind erkannt:  
Hat als sie ward befragt aus Argwohn mich genannt,  
Die Meynung ward verstärkt, weil man mich ziemlich nach  
Und bey nach offner Thür die Straß abwandeln sah.

Man hielt mich ellends fest, wie ward die That verwiesen.  
 Wirren der andernwärts so trefflich mich gepriesen,  
 Zog diesen Schimpf zu Muth, und eiferte beherzt  
 Daß ich sein Haus und Stamm und Schwester so geschert.  
 Ich wand mein Unschuld vor, die man nicht hören wolte.  
 Weil der Beweis zu viel nach ihrer Meinung goltte.  
 Biß daß nach hartem Sturm, die Sorgen volle Nacht,  
 In Kummer, Unlust, Angst und Schwermuth durchgebracht.  
 Und der betrübte Tag uns all' aufs neue quälte,  
 Mich der Olympens Ehr vor ganz verlohren zehlte;  
 Die Eltern die im Born sich über mich erhitze;  
 Und den Verräther selbst den sein Gewissen rüht,  
 Olympiens Geschlecht trat bey dem Fall zusammen:  
 Die meisten suchten mich aus Eifer zu verbammen.  
 Die minder Anzahl doch gestügt durch mehr Verstand  
 Schlag besser Mittel vor und schloß daß meine Schand  
 Dem Ruhm Olympens zu nahe laufen könte.  
 Nichts besser denn: Als daß man mir die Jungfrau gönnte.  
 Und dämpfte den zu weit ausbrechenden Verdacht.  
 Der Meinung fiel man bey: Es ward an mich gebracht.

Pamphil.

Diß ging nach deinem Wunsch.  
 Carden.

Es gieng hier ganz verkehrt.  
 Aus Eifer haßt ich jetzt, was Lieb und Treu begehret.  
 Ich sagt es klar heraus: Ich hätte sie geehrt  
 Als ihre Keuschheit nicht durch solchen Fall verkehrt,  
 Ich hätte sie geliebt: Als ich ihr nur behaget.  
 Jetzt nun sie fremde s'ißt ins Schlaf-Gemach vertaget,  
 Ach ich mich was zu hoch vor eines andern Rest.  
 Ich stellte Zungen auf, die Sonnen-klar befest;  
 Daß ich um selbte Stund' als mit Wirren begegnet  
 Geschlehen von Panquet und nüchtern sie gesegnet.  
 Daß weil bey ihnen Tag und Abend ich verzehret,  
 Nicht möglich, daß durch Eiß ich heimlich eingekohret,  
 In ein bewahrtes Haus das allerseits beschloßen.  
 Wenn schon bey später Nacht die Kegel vorgeschossen!  
 Sie zeugten! ich verfuhr. Der Vater ward bekrüzt  
 Und hätt aus Herzeleid schler seine Zeit verkürzt;  
 Als auch Olympie die er auff schärfst anfragte:  
 Ihm um die Füße fiel und naß von Thränen klagte:  
 Sie hätt in Furcht und Eil sich nicht recht umgeschaut  
 Und aus Vermuthung nur die That mir zugetraut.

Pamphil.

O wahres Ebenbild durchaus vermischter Dingen!  
 Wie ein erhitetes Roß durch ungewohnte Sprünge,  
 Den Ritter mit sich reißt: Und führt nicht wie er will,  
 So zerschert der Himmel uns von dem auf jenes Ziel.

Carden.

Als nun durch diesen Sturm das Wasser recht getrübet:  
 Liebt sich Eysander an; streckt aus wie er geliebet,  
 Entdeckt auch seine Schuld und bittet zu der Eh,  
 Die durch sein freveln ist gestürzt in höchstes Weh.  
 Nichts daß mehr anwertht sey, als Jungfrau die die Jungen  
 Des unbedachten Volks begehret und beschwungen.  
 Der Vater schlägt sie zu. Sie die in Haß entbrannt  
 Gleibt bloß, nur wie zu Trog; Eysandern ihre Hand,  
 Eysandern auf den sie aus heisser Rach erzittert;  
 Und mir zu Trog! weil sie mein Abschlag höchst erbittert.

Pamphil.

Und so verkauft sie sich in ungeheure Noth.

Carden.

Und mich noch zehnfach mehr in den gewissen Tod.  
 Gedente wie die Seel' in Feu und Angst gebrennet;  
 Als ich ihr Unschuld und Eysanders Trug erkennet.  
 Wie ich den Eifer-Stän, wie ich den Tag verflucht:  
 Da ich so frech verschmäht was ich so heißt gesucht.  
 Ich fand Gelegenheit, doch nur zu meinen Schmerzen.  
 Da ich Olympien aus hochbetrübttem Herzen  
 Tieff um Verzehlung bat, und, ob sie un bewegt  
 Mir lange widerstand; in neue Bande legt.  
 Wir trugen beiderseits Mitteldein mit einander:  
 Und liebten mehr als vor. Wir schrieben dem Eysander  
 Und dem Verhängniß zu was sie und mich getrennt:  
 Und wünschten seiner Lieb ein so entseztlich End  
 Als falsch der Anfang war! Schau wie das Glück spile:  
 In dem ich in dem Wahn ganz neu Erquickung fühle  
 Und lech in höchster Kunst Eysanders Hoffnung aus:  
 Schreibt mir mein Vater zu und fordert mich nach Haus,  
 Theils weil sein alter Leib durch Seuchen hart beschworet,  
 Theils weil er um Geschäft' aus Königs Hof begehret;  
 Wie weit' ich beyde nun! Er will getrüht seyn:  
 Dier wünscht Olympie sich entbrochen ihrer Pein.  
 Er bittet: Sie noch mehr! doch auf sein künfftig Schreiben:  
 Schwer ich Olympien unendlich treu zu bleiben,

Und eh der zweyte Mond wärd um den Himmel gehn,  
 Schwer ich vor ihrem Aug ohn alles falsch zu sehn.  
 Ich schwere durch Papier sie wochentlich zu ehren;  
 Und sie von meiner Reiß und Wiederkunft zu lehren:  
 Und mache mich von hier! ach! was ein Mensch gedacht;  
 Steht; was er immer thut doch nicht in seiner Macht!  
 Ich komme glücklich fort, des Vaters Seuche schwindet,  
 Indem er mich gesund in seinen Armen findet:  
 Der Hof steht seine Bitt' auf mein Ersuchen zu,  
 Ich seß in kurzer Zeit mein ganzes Haus in Ruh,  
 Hier lehr ich alles um. Ich schick unzehlig Schreiben,  
 Die leider auf der Post gehemmt und liegen bleiben:  
 Olympie die ganz nichts von mir wissen kann;  
 Klagt meinen Bankelmuth und doppelt Untren an.  
 Mich, der kein Antwort könt' auf alle Brief empfangen;  
 Legt Kummer und Verdacht und Fiebers-ißz empfangen.  
 Doch richt ich mich zuletzt von meinem Siechbett auff,  
 Und mache, noch nicht recht erquidit, mich auff den Kauff.  
 Ach leider! viel zu spät. Als bald ich an war kommen,  
 Und nach Olympien und meinem Heil vernommen,  
 Erfahr ich daß nunmehr Eysander sie ergezt:  
 Ja daß ihr Heuraths-Tag bestimmt und angezezt.

Ich hielt's vor Phantasien. Biß mir ein Freund erzehlet:  
 Es hab Olympie sich lange Zeit gequälte,  
 Ob meinem Aussensern. Daß keinerley Bericht,  
 Kein Schreiben je ergezt: Eysanders Angesicht  
 Wär ihr zwar wie vorhin unangenehm gewesen!  
 Eysander hätte selbst aus ihrer Eiten gelesen  
 Sein Unguck, ihren Haß! auch hätt er sich betrübt,  
 Daß er aus Unvernunft so freventlich geliebt,  
 Und unbedacht gesucht was er erbitten sollen:  
 Doch hab er sich selb selbst auff höchste zwingen wollen  
 Zu der Verlobten Dienst: Die lezlich ihn beklagt,  
 Daß er sein Glück um sie, die ihm doch feind, gewagt,  
 Sie hätte die Geduld Eysanders müssen loben,  
 Und allgemach mich ganz aus ihrem Sinn verschoben:  
 Eysander hätte diß genommen stracks in acht,  
 Und ihr mittelend seyn zu höchster Liebe bracht,  
 Sie wären denn nun zwen, doch zwen mit einem Herzen,  
 Und selte wenig Zeit zu ihren Hochzeit-Kerzen.  
 Ich nahm die rauhe Post mit solchem Schreiben an;  
 Als kein verdammter Mensch sein Urtheil hören kan.  
 Noch unterließ ich nichts (wie kurz die Zeit) zu wagen,  
 Ich suchte ihr meine Treu durch Schrifften vorzutragen.  
 Sie nam kein Schreiben mehr, und schickt auff's letzte mir,  
 Statt Antwort ein verwahrt doch ledig Blatt Papier.  
 Ich ließ mich, als ein Weib, durch meine Freund anlegen:  
 Und trat ihr ins Gesicht auf öffentlichen Wegen;  
 Und zog mein Unschuld an, sie wegerte Gehör,  
 Und nahm's als känd ich ihr nach ihrer reinen Ehr.  
 Der Himmel, sprach sie, hat mir eine Seel gegeben,  
 Ich bin Eysanders Braut, Cardenlo mag leben,  
 Der Himmel hat von ihm mich gänzlich adgeschwect:  
 Der mir ein fallches Herz zum zweytenmal entdeckt.  
 Mit diesem gieng sie durch: and ließ mich sonder Stinnen,  
 Wie wenn in Sterbens-Angst die Geister uns zerrinnen.  
 Mein Fieber griff mich an und hielt mich im Gemach,  
 Biß daß ihr Heurath-Fest (O trüber Tag) anbrach!  
 Da hab ich mich erküht mit dremmal drey Gesellen,  
 Bey ihrem Kuß-Panquet ein Tausen anzustellen,  
 Wir traten in den Saal in schwarzer Trauer-Pracht,  
 Verhüllt und ganz verummunt: Ich sprang in solcher Tracht  
 Wie der verlebte Prinz: der den Verstand verlohren,  
 Als seine Luft vor ihn den Medor ausertohren.  
 Eysander der uns nicht in dieser Welt erkannt,  
 Dancet uns mit höchster Ehr. Olympie entbrannt'  
 Vor Ungebuld und Scham. Und ließ sich doch nicht mercken,  
 Um meine Hoffnung nicht durch ihr Gesicht zu stücken.  
 Gelinde hat allein ich weiß nicht was erblickt,  
 Dadurch sie mich entdeckt, sie schaute mich erzüht  
 Mit heissen Seuffzen an, die fruchtlos abgegangen,  
 Weil mich Olympie noch gar zu fest gefangen.

Pamphil.

Olympie die schon Eysanders eigen war?

Carden.

Die Liebe wächst in Noth und stärckt sich durch Gefahr.  
 Und wünscht, durch was nicht ist, und unerhörte Sachen  
 Eysanders Hochzeit-Feur war schon in Asch verkehrt.  
 Doch meine Flamme nicht die heimlich mich verzehret.  
 Ich dacht auf neue Stück, und als er einst vorreisset:  
 Hat ein erkauftes Wag mich in sein Haus geweiht,  
 Ich kam denn als ein Weib die Frucht und Kessell trägt,  
 Als sich Olympie zur Wittags-Ruh gelegt.



Es war gleich eus bey ihr, erschrecken und erbeben:  
 Ich sah ihr Angesicht vor Horn und Bittern dreuen,  
 Und eh' ich reden konnt' ach! sprach sie! ach zu viel  
 Du viel Cardenio! ein Ende mit dem Spet!  
 Ich bin von Edelm Stamm; bin unbedeckt geböhren;  
 Und wie du weißt, zu Ehr und keuscher Eh' erlöhren.  
 Die drey verbieten mir dich ferner anzusehn:  
 Cardenio von hier! ist nicht zu viel geschehn,  
 Daß du mein Hochzeit-Fest mit dem verstellten Rasen  
 Dhn alle Scheu entwenht: Und Funcken aufgeblasen,  
 Die, wenn mein Sitzsam seyn, mit schweigen nicht bedeckt,  
 Ein unausleslich' Feuer in Haus und Haus entsteckt.  
 Cardenio von hier: Wo nicht so magst du wissen:  
 Daß man dir auf mein Wort wird d. i. die Lichter schließen.  
 Von hier, und glaube dich, daß die dich ehlich liebt;  
 Die jetzt dich tödten kan, und dir das Leben gibt,  
 Wie? Sprach ich, laß ich mit mein Rasen hier verweiffen,  
 Da man um Langmuth mich, wo nach, Vernunfft, sol pressen!  
 Laß ich Olympien in dieses Räubers Hand,  
 Der sie durch List erhält, der nie was Lieb erkant.  
 Dat meine lange Treu so rau' Ade verdienet?  
 Ich ras' Olympie! Ich habe mich erkühnet?  
 In einem Trauer-Spiel! Ich komm in dein Gesicht,  
 (Ade Olympie) von dieser Stund' an nicht,  
 Als mit Nylanders Blut und meinem Blut geziehret.  
 So sprach ich; und ließ stracks wo mich mein Sinn hinführet,  
 Schloß auch denselben Tag zu enden meine Noth,  
 In dämpfen meine Lieb' ins Feindes Blut und Tod.

Pamphil.

Doch ward der rauhe Schluß nicht schleunig fortgesetzt.

Carden.

Weil das Verhängniß mich mit neuer Blut verlegt.  
 Ich hatt aus jener Hof kaum heimwärts mich gehert  
 Als von Gelinden mir ein Schreiben ward gewert.  
 Die bat, daß ich bey ihr wolt eine Nympfe schauen;  
 Die mir ein wichtig' Stük gesonnen zu vertrauen.  
 Ich, als ich ihren Brief in etwas nachgedacht,  
 Begab mich bey ihr Haus nicht viel vor Mitternacht.  
 Ich hör' um ihre Thür Wöl' und kanten Klängen  
 Doch mehr zu Schimff' als Ehr', ich hör' ein Lieblein fingen  
 Von ihrem Wandelmuth, das glemg mir bitter ein,  
 Ich fiel den Hauffen an, schlug mit dem Eisen drein.  
 Sie setzten sich zu Wehr. Und musken doch erliegen.  
 Man sah Pandor und Put, und Kling' und Parffs fliegen.  
 Biß ich, und unverlegt, die Thür allein einnam  
 Da mir Gelinde selbst erschreckt entgegen kam.  
 Sie dankte, daß ich sie bey dieser Zeit ersuchte:  
 Daß ich die Schaar verjagt: die ihrer Tugend fluchte  
 Und ihren Ruhm verlegt, (wo dieß ein Schmach-Lied kan):  
 Und bot zur Dankbarkeit sich mir zu eigen an.  
 Wir traten ins Gemach, da keine sonst zu finden:  
 Gelind' umfing mich und vertraute mir Gelinden:  
 Entdeckt ihr heisse Lieb' und wändschet sie möchte mein  
 Vor viel Olympien und strenge Buhen seyn.  
 Ich schied eh Litan kam die Sternen zu verschließen.  
 Als ich den Tag hermach sie wolt' auff's neu begrüßen;  
 Kam sie mir schöner vor und freyer denn vorhin:  
 Und sieng halb seuffend an. Cardenio ich bin,  
 Ich bin, Cardenio, die nur durch ihn kan leben:  
 Und die sich selbst vor ihn wolt' in die Flammen geben,  
 Doch wil er meiner Lieb' ohn Leiden theilhaft seyn:  
 So lern' er wer ich sey, und geh den Rathschlag ein.  
 Ich, die von alten Stamm' und edlen Blut geböhren:  
 Hab Eltern in den Glanz der ersten Zeit verhöhren.  
 Bin durch nicht treue Freund' um meiner Mutter Pracht,  
 Und um des Vaters Gut durch Aderwandte bracht.  
 Krieg, Mangel, Haß und Noth hat mich so weit gerissen:  
 Daß ich der Keuschheit Blum zuletzt aufsetzen müssen.  
 Zwar einem, der durch Gold und Ansehn mich besprang,  
 Doch durch nicht minder Lieb in dieses Herze drang,  
 Und einig mich betrübte: Nach wär ich ihm vermählet,  
 Wenn er nicht zimlich jung den Ritter-Stand erwählet,  
 Der ihm die Eh' verbeut. Er hält mich noch allhier  
 Mit höchsten Kosten auf, und schidet für und für,  
 Was zu ersinnen ist. Sein übergroß Vermögen  
 Kehrt in die Zimmer ein! wo nun ihm nicht entgegen  
 Cardenio, daß ich dem zu Gebote steh,  
 Der uns so prächtig nährt, so leb ich sonder Weh,  
 Zwar von Marcellus Gut, doch lieb ich ihn alleine,  
 Cardenio mein Licht: Den ich auf ewig meyne!  
 Sie schloß mit einem Kuß! und ich gab alles nach,  
 So schwimmt der Ulmen-Baum wenn ihn die strenge Wad  
 Aus seinem Grunde reißt. So fiel ich mit Gelinden,  
 Durch Reigen schändder Luft in vor verhasste Stunden,

Ich der ein kausches Bild so Eifer-voll geliebt,  
 Ward durch besteckte Günst in heisser Brunnst betrübt.

Pamphil.

Ich zitter! Ist Marcell der unlängst um ist kommen?  
 Carden.

Ja freulich; hör igt an wie ihm der Geist benommen?  
 Hör igt den fremden Fall, den auffer mir kein Mann,  
 Umständlich (wer er auch), vor Augen stellen kan,  
 Wir zwen, Gelind und ich, erbrant in gleichen Flammen:  
 Verfügt uns zwar oft doch sehr verdeckt zusammen,  
 Und wahren Zweiffels ohn noch lange nicht erwicht.  
 Wenig nicht: mein Unverstand Marcellus Geist erfrischt,  
 Mich dünkt es nicht genug daß mich Gelind' erwählet:  
 Wenn ich nicht dieses Stük den Wäldern hant' erzielet,  
 Und in: Gebichte bracht die sie mit Amuth sang,  
 Wenn die geschickte Faust auf ihrer Laut' umsprang,  
 Hier rührt sein Unfall her, denn als er einmahl kommen  
 Und in Gelindes Hand ein lang Papier vernommen,  
 Beschwärt durch meine Brunnst, erkarrt er und begehrt  
 Zu wissen, welcher ihr so heissen Brief gewährt.  
 Sie gibt zwar lachend vor doch zitternd im Gewissen,  
 Sie hält es Solvien nechst aus der Faust gerissen.  
 Er zweiffelt, und verberg den Eifer der ihn nagt,  
 Und noch dieselbe Stund aus ihrer Wohnung jagt.  
 Kaum war Marcellus fort als ich bey ihr erschienen.  
 Er woltte sich der Zeit zu seiner Spur bedienen,  
 Und wie ich noch nicht recht beschritten ihr Gemach,  
 Kommt er von Born erhitzt mir auf der Fersen nach.  
 Hilf Gott! wie haben wir uns alle drey befunden.  
 Die Zungen waren uns von Grimm und Furcht gebunden.  
 Er fiel Gelinden an, die Alabaster bleich,  
 Und plöglich ward gefärbt durch seinen Backenstreich.  
 Eh' ihr noch warmes Blut von Antlitz abgeloffen:  
 Kam seines durch mein Schwert aus seiner Brust geschossen.  
 Er taumelt und vergleng. Ich rief: Gelind' auff! auff!  
 Hier ist nicht lange Zeit! wer leben wil der lauff!  
 Er, als wir in der Eil den besten Schmach einpackten:  
 Und Gold, Geschmeid, und Stein in seidne Lächer packten,  
 Erhub, wie schwach er war, sein sterbend Angesicht,  
 Und rief mit schwacher Stimm: Ich bit entweichet nicht.  
 Cardenio ich wil dir meinen Tod verzeihen:  
 Wo du mir wilt dein Ehr und Faust und Beystand leihen.  
 Ich red ohn alle List: Komm führe mich von hier  
 Ich schwere bey dem Thron des Richters über mir,  
 Daß ich auff's minste nicht durch Rache dich wil kräncken,  
 Ich suche nur mein End und Glend zu bedencken,  
 Ich bitte: daß ich mich veröhnen kan mit Gott,  
 Daß ich mein Haus befreu von dem so herben Spott:  
 Als ob ich meinen Stand so schlecht in Acht genommen,  
 Daß ich sey durch ein Weib in diesem Ort umkommen.  
 Auch werdet ihr dadurch erlöst von Furcht und Flucht,  
 Wenn niemand meinen Tod von euren Händen sucht.  
 Sieht jemand meine Wund' im Weg' und Hause bluten,  
 Dem wil' ich, weil' ich kan, einpflanzen diß Vermuthen,  
 Ich sey durch fremde Feind umbringt bey der Nacht,  
 Und durch dich aus der Noth zu meiner Wohnung bracht.  
 Ich bitte schlag nicht ab mein aufferstes Begehren,  
 Komm führe mich von hier und von Gelindens Zehren,  
 Und ist aus meinem Blut wie groß ihr Undank sey:  
 Wie leicht ihr Wandelmuth! wie: Aber ich verzeh!  
 So viel, und lehnte sich an meine rechte Seiten.

Pamphil.

Und hast du dich erkühnt nach Haus ihn zu begleiten?

Carden.

Ich that, als der mir selbst und meinem Leben gram!  
 Doch hielt er redlich Wort als er ins Zimmer kam,  
 Und durch der Diener Fleiß entkleidet und geleet;  
 Dat sein der Arzt umsonst, wie weiß er auch, geleet,  
 Er schlug die Mittel aus: und sucht in heisser Reu  
 Des höchsten Königs Günst und unerschöpfte Treu.  
 Und gab den zwenten Tag den Geist in meinen Armen;  
 Nachdem er kurz zuvor gerühmet mein erbarmen,  
 In aller Regenwart, und so das Werk beschönt,  
 Das anderwerts mich, ihn und sein Geschlecht verhönt:

Pamphil.

Ist diß Marcellus Fall! O heisser Durst der Ehren!  
 Den nicht die Rach-Lust kan und nicht der Tod verschören!  
 Der vor des Feindes Angst, des Himmels Ruh begehrt!  
 O Seele beßren Glück und andren Abschieds wehrt.

Carden.

Man glaub: Ich hab ihn oft gehert mit meinen Thänen  
 Mit innerlicher Reu und Kummer-vollem Sehnem,  
 Sein sterbendes Geberd' ermuntert mich die Nacht,  
 Und nimmt Gelinden mir und alles aus der Aht.

Wer jetzt! wo werd ich doch! wann werd ich doch geneset!  
 Ach wo verfiel ich hin! Wer bin ich vor gewesen!  
 Was stüßst Olympie, was stüßst du strenge mich!  
 Was hab ich auffgesetzt? Doch hat ein andrer dich!  
 Auff! laß uns denn von hier; du aber treu Gemüthe!  
 Verzeihe daß ich noch mißbrauche deiner Güte,  
 Berrichte was ich bat und sey nach Witternacht,  
 Wo meine Wohnung ist zu suchen mich beacht.

Cardenio, Diener.

Geh werther Freund, geh hin, was ich dir noch verbergen;  
 Mein letztes Abschied-Stück entdecke dir der Morgen.  
 Die Reiß ist zwar bestimmt Doch eh ich kom ins Feld.  
 Muß durch gerechten Zorn Entzander aus der Welt.  
 Ist dieß mein Diener? Recht! wie? Hast du was vernommen?

Diener.

Entzander wird gewiß noch diese Nacht antommen.  
 Er ist nicht fern von hier, ich hab ihn seht gesehn  
 Und rennt alsbald voran! Cardenio. So ist's um ihn ge-  
 sehn.

Ich wil das falsche Blut vor Morgen noch verglessen,  
 Und durch gewünschte Rach ein langes Leid beschliessen.  
 Der ist Olympie nicht deiner Liebe werth:  
 Der dich dem Räuber läßt, dem du durch List beschert.

Reihe n.

Der hohe Geist, der in der Sterblichkeit,  
 Unsterblich herrscht, der seines Fleisches Kleid  
 Als eine Last, (so bald die Stunde schlägt  
 Die scheiden heiß,) ganz unerschreckt ablegt;

Der hohe Geist wärd' alles was die Welt,  
 Was Lust und See in ihren Schranken hält;  
 Was künstig noch, und was vorlängst gesehn;  
 Mit Lachen nur und Mißpreiß übersehn.

Dem Vogel Trog! der in die Luft sich schwingt,  
 Ob schon der Schall der harten Donner klingt,  
 Und ob der Eow' auf die er einig harret,  
 Mit steifem Aug sich wandert und erkarrt.

Der hohe Geist wärd' über alles gehn,  
 Und bey dem Thron der höchsten Weisheit sehn;  
 Wenn beyde Flügel ihm nicht fest gehemmt,  
 Und Fuß und Leib mit schwerer Last beklemmt.

Als bald er auf den Kreuz der Dinge trat;  
 Erschrack der Fark der zu gebieten hat  
 Der Untern-Welt, der wenn er um sich blüht,  
 List, Haß und Grimm in unser Licht ausschickt.

Er schüttelte dreymahl sein Schlangen Haar,  
 Die Höl erbebt; was um und um ihn war  
 Versank in Furcht, die Stuth schloß einen Ring,  
 Als er entsezt von heißen Reid anfieng;

Auff! Götter auff! die mit mir von dem Thron  
 Steher gebannt: Es steht nach jener Cron  
 Die ich besaß, ein hoch-glückselig Bild,  
 Das leyder mehr bey seinem Schöpffer gld!

Man ging zu Rath: Es ward ein Schluß erkliert,  
 Zu dämpfen was in Menschen Himmlich ist,  
 Mit Macht und Trug! bald drungen aus der Nacht  
 Geiz, Hochmuth, Angst, Einbildung, Wahn und Pracht,

Doch allen slog erhitze Brunst zuvor,  
 Die voll von List den Rahmen ihr erkohr;  
 Von steter Lieb, und unter ihrem Schein  
 Die Herzen nahen mit Gift und Gallen ein.

Ihr bot alsbald die Nach-Lust treue Hand,  
 Die leider! jetzt der allgemeine Land  
 Auff dem Altar der tapfern Ehren ehrt,  
 Indem die Burg der Ehren wird zerstört.

Die Rasereyen pochen was man schätzt,  
 Und heilges Recht auf festen Grund gesetzt;  
 Sie steden Reich und Land mit Flammen an,  
 Die auch kein Blut der Wölcker dämpfen kan.

Sie färben See und Wellen Purpur-roth,  
 Sie stürzen Stähl und Cronen in den Roth,  
 Und treten was auf Erden sterbens-frey,  
 Und Ewig, mit entweyhtem Fuß engwey.

Sie rafften (ach!) des Menschen reine Seel  
 Von ihrem Iwed in des Verderbens Höl!  
 Und ziehen die, den Gott gab Himmel ein,  
 Aus stiller Ruh, in immer strenge Pein.

## Christian Gryphius,

der älteste Sohn des Vorigen, wurde den 29. Septem-  
 ber 1649 zu Fraustadt geboren und zuerst von seinem  
 Vater in den gewöhnlichen Schulwissenschaften unter-  
 richtet. Nach dessen Tode kam er auf das Gymnasium  
 zu Gotha, studirte 1668 — 1670 schöne Wissenschaften  
 und die Rechte in Jena, dann nach kurzem Aufenthalte  
 in seiner Vaterstadt bis 1673 in Straßburg, worauf er  
 nach Schlessien zurückging und 1674 die Professur der  
 griechischen und lateinischen Sprache am Elisabethen-  
 Gymnasium zu Breslau übernahm. 1686 wurde er Rek-  
 tor und Professor des dasigen Magdalenen-Gymnasiums,  
 um 1699 Bibliothekar der Magdalenenkirche. Er starb  
 daselbst den 6. März 1706 in Folge eines Schlagflusses.

Seine Schriften sind:

Poetische Wälder. Frankfurt 1698. Neue Aufl. Frank-  
 furt und Leipzig 1708 in 8. 3. Auflage. Breslau und  
 Leipzig 1718 in 8., letzte mit einem Anhange von  
 2 Leichenreden.

Einzeln erschienen:

Kurzer Entwurf der geistlichen und weltlichen  
 Ritterorden. Leipzig 1697 in 8. Neue vermehrte  
 Ausgabe, von Christian Stief herausgegeben, Leipzig  
 und Breslau 1709 in 8.

Gedächtnißschriften, das ist Lebensbeschreibungen.  
 Leipzig 1702 in 8.

Der deutschen Sprache unterschiedene Alter  
 und nach und nach zunehmendes Wachsthum u. s. w.  
 Breslau 1708 in 8.

und die lateinischen:

Lusuum ingenii ex praestantissimorum poetarum recen-  
 tiorum rarioribus scriptis excerptorum fasciculi duo.  
 Vratislaviae 1699.

Vitae selectorum — virorum. Vratislaviae 1703, 8.  
 Neue Auflage 1739. 8.

Apparatus — de scriptoribus historiam seculi XVII  
 illustrantibus. Lipsiae 1710.

Der jüngere Gryphius war ein ernster, redlicher,  
 gewissenhafter Mann, dem aber alles eigentliche poetische  
 Talent fehlte, und der mühsam nur die Form beherrschen  
 gelernt hatte. Er bildete sich nach Hoffmannswaldau  
 (S. d.), obwohl er dessen Leichtfertigkeit verabscheute.  
 Seine poetischen Leistungen, deren größter Theil aus  
 Gelegenheitsgedichten besteht, haben demzufolge nur ge-  
 ringen Werth und sind, wenn gleich correct nach den  
 damaligen Forderungen, doch schwülstig, kalt und all-  
 täglich.

## Geufzer unter wählender Wienerischen Belagerung.

Ich Gott, die ganze Christenheit  
Schwimmt in Blut und Thranen;  
Der Heilade Schwarm ist schon bereit  
Sich einen Weg zu bahnen  
In unser armes Vaterland,  
Man hört die Post von Raub und Brand  
In allen Orten schallen;  
Die edle Stab, der Kaiser-Sitz,  
Sol durch des Achmet's schnellen Blitz  
In Asch' und Graus verfallen.

Dort zeucht ein ander Haufen auf,  
Mit hunderttausend Vorden,  
Und setzt den geschwinden Lauf  
Bis an den kalten Norden.  
Man greift, o ungeheurer Schmerz!  
Uns mit Gewalt bis an das Herz,  
Man spannt das Volk in Ketten  
Und will mit deinem Heiligthum,  
O Herr, auch deines Ruhms Ruhm  
Mit Nacht zu Boden treten.

Nun müssen wir es wol gesehen,  
Es sind verdiente Strafen;  
Kommt, laß uns nur zu rückte gehn,  
Wie haben wir geschlafen,  
Als uns der Wächter angeruft?  
Umbsonst: Der Schall flog in die Luft,  
Wir schimpften die Propheten.  
Wir scheuten weder Pest noch Tod,  
Beschützen uns vor keiner Noth,  
Und lachten der Cometen.

Ist geht der Thron des Jammers an,  
Der Weh und Ach verkündigt,  
Da heißt's, wir haben es gethan,  
Wir haben so gesündigt;  
Da kommt uns erst der Frevel ein,  
Wenn mancher unter Luft und Wein,  
Und unter tollen Possen,  
In die vorhin entbrannte Stutt  
Durch seinen stolzen Frevel-Wuth  
Noch heißes Del gegossen.

Ich bin auch einer aus der Zahl,  
Die Holz zum Feuer getragen;  
Ich hab' aus toller Narren-Wahl  
Den Segen ausgeschlagen,  
Und den verdamnten Fluch beliebt,  
Ist aber, da uns Gott betrübt,  
Werem' ich meine Sünden,  
Und ruff in dieser Kriege-Noth,  
Wo sol man unter Muth und Tod  
Gewünschte Rettung finden?

Wird aber auch des Höchsten Huh  
Die späte Reu beklüben?  
Zwar trägt er jederzeit Gedult,  
Und pflegt dich zu verschüben,  
Was sein gerechtes Urtheil drückt,  
Wenn der bekehrte Sünder schreut;  
Wo aber Falschheit wohnt,  
Wo nur Betrug im Schwange geht,  
Und Heuchelei das Haupt erhebt,  
Da hat er nie gesohnt.

Ist weinen wir, weil Achmet wacht,  
Sind aber zehnmal schlimmer,  
So bald der goldne Friede laßt;  
Wie ein verwagener Schwimmer,  
Der, wo das meiste Volk ertrinkt,  
Sich dennoch durch die Wellen schwingt,  
Und mit den Bogen spielt,  
Bis er in gleiche Noth verknickt,  
Und wenn ihn Flut und Tod bezwingt,  
Zu spät den Frevel fühlt.

Ich Herr, soll deiner Gnaden-Glanz  
Sich über uns erheben;  
Sol endlich der Oliven-Kranz  
Einst wieder ob uns schweben,  
So müssen wir mit erster Reu  
Den Saurteig schlimmer Heuchelei  
Aus unsern Herzen fegen.  
Wo dich nicht alsobald geschieht,  
So wird der Brand, der igo glüht,  
Und in die Asche legen.

Herr, gönne' uns doch den rechten Geist,  
Der uns zum Guten lehrt,  
Den Geist, der kräftig beten heißt,  
Damit er vor uns streite,  
Der alles, was nach Sünde schmeckt,  
Und unser Feyer-Kleid befeckt,  
In tiefsten Abgrund werffe.  
Der uns mit Eifer aus der Höl  
Vollständig an der Seiten reißt,  
Und unsre Geufzer schärft.

Erlangen wir nur dieses Pfand,  
So wird sich alles geben;  
Das unbeträufte Vaterland  
Wird bald sein Haupt erheben.  
Des Achmet's ungeheurer Schwarm  
Wird durch des Höchsten kranken Arm  
In einem Hui verfliegen;  
Wir werden unter Gottes Schutz  
Der ungeheuren Feinde Truz  
Mit starker Hand beslegen.

## Friedrich Wilhelm Gubitz

ward den 27. Februar 1786 zu Leipzig geboren, entsagte, von Familienverhältnissen gezwungen, seinem Lieblingsgedanken, dem Studium der Theologie und ergriff die Holzschneidekunst. Frühere Beschäftigung mit dieser und verwandten Künsten unter der Leitung seines geschickten Vaters, des trefflichen Stahlschneider's G., und unermüdblicher Eifer erwarben ihm bald Ruf und 1805 eine Anstellung als Professor der Form- und Holzschneidekunst und später als ordentliches Mitglied der Akademie der Künste in Berlin. Die Vertheidigung seiner Kunst und die drangvollen Jahre der französischen Invasion machten ihn auch zum Schriftsteller, als welcher er sich in der dramatischen Dichtkunst (nicht geringe) Auszeichnung erwarb.

Er gab heraus:

Das Vaterland, eine Zeitschrift. Berlin 1807—1809.

Gaben der Wilde. Ebendas. 1815. 6 Bde.

Schriften. Ebendas. 1815 und 1816. 2 Bde. der 1. Bd. führt den Titel: „Was mir einfiel“; der 2. „Theaterspiele“ u. s. w.

Der Gesellschafter. Ebendas. 1817 und ff. Eine von ihm herausgegebene, noch bestehende, vielgelesene Zeitschrift.

Einzelne:

Die Talentsprobe, Lustspiel. Berlin 1813, dann 1823. in 12.

Die Siegesgöttin der Deutschen. Ebendas. 1814.

Liebe und Veröhnung, Schauspiel. Ebendas. 1816. Neue Ausgabe. Ebendas. 1817. in 8.

Sappho, Monodram. Ebendas. 1816. in 8.

Die Prinzessin, Lustspiel. Ebendas. 1816. in 8.

Apollonien des Gesellschafters. Ebendas. 1819.

Außerdem:

Allen ist geholfen, Lustspiel; die Ehrenschuld; Hans Sachs; das Urtheil; im Jahrbuch deutscher Bühnenspiele 6. 8. 10. Jahrgang, und eine Sammlung von Vorträgen für die Buchdruckerpresse. Wis, Ironie, Lebhaftigkeit des Geistes, Gemüthlich-

keit, eine heldere Weltanschauung und ein sehr hübsches Talent der Darstellung, sind diesem, als Künstler so ausgezeichneten Manne eigen, und haben seinen Schriften vielen Beifall, so wie seinem Namen einen guten Klang in der literarischen Welt erworben.

### Christian Guenz

ward den 13 Oktober 1592 zu Rohland in der Niederlausitz geboren und studirte nach erlangter Vorbildung zu Wittenberg Philosophie und Theologie. Nachdem er für die Fürsten von Weimar und Anhalt verschiedene Schulen eingerichtet und auch noch Jurisprudenz studirt hatte, ließ er sich als Advokat in Weisensfeld nieder, übernahm aber 1627 als Magister a. litt. das Rektorat des Gymnasiums zu Halle, wo er den 3. April 1650 starb.

Er schrieb:

Deutscher Sprachlehr.-Entwurf. Köthen 1641.

Deutsche Rechtschreibung. Halle 1645.

Viele lateinische Abhandlungen u. s. w.

Ein, zu seiner Zeit sehr tüchtiger Schulmann, welcher sich namentlich um die Ausbildung der deutschen Grammatik manches Verdienst erworb.

### Karoline von Güntherode,

die Tochter des badischen Kammerherrn, Hof- und Regierungsrathes v. G., ward 1780 zu Karlsruhe geboren, lebte als Stiftsdame zu Frankfurt am Main und am Rhein und endete 1806 durch Selbstmord ihr Leben, in der Nähe von Winkel.

Unter dem Namen „Lian“ besitzen wir von ihr: Gedichte und Phantasien. Frankfurt 1804. in 8. Poetische Fragmente. Frankfurt 1805.

Andre Schriften, Gedichte im Sommertaschenbuch für 1832, dem Westphälischen Taschenbuch für 1833

(beide besorgt von M. Bachmann) und in andern Tageschriften.

Tiefes Gefühl, reiche Phantasie und Gewandtheit in Sprache und Form waren ihr eigen, aber es fehlte ihr an Reife und Bewußtseyn, und was ihr Talent in günstiger Entfaltung bereinst zu leisten versprach, das zerstörte leider schon in seinen Keimen ihr unzeitiger Tod.

Vgl. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Berlin 1835. Thl. 1. S. 75. fgde. —

### Johann Christian Günther

ward den 8. April 1695 zu Striegau in Schlessen geboren und bei seinen guten Anlagen von seinem armen aber braven Vater, dem bairgen Dr. medicinas und Stadtphysikus G., so weit in den Schulwissenschaften gebracht, daß er 1709 den Unterricht in den Oberclassen des Gymnasiums zu Schweidnitz mit Nutzen genießen konnte. Hier zeichnete er sich durch Fleiß, gutes Betragen und die ersten Proben seines Dichtergeistes aus, legte aber auch zugleich durch Nahrung seiner Eitelkeit den Grund zu seinem unglückseligen Leben. 1715 bezog er die Universität Wittenberg, um die Arzneiwissenschaft zu studiren, und ging 1717 nach seiner Entlassung aus dem Kerker, worin ihn regelloses Leben und Schulden gestürzt hatten, nach Leipzig. Sein poetisches Talent erwarb ihm daselbst die Gunst des Hofrath Menke, der ihn zum Besingen des Passarowitzer Friedens veranlaßte und dem Dresdner Hofe zum Hofpoeten empfahl. Trunkenheit bei der Audienz vor dem Könige und Kurfürsten Friedrich August, wahrscheinlich durch Rabale Uebelwollender herbeigeführt, brachte ihn um diese gute Aussicht und zugleich um die Gunst Menke's und nun verlor er, von allen Freunden verlassen oder doch bald nachher aufgegeben, und von seinem unglücklichen Vater gehaßt, immer tiefer in das Elend. Nach manchen Irrfahrten durch Schlessen, Polen und Sachsen sich endlich wieder herausreisend, kam er 1722 in Jena an, um daselbst seine Studien fortzusetzen, starb jedoch schon am 15. März 1723, im 28. Jahre seines Alters.

Wir besitzen von ihm:

Sammlung von Gedichten. Breslau 1723. in 8. fortgesetzt 1724, 8; 1727, und endlich Breslau und Leipzig 1735 in gr. 8. 4 Thle. Mit jeder Fortsetzung wurden die schon gedruckten Theile wieder abgedruckt. Fernere Auflagen aller 4 Theile fanden Statt 1739. 1742. 1747. 1757 und 1764 in gr. 8.

Zur letzten Auflage kam ein:

Anhang. Breslau 1764. gr. 8. und eine: Nachlese. Ebendas. 1766 in 8.

Eine gute Biographie von ihm gab Siebrand Leipzig 1783 in 8. heraus.

Das treffendste und richtige Urtheil über Günther fällt Bouquetweck, (Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit Bd. 10. S. 355) mit folgenden Worten: Ein Dichter wie G. war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine neue Erscheinung in Deutschland. In seiner Person schien die Poesie die Würde verloren zu haben, die sie seit Optiz behauptet hatte. Dafür aber hatte sich auch noch in keines deutschen Dichters Werken so unverfälscht der Mensch gezeigt und eben daran fehlte es der deutschen Poesie vorzüglich, seitdem sie bald witzelnd, bald moralisirend und beschreibend, immer oberflächlicher und hohler geworden war. Günther würde deswegen Epoche in der Geschichte der deutschen Poesie haben machen können, wenn das geistige Leben, von dem seine ganze Poesie durchdrungen ist, von edlerer Art wäre. Ihn zu verachten ist nicht wohl möglich, wenn man die Gutmüthigkeit nicht verkennt, die aus seinen Gedichten

spricht, aber eben so wenig kann man ihm die Lieberlichkeit seiner Sinnesart verzeihn, weil er dem glühenden Temperamente, das ihm die Natur zu seinem Glück und Unglücke verliehen hatte, fast gar keine ernste Kraft des Willens entgegenstellte, außer, um auch im Unglücke sich des Kammers zu entschlagen. Wie er auf diese Art sich selbst verwahrlosete, hat er es auch mit seinen Gedichten gehalten. Natur und Zufall malten in ihnen auf gutes Glück. Das Gelungene in diesen Gedichten ist eines Meisters würdig; nicht nur voll Wahrheit, Geist und Leben, auch in den gefälligsten Formen warm und üppig hingeströmt aus voller Seele. Aber blindlings seinem Gefühle vertrauend, und oft nur mit halber Bestimmung warf dieser verunglückte Künstler der Natur Gutes und Schlechtes durch einander, wie es ihm in den Sinn kam.

Auf den zwischen Ihro Kayserl. Majestät und der Pforte Anno 1718 geschlossenen Frieden. \*)

Eugen ist fort. Ihr Mufen, nach!  
Er steht, beschleunigt und sicht schon wieder,  
Und wo er jährlich Palmen brach,  
Erweitert Er so Kränk' als Glieder.  
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,  
Und, wenn es irt, aus Großmuth fehlt,  
Gebiehet dem Feind' ein neues Schrecken,  
Und stärkt der Völker Herz und Macht,  
Die unter Aeltern, Bliz und Nacht  
Die Flügel nach dem Monden strecken.

Die Wahl: Statt ist noch naß und lau,  
Und sinkt, nach Tärken, Schand' und Leichen;  
Wer steht nicht die verkopfte Sau  
Von Aeltern faul und mähfam schleichen?  
Und dennoch will das Teutsche Blut  
Den alten Kirch-Hof feiger Wuth  
An jungen Lorbern fruchtbar machen;  
Und gleichwohl hört der dicke Fluß  
Des Sieges feurigen Entschluß  
Aus Aeltern und Garthannen trachen.

Es schnaubt des Ueberwinders Ros,  
Es schäumt und riecht den Streit von fernem,  
Das Glück meugt sich in den Troß,  
Um vom Eugen Bekand zu lernen,  
Die Luft erdhöhnt, das Ufer beb't,  
Der Reiter brennt, das Fuß-Volk strebt  
Den wilden Haufen anzuzurren.  
Und wer nicht schärffer siant als sieht,  
Der dörstete, wenn die Mannschafft zieht,  
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen.

Nur drauf, du Kern der Teutschen Treu!  
Nur drauf, du Kraft aus Herrmanns Hüften!  
Beweise, wer dein Ahn-Herr sey,  
Und trüb' ihn auch noch in den Gräften!  
Dein Haupt, dein Bespiel, dein Eugen  
Läßt alle, die dir widerstehn,  
Ein tödtliches Verhängnis wissen;  
Er steht, er eilt, er wärgt dir vor,  
Es ist noch um ein eisern Thor,  
So wird die Pforte springen müssen.

Dort, wo vor Zeiten Eigensinn  
Die Brücke des Trajans zertrümmert,  
Dort wirft die Augen vor die hin,  
Dort mercke, was so schwärmt und schimmert.  
Es rauscht wie Panzer und Gewehr,  
Es ist ein Römisch Selter-Heer,  
Es sind die Seelen alter Felden;  
Sie kommen, deinen Muth zu sehn,  
Und werden, was durch ihn geschahn,  
Der Ewigkeit voraus vermelden.

Braucht, tapfren Sieger! braucht das Heft  
In Gegenwart so feltner Zeugen,  
Die, wo mich nur kein Blendwerk äfft,  
Aus jenem dunkeln Reiche steigen.  
Warum? Sie wollen nicht allein  
So schlecht' und faule Zeugen seyn,  
Sie helfen euch in Sieg und Schlagen;  
Denn hat ihr Schatten gleich kein Herz,  
So kan er doch wol hinterwärts  
Den Feind mit kaltem Schauer plagen.

Sib Aht, erschrockens Morgenland!  
Du kennst den Bliz, des Adlers Stärke,  
Er waffnet unsers Feldens Hand,  
Und zielt auf größre Wunder-Werke.  
Hier Schwerdt des Herrn und Sideon!  
Auf, blasse Tärken! auf, davon!  
Nein! steht und lernt noch besser fühlen.  
Hier schlägt der Degen und der Mann,  
Den Gott kaum tapfren wählen kan,  
Euch Sig' und Bahnwiz abzukühlen.

Ihr überlelt euch! Schritt vor Schritt!  
Ihr kommt mit Ros, Cameel und Wagen;  
So bringt uns fein das Werkzeug mit,  
Den Raub bequemer wegzutragen:  
Nun strengt euch an! Es giebt Gefahr;  
Nun hindt um Mahomets Altar,  
Nun steht ihn mit gesenkten Waffen;  
Nun rufft doch laut, nun schreyt doch zu,  
Er hält vielleicht noch Wittag-Ruh,  
Er dichtet, oder hat zu schaffen.

Umsonst! der stumme Sig' ist taub;  
Ihr mögt euch selbst zu Hälfte ruffen:  
Kommt, seyd ihr Männer, hobt den Raub!  
Wir reißen aus, verfolgt die Stuffen;  
Was säumt ihr denn? was steht ihr da?  
Wie? geht euch unfer Schaden nah?  
Wie? macht euch unsre Zagheit müde?  
Probiert sie! Weh uns, Amurath!  
Du sinnst auf eine große That;  
Was kömmt heraus? Was suchst du? Friede.

Ja! findt dein Hochmuth schon so tieff!  
Du scherzest, oder hast vergessen,  
Wie grausam nächst dein Weineyd rieff,  
Als wolt' er uns von weitem fressen.  
Wie stimmt dein dort verwegenes Schreyen  
Mit dieser Demuth überein?  
Ja Noth macht oft Gebeth aus Fluchen;  
Ja! ja! dein Herz und auch dein Mond  
Sind beyd' an eine Zeit gewohnt,  
Und zeigen sich nur zum Bertrüchen.

Du hast auch wohl wahrhaftig Zeit;  
Denn zwischen deinem Stehn und Weichen  
War nummehr sonst kein Unterscheid,  
Als unsers Angriffs Lösungs-Zeichen.  
So manche Klinge stund schon bloß,  
So mancher Donner schlug schon loß,  
Dir Hals und Lästern abzufürzen;  
Europa selbst beschloß schon fest,  
Dein stolz Serratt, dein Suran-Mest  
Von seinem Rand ins Meer zu stürzen.

Bosanz erkenn' anlegt den Werth  
Von Rudolphi göttlichem Gesäthe,  
Und küsse Carls gereinigtes Schwerdt!  
Es hat nicht minder Schärff als Güte;  
Du sehlst, es strafft; du siehst, es schenkt;  
Und wird durch Demuth abgelenkt,  
Und läßt sich liegend überwinden.  
Ihn selbst zwingt nichts, als Ruß' und Neu;  
Wer lehrt dich thumme Tyrannen,  
Dergleichen kluge Waffen finden?

Wie kauft du, Schug-Gott Teutscher Ruh!  
Der frechen Schaat so bald vergeben?  
D! fahre mit dem Donner zu!  
Ihr Fall wird doch dein Lob erhöhen.  
Doch nein; du zeigst auch hier dein Reich,  
Und fesselt Feind und Sork zugleich,

\*) Aus: Johann Christian Günther's Sammlung von Gedichten. Frankfurt und Leipzig, 1738.

Und brauchst die Reule nur zum Schützen,  
Die Sanftmuth erbt dich mehr als Gold;  
Denn, wenn du straffen mußt und sollt,  
So willst du nur dem Sünder nützen.

Hört, Frevler! die ihr weder Rath,  
Noch Trost, noch Schutz, noch Ablass findet,  
Und nach vollbrachter Missethat  
Die Lustucht an die Fersen bindet;  
Fast, sucht ihr Rettung und Erhöhr,  
Die Hörner des Altars nicht mehr!  
Auch Joab kan nicht sicher flüchten.  
Kommt, faßt des sanfften Käufers Knie!  
Hier liegt sein Berg, hier giebt sich Ruh,  
Die Ehre mit Gedult zu richten.

Berwegne Feder! halt doch ein,  
Und schone Carls vollkommne Gaben!  
Sonst werden wir die ersten seyn,  
Die diese Freystad nöthig haben,  
Die Wahrheit haßt die Wählerern,  
Dein Lob macht doch kein Conterfey;  
D trag' ein ehrerbietig Schweigen,  
Und wolv' in Rathsburg Ähnen-Saal,  
Und sprich: Carl faßt sie allzumahl;  
So kannst du seine Erbse zeigen.

Jurid, ihr Mäusen, in das Feld!  
Dort sproßt der Delszweig aus den Längen,  
Irene sicht ein Zauber-Zelt;  
Geht, springt mit ihr auf Wall und Schanzen!  
Die Schwerter werden Eichel krumm,  
Das Glücke schmelzt die Kugeln um,  
Und geußt den Helden Ehren-Seulen,  
Die Freuden-Gluth frist Kraut und Loth,  
Das Glück wirft mehr Lust als Tod,  
Und darff nicht mehr gefährlich heulen.

Schläfft Naso noch um jenen Ort,  
Wohin ihn das Geschrey begraben;  
So wünscht' ich mir ein Allmachts-Wort,  
Nur ihn dadurch erweckt zu haben.  
Jetzt dächt' er nie ans Water-Land,  
Jetzt würde sich so Harß als Pand  
In Carls Person und Ruhm verleben;  
Jetzt wär' Eugen sein Lob-Gesang;  
Jetzt spräch' er: César, habe Dank!  
So glücklich hast du mich verleben.

Die Freude zieht sich weit herein,  
Und wächst mit Wellen und in Städten,  
Die unter Thau und Sonnen-Schein  
Vor Leopolds Geschlechte bethen.  
Der Tempel raucht von heilger Pflicht,  
Die Priester tragen Recht und Licht,  
Und liegen vor den Dank-Altären.  
Bornehmlich sieht das hohe Wien  
Die Opfer-Flammen aufwärts ziehn,  
Und von der Lärden Beuthe zehren.

Die Regung macht mich ungeschickt,  
Das frohe Teutschland abzureissen;  
Wohin des Adlers Aufsicht blüht,  
Da muß dieß Jahr ein Hall-Zahr heissen.  
Des Friedens-Herold bläst und jagt,  
Und wird von Groß und Klein gefragt;  
Der Wetß läßt Etoc und Schwachheit fallen;  
Die Jugend spielt, die Kindheit singt;  
Und das, was noch aus Brüsten trinkt,  
Erklärt sich durch ein holdes Lallen.

Hier kommt ein junger Ritter an,  
Und findet in dem nächsten Garten,  
Der alle Strassen zeigen kan,  
Sein schönes Kind mit Schmerzen warten.  
Da geht es an ein ärztlich than;  
Da läßt der Ruf den Mund nicht ruhn;  
Da stoßt das zitternde Willkommen;  
Da wird, was immer schmeicheln mag,  
Als wär' ein andrer Hochzeit-Lag,  
Mit Hand und Küssen vorgenommen.

Dort spitz ein voller Tisch das Ohr,  
Und horcht, wie Rathbar Hanns erzehle:  
Hanns ist und schneidet doppelt vor,  
Und schmiert sich dann und wann die Kehle:  
Da, spricht er, Schwäger; seht nur her,  
Als wenn nun dieß die Donau wär,  
(Hier macht' er einen Strich von Bier,)  
Da streiffen wir, da stund der Feind,  
Da gieng es schärffer, als man mernt;  
Gott straff! Ihr glaubt mir ohne Schwär.

Dort muß ein tapffrer Wittben-Sohn  
Der Mutter neuen Trost erwerben,  
Und schliesse nicht der Vater schon,  
So müßt er legt vor Freude sterben.  
Das gute Weib ist froh, und rennt,  
Und ändert gleich ihr Testament,  
Und flucht dem falschen Todten-Schein,  
Und denkt: nun hab ich einen Stab,  
Und weiß, wer einmal um mein Grab  
Aus Treu und reinem Herzen weine.

So sah der Golechen Jubel aus,  
Als dort nach zehn Belagerungs-Jahren  
Der Darbaner verwüncktes Haus  
In gellem Feuer aufgefahren.  
Corinth und Argos und Athen  
Dieß Kampf-Platz, Stall und Schulen sehn,  
Und ließ die Schiffe zu empfangen;  
Weib, Kind und Regel drang an Port,  
Und keins verstand sein eigen Wort,  
Vor Jauchzen, Fragen und Verlangen.

Nich deucht, die Zeitung nährt so gar  
Auch unbeseelte Creaturen:  
Der Hunds-Stern brennt und enfert zwar;  
Und doch erquickt der Lenz die Fluren;  
Wald, Förste, Thäler, Berg und Hain  
Sehn hier und dar ein Wüdnis ein,  
Die süße Nachricht ausjubelten,  
Die Nymphen scherzen um den Sand,  
Und sprühen mit geübter Hand  
Viel Bogen nasser Lustbarkeiten.

So weit die Donau, wie sie soll,  
In Christlichem Schoosam fließet,  
Und mehr Begierd-als Wasser-voll  
Sich unter Carls Geboth ergießet;  
So weit vermehrt sie ihre Lust,  
(Denn Freude steht das Blut zur Brust)  
Durch Beytrag aus den kleinen Flüssen,  
Die legt den sündlichen Leibut,  
Welt große Freude viel werthut,  
Geschwind und doppelt liefern müssen.

Dort kommen Drave, Sau und Theß,  
Und bringen ihr viel starke Fluthen;  
Hier wächst sie durch des Sieges Schwelß,  
Und durch der Janitscharen Bluten;  
Dankt so fleucht ihr schneller Lauf,  
Und hält die Wellen nirgends auf,  
Als wo sie sich mit Fleiß verweilen,  
Um, wo ich als rohen mag,  
Dem Iker einigen Geschmad  
Von unsrer Freyheit mitzutheilen.

Nun sieh doch, wo du etwas siehst,  
Du böses Ismaels Geschlecht!  
Du kommst, so oft du auswärts ziehst,  
Dem Donner allemal zu rechte.  
Dein toller Hund, dein stumppfer Bahn  
Fällt Reich und Adler krafftlos an,  
Und muß so Blut als Haare lassen;  
Dein Einbruch ist so gut als Flucht:  
So gehts, wer fremde Schläge sucht,  
Kriegt meistens Spott und Strick zu fassen.

Du sündigst auf Vergebung loß,  
Und außer Carls Verdienst und Glück;  
Er sieht die Sonne nicht so groß,  
Als deines Hochmuths Schwäch' und Lück;  
Dein Frevl kumpft mit eigener Duad  
An Vorzug, Länge, Stärk und Zahl,

Und siegt sich selber zum Gehöhne.  
Geh, trag nun den verwürrten Sals,  
Ja gar den Aufschub deines Falls  
Von Oesterreichs Gedult zum Lehne.

Nur glaube nicht, verschnittner Schwarm!  
Dein Reineyd sey so durchgekommen,  
Nachdem sein ganz zerschellter Arm  
Zehn Jahr zur Heilungs-Frist genommen.  
Der Friede, der die Noth nur fast,  
Und den du halb erbettelt hast,  
Erlöset dich nicht vom Horn-Gerichte;  
Nein! nein! verstockter Pharao,  
Die Langmuth lacht und thut nur so,  
Damit sie deine Bosheit sichte.

Bereiß den falschen Koran,  
Er hat dich lang genug betrogen;  
Dein letzter Fall rückt endlich an,  
Und steigt mit unsern Sieges-Vogel.  
Die Rach' ist kein vergeßlich Weid,  
Sie dringt zwar langsam auf den Leib,  
Alein mit desto schärferm Streiche.  
Dein angemasteter Kaiser-Thron  
Erschrickt und wankt und wittert schon  
Die Eitelkeit gekrohneter Reiche.

Du, dem zu Lieb' Eugenius  
Des Aufgangs Untergang verschoben;  
Du, dem des Allerhöchsten Schluß  
Sein hohes Straß-Amt aufgehoben,  
Komm fort, und eil aus Blut und Schooß!  
Komm, eil auf unsre Seiten los!  
Komm, komm aus Carls geweihten Lenden!  
Es hält sich Asien gefaßt,  
Dir ehstens, angenehmer Gast!  
Sein reiches Erb-Land zuwenden.

Was zieht sich vor ein Vorhang weg?  
Ich seh den Schauplag später Zeiten:  
Dort hör' ich einen Scanderbeg,  
Dort seh' ich einen Gottfried streiten,  
Die Palmen grünen um sein Haupt,  
Man heult, man jauchet, man schlägt, man rautt;  
Kein Creuz-Zug macht ein solches Lärmen:  
Der Erden größt- und dritter Theil  
Bereißt der Saracenen Heyl,  
Und würgt den Hund mit seinen Därmen.

Der Nil erschrickt, Damascus brennt,  
Es raucht auf Acalons Gebürgen,  
Und durch den ganzen Orient  
Herrscht Unruh, Hunger, Pest und Würgen.  
Der Jordan steht, wie Mauern da,  
Als käm' ein andrer Josua;  
Er kommt auch, doch aus Teutischem Saamen;  
Wie heißt er? Ja die Schlachtung windt,  
Und raubt mir, weil der Vorhang sinkt,  
Standt, Worwäg, Schauplag, Held und Nahmen.

Was macht in Ungern der Soldat  
Vor grausam-flägliche Geberden?  
Er bringt sich vor den Krieges-Rath,  
Und hört mit Unruh Friede werden.  
Er murr't, er jörnt, er schilt den Hund,  
Wodurch der abgewiesne Hund  
Der heurigen Gefahr entgangen.  
Und ehrt' er nur nicht den Eugen,  
So sollt' er sich wol unterstehn,  
Den Krieg von frischem anzufangen.

Sein Cyfer hat auch ziemlich Recht:  
Es muß die Tapfferkeit verdrießen,  
Wenn Kleinmuth ihren Fortgang schwächt,  
Und Thränen statt des Blutes fließen.  
Sie sucht nur Weh und Wiederstand,  
Sie sucht mehr Ruhm, als Peut und Land,  
Und giebt nur ein verbittert Lachen,  
Wenn, eh ihr Degen Wunder thut,  
Feind, Belt, Geschüg und Haab und Guth  
Den Sieges-Wagen enge machen.

Ihr guten Teutschen! laßt's nur seyn,  
Und sprecht den tapffern Horn zufrieden!  
Die Vorbereitern gehn gleichwohl nicht ein,  
Sie grünen mitten in dem Frieden.

Der Palm-Baum ist nicht schlimm verlegt,  
Wosern ihn fettes Ufer nezt:  
Das hofft man auch von euch zu schreiben.  
Geh! zieht ans Meer, und kämpfft und sucht  
Iberiens verlohrene Frucht  
In Bältslands Gärten aufzütreiben.

Hält hier der Stillstand euren Muth,  
So kan er dort mit Nachdruck bligen;  
Nicht anders pflegt der Adern Blut  
Nach kurzer Stimmung scharff zu sprützen.  
Dort spannt ein neuer Friedens-Bruch  
Ein neu und feindlich Siegel-Zuch!  
Geh, geht und zeigt dem Niedergange  
Ein schwarz und blutig Abendroth,  
Damit die Flotte, so euch droht,  
Den Port in Charons Kahn erlange!

Wo schweiff ich hin? wo bleibt mein Helt?  
Entzieht er sich vielleicht der Erde?  
Wie! oder hebt sich nur sein Belt,  
Damit es nicht entheiligt werde?  
Ja, ja ich seh die Ewigkeit,  
Sie webt und stickt sein Ehren-Kleid,  
Umgibt sein Bildniß mit den Sternen,  
Und fährt es zum Vergöttern auf:  
Nun mag der Enkel Lebens-Lauff  
Den Vorzug unsrer Tage lernen.

O Prinz! o grosser Prinz! wie weit,  
Wie weit entfernst du dich dem Reide,  
Und auch sogar der Möglichkeit,  
Daß etwas deinen Krang beschneide?  
Homer behalt' die den Achill!  
Aeneas bleibe, wo er will!  
Sie sind am längsten groß gewesen;  
Sie weichen doch mit Ehren aus;  
Denn dieß ist auch ein Vorbereit-Strauß,  
Dem stärksten Palmen nachzulesen.

Die Seele weiß von keiner Ruh,  
Sie zeigt Gedanken aus Gedanken:  
So, theurer Helt! verfähret auch du  
In deinen weiten Lebens-Schranken;  
Dein Cyfer braucht Gelassenheit;  
Das Wesen seiner Tapfferkeit  
Besteht in lauter klugen Siegen;  
Dein Alter blitzt so spät als früh!  
Was wolte wol die Porffe,  
O Helt! zu deinen Ehren klügen?

Genung! genung vor deinen Ruhm!  
Genung mit blutigen Geschäften!  
Trag Helm und Schild ins Heiligthum,  
Und laß es an die Gebern heften!  
Auch Großmuth macht dem Alter Raum,  
Es blüht ja schon der Mandel-Baum  
Auf deinen Vorbereit-reichen Haaren,  
Geneuß doch einmal deine Ruh,  
Und seh nunmehr auch andern zu,  
Wie viel sie unter dir erfahren!

Carl ist allein geschickt und werth,  
Getreue Dienste zu belohnen;  
Carl der wie Gott nichts mehr begehrt,  
Als daß die Völker sicher wohnen.  
Carl, dessen Ohr vom Himmel nimmt,  
Was sein Befehl der Welt bestimmt,  
Die kein Verhängniß mehr vergnügt;  
Carl, dessen Geist den Thron erhöht,  
Und noch so weit darüber geht,  
Als Feind und Ehr-Furcht drunter lieget.

Ihr, die ein glücklich Feuer treibt,  
Dem hohen Maro nachzukommen,  
Was macht es, daß ihr sphen bleibt?  
Ihr habt nicht rechten Stoff genommen,  
Ihr sinnt, ihr schreut mit Angst und Müß  
Reimt Fabeln, und vergeht wie sie;  
Kommt! wollt ihr hoch und ewig leben,  
Kommt seht die göldnen Federn an,  
Und schreibt, was Gott und Carl gethan!  
Der Adler wird euch mit erheben

Ja schreibst nur was ihr hört und sieht,  
Hier gilt Erzehlen mehr als Dichten.  
Europa jauchzt, und Stambol fliehet;  
Wer weißt mir dieses in Geschichten?  
Die Vorsicht, so das Reich bewacht,  
Erklärt den Zwiespalt in die Acht,  
Und lehrt uns mit versöhnten Blicken:  
Es werde dies sein mächtig Haupt,  
Was Unrecht, List und Neid geraubt,  
Den Barbarn aus den Klauen rücken.

Das Erbtheil Josephs lebt in Ruh,  
Und nährt sich von des Bruders Glück;  
Der Schäfer lacht, sein Vieh nimmt zu,  
Die Kämmer werden feist und dicke:  
Elysens gelobtes Land  
Treibt Handel, bringt das Feld in Stand,  
Und baut so Korn: als Weisheits-Pflanz;  
In Westland blüht ein neuer Sieg;  
So lehren beydes Fried' und Krieg;  
Der sechste Carl, der größte Kayser.

Der Sechst' an Zahl, der Erst' an Ruhm;  
Ihr Selten, lernt den Titel fassen!  
Er zieret noch kein Altherthum,  
Er steigt allein in unsern Gassen;  
Er glebt der Fama Geist und Schall,  
Werewigt Felsen und Metall,  
Und heiligt die gerichteten Räume;  
Ja, was das größte Wunder schafft,  
So stärkt des grossen Nahmens Kraft  
Die Dymacht meiner schlechten Reime.

Herr! so vermögend würdest dein Geist  
In kalt und schläfrige Gemüther.  
Ich den nur Wind und Hoffnung speißt,  
Besitze weder Kunst noch Güther:  
Ich leyr' im Winkel, Noth und Staub,  
Und bin ein eingetheilter Raub  
Von so viel ungeneigten Fällen,  
Die, hab ich gleich die Pallas lieb,  
Und käm' auch oft ein guter Trier,  
Mit dennoch Fleiß und Lust vergällen.

Und sieh, o Herr! auff einmal reißt  
Mich deines Purpurs Anblick höher,  
So schnell, daß nichts geschwinde heist;  
Was red' ich; siegt Eugen nicht eher:  
Dein Scepter führt mich auf die Spur;  
Drum trotz' ich Schwachheit und Natur,  
Du nimmiest sie, wie den Feind, gefangen.  
Herr! wächst dein Alter, wie dein Reich,  
So hoff ich mir noch viel von euch,  
Ihr Teutschen Schwärme! zu erlangen.

Den welken Lorbeer hab' ich schon,  
Nun mangeln noch Verdienst und Leben;  
Dies muß ein Mäcenaten-Sohn,  
Und jenes Carls Regierung geben.  
Die Allmacht lasse nur dein Haupt,  
Wosfern es unsre Sünd' erlaubt,  
Nicht eher Stern' und Himmel zieren,  
Als bis ein Alexander weint,  
Dem eine Welt zu enge scheint,  
Des Vaters Thaten auszuführen.

Ich, Herr! dein kleinster Unterthan,  
Will, blieb ich auch im Staube sitzen,  
Noch mehr auf deiner Ehren-Bahn,  
Als vor dem Glend's-Ofen schwitzen.  
Verstoß mich an den kalten Bier,  
Ich geh' und gern, und find' ein Meer,  
Dein Lob in ewig Eis zu schreiben;  
Denn weilt mir Augen offen stehn,  
Soll Carl und Tugend und Eugen  
Die Vorschrift meiner Müssen bleiben

Den Unwillen eines redlichen und getreuen Vaters  
suchte durch diese Vorstellung bey dem Abschiede  
aus seinem Vater-Lande zu besänftigen ein gehor-  
samer Sohn.

Im Nahmen eines andern.

Quid feci? Quid commerui aut peccavi Pater?

Und wie lange soll ich noch, dich, mein Vater! selbst zu  
sprechen,  
Mit vergeblichen Bemühn, Hoffnung, Glück und Kräfte  
schwächen?

Macht mein Schmerz dein Blut nicht rege; o so-rege dich  
dich Blut,

Das nunmehr die letzte Stärke kindlicher Empfindung hat!

Fünffmal hab ich schon gesucht, nur dein Antlitz zu gewinnen:  
Fünffmal hast du mich verschmäht: O was sind denn dies vor  
Sinnen!

Denke nach, wie scharff es beiße! Denke nach, wie nah es  
geh,

Daß ein Sohn durch seinen Vater zwischen Furcht und  
Unruh seh!

Hab ich dich nicht überall treu gerühmt und froh gepriesen?  
Hat sich ein verlodter Sinn gegen deine Zucht gewiesen?

Hab ich nicht mit Lust studiret, dich nur einmal zu er-  
streun,

Und mit wohlgerathnen Früchten deines Kummer's Trost zu  
seyn?

Euch' ich auf der Erden mehr, als ein still- und weises Leben?  
Wollt' ich nicht so gar mein Blut vor des Nächsten Wohlseyn  
geben?

Stecht mir Boshait in der Seele, brennt mir Rachgier in  
der Brust,

Oder hat mein freches Spotten an des Feindes Schaden  
Lust!

Ja, verführt die Henchelen mein entschuldigtes Gewissen,  
Dich allhier um neue Gunst bloß aus Eigennuz zu küssen;

O so werden meine Glieder mit der Hiobs-Duaal geplagt,  
Und mein Fuß mit Sains Schreden in der Welt herum ge-  
jagt!

Adams Erb-Schuld nehm ich aus: Mängel sind uns ange-  
bohren,

Und ich habe tausendmal mich auch ausser mir verloren.

Schläge Gott mit Bliz und Keilen gleich auf solchen Fehl-  
Tritt zu,

O wie wenig würden Greiffe! und wo klieben ich und du?

Daß du mich gezeugt, ernähret, unterrichtet und geführtet,  
Ist ein Lorbeer, der dein Haupt auch noch auf der Wahre  
zieret;

Ich erkenn es in der Stille, obgleich ängstlich und betrübt,  
Weil mir weder Zeit noch Glück Mittel zur Vergeltung  
gibt.

Wenn der Morgenröthe Glanz an dem grauen Himmel blickte,  
Und der frühe Garten-Bau dir so Herz als Aug' entzückte,  
Machte mir dein muntres Scherzen Feder und Papier be-  
quem,

Und dein rüstiges Exempel Kiel und Bücher angenehm.

O wie mancher Abend-Stern sah mich unter deinen Lehren!

Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland ver-  
ehren,

Wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhiteter Schnsucht  
hieng,

Und der Nachdruck beyder Sprachen lustig ins Gedächtniß  
gieng.

Alles konnt' ich nach und nach, so zu reden, spielend fassen,  
Was die Knaben sonst bewegt, daß sie Buch und Feder hassen,  
Weil der Schul-Fuchs Lust und Liebe mit der Ruthe nieder-  
schlägt,

Und durch so viel tolle Regeln, auf die strengste Folter legt.

Um nur hinter den Bestand meiner Neigung recht zu kommen,  
Hast du mir oft selbst das Buch als zur Straffe wegge-  
nommen:

Diese wohl-gemeynete Klugheit mehrte sonderlich in mir  
(Kinder thun verbothne Sachen), Fleiß und Enfer und Begier.

Laß doch nun nicht erst den Neid dich in mir so arg ver-  
lachen,  
Laß dir doch nicht so viel Müh durch sein Maul zu Schanden  
machen!



Frau doch deinem Fleiß und Blute, gönne mir Gedult und Ehr:  
 Bin ich ja mit Recht verklaget, warum läßt man mich nicht vor?

Was ich dann und wann verfehn, ist die Hitze junger Jahre:  
 Dann wo wird wol einer alt, der nicht oft den Fall erfahre?

O! warum bestraft die Länge meine Menschlichkeit so scharff?  
 Welcher Richter ist so grausam daß man gar nicht bitten darf?

Muß man doch wol oft aus Noth wider Willen was beschließen,  
 Was wir ohne starken Zwang oftmals unterwegs ließen:  
 Schwachheit laufft gar gern mit unter, und der Mangel nebst der Schmach,  
 Die man unverdient erduldet, zieht viel schlimme Folgen nach.

Befrugung, Buße, Fleiß und Ernst weisß viel Scharren auszuwegen,  
 Die mich bey den Redlichen ohne Grund in Argwohn sehn.  
 Läßt man doch verdorren Bäumen zum Erhöhlen etwas Zeit:  
 Gilt ein Mensch nicht mehr als Bäume? noch ein Kind als fremder Neid?

Und was sind es denn auch nun vor so grob und schwere Sünden,  
 Die so mühsam und so spät Ablass und Errettung finden?  
 Sagt, was sind sie? Meßkünd Lügen, junge Thorheit, viel Verdacht,  
 Und mit einem Worte, Mücken, die man zu Kameelen macht.

Sieht man etwan darum scheel, daß mein aufgeräumt Gemüthe  
 Andern wie sich selbst getraut, und nach angebohrner Güte  
 Sich zum öfftern bloß gegeben? Freunde! schaut, es ist geschehn;  
 Dieses Laster, ist's ein Laster? sollt ihr nicht mehr von mir sehn.

Die so groß und allerklug thun, und von viel Erfahrung sprechen,  
 Wollen durch den Polter-Geist meinen Sinn zur Unzeit brechen;  
 Aber allzuscharff macht schärtig, und Affecten bey der Zucht  
 Reizen feurige Gemüther, und erhalten schlechte Frucht.

Einmal ist und bleibt mein Zweck, bloß der Wahrheit nachzustreben.  
 Und, so viel nur an mir ist, als ein nützlich Glied zu leben:  
 Drum verehrt mein Geist die Lehrer, die in unsern Tagen blühen,  
 Und das Licht der rechten Weisheit endlich aus dem Nebel ziehn.

Daß mich Haß und Pöbel schilt, als vertlefft ich mich in Grillen,  
 Die den Beutel und den Kopf mit gelehrtem Winde füllen,  
 Das verzeh ich seiner Einfalt, die im Aberglauben steckt,  
 Und die Wissenschaft verachtet, weil sie ihren Kern nicht schmeckt.

Daß Verläumber böser Art auch mein Christenthum vernichten,  
 Mag der Herr, der alles sieht, doch nur mit Erbarmen richten;  
 Mich bevestigt bey den Stürmen die gewisse Zuversicht,  
 Daß die Liebe des Erlösers gang was anders von mir spricht.

Dieß gesteh ich ohne Furcht, daß ich manch verwirrt Geschwäge;  
 Das in Glaubens-Sachen schwärmt, vor geringe Possen schätze;  
 Ich gesteh auch, daß michs ärgert, wenn Nazon schreyt und fracht,  
 Und sein Jahr-Gang oft mehr Regier als bekehrte Sünder macht.

Wär es mir nicht selbst geschehn, wollt ich hier kein Wort verlihren;  
 Aber, da er mich verdammt, hab ich Recht, es anzuführen,  
 Weil er aus dem Leichen-Kelme, der von Gottes Liebe singt,  
 Eine Giffst der Pleitisten, und ich weisß nicht was, erzwingt.

Und wie so? Man höre nur, wie genau sein Vorwurff schließt:  
 Weil ich mich damals erklärt, daß den Tod nichts mehr ver-  
 schüßte,  
 Als die Liebe vor den Heyland, die das letzte Schrecken schwächt;  
 Soll ich dieß geleugnet haben: Nur der Glaube macht gerecht.

Sagt mir, wo die Folge steckt? Nirgents, als im blinden Dünkel;  
 Ist das nicht ein schöner Schluß von dem Prügel auf den Bindel!  
 Wenn ich ohngefahr nun spräche: Unser Nachbar baut ein Haus;  
 Schließ' ich denn darum den Meister und den Werk-Gesellen aus?

Etwas muß ich doch noch hier bey Gelegenheit erwegen:  
 Mancher meynt, ich solte mich auf die Brod-Kunst beser legen,  
 Und beredet dich, mein Vater! viel Verachtung sey daher,  
 Weil ich nicht mit rechtem Cyffer Weidtrinen dienbar wär.

Glaube, da du mich so früh zu der edlen Kunst erzogen,  
 Da ich auch nicht ohne Frucht deine Warnung eingesogen.  
 Da ich sie von dir schon kenne; da ich ihren Vorzug weisß,  
 Geb' ich ihr vor andern Künsten Neigung, Perge, Krank und Preisß.

So viel übersieh' ich auch, daß wir, etwas recht zu wissen,  
 Und von Grund-aus zu verstehen, keine Sprünge machen müssen:  
 Laß mich also kürzlich werden, was des Arztes Pflichten seyn;  
 Denn der Anfang seines Amtes schließt fürwahr nicht wenig ein.

Mit dem Doctor kaum zwey Jahr flüchtig durch den Sennert lauffen,  
 Hunde würgen, Feuer sehn, Pillen brechen, Kräuter rauffen,  
 Auf gerathe-wohl verschreiben, andre neben sich verschmähn,  
 Und sich bei dem Sterbe-Bette in der Staats-Peräque blähen,

Ist so thöricht als gemein, thut auch selten große Wunder:  
 Bäcker, Ziegel, Glas und Ring sind zusammen nichts als Plunder,  
 Wenn man die Gesundheits-Regeln nicht vorher in Kopf gebracht,  
 Noch auch durch vernünftigt Schließen die Erfahrung brauchbar macht.

Will man nun, den Stämpern gleich, nicht an jeder Klippe scheitern,  
 So bemüht man sich zuerst, Sinnen und Verstand zu klutern;  
 Man erforsche die Gesetze, die der Bau-Herr schöner Welt  
 Ehmals zwischen Geist und Körper ewiglich und fest gestellt.

Dieß erfordert etwas mehr, als in alten Schwarten wühlen,  
 Und mit Knochen, Stein und Kraut ober heissem Erge spielen:  
 Wer die Wissenschaft der Größe und der Kräfte nicht versteht,  
 Kan den Leib unmöglich kennen, der wie Wasser-Uhren geht.

Was vor Klugheit, was vor Wäh fließet nicht aus diesen Gründen?  
 Eh wir jedes Körpers Art, den wir vor uns haben, finden;  
 Eh man Neigung und Gewohnheit, Krankheit, Eig und Ursach trifft:  
 Unzeit, Edel, Det und Menge macht auch Wüthridat zu Gift

In wie weit ich nun gedacht, dieser Vorschrift nachzuleben,  
 Davon mag die Zeit einmahl ein gerechtes Urtheil geben:  
 Bin ich nur bey mir versichert, daß ich nach Vernunft gethan,  
 Hör' ich anderer stolzes Wellen mit gelassner Demuth an.

Was die Poesie betrifft, muß ich frey heraus bekennen;  
 Ich empfand schon als ein Kind ihren Erieb im Herzen brennen;  
 Da mich nun die blinde Neigung ihr schon damals zugeführt,  
 Schenk' ich ihr auch noch die Liebe, die aniezt Vernunft reglet.

Will man sie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten,  
 Hat man freylich den Parnaß vor ein Grillen-Nest zu achten.

Hochzeit-Lekume, Lobten-Flüche, und ein buntes Quodlibet.  
 Nebst erfornen Bühler-Flammen heißen zwar galant und nett;  
 Doch ein solcher Reimen-Spruch, den die Rahmen erst verbrämen;  
 Den auch Klingsohr, Frauenlob, und Hans Sachsens Kunst beschämen,  
 Schickt sich wol dahin am besten, wo man Schöps und Rosent schenkt,  
 Ober auf den Musen-Tribel, wo Theranders Lerer heuchelt.  
 Dichter, sind sie, was sie sind, müssen Feuer-reiche Gaben,  
 Wiß, Verstand, Gelehrsamkeit, Tugend und Erfahrung haben,  
 Und die Menschen, derer Augen die entblößte Wahrheit flehn,  
 Durch die Weisheit in den Bildern nur mit Lust zum Guten ziehn.  
 Was Homer und Maro schreibt, was auch Fenelon gesungen,  
 Ist ein Muster, dessen Werk die Vergänglichkeit bezwungen;  
 Dieß versteht kein Phœbus-Pritscher, der nur an der Schalen klaubt,  
 Und der Schönheit durch Erklären allen Geist und Nachdruck raubt.  
 Doch damit vor legt genug! Du, mein Vater! magst nun schämen,  
 Ob und was und auch wie viel meinen Musen auszusetzen.  
 Scheint dir auch die Art und Weise meines Lebens wunderlich,  
 Ach! dem ist bald abgeholfen; und womit? Verschöne dich!  
 Denke, was der Unmuth thu, wenn uns Freund und Feinde kränken,  
 Wenn sie uns den nahen Weg zu der Ehnen Herz verschränken;  
 Wenn man krank und in der Fremde bey Verfolgung und Verdruß,  
 Wegen andrer Groll und Zwietracht, alles Unrecht leiden muß;  
 Wenn uns innerliche Neu, äußerlicher Mangel dränget;  
 Wenn sich Auerwandter Haß unter unsre Feinde menget;  
 Wenn der Schmerz getreuer Eltern in der Güther Ache sitzt;  
 Wenn ein Bruder vom Gemüthe ohne Schuld sein Blut verprißt;  
 Wenn die Busse nichts erhält; wenn die besten Stützen weichen;  
 Wenn ein unverhoffter Freund nach viel seltenen Gnaden-Zeichen  
 Unser Glück im Lieben gründet, und gleichwol des Waters Geist,  
 Uns aus Cyfer dahin bringet, daß man untreu scheint und heißt.  
 Da verlehrt sich die Gedult, da vergift man sich und alles,  
 Kßt es durch einander gehn, strauchelt oft aus Furcht des Falles;  
 Man getraut sich nichts zu wagen; man verfällt von Zeit zu Zeit,  
 Und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit.  
 O! wie oft hat Fleisch und Blut durch ein ungedultig Schmolzen,  
 Weil kein Retter kommen will, der Verzweiflung ruffen wollen!  
 Doch ein Strahl von höhern Lichte und die kämpfende Vernunft  
 Stärckten mich im größten Wetter mit des Trostes Wiederkunft.  
 Straffe nehm ich willig an; man erinnre nur bescheiden,  
 Und so redlich als geheim. Dieß Sold kan ich nur nicht leiden,  
 Das uns fast auf alle Mienen eine Sitten-Predigt hält,  
 Und alsdann am ärgsten dencket, wenn es sich am frommsten stellt.  
 Jene sind es, die da strack Donner, Blitz und Höl! erwecken,  
 Die, so ein verirrtes Schaf mit der größten Keule schrecken;  
 Jene sind es, die den Wägdgen, die nur einen Blick verscheln,  
 Alle Schlüssel zu dem Himmel ohne den Beruf verdrehn;  
 Jene sind es, die sich selbst vor gerecht und heilig halten,  
 Mit Verachtung andrer flehn, die besteckten Hände falten,  
 Mit den kläglichsten Geberden aller Augen an sich ziehn,  
 Mit Gebethen Wucher treiben, und nur Schein, nicht Sünde flehn.  
 Gott! du kennst und zeichnest sie, untersuchest Herz und Berde:  
 Stummer Hochmuth, Eiz und Meid ist der ganzen Andacht Stürze;  
 Kommt es zu der Nächsten-Liebe, zum Vergessen, zum Vergessen,  
 Ober soll man Schwache tragen, wird kein Christ zu Hause seyn.  
 Born-Lust, Haß und Eigensinn soll aus keiner Zucht erscheinen,  
 Und die Ruthe so da schlägt, muß der Kinder Bestes meinen;  
 Wo hinaegen Straff und Schärffe das Verbrechen übersteigt,  
 Wird das edelste Gemüthe mehr gebrochen als gebeugt.  
 Bilder Frevol ist es werth, daß ihn Draht und Geißel schwäche,  
 Und die Bosheit braucht Gewalt, daß man ihr den Starckkopf breche;  
 Aber Irthum, Fall und Schwachheit, fällt ein Mensch auch noch so oft,  
 Fordert billig nichts als Liebe, die auch stets das Beste hofft.  
 Sucht' ich mich auch noch so wohl unter Leuten aufzuführen,  
 Muß ich dennoch überall Glauben, Müß und Freund verkehren,  
 Wenn man hört, daß selbst der Vater, den ein gut Gedächtnis schmückt,  
 Mich sein Kind nicht hören wolle. Sieh, mein Vater! was mich drückt?  
 Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Seyl des ganzen Lebens;  
 Alles, was ich denck und thu, wird durch deinen Born vergebens:  
 Sage mir, wem soll mein Herze auf der Welt wohl weiter traun?  
 Bin ich meiner Eltern Greuel, muß auch Fremden vor mir graun.  
 Ständ' es mir auch zehnmal frey, einen Vater zu erwählen,  
 Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen;  
 Würdest du mir auch im Rittel vom Verhängniß vorgestellt,  
 Käm' ich doch aus deinen Lenden mit Vergnügen auf die Welt,  
 Daraus stelle dir nun vor, welche Last mich nächtllich presse,  
 Wenn ich deinen harten Sinn und des Kummerd Angst ermesse,  
 Der dir iezo meinetwegen Herz und Mark und Bein zersißt,  
 Weil mein Bild mit falschen Farben dir so schlimm geschilbert ist.  
 Wenn du ja nicht anders willst, will ich mich gern schuldig nennen;  
 Dir zu Liebe will ich mehr, als ich selber weiß, bekennen;  
 Aber gehe doch zurucke, und erinnre dich der Zeit,  
 Da ich als ein Kind voll Hoffnung dein und vieler Aug' erfreut.  
 Mein Gehorsam, wie du weißt, hat dir zwanzig Jahr gefallen;  
 Was ich dann und wann verbrach, das geschicht von mir und allen:  
 Furcht, Gesellschaft, Ueberellung, und des grünen Alters  
 Machen, daß man unterweilen wider besser Wissen thut.  
 Bin ich doch gestraft genug, daß der Born von höhern Schläffen  
 Unter so viel Ungemach meiner Jugend Blüht' entrissen,  
 Daß mir so viel Gram und Wachen Krafft und Leben abgekürzt,  
 Und der Kästter bittres Schäumen leben Wissen Brodt verwärkt.  
 Stieß mir oft ein Glücke vor, konnt' ich solches doch nicht fassen,  
 Weil die Noth kaum einen Tag mein Gemüthe frey gelassen,  
 Bey der Noth, Wind zu machen, mich beschämt entweichen hieß.  
 Was ich in das sechste Jahr überstanden und gelitten,  
 Wie ich oft mit Wind und Schnee, Hunger, Hitz und Frost gestritten,  
 Das wird der am besten wissen, dessen reiche Vater-Hand  
 Mir noch immer einen Segen unvermuthet zugewandt.  
 Alles Schadens ungeacht't, den mein Leib dadurch bekommen,  
 Hab' ich, ohne Ruhm gesagt, an Erfahrung zugenommen:

So viel Creuze, so viel Schulen, die mich wahrlich mehr  
gelehrt,  
Als man im Pedanten-Stande von den Maul-Gelehrten  
hört.

Darum dank' ich vor den Haß, den mir Freund und Feind  
erzeiget;  
Denn er hat den Wuth gestählt, und der Jugend Stolz ge-  
beuget,  
Doch ihr Väter, du im Himmel, und auch du in dieser  
Welt,  
Schont doch endlich, weil mein Alter noch in etwas Krafft  
behält!

Jesus beth' ich Tag vor Tag bey so überhäufteter Plage:  
Nimm mich doch mein Gott! nicht weg in der Pein meiner  
Lage!  
Führe mich durch Creuz zur Weisheit; gib mir aber auch  
daber,  
Daß ich klug, getreu, gedultig, und der Welt noch nützlich sey.

Welchen meine Stachel-Schrift ohne Grund zu nah getreten,  
Denen sey es öffentlich und von Herzen abgebeten;  
Schertz und Feuer und Exempel bringen oft den freyen  
Kiel  
Durch den Ehr-Geiz zu gefallen auf ein kühnes Dichters-  
Spiel.

Andre, die mir hier und dar nur vom Hören-sagen fluchen,  
Werden so vernünftig seyn, und es besser untersuchen,  
Oh sie einen Mensch verdammen, welcher das, was er be-  
gehrt,  
Nemlich Mitleid, Wunsch und Liebe, jedem, der sie braucht  
gewährt.

Ihr hingegen, die ihr euch in verborgnen Kestern wälzet,  
Ruhm in fremder Schande sucht, und aus Unrecht Silber  
schmelzet,  
Die ihr Arglist, Geiz und Feindschaft so abscheulich schön  
versteckt,  
Und die Angela eurer Bosheit stets mit Blumen überdeckt,

Mögt die Unart eurer Brust noch so fein und künstlich schmücken,  
Und mich, der ich liegen muß, noch so klug und feinsinnig  
drücken,  
Nur, damit nicht eure Schande, kam ich etwa in die Höh,  
Aus den mir bekannten Windeln einmal auf den Schau-  
Platz geh;

Thut es! aber wißt zugleich, daß die Willigkeit der Rache,  
Die sich niemals spotten läßt, schon die Striegel schärffer  
mache,  
Die euch einmal zum Gelächter den verlarvten Kopff  
zerreißt,  
Ob mich gleich die Zeit noch warten und die Klugheit  
schweigen heißt.

Trogt nur auf mein Ungemach; seyd ihr doch noch nicht  
hinüber:  
Hat euch gleich dem Ansehn nach Stern und Glücke fast noch  
leber,  
Als den Samischen Tyrannen, der den Ring umsonst ver-  
schmiß;  
So verfehlt euch doch noch endlich seines Bades ganz gewiß!

Du, bescheidnes Vater-Hertz! zwinge dich, noch dich zu hören:  
Nicht, weil du mein Vater bist; nein! der Wahrheit bloß zu  
Ehren  
Thu ich hier ein frey Bekenntniß, daß das Kleinod deiner  
Treu  
Und der längst-erkannten Liebe, auf der Welt mein Glück sey.

Ja ich setze dich noch zu: Wäst' ich dir durch holdes  
Schmeicheln  
Auch das reichste Vater-Theil noch im Leben abzuheucheln;  
Wäre deine zarte Regung gegen mich auch noch so groß;  
Gibst du sie mir zum Verschwinden in gemängter Menge  
bloß;

Wär es alles doch zu schwach, meinen Mund dahin zu  
bringen,  
Dir ein unverdientes Lob eigennützig abzusingen;  
Wie ich mich und andre kraffe, also stäch' ich dir den  
Schwärz,  
Wenn dein Hertz, wie manches Waters, voller Lüt' und  
Bosheit wär.

Aber so getrau ich mir ohne Selbstbetrug zu glauben,  
Daß, wosfern mir Zeit und Kunst auf dem Pinus Platz er-  
lauden,

Einst die Wahrheit deines Ruhms (mach' ihm durch Ver-  
söhnung voll!)  
Unter allen meinen Liebden noch am schönsten klingen soll.

Sonder Hochmuth sag' ich noch: Was ich ja noch auf der  
Erbe

An Verdienst, Gefälligkeit und am Glück erhalten werde,  
Das verband' ich deinen Scenen und der Sorgfalt im Er-  
ziehn,

Die mir zu dergleichen Früchten vollen Saamen dargeliehn,  
Deiner Eltern Dürftigkeit lehrte dich bezzeiten darben;  
Was sie ehrlich, ohgleich schwer und mit Sparsamkeit erwarben,  
Warff dir bey so viel Geschwistern wenig zum Studieren ab,  
Dem gleichwol dein Wohlverhalten nicht geringes Wach-  
thum gab.

Was vor Kummer hatte nicht deinen Vater stets gebunden,  
Bis er unverhofft den Sitz in der armen Stadt gefunden,  
Die dich nun bey dreßsig Jahren in der Stille mäßig nährt,  
Und die bey so schweren Zeiten, was du nöthig brauchst,  
besichert.

Hätten Ehrsucht, Geiz und Eist die Begierden eingenommen,  
Vor wie vielen wärest du da und dort ans Brett gekommen?  
Hättest du mit krummen Rändern nach des Nachbars Guth  
geschnappt,  
Hättest du auch wol wie mancher Naboths Weinberg leicht  
ertappt.

Deine Kunst thut in der Still mit geringem größre Curen,  
Als ein Prahler öffentlich, der mit theuren Gold-Tincturen  
Und berühmten Polychresten Grußt und Beutel täglich füllt,  
Und bey denen, die bald glauben, mehr als Paracelsus gilt.

Ach, ach! was hast du viel von der Ehrlichkeit im Pellen?  
Pflügt man sonst zur Perlen-Milch ganze Schnuren mitzu-  
theilen?

Bringen deine schwarze Tropfen, ob sie noch so kräftig  
sind,  
Dir wie andern gelbe Raben? Nein! Was fehlt? Du machst  
nicht Wind.

Mache Wind, und schwöre drauf; schneide, weil das Fieber  
währet;  
Sieh den Bade-Müttern Recht, tröste, bis die Seel entfähret;  
Roche fremde Tränck' und Säffte, kostets auch die letzte  
Ruh;

Abstelt schon der Tod im Munde, setz' ihm nur mit Zuley zu,  
Schäume, daß sich die Gefahr nur so spät als möglich lege;  
Ist sie aber noch nicht da, gut! so bringe sie zuwege;  
Schreib den Bezoar von Ebern vor ein Wunder-Pulver an,  
Und versprich der jungen Frauen ehstens einen bessern  
Mann.

Diese göldne Practica baut auch Puschern Haus und Wagen,  
Diese macht, daß Jung und Alt nach dem großen Doctor  
fragen,

Welcher in dem nassen Zeichen Lung und Leber schwimmen  
sieht,  
Und mit seinem Bracatabra Wärmer aus den Nieren zieht.  
Nein! dein allzuehlich Hertz flucht auf solche Klugheits-  
Streiche,

Und begehrt nur, daß sein Brod ohne Schulden täglich reiche.  
Gast du doch wol eh den Armen, die dein Fleisch umsonst  
geheilt,

Nicht mit Pharisäer-Händen Brodt und Wasser mitgetheilt,  
Freude, Demuth, Mächternheit sind dir angebohrne Gaben;  
Wenn der Magen und der Soff manchen in die Federn graben,  
Stichst du schon bey deinen Bäumen mit gesund und star-  
der Luft,

Bis du dann die Patienten auch noch früh besuchen mußt.  
Und da findt dein wüster Kopff niemals bey dem Kranken-  
Bette,

Wie ich weiß, daß Calidor noch bis heut zu lauffen hätte,  
Wenn er nicht mit trunknen Händen vor den Puls das  
Rinn berührt,

Noch des Apothekers Unschuld mit berauschter Schrift  
verfährt.

Dein Verstand, dein Christenthum und dein unverlezt Gewissen  
Werden dich zwar ohne mich in dem Jammer troffen müssen;  
Dennoch kan die mein Erinnern auch wohl etwas Trost  
verleihn;

Fällt doch oft den größten Weisen in der Angst nicht alles  
ein.

Da du stets und überall recht geglaubt und wohl gehandelt,  
Und, so viel ein Mensch vermag, dem Gesetze nachgewandelt;

Kan der Vorwitz nicht begreifen, welcher Grund des Höch-  
sten Macht,  
Der doch stets die Seelen schäpzet, wieder dich in Born  
gebracht.

Vor so viel getreuen Fleiß, den du allzeit angewendet,  
Da du oft den besten Schlaf auf so vieler Ruh verschwendet,  
Ist dein Vortheil ziemlich mager, und der Arbeit selten gleich;  
Unterdessen schien der Schickung dieß dein Armuth noch zu  
reich.

Den durch ein und dreyßig Jahr schlecht genug erworbenen  
Segen  
Rufte kaum ein halber Tag plötzlich in die Asche legen;  
Da doch wol kein Scherff mit Unrecht Kald und Stein zu-  
sammen hielt.  
Welche die geschwinde Flamme fast bis auf den Grund  
durchwühlte.

Hebe dein betrübtes Haupt, und ermunte das Gesichte,  
Und vertieffe dich nur nicht in die heimlichen Gerichte,  
Die der Rath der heil'gen Wächter täglich zu bewundern  
giebt;

Sondern laß es dir gefallen, weil Gott auch im Schlagen  
liebt.

Das Verhängniß ist ja nichts, als der Schluß vom höchsten  
Wesen.

Der die Fälle wirklich macht, die die Weisheit schon erlesen,  
Als sie unter allen Dingen durch den ewigen Bestand  
Diesen Welt-Bau, den wir schauen, überhaupt vor gut befand.

Freylich sah Gott auch vorher, was vor Schmerzen, Last und  
Bürden,  
Gleid, Sünden, Wunsch und Flehn in die Reiche kommen  
würden:

Freylich sah' Er dieses alles, und erwog so gleich dabey,  
Daß der Mangel in den Theilen zu dem Ganzen nöthig sey.

Und so hat Er auch dein Creuz vorgefehnt und zugelassen,  
Nach der weisen Gütigkeit, die gewiß nicht alle fassen.  
Durch dergleichen scharffe Proben, die Er nur den Frommen  
gönt,  
Macht Er, daß die Liebes-Flamme nach dem Himmel stär-  
ker brennt.

Laß die Spötter immerhin deine Gottes-Furcht verachten,  
Laß sie sich vollauf erfreuen und in Sodom lustig machen:  
Die Gefahr verfolgt ihr Schwelgen, Fall und Tod sind ihr  
Gewinn

Und mit diesen Bollust-Knochen ist ihr ganzer Lohn dahin.

Maht sich doch das Ende schon, und dieß nehmen sie mit  
Schreden:

Gott! was wird dein großer Tag dort vor Unterscheid entdecken?  
Gott! was wird bey solchen Thoren, die so blind in Ab-  
grund gehn,

Vor Verwundrung, Angst und Zagen und verkehrte Neu-  
entstehn?

Des Gerechten Freudigkeit, den sie hier so grausam plagen,  
Wird ihr höhnißch Angesicht wie der Blig zur Erde schlagen;  
Und die Seligkeit der Frommen nebst der Klarheit um ihr  
Haupt,

Wird den Narren endlich zeigen, was sie nimmermehr ge-  
glaubt.

Kreuz dich der Herrlichkeit, die den auserwählten Seelen  
Glanz und Unschuld wiedergiebt, wenn sie in der Martir-  
Eiden

Die Gedult genug bewiesen, und mit viel Gebeth und Flehn  
Hier aus Babels Sclaven-Haus dort nach Salem hinge-  
sehn.

Dorthin, treues Vater-Herz! spart mein unverfälscht Gemüthe  
Das verdiente Wieder-Geld vor die Treue vor die Güte.

Vor Ermahnung, Rath und Straffe, vor Gedult, vor  
manche Nacht,  
Die ich auch der liebsten Mutter in der Kindheit lang  
gemacht.

Ach! mit was vor Zärtlichkeit, Ehr-Furcht, Jauchzen und  
Verlangen

Will ich dort euch beyderseits vor des Lammes Stuhl em-  
pfangen,

Und im Chore vieler Tausend, die in weissen Kleidern stehn,  
Als der Erstling eurer Liebe Gottes Lob an euch erhöhn;

Kümmre dich nun weiter nicht, wenn mich Haß und Neid  
verschwärzen;

Mein Gemüthe bleibet stark, und behält die Ruh im Herzen,

Well es auf die Wissenschaften mehr als Stand und Reich-  
thum hält,  
Und ihm nichts als Gott und Wahrheit und des Nächsten  
Wohl gefällt.

Vater! willst du noch an mir deines Alters Stab zerbrechen?  
Vater! Ach bedenk es doch! Ach was wird die Langmuth  
sprechen;

Vater! denk denn deine Liebe gar an keine Wiederkehr?  
Ach! ich bitte deinetwegen, mach uns nicht das Sterben  
schwer!

Laß den Demuths-vollen Kuß die Versöhnung wieder bringen:  
Denn darauf, ich weiß gewiß, wird mir alles wohl gelingen;  
Ich verspreche dir die Freude, die der Eltern Creuz verlüßt,  
Wenn das Wachsthum guter Kinder ihres Nachruhms  
Spiegel ist.

Deinen Segen, dein Gebeth schätz' ich über große Gütters;  
Dieser Bersall, dieser Ruhm, den die ehrlichsten Gemüther  
Deiner Frömmigkeit ertheilen, ist ein Vorzug der dich ehrt,  
Und auch mir, als deinem Sohne, durch das Erb-Sangs-  
Recht gehört.

Es ist niemals mein Gebrauch, grosse Dinge zu begehren,  
Noch des Himmels mildes Ohr mit viel Wünschen zu be-  
schweren;

Weiß doch dieser selbst am besten, was die Nothdurfft haben  
will:

Giebt er mir dein Herz bald wieder, schweig ich gern zu  
allem still.

### Scherzhafte Gedanken über die Rosen.

An Rosen such' ich mein Vergnügen!  
An Rosen, die die Sorgen ziehn:  
An Rosen, die den Frost besiegen,  
Und hier das ganze Jahr durch blühn;  
An Rosen, die wir bey den Linden,  
Sonst nirgends leicht so reizend finden.

Man lobt die bräunlichen Viole,  
Sie sind auch ihres Lobes werth;  
Doch, weil sie nur die Kinder hoblen,  
So bin ich nicht vor sie erkläret;  
Und wähle mir die holden Strahlen,  
Womit die vollen Rosen prahlen.

Erhebt mir nicht die Käyser-Kronen,  
Die sonder Kraft und Balsam sind:  
Entfernt euch mit den Anemonen,  
Ihr Nahm' und Ruhm ist nichts als Wind.  
Marrissen sind im besten Lande  
Ein Abriss von dem Unbestande.

Die Rose trägt das Blut der Götter,  
Und ist der Blumen Königin;  
Ihr Antlitz sieht das schönste Wetter  
Und selbst Aurorens Wangen hin.  
Sie ist ein Stern der milden Erden,  
Und kan von nichts verfinstert werden.

Die Ros' erquickt die blöden Sinnen,  
Und hat das beste Zuckers-Rohr;  
Ihr göldner Umfang reicht von innen,  
So wie die Sonn' aus Nacht hervor.  
Die Rose nährt die süßen Triebe  
Und reizt die Liebe selbst zur Liebe.

Mit Rosen schmück' ich Haupt und Haare;  
Die Rosen tauch ich in den Wein;  
Die Rose soll vor meine Jahre  
Die allerbeste Stärkung seyn;  
Die Rose zieret meine Fldthen,  
Und eröbnt mich mächtigen Porten.

Auf Rosen mach' ich gute Reime;  
Auf Rosen schläffet meine Brust;  
Auf Rosen hab' ich sanffte Träume,  
Von still- und warm- und weicher Lust;

Und wenn ich einst von hinnen fahre,  
So wünsch' ich Rosen auf die Bahre.

D dürfft' ich nur bey einer Rose  
Wie Bienen Honig-naschen gehn!  
Ich ließe warlich unserm Bese  
Den schön- und theuren Garten sehn;  
Und wöllt es mir bald angewöhnen,  
Mich nie nach fremder Kost zu sehnen.

Mit dieser Rose will ich scherzen,  
Und hier erschreckt mich nicht der Dorn.  
Denn bey vierlieb- und schönen Herzen  
Ergezt uns oft ein kleiner Zorn;  
Und so viel Anmuth abzubrechen,  
Verachtet man ein kurzes Stechen.

### An seine Leonore.

Hier hast du nun den dritten Schwur,  
Wodurch ich Himmel und Natur  
Zu zeugen unsers Bundes setze:  
Bleib treu, getrost und achte nicht,  
Wenn manche Laster-Zunge flücht,  
Der falschen Freunde Wort- und Geschwätze.

Das Glück hält uns freylich auf,  
Drum laß' ihm nur den faulen Lauff!  
Es sucht fein langsam auszurufen:  
So starr der Nord sich hören läßt,  
So zärtlich wird auch bald der West  
In unsre Liebes-Flaggen blasen.

Die Welt-Lust zeigt mir nichts mehr an,  
Worein ich mich verlieben kan,  
Als dein Gesicht und meine Wahn;  
Bekomm' ich nun das Erste nicht,  
So laß' ich freudig Tag und Licht  
Auch mitten um die besten Jahr.

Ich sühl' am besten innerlich  
So manchen tiefen Herzens-Stich,  
Und bin schon ziemlich umgetrieben;  
Doch will mir Gott genädig seyn,  
So läßt er mich nach aller Pein  
Dich einmal nah und sicher lieben.

Vertrau' der Vorsicht, liebster Schatz!  
Sie wird uns einen Ruhe-Platz,  
Es sey auch wo es will, bereiten:  
Aldann belachen wir mit Lust  
Aus froh- und Eintrachts-voller Brust  
Die Ehorheit unsrer bösen Zeiten.

Bestanne dich, was Schweidniß wies:  
Von innen zwar ein Paradies,  
Von aussen Unruh, Jank und Plagen;  
Und kommt die Roschkwitz in den Sinn,  
So denck auch dort nach Vora hin,  
Wo mich dein Abschied wund geschlagen.

So bald des Bruders Hochzeit-Fest  
Dich bei der Tafel lachen läßt,  
So trind' mein Wohlseyn in Gedanken,  
Und wenn dir der Verlobten Kuß  
Zu stiller Reizung dienen muß,  
So wisse: Günther kan nicht wandern.

Es hat mich innerlich ergezt,  
Dass Lorchen meine Lieder schlägt,  
Und dann und wann noch Verse fodert.  
Dein Name soll auch ganz allein  
Die Hierrath melner Reime seyn,  
In welchen meine Liebe lodert.

Mein Engel! nimm es selbst aus dir,  
Wie schwer, wie scharff und ängstlich mit  
Dein drittes Abschieds-Küssen falle;  
Jedoch Gedult, Vernunft und Zeit  
Erönt endlich die Beständigkeit,  
Und schenck' uns Zucker auf die Galle.

Nun gute Nacht, du treues Kind!  
Es wird noch mancher saurer Wind  
Mir kräftig in das Antlig streichen;  
Doch darum mache dir nicht Schmerz,  
Dein Angedencken stärkt mein Herz,  
Und bleibt mein festes Hoffnungs-Zeichen.

### An Leonoren.

Gedenck an mich und sey zu frieden  
Mit dem, was Glück und Zeit befehrt;  
Wir werden noch einmal geschieden,  
Und scheinen solcher Prüfung werth.  
Die wahre Treu erinnert dich:  
Halt an, halt aus, und denck' an mich!

Gedenck der vergangnen Tage!  
Wie manches Kreuz, wie manche List,  
Wie manche Lust, wie manche Plage  
Bereits dadurch vergangen ist?  
Gedenck an Altan, Hof und Herd,  
Wobey sich die mein Herz erklärt.

Gedenck an unser Abschied-nehmen,  
Insonders an die letzte Nacht,  
In der wir mit Gebeth und Tränen  
Die kurzen Stunden hingebracht!  
Gedenck auch an den alten Schwur,  
Der dort aus deinen Lippen fuhr.

Gedenck an mich an jedem Morgen,  
Und wenn die Sonne täglich weicht!  
Gedenck an mich bey Fleiß und Sorgen,  
Mein Bildniß macht sie süß und leicht!  
Berlegt dich auch der Mißgunst-Stich;  
Der beste Trost: Gedenck an mich.

Gedenck auch an die frohen Zeiten,  
Die noch in Wunsch und Zukunft sind!  
Die Vorsicht wird uns glücklich leiten,  
Bis Lieb und Treu den Kranz gewinnt.  
Ein Augenblick vergnügter Eh  
Bezahlt ein Jahr voll Angst und Weh.

Gedenck auch an mein heutig Küssen!  
Es giebt der Hoffnung frische Krafft;  
Es wird mein Warten trösten müssen;  
Es nähert die alte Leidenschaft:  
Doch denck auch endlich, liebst du mich,  
Nützet und liberal an dich.

## Nikolaus Hieronymus Gundling.

Dieser gründlich gelehrte Polyhistor ward geboren zu Kirchen-Sittenbach bei Nürnberg den 25. Februar 1671. Er studirte zu Altorf, Jena und Leipzig Theologie und widmete sich dann in Halle unter Thomasiaus der Jurisprudenz, wurde 1703 daselbst Doctor und Privatdocent, seit 1705 außerordentlicher und ordentlicher Professor der Beredsamkeit, des Natur- und Völkerrechts und starb als preussischer Geheimerath den 9. December 1729.

Von ihm erschienen:

Lobreden in Königs Reden großer Herren. Hamburg 1732. 12 Zhl.

Historie der Gefahrtheit. Frankfurt und Leipzig 1734 — 1736 in 4. 5 Bde. Herausgegeben von Sempel. Die Fortsetzung davon ebendas. 1746 in 4. Satyrische Schriften. Jena 1738.

Gundlingiana, Sammlung kleiner Schriften vermischten Inhalts. Halle 1751.

In seinen deutschen Schriften leistete G. nicht das, was man in Folge seiner vielen Kenntnisse und seiner geistigen Gewandtheit hätte von ihm erwarten können; sie sind steif und unbeholfen, oder matt, schwülzig und gesucht.

## Johannes Gottfried Gurlitt

ward den 13. März 1754 zu Leipzig geboren und auf der dasigen Thomasschule und seit 1773 auf der Universität zu dem gründlichen Philologen und christlichen Philosophen herangebildet, als welchen sein späteres Leben ihn zeigt. Durch den Abt Resewitz zu Klosterbergen bei Magdeburg erhielt er 1778 die Stelle eines Oberlehrers am dasigen Pädagogium, wurde 1780 Conventsmitglied und 1797 Rector desselben. Vorhergegangene Verdrießlichkeiten und die Aussicht auf eine größere Wirksamkeit vermochten ihn aber 1802 einem ehrenvollen Rufe als Direktor und erster Professor des Johanneums nach Hamburg zu folgen, wo er die ihm anvertraute Anstalt bald zu einer der blühendsten Deutschlands erhob, zum Professor der orientalischen Sprachen am academischen Gymnasium und 1806 von der Universität Helmstädt zum Doctor der Theologie ernannt wurde. Er starb daselbst allgemein verehrt den 14. Juni 1827.

Seine Schriften sind:

Maurerreden. Magdeburg 1785.

Geschichte der Philosophie. Leipzig 1785.

Abriß der Philosophie. Magdeburg 1788.

Biographie Winkelmanns. Ebendas. 1797.

Ueber die Mosalk. Leipzig 1798.

Allgemeine Einleitung in das Studium der schönen Künste des Alterthums. Magdeburg 1799.

Versuch über die Baktenkunde. Leipzig 1800.

Schulschriften. Magdeburg 1801.

Geschichte der Bettelordnungen. Hamburg 1823.

Spittlers Geschichte der Hierarchie und der Kreuzzüge. Ebendas. 1827, herausgegeben aus seinem Nachlasse von Müller.

Geschichte der Jesuiten. Ebendas. 1828.

Außerdem Uebersetzungen aus dem Catull, Pindar, Oßian u. s. w. und einzelne Schulreden, welche theils in Programmen, theils in seinen Schulschriften, in Zeitschriften u. s. w., theils einzeln herauskamen.

G. hat mehr durch mündliche Lehre und durch menschliches Beispiel im Leben als durch seine Schriften gewirkt, welche zum größten Theil nur gelegentliche Programme sind. Seine Reden zeichnen sich besonders durch Klarheit, Schärfe und Kraft aus. Er war ein vortrefflicher, wohlwollender, gründlich durchgebildeter, tiefselbster und freisinniger Mann, der in seiner Stellung überaus segensreich wirkte und eine große Anzahl bedeutender Schüler bildete, welche mit der innigsten nie ersterbenden Dankbarkeit sein Andenken ehren.

## Ulrich von Gutenberg, f. Minnefinger.

## Johann Christian Friedrich Guts-Muths

ward den 9. August 1759 zu Queblinburg geboren, auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt in den Wissenschaften unterrichtet, studirte von 1779 — 1782 zu Halle Theologie und Pädagogik und wurde dann Erzieher bei dem Leibargt Ritter in Queblinburg. Die Aufnahme von Ritters drittem Sohne in die Salzmannsche Anstalt zu Schnepfenthal erwarb ihm die Bekanntschaft und Günst Salzmann's, der den ausgezeichneten Pädagogen in ihm erkannte, ihn als Lehrer für seine Anstalt engagirte und seit 1786 ihm besonders die Leitung der Gymnastik ausschließend überließ. Seitdem wirkte er noch, zum fürstlich Neuwiedischen Hofrath ernannt, durch Schrift und Beispiel höchst wohlthätig auf die physische Erziehung in Schnepfenthal und in ganz Deutschland, verlegte seinen Wohnort aber auf ein von ihm erkauftes Landgütchen

im Dorfe Ibenhain bei Schnepfenthal, wo er sich 1797 verheirathete und am 1. Juni 1835 sein 50jähriges Lehrerjubiläum unter allgemeiner Theilnahme feierte.

Seine meist gymnastischen Schriften sind:

Gymnastik für die Jugend. Schnepfenthal 1793. 2. Auflage 1804.

Spiele zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes für die Jugend. Schnepfenthal 1796. 3. Auflage 1802.

Lehrbuch der Schwimkunst. Weimar 1798. Zugabe zur Gymnastik.

Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen und die gesammte pädagogische Literatur Deutschlands. Gotha 1800 — 1819; dann unter verschiedenen Titeln bis jetzt fortgesetzt.

Mechanische Nebenbeschäftigungen für Jünglinge und Männer. Alt-nburg 1801. 2. Auflage. Leipzig 1816.

Handbuch der Geographie. Leipzig 1810. Neue Ausgabe 1818 u. 1819. 4. Auflage 1826.

Elementarbuch. Frankfurt 1814 und öfter.

Mit Gaspari, Hassel, Jacobi und Andern:

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. Von ihm der 19. u. 20. Band. Weimar 1827 — 1830.

Deutsches Land und deutsches Volk. Gotha 1820 — 1828. 2 Thle. in 8.; von ihm der 1. und 2. Band. Gotha 1820.

Außerdem eine Menge kleinere Schriften über Turnkunst, Spiele und Beiträge zu Salzmanns Unterhaltun-

gen und Reisen, welche theils in letztern, theils in vor- genannten Werken bereits mitgetheilt sind.

Gutzmuths Verdienste um eine bessere physische Erziehung der deutschen Jugend und besonders um eine günstigere Ausbildung ihrer körperlichen Fähigkeiten fanden allgemeine Anerkennung, schon lange vorher ehe dieser so wichtige Zweig der Pädagogik durch Zeitverhältnisse zur Parteisache geworden war und eben so gehässige Anfeindungen als eifrige und begeisterte Vertheidiger gefunden hatte. Seine geographischen Schriften haben ebenfalls großen Werth, indem sie mit ausgedehnter Kenntniß und gründlicher Genauigkeit abgefaßt sind.

## Karl Gutzkow

ward am 17. März 1811 in Berlin geboren, besuchte das dortige Friedrichswerder'sche Gymnasium, wo er sich durch höchst glückliche Anlagen auszeichnete, und studirte dann Theologie und Philologie auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er den Preis für eine mythologische Abhandlung gewann. Im Winter 1831 verließ er Berlin, und lebte, einer Einladung Menzel's folgend, eine Zeitlang in Stuttgart; hier arbeitete er besonders für das Literaturblatt des Morgenblattes und gab die Briefe eines Narren an eine Närrin heraus. Nach Berlin zurückgekehrt, ward er daselbst Doctor der Philosophie und ging dann nach Heidelberg, um nochmals und zwar die Rechte zu studiren, so wie zu gleichem Zwecke später von dort nach München. Eine Sommerreise durch Oestreich und Oberitalien unterbrach diese Bestrebungen; er verweilte dann in Leipzig, Berlin, Hamburg und Frankfurt am Main, redigirte das Literaturblatt der Zeitschrift Phocnix und gab die bekannten Schriften heraus, welche ihm die Angriffe Menzel's und die Untersuchungen der Regierungen zuzogen. Nachdem er zwölf Wochen zu Mannheim im Gefängnisse zugebracht, reiste er nach Frankfurt am Main, wo er sich vermählte und für's Erste häuslich niederließ. Das Verbot, welches von den Regierungen über seine Schriften ausgesprochen worden, ist zum Theil wieder aufgehoben.

Er gab heraus:

Forum der Journalliteratur. 1r Bd. 1 — 3. Berlin 1831.

Briefe eines Narren an eine Närrin. Hamburg 1832.

Maha-Suru. — Geschichte eines Gottes. Stuttgart 1833. 2 Thle.

Novellen. Hamburg 1834. 2 Thle.

Nero. Stuttgart 1835. 2 Thle.

Öffentliche Charaktere. Hamburg 1835. 1r. Th.

Sotreen. Frankfurt 1835. 2 Thle.

Wally die Zweiflerin. Mannheim 1835.

Zur Philosophie und Geschichte. Hamburg 1836.

Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur. Stuttgart 1836. 2 Thle.

Goethe, im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Berlin 1836.

Aufsätze in Journalen, Flugchriften u. s. w.

Wir haben bereits, zu einer Zeit, wo dieser kühne und reichbegabte Geist durch seine gewaltigen Angriffe auf das Bestehende die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, unsere Meinung über ihn ausgesprochen \*) und wiederholen sie hier, da wir derselben im Ganzen durch-

aus treu geblieben sind, nur Weniges ändernd oder ergänzend. Gleich einem Springer im Schachspiele, der mit wenigen unregelmäßigen Sätzen das ganze Feld ästhetischer, politischer und ethischer Discussion durchweilt, erscheint Karl Gutzkow, ein Mann von reichen Kenntnissen aber wunderlicher Art, mehr rhetorisch als eigentlich poetisch producirend, da ihn das drängende innere Bedürfniß, neue unbetretene Bahnen in der Literatur zu brechen, irre führt, und ihn zu anscheinenden Verirrungen gegen die Sittlichkeit wie gegen das Schöne verleitet, welche subjectiv gewiß nicht aus unreiner Quelle, sondern aus dem Bewußtseyn der Kraft und des besten Willens entspringen, objectiv aber durchaus verwerflich sind. Ihm steht seine große Jugend im Wege, die ihn an ruhiger Prüfung hindert und ihn stets zu Uebertreibungen hinreißt, da sie ihm bei der Menge der Dinge, welche auf ihn einströmen, keine Zeit gewährt, dieselben vollkommen in sich zu verarbeiten. Mit außerordentlicher Kühnheit, mit einem Muth, der auf den ersten Anblick der Mehrzahl wie Frechheit erscheinen muß, mit einer unbegrenzten Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst; wie gegen Andere, bekämpft er Alles, was ihm als Vorurtheil erscheint, und fast alles Bestehende erscheint ihm so. Seine Art Krieg zu führen wird um so verletzender, als er nirgends weder das von der Menge Verehrte, noch die Persönlichkeit des Einzelnen schont, und so in dem ruhigeren, still prüfenden Leser Mißtrauen gegen seine Gesinnungen erregt, welche gewiß ursprünglich das Rechte und Gute wollen, aber bei dem Ungeßüm Gutzkow's meist sich anders zeigen, als sie wirklich sind.

Gutzkow's größter Irrthum beruht darin, daß er Dinge, welche allein durch wissenschaftliche Untersuchung die Feststellung ihres Werthes oder Unwerthes finden können, in den Kreis der schönen Literatur hinüberzog und sie als Streitfragen, welche nie ganz erledigt werden, in Darstellungen des Lebens durch Bilder und Figuren erscheinen ließ. Dadurch verrückte er ihnen und sich selbst den einzig richtigen Standpunkt der Beurtheilung, indem er, was den wenigen wissenschaftlichen Forschern allein zugänglich seyn sollte, einem Publicum zuspielte, dessen größter Theil aus Unmündigen und Schwachen bestand, welche, unfähig ihn zu fassen und seine kühnen Behauptungen zu untersuchen, seine Leistungen entweder mit Abscheu von sich werfen oder wahnwüthig sich aneignen mußten. Hier gab es keine Mitte, und da die Zahl der Unreifen, Leichtsinrigen und lieberlich Gesinnnten, die statt religiöser oder philosophischer gründlicher Durchbildung, nur oberflächliche Halbheit einer falschen Lebensphilosophie besitzen, eine sehr starke war, so mußten die Regierungen eingreifen und den Verkauf dieses Giftes, so gut wie den einer jeden anderen schädlichen Substanz, welche in

\*) S. Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts von D. S. Bran. Jena 1835. Octoberheft S. 142.

den Händen Unerfahrener und Unberufener verderblich werden kann, strenge verbieten.

Fragt man wie es kommt, daß ein so scharfsinniger und reicher Geist sich so verirren konnte, so wird die Antwort dahin ausfallen müssen: Seine Jugend und die Zeit, in der er zum Bewußtsein seiner Kräfte kam, tragen die Schuld. — Politische Studien führten ihn zur Literatur, die er eigentlich nicht um ihrer selbst willen kultivierte; sie mußte ihm als Befehl dienen, seine Ansichten auszusprechen, und da der Glanz ihn blendete, vergriff er sich in den Mitteln.

Seine Erlebnisse und die Zeit werden ihn ruhiger machen. Er besitzt Alles, was man nur von dem glücklichsten Talente verlangen kann, und außerdem einen Reichtum an Wärme und Liebe, der aber vor seiner Heftigkeit und dem Haffe, mit dem er gegen seine sichtbaren wie unsichtbaren Gegner auftrat, in den Hintergrund treten mußte und sich nur dem schärferen Blicke offenbart. Der wahre Freund der deutschen Literatur, dem nie die Person, nur die Sache gilt, wird daher nimmer die Hoffnung aufgeben, daß Gukow, wenn ihn die Verhältnisse begünstigen, dereinst Ausgezeichnetes und Bedeutendes leisten werde, und falls dies nicht geschehen könne, stets der Ansicht seyn, daß das Vaterland einen großen Verlust in ihm zu beklagen habe.

### Martinez de la Rosa.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Francisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkünstlers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüm entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helven und die Artilleristen der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feubalen Schleifen, seinen byzantinischen Bändern, dem Peruanischen Falbala, kostete mehrere Tausend Franken; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen, und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Prägebanten, welche den Romancisten und Dichter für das Parterre vergessen machen. Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Rosa sich eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches er giebt, ist nicht einzig, aber doch selten. Die Geschichte kränzte sich immer, Männern, welche gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu leben, ein irdisches Portfeuille anzuvertrauen. Ich besinne mich in diesem Augenblicke nur auf König David, Arthur von Nordstern und Chateaubriand. Selbst Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Isak's, sang schon als Minister Saul's. Er vertauschte frühe die Scheuder und den Flügelschwert mit der Feder, der kluge Held, und verstand, im Palaste wie in den Höhlen der Gebrüge so den Dichter mit dem Premierminister zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben ist, ob er mehr durch jenen oder diesen auf den finstern, tragischen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürsten „auf der Menschheit sehen!“ Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poesie kostete kein Studium, Alles war Instinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man selten auf solche, welche schon angeschossen waren. Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Mäße der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete kein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romancisten, den Tod. Der portische Minister Saul's durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften verkommen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitge-

nosfischer Dichter einen Tag, und Alles, was sich in einem Tage versäumen läßt, sehen muß. Dies hat unsre Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen Erasos, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was der schönste Begleiter einer bornevollen Laufbahn ist, und auch einen Minister trösten kann, nach den sauren Stunden, welche eine Ständebesetzung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn kostet. Warum soll dem ersten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfehlung entlocken? Warum soll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll ihm überhaupt der Himmel verschlossen seyn? Die grausamen Franzosen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens reifen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen. Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Grananada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutsche zu seyn, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gebliebenes Silber mit seinen Wellen wirft! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflügelten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprache vorlesen ließen, welche an die Wäfigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweißsamen Pose und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Plage Sivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Begrüßung, diese die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuren Dimensionen des Palastes Karls V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Unvergleichlichkeiten des spanischen Habsburgs, an dem Scabmale Ferdinands und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich früh die Seele an einen mächtigen Flügel Schlag gewöhnen, so daß die mündliche Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurst verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war. Martinez war reicher und angelehener Eltern Kind. Er beanugte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirtschaft hin. Das System der Reformen Karls III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge und Ehedreher nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyclopädischen Aufklärung, von dem philosophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte, Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete, und gendert von den Grundrissen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht auftrat. Martinez warf sich in diesen Strom der Zeiten und ließ sich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrung Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen, und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen. Die Cortes von 1808 traten zusammen, und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadix. Ob er sich zu irgend einer Nüance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintertrieb, wo ihre beredtesten Fürsprecher standen. Noch gab es keine Doctrinaires, noch hatte die Exaltation durch geschickelte Pläne sich nicht in Mißcredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer überleht, den Cervillismus. Martinez richtete sich den glorreichen Rednern dieser Periode an, welche durch ihre glänzende Beredsamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwang. Die Restauration Ferdinands machte allen diesen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zersprengt, der Rückkehrende begrüßte sein treues Volk mit Schaffotten und Proscriptionsen. Martinez de la Rosa

\*) Aus: K. Gukow's „Öffentliche Charaktere.“



wurde nach der afrikanischen Rasse verbannt und in Genta wie ein Gefangener gehalten. Er scheint sich während dieser Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag sich bemerkt haben, Spaniens Schicksal in ein Resultat zusammenzufassen, und philosophierte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lasos's Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konspiriren. Festsitz ernterven: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelt von den politischen Kombinationen ab, und dichtete seinen Morayma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granada's, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Parteien umgibt ihn. Persönliches Interesse schützt die Leidenschaft, hier Intrigue und Verleumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach und weil er zwischen beiden Parteien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undantbar gegen die, welchen er seine Krone verbanket. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Genta mit seinen Grillen, die er mit den Wuchseln am afrikanischen Strande aufleitet; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Drama's ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo sie zum Siege seiner Partei unerlässlich ist, und haßt den Tumult der Masse. Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er, der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einwirkenden Carbonarismus verwandt waren, als den constitutionellen Einrichtungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erste Sitzung machte ihn zum Secrétaire der Kammer, welche Spanien dem táhnen Anthe Riego's vertankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessessionen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Gallano und Augustin Arguelles, dem Göttsichen, weitseifte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikanische Rasse ausgäbe, und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarren zwei Pfänden besäßen, ein Antrag, den Graf Lorenzo unterstützte, und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschworenen, welche ihm in einer nemlichen Sitzung der Profuratoren ein zu frühes Geschenk waren. Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheiten, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononzierte politische Alliance gleichfalls allmählich aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Klubs gerichtet, und als am 5. September 1820 diese Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Roscoso, Garelh und Lorenzo, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen;“ ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der seine jegigen Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch damals schon: Martinez distinguirte gen und zog sich, wie alle politische Baghaffen, auf die Phrase zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perseer“ bekannten meineidigen Deputirten, und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz Lorenzo's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk führte Lorenzo's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Szenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichts desto weniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammenfügung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht

hatten. Die neue Kammer galt für unabhängig, als alle früherer; Riego war im Anfange ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Physiognomie gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Unergründlichkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Kongreß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konspirirte, in Valencia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen, als den Jakobinismus der Klubs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Buriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Wisa, Salinas, Sabala und Duesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Directorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als eine Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätheri, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verheerendste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Jügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaction in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubs, die Comuneros donnerten, die Cortes machten die Beschüsse derselben gefällig. Riego tauchte mit Ferdinand Vigarren zum Beuten ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von Jéla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordnungsmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir widersprechen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranzuez unterhandelt haben und in seinem Gasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Jilums jene besiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für seinen guten Willen zeugte. Er sandte seinen Freund Lorenzo (Lorenzo ist Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botschafterstelle zu übernehmen, und auf das Cabinet der Tullierten, mehr aber noch auf den Pavillon Marsan, die ultraroyalistische Cortes des Grafen Artois, und das Aopl aller spanischen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem französischen Gesandten Lagarde in Madrid, den man beschuldigte, der Wendee in den Gebirgen Vorschub zu leisten. Ja als das scindfelige Benehmen der französischen Regierung, die Unterstützung, welche sie den Insurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete sich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechsel mit Martinez seine Pässe verlangt. Auch hielt der Minister darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dies ist der einzige energische Akt während seines Amtes, der aber am deutlichsten seine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entscheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an diesem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlassenen Cortes wurden vom Magistrat Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauses aus der französischen Revolution übernahm, ersetzt. Die aufrührerischen Garden mußten im Parbo nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn wir Martinez erlaubt, die milicia urbana so zu nennen) das Gewehr strecken. Auch das Ministerium war geprengt. Es ist kaum glaublich, daß dasselbe mit dem Auftritte in Vertheil gestanden habe. Es war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlichter Amerika's, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. In der Nacht vom 7. zum 8. saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt, und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn verwünscht, und sich nach dem stillen Umgange mit den Mufen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr; die siegreichere Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte anfangs die Minister für das Geschehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon geschmettert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage, und Martinez zog es vor, sich allmählich ganz vom Schauplatz des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum zweitenmale restaurirt. Die französischen Bajonnetts setzten Ferdinand in ein plain pouvoir ein, das er auch zunächst gegen die Anhänger der Konstitution, die er so oft falsch beschworen hatte, in blutige und konfiskatorische Anwendung brachte. Martinez

de la Rosa fürchtete die Lage von Ceuta und zog mit den Proscribirten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, welche immer politische Leiden am leichtesten vergessen machen. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Konspirationen aus, dichtete, Affektstücke und sammelte seine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden sind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragischen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglähnde Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla schrieb, den Morayma und Ebrico, ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, feister als Alfieri, ärmer als Arnaut. Statt daß seine Personen handeln, erzählten sie; sie reflektiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, alles bis auf den spätesten Akt zu verschleppen, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lopez de Vega dem Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen versetzt, und wiederholt gegen Shakespeare die Vorwürfe, welche vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetische Aber eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romantismus und der Klassiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und seine spätern Produkte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beispiel! Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Ecken des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird niemals mit sich zufrieden werden, und von seinem Nachsten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene überreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Verbindung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse helfere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern sie brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Beschreibung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schaufläden der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müssen. Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem spanischen Horizont weg. Die Herrschaft des Reichthums wurde durch die des Aikovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das falsche Gesetz, und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich, und die am wenigsten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amnestie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wüthender Willen, bei Lebzeiten schon seine Erzeugen gehalten, er hörte mit schmerzlichem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herrschaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Frieden zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerkennet, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter fassen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blüthenstöcke der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vor-

tragen, und hatte nicht dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik übersprang. Es bildete sich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gegogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der fränke König an der Wagengicht schonte, rechts die kleine Isabella in ihrem Bimbeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtete sich vor dem Ereigniß; sie hat nicht, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt seyn. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munnoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde decken lassen, und kriegerische Operationen unterzeichnen. Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Märktchen, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bittrigen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenterufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fiederhunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alte diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, sie beschloß sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtsschreiber der französischen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Baye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Dreg willen. Dies ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat. Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruch Bea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigener Name wurde für das werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Statuto real ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem gutem Willen, daß er selbst das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juste Willen abwieß. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war keine Garantie für ein mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Sache zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, da ist nichts vergessen. Die Männer des Ringes, die Ankleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszubrühen. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt, und allgemein wird das gegenwärtige Ministerium doktrinar genannt. Vor der Zusammenterufung der Cortes sagte man, Martinez würde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Lorenzo's Ernennung ein Mißbehagen; denn Lorenzo ist Martinez alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir sind am Ende unsrer Darstellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Grenzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anständig zu sein scheint, Deklamation und Gefen zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervordringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwürfe, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik befüllt, sie sind penibel, und verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinktion gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauen, und auf Dinge Werth zu legen, die die Untersuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn stützen muß, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Discursus. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Predanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für alles gleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa

hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Konvent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn erschrecken muß. Wäre die Kammer nicht selber so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so vieler Angst, so schon und besorglich auf, so müßte der Pedantismus des Ministers längst durchgefallen sein. Wir wissen auf die Länge nicht, was Martínez de la Rosa ohne Majorität für Spanien thun will. Es ist wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität gewesen sein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen; aber wird die Finanzfrage sich günstiger beantworten? Wird die Kammer in ihrer wahrhaft originellen, leidenschaftlosen

Revolution fortschleudern, und nicht bald den Sturmschritt schlagen lassen? Wird endlich die Insurrektion, dieser unerträgliche Widerspruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maßregeln ausgerottet werden müssen? Außerordentlicher Maßregeln ist das jetzige Ministerium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Bewaffnung kommen; denn Frankreich beweist, daß die Vendée ohne Nationalmiliz nicht getilgt werden kann. Diese praktische Freiheit aber kann Martínez de la Rosa, an die Freiheit der Koulißen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Palast der Regentin treten, das königliche Kind mit seinen Thränen benetzen, und dann die Olivenwälder von Granada aufsuchen, wo in ihrem Schatten die flüsternden Laute der Natur zu belauschen, welche nur ein Dichter versteht.

## H.

Herr Habart, f. Minnesinger.

Johann Friedrich Haberkfeld

ward geboren den 14. September 1770 in Sachsen und nach vollendeten Studien Pfarrer zu Neukirch in der Lausitz, von wo er 1806 als Superintendent nach Eckartsberga versetzt wurde. Seine Gelehrsamkeit und Rednergabe veranlaßten 1807 seine Berufung nach Eisenach, wo er den 6. April 1816 als Konsistorialrath und Generalsuperintendent starb.

Von ihm haben wir:

Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer. Leipzig 1800 und 1802. 4 Theile. in 8. Ge-

meinschaftlich mit dem Pfarrer P. F. A. Mitsch, von H. in der 3. u. 4. Theil.

Baruch, oder über die Doroologien der heiligen Schrift. Leipzig 1806 in 8.

Predigten. Eisenach 1810 u. 1814. 2 Theile.

H. zeichnete sich vorzüglich als Kanzelredner durch die Janigkeit, Klarheit, Tiefe und echt christliche Milde, mit denen er in seinen Vorträgen das Wort des Herrn verkündete, sehr vorthellhaft aus, und wirkte, besonders in seinem letzten Amte, wo ihm ein größerer Kreis erschlossen war, höchst segensreich.

Franz Dominikus Häberlin

ward den 31. Januar zu Grimmelfingen bei Ulm geboren und bildete sich auf den gelehrten Anstalten seines Vaterlandes und zu Göttingen für den academischen Lehrberuf. Nachdem er zu Göttingen Dr. der Philosophie geworden war und 1746 eine außerordentliche Professur der Philosophie erhalten hatte, folgte er 1747 einem Rufe nach Helmstädt als ordentlicher Professor der Geschichte, wurde dort Dr. der Rechte, Geheimer Justizrath und 1751 ordentlicher Professor des Staatsrechts. Er starb daselbst den 20. April 1787.

Er schrieb:

Allgemeine Weltgeschichte. Ein Kopf das deutsche

Reich betreffender Auszug aus dem englischen Werke. Halle 1767 — 1773 in 8. 12 Bde.

Entwurf der politischen Historie des 18. Jahrhunderts. Hannover 1746 u. 1748.

Entwurf einer pragmatischen deutschen Reichsgeschichte. Helmstädt 1763.

Neueste deutsche Reichsgeschichte. Halle 1774 — 1786. 21 Bde. in 8.

Fleiß, Kritik und Genauigkeit verliehen Häberlin's historischen Leistungen keinen geringen Werth, dagegen fehlt es seinem Styl durchaus an Kraft, Amuth und Comission.

Karl Ludwig Häberlin,

Sohn des als Geheimer Justizrath und Professor 1808 zu Helmstädt verstorbenen Karl Friedrich H., ward den 25. Juli 1784 zu Erlangen geboren und erhielt von seinem Vater den ersten gelehrten Unterricht. Nach zu Helmstädt vollendeten Studien 1808 bei dem dasigen westphälischen Friedensgerichte und 1809 am Tribunal

angestellt, wurde er 1814 nach der Zurückkunft des Herzogs von Braunschweig zum Kreisamtmann von Haffelsfelde ernannt, 1828 aber entlassen und im Gefängniß zu Gandersheim festgehalten, bis er in der letzten Zeit seine Freiheit wieder erhielt. Seitdem lebt er als Privatmann im Braunschweigischen.

Unter den Namen: *Avenella*, von *Häfel*, *Belani*, *Melindor* gab er heraus:

- Die *Parzreisen*, oder *Herrmann* und *Rosamunde*. Leipzig 1815.  
 Schriften. Braunschweig 1825 — 1832. 18 Thle. in 8. von *Belani*.  
 Die *Raubritter*. Leipzig 1826. 3 Thle. in 8. — von *Melindor*.  
*Scherz* und *Ernst* auf einer *Baderreise*. Ebendas. 1826. — von *Melindor*.  
 Die *Demagogen*. Leipzig 1829. 2 Thle. — von *Belani*.  
 Zwei *Tage* auf dem *Broden*. Braunschweig 1830. — von *Belani*.  
 Die *Kreolin*. Ebendas. 1830. 3 Thle. in 8. — von *Belani*.  
*Küblerleben*. *Neuhaldensleben* 1832. 2 Bde.  
*Blutrache* im *Haufe Anjou*. 2 Thle. Ebend. 1832.  
*Erzählungen*. Braunschweig 1832.  
*Salanterien August's des Starken*. *Neuhaldensleben* 1833.  
 Der *arme Joseph*, *Neuhaldensleben* 1834.  
*Romantische Erzählungen aus Portugal*. Frankfurt 1834.  
 Der *Heimathlose*. Frankfurt 1834.  
 Der *Sedhtete*, Frankfurt 1836.  
*Liebe* und *Berufstreue*. *Breslau* 1836.  
*Tyrol* 1809. 4 Bde. Leipzig 1837.

Auch nennt man ihn als den Verfasser der unter *E. Niedmann's* bald wirklichem, bald in *Mandien* und „*Niemand*“ anagrammatisirten Namen herausgekommenen Romane:

- Der *Kaisermörder*. *Quedlinburg* 1826 — *Mandien*.  
*Geirich* der *Löwe*. Leipzig 1827 — 1828. 4 Thle. in 8. — *Niedmann*.  
 Das *Schicksalstüchlein*. Ebendas. 1827. — *Derselbe*.  
*Napoleons* *Novellen*. Ebendas. 1827. 2 Thle. — *Derselbe*.  
*Memoiren des Herrn de la Folie*. Braunschweig 1827. — *Niemand*.  
*Saint-Hippolyt*. *Quedlinburg* 1828. 3 Thle. — *Mandien*.  
*Bilia*. Ebendas. 1828. — *Derselbe*.  
*Krähwinkel* wie es ist. *Wolfsbützel* 1828. — *Niemand*.  
 Der *Jesuitenspiegel*. *Stuttgart* 1828. 2 Thle. — *Derselbe*.

Ein fleißiger und phantasiereicher Romanbdichter, dessen Leistungen sich gewandter Erfindung, rascher und anziehender Darstellung, gelungener Charakterzeichnung und eines glücklichen Humors erfreuen. Würde er sich mehr sammeln und concentriren, so müßte es ihm ein Leichtes seyn, neben den Besten seiner Gattung einen hohen Rang zu behaupten, woran ihn jetzt die Flüchtigkeit, mit der er arbeitet, nothwendig hindern muß. Freilich mag sie wohl in den Verhältnissen ihre Entschuldigung finden.

## Johann von Habsburg, f. Meisterlänger.

## Joachim Bernhard Nikolaus Haker

ward den 11. November 1760 zu *Dresden* geboren und zu *Grimma* und *Wittenberg* wissenschaftlich gebildet, worauf er in seiner Vaterstadt eine Zeitlang eine Hauslehrerstelle bekleidete. Er wurde dann *Doctor* der *Philosophie* und 1786 *Rektor* und *Diakonus* in *Gommern*, 1790 *Pfarrer* zu *Haseloff*, 1796 zu *Strascha*, 1805 zu *Brück* und 1812 zu *Schepia*, wo ihm zugleich die *Adjunktur* der *Meißner Ephorie* übertragen ward. Hier starb er am 4. October 1817.

Von ihm erschien:

- Geistliche Gesänge*. *Pirna* 1783.  
 Ueber die *menschlichen Leiden*. *Dresden* 1788.  
 Die *Aufklärung*, *Gedicht*. *Wittenberg* 1788.  
*Thanatologie*. Leipzig 1795 — 1799. 4 Thle. 2. Ausgabe. 1819 ff.

*Jesus* der *Weise* von *Nazareth*. Ebendas. 1800 — 1805. 2 Thle.

Der *Schulmeister Anton*. Ebendas. 1809 — 1811. 2 Thle.

Der *Unflüchtige* oder *Menschenschicksale* und *Vorsung*. Ebendas. 1811. 2 Thle.

Meine *Vorbereitungen zum Tode*, nebst der *Zugengeschichte* des Verfassers von *J. G. Trautschold*. Ebendaselbst 1818.

Ein nicht eben ausgezeichnetes geistlicher *Liederbdichter*, der zwar den besten Willen reiner Frömmigkeit, aber nicht die geistigen Mittel besaß, auf diesem Felde Bedeutendes zu leisten. Besser sind seine *Erbauungsschriften*, namentlich seine *Thanatologie*, in der sich viel Gutes findet.

## Johann Georg August Haker,

ein *Beiter* des *Vorigen*, ward den 24. Januar 1762 zu *Dresden* geboren, studirte *Philosophie* und *Theologie* zu *Wittenberg*, wurde 1784 als *Prediger* und *Katechet* am *Zuchthaus* zu *Torgau*, 1790 als *Substitut* und 1795 als *wirklicher Garnisonsprediger* in seiner Vaterstadt angestellt und 1796 zum *zweiten*, 1797 zum *ersten Hofprediger* daselbst ernannt, als welcher er am 21. Februar 1823 starb.

Er gab heraus:

- Morgen- und Abendgebete* für *Zuchthausgefangene*. *Torgau* 1789.

*Abendmahlsreden*. *Freiberg* 1801. 2 Thle. Neue Ausgabe 1810 — 1816.

*Ausführlichere Predigtentwürfe*. Leipzig 1804 — 1813.

*Formulare* und *Materialien* zu *Amtsreden*. Ebendaselbst 1806 — 1813. 6 Thle. Neue Ausgabe 1818.

*Kommunionbuch*. *Stuttgart* 1812. Neue Ausgabe 1822.

*Religiöse Amtsreden*. Leipzig 1816 — 1820. 6 Thle.

Ein ausgezeichnetes *Kanzelredner* aus *Reinhard's* *Schule*, der sich durch klaren, lichtvollen und herzlichen Vortrag großen Ruhm erwarb.

## Meister Johann Hadlaub (Hadloub), f. Minnefänger.

## Johann Kaspar Häfeli

ward den 1. Mai 1754 zu Sasabingen im Thurgau geboren und zu Zürich wissenschaftlich gebildet, woselbst er denn auch nach einem kurzen Vikariat zu Essau 7 Jahre als Privatgelehrter lebte. 1784 brachte ihn ein Ruf als Hofkaplan nach Wörlitz, 1792 als Konsistorialrath nach Dessau und 1793 als 3. Prediger der Ansargartgemeinde nach Bremen. Nachdem er hier 1802 Professor am Gymnasium und 1804 zweiter Prediger an derselben Kirche geworden war, folgte er 1805 der Aufforderung des Herzogs von Bernburg und starb als Dr. der Theologie, Konsistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer zu Bernburg den 4. April 1811.

Seine Schriften sind:

Predigten und Predigtfragmente. Wtäterthur 1778 — 1783. 4 Bde.

Bermischte Predigten. St. Gallen 1784.

Drei Predigten über die Reformation. Leipzig 1790.

Predigten über den eigentlichen Grund und Zweck der göttlichen Gebote. Ebenbas. 1794.

Die weise Benugung des Vergangnen und der beste Entschluß für die Zukunft. Bremen 1801.

Ueber die christlich-protestantische Freiheit. Predigten. Ebenbas. 1804.

Nachgelassene Schriften, herausgegeben von J. J. Stolz. Winterthur 1813 — 1815. 3 Thle.

Ein trefflicher Kanzelredner, der vorzüglich durch die Gewalt seiner Rede auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken strebte, und, durch einen äußerst blühenden Vortrag unterstützt, selten sein Ziel verfehlte.

## Christian Ludwig von Hagedorn.

Dieser Liebling der Grazien ward geboren zu Hamburg den 14. Februar 1712, genoß mit seinem Bruder eine treffliche Erziehung und wurde wie dieser eine Zeitlang ohne Ruhe vom Schicksal in der Welt herumgetrieben, bis er 1764 in Dresden eine Anstellung als Sächsischer Legationssekretär, Geheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunstacademien zu Dresden und Leipzig erhielt. Er starb daselbst den 24. Januar 1780 mit dem Ruhme eines rechtschaffnen gefälligen Mannes, und eines thatkräftigen und bei allen Talenten höchst bescheidenen Förderers der schönen Künste.

Wir haben von ihm:

Lettre à un amateur de la Peinture etc. Dresde 1755 in 8.

Betrachtungen über die Malerei. Leipzig 1762 in 8. 2 Thle. — von M. Huber ins Französische übersetzt.

Briefe über die Kunst von und an Ch. L. v. H., herausgegeben von I. Waden. Leipzig 1797. gr. 8.

Außerdem noch Aufsätze, gründliche Recensionen u. s. w. in Almanachs und Zeitschriften seiner Zeit.

H. erwarb sich besonders durch seine Betrachtungen über die Malerei den Ruf eines eben so geschmackvollen als geistreichen Kunstkenners, dessen Schreibart lange als ein Muster des pittoresken Styls galt, bis man in späteren Zeiten einsah, daß diese Art und Weise doch eigentlich eine verfehlte, ein Zwitter von Poesie und Prosa zu nennen und, am wenigsten bei kritischen und speculativen Arbeiten anzuwenden sei.

## Friedrich von Hagedorn,

der ältere Bruder des Vorigen und Sohn des 1722 zu Hamburg verstorbenen königl. Dänischen Conferenzrathes und Residenten Hans Stats v. H., ward den 23. April 1708 zu Hamburg geboren und entwickelte unter dem Einflusse seines gebildeten und gelehrten Vaters, seiner vortrefflichen Mutter und der geschicktesten Lehrer früh den großen Reichthum seines Geistes. Besonders war es die Dichtkunst, welche ihn schon als Knaben unwillkürlich anzog und um doretwillen er auf dem blühenden Hamburgischen Gymnasio, wohin ihn nach ihres Mannes frühem Tode seine von äußeren Unfällen sehr gebeugte Mutter gebracht hatte, unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer mit seltenem Fleiße die schönsten Erzeugnisse der Alten und Neuern studierte. Mehr als seinen Berufsstudien, den Rechten, gab er sich daher auch jenen Lieblingsgenüssen während seines 3jährigen Aufenthaltes in Jena hin und ging darauf 1729 als Privatsekretär des Dänischen Gesandten, Freiherrn von Schlenthal, nach London. Nachdem er von hier, aus den angenehmsten Verhältnissen, über Brabant und Holland nach Hamburg

zurückgekehrt war, zwang ihn die Täuschung in seinen schönsten Erwartungen, die Noth seiner Familie und der 1732 erfolgte Tod seiner Mutter, 1733 eine Sekretärsstelle bei dem sogenannten Englischen Court, einer im 13. Jahrhundert zu Hamburg gegründeten Handelsgesellschaft, zu übernehmen. Hierdurch erreichte er Sicherung seiner Bedürfnisse und behielt auch noch Muße genug, der Literatur, Dichtkunst und Freundschaft, welchen sein ferneres Leben bis zu seinem den 28. October 1754 erfolgten Tode hauptsächlich gewidmet war, zu leben. — Mit den ausgezeichnetsten unter sich harmonisch verbundenen Geistes Talenten, einer lebhaften Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne und einem höchst ausgebildeten Geschmacks vereinigte H. wahre Humanität, die einnehmendste Bescheidenheit, Liebe zur Unabhängigkeit und Freiheit, die zarteste Milde thatigkeit und seltene Genügsamkeit. War daher sein Leben allseitig theuer, so empfanden auch nicht allein seine Freunde, sondern auch seine entfernteren Bekannten seinen Tod gleich schmerzlich.

Von ihm haben wir:

- Versuche einiger Gedichte, oder erlesene Proben poetischer Nebenstunden. Hamburg 1729 in 8.  
 Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen. Ebendaf. 1738 u. 1752. 2 Bde. in 8.  
 Sammlung neuer Oden und Lieder, in 5 Bächern. Hamburg 1747 in 8. 2. verm. Aufl. Ebendaf. 1754. Mit Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen. 3. Aufl. Ebendaf. 1756. 3 Thle. in 4.  
 Morallische Gedichte. Hamburg 1750. 2. Aufl. Ebendaf. selbst 1752 u. 1753; enthält zugleich die erste Sammlung seiner Singsgedichte. 4. Ausgabe. Ebendaf. selbst 1771. gr. 8.  
 Lieder. Hamburg 1751. 2. Aufl. Ebendaf. 1754, mit einer neuen Sammlung der Stängedichte.  
 Sammtliche poetische Werke. Hamburg 1756. 3 Thle. gr. 8. mit Wignetten (schlecht) und H's sehr ähnlichem Porträt. 2. Ausgabe. Ebendaf. 1769. — Dieselben Ebendaf. selbst 1757. 3 Thle. in kl. 8. ohne Wignetten. 4. Ausgabe 1771. — Dann dasselbe als:  
 Poetische Werke, mit Lebensbeschreibung, Charakteristik und Auszügen seines Briefwechsels — von J. J. Eschenburg. Hamburg 1800. 5 Thle. in gr. 8. Neueste wohlfeile Ausgabe. Ebendaf. 1825.

Außerdem viele einzeln gedruckte oder in Zeitschriften u. s. w. (Hamburgischer Patriot, die Matrone, Poesie der Niedersachsen) enthaltene Schriften, welche in den vorgenannten Werken gesammelt sich finden.

Das treffendste und geistreichste Urtheil, das je über diesen lebenswürdigen und geschmackvollen, aber mehr talentreichen als genialen Dichter gefällt wurde, giebt der feinsinnige und belehene Bouterweck, in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. XI. S. 60 fgd. — Wir lassen es in seinen Hauptzügen hier folgen: Nachdem W. bemerkt hat, wie sich Hagedorn gleich seinem berühmten Zeitgenossen Haller durch Nachahmung englischer Muster zu bilden versucht und sich eben so fern von der phantastischen und wogelnden Manier der Hoffmannswaldauischen und Lohensteinischen Schule als von der nächstern Keimerei der Gottschedianer gehalten und sogar später seine Jugendarbeiten, in denen er die niedersächsischen Dichter nachgeahmt, streng verworfen habe, fährt er fort: Die Klarheit, Leichtigkeit, Bestimmtheit und Feinheit der französischen Dichter schien ihm eben so nachahmungswerth, als die kräftige Natürlichkeit und die Gedankensfülle der englischen. Auf diese Weise bildete er sich selbst einen Geschmack, der zwischen dem französischen und englischen in der Mitte liegen sollte; aber bis zu Hallers selbstständiger Energie konnte er es nicht bringen, weil seine Poesie zu fest an seiner Lectüre hing und er überhaupt lieber mit kritischer Besonnenheit französische und englische Muster nachahmte, als aus sich selbst schöpfte. Originalität muß man daher bei Hagedorn nicht suchen. Aber die natürliche Heiterkeit seines Geistes theilte sich allen seinen Gedichten mit. Sie bewirkte, daß bei ihm die Moral, welcher er übrigens aufrichtig huldigte, nicht wie bei Haller, zur Unzeit und auf eine drückende Art in die Geschäfte der Poesie sich einmischte. — Das Verdienst, das Hagedorn sich um die deutsche Literatur erworben hat, becuht vorzüglich auf seinen Liedern, Epigrammen, Fabeln und Erzählungen. In seinen Liedern erscheint er ganz als Dichter der Freude und des Scherzes; und der war er von Natur. Da alle Schwärmerer, auch die schöne ihm gänzlich fremd war, konnten auch die Lieder, in denen bald sein Gefühl, bald sein Witz sich aussprechen, keinen sentimentalischen Zug erhalten. An die Stelle schwärmerischer Liebe mit der sein heiterer Geist sich nicht vertrug, traten in seinen Liedern leichtere Gefühle, die das Leben verschönern, ohne es zu trüben. Die meisten derselben sind ihm eigen, aus der Natur, seinem Herzen und seiner Laune geschöpft. Seine lyrischen Scherze sind, wenn

auch nicht überall ganz so fein, wie ein neuerer Geschmack es verlangt, doch feiner als Alles, was man von Geistespielen dieser Art bis dahin in der deutschen Literatur gekannt hatte. — Hagedorn's Epigramme sind nicht gerade die wigigsten, aber in Sprache und Styl die correctesten, die damals in der deutschen Literatur zu finden waren. — Durch seine poetischen Erzählungen wurde in der deutschen Literatur endlich wieder eine Art von Gedichten hergestellt, die seit Hans Sachsens Zeit den Deutschen beinahe fremd geworden war. Seine Fabeln sind größtentheils anderen Fabulisten nachgezählt, aber auch in einem so correcten und feinen Style, wie keine früheren in der deutschen Literatur. — Am Wenigsten glänzt sein Verdienst in der didactischen Poesie.

### Horaz.\*)

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,  
 Wir gehn aufs Land. Die Tage sind schon heiter;  
 So wie anseht die Furcht der blinden Nacht  
 Ein heller Mond uns milder nächtlich macht,  
 Es herrscht das Licht, und alle Lüfte geben  
 Der frohen Welt das eigentliche Leben.  
 Die rechte Lust kömmt mit der Frühlingszeit.  
 Natur und Mensch sind voll Gefälligkeit.  
 Ihr unerkaufte, unerforschne Freuden!  
 Sucht keine Pracht: die Pracht muß euch beneiden.  
 Des Daseyns Trost, das Recht vergnügt zu seyn,  
 Der Kenner Glück macht Lenz und Witz gemein.

Ja, auch der Witz! Die Einfalt kann nicht sehen;  
 Ihr lachen nicht die Thäler und die Höhen.  
 Sie hört auch grob, und in der Melodie  
 Der Nachtigall erschallt kein Ton für sie.  
 Wie schmeichelhaft und mit verjüngten Flügeln  
 Der Zephyr läßt; wie auf begrasten Hügel  
 Die Anmuth grünt; wie Pflanze, Staud' und Baum  
 Sich edler färbt: das alles merkt sie kaum.  
 Sie sucht nur die Schatten, wie die Herden,  
 Wann schwüle Tag' ihr unerträglich werden.

Wer denkt und schreibt, zumal der Dichter Chor,  
 Nicht Busch und Wald den schönsten Städten vor.<sup>1)</sup>  
 Wie läßt sich dort, wenn wir noch das erwägen,  
 Der Freund der Stadt, dein Fuscus,<sup>2)</sup> widerlegen!  
 Hat nicht Talent dir oft den Scherz gewährt,  
 Den du in Rom, selbst beim Mäcen,<sup>3)</sup> entbehrt?  
 Ein lauterer Fluß, der Auen und Gesilde  
 Befruchtend ziert, ward deiner Kunst zum Bilde,  
 Die, stark und rein, ihr Feld erfrischt und schmückt,  
 Und Sprach' und Witz bereichert und beglückt.<sup>4)</sup>  
 Du sahst oft an hoffnungsvollen Bäumen,  
 Um Rind' und Stamm, das Moos zu häufig keimen,  
 Und dachtest dann vielleicht an ein Gedicht,  
 Und ließt ihm den fremden Anwachs nicht,  
 Den Ueberfluß, den wir nicht dulden sollen,  
 So ungern auch die Wörter weichen wollen.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Aus; Friedrich von Hagedorn's Poetische Werke. I. Th.

<sup>2)</sup> Scriptorum Chorus omnia amat nemus, et fugit urbes.  
 Horat. Lib. II. Ep. II. 77.

<sup>3)</sup> v. L. I. Ep. X. ad Fuscum Aristiam.

<sup>4)</sup> Horaz nennet den Mäcen scherzhaft, jocosum L. V. Carm. III. 20. conf. J. H. Meibomii Maccen. Cap. V. p. 38.

<sup>5)</sup> At qui legitimum cupiet seculi o potiora,

Vehemens et liquidus, puroque simillimus avari,  
 Fundet opes, Latiumque habuit divite flagua.  
 L. II. Ep. II. 109. 120. 121.

<sup>6)</sup> Audebit, quaecunquo parum splendoris habebunt,  
 Et sine pondere erunt, et honore indigna ferentur,  
 Verba movere loco, quamvis invita recedant, etc.  
 Ibid. v. III.

ambitiosa recidet  
 Ornamenta. A. P. v. 417.

Mein Meyerhof! so mächtig wünschtest du,  
Wann seh ich dich, in Stunden freyer Ruh,  
Beym Schlaf am Bach, aus Büchern kluger Alten,  
Vergessenheit der Nähe zu erhaltn,  
Der süssen Lust, die in der Stadt mich drückt,  
Und meine Lust in enger Lust erlickt?  
Wann werd' ich mich in jenen kühlen Gründen,  
An jenem Duell, verneuert, wieder finden? <sup>1)</sup>

Arell <sup>2)</sup>, der Fils, des Buchers blasser Knecht,  
Bleht auf das Land, vergnügt sich; aber schlecht.  
So wie ein Sklav, den Furcht und Kette lähmen,  
Mehr kriecht, als geht, wann wir sie von ihm nehmen.

Was sichtbar ist, sey nur dem Pöbel schön!  
Die Geisterwelt entzückt den Menen. <sup>3)</sup>  
Wie Demokrit, <sup>4)</sup> vertieft er sich in Träume,  
Sitzt in dem Wald, und sucht im Walde Bäume.

Rasbden, der Romus unsrer Zeit,  
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,  
Erreicht sein Gut, mit neun und zwanzig Gästen,  
Wie in der Stadt, sich stundenlang zu mästen.

Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,  
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.  
Der Blüthen Duft, der Blumen Reiz zu fühlen?  
Nein; ungeführt und vorthellhaft zu spielen.

Sephäktion verläßt die Majestät,  
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhebt,  
Sucht in sein Feld; das Feld ergeht ihn wenig.  
Allein warum? Dort sieht er keinen König.

Du bist es werth, der Landlust Freund zu seyn,  
Horaz, mit dir hab ich den Trieb gemein.  
Umeingebert der Stadt und ihrer Sorgen,  
Empfind' ich hier die Freiheit und den Morgen.  
Wir bleiben hier, nun uns kein Schwärmer trennt,  
Und Harostehub' ist heute mein Tarent.

Oft gränzt die Lust, unwissend, an dem Leide;  
Doch nicht allhier, doch nicht an jener Weide,  
An diesem Fluß. Wohin mein Blick sich kehrt,  
Ist alles schön, ist alles sehenswerth.  
Berleucht der Glanz der unumwölkten Sonne  
Auch Felsen Reiz und rauhen Bergen Sonne,  
Wie sehr entzückt uns ihre holde Pracht,  
Wenn sie, wie jetzt, das Schöne schöner macht,  
Wenn, da sie sich den fetten Aedern zeigt,  
Der Fuhrer singt, und auch sein Vieh nicht schweiget!

Es war vorläufig der schattenreiche Wald,  
Der Auen Schmelt, der Weisen Aufenthalt.  
Wo wohnt so gern die Feindin danger Schranken,  
Die Einsamkeit, die Mutter der Gedanken,  
Wenn der Verstand, weil ihn kein Amt bezieht,  
Umeingesperret und ungefesselt wirkt?

<sup>1)</sup> O rus, quando ego te aspiciam? quandoque licobit,  
Nunc veterum libris, nunc omnia, et laetibus horis  
Ducere sollicitas jucunda oblivio vitae?  
L. II. Sat. VI. 60.

Illud inere quidem, jucundum tamen, nihil agere, nihil esse.  
Plin. L. VIII. Ep. IV.

— prope rivum somnus in herbas.

Hor. L. I. Ep. XIV. 34.

Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus. L. II. Sat. VI.

— mihi me reddentis agelli.

L. I. Ep. XIV.

<sup>2)</sup> — nam, si quis laudat Arelil  
Sollicitas ignarus opes, etc.

L. II. Sat. VI. 78.

<sup>3)</sup> — foecunda in gente Meneni.

L. III. Sat. III. 287.

<sup>4)</sup> Miramur, si Democriti pecus edit agellos  
Cultaque, dum peregre est animus sine corpore velox.

L. I. Ep. XII. 12.

Encycl. d. deutsch. Rational-Kit. III.

Wo Ruhe lehrt, wo Lust und Einfall reifen,  
Verführt uns Nichts, voll Unruh, auszuscheiden.  
Hier störet uns nicht der Geschäfte Ruf;  
Hier lernet man, wie schön die Unmacht zwang;  
Hier wird man, froh, von Bahn und Zwang entbunden,  
Denn seiner Zeit, und König seiner Stunden.

Ein Thor eilt stets auf neue Wirbel los: <sup>1)</sup>  
Ein Weiser ist, auch in der Stille, groß.  
Ein Thor bedarf der Aemter und Geschäfte:  
Der Wand-Uhr gleich, liebt das Gewicht ihm Kräfte:  
Sonst kaum bemerkt, von eignen Trieben leer,  
Bleib er ein Thor; durch Würden wird er mehr.

Wie sehnt Servil sich nach Berufsbeschwerden,  
Beträchtlicher und hochbefahlt zu werden!

Was schlägt das Zeug, das Battus täglich spricht?  
Sein neues Amt, sein altklug Amtsgefiht,  
Sein Heldenton, sein Recht zu höhern Stellen,  
Des Scheinglücks Stolz, und dieses Stolzes Schellen.

Ja, Gelasin! dein Herz ist falsch und klein,  
Und nur dein Stand zwingt dich, ein Mann zu seyn.  
So stellt der Krieg die Feinde seiner Hitze,  
Die Friedlichsten, recht an des Pereres Spitze,  
Und Manchem wird das Ruder anvertraut,  
Dem, viel zu früh, vor Wind und Wellen graut.

Vor Tausenden war Celsus zu beneiden:  
Er hatte genug zur Wohlfahrt und zu Freuden,  
Nur nicht Verstand; und dieses Loos allein  
Hat er noch jetzt mit tausenden gemein:  
Setzt, da der Hof den Titelnacht erhandelt,  
Und seine Ruh in Müß und Rang verwandelt,  
Ihm den Genuß zur Eitelkeit und Pracht,  
Und seinen Schlaf zum kurzen Schlummer macht;  
Ja, wann er sich zum milden Regen drängt,  
Ihm mit dem Thau der Hoffnung nur besprenget.  
O Slavengest, der sich mit Stolz verstrickt,  
Heiß endlich groß! sonst warst du fast beglückt.

Glück und Genuß sind, in dem Mittelstande,  
Zu klein dem Reid, und viel zu groß der Schande,  
Und krönen den, der, dienstoffrey und vergnügt, <sup>2)</sup>  
Der Wälder Feld mit eignen Kindern pflügt,  
Nicht leih, noch borgt; nach Art der ersten Sitten  
Der Hirtenwelt, die keinen Bucher litten,  
Den nicht, zur Schlacht, die Kriegstrompete weckt,  
Den keine Wuth erzürnter Meere schreckt.  
Er hört den Bank nicht vor Gerichten stellen,  
Er naht sich nie der Großen stolzen Schwellen.  
Durch ihn vermählt, in einem trocknen Raum,  
Die Rebe sich dem hohen Pappelbaum.  
Er propft, er pflanzt, er freut sich seiner Triften.  
Kein schändlicher Wunsch wird seine Ruh vergiften.  
Wie unschuldvoll ist, was ihn fröhlich macht!  
Der Schafe Schur, der Vogelzug, die Jagd,  
Die Taubenzucht, die Wartung seiner Bienen,  
Das frische Bad, der stille Schlaf im Grünen.  
An Kriegsgeräth besitzt er nur ein Belt,  
In welchem er mit Freunden Tafel hält.  
Sein Vieh, sein Land, sein Garten giebt Gerichte,  
Die Milch, den Fisch, den Braten und die Früchte,  
Sein Weinberg Wein, den kein Verkäufer mischt,  
Den ihm sein Knecht im nahen Bach erfrischt,  
Im Teich, im Strom, wo Schley und Karpe springen,  
Forell' und Schmerl durch Sand und Kiesel dringen,  
Der Frösche Feind, der Krebs, geharnischt laicht,  
Und, ganz vertieft, die bärte Barbe streicht,  
Und was er sonst bald mit beglückten Händen  
Zu angeln pflügt, bald in der Rege Händen  
Gefangen führt, bald, wie den fetten Kal,  
In Reusen lockt zum frohen Mittagsmahl.

<sup>1)</sup> Hier erklärt mich Niemand besser, als Montagne, L. III. Ch. X. de mesager sa volonté; und es dienen zu lebendigen Beweisen alle in gleichem Maße unfähige und unruhige Personen, die nichts seyn würden, wenn sie nicht geschäftig wären.

<sup>2)</sup> v. L. V. Carm. II.

So kann er leicht auch der Markn entbehren:  
Ein Kraßfuß nur betrauert sie mit Jähren.<sup>1)</sup>  
Er findet auch sein Wirthuhn ungemain,  
Erstickt es gleich nicht in Falerner Wein.<sup>2)</sup>  
Den, der, beschwigt, von seinem Jagdgaul steigt,  
Reizt Hausmannskost, und was sein Kohlfeld zeuget.<sup>3)</sup>  
Dort schmeckt dir Brod, wie sonst kein Kuchen that,<sup>4)</sup>  
Denn alles schmeckt, wo man Bewegung hat.

Die, auf dem Land', an trägen Eigen lieben,  
Sind lächerlich in ihrem Pflanzenleben.  
Insekten sind lebendiger, als sie.

So faul und schwach sind meine Dichter nie.  
Dort schleicht Tibull durch die gesunden Daine:<sup>5)</sup>  
Hier schaukelst du durch Schollen und durch Steine.  
Dein Nachbar gafft, und sieht, mit Lächeln, an,  
Wie ein Poet so bäurisch graben kann.<sup>6)</sup>

Da flehst du nicht, dein Güthen zu vermehren:  
D möchte mir der nächste Fleck gehöhen!  
Es würde dann mein Acker schnurgleich sehn.  
D kümtest du, Mercur, mir dieses ein!  
D könnt' auch ich, durch Herculs Gunst und Fügen,  
Wie jener Knecht, mir einen Schatz erpfügen!  
(Der Ketzl war schlau, als er den Geldtopf fand,  
Erkauft' er sich das herrschaftliche Land.)<sup>7)</sup>  
Ein mäßig Feld, daran ein Garten schleicht,  
Ein steter Duell, der nah am Hause fliehet,  
Ein klein Gehölz war meiner Wünsche Zug.  
Der Himmel gabs: ich habe mehr als gnug.  
Nun seh ich nur, durch würdiges Verwalten  
Mir den Genuß des Glückes zu erhalten.  
Hat noch kein Griff der Unerfättlichkeit  
Dies dein Geschenk vergrößert und entwehrt;  
Lass' ich es nie, durch sträfliches Beginnen,  
Durch eigne Schuld, vermindern und zertrümmen.<sup>8)</sup>

<sup>1)</sup> Fuit autem (*Sergius Orata*) aetate L. Crassi, qui quam gravis et serius habitus sit, etiam Cicero docet. Is tamen Crassus, vir censorius (nam cum Cn. Domitio censor fuit) cum supra ceteros disertus haberetur, essetque inter clarissimos cives princeps, tamen muranam in plucina domus suae mortuam atratus, tanquam filiam, ludit. Neque id obscurum fuit, quippe collega Domitius, in senatu hoc ei quasi deforme crimen objecit; neque id confiteri Crassus erubuit, sed alio etiam, si Dies placet, gloriatus est censor, plam affectuosamque rem fecisse se jactitans. *Macrobius*, Saturnal. L. III. Cap. XV.

<sup>2)</sup> Si vespertinus subito te oppresserit hospes,  
Ne gallinae malum responset dura palato,  
Doctus eris vivam musto mersare Falerno.  
Hoc teneram faciet.

Horat. Lib. II. Sat. IV. 17.

<sup>3)</sup> — leporem sectatus, equove  
Lassus ab indomito.

Lib. II. Sat. II. 9.

Quum labor extuderit fastidia, siccus, inanis,  
Sperae cibum vilem. v. 14.

— Tu pulmentaria quaere  
Sadando. v. 20.

<sup>4)</sup> Pane egeo, jam mellitis potiore placentis.

Lib. I. Ep. X. 11.

Rure meo possum quidvis perferre patique etc.  
Lib. I. Ep. XV. 17.

<sup>5)</sup> — tacitum sylvas inter reptare salubres.

Lib. I. Ep. IV. 4.

<sup>6)</sup> Rident vicini glebas et saxa moventem.

Lib. II. Ep. XIV. 39.

<sup>7)</sup> Si veneror stultus nihil horum: O si angulus ille  
Proximus accedat, qui nunc denormat agellum!  
O si urnam argenti fors quae mihi monstret (ut illi,  
Thesaurum invento qui mercenarius agrum  
Illum ipsam mercatus aravit, dives amico  
Hercule!)

L. II. Sat. VI. 8 — 1.

<sup>8)</sup> Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus,  
Hortus ubi, et tecto vicinus jugis aquae fons,  
Et paulum sylvae super his foret, auctus atque  
Dii melius fecere. bene est. nihil amplius oro,  
Maja nate, nisi ut propria haec mihi munera faxis:  
Si neque majorem feci ratione mala rem,  
Nec sum facturus vitio culpave minorem.

L. II. Sat. VI. 1 — 7.

Bin ich vergnügt und dankbar für mein Glück:  
So zieh von mir nie deinen Schutz zurück,  
So gib Gedehn;<sup>1)</sup> laß Acker, Weid' und Herden,  
Den Wiß nur nicht, sonst alles feister werden!

Du bist vergnügt, und war dein Vater gleich  
Nicht aus dem Rath, nicht angesehen, nicht reich,<sup>2)</sup>  
Kein Edelmann vom pontischen Gestade,  
Kein Flavius, den des Eukullus Gnade,  
Als Mithridat ihm kümmerlich entkam,  
Am Leben ließ, und mit nach Bess'land nahm;<sup>3)</sup>  
So lässest du dich nie den Vorwurf quälen,  
Und würdest dir nur ihn zum Vater wählen.<sup>4)</sup>  
Als seinem Sohn ist vieles dir vergönnt.  
Nun bringet dich ein Maulthier nach Laurent.

<sup>1)</sup> — si, quod adest, gratum jovat: hac proce te oro,  
Pingue pecus domino facias, et cetera, praeter  
Ingentam. \*) v. 12 — 14.

<sup>2)</sup> Nunc ad me redeo, libertino patre natum,  
Quem rodunt omnes, libertino patre natum.  
L. I. Sat. VI. 45.

pater — — marco pauper agello. v. 71.

Non ego me claro natum patre, non ego circum  
me Saturelano vestari rura caballo,  
Sed quod eram, narro. v. 68.

<sup>3)</sup> „Patrem habuit Horatius Flavius Flaccum, ex generoso in Ponto stirpe oriundum. Is Flavius in Mithridatis exercitu honestis stipendiis militabat; quo tempore rex Mithridates cum omnibus copiis fuus fugatusque est a L. Lucullo, apud Cabirae civitatem, A. U. C. 681. captusque est cum plerisque dignitate conspicuis, (quippe quibus solis parcendum praedixerat Lucullus, quam reliquos mactari captivos juberet) et Romam aliquanto post perductus, a quaestore Venusiano inter servitia emtus est. Verum quam quaestor ex eleganti cultu egregiaque servi sui institutione suspicatus esset, magno eundem apud suos esse genere, idque tandem verum esse compertisset, liberum eundem esse jussit, ipsique paulo post filiam, quam habebat unicam, elocavit.“ *Du Hamel*. *Sanabon*, der diese Stelle anführet, sezt hinzu: Si l'on demande à ce commentateur la preuve d'une si rare découverte, il n'en produit point d'autre que l'ode *O navis*, referent, où il prétend que Flavius Flaccus appello figurément son fils *Pontica pinus*, *sylvae filia nobilitis*.

<sup>4)</sup> — nam si natura juberet

A certis annis novum remeare peractum  
Atque alios legere ad factum quoscumque parentes,  
Optaret sibi quisque: meis contentus, honestos  
Fascibus ac sellis nollem mihi sumere.

L. I. Sat. VI. 92 — 96.

<sup>\*)</sup> Man weiß, und es ist insonderheit von Barter bemerkt worden, wie gewöhnlich es dem Horaz war, mit Dilogien zu spielen: als Lib. I. Sat. VIII. 35. ear nos hunc Regem jugulas, welche Barter, in seiner ersten Ausgabe, Dilogiam pestiferam nennt, Lib. II. Sat. I. 82. mala carmina, Lib. I. Ep. XIX. 28. macula Sappho. Hier ist gar von drey Dingen die Rede, auf welche alle das pingue sich beziehet. Man wird im Deutschen schwerlich ein Wort finden, das, wenn es, wie in dieser Stelle, zugleich den Aekern, den Herden und dem Verkaufe zugeignet wird, von den beyden erkern eine gute, und von dem letztern eine schlechte Beschaffenheit hinlänglich zu erkennen giebt. Wollte man aber den Gedanken des Horaz, auf eine in unserer Sprache mögliche Weise, ausdrücken; so würden, nach dem Erachten eines Freundes, dessen Geschmack nicht geringer ist, als seine Gelehrsamkeit, vielleicht diese zwey Stellen dazu dienen können:

Nach alles feist: laß Garten, Feld und Herden,  
Nur nicht den Wiß des Herrn, böotisch werden!  
oder!

Nur nicht den Herrn im Wiß böotisch werden.

„Das Land (Böotien) ist zum Theil bergig, insbesondere das eigentliche Konten: das übrige ist niedrig und eben, und hat an vortrefflicher Weide einen Ueberfluß; die Luft daselbst aber ist so dick und neblig, daß es Horaz (Epist. L. II. Ep. I. v. 144.) für die Veranlassung gehalten, daß die Einwohner „berühmte Büffel“ gewesen.“ Die allgemeine Weltgeschichte, im fünften Theile, S. 55. v. Kraam etc. Adagia: (Francof. 1670.) *Boeotica sus* p. 670. conf. p. 401. 402.

\*\*) famous dunces.



Den Mantelsack schnürst, du ihm auf den Rücken,  
So wundt ihn auch sein Herr und Bündel drücken.<sup>1)</sup>  
Der Aufzug ist für Edle viel zu schlecht,  
Doch deinem Stand' und deinem Sinn gerecht.  
Dir ist der Stat, auf deinen kleinen Reisen,  
Gleichgültiger, als Seneca, dem Weisen,<sup>2)</sup>  
Und auch dabei, bey deinem lednen Krug,  
Sind Kichern, Lachen und Plinzen dir genug.<sup>3)</sup>

Doch bist du Wirth an deinem Freudenfeste,<sup>4)</sup>  
So wählst du dir erkannte, gleiche Gäste,  
Nur wenige, nur die sich gerne sehn.  
D' möchte doch Wiber die Kunst verstehen!  
Durch diese Kunst verbrüdernd sich die Herzen:  
Kein falcher Freund verräth von unsern Scherzen  
Wort' oder Treu. Was man beim Weine spricht,  
Muß heilig seyn, und dient für Klärscher nicht.  
Soll einem Wahl nur Zwang und Ekel fehlen,  
So muß Torquat zum Schaffer dich erwählen.  
Bey dir, wo nichts die Nase unwillig macht,  
Verlängert ihr, beredt, die Sommernacht:  
Wo Reinlichkeit den Tisch bestellt und decket,  
Kein Schmutz, kein Stand den Spiegelglanz verdeckt,  
Der Tischgeschirre und Trinkgefäße schmückt,  
In welchen man sich, ungesucht, erblickt:  
Wo Treu und Lust, ihr Bündniß recht zu schließen,  
Falerner Wein<sup>5)</sup> in kleine Becher gießen.

So sehr, Horaz, es dir Vergnügen bringt,  
Wenn Phyllis dir den schwarzen Gram versingt,<sup>6)</sup>  
Und doch dein Ruf, ein Lob, daß du gefallen,  
Dir reizender, als alle Lieder, schallen.<sup>7)</sup>  
So giebt und nährt nur die Zufriedenheit  
Dein schönstes Glück, das täglich dich erfreut,  
Der Freiheit Frucht, die nur den Weisen rühret,  
Der herrschen kann, und würdig sich regieret.<sup>8)</sup>  
Was in der Welt ist von so hohem Werth,  
Als Freiheit ist, die jede Lust vermehret?

1) — nunc mihi curto

Ire licet mulo, vel, si libet, usque Tarentum,  
Mantica cui lumbos onere ulceret, atque eques arma.  
v. 104.

2) Interim hoc me iter docuit, quam multa haberemus supervacua, et quam facile iudicio possemus deponere, quae si quando necessitas abstulit, non sentimus ablata. — Vehiculum, in quod impositus sum, rusticum est. Mulae vivere se ambulando testantur, nullo exalceatus, non propter aetatem. Vix a me obtineo, ut hoc vehiculum velim videri meum. Duras adhuc perversa recti verecundia. Quoties in aliquem comitatum lautiores incidimus, iavitus erubescio: quod argumentum est, ista, quae probo, quae laudo, nondum habere certam fidem et immobilem. Qui sordido vehiculo erubescit, pretioso gloriatur. Parum adhuc profeci: nondum audeo frugalitatem palam ferre: etiam nunc curo opiniones viatorum. Seneca, Epist. LXXXVII.

3) inde domum me  
Ad porri et ciceris refero, laganique catiaum etc.  
L. I. Sat. VI. 117.

4) Haec ego procurare et idoneus Imperator, et non  
Invitus: ne turpe toral, ne sordida mappa  
Corruget aeres: ne non et cantharus et laux  
Ostendat tibi te: ne fidos inter amicos  
Sit qui dicta foras eliminet: ut coeat par  
lungaturque pari.

L. I. Ep. V. ad Torquatum,  
v. 21 — 26.

Impune licet  
Aestivam sermone benigno tendere noctem.  
L. I. Ep. V. v. 10.

5) Vina bibes iterum Tauro diffusa, palustres  
Inter Miuturnas Sinaessanumque Petriam.  
v. 4. 6.

6) Condisce modos, amanda  
Voce quos reddas: minuentur atrae  
Carmine curae.

L. IV. Carm. XI. ad Phyllidem.

7) — famae, quae carmine gratior aurem  
Occupet humanam.

L. II. Sat. II. 94.

8) Quisnam igitur liber? Sapiens, sibi qui imperiosus: etc.  
L. II. Sat. VII. 83.

Animum rego, qui, nisi paret,  
Imperat: huc fraenis, hunc tu compesce catena.  
L. I. Ep. II. 62.

Und ist nicht sie dem Golde vorzuziehen?  
Wer knechtlich lebt, dem Mangel zu entziehen,  
Entbehret stets, im Kleinen, den Genuss.<sup>1)</sup>  
Wer immer wünscht, und folglich fürchten muß,  
Heißt dir nie frey.<sup>2)</sup> Wird dich die Habsucht nagen,  
So hat Arist Erlaubniß, dir zu sagen:  
Dein Auftrag will.<sup>3)</sup> Es nimmt ein weiser Mann,  
Der Lehren giebt, noch lieber Lehren an,  
Jedoch kein Geiz darf deine Lust beschweren:  
Dir ist es leicht, ihn m<sup>o</sup>nlich abzuwehren.  
Den Werth des Glücks, das dir dein fruchtbar Feld,  
Dein Wald, dein Bach, ohn' andrer Meib, erhält,  
Kann kein Regent, kein König großer Staaten,  
Kein Feld im Sieg, und kein August ertathen.<sup>4)</sup>

Du bist vergnügt: dich liebet dein Mäcen.  
Wer weiß, wie er, die Menschen einzusehn?<sup>5)</sup>  
Wer wählt so wohl? Dein Herz bleibt ihm ergeben,  
Und solchen Freund willst du nicht überleben.<sup>6)</sup>  
Allein, so sehr der Großen Beyspiel rühret,  
Und ihr Geschmack oft Klägere verführet,  
So durstest du dir treu und ähnlich bleiben,  
Und nicht mit ihm zu unnatürlich schreiben.<sup>7)</sup>

Der ist beglückt, der seyn darf, was er ist,<sup>8)</sup>  
Der Bahn und Ziel nach eignen Augen mißt,  
Nie sklavisch folgt, oft selbst die Wege weist,  
Ununtersucht nichts tadelt und nichts preiset,  
Und, wenn sein Wiß zum Dichter ihn bestimmt,  
Natur und Zeit zu seinen Führern nimmt.

Du bist vergnügt, und lehrst das Vergnügen,  
Wie Dichter thun, die Geiz und Gram bestigen:  
Denn ein Poet, den auch sein Herz erhebt,<sup>9)</sup>  
Beklagt das Volk, das nur nach Schätzen strebt.  
Der Welt zur Lust, zum Dienst und Unterrichte,  
Sinn er auf nichts, als ewige Gedichte.  
Er macht sich nicht durch Ränke, Zwist, Vergleich,  
Als Mitgenoss', auch nicht als Vormund, reich,  
Beruft ihn nicht Rasdien<sup>10)</sup> zu Schmäusen,  
So weiß er auch, wie dein Doff,<sup>11)</sup> zu speisen:  
Und sieht er nicht achillisch in der Schlacht,  
So ist er doch auf andrer Wohl bedacht.

1) qui pauperiem veritus, potiore metallicis  
Libertate caret — — — — — atque  
Serviet aeternum, quia parvo nesciet uti  
L. I. Ep. X. 89.

2) qui cupiet, metuet quoque porro;  
Qui metuens vivet, liber mihi non erit unquam.  
L. I. Ep. XVI. 66. (cf. Ep. VI.)

3) Laetus sorte tua vires sapienter, Arieti,  
Nec me dimittes incautatum, ubi plura  
Cogere quam satis est, ac non cessare videbor.  
L. I. Ep. X. 44.

4) Purae rivus aquae, sylvaeque iugerum  
Pavorum, et pegetis certa fides meae,  
Fulgentem imperio fertilis Africae  
Fallit sorte beator.  
L. III. Carm. XVI. 29 — 32.

5) quia non ut forsit honorem  
Iure mihi invident quisvis, ita te quoque amicum:  
Prae-ertim cautum dignos assumere, prava  
Ambitione procul.  
L. I. Sat. VI. 49.  
pavorum hominum, et mentis bene sanae.  
L. I. Sat. IX. 44.

6) v. L. II. Carm. XVII.

7) v. Meibomii Maecenat. Cap. XXIII. p. 141.

8) Rarement un Esprit ose être ce qu'il est.  
Boileau, Epitre IX. 74.

9) Vultu avarus  
Non temere est animus: verus amat, hoc studet unum:

Non fraudem socio, puerove incoegitat ullam  
Pupillo: vivit siliquis et pane secundo:  
Militiae quaequam piger ac malus, ullis urbi.  
L. II. Ep. I. 120.

10) v. L. II. Sat. VIII.

11) v. L. II. Sat. II.

Denn ist es wahr, daß man durch Kleinigkeiten  
Dem Großen hilft; und wer wird dieß bestreiten?  
So bildet er der Rindheit garten Mund;  
Und macht ihr früh der Sprache Wohlklang kund,  
Gewöhnt das Ohr, der Wörter Wahl zu lernen,  
Im Ausdruck sich vom Pöbel zu entfernen:  
Dann giebt er auch dem Herzen die Gestalt,  
Durch treuen Rath, durch freundliche Gewalt.  
Die Raubigkeit der Sitten, die verwildern,  
Den Reiz, den Zorn weiß ohne Kunst zu mildern.  
Ein Dichter lehrt das menschliche Geschlecht  
Der Tugend Reiz und ihrer Thaten Recht.  
Ein Dichter stellt für Zeiten, die entziehen,  
Exempel dar, den Müsslern nachzugehen,  
Erleichtert oft des Armen Last und Hohn,  
Und mächtig des Kranken Klage-ton.<sup>1)</sup>  
Die den Homer, wie du, mit Einsicht lesen,  
Sehn, daß schon er ein Menschenfreund gewesen.<sup>2)</sup>

Du bist es auch, und selbst Petrarch gestand,<sup>3)</sup>  
Wie sehr er sich durch dich veredelt fand.  
Dein weiser Rath lehrt Vorurtheile lassen,  
Erhellet den Wig, und macht das Herz gelassen.  
Zufriedenheit besänftigt unsern Rath,  
Und sie allein nennt jede Fügung gut.  
Selbst im Palaß, wie in beschülften Häusern,  
Ist keine Zeit ihr golden oder eisern.

Du bist daher, in Rom und in Athen,<sup>4)</sup>  
Ein Aristipp,<sup>5)</sup> und nicht ein Diogen.  
Den Größesten,<sup>6)</sup> den Schönsten<sup>7)</sup> zu gefallen  
Die Gabe schenkt das farge Glück nicht allen.

<sup>1)</sup> Si das hoc, parvis quoque rebus magna juvari;  
Os tenerum pueri balbumque poëta figurat:  
Torquet ab obscœnis jam nunc sermonibus aurem:  
Mox etiam pectus præceptis format amicus,  
Asperitatis et invidiæ corrector et iræ;  
Recte facta refert; orientia tempora nois  
Instruit exemplis: inopem solatur et ægrum.  
v. 125 — 181.

<sup>2)</sup> v. L. I. Ep. II.

<sup>3)</sup> Franciscus Petrarcha, sul seculi vir doctissimus, diore solitus est, se ex nullo poëta latino evasisse mellorem, quam ex Horatio: quod dictum Lazarum Bonamicum audivi mirifice prædicantem. Georg. Fabricius, in Præfat. Horatii, Fræcofurti, apud heredes Andreas Wechellii, editi 1600.

<sup>4)</sup> Borzügliche Eigenschaften müssen, schon in Athen, den etwa drey und zwanzigjährigen Horaz gefällig gemacht haben, weil dort der strenge und philosophische Brutus den jungen Benafiner, quem tenues decuere comæ, nitidique capilli, so lieb gewann, daß er ihn, obwohl nicht mit der glücklichsten Wahl, den würdigen Oberstin seiner Legionen an die Seite stellte. S. Masson, in vita Horatii, p. 46.

<sup>5)</sup> Er selbst erkläret ear sit Aristippi potior sententia.

L. I. Ep. XVII.  
Omnis Aristippum decuit color, et status, et rea.  
Tentantem majora, fore præsentibus æquum.  
22. 23.

Nunc in Aristippi furtilm præcepta relabor  
Et mihi rea, non me rebus submittere conor.

L. I. Ep. I. 18. 19.

Zwey Schriften machen dieses verständlicher; Aristippus Philosophus Soeraticus, die in Halle, 1719, und Forrester's Pollte Philosophen, die in Edinburg, 1784, heraus gekommen ist. S. Bibliothæque Britannique, Tom. V. p. 206. 215.

<sup>6)</sup> Principibus placuisse viris, non ultima laus est.  
L. I. Ep. XVII. 36.

Quotquid sum ego, quamvis  
Infra Lucill censum ingeniumque, tamen me  
Cum magnis vixisse invita fatibatur usque  
Invidia.

L. II. Sat. I. 74.

Me primis urbis belle placuisse domique.

L. I. Ep. I. 28.

<sup>7)</sup> Quem sals immunem Cynaræ placuisse rapad.  
L. I. Ep. XIV. 38. conf. L. I.  
Carm. XIII. 21.

Ipsam me melior cum peteret Venus,  
Grata detinuit compedo Myrtale  
Libertina etc.

L. I. Carm. XXXIII. 18.

Wie deren Ruhm die Ewigkeit gewinnt,  
Die Bessen hold und Dichtern günstig find,  
So wird nicht der zum Thron der Ehre bringen,  
Den Bese scheun, und Dichter nie besingen.

Doch was sie mehr als aller Beifall ehrt.  
Mein Freund Horaz, das ist ihr eigener Werth:  
Mit eigenem Werth, als einem Schirm umgeben,  
Heißt jeder Tag dich, sonder Aufschub, leben.<sup>8)</sup>

Wann werd' ich einst, in unbelauschter Ruh,  
Nicht so berühmte; nur so vergnügt, wie du?

### Phantasia.

Es schreibt, mit leichter Hand, der leere Phantasia,  
Ben ungeduldgem Müßiggang,  
Dhn' Achtbarkeit, Beruf und Zwang,  
Dhn' Ordnung und Zusammenhang,  
In eines Buchs Gestalt, geschwind ich weiß nicht was.  
Ist dieß nicht stets erlaubt gewesen?  
Er schreibt ja, wie die meisten lesen.

### Geschenke.

„Wer nur zu schenken hat, ist wie ein Edelstein:  
„Wohin er sich auch kehrt, strahlt seiner Klingheit Schein.“<sup>9)</sup>  
Wie leicht ist's Reichen, klug zu seyn!

### Vorzug dieses Jahrs.

1752.

Was nimmt jetzt ab? Das Silber und die Treue.  
Was nimmt jetzt zu? Das Gold und der Verstand.  
Nichts ist so wahr: nichts ist so sehr bekannt,  
Und jeder Tag beweiset es aufs neu.  
Unzählbar sind, zu unsrer glühnen Zeit,  
Erleuchtete, bereite, theure Männer:  
Selbst Jünglinge. Nicht die Erfahrungheit,  
Die Haubernde, schon die Natur verleiht  
Statisten, Philosophen, Kenner.

### Andromache.

1754.

Erdichte stets; man gönnt dir das Vergnügen.  
Doch nur der Wig bringt der Erfindung Lob,  
Du tauschest dich, statt andre zu betrügen.  
Nimm Unterricht: dein Märchen ist zu grob;  
Bechre mich mit einer feinem Lügen.

### Rath.

Ihr, die ihr wagt, und stets geschäftig seyd,  
Durch Vortheil reich, durch Knechtschaft groß zu werden,  
Begebt euch ja des Vorzugs voll Beschwerden,  
Den Geist, Geschmack und Wissenschaft verleiht,  
Erhebet euch! doch nie in Wig und Wissen:  
Wig bringt Gefahr, und Zweifel geben Qual.  
D kennet ihr die Sorgfalt ehler Wahl;  
Was würd' euch nicht verächtlich werden müssen?

<sup>8)</sup> Ille potens sul  
Lactusque deget, cui licet in diem  
Dixisse: XXI.

Lib. III. Carm. XXIX. 41.

mea  
Virtute me involvo, probamque  
Pauperiem sine dote quaero.  
v. 54.

<sup>9)</sup> S. Sprüchw. Salom. XVII. 8.

An Hygin, einen gesunden Alten.

Hygin, du bist von sechzig Jahren  
Und nur im Kränken unerfahren.  
Das Podagra, der Krampf, die Gicht  
Verbittern dir den Steinwein nicht.  
Dich kann kein Arzt zu Citriren,  
Zum Lebensöl, zum Salz, verführen:  
Nacht er die Aphorismen kund,  
So lachst du, bist und bleibst gesund.  
Ein andrer zähle seine Tage,  
Und rechne nicht die Zeit der Plage,  
Noch was vom Leben überhaupt  
Schmerz, Krankheit oder Kummer raubt;  
So scheinen ihm die Jahre minder:  
Wir heißen alt, und sind noch Kinder.  
Dem, der mit Nestors Dauer preißt,  
Und Priams Alter trefflich heißt,  
Dem werd' ich nimmer Beyfall geben:  
Nur die Gesundheit ist das Leben.

Mops und Hektor. \*)

Der beste Freund in unsrer Welt,  
Mops, war mit Hektor aufgezogen,  
Und blieb ihm immer unverfälscht,  
Mit wahrer Hundetreue gewogen.

Ihm ging es recht nach seinem Sinn;  
Wo Mopschen war, da gab es Freude;  
Doch Hektor zog nach Norden hin,  
Und fand Verfolgung, Frost und Kälte.

Wahr ist es: Hektors Unverstand  
Giebt Anlaß oft ihn zu verlästern:  
Er ist zu munter, zu galant,  
Und lebte dort bey keuschen Schwestern.

Kaum finden sich die Brüder ein,  
Und seufzen brünstig an der Schwelle,  
Vom Nachbar recht gehbet zu seyn,  
So übertäubt sie sein Gebelle.

Er wedelt, wenn den Andachtsbund  
Gebet und Kuß beleben!  
Er wedelt! O der Fällenhund,  
Der Unschuld Kergerniß zu geben!

Er nimmt sich endlich mehr in Acht,  
Damit sein Thun unsträflich scheine.  
Doch Hektorn drückt schon der Verdacht;  
Er ist kein Thier für die Gemeine.

Bald soll ein wohlgewählter Stein  
Den ungezogenen Hund ertränken;  
Nur ist die Strafe fast zu klein;  
Der Hunger kann noch länger tränken.

Man kößt, und schlägt, und nennt ihn toll,  
Zum Worchsmaack härterer Züchtigungen:  
Doch alles dient zu seinem Wohl,  
Und zielt auf nichts, als Besserungen.

Der Bräderschaft ergrimmete Sucht  
Häuft täglich die gewohnte Lüste.  
Zulezt dringt ihn die Noth zur Flucht,  
Und halberkarrt kehrt er zurücke.

Wom Mopsen wird er kaum erkannt!  
So dürftig kommt er angekrochen.  
Allein, so bald er sich genant,  
Wird er aufs ärtlichste berochen.

Mops spricht: Mein Freund, du jammere dich,  
Ich werde dich zu trösten wissen,  
Ich lebe hier fast königlich,  
Mich müssen lauter Lasterbissen.

Madame giebt mir manchen Kuß,  
Manch Schmähschen, dem kein Nachdruck fehlet.  
Mir kommen sie in Ueberfluß,  
Dem Manne werden sie gezählet.

Wer will, was Jähers gewollt,  
Dem wird die Ehrfurcht zum Ergehen.  
Wir sind die meisten Schönen hold,  
Mich lieben zwanzig junge Begeh.

Mich lobt das ganze Haus; warum?  
Ich kann die Treue täglich üben:  
Ich bleibe dem Geliebten kumm,  
Und belle Bettlern oder Dieben. \*)

Der Hase und viele Freunde.

Wo soll man echte Freundschaft finden?  
Das Lockwort klingt doch gar zu fein,  
Und kann, die Herzen zu verbinden,  
Der Anlaß schönster Hoffnung seyn.  
Man pflegt den milden Stein der Weisen  
Uns, als ein Wunder, anzupreisen.  
Man lehrt, er mache mehr, als reich:  
Fährwahr, ihm ist die Freundschaft gleich.

Ein jeder, der in diesen Jahren  
Mir ohne Lachen widerspricht,  
Ist glücklich, falls er nicht erfahren,  
Wie oft man Treu und Glauben bricht.  
Wird er den Vorzug nur erwerben,  
In diesem süßen Wahn zu sterben;  
So soll einst seines Grabes Stein  
Der Welt ein seltnes Denkmal seyn.

Ein Häschen von beliebten Sitten,  
Ein kleines Thier von schneller Kunst,  
Erhielt durch Schmeicheln und durch Bitten  
Verschiedner Thiere Lob und Gunst.  
Die Hasen hatten ja vorzeiten  
Weit mehr als jetzt, zu bedeuten.  
Als keiner unsern Stugern gleich,  
Da war auch keiner lächerlich.

Er wandte sich zu allen Freunden,  
Um ihren Beytritt zu ersiehn,  
Den Hunden, seinen ärgsten Feinden,  
Zu fleuren, oder zu entgehn.  
Man sprach: dein Leben zu erhalten  
Soll unser Eifer nie erkalten;  
Der deinem Balg ein Häutchen krümmt,  
Dem ist von uns der Tod bestimmt.

Der muntre Häschen ist zufrieden,  
Und schätzt sich großen Panzen gleich.  
Die Sicherheit, die ihm beschleiden,  
Vertauscht er um kein Königreich.  
Ihn will so mancher Beystand schätzen.  
Was darf er nun in Kengsten sitzen?  
Mein, unter vieler Starcken Hu  
Fehlt es auch Hasen nicht an Muth.

Er lebet ohne Noth und Sorgen,  
So unverzagt, als ungeführt,  
Woll sich mit jedem schönen Morgen,  
Mit jedem Thau sein Frühstück mehret.  
Sein rascher Lauf verläßt die Wälder,  
Durchstreift die Triften und die Felder,  
Wo in beglückter Sicherheit  
Ihn Gras und Laub und Frucht erfreut.

Wie oft vergällt erwünschte Stunden  
Verhafter Stunden Ungemach!  
Ein Jäger eilt mit schlauen Hunden  
Der Spur des armen Häschels nach.  
Hier ist kein Freund, ihm jetzt zu rathen:  
Er fährt, er läuft durch Busch und Saaten,  
Er drückt sich oft, so gut er kann;  
Doch alle Hunde schlagen an.

\*) Der Beschluß dieser Fabel enthält zum Theil den Gedanken des du Bellay, in seiner bekannten Grabchrift eines Hundes; *Latrati fures excopti etc.* welche von A. Arnauld verändert, aber nicht verbessert worden. S. die *Menagiana*, im dritten Theile der parisischen Ausgabe, (von 1729.) p. 268. 270. und was hiers über in den *Duoatians* T. II. p. 267. 268. angemerket worden.

Er rennt, und setzt durch Forst und Stege;  
Sein Abprung aber hilft ihm nicht.  
Doch endlich kömmt, auf einem Wege,  
Sein Freund, das Pferd, ihm zu Gesicht.  
Er sagt: dieß tolle Pögenreuten  
Scheint meinen Tod mir anzudeuten.  
Doch nimm mich nur dein Rücken auf,  
So spürt kein Söder meinen Lauf.

Das Pferd versteht: Mein Herr, ich sehe  
Des Unfalls Größe noch nicht ein.  
So mancher Freund ist in der Nähe,  
Und jeder wird behältlich sein.  
Die Treu erleichtert Müß und Bürde;  
Sie wissen, wie ich dienen würde:  
So aber wohnt nicht weit von hier  
Ein ungleich stärker Freund, der Stier.

Er eilt durch Heide, Busch und Becken,  
Und steht den Stier um Rettung an.  
Der spricht: Ich will nur frey entdecken,  
Warum ich dir nicht helfen kann.  
Du kennest meiner Freundschaft Triebe;  
Jedoch die Freundschaft weicht der Liebe.  
Dort läßt sich meine Schöne sehn.  
Du mußt zu jener Siege gehn.

Die Biege hört des Hasen Klagen,  
Mit angenommener Traurigkeit,  
Und hält, ihm alles abzuschlagen,  
Sich zu der Ausflucht schon bereit.  
Sie medert: Dich jetzt aufzunehmen,  
Wird jenes Schaf sich bald bequemen.  
Dir ist ja seine Gutheit kund.  
Mir, leider! ist der Rücken wund.

Der Arme flieht mit bangen Schritten,  
Sucht, und erreicht das ferne Schaf,  
Das, unbewegt den seinen Bitten,  
An Furcht den Flüchtling übertraf.  
Es klagt: Vor Feinden dich zu schützen,  
Wird meine Schwäche wenig nützen.  
Ich zittere ja so sehr, als du;  
Doch eile jenem Füllen zu.

Das sprach: Wenn wir jetzt Beystand hätten,  
So tragt' ich gerne die Gewalt.  
Ich bin zu jung, dich zu erretten,  
Und mein Herr Vater ist zu alt.  
Ich sehe schon die Hunde kommen:  
Nur frischen Muth und Lauf genommen!  
Doch, wenn dein Tod uns trennen soll;  
Geliebter Häschen, fahre wohl!

### Der Fall.

Wem ist dein Ruhm, dein Vorzug unbekannt,  
Petruccien, der Künstler Vaterland,  
Wo die Natur, das Auge zu entzücken,  
Recht sinnreich ist, Berg, Thal und Busch zu schmücken,  
Und Wahl und Kunst, durch edelmüthigen Fleiß,  
Der Schöpferin klug nachzuahmen weiß?  
Der Arno sah hier sonst an seinem Schiffe  
Den Pan voll Muth und Nymphen ohne Hülfe,  
Und noch erblickt sein reizendes Revier  
Der Schönen Schar und Lieb' und Lust mit ihr.

Dort, in Florenz, verehrte man vorzeiten  
Ein schönes Weib, voll Stolz, und Trefflichkeiten.  
Es war nur sie dem Wunder aller Welt,  
Der Venus gleich, die Cosmus \*) aufgestellt.  
Sie war es nur, die Aller Sehnsucht äbte,  
Gellebet ward, und keinen wieder liebte:

\*) Die medicische Venus stand ehemals im medicischen Palazzo zu Rom, von wo sie, zu Zeiten des Papstes Innocenz XI. auf des Großherzogs Cosmo III. Befehl, nach Florenz gebracht, und in dem kostbaren Zimmer, La Tribuna, aufgestellt worden. S. Keyßlers Reisen, im ersten Theile, S. 499.

Frau Silvia, \*) für die so manche Nacht  
Der Stuger Volk gefasset und gewacht,  
Und, schlief es ja, mehr als ihr Begatte,  
Zum langen Traum nur sie gewünscht hatte.

An Härlichkeit und an Verehrung gleich  
Kein Einziger dem edlen Friederich. \*\*)  
Nicht nur sein Gut, er hätte selbst sein Leben,  
Um einen Kuß, bezaubert, hingegeben.  
Er wußte wohl, das Geld erkauft den Sieg  
Unzweifelhaft, sowohl in Lieb', als Krieg,  
Sprenget Schlösser auf, kann Ball und Burg erkriegen,  
Biegt Wächter ein, macht Knecht und Mägde schweigen,  
Und wiederum, schnell wie das Spiel sich dreht,  
Den Knecht, die Magd verführerisch be-edt.  
Nichts loßt so sehr von Allem, was wir kennen;  
Nichts auf der Welt ist freundlicher zu nennen.  
Avidien! \*\*\*) dir lacht in der Natur  
Nichts, als das Geld: sonst alles lächelt nur.  
Nichts gleicht, für dich, an Liebreiz, und an Freude,  
Dem Sonnen-Erz, der besten Augenweide.  
Doch Friederich war kein Avidien:  
Nur Silvia war ihm auf Erden schön.  
Er glaubte sich glücklich im Verschwenken,  
Für Silviolen auch Alles aufzuwenden.  
Allein umsonst, wie viel er auch ersand;  
Ein trockner Kuß auf Handschuh oder Hand,  
Ein kurzer Dank, womit sie ihn beehrte,  
Der ihren Stolz durch Pracht und Knechtschaft mehrte,  
Ein targes Lob, ein seltner Seitenblick,  
Das war sein Lohn, das war sein ganzes Glück.

So ward er arm, weit früher, als er dachte,  
Weil er noch stets aus Füssen Barschaft machte.  
Dieß Rittergut und jenes Marktsat  
Versilberten noch immer seinen Staat;  
Doch nur ein Jahr. Anselmo, sein Verwalter,  
Ist insgeheim sein jüdischer Erhalter,  
Kauft einen Hof; bar, doch für halbes Geld,  
Zu diesem Hof' ein großes Ackerfeld,  
Zu diesem Feld' ein Vorwerk, und die Pflege,  
Die Fischeren, die Jagd, und das Gehäge,  
Und, weil Pandolf, ein Wechsel, Vorschuss thut,  
Zum vorigen das Schloß, das Rittergut,  
Der Erbschaft Kern. Sein Herr läßt sich betrogen,  
Und jedes Gut in fremde Hände fliegen.  
Die Lieb' ist schlau; allein sie rechnet schlecht,  
Und gegen sich ist sie oft ungerecht,  
Sie sammet nicht. Die milde Kunst zu lieben  
Gleicht nie der Kunst, die Xenophon beschrieben. †)

Für Friederich verblieb nur dreierley:  
Ein Pferd, ein Falk, und eine Neneren.  
Sonst hatt' er nichts, als taube, falsche Freunde.  
Die Freunde gieb, o Himmel, meinem Feinde!  
Doch, Himmel, nein! so hab' ich nie gehast,  
Und diesen Fluch hat nicht mein Herz verfaßt.  
Kein einziger war willig, ihm zu dienen.  
Sie ließen ihn, als einen Baum, vergrünen,  
Der Schatten gab, dem man noch helfen kann:  
Ihm half man nicht, ihn sah man nicht mehr an.  
Ein Tischfreund sprach: Er ist recht zu beklagen;  
Der andre: Ja! das wollt' ich eben sagen.  
Der dritte schwieg, und jeglicher vergaß,  
Was er zuvor allein in ihm besaß,  
Der, wenn er nur der Freunde Mangel wußte,  
Woll Ungebuld, ihn hilffreich heben mußte,  
Der jeder Kunst, der Tonkunst, Poesie,  
Und Malerey, weit mehr als Lob verlieh,  
Und Silviolen, zum Vortheil vieler Leute,  
Turniere, Ball und Luftbarkeiten weiste.

\*) Monna Giovanna, beyrn Bocca, und Sansovina: Madame Clite beyrn La Fontaine.

\*\*\*) Un giovane chiamato Federigo di Messer Philippo Alberighi, in opera d'arme et in cortesia pregiato sopra ogni altro danzelo di Toscana. Boccaccio, Giorn. V. Nov. 9. Istoria del Decamerone tradita da D. M. Manni (in Firenze, 1742.) P. II. c. LII. p. 368.

\*\*\*\*) — Avidienus,  
Cui Canis ex vero ductum cognomen adhaeret etc.

†) Die Haushaltungskunst.

Wie hätten sonst Stand, Jugend, Aufwand, Pracht  
Ihm in Florenz die Schönen hold gemacht!  
Sie gönnten nicht der Silvia ihr Glück.  
Der Wink zur Luft, die Sprache schlauer Blicke,  
Der Seufzer Ruf, der schmeichelhafte Scherz  
Verfolgten ihn, und bühnten um sein Herz.  
Doch ward sein Herz von keinem Netz bemessert;  
Es ward allein von Silvia begeistert.  
Was er gedacht, empfand, und hört', und sah,  
Und sprach, und schrieb, ward alles Silvia.  
In diesem Bahn und eingenommen Sinnen  
Sah er sein Gut, wie lockern Schnee, zerrinnen,  
Der sternend glänzt, das Auge blendend rührt,  
Doch allgemach in Tropfen sich verliert.  
So muß' er bald der schönen Marktfrauen,  
Die er besaß, bey neuer Noth, entzathen,  
Und, weil die Reib' auch bald die Grafschaft traf,  
So stoh die nach; nun war er nicht mehr Graf.  
Wie kränkt' ihn das! Die Wollust stolzer Ohren,  
Des Namens Schmutz, der Titel ging verlohren.

In Frankreich ist Marks von hohem Ton,  
In Belschland Graf, und anderwo Baron.  
So heißt man gern: auch lernet diese Namen  
Manch Bürgerkind, auf Reisen, nachzuahmen;  
Daher ihm auch die Wirthin und der Wirth  
Gehorsamst dient, und, sich zum Vortheil, irrt.

Der Silvia Gemahl und Herr und Hüter  
Hatt' um Florenz viel angekommne Güter,  
War reich und groß; und Friedrichs Götin nahm  
Nichts von ihm an, wenn er zu opfern kam.  
Es war ihr Herz zu edel, zu erhaben.  
Sie duldete den Geber, nicht die Gaben,  
Und stellt' ihm nur den steten Aufwand frey,  
Den östern Ball, die östere Nummeren,  
Das Ritterspiel, das rauschende Gepränge,  
Der Ehrenmahl' und Freudenfeste Menge,  
Womit er ihr Geburts- und Namenstag,  
Und manchen mehr, stolz zu verschönern pfleg.  
Doch auch sein Ruß verzogte seine Triebe.  
Er ist und bleibt ein Märtyrer der Liebe.  
Die Hoffnung selbst verläßt nicht sein Bemühen.  
Er muß nunmehr die Meneren beziehn.  
Er muß die Stadt, den Sitz gewohnter Freuden,  
Er muß auch sie, die er vergöttert, meiden.  
Betrübter Trost, das ihn ein Dach verdeckt,  
Ein Dach von Rohr, das halb sein Haus bedeckt,  
Das wüste Haus, wo in der Mauer Ritzen  
Ein Warden wirt, und Rauz und Gule sitzen,  
Und Licht und Tag, grausamer als die Nacht,  
An jeder Wand nur Glend sichtbar macht!

Hier wohnt er nun, beschämt, daß seine Treue  
Sein Unglück ist; doch immer ohne Reue.  
Er klagt nur sich, nur sein Verhängniß an,  
Daß Silvia ihn nimmer lieb gewann.  
Er klaget nur, daß er so stolz gewesen,  
Zur Schönen sich die Schönste zu erlesen.  
Er hatte hier, im Iden Aufenthalt,  
Ein großes Weib von widerger Gestalt,  
Von trügelm Dienst, voll Hüften, Nicht und Jammer:  
Die Küche glich der leeren Speisekammer.  
Im alten Stall stand traurig und allein  
Ein gutes Pferd, doch nicht von Knochen fein,  
Und unterm Dach saß einsam, auf der Stang,  
Sein edler Falk. Dem war im Fühnerfange  
Kein andrer gleich. Mit dem ritt er ins Land,  
Und opferte dem Gram, den er empfand,  
Manch Reibhuhn auf, als ob es hüpfen sollte,  
Daß Silvia ihn nicht erhören wollte.  
So lebte hier der gute Friedrich,  
Durch eigene Schuld, verlassen, klammerlich,  
Und stets verliebt. Der Unmuth, der ihn plagte,  
Stieg mit zu Pferd, und trieb ihn, wann er jagte.  
Sein zärtlich Herz war seine größte Qual.

Indessen starb der Silvia Gemahl,  
Und hinterließ nur einen Sohn zum Erben,  
Ein schwaches Kind, und, sollte der versterben,  
So hatt' er sie im Testament bedacht,  
Und diesem Sohn zur Erbin sie gemacht.  
Sie wollten nun, um ruhiger zu leben,  
Sich auf das Land und in ein Schloß begeben;

Von Friedrichs Hof lag es fünf hundert Scheltz;  
Und nahm dahin den kleinen Junker mit.  
Dort wird er krank. Was sie erleiden müssen,  
Da Arzt und Tod ihr ihren Herrn entzissen,  
Traf nicht so sehr ihr eheliches Herz,  
Als dieses Weh, und ihres Öhnhagens Schmerz.  
Den ganzen Tag sitzt sie vor seinem Bette,  
Und forschet, und fragt, was er doch gerne hätte,  
Ob dieß? ob das? was ihrem Kleinen fehlt?  
Was er zur Luft, was er zur Speise wählt?  
Sie will sich gern nach seinem Stan bequemem.  
Er weigert sich, was sie ihm giebt, zu nehmen.  
Er weiß es ab, schreyt, lärm, ist nimmer still.  
Nur jener Falk ist was er haben will.  
Sonst will er nichts. Seit dem man ihm erzählt,  
Daß dieser Falk noch nie den Raub verfehlet,  
Daß er so scharf von Aug' und Klauen \*) sey,  
Sonst lustig, zahm, nicht falsch, nicht menschenfey,  
Seit dieser Zeit war es einmal geschehen,  
Daß er ihn selbst und seinen Herrn gesehen,  
Der dieses Kind an seinen Busen drückt,  
Und einen Kuß, durch ihn, der Mutter schickt.  
Den Falken nun, den will er, und sonst keinen.  
Sonst ruht er nicht: sonst kann er nichts, als weinen.  
Die Mutter seufzt. Sie wußte freulich wohl,  
Wie sehr man oft den Kindern flügen soll.  
Doch kann sie sich, ja darf sie sich entschließen,  
Den Friederich um etwas zu begrüssen,  
Das ihn vielleicht oft vor dem Hunger schützt,  
Das Einzige, das er zur Jagd besitzt,  
Das Einzige, was ihm das Glück gelassen?  
Hat er nicht Recht, nunmehr mich zu hassen?  
Erwies ich ihm, als er sich mit geweiht,  
Nur dich verehrt, die mindste Dankbarkeit?  
Wie kann ich nun ihm unter Augen gehen?  
Wie, unbeschämt, um seinen Falken stehen?  
Ich, deren Stolz ihn in sein Glend stürzt,  
Ihn, dessen Noth gewiß sein Leben kürzt!  
Doch kann mein Sohn nicht sterben, und nicht leben.  
Ich soll, ich muß ihm diesen Falken geben.  
Wie quält er sich! er schlummert keine Nacht,  
Als bis man ihm zum Falken Hoffnung macht.  
Es sey gewagt! mein Freund läßt sich erbitten:  
Ich kenne ja sein Herz und seine Sitten.

Am nächsten Tag, als nur der Morgen scheint,  
Gilt sie zum Hof, und sucht den treuen Freund,  
Und findet ihn in seinem kleinen Garten.  
Er war bemüht, die Sprößlinge zu warten.  
Sie geht zu ihm, unangemeldet, hinein.  
Bald sieht er sie. Wie kann es möglich seyn,  
Spricht er entzückt, daß ich dich hier verehere?  
Ich glaub' es kaum, da ich dich seh', und höre.  
So bin ich dir doch heute nicht verhaßt!  
O nein, mein Herr! zu dir komm ich als Gast. . . .  
Als Gast? zu mir? Erblicke mit Erbarmen  
Den Liebenden, den Flüchtling, und den Armen,  
Und höh'n' ihn nicht. Was hat dich hergebracht?  
Denn dein Besuch war mir nicht zugebracht. . . .  
Mein Freund, du irrst. Das will ich dir beweisen.  
Ich bleibe hier, und kam, mit dir zu speisen. . . .  
Was hält' ich wohl! an allem leid' ich Noth.  
Was tisch' ich auf! . . . Wie? Hast du denn kein Brod?  
Versehte sie. Gleich geht er aufzusuchen,  
Ob noch vielleicht ein guter Honigkuchen,  
Ob frisches Speck, ein unverächtlich Ey,  
Ob etwas sonst zum Mahl vorhanden sey.  
Da steigt ihm sein schöner Falk entgegen,  
Sein treuer Falk. Ohn' alles Ueberlegen  
Erwürgt er ihn, rupft ihm die Federn aus,  
Und haßt ihn klein, und eilt, und läuft durchs Haus.  
Selbst ist der Mann; er selbst will alles holen.  
Doch wird der Fisch der Alten anbefohlen.  
Ihr Herz verwünscht den plötzlichen Besuch!  
Doch langt sie bald das Tisch- und Kelleruch,  
Mit Wahl, hervor, setzt in das Zimmer Mayen,  
Pflückt Duendel ab, die Tafel zu bestreuen,  
Holt Rosmarin; dem wird der Majoran,  
Die Ringelblum', und meyr hinzugethan.

\*) Sonst heißt der Fuß des Falken und des Habichts bey den Falkenlern Hand, und sie nennen seine Klauen Finger.

Man sieht, man ist; und, um ihn zu verbinden,  
Scheint Silvia hier alles schön zu finden.  
Noch kein Gericht hat ihr so gut geschmeckt.  
Warum sie kam, wird ihm nach Tisch entdeckt.

Vergönnt du mir, mich dir zu offenbaren?  
Wo fang' ich an? Wie weiß ich fortzufahren?  
Ich fordre dir, mit Unrecht, alles ab,  
Was noch bisher dir Trost und Freude gab.  
Doch könntest du die Mutterliebe kennen,  
Du würdest mich beklagenswürdig nennen.  
Erbarme dich! Ach Freund, betrachte nur  
Die Regungen der Pflicht und der Natur.  
Mein Sohn ist krank; ihn nagt ein innerer Kummer,  
Der seltsam ist, und raubt ihm Kraft und Schlummer:  
Denn dieser Sohn, mein einzig Kind, erstirbt,  
Falls nicht mein Flehn den Falken ihm erwirbt;  
So heftig ist sein einziges Begehren.  
Du seufzest schon; ach glaube meinen Zähren.  
Ach hätte mir mein langer Widerstand,  
Mein spröder Stolz nicht ganz dein Herz entwandt!  
Dein edles Herz! doch wolltest du erweisen. . .

Der Falk ist hin: du hast davon gegessen,  
Spricht Friederich; und seine Herrscherin  
Fragt ihn bekürrt: Was hör ich? Ist er hin?  
Der Arme sagt: ach hält' ich dir, mein Leben,  
Vergieb dir's Wort, dafür mein Herz gegeben!  
Zum Unglück nur treibt mich mein Schicksal an:  
Ich soll nichts thun, das dich gewinnen kann,  
Dich, Silvia. Dir etwas vorgulegen,  
War dein Geheiß, und ward mir zum Ergehen.  
Ich suchte nach: ich sah den Boden leer,  
Und auch mein Falk fand kaum noch Nahrung mehr.  
Ihn würgt' ich ab, gleichgültig, ohne Reue:  
Ihn opfert' ich der Schönheit, und der Treue.  
Wie? seufzest du? Ist etwas uns zu werth,  
Wenn die erscheint, die unsre Brust verehrt?  
Doch hör' jetzt auf, die deinige zu quälen.  
Es soll dir nicht an einem Falken fehlen.  
Ich schaff' ihn dir von starkem Muth und Flug.

Die Wittwe sagt: o nein; es ist genug!  
Du gibst mir jetzt das größte Liebesreihen,  
Mein bester Freund! Es mag mein Sohn erleben,  
Der Himmel mag ihn länger mir verleihn;  
So dank' ich dir. Keh' oftmals bey uns ein.  
Versprich es doch: versprich es, bald zu kommen.  
Du wirst gewiß erkenntlich aufgenommen.  
Sie reicht ihm selbst die Rechte lächelnd dar,  
Die weiße Hand, die sonst so fürchtam war.  
Nun darf er sich mit tausend Küßen rächen.  
Sein Mund verstummt, und seine Thränen sprechen.

Der kranke Sohn folgt bald dem Vater nach,  
Der zweite Tag fand ihn geschwächt und schwach,  
Der dritte tobt, und, über sein Erblassen,  
Will Silvia sich gar nicht trösten lassen.  
Allein der Bund der Liebe mit der Zeit  
Ist viel zu stark für ihre Traurigkeit.

Nicht bloß aus Dank; auch weil ihr Herz ihn wähl't,  
Wird Friederich, mit Silvia vermählt.

#### Der verliebte Bauer.\*)

Rühmt mir des Schulzens Tochter nicht;  
Nein, sagt nur, sie ist reich.  
Im ganzen Dorf ist kein Geschicht  
Der sinken Hanne gleich.  
Die Mensch gefällt, auch ungeputzt,  
Ich sag' es ohne Scheu,  
Trog mancher, die in Filttern flugt;  
Sie sey auch wer sie sey.

Wie frey und weiß ist ihre Stirn  
Und roth und frisch ihr Mund!  
Wie glatt der Haarpopf meiner Dirn  
Und ihre Brust wie rund!  
Ihr Aug' ist schwarz wie reifer Schlee:  
Schier komm' ich auf den Wahn,  
Dann ich ihr lang' ins Auge seh,  
Sie hat mir's angethan.

Ihr wißt, wie wir im Rosenmond  
Die Mayen hier gepflanzt;  
Da ward der Fische nicht geschont,  
Da hat sichs genug getanz't.  
Des Schaffers Tenne knarrte recht,  
Wir schäkerten uns satt,  
Der Hüfner Heins und Hans, der Knecht,  
Und Partwig aus der Stadt.

Den Borrethn, Nachbarn, ließ man ihr:  
Flug' rief sie mich herbey.  
Beym Clement! wie flogen wir  
Nach Kilians Schallmen.  
Wenn Hanne nur in Schaukeln schwebt,  
Wie muthig steigt ihr Schwung!  
Und wenn sie sich im Tanzen hebt,  
Wie schön ist jeder Sprung!

Alein beym Kehraus glitschte sie;  
Doch ich ergriff sie stracks,  
Und dafür sah ich auch ein Knie,  
Das war so weiß als Wachs.  
Des Pfarrers Muth schimpft' aus Neid  
Und zwackte mich gar an.  
Ich sprach: Mensch, laßt mich ungeheyt  
Und kneipt den Lebermann'.

Mein Liebchen ging mit mir ins Feld:  
Ich half ihr übern Jaun.  
Da hab ich mich nicht mehr verstellt,  
Sie war bey guter Laun.  
Wir lagerten uns drauf ins Gras  
Wie Nachbarskinder thun;  
Doch ich empfand, ich weiß nicht was,  
Das ließ mich gar nicht ruhn.

Gnug, daß sie mich ihr Bübchen hieß,  
Mir Hand und Guschel reich'  
Und mir ein saftig Schmägchen ließ,  
Dem auch der Rost nicht gleicht.  
Ihr Schmunzelt! Denket, was ihr wollt.  
Glaubt, daß sie euch nur neckt,  
Und daß ihr nicht erfahren sollt,  
Was Hannens Wieder deckt.

Die Gelfrau ist zart und fein;  
Mein Mensch ist wohl so schön.  
Sollt' ich nur ihr Keibeigner seyn,  
Den Dienst wollt' ich verzehn.  
Ihr, die ihr gern was neues wißt,  
Das euch die Ohren kraut,  
Hört, was ihr alle wissen müßt:  
Sie ist schon meine Braut.

Der Herr Magister merkt schon was;  
Bring' ich den Decem hin,  
So fragt er mich ohn Unterlaß,  
Ob ich verplempert bin?  
Und wann sie in die Kirche tritt,  
So singt er, glaubt es mir,  
Noch weniger als sonstem mit,  
Und schielt und gafft nach ihr.

Die Hochzeit soll auch bald geschehn,  
Noch vor der Ernte Zeit.  
Da sollt ihr manchen Luftsprung sehn,  
Der Leib und Seel erfreut.  
Die ganze Dorfschaft komme mir,  
Sie soll willkommen seyn;  
Und ich versprech' euch Kirmisbier  
Und guten Firtwein.

#### Der Morgen.

Und lockt die Morgenröthe  
In Busch und Wald.  
Wo schon der Firten Flöte  
Ins Land erschallt.  
Die Lerche steigt und schwirret  
Von Lust erregt;  
Die Taube lacht und girret,  
Die Wachtel schlägt.

\*) Fr. v. Hagedorn's poet. Werke. Th. III.

Die Hugel und die Weide  
Stehn aufgestellt,  
Und Fruchtbarkeit und Freude  
Beblümt das Feld.  
Der Schmelz der grünen Flächen  
Glänzt voller Pracht,  
Und von den klaren Bächen  
Entweicht die Nacht.

Der Hugel weiße Herde,  
Der Schafe Zucht,  
Drängt sich aus Stall und Hürde  
Mit froher Flucht.  
Seht, wie der Mann der Herde  
Den Morgen fühlt,  
Und auf der frischen Erde  
Den Buhler spielt!

Der Jäger macht schon rege  
Und hegt das Reh  
Durch blutbetrieene Wege,  
Durch Busch und Klee.  
Sein Hifthorn giebt das Zeichen;  
Man eilt herbei;  
Gleich schallt aus allen Sträuchen  
Das Jagdgeschrey.

Doch Phyllis Herz erhebet  
Bey dieser Lust!  
Nur Bärtlichkeit belebet  
Die sanfte Brust.  
Laß uns die Thäler suchen,  
Geliebtes Kind,  
Wo wir von Berg und Buchen  
Umgeschlossen find!

Erkenne dich im Bilde  
Von jener Flur!  
Sei stets, wie dieß Gefilde,  
Schön durch Natur;  
Erwünschter als der Morgen,  
Hold wie sein Strahl;  
So frey von Stolz und Sorgen  
Wie dieses Thal!

## Die verlebte Verzweiflung.

Gewiß, der ist Beklagens werth,  
Den seine Götin nicht erhebt,  
Dem alle Seufzer nichts erwerben.  
Er muß fast immer schlaflos seyn,  
Und weinen, gurren, winseln, schreyen,  
Sich martern, und dann sterben.

Grausame Laura! rief Pedeil,  
Grausame! die mein Unglück will,  
Für dich muß ich noch heut' erlassen.  
Strach's rennet er in vollem Lauf  
Bis an des Hauses Dach hinauf,  
Und guckt dort in die Sassen.

Bald, als er Essen sah und roch,  
Befragt' er sich: Wie! leb' ich noch?  
Und zog ein Messer aus der Schanden.  
O Liebe! sagt' er, deiner Wuth  
Welch ich den Mordstahl und mein Blut:  
Und fing an — Brod zu schneiden.

Nach glücklich eingenommenem Mahl  
Erwägt er seine Liebesqual,  
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.  
Er öffnet eine Flasche Wein,  
Und läßt, des Giftes voll zu seyn,  
Sich noch die zwoyte reichen.

Hernach verflucht er sein Geschick,  
Und holt Schemel, Nagel, Strick,  
Und schwört, nun soll die That geschehen.  
Doch, ach! was kann betrübter seyn?  
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,  
Der Schemel will nicht sehen.

Er wählt noch eine Todesart,  
Und denkt: Wer sich erstickt, der spart,  
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen.  
Drauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh,  
Kriecht in sein Bett und bedt sich zu,  
Und schläft bis an den Morgen.

## Friedrich Gustav Hagemann

ward 1760 zu Draxienbaum geboren, widmete sich der Bühne und betrat dieselbe zuerst 1785 bei der Grossmann'schen Gesellschaft zu Hannover, dann ward er Mitglied des Theaters zu Altona und später zu Breslau, wo er, unverbürgten Nachrichten zufolge, noch als Privatmann leben soll.

Er gab heraus:

Franz von Sassenheim und Adelheit v. Haar. Lübeck 1785.

Vermischte Gedichte. Leipzig 1788

Kleine Stücke für die deutsche Schaubühne. Lübeck 1784.

Neue Schauspiele. 2 Thle. Eisenach 1792—1810.

Neuester Beitrag zum deutschen Theater. Breslau 1810.

Davon einzeln:

Die Eroberung von Balenciennes. Hannover 1798.

Die Favoritin. Breslau 1801.

Der Fremdling. Hannover 1793.

Friedrich von Oldenburg. Hannover 1794.

Zwei Vorspiele: Die Georginseln; So opfern Herzen. Hannover 1791.

Die Hefin. Hannover 1794.

Ludwig der Springer. Hannover 1793.

Die Luftkugel. Hamburg 1784.

Die Martinsgänse. Eisenach 1798. N. X. 1804.

Der Kaitag. Schwerin 1793.

Otto der Schäg. Kassel 1791. N. X. 1794.

Der Rekrut. Hamburg 1783.

Die Rothhöpfe. Breslau 1801.

Selko und Berissa. Eisenach 1798.

Der Todtentopf. Breslau 1801.

Better Paul. Eisenach 1810.

Der Weihnachtsabend. Eisenach 1798.

Die glückliche Werbung. Hannover 1793.

Der Fürst und sein Kammerdiener (erschien anonym). Schwerin 1792.

Leichtsinn und gutes Herz. Bismar 1791. (gleichfalls).

Proßt das neue Jahr. Lübeck 1784 (gleichfalls).

His dramatische Leistungen wurden zu ihrer Zeit nicht ungünstig aufgenommen, da es ihm nicht an Bühnenkenntniß fehlte, und er besonders durch äußere Hülfsmittel namentlich in seinen Ritterschauspielen auf die Masse zu wirken verstand. Später wandte er sich dem Familiengemälde zu, fand aber nicht dieselbe Theilnahme und nur einige seiner Lustspiele und Poffen, die mit derber Laune und nicht ohne Wig ausgestattet waren, haben sich etwas länger erhalten; im Ganzen gehört er jedoch nur zu den mittelmäßigen Naturen, welche das Talent besitzen, Zeit und Gelegenheit zu benutzen und ephemeren Beifall zu gewinnen.

## Johann Gottfried Hagemeister

ward 1762 zu Greifswalde geboren und studirte nach beendigter Schulbildung in seiner Vaterstadt und zu Halle, vorzüglich Philologie, lebte seit 1783 als Privatgelehrter zu Berlin und bekleidete dort auch eine Zeit lang ein Amt am Schindlerschen Waisenhause. Hierauf erhielt er 1788 das Rektorat am Gymnasium zu Anklam, ward 1797 Korrektor und starb daselbst den 4. August 1807.

Seine meist dramatischen Schriften sind:

- Die Jesuiten, Schauspiel. Berlin 1787.  
Die Vorurtheile und Der Präfstein, 2 Schauspiele. Ebendas. 1787.  
Schauspiele. Berlin 1791—1795 in 8.  
Johann von Procida, Schauspiel. Ebendas. 1791 in 8.  
Das große Loos, Lustspiel. Ebendas. 1791.  
Dramaturgie für Berlin und Deutschland. Berlin 1792, 2 Bde. in 8.  
Waldemar, Schauspiel. Ebendas. 1793.  
Römische Dichtungen. Ebendas. 1794, in 8.  
Das Gelübde, Trauerspiel. Ebendas. 1795.  
Der Präfstein für Künstler, Schauspiel. Ebendas. 1795.

- Der Tod des Pausanias, Trauerspiel. Ebendas. 1795.  
Gustav Baza. Ebendas. 1795. Neue Ausgabe. Ebendas. 1802, 2 Theile in 8.  
Scenen aus der portugiesischen Geschichte. Ebendas. 1795.  
Die Uhren und Minos von Areta, Lustspiel. Ebendas. 1795.  
Don Juan de Braganza, historisches Gemälde. Ebendas. 1795. 2. Ausgabe Ebendas. 1802 in 8.  
Der Graf aus Deutschland. Ebendas. 1802.  
Waldemar, Markgraf von Schleswig. Ebendas. 1802.

Lebhafte Einbildungskraft, Streben nach dem Höheren und gewissenhafter Fleiß in der Ausführung des Einzelnen zeichneten namentlich seine ersten Leistungen aus und man hegte die schönsten Hoffnungen von diesem emporstrebenden Talent, das sich jedoch in der Form seiner dramatischen Werke, da es hier eine Mittelart von poetischer Prosa gewählt hatte, vergriff. D. zog sich indessen sehr bald von aller Deffentlichkeit zurück und starb früh. — Als seine gelungensten Arbeiten sind die beiden Schauspiele: die Jesuiten und Johann von Procida, zu betrachten.

## Friedrich Heinrich von der Hagen

ward den 19. Februar 1780 zu Schmiedeberg im Brandenburgischen geboren und im Lyceum zu Prenzlau wissenschaftlich erzogen. Als Student der Rechte zu Halle von den Vorträgen des genialen Wolf über die Humaniora besonders angezogen und für die Literatur der deutschen Vorzeit gewonnen, widmete er seine nun folgenden Reisen vorzüglich diesen Studien. Zurückgekehrt, bekleidete er bei dem Berliner Stadtgericht, später der Kammer, die Stelle eines Referendar's, gab aber 1806 in Folge der damaligen Wirren im preussischen Staate, dieses Amt auf, und privatisirte seitdem in Berlin, bis er 1810 als Dr. der Philosophie und außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur daselbst angestellt wurde. 1811 kam er als ordentlicher Professor und Bibliothekar an die Universität zu Breslau, wurde aber 1824 in gleicher Eigenschaft nach Berlin zurückgerufen, und lebt hier in thätigster Wirksamkeit.

Er gab heraus:

- Der Niebelungen Lied. Berlin 1807; und dasselbe in der Ursprache. Ebendas. 1810. 3. Aufl. 1820.  
Lieder der ältern Edda. Ebendas. 1810.  
Narrenbuch. Halle 1811.  
Die Eddalieder. Berlin 1814.  
Nordische Heldenromane. Ebendas. 1814—1820, 5 Bde. in 8.  
Das Buch der Helden. Berlin 1816, erster Theil.  
Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit. Breslau 1816.  
Jrmin. Breslau 1817.  
Die Niebelungen und ihre Bedeutung. Ebendas. 1819.  
Briefe in die Heimath. Ebendas. 1819—1821. 4 Theile in 8. m. Kupfern.  
Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls, Arthurs, der Tafelrunde u. s. w. Ebendas. 1820—1823, 2 Theile in 8.  
G. von Straßburgs Werke. Berlin 1823, 2 Theile.  
Denkmale des Mittelalters. Ebendas. 1824.  
Erzählungen und Märchen. Prenzlau 1825 und 26. 2 Bde. in 8.  
Tausend und ein Tag. Prenzlau 1826, 10 Theile.

Mit seinen Freunden: Büsching, Docen, Hundeshagen, Primisser, Habicht und Schall:

- Sammlung deutscher Volkslieder. Berlin 1807.  
Altdeutsche Gedichte des Mittelalters. Berlin 1808—1820, 2 Theile in 4.  
Das Buch der Liebe. Berlin 1809.  
Museum für altdeutsche Literatur und Kunst. Ebendas. 1809 u. 1810, 2 Theile.  
Literarischer Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie. Halle 1812.  
Sammlung für altdeutsche Kunst und Literatur. Breslau 1812.  
Der Helden Buch, in der Ursprache. Berlin 1820—1824, 2 Theile.  
Tausend und eine Nacht. Breslau 1825 ff. 15 Theile in 8.

v. d. H. erwarb sich durch seine umfangreichen, gründlichen und scharfsinnigen Arbeiten außerordentliche Verdienste um die nähere Kenntniß der deutschen mittelalterlichen Literatur und deren Verbreitung. In seinen eigenen Schriften hat er sich von jeher als ein Mann von Geschmack und Geist bewährt. — Seit einer Reihe von Jahren mit der Herausgabe der deutschen Minnesinger beschäftigt, wird er durch dieses Werk, das sich allmählig seinem Schlusse nähert und nächstens vollendet seyn dürfte, seinen Leistungen die Krone aufsetzen.

## Der Heilige drei Könige=Abend. \*)

Um den Niederrhein, wo die heiligen drei Könige endlich ihre Ruhestatt und stäte Verehrung fanden, im daburch hochbegünstigten Köln, ward auch ihr frühliches Fest unter mancherlei geselligen Lustbarkeiten und Spielen begangen; wie auch wohl hie und da geschieht, oder erneut wird, seitdem ihre durch die Revolution geübte Ruhe hergestellt ist.

In diesem Tage hatte sich vor mehreren Jahren auch in dem Dorfe Etterbet unweit Brüssel, bei einem wohlhabenden Landmanne eine fröhliche Gesellschaft Männer und Frauen jedes Alters versammelt, und nach dortiger Gewohnheit war durch das Loos jeder Person eine Rolle zugetheilt, welche sie für den

\*) Aus: Fr. Heinr. von der Hagen's Erzählungen und Märchen. Prenzlau 1825.



Abend durchzuführen sollte. Der König mußte Alle bewilligen, und beherrschte sie dafür. Alle hatten sich ihrem Rollen gemäß kostümirt, meist travestirt. Da war der Narr neben dem Könige, das Kind neben dem weisen Rathe, der Schlächter neben dem Doktor, der Aufschneider neben dem Koch, der Bogt neben dem Bräuder Lieberlich, der Prähler mit dem Zähler, der Krauser mit dem Mauser; ja bis zur Thierverwandlung ging's, und Hund und Rabe wurden in diesem Schlaraffenstaate mit repräsentirt. Der Widerspruch des Geschlechts und des Alters mit der Rolle belästigte mannigfaltig. Geschick und Ungeschick, beides gab zu lachen; der Pöffen, Fehler und Duffen war kein Ende. Freiheit und Gleichheit herrschte aber wieder an der weit und schwer besetzten Tafel, obgleich mancher mitten im behaglichsten Gemüthe, zu seinem Dienste entboten, abbrechen mußte, oder sonst darin geneckt wurde. Ein guter Trunk besonders hielt Alles fortwährend in Fluß, wörtliches Doppelbier, Sambid genannt, und dampfender Punsch waren geistreiche Zusätze zu diesem Extrapore. Das ganze gab ein heiteres Bild des Lebens, welches mit diesem Tage, wo die Beissen und Könige vor dem Gotteskinde knieten, wie die Hirten auf ähnliche Weise von neuem begann.

So war es bis zur Mitternachtsstunde hingegangen, da gedachte man, von den schweren Thaten auszuruhen, und dem Geschichtszähler oder Reichshistoriographen wurde geboten, sein Amt zu verwalten. Nachdem so mancherlei Gekirke losgelassen umschwärmten, auch die Stunde der Geister gekommen war, welche zumal in dieser geheimnißvollen Nacht von jeder ihren Spud treiben, seitdem sie dadurch den Beissen des Morgenlans des ihren leitenden Stern vergeblich zu verdunkeln streben, so fanden auch hier Alle, besonders die Kinder, Lust am Grauen, und grauliche Geschichten sollten in der Runde erzählt werden. Der Erzähler begann:

„Vor einigen Tagen saßen auch einige lustige Gesellen beisammen, und spät in der Nacht und vom Trünke befeuert, erzählten sie einander ihre Großthaten und überboten sich in Herzhaftigkeit. Zuletzt vermaß sich einer, dem kürzlich gekingsten Risikohüter ein Stück von dem Sterbekittel abzuschneiden und es als Wahrzeichen zu bringen. Er nimmt ein Messer, geht hin auf den Nackstein, und schneidet wirklich dem Salsgenhewengel einen Zipfel vom Kittel ab. Indem er aber wieder herabsteigt, so springt ihm eine Gestalt auf den Rücken, und als der vom Schreck ergriffene sie abschütteln will, klammert sie sich immer fester um seinen Hals, überschreit sein Angstgeschrei und ruft: „nun sollst du mich nach Hause bringen!“ und so spornet sie den besinnungslos Laufenden, bis er an der Thüre für tot hinausfällt. Er kam wieder ins Leben zurück, war aber wahnfinnig, und hielt den abgeschnittenen Kitzzipfel in der vom Krampfe geschlossenen Faust. Das Gespenst war aber ebenfalls ein Wahnwüthiger, der sich gewöhnlich nachts am Nackstein oder auf Kirchhöfen und in Weinhäusern umher zu treiben, und auf solche Art heim zu reiten pflegte. Und einer von den Zehngesellen war ich.“

Mehrere beschäftigten die Geschichte, und die Weissen tabelten den bestraften Fährwip. Der Schulmeister, welchen das Loos zum Lustigmacher gemacht hatte, wollte die ernste Lehre durch ein neues Beispiel bestärken, und sprach:

„Ich war früher zum Mönchsleben bestimmt und Noviz im Brigittinen-Kloster, als einer der Mönche plötzlich in den besten Jahren starb. Nach der Klosterordnung sollte ich mit einem andern Novizen, einem munteren und furchtlosen Jüngling, abwechselnd bei der Leiche wachen: wir aber, als gute Gesellen, wollten die ganze Zeit bei einander bleiben. Es war eine kalte Winternacht, und ich kam auf den Gedanken, uns einen erwärmenden Punsch zu bereiten; ich ging deshalb nach der abgelegenen Küche, und jener blieb allein bei der Leiche. Als ich mit dem Getränke zurückkam, fand ich ihn am Tische über einem Buche sitzen; er antwortete nicht auf meinen fröhlichen Zuruf, ich fragte ihn: „schläfst du?“ keine Antwort. „Du willst mich wohl grauen machen!“ Er sitzt hartnäckig stumm und unbeweglich. Nun spritze ich ihm von dem heißen Getränke an den Kopf, und stoße ihn an. Er stürzt vom Stuhle, liegt anfangs steif, regt sich dann allgemach und richtet sich auf: und ich erkenne nun die im Sarge geliegene Leiche, und laufe vor Schrecken hinaus. Bald darauf kommt auch der aufgestandene Mönch in die Zelle; es wird Lärm, und wir gehen nach der Leichenkammer zurück. Da lag der junge Noviz todt im Sarge. Er hatte aber, um mich zu erschrecken, mit der Scheinleiche die Stelle gewechselt, und als diese durch die heiße Besprengung und den schweren Fall wieder lebendig ward, erstarb er und wurde vom Schlage gerührt. Alle Versuche, ihn ins Leben zurückzurufen, waren vergebens, und so wurde der wirklich Gestorbene in dem Sarge und Grabe des Scheintodten beerdigt. Ich aber konnte nun auch nicht länger im Kloster bleiben.“

Diese Geschichte machte Einige von der Gesellschaft schon

etwas nachdenklich, und die Kinder drängten sich näher an die Kellern. Andere aber priesen die belebende Kraft des Punsch's, griffen wieder zu den Gläsern und ließen sie taosfer an einander klingen. Dann wurden die Erzählungen fortgesetzt, und der Gerichtshalter des Ortes, welcher gerade in Geschäften aus der Stadt anwesend und eingeladen war, nahm das Wort. Er war ein stattlicher Mann, in den blühendsten Jahren, trug aber schon, nachdem er sich bequem gemacht und die Staatsperücke an den Nagel über ihm gehängt hatte, ganz schneeweißes Haar, bei rabenschwarzen starken Augenbraunen und langen Wimpern: was ihm ein wunderbares Ansehn gab. Auf seinen Kopf zeigend, begann er:

„Dieses frühe Grauhaar zeugt auch von einer ähnlichen Geschichte. Als ich, kaum achtzehn Jahr alt, noch Student zu Löwen war, saß ich gewöhnlich tief in die Nacht auf und studirte eifrig. Meinen Genossen in dem großen Kollegengebäude war solches unbequem, und sie spielten mit gern allerlei Kosboldstreiche, welche ich aber stets furchtlos abwehrte. Es war Winter, und sie wußten, daß ich oft noch spät aus einer Kammer, am Ende eines langen, von einer Lampe erhellen Ganges, mit selber Holz zu holen pflegte, ohne ein Licht mitzunehmen. Solches benutzten sie zu einem boshaften Pöffen. Von der Dienerschaft des Kollegiums war jemand gestorben, und lag, zu den Vorlesungen über die Anatomie bestimmt, in dem anatomischen Theater. Diesen Leichnam nahmen sie, und setzten ihn auf den Holzstoß: und als ich um Mitternacht, unbekümmert, mit einige Schette davon nehmen will, fällt das Gespenst mit leichenschwer und eisfalt über den Hals. Anfangs erstarrt vor Schreck, raffe ich mich doch wieder zusammen, erkenne durch Tasten und beim matten Lampenschein durch die geöffnete Thür, das Gräßliche, stürze hinweg, und begrabe mich in mein Bett. Im furchtlichsten Grauen und Fieberschauer lag ich die Nacht, und am Morgen war mein Haar schneeweiß, wie es noch ist. Ich schwieg zwar, und ließ mir nichts merken, aber mein ergauter Kopf verräth bald den unweisen Streich, wodurch man mich zu jung der Weisheit in die Arme geworfen hatte.“

Damit nahm er die Wäge ab, und Alle verwunderten sich über den jugendlichen Greis. Er sagte darauf: „Ich trage noch andere seltsame Zeichen an mir, welche mich zeitweils an einen wunderbaren Vorfall erinnern, den ich mit nimmer genügend erklären kann.“ Alle waren neugierig, und er fuhr fort:

„Vor einigen Jahren weilte ich eines Abends, bei munterer Gesellschaft und gutem Weine, länger als gewöhnlich in meiner Stamms\*) ohne jedoch etwa übermäßig zu trinken. Es war ein Gewitter herausgezogen, welches endlich an das Heimgehen mahnte. Ich ging, anstatt des gewohnten Weges, durch die enge Kirch-Gasse, welche über den Kapellen-Kirchhof länger zu meinem Hause am kleinen Sablon-Platz führte. Dennoch erhellte mich das vom Sturme herauf gejaagte Gewitter, und schon folgte fast Schlag auf Blig. Als ich ans Ende der Gasse bei der Kirche komme, sehe ich beim Wetterleuchten, daß ein großer, quervor stehender Wagen sie versperrt. Ich schelte und schimpfte über das Ungeschick, und versuche auf der andern Seite durchzukommen. Ein großer schwarzer Hund hat sich zu mir gefunden, und sucht mit mir einen Durchgang; aber vergebens. Nun entschlief ich mich, aber den Wagen weg zu kletteren; der Hund überall mit nach: aber, was ich mich mühe und streige, alle Anstrengung ist umsonst: der Wagen scheint immer höher zu werden, die Angst wird immer größer, und das Gewitter immer furchtbarer. Blitze zucken rings umher, ein Stral fährt auf mich selber herab, und ich stürze für tot zu Boden. Wohl nach geraumer Zeit erhole ich mich von der Betäubung, und raffe mich wieder auf. Ich fühle heftigen Schmerz an der Brust, und löse mein wie Sunder glimmendes Gewand. Das Gewitter tobte noch fort, Wagen und Hund war aber verschwunden, und die Straße ganz frei. Ich rannte nun mit langen Schritten über den Kirchhof, und kam, vom Regen gepötscht, und von Blitzen heimgeleuchtet, athemlos nach Hause. Hier fand ich unter dem versengten Kleide die blauen Brandmale des Blizes, welche natürlich genug waren. Was es aber mit dem Wagen für eine Bewandniß hat, habe ich nie ausmitteln können, so eifrig ich auch sogleich am folgenden Morgen darnach forschte. Niemand wollte etwas davon wissen.“

Diese Geschichte, so natürlich ihre Zeichen waren, welche auch von Einigen beschaut wurden, hob die Einbildung der Zuhörer noch mehr in das Reich des Wunderbaren, und man fing an, sich in ähnlichen Geschichten zu überbieten. Nach manchem unheimlichen Hin- und Herreden, und nachdem man-

\*) So heißen dort die Weins- und auch Bierstuben. Französisch Estaminet.

sch durch neue Berücksichtigung der Gegenwart wieder vertheilt hatte, gab der Wirth und König selber auch eine Erzählung zum Besten:

„Ihr wißt Alle, wie die Christnacht, welche mit unserm heutigen Feste in so genauer Verbindung steht, in der Stadt gefeiert, und in derselben die Christi-Messe gehalten wird, und mancher von uns ist auch wohl in der jüngst vergangenen Christnacht dort gewesen. Das Gedränge nach der St. Sudulas Kirche, besonders auch von dem Landvolke, ist gewöhnlich, bei leidlichem Wetter, sehr groß, und gibt auch nur zu viel Anlaß zu mancherlei Rathwillen und Unordnung. Dieses und die Reugier reizte vor manchen Jahren auch zwei Fremde, einen Engländer und einen Deutschen, mit einem einheimischen Bekannten dorthin zu gehen, nachdem sie in einem Weinhaus noch Del ins Feuer gegossen hatten. Sie trieben in der Kirche, im Gemüth, allerlei ärgerlichen Unfug, stekten und nähten die Frauen unvermerkt mit den Nadeln zusammen, hefteten Andern allerlei lächerliche Zeichen auf, kurz, betrugten sich ganz, wie auf einem ausgelassenen Maskenballe. Die Andacht war wohl überhaupt nicht groß an diesem Freudenfeste, doch wurde sie selten so frevelhaft gestört. Vergeblich warnte sie ein großes Bild, das, wie ihr wißt, mit mehreren andern ähnlichen, in der großen Kapelle des Heiligen Sacraments hängt: wie scheußliche Juden um einen Tisch sitzen und mit Messern und Dolchen in eine Hostie stechen, aus welcher Blut fließt, während ein gräßlicher Höllehund mit glutfunkelnden Augen unter dem Tische hervorglöhrt, und schon gleich den Nachen aufsperrt. Die gottlosen Gefellen trieben auch damit ihren Spott, zerrten den Hund und lockten ihn hinter sich her. Endlich wurden sie auch dieses Spases in der Kirche überdrüssig, und sie gingen nun auf andere Abenteuer hinaus. In den Gängen des Parks finden sie bald zwei luftwandelnde Schönen, welche sich nach einigen Belagerungen willig finden lassen, sie zu begleiten. Alle fünf gehen in der kalten Nacht in den Saalhof des Engländers, ein helles Kaminfeuer wird sogleich angemacht, und ein starker Punsch bereitet. Die Mädchen sehen beim Lichte gar reizend aus, und sind nicht minder lustig, und es wird mit ihnen gespielt, gesungen und gespielt. Es wird aber bald Ernst daraus, weil sich die Drei um die Zwei nicht vereinigen können; vergeblich wirft einer mehr Geld auf, als der andere, ein heftiges Gezänke und Geschrei erhebt sich, und droht in Schlägerei auszubrechen. Auf den Rärmen kommt nun der Wirth herbei und sucht Frieden zu stiften. Als er sie etwas besänftigt hat, leuchtet er nach den herabgefallenen Geldstücken auf dem Boden umher: und da erblickt er unter dem Tische die Pferde- und Hahnenfische der beiden Mädchen. Vor Schrecken läßt er das Licht fallen, eilt sogleich hinaus, läuft zum nahen Karmeliter-Kloster, und ruft um Hülfe. Zweien als Teufelsbeschwörer berufene Mädchen gehen sogleich hin, wo die teuflische Gesellschaft noch habend beisammen ist, und fangen ihre Verschwörungen an; sie werfen den bösen Geistern ihre Stapullere über und besprühen sie tüchtig mit dem Weihwedel: da wandeln sich die Mädchen in schreuliche Ungethüme mit glühenden Gulesköpfen und Fledermausflügeln, und packen mit ihren Klauen die Reiter an; aber stärker und stärker beschwören, müssen sie endlich weichen, und fliegen zum Fenster hinaus, einen höllischen Gestank nachlassend. Den beiden Fremden war

dies eine heilsame Lehre; sie bekehrten sich, reisten bald ab, und stifteten dahelst Gotteshäuser, so wie unser Landmann in der Stadt ein Kloster stiftete, welches ihr auch wohl kennt.“

Die zwar aufgeregte Gesellschaft hatte jedoch nicht recht Lust, diese Erzählung so ganz zu glauben, und erklärte sie zum Theil für eine der vielen ähnhlichen frommen Legenden. Es wird darüber mannigfaltig disputiert, dazwischen getrunken und geschertzt. Die jungen Barthe rühmen sich ihrer Herzhaftigkeit, und im tollen Uebermuth vermist sich der Sohn des Schulzen, ein fecker vorlauter Gesell und halber Freigeist, jago in der Geisterstunde, den größten Todtentopf aus dem Weinhaus zu holen. Einige mahnen davon ab, aber von andern widersprochen, wettet er mit ihnen auf einen Anter Lameck-Bier, und tritt das Abenteuer an. Er nimmt Mantel und Laterne, und geht in die dunkle von Sternen und Schnee funkelnde Winternacht hinaus. Furchtlos schreitet er über den Kirchhof, tritt in das Weinhaus, und sucht sich den größten und glänzendsten Schädel aus, bringt ihn, freilich auch wohl nicht ganz ohne innern Frost und Schauer, in die unterst schon etwas verminderte Gesellschaft, zieht ihn schweigend unter dem Mantel hervor, und setzt ihn zu aller Straun und Bewunderung auf den Tisch, wo der Todtentopf unter allen Gläsern und Schüsseln fürchterlich hervorgrinste und augenblicklich fast wie das Haupt der Meduse wirkte. Bald sollte es jedoch noch ärger werden. Der, welchem die Rolle des Narren zugewallen war, hatte sich mit einigen Andern verabredet, den ruhmrudigen Helden dennoch graulich zu machen. Er klopf behutsam und abgemessen an die Thür, und alle, selbst die Wissenden, fahren zusammen, und herin tritt eine lange sotanische Gestalt mit schwarzem Gesichte, und mit einem Stiersfelle angethan. Aber kaum hat man Zeit zu erschrecken; denn in demselben Augenblicke bewegt sich, zu Aller haarsträubendem Schrecken, der der Thür gegenüberstehende Todtentopf auf dem Tische, fällt herab und rollt auf dem Boden fort. Das auf Stelzen hereingetretene Gespenst kräzt lang in der Stube hin, und Alle stehen zu allen Thüren hinaus, daß die Tische mit Gläsern und Lichtern klirrend über einander fallen. Wenige bleiben betäubt zurück. Nachdem man sich wieder erholt, und Andere zu Hülfe herbei gekommen waren, wagte man sich endlich an die Untersuchung der Wablkatt. Der Todtentopf bewegte sich noch immer; aber eine dreiste Hand ergriff ihn, und man schaute hinein: da sah man, daß ein Rattenneß oder Rattenbög davon Besitz genommen hatte, und die bewegende Unruhe darin war. Nun besorgte man die auf dem Plage Schließenden. Der Freigeist, welcher den Schädel geholt hatte, lag starr und kumm da, und zur harten Strafe für den Frevel, erhielt er die Sprache nie wieder. Der Narr, welcher den Teufel gespielt hatte, kam mit einem hitigen Fieber davon. Der gegenseitige Schreck hatte fast beide tödtlich getroffen.

Ich war selber, als Kind des Hauses, bei diesen Aufritten zugegen, und bei dem Kamine sitzend hatte ich mich zuletzt mit einem Gespielen daneben niedergeworfen, und blieb ohne aufzuschauen liegen, bis Hülfe kam. Das merkte ich aber wohl aus den Erzählungen und Vorfällen dieses Heiligen drei Königs-Abends, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll.

## Karl Hahn

ward 1773 zu Berlin geboren und nach vollendeten Studien zuerst als Rektor der dasigen Garnisonschule angestellt, übernahm 1805 das Amt eines Erziehers des Prinzen von Solms-Braunfels, wurde 1810 mecklenburgischer Hofrath, dann Regierungs- und Schulrath zu Erfurt und endlich 1826 in gleicher Eigenschaft nach Magdeburg versetzt.

Er gab heraus:

Sprachlehre. Berlin 1803. 3. Aufl. Ebendas. 1819.

Stoff zur Bildung des Geistes und Herzens. Berlin 1803, neue Ausgabe ebendas. 1804 u. 1810, 3 Thle.

Die Familie Wendheim. Berlin 1804, 2 Thle.

Kinderfreuden. Berlin 1805, 2 Thle.

Theatens Hülfsbuch. Ebendas. 1808.

Wilhelmine. Ebendas. 1809, 2 Thle.

Parabeln. Ebersfeld 1811.

Reine Reisen. Ebendas. 1812.

Der Sylvekerabend in der Familie Selwang. Berlin 1812.

Dmar, Erbauungsbuch. 2. Ausg. Ebersfeld 1820.

Die beiden Freunde. Schauspiel. Leipzig 1819.

Ein ausgezeichnete Schulmann und Jugendschriftsteller, der den rechten Ton vor Allem zu treffen weiß, und seine kleinen Leser eben so dauernd durch Unterhaltung zu fesseln, als durch den leichten und doch gründlichen Vortrag gemeinnütziger Kenntnisse zu belehren versteht; namentlich gehört seine „Familie Wendheim“ zu den besten Werken dieser Gattung, nicht bloß in Deutschland, sondern überhaupt, und kann durchgehend als vortreffliches Muster empfohlen werden.

## Ludwig Philipp Hahn

ward den 22. März 1746 zu Trippstadt in der Pfalz geboren, erhielt in den väterländischen gelehrten Anstalten seine wissenschaftliche Bildung und studirte dann die Rechte zu Göttingen, wo er auch Mitglied des dafigen Dichter-Bundes wurde. Dann wurde er als Kammersekretär und Rechnungscorvisor zu Zweybrücken angestellt, und starb 1813 als Präsekturssekretär daselbst.

Seine Schriften sind:

Der Aufrubr zu Pisa, Trauerspiel. Um 1776.

Graf Karl von Adelsberg, Trauerspiel. Leipzig 1776.  
Robert von Hohenecken, Trauerspiel. Ebd. 1778.  
Stegfried, Operette. Straßburg 1782.  
Waltrud und Eichen, Operette. Ebd. 1782.  
Christliche Gedichte. Zweybrücken 1786.

Ein keinesweges talentloser, aber doch unklarer Dichter, der, von der Sturm- und Drangperiode in der deutschen Literatur fortgerissen, auch mit dieser verschollen ist.

## Johann Christian Ludwig Haken

ward den 25. März 1767 zu Stolpe in Hinterpommern geboren und wurde, nach wohlvollendeten Studien, an dafiger Kadettenschule als Lehrer angestellt. Darauf kam er als Pfarrer nach Konikow bei Köslin, 1801 in gleicher Eigenschaft nach Simbow bei Stolpe und wurde später Superintendent zu Treptow an der Rega, wo er, kurz zuvor mit den Insignien des rothen Adlerordens III. Classe beehrt, den 6. Juni 1835 starb.

Seine Schriften sind:

Die graue Kappe. Berlin 1790—1793. 4 Theile. Neue Ausgabe Magdeburg 1812.

Romantische Ausstellungen. Danzig 1797. 1798. 2 Theile. Neue Ausgabe Leipzig 1815.

Amaranthen. Magdeburg 1802—1806. 4 Theile.

Phantasia des Morgenlandes. Berlin 1802. 3 Theile. Neue Ausgabe 1819.

Xenophon und die 10.000 Griechen, historischer Versuch. Magdeburg 1805. 2 Theile.

Neue Amaranthen. Ebd. 1808—1811. 2 Theile.

Gemälde der Kreuzzüge. Frankfurt 1808—1820. 3 Theile.

Die Inquiranten. Chemnitz 1810.

Meißner's Julius Cäsar. Frankfurt 1811. 1812. 3 und 4 Theil.

Friedrich von Schill. Leipzig 1824. 2 Theile.

Als gewandter und talentvoller Erzähler, ausgezeichnet durch glückliche Erfindung und Innigkeit und Anmuth der Darstellung bei großer Einfachheit, erwarb sich H. zu seiner Zeit einen bedeutenden Ruf und ward gern und viel gelesen. Trefflicher jedoch als seine novellistischen Arbeiten, sind noch seine historischen Leistungen, in denen er Kraft und Würde der Gedanken mit gründlicher Forschung und Eleganz des Ausdrucks zu verbinden wußte.

## Die Britten auf Ninian\*.)

Nicht bloß für die mäßige Neugier, der leicht jede, zum Spiel hingeworfene Lonne (auch wenn sie leer seyn sollte) für ihre Befriedigung hinreicht, sondern selbst für den denkenden Beobachter giebt es kaum ein interessanteres Schauspiel, als den Menschen selbst im Kampf mit widrigen Verhältnissen, die seine volle Kraft zum Handeln oder zum Dulden in Anspruch nehmen. Der Stoff der Odyssee, die Irrfahrten des herrlichen Dulders von Ithaka — sie sind es ohne Zweifel ebensowohl, was uns an den Gesang des Moniden fesselt, als die hohe epische Kunst, womit sein unerreichter Genius denselben ausgestattet hat.

Einen Odysseus indessen kennt uns auch das kaum abgelaufne Jahrhundert aufstellen, dessen Thaten und Leiden wohl nur ein dreitausendjähriges Alter fehlt, um uns ein würdiger Stoff für einen künftigen Homer zu danken. Denn, wer, der in dem Alter einer noch ungeschwächten Empfänglichkeit je die

Erzählung von des Britten Anson Erdumsegelung zur Hand nahm, hat nicht, durch seinen eignen Enthusiasmus, die allgemeine Theilnahme erklärbar gefunden, womit diese Berichte von seinen Zeitgenossen empfangen wurden, und welche selbst durch die glücklichen Nachfolger auf seiner kühnen Bahn späterhin nicht ganz hat können verdrängt werden? Allein wer möchte auch läugnen, daß dieses hohe Interesse hauptsächlich durch die Aehnlichkeit erzeugt und unterhalten wird, welche der nautische Kriegszug des englischen Seehelden mit den Abenteuerern des Helden der Odyssee von mehr als Einer Seite aufzustellen vermag, und wodurch derselbe sich zu einer modernen Epopee eignet — Eine Odyssee, in welcher auf die Fesselung und Erschlüchterung des Helden die nemlichen dichterischen Nebel wirken, wie in dem homerischen Gesange?

In der That dürfen die Punkte zur Vergleichung zwischen Beiden nicht erst mäßig aufgesucht werden. Hier, wie dort, strahlt durch das Ganze die Gestalt des herrlichen Dulders hell hervor; hier, wie dort, gilt es den großen Kampf einer männlichen Seele gegen sein Schicksal. Der Plan der Ansonade — wenn der Name gewagt werden darf — wäre schon an sich selbst durchaus episch. — Es ist die fortschreitende Ausführung eines großen Zwecks im Konflikt mit entgegenstrebenden Kräften, mit den Elementen der Natur, den feindseligen Vorsetzungen des Gegners und selbst den Thorheiten der mitwirkenden Theilhaber, welche durch die ganze Handlung mit eisernem Finger hindurch greifen.

Auch die zufälligen Momente der Aehnlichkeit werden wir hier nicht ganz vermissen. Stürme und Windstillen, Scyllen und Charybden dekoriren, nach Erforderniß, unsern epischen Schauplatz. Die Gärten des Alcinous finden wir auf Juan Fernandez — Circe's Zauberinsel auf Ninian wieder. Ober begegnen wir auf letzterem Eilande lieber den seltsamen Schatzsucher Elysium, so stoßen uns, zum Gegenstück, als Verdamnte des Tartarus, gleich einer Schatten- oder Marionettenwelt, die flachep seelenlosen Schiffsbesatzen entgegen. Ebenowenig mangelt es an interessanten Episoden, die, von Zeit zu Zeit die Handlung unterbrechend, dennoch mit ihr fortlaufen und den Effekt des Ganzen verstärken. So erinnert Pizarro's vergebliches Bestreben, das Südmeer zu erreichen, an Sisyphus Felslast; so wird der einsiedlerische Biegenhirt Selbst auf Juan Fernandez des Polyphemus Genosse; und Byron, sammt seinen schiffbrüchigen Gefährten, tritt die ganze lange Reihe seiner Drangsale hindurch, bis spät sein Unstern veröhnt ist.

Doch, bis er erscheint, der göttliche Sänger, der uns den brittischen Mann singt,

— den Birkgewandten, der vielfach umgelert —

Auch im Meere so viel herzbrüllende Leiden erduldet. Strebend für seine Seele zugleich und der Freunde Zurückkunft,

sen es dem beschreibnem Rhapsoden erlaubt, ihn uns in einer einzelnen Lage seines wechselvollen Lebens vor's Auge zu führen, wo das Geschick es mit allen Kräften seines Selbstes aufnahm, um den Muth des Helden, sammt dem ebelsten Muthstrop, sichtbarlicher in ihm zu bewahren\*.)

\*) Aus: Joh. Christ. Ludw. Haken's „Amaranthen, Magdeburg 1806.

\*) Um diese einleitende Rhapsodie über den poetischen Werth von „Anson's Reise“ verzeihlich zu finden, müßte, wie der Verf.

Die Spanier im trügen Besitz ihrer Goldländer am Südmeer aufzusprechen, und sie empfindlich am Herzen ihres politischen Lebens zu verwunden, war im Anbeginn des vlernten Jahrhunderts der Commodore Anson von seiner Regierung abgesandt worden. Der Entwurf zu diesem Unternehmen vereinigete die besonnenste Kühnheit mit der glücklichsten Berechnung; und wahrscheinlich wäre dasselbe allein hinreichend gewesen, den eben entglommenen Krieg zwischen den beiden Kronen schnell zu endigen, wenn die Mittel der Ausführung den Ideen des ersten Urhebers, oder den fruchtlos wiederholten Forderungen des dazu erschienenen Anführers entsprochen hätten. Der Seeheld schwamm aus den Häfen Britanniens mit einem Geschwader, das so unbedeutend an Stärke und so nothdürftig bemant mit brauchbaren Bootleuten und Soldaten war, daß er nur die unglückliche Wahl hatte, entweder durch Zurückgabe seines Kommando seinen Muth verdächtigt, oder durch eine mangelhafte Ausführung die gespannten Erwartungen seiner Mitbürger, so wie die Wünsche seines eignen patriotischen Herzens, vereitelt zu sehen.

Allein eben dieser Sinn voll glühender Liebe für die Ehre und das Wohl seines Mutterlandes entschied ihn, den Kampf selbst mit der Unmöglichkeit nicht von sich zurückzuweisen. Und sogar dann noch verließ ihn seine Entschlossenheit nicht, als, eh' er noch den Schauplatz erreichte, wo seine Thaten ihn zur Geißel des Feindes machen sollten, Stürme und Krankheiten die Zahl seiner Schiffe, wie seiner Mannschaften, schon bis auf die Hälfte verringert hatten. Mit den Trümmern seiner Macht beunruhigte er beinahe ein Jahr lang die Küsten von Chili, Peru und Meriko; lähmte den ganzen Seehandel und das wechselseitige Verkehr dieser Provinzen; trotzte jedem Versuch des Widerstandes; trug die zerstörende Kriegsflamme in die Wohnungen von Panta, und zwang gleichwohl durch rebende Proben seines Gelmuths und seiner Menschlichkeit die erkannten Spanier, ihn zu bewundern, und Achtung gegen den brittischen Namen zu fassen.

Ohne Rücksicht, den wahren Zweck seiner Sendung, der nicht, wie es verabredet worden, aus mehreren Punkten unterstügt wurde, in diesen Meeren zu erfüllen, und mit neuen kühnen Entwürfen im Busen entschloß sich Anson endlich, die lange und gewagte Fahrt quer über das mit Unrecht durch seinen Namen geschmeichelte stille Meer zu unternehmen; lang, weil die Küsten zweier Welttheile hier um das Drittel des ganzen Umfangs der Erde von einander stiehn; — gewagt für ihn, weil sich mit der Untunde seines Laufes der Mangel an den wesentlichsten Bedürfnissen des nunmehr auf zwei Schiffe herabgeschmolzenen Geschwaders vereinigte, ihn diesen Weg zu erschweren. Wüthige Winde behnten die Fahrt, ohne einigen Zwischenpunkt von Ruhe, auf die nicht erwartete Dauer von drei Monden aus. Stürme und Meereströme verschlugen zuletzt die Schiffe so weit von ihrem Wege, und richteten sie zugleich so zu, daß die traurige Nothwendigkeit eintrat, den zum rettungslosen Brack gewordenen Glocester, ein Schiff von fünfzig Kanonen, mit seiner erbeuteten reichen Ladung mitten auf dem Weltmeere zu verbrennen, und die Mannschaft in das größere Schiff, den Centurion, herüber zu nehmen.

Doch, noch furchtbarer wüthete unter den kaum geborgenen Resten dieser nun vereinigten Mannschaften ein Widersacher, den sie bereits aus einer frühern höchst traurigen Erfahrung kannten. Es war der Storbud, dieser damals noch durch keine Maßregel der Vorsicht zu entfernende Begleiter jeder längern Seereise. Kaum ließ er am Ende des dritten Monats noch so viel gesunde Hände übrig, als zur Regierung des Schiffs und zur Arbeit an den, wegen eines entkandenen Lecks, nie feiernden Pumpen unumgänglich erfordert wurden. Bei jedem Schritt zwischen den Verdorren stieß man auf Kranke oder Sterbende; und es genügt, um sich von dieser trostlosen Lage einen Begriff zu machen, an dem Zusage, daß von etwa dreihundert Menschen — den traurigen Ueberresten einer Bahl von beinahe tausend Köpfen, die England verließen! — täglich acht, zehn und zuweilen gar zwölf Kranke an dieser gräßlichen Seuche den Geist aufgaben.

Nur eine einzige Hoffnung konnte die Unglücklichen in

in diesem Gedränge der Noth vor Baggastigkeit und Verzweiflung schützen — die Hoffnung, bald einen freundlichen Hafen zu finden, wo sie im Genuß der erquickenden Landluft und frischer Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche das bewährte Mittel gegen den verheerenden Krankheitsstoff gefunden haben würden. Diesen Zufluchtsort konnten ihnen allein die Kadronen gewähren; und mit banger Ehrsucht feuerten sie dieser nahe geglaubten Inselgruppe entgegen. Wirklich auch entdeckten sie einige Küsten, oder vielmehr Klippen, die zur Zahl derselben gehörten. Aber diese unwirthbaren, ja nicht einmal zumdmlichen Felsen zerhörten durch ihre bloße Ansicht unbarmherzig den so lange gepflegten Traum von einer nahen Errettung. Gleichwohl mußten sie diese hier finden: oder binnen wenig Tagen trieb der Centurion als ein von Menschen ausgefordertes Brack zum Spiel des Windes und der Bogen im offenen Meere!

So war es denn in Wahrheit ein Glücksfall, auf den sich um so weniger rechnen ließ, als den Unglücklichen diese Weltgegend zu den unbefuchtesten und fremdesten Winkeln der Erde gehörte, daß ein stürmischer Wind sie bei Nacht aus dem Gesicht der entdeckten Felsen trieb, und drei größern Eilanden entgegenführte, unter denen Tintao, die mittlere, ihnen am nächsten lag, und nach welcher sie unverzüglich die Segel richteten. Unter dieser Bemähung entfaltete sich allmählig die Küste dieser Insel immer deutlicher vor ihren Augen. In ihrer hoffnungslosen Lage würde jede rauhe Bildniß ihnen ein Paradies geäußert haben: um wieviel mehr denn mußte der Anblick eines Landes sie bezaubern, welches in allen seinen Theilen ein von Menschenhand gepflegter Garten voll romantischer Mannichfaltigkeit schien: wo grasreiche Ebenen mit waldumfängten Höhen wechselten, und zahlreiche Rinderheerden am Ufer weideten, während ein Amphitheater bläulicher Berge, das sich kusenweise in der Ferne erhob, immer neue Reize und immer reichere Genüsse in seinen Thälern aufzubeden versprach.

Jedes Herz richtete sich allgemach wieder zu Lebens-Muth und Hoffnung empor. Selbst die durch ihre sonderbare Lage erzeugte Sorge, daß dies goldne Eiland bewohnt von Menschen seyn könnte, war bereits verschwunden, nachdem sie sich einer feindlichen Barte bemächtigt, von deren Besatzung sie den Namen der Insel, zugleich mit der Nachricht, erfahren, daß die Spanier von ihren Besitzungen auf der benachbarten Insel Guaham nur zuweilen dergleichen Fahrzeuge hieher sendeten, um Jagd auf das Hornvieh zu machen, und Vorräthe solches Fleisches zu butanieren\*).

Verschiedene Platten fanden zu diesem Geschäft am Ufer aufgerichtet. Dies ersparte der zuerst ans Land geschickten englischen Mannschaft die Mühe, Segel für ihre Kranken aufzuschlagen. Die Menschlichkeit forderte den Befehlshaber dringend auf, für diese Unglücklichen zuerst und vor jedem andern Geschäft liebevolle Sorgfalt zu bewahren. Weit über hundert an der Zahl, waren sie größtentheils so entkräftet, daß ihre Füße nicht mehr vermochten, sie in das für sie eingerichtete Hospital zu tragen. Aber rash und ohne Bedenken lud der Commodore und luden die geringeren Officiere die Schwächsten auf ihre Schultern, sie mit edlem Bettelner aus den Booten in die Krankenhütten zu führen\*\*).

Neue Kraft des Lebens und des Gesundens weckte die ausgemergelten Siedlinge mit dem ersten Athemzuge der elastischen und durchwürzten Landluft an, die sie auf diesem glücklichen Boden schöpften, und mit den mannichfaltigen Früchten, die ihnen von jedem Ast entgegenwinkten. Wie dem Grabe entstiegen, richteten sie sich in ungläublich kurzer Zeit empor aus ihrer Ohnmacht. In weniger, als einer Woche, gab es kaum Einen mehr unter Allen, der nicht genesen, seine Kräfte von sich geworfen hätte. Ein und zwanzig Tode waren die beiden letzten Tage ihrer Seereise in die Sterblichen eingezehnet worden: nicht mehr als Sehn der Erschöpften fanden wäh-

\*) Die bekannte und in Weiskindens zuerst erfundene Weise, frisches Fleisch, ohne die Zuthat des Salzes, durch bloßes Trocknen in der Sonne, oder durch Rähen für einen längern Gebrauch aufzubewahren.

\*\*\*) Ein reizendes Seitenstück zu Schillers schönem Wort über den Orden der Johanniter:

„Herrlich leidet sie euch, daß Kreuzes furchtbare Rüstung,  
Wena ihr Löwen der Schlacht, Alton und Rhodus beschützt.  
Durch die syrische Wüst: den bangeu Pilgrim geleitet  
Und mit der Cherubim Schwerdt steht vor dem heiligen Grab.  
Aber ein schönerer Schmad umgibt euch, die Schürze des  
Wärter's.

Wenn ihr Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stammes,  
Dient an des Kranken Bett, den Lebenden Labung bereitet,  
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.“

allerdings begreift, der Leser sich mit ihm in dem nemlichen Falle befinden: d. d. — Jenes Welt müßte ebensowohl seine erste und unglücklich oft wiederholte Lektüre gewesen seyn, an welche, im Blüthenalter des Lebens, sein sich entwickelnder Geist mit allen Fähigkeiten sich innig festgeschlungen. Freilich haben spätere Reiseberichte auch bey dem Schreiber dieses einen großen Theil der Magie wieder zerhört, womit insonderheit das liebe Gemälde von Tintao so unwiderstehlich auf seine Imagination einwirkte. Doch glaubte er, diese Korrekturen von späterer Hand in dem folgenden Aufsatze wohl ignorieren zu dürfen

rend der beiden folgenden Monate auf Waikū das Grab, dem sie bereits zu nahe standen.

Tinian, das Land der Genesung für die Kranken, war aber nicht minder auch ein Tempel für die wenigen Gesunden, die an seinen Ufern landeten, und mit jedem Fußstritte auf neue genussvolle Reize stießen. Ein leichter Boden setzte an diesem seltsamen Erdenstück der gelben Vegetation jener heißen Zone so glückliche Schranken, daß nirgend die Ueppigkeit der Schönheit den Rang abließ. Weiße natürliche Wiesen prangten mit dem frischen sammetnen Graswuchs eines englischen Rasenplatzes. Witten durch zogen sich bald lichte, bald dunklere Bahne hochwüchsiger Laubwipfel, durch kein Gestrüpp und keine Schlingpflanzen dem Schritt des Wandrers unwegsam gemacht. Ueberall Frucht- und Waldbäume in der lieblichen Mischung; überall die Hand der freiwaltenden Natur unverkennbar, und doch ein so tausender Ansehen bedächtiger Kunst über ihre reichen Scenen ausgebreitet! Jede sanfte Erhöhung des Bodens, jeder Vorsprung des Gehblizes überraschte mit einer neuen Idyllischen Aussicht. Man war sich's jeden Augenblick gewärtig, auf die glücklichen Bewohner dieses Arkadiens zu stoßen: denn schwer ließ sich träumen, daß Menschen verschmäht haben sollten, sich in diesen segensreichen Fluren anzusiedeln.

Und in der That waren sie nicht von jeher so Obre, als unsre Weltumsegler sie fanden. Noch vor weniger, als einem Menschenalter, lebte ein harmloses Völkchen, dreißigtausend Köpfe stark, auf dieser seltsamen Erde. Da lagerte sich eine verderbliche Seuche über Tinian und ihre Schwesterinseln her, und drohte, sie sämmtlich zu entvölkern. Vor allen war Suaham, mit ihren spanischen Anpflanzungen, wie ausgefordert. Den trägen Kastilianern gebracht es plötzlich an Sklaven; für sie zu arbeiten, und ihren Tyrannenlaunen zum Ziel zu dienen. Sie halfen sich, wie ihre grausame Politik es von jeher gewohnt war, — Sie rissen die sparsamen Recke der Eingebornen auf Tinian hinweg vom väterlichen Heerde, und schleppeten sie nach Suaham hinüber. Dort zehrte der Wurm des Grams und eines sehnächtigen Heimwechs so unablässig an den unglücklichen Verbanneten, daß sie in wenig Jahren dahinstarben, und durch ihr allgemeines Aussterben die Absicht ihrer gefühllosen Treiber vereitelten. Ihre abgehenden Geister gefüllten sich zu den hundert Millionen Gemüthsbedrucker, Entmenschter, Hingewürgter, die einst den großen Vergelter tausendstimmig aufrufen werden, ihre gemordete Seligkeit an diesen goldhungenigen Entbehrern neuer Welten zu rächen.

Noch sprachen die einstmaligen Bewohner Tinians den Wandrer aus überall zerstreuten Ruinen eines nicht ganz künftigen Gemüths an, dessen ursprüngliche Bestimmung zu religiösen Gebäuden nicht verkauft werden mochte. Noch waren ihre zurückgebliebenen Kinderherden bei einer ungeführten Vermehrung nicht in dem Maße verwildert, daß es sonderlicher Mühe bedurft hätte, sie einzufangen. Schnee weiß von Farbe, bis auf die dunkel gezeichneten Ohren, weideten sie zu Laufenden auf den grasreichen Fluren, und bestanden durch ihren Anblick die keinesweges todte Landschaft. Denn auch eine Menge ebem so zahmen Geflügels irrte und schwärmte vertraulich durch die beschatteten Wälder; und ihr Geschrei unterhielt die liebliche Täuschung, daß man sich stets in der Nähe eines wohlbesetzten Welterhofs glaubte. Nur die Schweine, deren es in dem finsternen Dichtge gab, fordereten durch ihre Schreie und grimmige Wildheit das Gesicht nach den Muth des Waldmanns auf, sie zu erlegen. Aber auch hierbei gefüllten sich ihnen einige Kuppeln Karter Hunde zu, die den gefangenen Spaniern auf der Barkte gehörten und zu dieser Jagd mit Fleiß abgerichtet waren.

Hier auch fanden die erschöpften Seefahrer mit freudiger Ueberraschung zum Erstemal auf ihrem fernem Wege die hohe gepriesene Brodfrucht, die Schyberina und Gefährtin einer milderen Menschheit. Ueber ihre Fähigkeit liefen sie Gefahr, ungerathet gegen den Kofos, den Palmkohl, die Suavas, die Bananas und die säuerlich erfrischende Limone zu seyn, die sich von allen Seiten ihnen zum Genusse ausliefereten. Ungeachtet waren sie in der That gegen den Reichtum an Fischen, welche das Meer an dieser Küste ihnen vergebens darbot, seitdem der Genuß einiger Arten derselben ihnen Unbequemlichkeiten zugezogen hatte, welche wahrscheinlich nur die Folgen ihrer Unmäßigkeit waren.

Was endlich dies Gemälde einer Unschuldswelt vollenden, und was zugleich in seinem eigentlichen Werth nur fünfzehn Grade von der Hitze weit empfunden werden mag — Ein beständiges abkühlendes Wehen der Seeluft, von Zeit zu Zeit abwechselnd mit kleinen erfrischenden Regengüssen — vergabte in dieser glücklichen Jahreszeit, den ganzen Segen dieser hochbegünstigten Natur mit ungeführter Wollust zu genießen, und erlich zugleich eine durchgängige Genuß, der es keinesweges an Befriedigung fehlte.

Doch, um nicht ausschweifend im Lobe dieses Eilands zu

schweifen, gebietet die Billigkeit, auch die Unannehmlichkeiten nicht zu verschweigen, welche jenen Reizen in den Augen des glücklichen Finders nur zusehr die Wage halten. Nicht die Schwärme von Mospiten und andern fressenden Ungeziefer, die zu Zeiten den Spaziergänger belästigten; nicht der Mangel lebendiger stehender Quellen, welche diesem Boden gänzlich abgehn, so sehr sie auch seinen malerischen Scenen erst die höchste Wollendung geben würden, und welche durch einige Brunnen und ein paar stehende Weiher nur unvollkommen ersetzt werden: sondern die Unbequemlichkeit und Unsicherheit des einzigen Ankerplatzes an den Gestaden dieser Feeninsel ist es, was den Annehmlichkeit des Genusses ihrer Annehmlichkeiten nicht froh werden läßt, da dieser Genuß jeden Augenblick mit allen Schrecknissen des Zerfallens oder des Hinwegtreibens erkaufet werden muß. Allen Winden bloßgestellt, die hier oft mit plötzlichen Stößen ungestüm rasen; bedroht von jedem Wechsel der Fluth, die sich täglich mit hohen und schnellen Wogen furchbar heranzwältigt — nagt noch an des Schiffes ausgeworfenen Ankertau. heimlich ein mit scharfgespitzten Korallen-Felsen bedeckter Meeresgrund; und so trifft Alles und Jedes hier zusammen, den Muth des Seemanns von einem längern Verweilen zurückzuschrecken.

Nur zubald sollte denn auch dieser Muth auf eine grausame Probe gestellt werden! Denn noch vor dem Verlauf eines vollen Monats rückte die Herbstnachtgleiche heran, welche in diesem, wie in andern Meeren, von den furchtbaren Stürmen begleitet zu seyn pflegt. Der Kommodore hatte die Zwischenzeit mit dem glücklichsten Fortgang dazu benützt, seine Kranken durch den Aufenthalt auf dem Lande wiederherzustellen. Ein anderweltiger Versuch, dem Leck des Schiffes beizukommen und ihn zu verstopfen, war zwar nicht von dem erwünschten Erfolg: doch ward derselbe wenigstens gemindert; die Kabeltaue wurden einer Schau unterworfen und neu versichert; die Segelstangen auf Verdeck herniedergelassen, und überhaupt jede Vorsicht getroffen, um den gefürchteten Sturm vor Anker auszuhalten.

Er blieb nicht aus! Doch nur dann erst erhob er sich, als, nach Verfluß der drohenden Periode, Niemand mehr auf sein Erscheinen rechnete. Die eingestelltesten Arbeiten des Wasserfüllens am Lande hatten darum bereits auf's neue begonnen, die hergestellten Kranken aber zum Theil sich wieder an Bord begeben, um den täglichen Dienst zu verrichten und die Gesunden abzulösen, die sich nun ihrerseits auf dem Lande ein wenig zu erfrischen hofften. Der Kommodore selbst, der seine Anfälle von Stobut bisher nicht geachtet hatte, um ganz der Sorge für seine hälfsbedürftigen Gefährten zu leben, gab endlich der Nothwendigkeit nach, das Schiff auf einige Tage zu verlassen, um durch den ländlichen Aufenthalt den beunruhigenden Fortschritten seines Uebels zu wehren.

Unter diesen Umständen stand ein frischer Wind aus Osten auf, der sich so schnell und überraschend zum Sturm verstärkte, daß die empörten Wogen bald jede Gemeinschaft zwischen dem Centurion und der am Ufer befindlichen Mannschaft unterbroschen: denn jedes Boot, das sich in die schäumende Brandung gewagt hätte, wäre rettungslos verloren gewesen. Vergebens sann der Befehlshaber auf Mittel, sein Schiff wieder zu befestigen, welches er als den Posten betrachtete, wo jede Gefahr ihn finden mußte. Vergebens wünschte er, die Befugung desselben durch den Kern der Bootleute, die sich mit ihm in gleicher Lage befanden, zu verstärken, und dann ohne Verlust in See zu gehen. Es waren nicht weniger, als hundert und dreißig Menschen am Lande, und nur hundert und acht, die unfähigere und kaum genesene Hälfte, wurden am Borde gezählt. Gleichwohl hätte ein Schiff dieses Ranges wenigstens das Vierfache an Köpfen bedurft, um für völlig ausgerüstet zu gelten.

Diese Trennung der Kräfte erlaubte dem Centurion keine andre Maßregel, als es auf die Günst des Schicksals ankommen zu lassen, wieviel Widerstand seine Kabeltau dem Dran entgegensetzen würden, um nicht von der Ankerstelle hinweggetrieben zu werden. Bald schien diese Frage entschieden. Denn ehe noch die Sonne sank, brach der kleinere Anker von dem Boden, vor welchem das Schiff befestigt lag, in Stücken; und die Verlassenen am Ufer sahen es mit starrem Wehen sich auf den besten Buganker schwingen; — sahen bei eintretender Fluth den Centurion, durch die unüberwindliche Gewalt derselben übermann, dem Sturm gerade entgegenreiben; — sahen die wälzenden Wogen das lange Boot, welches hinter dem Schiffe befestigt schwamm, wie einen Ball auf das Hinterdeck desselben emporzuschleudern und zerkrümmern; — und mußten zuletzt diese herzdurchbohrenden Beobachtungen gezwungen aufgeben, da das zweifelhafte Tageslicht bald der schwärzesten nächtlichen Finsterniß wich, welche die gesammte graue Scene in ihren Mantel hüllte. Immer aber noch verstärkte sich das Tosen der Winde mit jeder Minute. Ihr pfeifendes Peulen, und das

Mauscheu der brandenden Welle, und das Rollen des Donners betäubten jedes Ohr, während der Regen in Strömen niederschloß und kreuzende Wetterstrahlen unaufhörlich durch den entbrannten Himmel zuckten.

Träg schwand den Bekümmerten diese Nacht des Entsetzens dahin! Noch wüthete der Sturm, als der trübe Tag von neuem aufstieg; und schnell flogen ihre Augen fernwärts nach dem Horizont hinaus, und suchten den Centurion auf seiner alten Ankerstelle. Er war fort! er war verschwunden! Das weite Meer bot ihnen nichts, als den öden Anblick einer tausendfach durchspülten Wasserfläche dar.

Ein ungeheurer Schmerz klagte sich an jede Brust! Mit dem verlorenen Schiffe hatte Jeder seine Hoffnung und jedes Heil des Lebens verloren! Eine dumpfe Bestürzung schloß ihrer Aller Muth; Jeder scheute sich, die Besichtigung seines Verderbens dem Andern abzufragen. Doch schmerzlicher, als sie insgesamt, war durch diese Katastrophe der wackere Befehlshaber gebrüht, dem diese Schreckensnacht mit dem Schiffe, das er, wie jeder Seemann, als das Seinige, aus langer Gewohnheit mit Zärtlichkeit liebte — zugleich die ganze Frucht seiner erduldeten Gefahren, den Lohn seiner Thaten, die Heimkehr ins theure Vaterland und Alles raubte!

Auf ihn indeß war in dieser bedrückten Lage jedes Auge seiner Gefährten allein gerichtet. Von ihm erwarteten sie, daß sein an Hülfsmitteln nie erschöpfter Geist zu ihrer Aller Rettung sich bewähren sollte; und sobald das Entsetzen ihre erstarrten Zungen wieder losgab, bestürmten sie ihn mit Vorstellungen, wie nur die nutzloseste Verzweiflung sie einzugeben vermag. Hier drang ein Theil, der den Untergang des Schiffs für entschieden hielt, in ihn, daß er das Boot rings um die Insel schicken solle, um die gescheiterten Trümmer aufzusuchen. Dort wieder klagten Andre, die an eine Möglichkeit seiner Erhaltung glaubten, daß es dennoch ohne einige Hoffnung der Wiederkehr von der Insel abgetrieben seyn möchte, da es sich unter der Windseite derselben befunden. Sie erinnerten ihn an die Schwäche der Besatzung und an die Unmöglichkeit des ledigen Centurion selbst, nachdem er schon so lange Wunden die See gehalten, nun noch mit diesen kümmerlichen Binden zu kämpfen. Beide Heile aber jammerten, daß — welches nun auch sein Schicksal gewesen seyn möchte — die Unmöglichkeit, diese Insel jemals wieder zu verlassen, gleich sehr entschieden bliebe.

In Wahrheit auch vereinigte sich nur zu vieles, um diesem Zweifel das Wort zu reden. Wenigstens sechshundert Seemeilen war Makao, der nächste freundschaftliche Hafen, den sie hätten erreichen müssen, entlegen; und um dahin zu gelangen, war kein Fahrzeug in ihren Händen, als jene kleine spanische Bark, die sie gleich bei ihrer ersten Landung auf Zintian hinweggenommen hatten. Diese aber würde höchstens den vierten Mann aus ihrer Anzahl haben aufnehmen können: und was war alldann das Loos der Zurückbleibenden auf dieser wüsten Erde, wo vor dem Centurion vielleicht noch nie ein europäisches Schiff geankert hatte, und wo sich auch in mehreren Generationen kein ähnlicher Glücksfall wieder erwarten ließ? Diese trostlose Aussicht entlebdete die zauberische Insel plötzlich aller ihrer bisherigen Reize. Auch in einem Paradiese konnten sie nicht froh bleiben, sobald es ihnen zum Kerker ward, der sie ewig von Freunden, Verwandten und allen Freunden der vaterländischen Heimath trennte.

Noch aber war diese lebenslängliche Verbannung nicht das muthmaßliche höchste Ziel ihres Ungemachs. Guaham, die spanische Niederlassung, lag ihnen zu nahe, als daß sie hätten hoffen dürfen, von dorther unangefochten zu bleiben. Sobald ihre Feinde erfuhren, in welcher mißlichen Lage sie sich befanden, war nichts gewisser, als daß der Befehlshaber dieser Kolonie eine hinreichende Macht herübersenden würde, um sie zu übermächtigen, und auf Zeitens als Kriegsgefangene von der Insel hinwegzuführen. Denn die Eiferucht und grausame Willkür der Spanier in diesen fernen Erdstrichen war zu bekannt, als daß eine Auswechslung jemals sich hätte hoffen lassen. Ja, es stand sogar zu fürchten, daß die Feinde aus den eben erwähnten Gründen geneigt seyn möchten, gegen sie als Seeräuber zu verfahren. Und wie wollten sie diese entsetzliche Gefährdung ihrer Ehre und ihres Lebens abwenden, da ihre sämmtlichen Bestellungen am Borde des Centurion zurückgeblieben waren?

Mitten unter diesen niederschlagenden Betrachtungen stand Anson, größer als sein Schicksal, mit unerschütterlicher Fassung da. Wollwichtiger, als irgend einer aus der Zahl der muthlos Jammernden, empfand er den Druck jener Gründe: allein sie beugten die hohe Ruhe seines Gemüthes nicht, womit er unter den sparsamen Mitteln wählte, sich und die Seinigen aus dem Gedränge zu ziehen. Sobald er auch nur, einzig mit sich selber, seinen schnell gebohrnen Entwurf den verständigern Freunden um ihn her entwickelt und zu dessen Thuns-

übelst ihre Stimmen vereinigt hatte, versammelte er auch die gesammte Zahl der Unglücksgenossen zu sich, um seinen Muth und sein kühnes Feuer zur Ausführung in sie überzutragen.

„Freunde,“ sprach er — „Ihm Erkennen sie seit zwei Jahren, da uns der Ruf des Vaterlandes und der Ehre vereinigt, lauf' ich heute Gefahr, den Geist brittischer Männer in euch zu verkennen! Wie? Den Centurion haltet ihr für verloren? Hab' ich's denn nicht mehr mit versuchten alten Seelenten zu thun, daß eine so kindliche eitle Sorge euer Herz beengt? Oder habt ihr denn so gar nicht erwogen, wieviel ein Schiff, wie das unsrige, zu ertragen vermag? Wie hält es uns denn wohl bis hieher gebracht, war' es so übel zusammengefaßt, als der Centurion sein müßte, um diesem Sturme nicht zu trogen? — Er gesunken? er zertrümmert? — Glaubet es nie! Hofft getroßt mit eurem Führer, daß wir in wenigen Tagen sein Segel, auf uns hergerichtet, wieder erblicken werden!“

„Doch sey es auch so,“ sprach er, „wie empfindet auch ihm ansehen! Das Schlimmste was ihm begegnet seyn könnte, wäre doch immer nur, daß die Gewalt des Windes ihn zu weit nach Westen abgetrieben, um sich wieder zu uns heranzuarbeiten. Dann hat er ohne Zweifel seinen Lauf nach der Küste von China fortgesetzt, und es liegt nur an uns, ihn in Makao wieder zu erreichen. Auf dieses Aergste laßt uns also, als Männer, gefaßt seyn. Nach Makao und unserm Centurion hin laßt uns unsre Bestrebungen richten! Sie werden nicht fruchtlos seyn: wir werden diese Insel hinter uns schwinden sehen, wenn ihr, wie ich hoffe, zu dem Anschlag eure Hände bieten wollet, den ich mit reifer Ueberlegung eronnen habe.“

„Ihr habt Recht, — Wir besigen nur diese kleine Bark, um uns von hier zu entfernen: allein was hindert uns, sie ans Land zu ziehen, sie quer durch in ihrer Mitte aus einander zu sägen, uns Kiel und Borde um zwölf Fuß zu verlängern? Statt zwölf Tonnen Last wird sie dann vierzig fassen — wird fähig seyn, die hohe See zu halten, und geräumig genug, uns Alle bis auf den letzten anzunehmen. Dieser Vorschlag stößt sich auf die einmüthige Versicherung unsrer anwesenden Bimmerleute, welche ihn für leicht und ausführbar erklären. Allein er fordert auch unsern vereinigten Entschluß zur That, und nimmt den angeknüpften Fleiß jedes Einzelnen unter uns in Anspruch. Freiwillig also und mit voller Kraft seiner Seele bietet Jeder seinen Bestand zum gemeinsamen Werke dar; und ich selbst, wie beschwerlich die Arbeit seyn möge, werde willig und redlich Hand an sie legen.“

„Ist dies euer Wille — Wohlan! So laßt uns ungesäumt zur Ausführung schreiten! Unser Verfassung und die günstige Jahreszeit müssen uns jeden Augenblick kostbar machen; müssen uns treiben, als ob die Hoffnung, den Centurion hier wieder vor Anker zu sehn, ein Lüdling wäre, damit wir, wenn er nun dennoch erscheint, nichts, als die vergebliche Arbeit einiger wenigen Tage, zu bereuen haben mögen.“

Ansons zuversichtlicher Ton verfehlte auch seiner Wirkung auf die versammelten Hörer nicht; — wirkte sogar kräftiger, als seine Absicht war, da er ihre Erwartung, sich mit dem Schiffe nächstens wieder zu vereinigen, bis zu einer solchen Lebendigkeit erhöhte, daß es sie zu der beschlossenen Arbeit lässiger machte, als das Bedürfnis erlaubte. Die vorgeschlagene Erweiterung des spanischen Fahrzeuges war allerdings ein Werk, das nur durch eine nicht gemeine Anstrengung vollführt werden konnte; und je deutlicher sie dies begriffen, je geneigter wurden sie, es viel lieber auf die Gunst eines Zufalls ankommen zu lassen, auf welchen der Kommodore bei sich selbst ungleich weniger zu rechnen wagte, als seine Versicherungen anzudeuten schienen.

Dieser Ausblick, welche der Arbeitsscheu der trägen Gemüther nur zu erwünscht kam, war es hauptsächlich beizumessen, wenn verschiedene Tage hingingen, bevor die Hände der Menge so rasch und willig und mit so vollem Gemeinfinn an die Ausführung gingen, als doch nothwendig vorausgesetzt werden mußte, wofern das beabsichtigte Werk erreicht werden sollte. Bald aber kehrten die Blicke, die so oft und so sehnlich den Rand des ferneren Gesichtskreises musterten, zu den nähern Gegenständen zurück, die zu ihren Füßen lagen, und ihrer Art oder ihrer Säge warteten. Je tiefer ihre zu leichtsinnige Hoffnung sank, je allgemeiner kehrte der Geist der Emsigkeit und der Anstrengung bei ihnen ein, und ermunterte sie, nunmehr bloß ihren eignen Kräften zu vertrauen. Die Frühsonne fand jeden Arbeiter bereits auf seinem angewiesenen Sammelplatz; und das Abendroth überraschte sie bei ihren verschiedenen Verrichtungen noch eben so wacker, als sie begonnen hatten.

Nur einen einzelnen Augenblick gab es seitdem noch, wo die alten Hoffnungen sich wieder hervorwagten, um dann schnell desto grausamer getödtet zu werden. Es war wenig Tage nach dem Sturme, der sie auf Zintian eingesperrt, als plötzlich unter den Arbeitern der fröhliche Ausruf laut ward: „Ein

Schiff!" und Aller Blicke mit unwiderstehlicher Kraft nach dem Seeufer hinstieg. Ein trunkener Jubel tönte von jeder Lippe: denn Niemand zweifelte, daß es nicht sein Schiff seyn sollte. Während noch der Kommodore eilte, sein Fernrohr herbeizuholen, riefen aber schon mehrere Stimmen, daß noch ein zweites Segel sich erhebe. So war es denn freilich der Centurion nicht, auf den sich die Menge gefreut: aber nur um so weniger ließ sich muthmaßen, was für eine Bewandniß es mit diesen Fahrzeugen haben könnte?

Unter der Zeit hatte Anson selbst mit pochendem Herzen die beiden kaum erkennbaren Punkte durch seine Gläser beobachtet. Ach! Er sah keinen Centurion! Selbst nicht einmal Schiffe ward er gewahr; wohl aber zwei Gegenstände, die er, ihrem Bau und der Form des Segels nach, nur für Boote halten konnte. Gütiger Gott! Wenn es nun die Boote seines Schiffes waren, die mit dem geborgnen Volke wiederkehrten, nachdem der Centurion seinen letzten unglücklichen Tag erlebt! Seht — jetzt, unter diesem plötzlichen Gedanken, brachen Muth und Hoffnung in seiner starken Seele zusammen! Der Sturm seiner Empfindungen mahlte sich in seinen Augen. Stumm und seinem Schmerze hingegeben, wandte er in sein Gezelt zurück, und es brauchte mehrere Minuten der stillen Verborgenheit, bis der Unglückliche seinen Mannsinn wiederfaß, um, neu entschlossen, dem verfolgenden Schicksal die Stirne zu bieten.

Gottlob! Seine Abndung war diesmal zu schwarz gewesen. Als er wieder hervortrat, und die Blicke von neuem auf das Meer hin richtete, überzeugte er sich bald, daß, was er für Schiffsboote zu erkennen geglaubt, nur zwei indlanische Voen\*) waren, die sich dem Lande zu nähern schienen. Es konnte ihre Absicht seyn, die Insel und ihre neuen Bewohner auszuschaffen. Hurtig ließ er also jeden Gegenstand aus dem Gesichte räumen, der ihnen hätte Argwohn geben, oder die Anwesenheit fremder Gäste verrathen können. Zugleich aber verfiel er verschiedene Hinterhalte in das Dickicht zunächst am Ufer, und jede Vorkehrung war genommen, um sich der Voen im Augenblick ihrer Landung zu bemächtigen, und so den feindlichen Anschlag auf die Sicherheit der Mannschaft zu vereiteln. Allein sey es, daß diese Fahrzeuge dennoch Verdacht geschöpft, oder daß sie ihrem Auftrag aus der Ferne eine hinlängliche Genüge zu thun geglaubt, oder endlich, daß sie weit einen andern Zweck verfolgten, als den ihre Erscheinung voraussetzen ließ: — genug, sie hielten in einigem Abstand vom Ufer plötzlich an; lagen zwei Stunden lang unbeweglich still, und gingen dann, ohne weitere Unternehmung, seitwärts unter Segel.

Ungeachtet, und mit weitestfernder Thätigkeit, ließen seitdem die ausgelegten Insulaner die Verlängerung ihrer Barke sich angelegen seyn, ohne der sich täglich mehrenden Erschwernisse zu achten. Freilich aber gehörte auch ein nicht geringerer Grad von Enthusiasmus, als wirklich in ihnen lebte, dazu, um dadurch nicht abgesehrt und derselben durch immer neue Erfordernisse der Noth und des Zufalls Meister zu werden. Selbst auf einem englischen Schiffswerft, und im Besitz jeder Bequemlichkeit und jedes verlangten Werkzeugs, würde jene Verwandlung für ein Kunststück gegolten haben: um wieviel mehr denn nicht an diesem wüsten Plage, wo beinahe jedes Werkzeug erst erschaffen werden mußte; bei jedem Schritte der Mangel irgend eines großen oder kleinen Materials sich offenbarte, und das Geste unablässig aufgeboten werden mußte, diese Entbehrnisse durch ungewöhnliche Mittel und Handgriffe zu ersetzen.

Gleichwohl war mit Befiegung dieser Hindernisse immer erst der geringste Theil derselben überwunden. Auch wenn der Rumpf der erweiterten Barke fertig dastand, blieb noch die Erfindung des dazu nöthigen Tauwerks und der Segel übrig. Ehe man dann in See zu gehen vermochte, fragte sichs noch, woher die zur See ausdauernden Lebensmittelvorräthe für mehr als hundert Köpfe bezogen werden sollten? Und auch mit dieser Sorge im Rücken, galt es immer noch die Kunst, sich den Weg von dreißig Graden der Länge durch ein Meer voller Inseln, Klippen und Gefahren hindurchzusetzen — einen Weg, den Niemand aus der Gesellschaft zuvor versucht, und den zu treffen, es ihnen eben sowohl an Seeharten, als an astronomischen Werkzeugen fehlte. Führ wahr, wenn nicht Glück und Zufall — und wer durst es wagen, sich auf sie zu verlassen? — diese Unmöglichkeiten wieder ausgleichten, so hat auch diesmal der Enthusiasmus sich verrechnet, und nur zur Verzweiflung konnt' er aus seinen luftigen Träumen erwachen!

Glück und Zufall hatten gleichwohl dafür gesorgt, daß die Zimmerleute, welche sich unter den Zurückgebliebenen befanden,

ihre Rüst- und Werkzeuge mit sich ans Land genommen hatten. Einen ähnlichen Bedacht hatte auch der Schmidt getragen. Seine Schmiede war aufgeschlagen: nur fehlte es an den Blasbälgen, die ihrer Unbehilflichkeit wegen am Borde zurückgelassen waren. Seine Kunst in Thätigkeit zu setzen, gehörte unter die wesentlichsten Bedingungen des entworfenen Rettungsplanes. „Schafft mir meine Bälge!“, rief er kleinlaut — „und ich will mit Freuden vor meiner Esse schwigen!“

Sie wurden ihm geschafft! In Häuten von den erlegten Kindern mangelte es nicht; und die Spanier in der Barke hatten zu eigenem Gebrauch einen Vorrath von Muschelschale bereitet. Schnell legte man eine Gerberei an, deren Produkte zwar die Nase ein wenig beleidigten, übrigens aber doch gesüßsam genug ausfielen, um zu ein Paar Blasbälgen verbraucht zu werden, an denen ein Flintenlauf die Stelle der Röhre vertrat. Der erstaunte Schmidt schürte freudig seine Kohlen an, und seine Kunst hielt Wort. Ein jedes Gefengestück, das die Noth erforderte, gieng rasch und brauchbar aus seinen schöpferischen Händen hervor.

Zu gleicher Zeit war eine andre Abtheilung der Gesellschaft angestellt, Bauholz zu fällen, und Planen daraus zu schnitten. Diese Arbeit war allerdings die mühsamste; bei ihr, vor Allen, mußte die Macht des Beispiels zur Ermunterung wirken, und edel entschloß sich der Kommodore, sich an ihre Spitze zu stellen. Die Art erklang in seiner Hand, wie in der Faust des Bergingen: wer hätte sich ferner weigern mögen, und dahinten bleiben?

Die vorhabende Vergrößerung des Fahrzeugs erforderte, daß es an Land auf den hierzu bereiteten Stapel gezogen würde. Man war einig geworden, daß dies, in Ermangelung bequemer Maschinen, am süglichsten durch Anwendung untergestreckter Walzen geschehen könnte, wozu die glatten und zirkelrunden Stämme der Kokosbäume sich ohne mühsame Zurichtung benutzen ließen. Demnachst verlangte die Zerstückung des Gebäudes eine besondere Vorkehrung, damit die zerstückten Planen in keine Ritze splitterten: dies Uebel wurde glücklich vermieden. Noch bedeutlicher war die Sorge, welche eine genauere Berechnung nunmehr ergab, daß, selbst nach wirklich ausgeführter Erweiterung der Barke, ihre Geräumigkeit für die starke Mannschaftzahl und deren Bekürfnisse dennoch unzureichend seyn werde. Nur die Eine Hälfte der Gesellschaft ließ sich dann unter dem Verdecke unterbringen, während die Andre den Einsüssen der Witterung schutzlos ausgesetzt bliebe. Allein diese Ungemächlichkeit litt keinen Wandel, da jene Verlängerung bereits die äußerste Gränze des Möglichen erreichte.

Hierauf erwog man auch, daß das neue Gebäude, zur Abwehr des eindringenden Wassers, in seinen Fugen kalstert werden müsse. Dazu fehlte es freilich an Leber: aber man hatte Talg und Kalk im Ueberfluß; und es war eine bekannte Erfahrung, daß ein Gemisch von Beiden die Stelle des Schiffspeches nicht unglücklich zu vertreten pflegt. Endlich mußte man auch noch auf das nöthige Tau- und Segelwerk sinnen. Man hatte zwar einigen Vorrath auf der Barke selbst gesunden; was jedoch noch ferner abgieng, ließ sich aus der Einsparung von des Befehlshabers Gezelt und einigen vergessnen Tauen des Centurion ergänzen.

Für den täglichen Bedarf an frischen Lebensmitteln wechselte eine bestimmte Anzahl in ihrer Ordnung ab, welche angewiesen war, Vieh zu erlegen und Früchte einzusammeln. Allein man mußte ebensowohl auch auf einen hinlänglichen Reservorrath für länger als Einen Monat bedacht sein: und hier thürmte sich Verlegenheit auf Verlegenheit. Nicht Ein Faß Wehl — nicht ein einziger Zwiebad war anzubringen, da Jedermann, seit der ersten Landung, die wohlschmeckendere Brodfrucht vorgezogen hatte, die aber, abgepflückt, nach wenig Tagen, dem Verderben ausgesetzt war, und darum für keine lange Seereise taugte. Der Mangel an Salz machte allen vorhandenen Ueberfluß von frischem Fleische eben so unbrauchbar; abgesehen auch sogar von den Schwierigkeiten, die dem Geschäft des Einspökens in den heißen Himmelsstrichen entgegen zu stehen pflegen.

So beschränkte sich denn ihr ganzes Proviantmagazin auf die wenigen Stücke kakanirten Rindfleischs, welche sie von der Belagung der Barke erbeutet hatten, und auf die Erndte von Kokosnüssen, welche sie vor ihrer Abfahrt noch zu halten gedachten. Dem Brodmangel aber sollte durch einen Vorrath von Reis gesteuert werden, welchen sie sich, im Vorüberfahren auf der nahe liegenden Insel Rota, mit gewaffneter Hand von den Spaniern zu ertrogen hofften, die, nach den Berichten der Gefangenen, hier durch die Indianer weite Felder dieses Getreides anbauen ließen. Zugleich gab dieser Anschlag die Veranlassung, ihre Streitkräfte und den Bestand ihrer Ammunition näher zu Rathe zu ziehen. Leider wurden nicht mehr als neunzig Ladungen Pulver zusammengebracht! Nicht einmal also jeder Kopf in der Gesellschaft sollte seine Flinte los-

\*) Eine besondere Art schnell segelnder Kanots, die in diesen Gegenden, so wie auf den nächsten Inselgruppen des stillen Meeres, üblich sind.

drücken können! Desto mehr aber wurde auf eines Leben persönlichen Muth gerechnet, um sich den Spaniern dennoch fürchtbar zu machen.

Wie abschreckend jedoch diese Aussichten im Ganzen seyn mochten, so ließ sich gleichwohl hoffen, daß sie durch Entschlossenheit, durch Selbstverklugnung und ruhiges Dulden zu erleichtern seyn würden. Allein Bekümmernisse von ungleich ernstlicherer Art stahlen dem Kommodore den Schlaf seiner Nächte und den Frieden in seiner Brust. Während die gesammte Menge mit Vertrauen zu ihm, als ihrem Piloten durch diese unbeschnittenen Meere, emporfah, und ihr Heil als Pfand in seine Hände legte, rang er im Stillen mit der Unsicherheit, dieser Verpflichtung nach Wärdem zu entsprechen, wofür er, ohne Kompaß, ohne Quadranten und andre Handleistungen der Kunst, die Regierung des Fahrzeugs nicht bloß auf ein glückliches Dhngefahr sollte ankommen lassen. Keines der genannten Instrumente war auf der Insel aufzufinden, so sorgfältige Nachfrage auch insgeheim (denn laut durfte dieser bange Zweifel vor der Gesellschaft nicht werden!) darnach geschehen mochte; und acht schmerzliche Tage drückte jene Sorge, gleich einem Alp, auf seiner Seele, bis endlich der Zufall sich auf eine wunderhulliche Weise ins Mittel schlug, ihn davon zu befreien.

Denn an ein Wunder gränzte es wahrlich, daß Jemand beim Durchsuchen einer Kiste, die zu der spanischen Barke gehört hatte, auf einen kleinen Taschekompaß stieß, der an sich freilich nur als ein nürnbergischer Spielstand, aber dennoch unter diesen Umständen als ein unschätzbares Kleinod zu betrachten war. Ein paar Tage später hob ein zweiter glücklicher Entdecker am Meeresufer einen hölzernen Quadranten auf, den die Wellen ausgeworfen hatten, und der vorläufig, als Nachlaß eines Verstorbenen, sammt andern unnützen Geräthe, über Bord gewandert seyn mochte.

Wie nach einer Krone, griff Anson nach dem dargereichten Werkzeuge, das seinen drüchtigsten Wunsch erfüllte. Allein wie schnell sank seine Freude, als er auf den zweiten Blick die dazu nöthigen Dioptern vermiffte, deren Mangel es für den Gebrauch ohne Nutzen machte! Jetzt mußte ein neues Wunder bald darauf die Neugier eines Dritten anregen, daß er das Schutfach eines alten wurmfressigen Eisches herauszog, der gleichfalls an Land getrieben war, und diesen Versuch durch den Fund von — den vermifften Dioptern belohnte. Ob sie zu dem Quadranten passen möchten, ward auf der Stelle entschieden. Die Breite von Lintian war bekannt, und das Resultat des Instruments stimmte leidlich mit den früheren Beobachtungen überein. — So waren denn also die Wegweiser durch Nacht und Wellen gefunden.

Mit allen diesen unerlässlichen Vorbereitungen war man endlich, binnen dem Zeitverlauf von vierzehn Tagen, so weit gediehen, daß die Zusammenfügung der Barke wirklich zur Hand genommen werden konnte. Bei der regelmäßigen Verteilung aller Arbeiten ließ sich's sogar mit Zuversicht bestimmen, wann das Werk vollendet dastehen müßte; und das Ende der sechsten Woche seit ihrem einseitigen Aufenthalte auf Lintian war unwiderrüchlich zur Abreise festgesetzt. Man konnte dies mit um so mindrer Gefahr, sich zu betheuen, da Ein Sinn und Ein Entschluß die Arbeit belebte. Wahrscheinlich hatte man diesen Geist der Ordnung und Folgsamkeit dem gänzlichen Mangel an starkem Getränk zu danken, denn der Saft der Kokosnüsse, welcher ihnen die Stelle des Rums vertreten mußte, war zwar wohlwärmend, aber doch nicht geistig genug, den Trinker zu bezaubern.

Mitten aber in dieser regen, wimmelnden Geschäftigkeit — Es war am neunzehnten Tage seit ihrem großen Unfall — wechselte plötzlich die Scene durch eine Erscheinung, welche nunmehr auch der kühnste Prophetenglaube sich nicht träumen ließ. Ein Bootsmann, der auf die Jagd nach wildem Geflügel ausgehrt war, befand sich am hellen Mittage auf einer der erhabensten Anhöhen der Insel, und blickte zufällig ins hohe Meer hinaus. Klar und deutlich fiel ihm ein herangekommenes Schiff in die Augen, und sein aufwallendes Herz weißagte ihm, es müsse der wiederkehrende Centurion seyn. In wilder Hast stürzte er sich die Berge herunter, bis Einige seiner Kameraden ihm aufstießen, denen er in hervorbrechender Fröhlichkeit schon aus der Ferne entgegenjubelte: „Das Schiff! — Freunde, das Schiff! Mit vollen Segeln feuert es gegen die Insel!“

Der Ausdruck seiner Freude war zu unverkennbar licht, als daß seine Stellung hätte Mißtrauen erwecken können; — sie war zu erfreulich, diese Zeitung, als daß der frühesten Bote derselben nicht auch den vollen Dank des Kommodore hätte verdienen sollen. Rasch also warf sich der Leichtfertigste unter den stauenden Hördern den Weg hinab, und es gelang ihm unschwer, dem atemlosen ersten Verkündiger zuvorzueilen. „Freude! Freude!“ schrie er, als er den Platz erreichte, wo

Anson mit seinen Arbeitern am Bau geschäftig war — „Der Centurion kommt wieder! Unsr Noth hat ein Ende!“

„So liege da, und habe Frierabend!“ stammelte der Kommodore, und warf, vom seligsten Entzücken überwältigt, seine Art zu Boden. Dem Kummer und der schwarzen Sorge hatt' er männlich Stand gehalten: doch gegen die Ueberraschung der Freude war seine Seele minder gepanzert. Wer aber fände den Eblen darum nicht nach noch näher seiner Liebe und verwandter seinem eignen Herzen?

Ansons Gefährten auf dem Zimmerlage waren auch um nichts mäßiger in ihrem freudigen Enthusiasmus. Sie fielen einander in die Arme; sie sangen; sie warfen die Hüte in die Luft; sie taumelten vom Berst hinweg, und rannten, ihrer Arbeit vergessend, an den Strand hinab, um ihre schwimmenden Augen am Centurion, wie an einer wiedergefundenen Braut, zu erlaben; indes Andre wieder den erhabnern Hügel hinaustellten, um von diesem Punkt der ersten Entdeckung aus des lieblichen Anblicks desto gewisser froh zu werden.

Gegen Abend war das Schiff, der gemeinsame Gegenstand des Verlangens, so nahe herangeschwommen, daß Niemand mehr den Centurion in demselben erkennen konnte. Anson schickte den Wiederkehrenden ein Boot mit achtzehn Mann zu ihrer Verstärkung und einen Vorrath von frischen Lebensmitteln zur Erquickung entgegen. Dennoch gelang es ihnen, des schwachen Windes wegen, erst am folgenden Tage, sich an der alten Stelle vor Anker zu legen. Im gleichen Augenblick trat auch der Kommodore an Bord und mitten unter sie. Sie empfingen ihn mit einem unverabredeten Freudengeschrei, wie Freunde, die sich einander auf immer entrisen geglaubt, sich gegenseitig in die Arme flogen.

Auch ihm aber brannte ein unnenbar seliges Gefühl durch alle Pulse. Er fühlte ja wieder den Boden unter seinen Füßen, den er sein nennen durfte! Seine Hoffnungen, seine tief berechneten Entwürfe zu Sieg und Ehre waren ihm wiedergegeben! Als glücklicher Weltumsegler, als Ueberwinder des spanischen Stolzes soll' er nun bald seinen Wimpel im Angesicht der vaterländischen Dänen wieder können wehen lassen!

Jetzt, nun alle Schreden, alle Plagen, alle Anstrengungen der letzten drei Wochen nichts als ein schwerer Traum gewesen zu seyn schienen, hatte man denn endlich auch die ruhige Ruhe, einander den Bericht von diesem Allen an das theilnehmende Herz zu legen. Gatten die Zurückgelassenen auf Lintian angstvolle Tage durchlebt, so war andererseits auch das Loos der Davongefährten um nichts beneidenswerther gewesen.

Als jene unselige Nacht sie und ihre Drangsale dem Blick der trostlosen Gefährten am Ufer entzog, und das Rausen des Sturms mit jeder Minute sich verstärkte, war bald ihr zweiter Anker eben so unvermögend, als der schon gebrochene, sie länger zu halten. Das Kabeltau brach, und jagend kappten sie die Seile, die ihren letzten Nothanker am Borde hielten. Zwar faßten seine Arme den Grund, allein sie schwebten bereits so nahe am Rande der Sandbank, daß der erste erneuerte Windstoß ihn wieder lösen, und das Schiff vollends in die hohe See treiben mußte.

Der erste Schiffskapitän, dem jetzt das Kommando auf demselben anheimfiel, ließ in dieser bedenklichen Lage angezündete Laternen ausstrecken, und von Zeit zu Zeit einige Kanonen abfeuern, um dadurch seine Noth zu erkennen zu geben. Von Belbem aber vernahm Anson und seine Gefährten am Lande nicht das Mindeste. Der Donner des Himmels und der Wogen übertaubte des Geschüzes Donner; und die durch einander fahrenden Wetterstrahlen verbunkelten den schwachen Schein der Leuchten und selbst den Bliz der abgebrannten Stücke. Um Mitternacht endlich brach der gefürchtete Augenblick ein. Der Pflichtenanker wählte sich aus dem See Grunde hervor, und ein Ball der Wellen, slog das Schiff, vom Sturme gepelzt, über die Abgründe dahin.

Alles, was eine solche Lage Trostloses haben kann, schien nunmehr wider die Unglücklichen zu ihrem Verderben mit einander im Bunde. In einem ledigen Schiffe; zwei Anker verloren, und den einzigen noch übrigen mehr, als hundert Klaftern, im Grunde schleppend; keine einzige Kanone gehörig befestigt, keine Luke geschlossen; das Tauwerk in Verwirrung, und mit Mühe nur Meister eines einzigen Segels — sollte eine außer allem Verhältniß geringe Besatzung dem Sturme Trotz bieten, ohne zugleich eine einzige Minute von den Pumpen zu weichen. Ihren Muth noch mehr zu lähmen, standen sie in der schredlichen Vermuthung, gerade gegen die Felsenriffe der benachbarten Insel Aguigan getrieben zu werden. Was für übermenschliche Anstrengungen sie immerhin anwenden mochten, dieser Gefahr des Untergangs durch Befestigung der Segel zu entweichen; — es war umsonst! Vom Ersten bis zum Letzten, ohne Unterlaß des Ranges, krachten sie an der harten Arbeit. — Sie erbeuteten damit nichts, als die traurige Einsicht ihres Unvermögens, das Schiff zu wenden! Nur erst



der folgende Morgen befreite sie von dieser entsetzlichen Angst. Sie sahen die drohenden Felsen weit hinter sich schäumen. Ein starker Meerstrom hatte sie seitwärts abgetrieben und unwissend gerettet.

Alein diese Meereströme waren es auch, welche nachgehends, da der Sturm endlich schwieg, eben so unerwartet ihre Rettung täuschten, die Höhe von Tinian in wenig Tagen wieder zu erreichen. Erst am neunzehnten Tage fanden sie das Ziel ihrer Mühen, wie ihrer Trennung, da Tinian, die Erschente,

ihnen die blauen Bergspitzen in Ossen entgegenhob. Die harte Prüfung war überstanden; und Beide, die Verlassenen wie die Verlassenden, fühlten inniger das Band, das zum gemeinsamen Geleite sich durch sie Alle schlang, und sanken mit verstärkter Liebe einander in die Arme.

Bald darauf, nach minder wichtigen Ereignissen, verließen sie das romantische Eiland, um unter ihrem heldenmüthigen Führer neuen Gefahren und kühnen Thaten entgegen zu schwimmen.

## Albrecht von Halberstadt, f. Minnesinger.

## Halb Suter, f. Meisterlänger.

## Gerhard Anton von Halem

ward den 2. März 1752 zu Oldenburg geboren und bezog nach vorhergegangener classischer Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zum Behuf des Studiums der Rechte nach einander die Universitäten Frankfurt an der Oder, Straßburg und Kopenhagen. Darauf wurde er zum Landesgerichtsassessor, Kanzlei- und Regierungsrath zu Oldenburg ernannt, unter der französischen Regierung aber 1812 als Appellationsrath nach Hamburg versetzt. Als jedoch Hamburg von den verbündeten Truppen bedroht wurde, ging er zu seinem vaterländischen Fürsten nach Cutin und zog später mit ihm als sein erster Rath wieder in Oldenburg ein, wo er noch zum Präsident der Landesregierung ernannt wurde und den 5. Januar 1819 starb.

Wir haben von ihm:

Gesammelte poetische und prosaische Schriften. Hamburg 1787. 1r Bd. in gr. 8.

Poesie und Prosa. Hamburg 1789 in gr. 8. m. 1 Kpfr. Bilde auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreich. Ebenbas. 1791, 2 Thele. in 8.

Dramatische Werke. Rostock 1794 in 8.

Szene. Monatschrift. 1800 — 1805.

Schriften. Münster und Hannover 1808 — 1810, 9 Thele. in 8.

Erriische Gedichte. Leipzig 1807.

Kleine historische Schriften. Ebenbas. 1808.

Töne der Zeit. Bremen 1814. 1r Band in gr. 8.

Erzählungen und Geschichten. Münster (Leipzig) 1825 in 8.

Einzel:

Trudelinde, Schauspiel. Hamburg 1780.

Keschylos Agamemnon. Leipzig 1785.

Wallenstein, Schauspiel. Göttingen 1786.

Geschichte des Herzogthums Oldenburg. Oldenburg 1794 — 1797, 3 Bde. in 8.

Blüthen aus Trümmern. Berlin 1798.

Leben des Grafen Wänlich. Oldenburg 1803.

Leben Peters des Großen. Münster und Leipzig 1808 — 1805, 3 Bde. in 4.

Sammlung der wichtigsten Aktenstücke der neuesten Zeitgeschichte. Oldenburg 1806 — 1807, mit Kunde herausgegeben.

Jesus der Stifter des Gottesreichs. Hannover 1810, 2 Bde.

Bernunft aus Gott. Albed 1818.

v. H. war ein geistreicher, freisinniger und vielseitig gebildeter Mann, der, mit Gewandtheit und Talent der Form begabt, der Poesie seine Mußestunden widmete, sich auf diesem Gebiete jedoch nur, da es ihm an wahrer

Productivität und Phantasie fehlte, durch Correctheit und Anmuth der Darstellung auszeichnete. Weit bedeutender sind dagegen seine historischen und biographischen Leistungen, namentlich seine Geschichte des Herzogthums Oldenburg.

### Die Mähr\*)

von Aucassin und Colette.

Es dämmert! Seht euch um mich her,  
Ihr Liebenden alle! Horcht der Mähr,  
Wie unsre Väter liebten:  
Denn Mähr und Sang aus alter Zeit  
Erhöht des Frohen Fröhlichkeit,  
Und heitert den Betrübten.  
Und wär' er krank und litt' er sehr,  
Es würd' er hör' er meine Mähr,  
Schon wohlter ihm zu Stunne.  
Denn Liebe geukt, o glaubt mir, glaubt!  
Wohl Balsam über jedes Haupt. —  
So horcht denn! ich beginne.

Nicht fern von den Ufern der Rhone erheben sich auf einem schönen Hügel der Langueoc, nur dürftig noch die besmoosten Trümmer einer Burg. Sechshundert Jahre sind's, da wohnt' und herrschte hier Graf Garins von Beaucaire. Einst ein mannhafter Ritter, war er lang' in gewaltigen Fehden das Schrecken seiner Nachbarn. Gern hätt' er jetzt bei herannahendem Alter in Frieden sein Leben beschloffen. Aber sein noch rästiger Feind, Graf Bongars von Valence, vergönnt' ihm nicht die Ruhe, nach der er sich sehnte. Kein Tag verging, daß Bongars nicht mit seinen Keisigen bis vor die Thore der Burg streifte, Garins Land verheerte und seine Vasallen tödtete. Schwach war des alten Garins Arm. Sein Sohn Aucassin — wohl hätt' er mit Ruhm den Feind zu bekennen vermocht: denn er war jung und stark und schön zum Bewundern. Aber Schalk Amor, der von je her mit den Menschen sein Spiel treibt, hielt gefesselt die Jugendkraft.

„Um's Himmels Willen,“ sagten oft Vater und Mutter zu ihm, „lieber Sohn! wirf Dich auf's Pferd, ergreif die Waffen und hilf Deinen Vasallen! Sehn sie Dich an ihrer Spitze, tapferer vertheidigen sie ihre Mauern, ihr Gut und ihr Leben.“

„Lieber Vater!“ antwortete dann der Jüngling, „Ihr wißt ja meinen Entschluß. Gern secht' ich für Euch; doch Vater! gebt mir Colette, die milde, so lieb mir, so lieb! — Bestreit' ich eher das Ross, umgürt' ich eher das Schwert, misch' ich mich eher in Kampf und Turnier, dann —! ja! dann erfülle Gott nie einen Wunsch meines Herzens! Vater, gebt mir Colette, die milde, so lieb mir, so lieb!“

\*) Aus: G. A. v. Halem „Kleine prosaische Schriften.“

„Wie kann ich?“ sprach dann der Vater; „das Mädchen ist nicht für Dich. Da kauft ein Vasall ein Sarazenenkind, läßt's taufen, und nun sollt' es Dein werden? Irgend ein Adersmann, den seiner Hände Arbeit nähret, führt ernst sie heim. Du — willst Du ein Weib nehmen, so sey sie adeliges Blutes. Schau in Frankreich umher und wähle! Da ist kein Casse des Reichs, der Dir auf Dein Bitten seine Tochter verlaget.“

„Ach! Vater!“ fiel Aucasin ein, „das Blut giebt nicht adeligen Sinn. Colette ist so gut, so gut. Als Stetin würde sie die Flur beglücken, wo ihr Schäferstab weilt. Setze sie auf den Thron, und glücklich ist das Reich, wo sie Königin ist.“

Umsonst drang der Vater stärker in ihn. Umsonst vereinte die Mutter ihre Bitten mit der Drohung des Vaters. Aucasins Antwort blieb: „So mild ist Colette, so gut. Mich hat bestiget ihr liebliches Wesen, und leb' ich, so leb' ich für sie.“

Unwillig ging der Alte zu Colettens Pflegevater. „Euer Mädel da macht mir Verdruß. Mein Sohn hat sich in sie vergafft. Lieber! laßt sie von euch!“

Lief neigte sich der Vasall vor seinem strengen Gebieter. „Fort soll sie,“ sprach er, „in fernes Land, und nimmer vernehme' er Kunde von ihr.“

Doch der Vasall war gut und liebte Colette! „Wie künnt' ich,“ dachte er, „das schuldlose Ding so streng behandeln? Aber ich muß Dich verbergen, Colette! vor den Augen Deiner Verfolger, bis ein günstiger Augenblick Dich befreiet.“

Ein Kämmerlein auf dem Thurme seiner Wohnung nahm das arme Geschöpf in seine Einsamkeit auf. Ueberflüssig ward sie mit allem Nöthigen versorgt; aber Licht gab ihr nur ein kleines Fenster, das den Blick nach dem Garten gewährte. Da schmachtete nun das süße Mädchen mit den braunen Locken, die, hinab die Schulter sich ringelnd, die schlante Gestalt umwallten. Niemandem lächelte ihr helles blaues Augenpaar, mit den langen seidenen Wimpern. Keinem hob sich der volle Lilienbusen. Heißlich stahl sich nur des Mondes Licht hinein zu dem Mädchen und trank ihre Reize. Süße Wehmuth erfüllte dann das Herz der lieben Gefangnen. Oft horchte sie dem Abendleide der Nachtigall, und oft weckete sie sie mit ihr im Gesange:

Du Sängerin im Mondenlicht!  
Was ist es, was Dich trübt?  
Bist du nicht frei und darfst du nicht  
Ihn lieben, der dich liebt?

Du sagst wol sie, die jammert hier  
Im Thurm, vom Liebchen fern.  
Sie fürbe funkelt nicht ihr  
Der Hoffnung Wonnestern.

Sie fürbe, wahr' es bleibe nicht,  
Die Kraft zu bulden giebt!  
Du Sängerin im Mondenlicht!  
Was ist es, was dich trübt?

Indessen ward Colette vermist von allen, die sich ihrer Lieblichkeit getreut hatten. Sie ist entflohn! sagte dieser; ermordet ist sie von Graf Garins! sagte jener. Gleichgültig blieb keiner; aber Aucasin war untröstlich. Hastig ging er zum Vasallen: „Wie sie mir wieder, die theurer mir ist, als die Schätze der Erde; mit wieder Colette, die Milde, ohne die mir verhaßt das Leben ist!“

Der arme Aucasin that so kläglich, daß der Vasall es ihm endlich entdeckte, er hab' auf des Grafen Geheiß Colette entfernen müssen. Doch, wo sie verwahrt sey, das verschwieg er. Verzweifelt schied Aucasin, schloß sich ein auf sein Kämmerlein, hing ganz seinem Schmerze nach, und nur seine Harfe gab ihm Trost:

Wo find' ich dich, o meine Taube?  
Wo thut, Colette, meine Braut!  
Wie Raigeflüster durch die Laube  
Nun deiner süßen Stimme Laut?

In dir, du Milde, wollt' ich hangen.  
Du stohst — mein armes Herz ist wund.  
Ein Kuß auf deine Rosenwangen,  
Dein Lächeln nur macht mich gesund.

Lönt Saiten! wem ward sie zum Raube?  
Wem schallt der süßen Stimme Laut?  
Wo ist Colette, meine Taube?  
Wo ist Colette, meine Braut?

Als Aucasin so zur Harfe sang, da trat kaum athmend sein Vater herein:

„Du verbrichst Dich hier, der Gule gleich, und schneff, indes wir ein Raub des Feindes sind. Graf Bongars umringt mit seiner ganzen Macht die Burg, um uns mit Einem Schlage zu vertilgen. Unsr Ritter und Knappen stehen gerüstet zur Vertheidigung der Mauern und Thore, indes die Bürger von den Sinnen Pfeile und gepigte Pfähle auf die Feinde herab regnen. Aber an Anführung fehlt, und wem ziemt sie anders, als Dir. Lieber Sohn! geh' in Dich! Stelle Dich an die Spitze der Vasallen! Deine Gegenwart giebt ihnen Muth und Kraft zum Widerstande, — zum Siege. Auf! schütze Dein Erbtheil! Was bleibt Dir übrig, wenn die Burg Dir genommen wird?“

„Lieber Vater!“ erwiderte Aucasin, „soll ich wieder hohlen, was ich schwur? Bei Gott! ich kämpfe nicht, du bewilligst mir dann Colette, die Milde.“

„Mag dann alles verloren gehen! Nie geb' ich zu,“ rief der Graf; und zornig ging er von dannen.

Aucasin folgt' ihm. „Vater!“ sprach er, „wohl, ich will mich bewaffnen und gegen den Feind ziehn. Aber, bringt Gott mich gesund und als Sieger zurück, darf ich dann ein einziges, einziges mal noch sehn Colette, die Milde, so lieb mir, so lieb? Darf ich zwei Worte ihr sagen und einen Kuß auf ihren Rosenmund drücken? Darf ich Vater?“

„Es sey darum!“ sprach der Graf. „Du hast mein Wort.“

Den Augenblick ward Aucasin wie umgebildet. „Geht mir Panzer und Schild!“ Er rief's, rüstete sich, schwang sich auf's Roß und flog mit eingelegter Lanze zum Thor hinaus, wohnetrunken von dem Gedanken, bald die Freundin seiner Seele wieder zu schaun und überglücklich in dem Vorgefühle des verheißenen Kusses. Die Liebe war sein Panier. Einzig beschäftigt mit Colette, der Milde, sah' er nicht, hörte er nicht, spornete nur immer sein Pferd und fand sich auf einmal umringt von feindlichen Haufen. Aucasin zuckte sein Schwert, hieb um sich gewaltig und streute rings das Feld mit Leichen der Feinde. So bahnt' er sich muthig den Weg durch's Gedränge. Schon naht' er in vollem Galop den Thoren der Burg. Da sah er einen Reiter stolz ihm zur Seite dahin sprengen. Graf Bongars war's. Vernommen hatt' er den Ruf der Seinen: „Aucasin ist gefangen!“ Nun eilt' er herzu, seines Triumphs zu genießen. Aucasin erkannt' ihn am goldenen Helm, wandte sein Pferd und wagte einen wüthenden Angriff auf ihn. Ein gewaltiger Hieb auf den Helm warf den taumelnden Bongars herab zur Erde. Aucasin faßt' ihn mit gesammelter Kraft am Wisse, schleppt' ihn zur Stadt und stellt' ihn vor seinen Vater.

„Hier ist der Feind, der Euch und den Euren Jahre lang Kummer und Unglück brachte. Ich gebe ihn in Eure Hand.“

„Recht so!“ rief der alte Garins, „recht so! mein Aucasin! durch solche Thaten muß man in Deinem Alter sich Namen machen und nicht durch thörichte Liebchaften.“

„Verschont mich, Vater! Ich hielt mein Wort. Die Reiz' ist an Euch.“

„Wovon sprichst Du, lieber Sohn?“

„Et Vater! hab' ich nicht Euer Wort, mir solle nach der Rückkehr aus der Schlacht Colettens Bild, Colettens Kuß vergönnt seyn? Vergaßet Ihr's, o so vergaß doch ich es nicht.“

„Und dennoch mußt Du's vergessen. Mein Sohn, es kann nicht seyn!“

„Und das ist Euer letztes Wort, Vater?“

„Bei Gott! das ist es!“

Stracks wandte sich Aucasin zum Gefangenen. „Graf Bongars! Du bist frei, von nun an frei! folge mir!“ Bongars folgte; und schon war er von Aucasin mit gewaltigem Arm aus der Burg geführt, ehe die nachgesandten Ritter es zu hindern vermochten. Aber hoch stammte nun des Vaters Zorn. Ergriessen ward Aucasin und auf des Fürnenben Geheiß in's Gefängniß der Burg geworfen. So traf gleiches Schicksal die unglücklich Liebenden, und keiner erfuhr von des andern Noth.

Aber Gott Amor wollte über seine Geweihten. Er gab Colettin den Gedanken der Flucht ein. Der Thurm war hoch und kühn der Gedanke, sich herab zu lassen von seiner Höhe. Aber jeder Tag machte Colettin vertrauter mit der Gefahr: und endlich dächt' ihr das Unternehmen gar leicht. Wohin sie nach der Flucht sich wenden, wo sie Aucasin sehen würde, das kümmerte sie wenig. Aber stehen, stehen, das wollte sie.

In einer schönen Mondnacht, da sie, voll des Gedankens, sich auf's Lager geworfen hatte und unruhig schlummerte, da war's, als umtönte sie leiser Gesang:

Auf! lasse dein Bette!  
Was weißt du, Colette?  
Bernimmst du die Stimme des Liebenden nicht?

Es thut dir nicht ferne:  
Wohl kimmern die Sterne,  
Wohl strahlt der Mond dir so freundlich Licht.

Drum lasse dein Bettel!  
Was weißt du, Colette?  
Lang thut' dir die Stimme des Liebenden nicht.

Halb träumend sprang Colett' empor, zerschchnitt ihre Bettlätcher, knüpfte sie zusammen, festigte das Ende an den Pfeiler des Fensters, und ließ sich den Thurm herab. Im weißen Nachtgewande, wie sie war, hatte sie nur ein leichtes Mädchen um sich geworfen, und nicht einst ihre Füßchen bedeckt. Amoretten umgaudelten das zerbrechliche Geiß. Einige hielten die Schächterne nun durch die Pforte des Gartens, andere spielten um ihren schwellenden Busen und umschertzten beschelden die niedlichen Füßchen, so weit es die oft muthwilligen Weste vergönnten. Erst wie sie glücklich zur Erde gelangte, und ihr zarter Fuß das thaubeneigte Gras berührte, da erst ward sie der Blöße gewahr und schauerte drob. Fort schlüpfte die Schächterne nun durch die Pforte des Gartens. Leise Ahndung lenkte den Pfad zu den Mauern, die den Freund ihrer Seele umschlossen. Ihr deucht's, als thn' ihr Klage laut. Sie neigt ihr Ohr zu einem Risse, den mittheilig die Zeit in's Gemäuer gebrochen hatte. Himmel! wie ward ihr, da sie die Stimme des Geliebten erkannte! Er sang:

O nicht um mich,  
Ich klag' um dich,  
Colette meine Braut!

Warum mußt' ich dich sehn und lieben?  
Wo irrst du nun, umher getrieben  
Vom Sturm des Schicksals, auf dem Meer?  
Wer leih' dir Rath und Kräfte? wer?

Da nahte Colette die Rosenlippen dem bemoosten Risse des Gemäuers, und sang in gleichen Tönen:

Die Liebe dalt dem Sturm' entfliehen.  
Könn' ich dich, Trauter, nach mir ziehen!  
Die Lieb' ist der Gefahren werth!  
Dank dir! du hast sie mich gelehrt.

O nicht um sich,  
Es klagt um dich  
Colette, deine Braut!

Der nahe Fußtritt der Kunde, welche rufend die Mauer der Burg umkreift, verschreckte die Liebende. Doch schnitt' sie in Eil' eine Locke ihres braunen Haars von der Scheitel, warf sie durch die Oeffnung und floh, von Furcht gejagt, mit erneuerter Kraft nun von dannen. Selbst der Graben der Burg hielt sie nicht auf. Sie empfahl sich ihm, der schüßte die Unschuld, und begab sich entschlossen hinein. Zum Glück war von der Dürre der Jahreszeit das Wasser meist versiegt. Mählig erreichte sie das gegenseitige Ufer; aber münd waren die zarten Hand' und Füße vom Streben durch die steinige Tiefe. Schmerz befiel und kraftlos sank sie am Ufer nieder und weint', und vermochte lange nicht, den Weg zu verfolgen. Da lag sie, die Schönste der Schönen, im Anblick der schrecklichen Mauern, die den Freund ihrer Seele faßten. Ihr war's, als sehe sie, wie er die Locke seiner Colette an sein Herz drückte, und benetzt mit seinen Thränen in den Busen barg; als vernehme sie einen Ruf: Colette, Du Wilde! so lieb mir, so lieb! o kume nicht! siehe! o rette Dich mir! —

Colette raffte sich auf, und wie vom Zauber getrieben, flog sie, eine neue Alalante, über Hügel und Thal, bis sich endlich ein dicker Wald vor ihr schwärmte.

Eifen, so hieß es, hauseten im Walde, und giftige Thiere schadeten dem Wanderer, der sich hinein wagte. Colette schauerte zurück und sank erschöpft hinter eine Decke, die den Wald einhegte. Ein süßer Schlaf überraschte sie hier, und erst um die Mittagsstunde ward sie von nahen Gesprächen geweckt.

Die Schäfer der Flur hatten in die Gegend ihre Heerden getrieben, und indes die Schaafe zwischen dem Wald' und dem Flusse graseten, sammelten sich die Hirten am Ufer des nahen Baches, breiteten ein Tuch über's Wiesengrün und begannen ihr Mittagmahl. Fröhlichkeit und Lachen waren ihre Gäste bei leichtem Mable von Milch und Brod und Trauben. Auch erzählten sie mitunter sich Geschichten von den Geistesheuern des Waldes, und einer hatte noch mehr des Wunderbaren gesehen, als der andre. Colette horchte dem allen, und der Harmlosigkeit der Versammelten gewiß, trat sie, schön wie sie war, aus ihrem Gebüsch hervor.

„Siehe da!“ so flüsteren ängstlich die Schäfer, „siehe da, die Fee des Hains!“

Sie wollten fliehen: doch hielt sie Colettens traulicher Blick und Wink. „Gott grüß euch, lieben Freunde!“ sprach sie. „Sahst ihr je den Jüngling Aucasin?“

„Wie sollten wir nicht?“ riefen alle. „Wenn er jagend durch unsere Gefilde streift, o dann umringen wir ihn oft, und streuen ihm Blumen und singen ihm ländliche Lieder des Preises. Denn er ist so gut, wie schön, und unsers Grafen Sohn.“

„Ihr Lieben!“ sprach Colette, „wenn ihr wieder den Herrlichen seht, dann wird er traurig seyn; aber ich will euch sagen, wie ihr ihn froh machen könnt. Umringt ihn dann, und streut ihm junge Mirthen und singt:

Wir sahn wohl eine Hindin weiß  
Zum Zauberwalde eilen:  
Erjage sie! es wird zum Preis  
Dich Liebe, Liebe heilen.“

Sie sang's mit unbeschreiblicher Amuth, wandte sich grüßend, und floh in den Wald. Die Schäfer wagten nicht, ihr zu folgen. Lange schauten sie der weißen Gestalt, die je und je noch zwischen den Stämmen durchschimmerte, in stillem Entzücken nach.

„Erschienen ist uns die Fee des Hains!“ so frohlockten sie endlich laut im Chor, wiederholten sich den Gesang, den die Schöne sie lehrte, und harreten sehnlich der Stunde, da sie Aucasin begrüßen konnten.

Colettens Hüter hatt' indes am selbigen Morgen seine schöne Gefangene vermißt. Der bekümmerte Basall gab sie verloren, und überzeugte nun seinen Geblener durch falsche Beteise, daß sie in der Fremde gestorben sey. Graf Garins, froh, durch Colettens Tod nun seiner Sorg' entledigt zu seyn, gab bald dem Sohne die Freiheit. Aber was war dem Liebenden die Freiheit ohne Colette? Sein Leben war ein Gedank' an sie, und keine Vergnügungen des Hofes vermochten ihn zu zerstreuen.

Schon hatt' er heimlich in der Gegend umhergestreift, geforscht nach dem Mädchen mit den braunen Locken und dem blauen Augenpaar, und keiner hatte Kunde geben können. Endlich führt' ihn an einem schönen Morgen sein gutes Geschick dem Walde nah auf die Schäferspur. Fern schon erblickten die Hirten ihn, wie er heran streifte, den Bogen und den Jagdspieß in der Hand, und die sonnigen Locken herab über die Schultern verstreut. Schnell versammelten sie sich und verkannten nicht den Kummer, der des Nahenden Antlitz umwölkte. Froh umringten sie ihn im Reihetanz, streuten Mirthen, und sangen von der weißen Hindin die Weise, wie sie Colette gelehrt hatte.

Die Melodie schon, welche dem lieblichen Jäger einst aus Colettens Munde fremd' in's Herz tönte, regte seine Aufmerksamkeit auf; süße Ahndung durchschauert' ihn beim wiederholten Hören des Sanges:

Wir sahn wohl eine Hindin weiß  
Zum Zauberwalde eilen.  
Erjage sie! es wird zum Preis  
Dich Liebe, Liebe heilen.

Und als nun die Hirten ihm in frohem Gewirre die Geschichte von der Fee des Hains erzählten; erzählten, wie sie nach dem Sange von ihnen weg in den Wald geflüchtet sey, da hielt er sich nicht vor Wonne. Viel Goldes streuet' er unter die dankenden Hirten. „Colette! du Wilde! so lieb mir, so lieb!“ Er rief's und stürzte muthig in den Zauberwald.

Vom goldnen Sterne der Liebe geleitet, fand er den Weg durch's verwachsene Gebüsch. Allenthalben wohnt' er Colettens Zeit zu sehen; zu hören das Rauschen ihres Gewandes. Aber er fand sie nicht. Schon neigte sich die Sonne. Schon webte sich die Dämmerung aus weißlichen Wolken ihr Purgewand. Verzweifelt lehnte sich der ermüdete Jäger an einen Pappelbaum:

Wo find ich dich, o meine Laube?  
Wo thut, Colette! meine Braut,  
Wie Maigefäßer durch die Laube,  
Nan deiner süßen Stimme laut?

Er sang's bewegt, indes der Abendwind melodisch durch's Laub der Pappel rauschte. Da war's, als würden seine Augen aufgethan. Nicht fern erblickt' er eine herrliche Laube. Wonnenebend naht' er sich und fand beim Eintritt — nicht sie, die er suchte; aber die Gewisheit, daß Colette die Bewohnerin sey. Mit einfachem Schmucke war die Laube gebildet. Der wilde Rosenstrauch schlang seine rothe Blume um die zitternden

Arme der weißen Pappel, und das Geißblatt, das sich gern durch die Lauben der Liebenden windet, duftete Wohlgeruch. Allenthalben fand er, von Kirthenlaub künstlich geflochten und mannigfaltig verschlungen, die Namen Aucassin und Colette; auf einem hangenden Täfelchen standen gedruckt die Worte:

Erjagt ist die Hindin weiß:  
Wollt lieber Jäger weilen!  
Die Liebe schließt den Zauberkreis;  
Kann sie den Jäger heilen?

Er las es entzückt, und sich! ihm nahe stand die Freilende. Ihrer Hand entsank die frisch gepflückte Blume und sie — in des Glühenden Arm. — Still setzete rings die Natur, und die Sängerin der Nacht stütete dem liebenden Paare das Brautlied. —

„Laß uns hier weilen!“ sprach Colette am Morgen. „Ich suche Dir Wurzeln und Kräuter, und Geflügel giebt und Dein Geschloß.“ Lächelnd entzückte Aucassin die Worte den Lippen der süßen Träumern. „Glaubst Du denn, meine Colette! daß nur wir in den Wald dringen können? „Glaubst Du, daß man unsrer Spur nicht folgen wird? Fort müssen wir, und jetzt.“ — „Wohin, mein Aucassin? Doch, was kümmerst's mich! Aucassin ist mein Geleiter.“

Hand in Hand verließen sie mit bethrübtem Blick die Saube, verließen den Zauberwald, durchkreuzten manche Städte und Flecken, um einen Hafen zu erreichen; und waren hoch erfreut, da sie endlich in Marseille am Strande des Meers die tausend Wimpel wehen sahn.

Eine Flotte lag gerade bereit, den heiligen Ludwig mit der Blüthe der französischen Ritter und einer gewaltigen Heeresmacht nach Palästina zu führen, wo sie, gleich den Hunderttausenden ihrer Vorgänger, Gut und Blut zur Befreiung des heiligen Landes aufzuopfern bereit waren. Der Glanz des Juges und der Muth, der aus Aller Blicken strahlte, wirkte mächtig auf Aucassin.

„Barum,“ sprach Colette zu ihm, „warum wolltest Du nicht dem Rufe Deines Innern folgen? Nur, Lieber! nimm mich mit Dir! Glaubst Du, daß Colette, die sich ohne Dich vom Thurm herab ließ, die ohne Dich in den Zauberwald drang, nicht mit Dir geharnischt wider die Sarazenen fechten könne?“

Der Schluß war schnell gefaßt. Colette trug Helm und Panzer, als wäre sie längst daran gewöhnt. König Ludwig freute sich der beiden Streiter, die sein Heer vermehrten, und in wenig Tagen ging die Flotte unterm Jubelgeschrey der kirchlichen Menge in See. Sie landeten zunächst in Cypern, wo das Heer überwinterte, und erst im nächsten Frühling ward der Feldzug in Egypten eröffnet. Glänzend begann er. König Ludwig eroberte die Stadt Damiate mit dem Degen in der Faust. Aber als er zu kühn den Sieg verfolgte, und weiter den Nil hinaufzog, um Katro, die Hauptstadt des Reichs, zu erobern, da ward er umringt von der Uebermacht der Sarazenen. Das ungewohnte Griechische Feuer, welches sie aus ehernen Röhren unter die Christen spritzten, richtete gewaltige Verheerung an, und die Versuche, es zu löschen, vergrößerten es nur. König Ludwig mußte sich nach den äußersten Anstrengungen der Tapferkeit mit seinem ganzen Heere dem Sultan ergeben: Damiate kam wieder in Feindes Hand, und war der Kerker der Christen-Gefangenen.

Aucassin und Colette wurden getrennt, so daß keiner von des andern Schicksal erfuhr. König Ludwig befreite sich bald durch großes Lösegeld, und versprach auch seine Ritter zu lösen. Er that's. Doch vermochte er nur allmählig seine Zusage zu erfüllen. Aucassin hatte das Glück, unter den ersten Befreiten zu seyn. Er suchte seine Colette, aber alle Nachforschungen waren vergebens.

Traurig verließ er Damiate, und nur die Hoffnung, seine Geliebte unter den Geldlosen im Vaterlande zu finden, konnte ihn stärken. Nach zweijähriger Abwesenheit kam er nach Marseille zurück, aber ohne Colette. Hier vernahm er den Tod seines Vaters. Er eilte, Besitz von seinem Erbtheil zu nehmen. Seine Unterthanen erkannten ihren Gebieter und führten ihn in frohem Gepränge zur Burg. Aucassin war Herr von Beaucaire, aber ohne Colette. Es kamen von Zeit zu Zeit gelösete Gefangene zurück aus Egypten. Colette war nicht unter ihnen. Es kamen Waller vom heiligen Grabe. Sie vermochten nicht Kunde zu geben von ihr, die er liebte.

So verfloß ein langes Jahr, und Aucassin begann zu zweifeln, daß er je wieder sehe Colette, die Milde. Umsonst doch drangen seine Vasallen in ihn, sich des Kammers zu entschlagen, und eine Wittin zu wählen. „Ich habe gewählt,“ sprach er; „wird Colette nicht mein, so gewinnt keine je mein Herz.“

Einst saß er an einem schönen Sommernachmittage mit seinen Baronen auf dem hochgestuften Hügel der Burg. Sein Blick war auf den Wald gerichtet, wo er einige Jahre zuvor Colette, die Milde, gefunden hatte. Das süße Andenken drängte tiefe Seufzer aus seiner Brust und eine volle Thräne, die er zu bergen suchte, rann die Wange herab.

Jedoch Aucassin so in Gedanken verloren war, tief einer der Baronen: „Da kommt ein Leiermann! Der muß uns durch ein Lied erfreuen. Komm näher, guter Freund! was kanst Du singen?“ Der Leiermann nahte sich, in einem Mantel gehüllt und das Haar über's Gesicht geringelt, der Marmortreppe. „Ist's gefällig, gnädige Herrn! so sing' ich schlecht und recht zu meiner Geige die Liebchaft von Aucassin und Colette.“ Und schon begann er:

Ich sing zu meiner Geige:  
Natur hat mich's gelehrt.  
Ihr Herren, hört mein Liedel!  
Das Liedel ist's wohl werth.

Nun sang er, wie das Paar sich so innig geliebt, wie Colette sich aus dem Thurm gerettet, wie sie ihren Geliebten wieder gefunden habe; die ganze Geschichte sang er, bis zu der Lebenden Gefangenschaft in Damiate. Dann fuhr er fort:

Colette war am Orte,  
Der ihr das Leben gab.  
Sie hütete die Pforte  
Des Bassen Amabat.

Und gut war der Gebieter,  
Er hegte milben Sinn.  
Schon wollt' er wohl dem Hüter,  
Doch mehr der Hüterin.

Denn ach! sie war verrathen,  
Und ihr verheißter Stand  
Entdeckt dem Damiaten,  
Vor dem sie Gnade fand.

Einst wurde sie vom Bassen  
Gebrängt mit Schweigelein,  
Das Christenthum zu lassen,  
Und ganz sich ihm zu weihn.

Doch hielt sie fest am Bunde,  
Dach! Aucassin, nur ihn,  
Und schwur zur selben Stunde,  
Wohl über Meer zu ziehn;

Bum Lieblichen zu wallen,  
Der Hand und Herz ihr bot,  
Und sollt' ihm sie mißfallen,  
Zu sinken in den Tod.

Er, der in Höhn und Liefen  
Sie schätzte, er entwand,  
Als ihre Hüter schliefen,  
Sie auch des Bassen Hand.

Bum Strande floh Colette  
Im athemlosen Lauf.  
Laut rief sie: „rette! rette!“  
Ein Schiffer nahm sie auf.

„Wohin, wohin?“ — „Ich wohne,“  
Sprach mild der Schiffermann,  
„Am fernem Strand der Rhone.“  
„D,“ rief sie, „wohl mir dankt

Dort harret mein Getreuer.  
Wie Gott mich ihm bewahrt  
Das sing' ich euch zur Leier,  
Zu kürzen unsre Fahrt!“

Gern war ich ihr Gefährte:  
Sie sang zu meinem Spiel.  
Mit sang ich, was sie lehrte,  
Wohl mir, wenn's euch gefiel.

Wer beschreibt Aucassin's Empfindungen beim Hören der Geschichte? Er bebt die Marmorstufen hinab. „Colette, Du Milde, Du bist's!“

„Aucassin! Du liebst mich noch!“  
Sie tiefen's, und sanken sich Freudeweinend in die Arme.

## L u d w i g H a l i r s c h

ward 1802 zu Wien geboren, widmete sich dem Studium des Rechts und dem Verwaltungswesen und wurde bei dem Militärdepartement des Kaiserlich-Königlichen Hofraths zu Wien angestellt. Später nach Italien versetzt starb er am 19 März 1832 zu Mailand.

Er gab heraus:

Novellen und Geschichten. Brünn 1827 in 8.  
Balladen und lyrische Gedichte. Leipzig 1829.  
gr. 12.

Dramaturgische Skizzen. Ebendas. 1829. 2 Thle.  
in gr. 12.

Einzeln:

Petrarka, dram. Gedicht. Leipzig 1823. 8.

Die Demetrier, Trauerspiel. Leipzig 1824. 8.

Der Morgen auf Capri. Dramatisches Gedicht. Leipzig 1829 in gr. 12.

Erinnerungen an den Schneeberg in 40 Reisebildern. Wien 1831 in 16.

Außerdem Romane (die beiden Bilber), Schauspiele (Hans Sachs) und ähnliche Sachen in Sammelwerken (Originalromane 7. Thl., Originaltheater, 1. Bdchen, Dramatische Miscellen), Almanachs u. s. w.

Ein schönes, blühendes, vielversprechendes, mit reicher Phantasie ausgestattetes Talent, das gewiß noch Bedeutendes geleistet hätte, wäre ihm von dem Schicksal längeres Leben und größere Reife verstattet worden. — Am glücklichsten war H. in der Ballade; auch seine Novellen zeichnen sich durch gewandte Erfindung und gute Darstellung aus.

## Theobald Schreier's Passions-Tage.\*)

Wir reiten in die Kreuz und Quer  
Nach Freuden und Geschäften;  
Doch immer läuft es hinterher  
Und bilt aus allen Kräften.  
So will der Spiz aus unserm Stall  
Uns immerfort begleiten,  
Und seines Bellens lauter Schall  
Beweist nur — daß wir reiten.

Kläffer.

Kergerlich warf Theobald den Hut auf den Tisch und sich in den alten Lehnstuhl, als er wieder die vier aschgrauen Bände seines Nachstüchens erblickte, die von einem dünnen Lichtstump in einem Flaschenhalse eben nicht prächtig erleuchtet wurden. Wild saß er da, den Kopf in die Faust gestemmt, in tiefen Gedanken. — „Hol der Teufel!“ — rief er endlich, indem er aufsprang und auf den Tisch schlug — „hol der Teufel all' die Stuben-Philosophie und engherzige Sectenhaf-tigkeit, die sich schwarz auf weiß hübsch genug ausnimmt, aber in die Welt nicht taugt, außer allenfalls auf einem elasti-schen Sopha, bei einer Flasche Wein, schöne Sermons dar-über zu halten! Damit komm' ich in meinem Leben nicht weiter. Ich könnte abgehen, um ja was Rechtes zu leisten, eh' die Welt wüßte, daß je ein Erdensohn Schreier ge-heßen hat. — Er ist entsetzlich! Alle meine Bekannten schreiben und lassen drucken und sind bekannte und angesehene Leute und leben flott. Der Eine arbeitet an allen Zeitschriften des weiland heiligen römischen Reiches, der Andere hat gar Ge-dichte heraus gegeben; Jener ist als Recensent der Schrecken aller Welt, und Dieser hat sich zum Ueberflus selbst vor dem Spiegel gemalt, mit fliegenden Haaren und offener Halskrause, wie er einmal in Kupfer gestochen seyn will — und ich allein — weiß ich nicht so viel, als alle diese Kerls zusammen, hab' ich umsonst zwei Monate lang wie ein Philister Tag und Nacht gefessen über dem Kant und Ast und Krug und wie sie Alle heißen?“

Der Ddem verging ihm; er maß mit großen Schritten das kleine Stübchen. Endlich begann er wieder resolut: „Schrei-

ben will ich! Gedruckt will ich mich seh'n! Recensiren will ich! Fort mit all' dem Zeug!“ Und somit flog der un-schultige Ast, der ihm gerade zunächst lag, mit Gewalt an den Boden. — Der Sturm seiner Seele hatte sich in diesem Ausbruch entladen und die ganze Bänglichkeit seiner Tage fiel ihm hart auf's Herz. — Von dem benachbarten Dache heulten einige Ragen das Accompagnement zu seiner Wehmuth und neu wurden Pläne auf Pläne gemacht, und rasselos an dem Starus-Flügel gearbeltet, die ihn zur Sonne des Ruhms hinauf tragen sollten. — Am nächsten Morgen packte er seine Aesthetika alle zusammen, und wie eine lästern Braut ohne Seufzer Vater und Mutter verläßt, auf daß sie dem Manne nachziehe, hatte er die herrlichen Schriften schnell genug mit innigem Behagen bei dem nächsten Antiquar gegen klingende Weisheit vertauscht. — Noch einmal so stolz schritt er nun durch die Gassen, denn er fühlte den magnetischen Lebensstrom in seiner Tasche und eilte ohneweiters in ein Kaffeehaus, um dort das Wesen des Recensenten-Handwerks, das heißt: „den rechten Ton, den seinen Takt“ — aus dem Grunde zu stu-diren.

Glücklicher Weise, wie denn Glück und Gente im ewigen Bunde stehen, fiel ihm gerade das rechte Zeitungsbblatt in die Hände, wo Stück und Darstellung auf eine feine Weise mit den Worten des Kalenders: „Regen mit Sonnenschein oder Sonnenschein mit Regen“ abgefertigt wurden. Die Nähe der Pallas hatte den Diomedes nie mit so gewaltigem Ruche ent-flammt, als dieser Unsinn den schreib-, druck- und honorarluftigen Schreier. In der Freude seines Herzens beschloß er sogleich sein Talent nach dem vorliegenden großen Muster zu versuchen, und da er nachgesehen, was im Theater gegeben werde, fing er flugs eine Recension der künftigen Darstellung im Kaffee-hause an. Sieh, es gelang ihm wunderbar; — der gewandte Ton, die allgemeinen tiefen Bemerkungen, die für Hamburg und Wien, für Mannheim und Remberg passen — das mystische Halbunkel, das große ästhetische Geheimnisse erwarten läßt — Alles, Alles gelang ihm wunderbar!

Aber lassen wir den Begeisterten seinen Prüfungsakt vol-len und betrachten wir einstweilen das Gewicht, das auf einmal in die Wage fiel und den demüthigen Schreier zum hoffärtigen Recensenten herab schnellte. Er war, um die An-forderungen seines Magens zu betäuben, zu einem seiner Freunde gegangen, und wie in der Welt nichts ohne Ursache geschieht, wollte zum Heil der Residenz das Glück, daß gerade die vierteljährliche Lieferung der Zeitungsbblätter und ein Röllchen Dukaten den jungen Autor begrüßten, als Schreier bei ihm eintrat. Solch einen Reichtum hatte der arme Raug sein Lebtag nicht beisammen gehabt, und als er nun hörte, daß dies nur einige Tropfen aus dem reichen Goldstrom seyen, der seinem Freunde alljährlich zufließt, als dieser mit trium-phirender Miene die Menge Einladungs-Schreiben und Hono-rars-Offerten vor ihm ausbreitete, die er von allen Seiten erhalten: da stammte der Funke des Schriftstellerberufs in der Brust des Neulings auf.

Schreier war entzückt über sein Werk: er laß es dreimal noch im Kaffeehause durch und deflamirt es laut auf der Straße. Aber der Wahn seiner Bände glich einem Rauber-fresse, der, wie dicker Kohlendampf, seinen Autor-Spiritus nies-tertschlug. Trotz allem gediegenen Raisonnement und der mächtigen Beredsamkeit aller zu hoffenden Dukaten, wenn er erst seine Rittersporen durch irgend einen flegenden Angriff verdient hätte, regte sich doch sein Gewissen, und alle Zweifel und Sorgen kehrten, gleich dem Teufel im Evangelium, mit siebenfach erneuerter Kraft in seine Seele zurück. Er trat an's Fenster, durchbohrte mit seinem Blicke den leuchtenden Thurms-knopf, der ihm, hoch über die lange Reihe von Dächern, ent-gegenstammte, bis die Nägel und reimte ein Sonett vor sich hin, aus dem er ermaßen konnte, daß die Fluth der Erbärm-lichkeit hoch genug in ihm gestiegen sey für seine Pläne.

Dies Sonett nun, worin eigentlich nichts gesagt war, als daß die Sonne untergegangen, wurde, nebst ähnlicher Waare, dem Herausgeber eines beliebigen Blattes übersendet und — schon in einigen Tagen hatte er eine sehr schmeichel-hafte Antwort und die Bitte um fernere Beiträge, mit der unendlichen Freude, sich gedruckt zu sehen. — Wie in einer warmen Frühlingsnacht schossen nun die Blüthen seiner Au-torschaft äppig empor. Gleich die erste Recension ward, ver-setzt sich mutatis mutandis, für eine neue Darstellung zugeschnitten, und nun folgten Gedichte, Erzählungen, Charaden, Anekdoten, Alles im buntesten Gewimmel auf einander: der Klang der Dukaten, an dem es sein Mäcenat nicht fehlen ließ, stimmte die Lyra, und schwerlich hat ein Preisbewerber je mit

\*) Aus: L. Halirsch „Novellen und Geschichten. Leipzig 1829.

Arme der weißen Pappel, und das Geißblatt, das sich gern durch die Lauben der Liebenden windet, duftete Wohlgeruch. Auenthalben fand er, von Wirtstheilend künstlich geschnitten und mannigfaltig verschlungen, die Namen Aucassin und Colette; auf einem hangenden Tafelchen standen gedrückt die Worte:

Erjagt ist die Hindin weiß:  
Wollt lieber Jäger weilen!  
Die Liebe schließt den Zauberkreis;  
Kann sie den Jäger heilen?

Er las es entzückt, und sich! Ihm nahe stand die Heilende. Ihrer Hand entsank die frisch gepflückte Blume und sie — in des Glühenden Arm. — Still feierte rings die Natur, und die Sängerin der Nacht stobete dem liebenden Paare das Brautlied.

„Laß uns hier weilen!“ sprach Colette am Morgen. „Suche die Wurzeln und Kräuter, und Geflügel giebt uns Dein Geschloß.“ Lächelnd entliefte Aucassin die Worte den Lippen der süßen Träumerin. „Glaubest Du denn, meine Colette! daß nur wir in den Wald bringen können? „Glaubest Du, daß man unsrer Spur nicht folgen wird? Fort müssen wir, und jetzt.“ — „Wohin, mein Aucassin? Doch, was kümmert's mich? Aucassin ist mein Geleiter.“

Hand in Hand verließen sie mit bethrübtem Blick die Laube, verließen den Zauberwald, durchkreuzten manche Städte und Flecken, um einen Hafen zu erreichen; und waren hoch erfreut, da sie endlich in Marseille am Strande des Meers die tausend Wimpel wehen sahn.

Eine Flotte lag gerade bereit, den heiligen Ludwig mit der Blüthe der französischen Ritter und einer gewaltigen Heeresmacht nach Palästina zu führen, wo sie, gleich den Hunderttausenden ihrer Vorgänger, Gut und Blut zur Befreiung des heiligen Landes aufzuopfern bereit waren. Der Glanz des Juges und der Muth, der aus Aller Blicken strahlte, wirkte mächtig auf Aucassin.

„Warum,“ sprach Colette zu ihm, „warum wolltest Du nicht dem Rufe Deines Innern folgen? Nur, Lieber! nimm mich mit Dir! Glaubst Du, daß Colette, die sich ohne Dich vom Thurm herab ließ, die ohne Dich in den Zauberwald drang, nicht mit Dir geharnischt wider die Sarazenen fechten könne?“

Der Schluß war schnell gefaßt. Colette trug Helm und Panzer, als wäre sie längst daran gewöhnt. König Ludwig freute sich der beiden Streiter, die sein Heer vermehrten, und in wenig Tagen ging die Flotte unterm Zujuchzen der strömenden Menge in See. Sie landeten zunächst in Cypern, wo das Heer überwinterte, und erst im nächsten Frühling ward der Feldzug in Egypten eröffnet. Glänzend begann er. König Ludwig eroberte die Stadt Damiate mit dem Degen in der Faust. Aber als er zu kühn den Sieg verfolgte, und weiter den Nil hinaufzog, um Kairo, die Hauptstadt des Reichs, zu erobern, da ward er umringt von der Uebermacht der Sarazenen. Das ungewohnte Griechische Feuer, welches sie aus ehernen Röhren unter die Christen spritzten, richtete gewaltige Verheerung an, und die Versuche, es zu löschen, vergrößerten es nur. König Ludwig mußte sich nach den äußersten Anstrengungen der Tapferkeit mit seinem ganzen Heere dem Sultan ergeben: Damiate kam wieder in Feindes Hand, und war der Kerker der Christen-Gefangenen.

Aucassin und Colette wurden getrennt, so daß keiner von dem andern Schicksal erfuhr. König Ludwig befreite sich bald durch großes Lösegeld, und versprach auch seine Ritter zu lösen. Er that's. Doch vermocht' er nur allmählig seine Zusage zu erfüllen. Aucassin hatte das Glück, unter den ersten Befreiten zu seyn. Er suchte seine Colette, aber alle Nachforschungen waren vergebens.

Traurig verließ er Damiate, und nur die Hoffnung, seine Geliebte unter den Goldsejen im Vaterlande zu finden, konnt' ihn stärken. Nach zweijähriger Abwesenheit kam er nach Marseille zurück, aber ohne Colette. Hier vernahm er den Tod seines Vaters. Er eilte, Besiß von seinem Erbtheil zu nehmen. Seine Unterthanen erkannten ihren Gebieter und führten ihn in frohem Gepränge zur Burg. Aucassin war Herr von Beaucaire, aber ohne Colette. Es kamen von Zeit zu Zeit gelieferte Gefangene zurück aus Egypten. Colette war nicht unter ihnen. Es kamen Waller vom heiligen Grabe. Sie vermochten nicht Kunde zu geben von ihr, die er liebte.

So verfloß ein langes Jahr, und Aucassin begann zu zweifeln, daß er je wieder sehe Colette, die Milde. Umsonst doch drangen seine Waffallen in ihn, sich des Kammers zu entschlagen, und eine Gattin zu wählen. „Ich habe gewählt,“ sprach er; „wird Colette nicht mein, so gewinnt keine je mein Herz.“

Einmal saß er an einem schönen Sommernachmittage mit seinen Baronen auf dem hochgestuften Söller der Burg. Sein Blick war auf den Wald gerichtet, wo er einige Jahre zuvor Colette, die Milde, gefunden hatte. Das süße Andenken drängte tiefe Seufzer aus seiner Brust und eine volle Thräne, die er zu bergen suchte, rann die Wange herab.

Indes Aucassin so in Gedanken verloren war, tief einer der Baronen: „Da kommt ein Leiermann! Der muß uns durch ein Lied erfreuen. Komm näher, guter Freund! was kannst Du singen?“ Der Leiermann nahte sich, in einen Mantel gehüllt und das Haar über's Gesicht geringelt, der Marmortreppe. „Ist's gefällig, gnädige Herrn! so sing' ich schlecht und recht zu meiner Geige die Liebchaft von Aucassin und Colette.“ Und schon begann er:

Ich sing zu meiner Fibel:  
Natur hat mich's gelehrt.  
Ihr Herren, hört mein Liedel!  
Das Liedel ist's wohl werth.

Nun sang er, wie das Paar sich so innig geliebt, wie Colette sich aus dem Thurm gerettet, wie sie ihren Geliebten wieder gefunden habe; die ganze Geschichte sang er, bis zu der Liebenden Gefangenschaft in Damiate. Dann fuhr er fort:

Colette war am Orte,  
Der ihr das Leben gab.  
Sie hütete die Pforte  
Des Bassen Amabat.

Und gut war der Gebieter,  
Er hegte milben Sinn.  
Schon wollt' er wohl dem Hüter,  
Doch mehr der Hüterin.

Denn ach! sie war verrathen,  
Und ihr verhehlter Stand  
Entdeckt dem Damiaten,  
Vor dem sie Gnade fand.

Ein wurde sie vom Bassen  
Gedrängt mit Schmeicheln;  
Das Christenthum zu lassen,  
Und ganz sich ihm zu weihn.

Doch hielt sie fest am Bunde,  
Dacht' Aucassin, nur ihn,  
Und schwur zur selben Stunde,  
Wohl über Meer zu ziehn;

Zum Lieblichen zu wallen,  
Der Hand und Herz ihr bot,  
Und sollt' ihm sie missfallen,  
Zu sinken in den Tod.

Er, der in Höhn und Tiefen  
Sie schätzte, er entwand,  
Als ihre Hüter schliefen,  
Sie auch des Bassen Hand.

Zum Strande floh Colette  
Im athemlosen Lauf.  
Laut rief sie: „rette! rette!“  
Ein Schiffer nahm sie auf.

„Wohin, wohin?“ — „Ich wohne,“  
Sprach mild der Schiffermann,  
„Am fernem Strand der Rhone.“  
„D,“ rief sie, „wohl mit dank“

Dort harret mein Getreuer.  
Wie Gott mich ihm bewahrt  
Das sing' ich euch zur Leier,  
Zu kürzen unsre Fahrt!“

Gern war ich ihr Gefährte:  
Sie sang zu meinem Spiel.  
Mit sang ich, was sie lehrte.  
Wohl mir, wenn's euch gefiel.

Wer beschreibet Aucassin's Empfindungen beim Hören der Geschichte? Er bedte die Marmorkufen hinab. „Colette, Du Milde, Du bist's!“

„Aucassin! Du liebst mich noch!“  
Sie tiefen's, und saßen sich Freudeweinend in die Arme.

## L u d w i g H a l i r s c h

ward 1802 zu Wien geboren, widmete sich dem Studium des Rechts und dem Verwaltungswesen und wurde bei dem Militärdepartement des Kaiserlich-Königlichen Hofraths zu Wien angestellt. Später nach Italien versetzt starb er am 19 März 1832 zu Mailand.

Er gab heraus:

Novellen und Geschichten. Brünn 1827 in 8.  
Balladen und lyrische Gedichte. Leipzig 1829.  
gr. 12.

Dramaturgische Skizzen. Ebendas. 1829. 2 Theile.  
in gr. 12.

Einzeln:

Petrarka, dram. Gedicht. Leipzig 1823. 8.

Die Demetrier, Trauerspiel. Leipzig 1824. 8.

Der Morgen auf Capri. Dramatisches Gedicht. Leipzig 1829 in gr. 12.

Erinnerungen an den Schneeberg in 40 Reisebildern. Wien 1831 in 16.

Außerdem Romane (die beiden Bilder), Schauspiele (Sans Sacks) und ähnliche Sachen in Sammelwerken (Originalromane 7. Theil, Originaltheater, 1. Bänden, Dramatische Miscellen), Almanachs u. s. w.

Ein schönes, blühendes, vielversprechendes, mit reicher Phantasie ausgestattetes Talent, das gewiß noch Bedeutendes geleistet hätte, wäre ihm von dem Schicksal längeres Leben und größere Reife verstattet worden. — Am glücklichsten war H. in der Ballade; auch seine Novellen zeichnen sich durch gewandte Erfindung und gute Darstellung aus.

## Theobald Schreier's Passions-Tage.\*)

Wir reiten in die Kreuz und Quer  
Nach Freuden und Geschäften;  
Doch immer läßt es hinterher  
Und bilt aus allen Kräften.  
So will der Spiz aus unserm Stall  
Uns immerfort begleiten,  
Und seines Belkens lauter Schall  
Beweist nur — daß wir reiten.

Kläffer.

Kergerlich warf Theobald den Hut auf den Tisch und sich in den alten Lehnstuhl, als er wieder die vier aschgrauen Wände seines Dachstübchens erblickte, die von einem dünnen Lichtstumpf in einem Flaschenhalse eben nicht prächtig erleuchtet wurden. Wild saß er da, den Kopf in die Faust gestemmt, in tiefen Gedanken. — „Hol' der Teufel!“ — rief er endlich, indem er aufsprang und auf den Tisch schlug — „hol' der Teufel all' die Stuben-Philosophie und engherzige Gedankenlosigkeit, die sich schwarz auf weiß hübsch genug ausnimmt, aber in die Welt nicht taugt, außer allenfalls auf einem elastischen Sopha, bei einer Flasche Wein, schöne Sermonen darüber zu halten! Damit komm' ich in meinem Leben nicht weiter. Ich könnte abgehen, um ja was Rechtes zu leisten, eh' die Welt wüßte, daß je ein Erdensohn Schreier geheissen hat. — S' ist entsetzlich! Alle meine Bekannten schreiben und lassen drucken und sind bekannte und angesehene Leute und leben flott. Der Eine arbeitet an allen Zeitschriften des weiland heiligen römischen Reiches, der Andere hat gar Gedichte heraus gegeben; Jener ist als Recensent der Schreden aller Welt, und Dieser hat sich zum Ueberflus selbst vor dem Spiegel gemalt, mit fliegenden Haaren und offener Halskrause, wie er einmal in Kupfer geflochen seyn will — und ich allein — weiß ich nicht so viel, als alle diese Kerls zusammen, hab' ich umsonst zwei Monate lang wie ein Philister Tag und Nacht gefressen über dem Kant und Ast und Krug und wie sie Alle heißen?“ —

Der Ddem verging ihm; er maß mit großen Schritten das kleine Stübchen. Endlich begann er wieder resolut: „Schrei-

ben will ich! Gedruckt will ich mich seh'n! Recensiten will ich! Fort mit all' dem Zeug!“ Und somit flog der unschuldige Ast, der ihm gerade zunächst lag, mit Gewalt an den Boden. — Der Sturm seiner Seele hatte sich in diesem Ausbruch entladen und die ganze Bänglichkeit seiner Lage fiel ihm hart auf's Herz. — Von dem benachbarten Dache heulten einige Raben das Accompagnement zu seiner Wehmuth und neu wurden Pläne auf Pläne gemacht, und rastlos an dem Farnus-Flügeln gearbeitet, die ihn zur Sonne des Ruhms hinauf tragen sollten. — Am nächsten Morgen packte er seine Kesthetka alle zusammen, und wie eine lässerne Braut ohne Seufzer Vater und Mutter verläßt, auf daß sie dem Ranne nachziehe, hatte er die herrlichen Schriften schnell genug mit innigem Behagen bei dem nächsten Antiquar gegen klingende Weisheit vertauscht. — Noch einmal so stolz schritt er nun durch die Gassen, denn er fühlte den magnetischen Lebensstrom in seiner Tasche und elste ohneweiters in ein Kaffeehaus, um dort das Wesen des Recensenten-Handwerks, das heißt: „den rechten Ton, den feinen Takt“ — aus dem Grunde zu studiren.

Glücklicher Weise, wie denn Glück und Genie im ewigen Bunde stehen, fiel ihm gerade das rechte Zeitungsblatt in die Hände, wo Stück und Darstellung auf eine feine Weise mit den Worten des Kalenders: „Regen mit Sonnenschein oder Sonnenschein mit Regen“ abgefertigt wurden. Die Nähe der Pallas hatte den Diomedes nie mit so gewaltigem Muthe entflammt, als dieser Unsinn den Schreib-, druck- und honorarlustigen Schreier. In der Freude seines Herzens beschloß er sogleich sein Talent nach dem vorliegenden großen Muster zu versuchen, und da er nachgesehen, was im Theater gegeben werde, fing er flugs eine Recension der künftigen Darstellung im Kaffeehaus an. Bleh', es gelang ihm wunderbar; — der gewandte Ton, die allgemeinen tiefen Bemerkungen, die für Hamburg und Wien, für Mannheim und Remberg passen — das mythische Halbduffel, das große ästhetische Geheimnisse erwarten läßt — Alles, Alles gelang ihm wunderbar!

Aber lassen wir den Begeisterten seinen Prüfungsakt vollenden und betrachten wir einstweilen das Gewicht, das auf einmal in die Wage fiel und den demüthigen Schreier zum hoffährigen Recensenten herab schnellte. Er war, um die Anforderungen seines Magens zu bekämpfen, zu einem seiner Freunde gegangen, und wie in der Welt nichts ohne Ursache geschieht, wollte zum Heil der Residenz das Glück, daß gerade die vierteljährige Lieferung der Zeitungsblätter und ein Mädchen Dukaten den jungen Autor begrüßten, als Schreier bei ihm eintrat. Solch einen Reichthum hatte der arme Kauz sein Lebtag nicht beisammen gehabt, und als er nun hörte, daß dies nur einige Tropfen aus dem reichen Goldstrom seien, der seinem Freunde alljährlich zufließt, als dieser mit triumphirender Miene die Menge Einladungs-Schreiben und Honorars-Offerten vor ihm ausbreitete, die er von allen Seiten erhalten: da flammte der Funke des Schriftstellerberufs in der Brust des Neulings auf.

Schreier war entzückt über sein Werk: er lag es dreimal noch im Kaffeehaus durch und deklamirte es laut auf der Straße. Aber der Wahn seiner Wände glich einem Bauberskreise, der, wie dicker Kohlendampf, seinen Autor-Spiritus niederzuschlug. Trotz allem gebrügeren Raisonnement und der mächtigen Beredsamkeit aller zu hoffenden Dukaten, wenn er erst seine Rittersporen durch irgend einen siegenden Angriff verdient hätte, regte sich doch sein Gewissen, und alle Zweifel und Sorgen kehrten, gleich dem Teufel im Evangelium, mit siebenfach erneuerter Kraft in seine Seele zurück. Er trat an's Fenster, durchbohrte mit seinem Blicke den leuchtenden Thurmsknopf, der ihm, hoch über die lange Reihe von Dächern, entgegenflamte, bis die Nägel und reimte ein Sonett vor sich hin, aus dem er ermessen konnte, daß die Fluth der Erbärmlichkeit hoch genug in ihm gestiegen sey für seine Pläne.

Dies Sonett nun, worin eigentlich nichts gesagt war, als daß die Sonne untergegangen, wurde, nebst ähnlicher Waare, dem Herausgeber eines beliebigen Blattes übersendet und — schon in einigen Tagen hatte er eine sehr schmeichelhafte Antwort und die Bitte um fernere Beiträge, mit der unendlichen Freude, sich gedruckt zu sehen. — Wie in einer warmen Frühlingsnacht schossen nun die Blüthen seiner Autorschaft üppig empor. Gleich die erste Recension ward, verflucht sich mutatis mutandis, für eine neue Darstellung zugeschnitten, und nun folgten Gedichte, Erzählungen, Charaden, Anekdoten, Alles im buntesten Gewimmel auf einander: der Klang der Dukaten, an dem es sein Mäcenas nicht fehlen ließ, stimmte die Lyra, und schwerlich hat ein Preisbewerber je mit

\*) Aus: L. Halirsch „Novellen und Geschichten. Leipzig 1829.

so entschlossener Schritte die Bahn betreten. — Warste gleich vor der Hand jedes Stück nur eingepaßt werden, um einem noch erdärmlicheren Nachwerke den Platz zu nehmen, so erschien doch jedes neue bedruckte Quartblatt Schreier als eine neue Stufe zu der Pyramide seines künftigen Ruhmes.

Der gütige Dämon, der die Aussicht über die Almanache und Zeitungsbücher, und so gewaltig führt, daß er mit entschiedenem Erfolge die geschmacklose Follanten- und Quartanten-Gelehrsamkeit zu niedlichen Duodez-Bonbons umgestaltete berechtigt ist: der, wie ein warmer Sonnenblick Mädchen und Fliegen, Autoren und Dichter ins Leben ruft: der setze Gott, zu dessen Ehre täglich Millionen Fißibusse dampfen, wußte dem stolz emporstrebenden Genius Schreier's bald den gehörigen Wirkungskreis zu geben. Er erhielt die bedeutende Stelle eines Recensions-Sekretärs, da die Dienstgeschäfte des Hofraths (valgo Redakteurs) sich so gehäuft hatten, daß dieser nicht im Stande war, die Aktenstücke alle zu erledigen, wenn er auch nur die Titel der Bücher und die Combidienzettel lesen wollte. So aber geschah es, daß sich Schreier plötzlich in seinem eigenthümlichsten Elemente befand und sein Glück begründet ansehen durfte.

Den gewaltigen Abstieg der neuen Periode, die nun in Schreier's Leben eintritt, mit der Qual der vorigen zu vergleichen, wäre überflüssig, da gar Viele entweder diesen Lebens-Aequator selbst passirt, oder wenigstens halbe oder ganze Bekannte haben, von welchen sie das Nähere leicht erfahren können. Wir halten uns also nicht auf, die Seligkeit des jungen Autors zu beschreiben, als er aus seinem schwarzen dunstigen Kämmerchen plötzlich als glänzender Tagfalter der Sonne des Ruhms entgegen flog, sondern wir wollen sogleich zu wichtigsten und dringenderen Begebenheiten eilen.

Zu den interessantesten Erscheinungen des schöngestirnten Lebens in der Residenz gehörten offenbar die Thee-Tische der Madam M., ja, sie waren gewissermaßen der Focus, welcher die durch alle Straßen verbreiteten poetischen Strahlen an sich zog und vereinigte. Da ihre Jugend verblüht war, und der Spätberbst auch ihren theatralischen Ruhm entblättert hatte, so war sie bedacht, durch gelehrte Vorbeeren die Mängel zu verdecken, und das beste Mittel hierzu schien ihr, die Madam Stael der Residenz zu werden, da sie keine Minon seyn konnte. Was Anspruch auf die leichte Schule der gelehrten Oberflächlichkeit machte, die wie in der deutschen Sprache sehr passend Bildung zu nennen beliebten, versammelte sich bei Madam M. — April-Herrchen, die, Horazens Ausspruch gemäß, die goldene Mittelstraße der Moden von London und Paris rastlos zu halten bemüht waren, stellten sich ein, nachdem sie aus dem Conversations-Kerison sich in der Eile mit dem nöthigen Material versehen hatten, den Sauerreiz der gelehrten Unterhaltung zu erstgen; galante Dichter kamen von der Abend-Sollette ihrer Mäusen herbeigesogen; Damen, welche Ruf und Bewunderung durch ihre Romane erworben, und also doppelte Günst, von ihren eigenen und von den Anbetern ihrer Werke zogen: endlich der ganze Priesterchor Nelpomenen's und Thallia's stieg von der Höhe des Lebens, dem Theater, in diese Versammlung herab. Daß die Recensenten nicht schelten, läßt sich denken. Sie waren hier, wie im Staate die Polizei dem Kläger, wie die Advokaten dem Beklagten, unentbehrlich. Und wer die freundliche Güte, die Innigkeit und Herzlichkeit sah, mit welcher diese Herren hier empfangen wurden, ward klar überzeugt von der Milde des menschlichen Herzens, das nur den Fernen haßt, und den Teufel nicht entbehren kann, wenn er einen Schessel Salz mit ihm genossen, wie das Sprichwort sagt.

Sehr natürlich ward auch Schreier bald in die Geheimnisse dieser literarischen Mystikien eingeweiht und wie leicht man jede bittere Bemerkung vergesse, davon erhielt er durch die Barmherzigkeit, mit der er behandelt wurde, die sprechendsten Beweise. — Als er zum zweiten Male Theil nahm an diesem Mäusen-Tische, wurde er auf die angenehmste Weise überrascht. Er hatte zwei Tage vorher eine Parodie auf das neueste Produkt eines Dichters, der nicht so glücklich war, zu dem Tische zu gehören, gedichtet und diese einem Freunde mitgetheilt, der sie zur Abschrift verlangte. Wie fühlt er sich gerührt, wie ward seine ganze Seele aufgefördert zur Dankbarkeit, als Dem. Eugenie ihn beim Eintritte — er hatte sich etwas verspätet — mit der Deklamation dieses kunigen Produktes empfing. Trotz ihrer artigen Gestalt hatte er sie bisher sowohl auf dem Theater als hier gänzlich übersehen. Aber jetzt — wie erstaunte er, diese zarte schlanke Gestalt, dieses welche biegsame Organ, diese seelenvolle Blicke, diese Grazie der Bewegung, diesen ganzen reichen Zauber ihres Wesens, dieses tiefe Gefühl, diese besonnene Wahrheit ihrer Haltung nicht bemerkt zu haben! — Er dankte ihr in den verbindlichsten Ausdrücken, und konnte sich in dem Feuer seiner Begeisterung nicht enthalten, ihre Hand zu fassen.

Sein Drud ward auf eine so schalkhafte Weise erwidert, daß er plötzlich ganz entzückt war von dieser neuen Erscheinung, von der Munterkeit der Madam M., — von dem Witz der ganzen Gesellschaft und fest beschloß, seine Dankbarkeit sollte kein leeres Wort seyn. Mancher Embryo einer Apologie bildete sich augenblicklich in seinem rezeptionschwangeren Hirne; vorzüglich beschloß er das Unrecht, das seine unbegreifliche Unachtsamkeit der Dem. Eugenie zugefügt, auf das glänzendste zu vergüten. Angestrengt sann er auf neue Ausdrücke und Bilder, die der hohen Künstlerin auch nur einigermaßen würdig wären, und die schlaflose Nacht, die er nach diesem verhängnißvollen Abend zubrachte, empfing in ihrem Schooße die ewige Morgenröthe des Ruhmes, welche von nun an Dem. Eugenie umstrahlen sollte.

Der Erzähler befindet sich hier in der That in der unangenehmen Lage, den interessantesten Roman, der sich zwischen beiden Liebenden entspann — und wer zweifelt, daß er sie liebte von dem Augenblicke, da er sie bemerkte; und hätte sie ihn nicht früher geliebt, wie hätte sie auf eine so zarte Weise ihm ein so schmeichelhaftes Compliment gemacht? — Also: der Erzähler befindet sich wirklich in der höchst unangenehmen Lage, dem interessantesten Roman dieser beiden Liebenden nur in allgemeinen Umrißen bezeichnen zu dürfen. Denn da unsere Zeit, man will's nur nicht recht anerkennen, überall auf Kürze und auf das Wesen der Sache dringt, Abschweifungen aber, wenn sie auch noch so anziehend wären, haßt, so sieht er sich genöthigt, sich bloß auf das zu beschränken, was Schreier, den Recensenten, ungeht, und das Uebrige einem künftigen Biographen zu überlassen. — Doch so viel gehört unumgänglich zur Sache, daß der gane Roman, der in dem Blicke der Dem. Eugenie, als sie Schreier die Hand drückte, gleichsam im Keime lag, sich auf das Schönste entwickelte, und das Beide das Ziel der Vollendung zu erreichen strebten, indem sie die zwei Seiten der Menschen-Natur, die sich so schroff entgegenstehen, antike Plastik und romantische Schwärmerci, auf das Gelfreichste zu vermählen wußten.

Es begab sich zur selbigen Zeit, daß ein Fremder Künstler in der Residenz anlangte, um daselbst Gastrollen zu geben. Schreier blieb täglich eine Stunde länger zu Hause, um den Künstler zu empfangen, wenn er komme seine Bekanntschaft zu machen. Vergebens! — Daß diese Vernachlässigung keine vortheilhafte Ahnung von dem feinen Anstandsgefühl des Fremden erweckte, war natürlich, und wie mag ohne diese Gefühl auf der Bühne etwas geleistet werden, das der Rede werth wäre? — vorzüglich in unsern Tagen, wo die plumpe Rohheit so gänzlich vom Theater verbannt ist, daß der Verweigernde selbst nicht nur mit Anstand verzwweifelt, sondern mit besonnener Ruhe ermordet; denn wie käme er ohne diese ruhige Besonnenheit zu dem schön ausgeführten Bilde, mit welchem er sein Leben aushaucht? — Wie gesagt, es erweckte keine gute Meinung von dem Fremden, daß Schreier ihn erst in dem Tische der Madam M. kennen lernte, und diese leise Ahnung ward nur zu sehr bestätigt, indem er auch hier von Schreier so wenig Notiz nahm, als ob er gar nicht in der Welt wäre. Ist es möglich, kann die Verblendung so weit gehen! Ahnte er nicht, welche richterliche Gewalt in diesem Intognito sich verberge? Aber er war so ruhig und unbefangen, daß ich ihn nicht besser zu vergleichen weiß, als mit einem Menschen, der lächelnd im Grase schläft, insofern eine Schlange schon den tödtlichen Zahn an ihn fest. Uebrigens ist dieses Gleichniß schon etwas veraltet; da man aber heut zu Tage ohne Bilder keinen Speisezetteln drucken läßt und da die Tragödien-Dichter selbst nicht genug alte Bilder einschleichen können, wenn sie nur passend sind und schön in die Anschauung fallen, so mag man diesen kleinen Mangel vergeben, wenn man ein altes, gutes Gleichniß nicht lieber für einen Vorzug halten will.

Mit einem Worte, der Fremde erschien als ein Ignorant, der von dem allfränkischen Glauben — als wenn Verdienst allein, ohne Protektion, hinreichend sey, in der Welt sein Glück zu machen — weder durch Gesichtsstudium, noch durch Erfahrung, befreit worden war. Insofern, so sehr Schreier sich von Augenblick zu Augenblick von der gänzlichen Verwahrlosung, des Menschen überzeugte, so schien er doch auf die übrige Gesellschaft einen durchaus verschiedenen Eindruck zu machen. Besonders war Dem. Eugenie seit langer Zeit nicht so munter, geistreich und lebenswürdig gewesen, als heute, und sie wurde nicht müde, dem Gaste zu Ehren die Leuchtkugeln ihres Witzes und die Feuerträger sprechender Bilder los zu brennen. Vor Allem aber erwarb ihm eine Liebes-Szene aus einem bekannten Schauspiel, die er mit Dem. Eugenie darstellte und wobei es nicht zu verkennen war, daß von beiden Seiten recht con amore gespielt wurde, den entschiedensten Beifall. Schreier allein fand mit verschränkten Armen da, und sein bittersüßes



Lächeln machte nicht den angenehmsten Commentar zu den Lobeserhebungen, die er in dem allgemeinen Triumphsturm nicht umhin konnte, dem Fremden Anstandshalber zu zollen. Im Grunde hatte er durch diese Scene den gänzlichen Mangel an Talent von Seiten desselben nur zu deutlich erkannt, und die Recension seines Debüts war so gut als fertig.

Als die Witternacht der geselligen Freude ihre Gränzen setzte, war das gegenseitige Behagen und die gute Laune der Gesellschaft so allgemein, daß man beschloß, nächstens sie genial zu wiederholen und den heutigen Abend gleichsam für die Wurzelgrube der unendlichen Freudenpotenz gelten zu lassen, die man in einigen Tagen zu erschwingen hoffte. — Es war gerade ein überaus schöner, kalter Winter, weshalb man auch einen Thes d'ansant in einem, einige Stunden entfernten Gasthose verabredete, wohin die ganze Gesellschaft einen lauten und klingenden Schlitten-Triumf-Zug zu halten beschloß. Daß Schreier auch von der Partie war, versteht sich von selbst.

Der festliche Tag erschien. Auf dem großen Plage vor dem Hause der Madam N., wo sich die ganze Gesellschaft versammeln wollte, um zugleich nach dem Ziele der Freudenbahn auszulaufen, hatten sich die Rennschlitten bereits in zierlicher Reihe aufgestellt, und die bunten Federbälge der muthigen Kasse, das Knallen der gewaltigen Peitschen, das helle Getöse unzähliger Schellen, stellten sich gefühlvollen Gemüthern als ein feierliches Bild des idyllischen Alpenlebens dar. — Damen und Herren arrangirten sich jetzt, und Schreier — o Mufen! — Schreier, der den nagenden Kummer und Verdruß des letzten Abends diesmal, als Führer seiner Geliebten, durch einen langen Ruß von ihren schönen Lippen, welchen er ihr, dem Schlittenrechte gemäß, vor der ganzen Versammlung zu rauben gedachte, weggehaucht zu sehen hoffte, Schreier — o daß es ein Wort gäbe, seinen Schmerz, seine Erbitterung, seine Wuth, seine Raserei zu schildern! — ward zum Führer der Madam N. ernannt. Der fremde Satan aber schwang sich hinter die holde Eugenie und fuhr wie ein Sturm mit ihr davon. Ja, was das Schwert, das seine Seele durchschneidet, noch mehr schärfte, Eugenie erweckte den Blick, worin seine ganze Seele lag, so ruhig und heiter, als wäre Alles in der Ordnung, als könne es gar nicht anders seyn. Mit verbissener Wuth und eingeknickter Lippe machte er das Schlittenrecht bei Madam N. geltend, welche, seine Verzweiflung aufs Aeußerste zu treiben, sich noch jüngstlich streubte, so daß er sanfter Gewalt gebrauchen mußte.

Aber er beschloß, sich zu rächen! — Der Fremde kam den ganzen Abend nicht von Eugenie's Seite; er war ihr erklärter Länger und die Gesellschaft schien anzunehmen, daß die Weiden zusammen gehörten.

Dem armen Schreier geschah wie einem, der im Traume von dem Teufel verfolgt wird, stehen will und fest steht, streifen will und keinen Laut hervorbringt. Er leckte ein Glas Limonade, den Ingrimm zu fühlen, aber dieser brannte, wie griechisches Feuer, von Minute zu Minute glühender und stehender. — Als man gegen Morgen unter dem tiefblauen reinen Sternenhimmel, in der schönen funkelnden Schneedeckung, nach Hause fuhr, als durch die allgemeine tiefe Stille die melodischen Schellen erklangen, und nur zuweilen ein lautes fröhliches Gelächter aus einem Schlitten in den andern hinüber tönte, wie ward da Schreier zu Wuthe, wenn er sich dachte, welche königlichen Momente ihm der Fremde auf ewig raubte. Vergebens hatte er sich bemüht, wenigstens hinter ihren Schlitten zu kommen. Madam N. führte den Zug. Statt auf den Weg zu achten, zwang es ihn stets, mit seinem Obergewand rückwärts zu schauen, ob er nicht seine Angebetete bemerken könnte. Lange vergebens! Aber jetzt — jetzt, da die Straße eine Wendung nahm, erblühte er sel! Der Fremde hatte sich in den Schlitten gesetzt, er schien im eifrigen Gespräch mit ihr, und eben — verdammter Anblick! — eben schmiegle ihre Lippen in einem langen Kusse sich zusammen, da — lag Schreier's Schlitten in einem Graben; er selbst flog weit in's Feld hinein. Madam N., welche, in Pelz, Muffe und Fußsäcke eingewrückt, augenblicklich bis über die Ohren im tiefen weichen Schnee saß, war durchaus nicht im Stande, ihre Lage im geringsten zu verändern, konnte nur durch lauten Jammer und Hülfeschrei ihrer Verzweiflung Luft machen. — Mit einer Wuth, die kein Dichter zu beschreiben vermöchte, eilte Schreier herbei, riß seine Dame auf und warf sie, nicht eben auf das sanfteste, in den Schlitten zurück, gleich darauf wie rasend durch die Nacht dahin sprenzend, um wenigstens für den Augenblick den spöttischen Bemerkungen der Gesellschaft zu entinnen, und sich so bald als möglich seiner jammernden Gefährtin zu entledigen, die Vapours und die grüne, Nicht und den bleichen Tod als unausweichlich vor sich sah.

Mit einer Eile ohne Gleichen lud er endlich die schöne theure Last ab, warf noch einen wüthenden Blick auf seine

reizende Ungetreue, durchbohrte gleichzeitig mit ihm den fremden Stiefel und stürzte ohne Abschied nach Hause.

Beschämt, zerknirsch, im Innersten der Seele vernichtet, kam er zu Hause an. Bisher hatte er nur die beseligende Sonne seiner Berühmtheit genossen; nun fiel zum ersten Male thee drückende Fast auf seine Seele. Selbst die Gabe der Dichtung, die ihm die Welt mit ihren Kränzen umwunden, lehrte nun alle ihre stehenden Dornen heraus, sein zerrissenes Herz noch mehr zu zerreißen. Die Flammen seiner Phantasie mahnten ihm mit dem entsetzlichen Leben das Gelächter, die spöttelnden Miene und Bemerkungen, welche nun in jedem literarischen Birkel seine tragische Begebenheit bekräftigten. Er dachte sich zurück in die stillen ruhigen Tage, wo er noch unbekannt und unangefochten sich aus der Ferne an der bunten Theaterwelt der Autorschaft ergötzte, ohne selbst als Mitspielender Applaus und Pochen zu fühlen. Wie Rousseau, der verfolgte und gebeugte, hätte er seinen Ruhm hingeben für das stille Glück ehemaliger Unberühmtheit. Aber wie Cäsar in seiner verewigten Schlacht nur einen Augenblick niedergedonnert ward von der Sentnerwuth des Missgeschicks, dann jedoch seinen Riesengeist bald mit neuer, durch Rache potenzieter Federkraft empor schnellte, so riß sich auch Schreier mannhafte und muthig aus der Tiefe seiner Verzweiflung. — „Rache! Rache!“ rief er aus, und Muth und Kraft kehrten verdoppelt in seine Seele zurück, so daß er keinen Augenblick zweifelte, den glänzendsten Sieg dennoch davon zu tragen.

Am nächsten Abend begannen die Debüts des Fremden. Schreier war seit langer Zeit zum ersten Mal wieder früher da, ehe der Vorhang aufzog, und die gerungelte Stiege, das satirische Lächeln, die ganze nachlässig stolze Haltung, mit der er Gallerieen und Parterre und endlich selbst seine Nachbarn musterte, ließen Jedermann in ihm den gefährdeten Regensenten ohnen oder erkennen. — Das Drehwerk schwieg endlich und die Vorstellung begann. Schon der erste Auftritt des Fremden bewies, wie wenig er die tiefe Bedeutung seiner Rolle gefaßt hatte. Die Ruhe, beinahe Kälte, mit welcher er manche Rowlaben-Donner leicht überging, wo ein Anderer mit galantem Schlägen das Publikum ergriffen hätte, gab nur zu deutlich ein ganz unästhetisches Streben nach Effekt zu erkennen: denn er schied doch offenbar diese Blindkille nur voraus, um die volle Sturmesgewalt seiner Stimme auf einzelne Momente zu versparen; er zog nur darum mit entschiedener Selbstverleugnung diesen Nebel um sich her, um endlich mit desto feierlicherem Triumphe, wie Aeneas, daraus hervor zu glänzen, und mit diesen Hintern die schwachsinnige Kritik zu täuschen und zu entwaffnen. — Ein an sich so nichtsiges Bestreben konnte dennoch bei dem großen Haufen seine Wirkung nicht verschlehen. Aber dreifaches Erz umgab, wie eine erstarrende Regide, Schreier's Brust, daß alle Pfeile dieser theatralischen Effectjagd davon abprallten und alle Bogen des Entzückens, in denen das Haus ausschäumte, nichtig daran bracheten. Unter dem Jubel der allgemeinen Bewunderung stand er kalt und giftig lächelnd da, wie das böse Beschädigte unter dem Hochzeits-Jubel, der sich am nächsten Morgen zur Leichenfeier verwandeln soll.

Der Fremde suchte die falsche Auffassung seiner Rolle durch scheinbare Einseitigkeit zu geschickt zu verdecken, daß jeder weniger Unparteiliche dadurch hintergangen werden mußte. Aber Schreier blieb consequent. Die Bewunderung des Publikums, die so weit ging, daß Jener in der Mitte des Stüdes hervorgerufen ward, bekräftigte das Urtheil der unspöttigsten Männer; aber Schreier blieb consequent. Er sah darin nur den tiefen Verfall des Geschmacks und verzehrte, mittelst die Kessel zuckend, eine Masse Eis, indem er mitunter das Glas seines Obergewandes puste.

Der Vorhang fiel; der Fremde ward noch einmal gerufen und dankte in einfachen Worten, die nur die Affektation bekräftigten, durch etwas Neues, ganz aus der Mode gekommenes, durch die ungeschminkte Wahrheit nämlich, wirken zu wollen. Ein allgemeines freudiges Murmeln, das zuweilen schöner lohnt, als das lauteste Loben des Befalls, wogte durch die hinausströmenden Zuschauer. Schreier stand noch immer lächelnd da. Endlich zog er behaglich den Mantel dicht zusammen, das ganze Gesicht ward eine einzige bittere Ironie, deutlich sagend: „Sachte! 's ist noch nicht aller Tage Abend!“

Langsam ging er nach Hause, durchmusterte noch einmal die ganze Fokkerkammer der kritischen Inquisition, glühte die Daumenschrauben des Hohns in den Flammen seiner Bosheit, setzte sich, schnitt die Feder spitz, und schrieb mit scharfen deutlichen Buchstaben die Recension. — „Dixit!“ sagte er behaglich, indem er den letzten Zug machte, in sich hinein, und stand, re bene gesta, wichtig und stolz da, wie Apollo, nachdem er die Pythia getödtet.

## Friedrich Andreas Hallbauer

ward den 18. September 1692 zu Alstedt im Weimarschen geboren, studirte zu Jena Philosophie und Theologie, promodirte 1715 zum Magister artt. lib. und wurde 1721 zum Adjunkt der philosophischen Fakultät an der Landesuniversität ernannt. 1731 wurde er daselbst Professor der Beredsamkeit, 1738 außerordentlicher Professor der Theologie und 1740 Dr. und ordentlicher Professor dieser Wissenschaft. Später erhielt er das Diplom als Eisenachser Kirchenrath und wurde mit der Beaufsichtigung über die gothaischen und altenburgischen Landesfinder an der Universität Jena beauftragt. Er starb daselbst den 1. März 1750.

Er schrieb:

Anleitung zur verbesserten deutschen Oratorie. 3 Theile. Jena 1745.

Anleitung zur politischen Beredsamkeit Jena 1730.

H's Lehrbücher der Beredsamkeit fanden zu ihrer Zeit großen Beifall und wurden vielfach benutzt, doch bei den Fortschritten in dieser Wissenschaft bald von zeitgemäßen, wenn auch nicht eben besseren Arbeiten verdrängt.

## Albrecht von Haller.

Dieser als Anatom, Physiolog, Botaniker, Literator und Dichter gleich ausgezeichnete Mann, ward den 16. October 1708 zu Bern von patricischen Eltern geboren und verrieth schon in seinem frühesten Kindesalter die gewaltigen Seelenkräfte, die in dem schwächlichen, beständig in sich gekehrten Knaben schlummerten. Denn schon im 4. Jahre hielt er, mit einer schwarzen Schürze statt des Priesterrockes angethan, vom Ofen des Kinderzimmers herab vor seinem Auditorium, dem Hausgesinde seiner Eltern, mit Erstaunen gehörte Predigten, zeichnete und schrieb unter den Spielen seiner 3 ältern Brüder, hatte bereits im 6. Jahre ein ganzes Lexicon von lateinischen Wörtern und Redensarten gefaßt und durch seltsame Ausdauer bei dem Niederschreiben alles Merkwürdigen, was er gehört oder gelesen hatte, sich schon als Knabe eine für einen Gelehrten von Fach nicht unbedeutende Masse von Kenntnissen gesammelt. Selbst die bestwegen von den Seinigen und seinem kenntnißreichen, aber der alten pedantischen Lehrmethode anhängenden Privatlehrer nicht selten erlittenen Demüthigungen konnten diese unbegreifliche Wißbegierde nicht auslöschen, vielmehr boten Hohensims Gedichte, die ihm als 10jährigem Schüler zu Bern in die Hände fielen; ihm ein neues Feld seines Fleißes und die Mittel zum Scherzen über seine wissenschaftliche Erziehung dar. Mehr Freiheit erhielt er, als, nach seines Vaters Tode, seine Verwandten ihn auf das Gymnasium zu Biel brachten, wo die Cartesianische Philosophie seinem Geiste Licht und das Studium alter Dichter wie eigene Versuche in der Dichtkunst seinem durch die dassige Schulzucht verwundeten Herzen Trost und Beruhigung gewährten. Der Aufenthalt daselbst bei einem Arzte bestimmte ihn zum Studium der Medicin, um dessenwillen er 1723 die Universität Tübingen bezog. Dort widmete er sich der Anatomie und Botanik mit vorzüglichem Fleiße und ohngeachtet seiner Kurzsichtigkeit und Geruchsschärfe mit großem Erfolge. Das damalige tolle Treiben auf dieser Hochschule und Verdriesslichkeiten mit seinen Commilitonen vermochten ihn 1725 auf die damals in ärztlicher Hinsicht vorzüglich berühmte Universität Leyden zu gehen, wo die gefeierten Aerzte Boerhave und Albinus, wie der auf einer Reise nach Amsterdam ihm befreundet gewordene berühmte Anatomiker Ruysch seinem ungemeinen Fleiße hinlängliche Nahrung gaben. Auf einer 1726 durch Deutschland unternommenen Reise stärkte er dann seine geschwächte, angegriffene Gesundheit wieder, wurde nach Vertheidigung einer gegen die Hypothese des Lisch-

wischen Speichelganges gerichteten Schrift Dr. medicinae und bereiste dann London, Oxford und Paris, wodurch er mit dem Ritter Hans Sloane und den beiden größten Anatomen seines Jahrhunderts, Douglas und Winslow, in genauere Verbindung kam. Die spätere Bekanntschaft mit dem großen Mathematiker Johann Bernoulli zu Basel machte ihn zugleich mit den höchsten Aufgaben der höhern Mathematik vertraut, wie die in Erinnerung an den großen schweizerischen Botaniker Kaspar Baubin mit dem Zürcher Chorherrn Joh. Gessner in die Alpen unternommene Reise ihm die genaue Kenntniß der Schweizerpflanzen erwarb. Endlich ließ er sich 1729 zu Bern als praktischer Arzt nieder, heirathete eine vermögende liebenswürdige Patricierin, Mariane Wyß, und machte sich durch eine glückliche Praxis, Humanität und allseitig vollendete Schriften so rühmlich bekannt, daß die Schwedische Societät der Wissenschaften zu Upsala ihn bereits 1733 zu ihrem Mitgliede ernannte. Mit Mühe verstattete ihm dagegen seine Vaterstadt, an dem neu errichteten anatomischen Theater öffentliche Gratiavorlesungen zu halten und stellte ihn endlich 1735 als Hospitalarzt und Bibliothekar an. Aber schon 1736 rief ihn der nachherige Schauplatz seiner Größe, die Universität Göttingen, als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik zu sich. Nachdem er 1739 auf einer Reise in seine Vaterstadt seinen verwaissten Kindern eine zweite Mutter geholt und nach deren Tode sich 1741 zum dritten Male verheirathet hatte, verwandte er seine ganze Kraft auf den Anbau der Wissenschaften. Auch wurden seine Verdienste nun bald anerkannt. Die Akademien zu London, Stockholm, Wien, Bologna, Paris und Berlin und die deutsche Gesellschaft zu Leipzig, wie die botanische Societät zu Florenz, ernannten ihn rasch nach einander zu ihrem Mitgliede, sein König 1739 zum Leibmedicus, 1743 zum Hofrath und endlich zum Staatsrath, nachdem ihn Kaiser Franz bereits 1749 mit sammt seiner Nachkommenschaft in den Reichsadelstand erhoben hatte. Auch seine Vaterstadt Bern hatte nun seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihn 1745 zum Mitglied des großen Rathes erhoben, was seinen Wunsch, dort seine letzten Tage zu verleben, befestigte und der Erfüllung näher führte. Daher lehnte er kurz darauf zwei Rufe nach London und Utrecht ab und schlug später, als er 1753 mit Beibehaltung seiner Würden und seiner akademischen Pension nach Bern zurückkehrte und daselbst zum Ammann, Director der Salzwerke zu Ber und

Aigle und Mitglied des Sanitätskollegiums und anderer hoher Staatsbedienungen mit einem ansehnlichen Gehalte ernannt worden war, die vortheilhaften Anerbietungen der Kanzlerstelle 1755 zu Halle, 1767 zu Petersburg und 1770 zu Göttingen standhaft aus. Seinem Vaterlande widmete er nun seine ganze segensreiche Amtswirksamkeit, der Welt aber seine reichen literarischen Schätze. Denn fortwährend stand er mit dieser durch seine folgenden Schriften, seine Recensionen in den Göttinger gelehrten Zeitungen und seine in alle Gegenden Europa's sich erstreckende deutsche, lateinische, englische, französische und italienische Correspondenz in der genauesten Berührung. Daher erlebte er kurz vor seinem Tode auch noch die Freude, 1776 zum Ritter des Nordsternsordens ernannt, 1777 vom Kaiser Joseph II. besucht und mit der größten Verehrung unterhalten zu werden. Wegen seiner Schmerzen übermäßig gebrauchtes Opium endete endlich den 12. December 1777 sein glanzvolles, verdienst- und segensreiches Leben.

Groß und schön wie sein Geist, war auch sein Körper, edel und majestätisch sein Ansehen, scharf und feurig sein Auge, sowie, zwar nach der Schwäche seiner Leibeskonstitution oft wechselnd, doch gewöhnlich unwiderstehlich hinreißend seine Haltung und sein Benehmen. Mit an Wunder grenzender Originalität des Gedächtnisses, des Verstandes und der Phantasie verband er rastlose und ausdauernde Thätigkeit, war ein kluger aber redlicher Freund, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein höchst gewissenhafter Beamter und bei allem Enthusiasmus für Ruhm und Ehre ein wahrer Philosoph und frommer Christ.

Von ihm besitzen wir:

Versuch schweizerischer Gedichte. Bern 1732 in 8. (anonym). Fernere vermehrte Ausgaben. Ebendas. 1734 und 1743. Dann: Göttingen 1748, 1749, 1751, 1753, 1758, 1760, 1762, 1768. 11. verm. und verbess. Ausg. Bern 1777 in 8. mit Haller's Portrait und Wignetten, von P. selbst durchseht. 12. verm. u. vielverb. Aufl. von seinem Verwandten Rud. Wyß. Bern 1828 in gr. 8. Wurde häufig nachgedruckt und in fremde Sprachen übersetzt. Französisch: von Tscharner. Göttingen 1750 in 8. (in Prosa). Zürich 1750 in 8. (m. deutsch. Texte). Lyon 1752 in 12. Zürich 1758 in 8. (verm. u. verbess.). Bern 1760 in 12. Paris 1760 in 8. Bern 1775 in 8. (mit neuen Wignetten). Italienisch: vom Abbe Sorrelli. Noveran 1768 in 8. (nicht alle aber in guten Versen). Englisch: von Frau Howard. London 1798 in 12. (ebenfalls nur das Beste).

Sammlung kleiner Schriften. Bern 1756 in 8. 2. verm. u. verb. Aufl. Ebendas. 1772. 3 Theile. in 8.

Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und sich selbst u. s. w. Herausgegeben von J. G. Heinzmann. Bern 1787, 2 Theile. in 8.

Einzelne:

Ueber die Ehre. Ekebroda. Schwedisch: Stockholm 1753. Hebräisch: Wien 1794 in 8.

Uson. Morgenländische Geschichte in 4 Büchern. Bern 1771 in kl. 8. Leipzig 1771, 8. Bern 1772, 8. Ebendas. 1774, 8. vermehrt und verb. Ebendas. 1778, 8. m. R. Wurde übersetzt ins Französische: Kaufmann 1772, 8. Frankfurt a. M. 1772, 8. Paris 1772, 8. Englischer: London 1772, 12. Ebendas. 1778, 8. Ungarischer: Preßburg 1792, 8. Holländische: Rotterdam 1773, 8. Italienische: Florenz 1776, 8.

Alfred, König der Angelsachsen. Göttingen und Bern 1773. kl. 8. 2. Aufl. Göttingen 1774, 8. Französisch: Kaufmann 1775, 8.

Fabius und Kato. Bern und Göttingen 1774, kl. 8.

Von den letztern 3 Schriften finden sich Nachdrücke zu Neutlingen und Karlsruhe. Ferner:

Die Alpen. Bern 1774. gr. 4. Prachtausgabe m. Kupf. Neueste Aufl. mit Wignetten und franz. Uebersetzung. Ebendas. 1795, gr. 4. Französisch: Avignon 1770, 4. Holländisch: Utrecht 1800, gr. 8.

Außerdem eine Menge Recensionen (gegen 12000) und kleinere Schriften in Zeitschriften, Magazinen und m. a. Werken.

Haller's Leistungen als Dichter sind am vorzüglichsten von Bouterweck (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. XI. S. 50 fgde.) gewürdigt worden; wir geben daher das Urtheil dieses feinen und geistreichen Kritikers hier in den Hauptzügen wieder. — Die Grundlage von Haller's Poesie ist didactisch. Mit moralischer Strenge über sich selbst und die Welt reflectirend, suchte er seinen Betrachtungen über die Würde und die Bestimmung der menschlichen Natur eine Form zu geben, die dem Gefühle nicht weniger als dem ernsten und ruhigen Verstande angehörte. Kräftig und wahr dichtete er wie er dachte. Alltägliche Gedanken in wohlklingenden Versen hatten keinen Reiz für ihn. Zwischen dem Excentrischen und dem Gemeinen erhielt er sich in einer glücklichen Mitte, um so leichter, da seine Liebe zu den Naturstudien ihn auch in der Poesie von dem Unnatürlichen entfernte. Der religiöse Sinn, der ihn bei den Naturstudien begleitete, gab auch seinen poetischen Gemälden eine uner künstelte Feierlichkeit; das gewöhnliche Geschäft seiner Phantasie, wenn er dichtete, war aber nur dieses, die kräftige Sprache seines Verstandes und seines Gefühls durch Bilder zu belegen. Alle Gedichte Haller's sind geistvoll; alle haben einen edeln Ton; aber das moralische Interesse ist in ihnen auf eine solche Art vorherrschend, daß das ästhetische dadurch geschwächt wird. — Die lyrischen Gedichte Haller's sind reich an Wahrheit, Stärke und Tiefe des Gefühls. Kräftige und treffende Gedanken springen überall hervor. — Aber der feierliche Ernst dieser Herzensergießungen wird zuweilen trocken. Die strenge Moral, die immer das Gemissen rührt, hemmt die Phantasie und stört die ästhetische Wirkung. — Die politischen Romane, mit denen Haller seine Laufbahn durch das Gebiet der schönen Literatur beschloß, enthalten treffliche Resultate einer langen Erfahrung und eines fleißigen Studiums der Staaten- und Sittengeschichte. Aber auch nur um der Belehrung mehr Eingang zu verschaffen, gab ihr Haller diese ästhetische Form.

Fügen wir noch hinzu, daß mit Haller eine neue Periode in der Geschichte der deutschen Poesie beginnt, indem er zuerst von der Geschmacklosigkeit der damals herrschenden Schulen sich völlig los sagte und durch Adel der Gesinnungen und des Ausdrucks dieselben weit hinter sich ließ; eigentliche Nachfolger und Nachahmer seiner Weisheit fand er jedoch nicht.

## Die Alpen.\*)

Versucht, ihr Sterbliche, macht euren Zustand besser,  
Braucht was die Kunst erfand, und die Natur euch gab;  
Belebt die Blumen-Flur mit fließendem Gewässer,  
Theilt nach Korinths Gesetz gehauene Felsen ab;  
Umbängt die Marmor-Wand mit Perlschen Lapeten,  
Speißt Lunkins Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Schmaragd;  
Schlafft ein beim Saitenspiel, erwachet bey Trompeten,  
Räumt Klippen aus der Bahn, schließt Länder ein zur Jagd;  
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,  
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

Die Seele macht ihr Glück, ihr sind die äußern Sachen  
Zur Luft und zum Verdruß nur die Gelegenheit:  
Ein wohlgesetztes Gemüth kan Galle süße machen,  
Da ein verwehnter Sinn auf alles Wermuth freut!  
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlt?  
Der Scepter edelt ihm, wie dem sein Sticks-Tab:  
Weh ihm, wann ihn der Geiz, wann ihn die Ehrsucht quälet,  
Die Schaar, die um ihn wacht, hält den Verdruß nicht ab:

\*) Aus Abte. v. Haller's „Versuch schweizerischer Gedichte.“

Durch den gefahrenen Dunst von einer dünnen Wolke,  
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt,  
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,  
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält:  
Ein sanfter Schwindel schließt die aufwachenden Augen,  
Die den zu breiten Kreis nicht durchzufrachten taugen.

Ein angenehmes Gemisch von Bergen, Fels und Seen,  
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,  
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,  
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht:  
Bald zeigt ein nah Gebürg die sanft erhabnen Hügel,  
Wovon ein laut Gebild im Thale widerhallt:  
Bald scheint ein breiter See ein Weiten langer Spiegel,  
Auf dessen glatter Flut ein sizzend Feuer wallt:  
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,  
Die, hin und her gekümmert, sich im entfernten schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,  
Den ein verährtes Eis dem Himmel gleich gebürmt,  
Sein frostiger Krytall schießt alle Strahlen wieder,  
Den die gekneigte Hitz im Krebs umsonst bekümmert.  
Nicht fern von diesem streckt, voll Futter-reicher Weide,  
Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;  
Sein sanfter Abhang glänzt von reißendem Getreide,  
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.  
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen,  
Erkennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

Hier zeigt ein steiler Berg die Mauer gleichen Spitzen,  
Ein Wald-Strom eilt hindurch, und stürzt Fall auf Fall.  
Der dick-beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Rissen,  
Und schließt mit gährender Kraft weit über ihren Wall:  
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,  
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,  
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,  
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.  
Ein Wanderer sieht erkant im Himmel Ströme fließen,  
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken gießen.

Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärft,  
Durchs weite Reich der Welt, empor zur Wahrheit schwingt;  
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,  
Wo nicht ein Wunder ihn zum Stehn und forschen zwingt.  
Nacht durch der Weisheit Licht, die Gruft der Erde heitert,  
Die Silber-Blumen trägt, und Gold den Bächen schenkt;  
Durchsucht den holden Bau der bunteschmückten Kräuter,  
Die ein verklebter West mit frühen Perlen tränkt;  
Ihr werdet alles schön, und doch verschleiden finnen,  
Und den zu reichen Schatz stüts graben, nie ergründen.

Wann dort der Sonne Licht durch flüchtige Nebel strahlet,  
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,  
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht gemahlet,  
Das auf den Blättern schwebt, und die Natur erfrischt:  
Die Luft erfüllt sich mit lauen Ambra-Dämpfen,  
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,  
Der Blumen schrecklich Heer scheint um den Rang zu kämpfen,  
Ein leichtes Himmel-Blau beschämt ein nahes Gold;  
Ein ganz Gebürge scheint, gestirnt von dem Regen,  
Ein gründer Tapet, gestickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane  
Weit übern niedern Chor der Pöbel-Kräuter hin:  
Ein ganzes Blumen-Volk dient unter seiner Fahne,  
Sein blauer Bruder selbst blüht sich, und ehret ihn.  
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,  
Ehrt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand;  
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,  
Strahlt mit dem bunten Blig von feuchtem Diamant:  
Gerechtestes Geschick! daß Kraft sich hier vermähle,  
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,  
Dem die Natur sein Blat in Kreuze hingelagt;  
Die hohe Blume zeigt die zwey verguldeten Schnäbel,  
Die ein von Amethyst gebildeter Vogel trägt.  
Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,  
Auf eine helle Bach den grünen Widerschein;  
Der Blumen zarter Schnee, den matter Purpur färbet,  
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein:  
Smaragd und Rosen blühen, auch auf zertretener Erde,  
Und Felsen bedecken sich mit einem Purpur-Riebe.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,  
Wo ungeförter Frost das öde Thal entlaubt,  
Wird hoher Felsen Gruft mit einer Pracht geschmückt,  
Die keine Zeit verfehlet, und nie der Winter raubt.  
Im nie erhellten Grund von unterirdischen Pfählen  
Woblt sich der feuchte Thon mit funkelndem Krytall,  
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,  
Bligt durch die düstere Luft, und strahlet überall.  
O Reichthum der Natur! verleiht euch, welsche Zwerge,  
Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge.

Im Mittel eines Thals von Himmel-hohem Eise,  
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt;  
Entspriselt ein reicher Brunnen mit siedendem Gebräuse,  
Raucht durch das weisse Gras, und sängel, was er zeugt.  
Sein lauter Wasser rinnt mit flüssigen Metallen,  
Ein heilsam Eisensalz verguldet seinen Lauf:  
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine Flutten wallen  
Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf:  
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Flut zusammen,  
Sein Wesen selbst ist Feu'r, und seine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Schaum der Strudelreichen Wellen  
Die Buth des Aonagons gefürzte Wälder weilt,  
Rinnt der Gebürge Gruft mit unterirdischen Quellen,  
Wovon der scharfe Schweiß das Salz der Felsen schmelzt.  
Des Berges holer Rauch, gewölbt mit Klabafter,  
Schließt zwar die kleine Meer in tiefe Schächten ein;  
Allein sein eignes Raß zermalmt das Marmor-Pflaster,  
Dringt durch der Klippen Fug, und eilt gebraucht zu sehn:  
Die Würge der Natur, der Länder reichster Segen,  
Beut selbst dem Volk sich an, und strömet uns entgegen.

Aus Schredhorns kaltem Haapt, wo sich in beyde Seen  
Europens Wasser-Schaz mit starken Strömen theilt,  
Stürzt Nüchtlands Kare sich, die durch beschäumte Höhen,  
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;  
Der Berge reicher Schacht verguldet ihre Hörner,  
Und färbt die weiße Flut mit köninglichem Erz,  
Der Strom fließt schwer von Gold, und wirft gediegne Körner,  
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt:  
Der Hirt sieht diesen Schaz, er rollt zu seinen Füßen,  
O Beispiel für die Welt, er siehts, und läßt ihn fließen.

Verblendete Sterbliche! die, bis zum nahen Grabe,  
Geiz, Ehr' und Wollust stüts an eitlen Harnen hält,  
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe  
Mit immer neuer Sorg und leerer Räth vergällt,  
Die ihr das stille Glück des Mittelstands verschmähet,  
Und mehr vom Schicksal heischet, als die Natur von euch,  
Die ihr zur Nothdurft macht, worum nar Thorheit siehet,  
O glaubts, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich:  
Seht ein verachteter Balk bey Räth und Armut lachen,  
Die maßige Natur allein kan glücklich machen.

Glende! rühmet nur den Rauch in großen Städten,  
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Jugend gehn,  
Die Pracht, die euch umringt, schließt euch in goldne Ketten,  
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur andern schön.  
Noch vor der Sonne reißt die Ehrfurcht ihre Knechte  
An das verschlossene Thor gehrter Bürger hin,  
Und die verlangte Ruh der durchgekauften Mächte  
Raubt euch der stüte Dusch nach nichtigem Gewin.  
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bey euch entbrennen,  
Wo Neid und Eigennuß auch Brüder-Brüder trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener-Kämpfen,  
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürger-Blut:  
Verläumdung, Haß und Spott, zahlt Tugenden mit Schimpfen,  
Der Gift-geschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut:  
Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,  
Um deren Rosen-Bett ein naher Donner bligt:  
Der Geiz bebrütet Gold, zu sein und andrer Plage,  
Das niemand weniger, als wer es hat, besigt:  
Dem Wunsch folgt ein Wunsch, der Kummer zeugt Kummer,  
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern  
Der Kaiser schwarze Brut den ersten Sitz gefast,  
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,  
Die macht der Bahn nicht schwer, noch der Genuß verhasst:  
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brästen,  
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt:  
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gellüsten,  
Dawider die Vernunft mit eitlen Lehren prahlt.

Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das euch erhebet,  
Ihr lebet immer gleich, und sterbet wie ihr lebet.

D selig! wer wie Ihr mit selbst gezogenen Stieren  
Den angeforderten Grund von eignen Aedern pflügt:  
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren,  
Und ungewürzte Speis' aus süßer Milch vergnügt:  
Der sich bey Jephths Rauch, und kühlen Wasser-Fällen,  
In ungesorgtem Schlaf, auf weichen Rasen streckt:  
Den nie in hoher See das Brausen wilder Wellen,  
Noch der Trompeten Schall in bangen Zelten weckt.  
Der seinen Zustand liebt, und niemals wünscht zu bessern,  
Gewiß der Himmel kann sein Glück nicht vergrößern.

### Die verdorbenen Sitten.

Genug und nur zu viel hab ich die Welt gescholten,  
Was zeigt die Wahrheit sich? Wann hat sie was gegolten?  
Seht einen Juvenal der Vorwelt Gessell an,  
Was hat sein Schmählen guts der Welt und ihm gethan?  
Ihn bracht' in Eubien das Gift der scharfen Feder,  
Ein Land wie Lomos fern, und trauriger, und dber.  
Rom las, so viel er schrieb, es las, und schwelgte fort.  
Was damals Rom gethan, thut jetzt ein jeder Ort.  
Seit Voltaire den Paruas von falschem Geiße gereinigt,  
Dat Reimen und Vernunft in Frankreich sich vereinigt?  
Lebt nicht ein Madal noch? Reimt nicht ein Pelegrin?  
Drängt nicht sich ganz Paris zu Scapias Poffen hin?  
Ich aber, dem sein Stern kein Feuer gab zum Dichten,  
Was hab ich für Beruf der Menschen Thun zu richten?  
Stellt Falschmünd, wann ers liebt, sein heimlich Kästern ein?  
Sein Haß wird giftiger, sein Herz nicht besser seyn;  
Und stände Theßals Bild gestochen auf dem Titel,  
Noch dünkt er sich gelehrt, und schilt' auf andre Mittel.

Ja rühmen will ich ißt, wofern ich rühmen kan,  
Und lache nur mein Geiße, du mußt gewiß daran.  
Ein Ringer Despreaux hat Dichter nur getadelt,  
Und Ludwigs Uebergang mit gleichem Ruth geadelt,  
Sonst hätte er auf dem Stroh von Gram und Frost gekrümmt,  
Zulezt mit Saint Amant ein Klaglied angestimmt.

Wo aber findet sich der Held für meine Lieder?  
Ich geh die Namen durch, ich blättr' hin und wieder,  
Und finde, wo ich seh, vom Zeptr' bis zum Pfing  
Zum Schelten allzu viel, zum Rühmen nie genug;  
Zählt selber, wie August, das Alter und die Jugend,  
Fürs Kaiser ist kein Raum, kein Anfang für die Jugend.

Sag' an Helvetien, du Helden-Waterland!  
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?  
Wars ober wars nicht hier? wo Alderbs Degen strahlte,  
Der das erhaltne Fahn mit seinem Blute wählte?  
Wo klebt der Ruhleren, der Wubenberge Blut?  
Der Seelen ihres Staats, die mit gesetztem Ruth  
Fürs Waterland gelebt, fürs Waterland gestorben,  
Die Feind und Gold verschmäht, und uns den Ruhm erworben,  
Den kaum nach langer Zeit der Enkel Abart löschet;  
Da Vieh ein Reichthum war, und oft ein Arm gedrescht,  
Der sonst den Stab gefähret; da Weiber, deren Seelen  
Kein heut'ig Herz erreicht, erkaufen mit Juwelen  
Den Staat vom Untergang, den Staat, des Schag uns heut  
Zum ofnen Wechsel dient, und Trost der Ueppigkeit.  
Wo ist die Ruhm-Begier, die Rom zum Haupt der Erden  
Uns groß gemacht aus nichts, Gefahren und Beschwerden  
Für Lust und Schuld erkennt, fürs Glück der Nachwelt wacht,  
Stirbt, wann der Staat es heischt, die Welt zum Schandner macht.  
Wo ist der edle Geiße, der nichts sein eigen nennet,  
Nichts wünschet für sich selbst, und keinen Reichthum kennet,  
Als den des Waterlands, der für den Staat sich schägt,  
Die eignen Marchen kürzt, der Bürger weiter setzt?  
Ach! sie vergrub die Zeit, und ihren Geiße mit ihnen,  
Von ihnen bleibt uns nichts, als etwas von den Minen.

Doch also hat uns nicht der Himmel übergeben,  
Das von der glühnen Zeit nicht theure Reste leben,  
Die Männer, deren Rom sich nicht zu schämen hat,  
Ihr Eifer zeigt sich noch im Wohlseyn unsrer Stadt.  
Ein Stelger stügt die Last der wohlverlangten Würde  
Auf eigne Schultern hin, und hat den Staat zur Würde;  
Er hat, was herrschen ist, zu lernen erst begehrt,  
Nicht, wie die Großen thun, die ihre Stelle lehrt,

Encycl. d. deutsch. Nation. - Lit. III.

Er sucht im stillen Stand von halberwesnen Häuten  
Des Staates Lebenslauf, die Ebb und Flut der Zeiten;  
Sein immer frischer Sinn, in später Müß gespannt,  
Wacht, weil ein Jüngling schläft, und dient dem Waterland;  
Er läßt des Staates Schag sich übers Land ergießen,  
Wie aus dem Herzen sonst der Glieder Kräfte fließen:  
Von seinem Angesicht geht niemand trauzig hin,  
Er liebt die Jugend noch, und auch die Jugend ihn.

Ein Cato lebet noch, der den verdorbenen Zeiten  
Sich setzt zum Widerspruch, und kann mit Thaten streiten.  
Iwar Pracht und Ueppigkeit, die alles überschwemmt,  
Hat das Gesetz und er bisher zu schwach gehemmt:  
Doch wie ein fester Damm den Sturm gedrangnes Wellen,  
Wie sehr ihr Schaum sich bläht, zurüde zwingt zu prellen,  
Und nie dem Strome weicht, wann schon der wilde Schwall  
Von langem Wachsthum stark, sich kürzet übers Ball:  
So hat Helvetien der Durchbruch fremder Sitten  
Mit Lastern angefüllt, und Cato nichts gelitten:  
Die Einfalt jener Zeit, wo ehrlich höflich war,  
Wo reine Jugend Ehr, auch wann sie nackt, gebahr,  
Herrscht in dem rauhen Sinn, den nie die List betrogen,  
Kein Großer abgeschreckt, kein Absehn umgebogen:  
Hart, wanns Gesetze zürnt, mitleidig, wann er darf,  
Gut, wann das Glend klagt, wann Döppelt frevelt, scharf,  
Vom Wohl des Waterlands entschlossen nie zu scheiden,  
Kann er das Kaiser nicht, noch ihn das Kaiser leiden.  
D bleib, unschätzbarer! dein Geiße sey stäts bei dir,  
Steh' unsern Söhnen ein, wie unsern Vätern für.

Wer kennt die andern nicht? sie sind so leicht zu zählen;  
Doch wann einst zugebracht die werthen Augen fehlen,  
Wer ist, auf den man dann den Grund des Staates legt?  
Der Wissenschaft im Sinn, im Herzen Jugend trägt?  
Der thut, was sie gethan, und die geleerten Plätze,  
Auch mit den Jugenden, nicht mit der Zahl ersetz?

Gewiß kein Agyptus, die prächtige Gestalt,  
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt Hoheit und Gewalt;  
Des großen Mannes Thor steht wenig Bürgern offen,  
Und einen Blick von ihm kan nicht ein jeder hoffen.  
Sein Ansehn bringt durchs Recht, sein Wort wird uns zur Pflicht,  
Er ist fast unser Herr, und seiner selber nicht.  
Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held gemeiner,  
Der Unterscheid von uns ist in dem innern kleiner,  
Den aufgehobnen Geiße stügt ein gelester Sinn,  
Ein prächtiger Pallast und leere Säde drinn.

Gewiß kein Salvius, der Liebling unsrer Frauen,  
Dem trefflichen Geschmac kan jeder Käufer trauen;  
Wer ist, der so wie er, durch alle Monat weis  
Der Mode Lebenslauf, und jedes Bandes Preis?  
Wer haßet listiger der Kleider neuße Arten?  
Wer nennt so oft Paris? wer theilt wie er die Karten  
Auf Griechisch hartig aus? wer stellt den Fuß so quer?  
Wer weis so manches Lied? wer sucht so neu als er?  
D Schule deines Staats! wo findet sich der Knabe,  
Der sich so mancher Kunst bereinkt zu schämen habe!  
Auch kein Democrates, der Erde seiner Stadt,  
Der sonst kein Waterland als seine Söhne hat;  
Der jeden Stammbaum kennt, der alle Wahlen zählt,  
Die Stimmen selber theilt, und keiner Kugel schlet;  
Der Mund und Hand mit heut', und morgen andern schägt,  
Und zwischen Wort und That nur einen Vorhang setzt;  
Der Recht um Freundschaft spricht, der Würde tauscht um Würde,  
Und, wann er sein Geschlecht dem Staate macht zur Würde,  
Kein Mittel niedrig gläubt, durch alle Häuser rennt,  
Droht, schmeichelt, fleht, verspricht, und alles Betteer nennt.

Gewiß kein Rusticus, der von den neuen Sitten  
Noch alles ruhiger, als nüchtern seyn, gelitten,  
Der Mann von altem Schrot, dem neuer Müß mißdünkt,  
Der wie die Vorwelt spricht, und wie die Vorwelt trinkt,  
Im Keller prüft den Mann, was wird er dort nicht kennen?  
Er wird im Glase noch den Berg und Jahrgang nennen:  
Was aber Wissenschaft, was Waterland und Pflicht,  
Was Kirch- und Handlung ist, die Grillen kennt er nicht:  
Die Welt wird, wann sie will, und nicht sein Roof sich ändern:  
Was fragt er nach dem Recht, der Brut von fremden Ländern?  
Recht ist was ihm gefällt, gegünbet, was er faßt,  
Das schmählen Bürger-Pflicht, ein fremder, wen er haßt.

Gewiß auch kein Sicin, der Sauerteig des Standes,  
Der Meister guten Raths, der Pächter des Verstandes,

Der nichts vernünftig glaubt, wann es von ihm nicht quillt,  
Und seine Meinung selbst in fremdem Munde schilt:  
Bald strafft man ihm zu hart, bald laufen Laster ledig,  
Heut ist der Staat ein Jug, und morgen ein Benedict:  
Wer herrscht, der ihm gefällt? vor ihm ist alles schlecht,  
Belohnen unverdient, Versagen ungerecht.  
So läßt der Frische Volk sein Ducken in den Röhren,  
Noch eh bey'm Sonnenschein, als wann es wittert, hören.

Auch kein Seliador, verklebt in Frankreichs Schein,  
Der sich zur Schande zählt, daß er kein Sclav darf seyn,  
Nistrennt sein Vaterland, des Königs Bildniß spiegelt,  
Was unsrer Ahnen Wuth, mit Carols Blut versiegelt,  
Die Freiheit hält vor Tand, verhöhnt den engen Staat,  
Gesäße Baaren läßt, und schämet sich im Rath.  
Fleisch Sclav! ein freyer Staat bedarf nur freyer Seelen,  
Wer selber dienen will, soll Freyen nicht befehlen.

Gewiß kein Härephil, der allgemeine Christ,  
Der aller Glaubens Glied, und keines eigen ist;  
Der Reiter aller Schuld, der Schutz-Geist falscher Frommen,  
Der, was den Staat verstört, zu schägen übernommen.  
Der Bosphet Einsicht nennt, und Heucheln Andacht heißt,  
Und dem erkantten Recht das Schwert aus Händen reißt;  
Der Kirch und Gottesdienst mit halben Reden schwärzet,  
Und niemals williger als über Priester schärzet  
Ein andrer Brock ist oft an wahrer Liebe satt,  
Ein Absehn dringet weit, das Gott zum Fürwort hat;  
Sein Gut das er verschmäht, wird nicht vergessen werden,  
Im Himmel ist der Sinn, die Hände sind auf Erden.

Wer ist's dann? ein Belot, der Kirchen-Ächerubin,  
Bereit den Strick am Hals in Himmel mich zu zeln:  
Ein murrender Suren, der nie ein Ja gesprochen,  
Und selten sonst gelacht, als wann der Stab gebrochen:  
Der leichte Franzens-Äf, der Schnupfer bey der Wahl,  
Der bey den Eiden schwezt, und pfeift im großen Saal:  
Ein wankender Saufet, dem nie das Rathhaus steht,  
Der von dem Tisch in Rath, vom Rath zu Tische gehet:  
Der nie sich selber zeigt, der kluge Karoemann,  
Der alle Bürger haßt, und alle küssen kann:  
Ein reicher Agnoet, der Feind von allem lernen,  
Der Sonnen vierdeck macht, und Sterne zu Laternen:  
Ein Unselbst, reich an Ja, der seine Stimme ließt,  
Und dessen Meynung stets vorher erknet ist:  
Und so viel andre mehr, der Großen Leib-Trabanten,  
Die Biffen unsers Staats, im Rath die Consonanten.

Bei solchen Herrschern wird ein Vol nicht glücklich seyn;  
In Häuptern eines Stands gehdret Hirn darcin.  
Laßt gehen Jahr sie noch, sich recht zu unterrichten,  
In jenem Schattens-Staat gemessne Sachen schlachten.

Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt,  
Und nach der Gottheit Stell' auf Zugs-Staffeln klimmt,  
Der wüßt am Wohl des Volks, und nicht an seinem Glück,  
Und ist zum Heil des Lands ein Werkzeug vom Geschick,  
Er sezet seiner Mäh die Tugend selbst zum Preiß,  
Er kennet seine Pflicht, und thut auch, was er weiß.  
Führt erste lerne der, der groß zu seyn begehret,  
Den innerlichen Stand des Staates, der ihn nähret;  
Wie Ansehn und Gewalt sich, mit gemessner Kraft,  
Durch alle Staffeln theilt, und Ruh und Ordnung schafft?  
Wie zahlreich Volk und Geld? Wie auf den alten Wunden,  
Dem Erbe besser Zeit, sich Fried und Freundschaft gründen?  
Wodurch der Staat geblüht? Wie Macht und Reichthum stieg?  
Des Kriegers erste Blut, den wahren Weg zum Sieg,  
Die Fehler eines Staats, die innerlichen Beulen,  
Die nach und nach das Mark des sichern Landes fäulen;  
Was üblich und erlaubt, wie Ernst und männlich's Recht,  
Den angelaufenen Schwall des frechen Lasters schwächt?  
Wie weit dem Herrscher ziemt der Kirche zu gebieten?  
Wie Glaubens-Einigheit sich schüzet ohne Wüten?  
Was Kunst und Boden zeugt? was einem Staat ersprießt?  
Wodurch der Nachbarn Gold in unsre Dörfer fließt?  
Auch was Europa regt? wie die vereinten Mächten  
In stätem Gleichgewicht sich selbst zu halten trachten?  
Woburd die Handlung blüht? wie alle Welt ihr Gold  
Dem zugelaufenen Schwarm verbannter Bettler zollt?  
Was Frankreich schrecklich macht? wodurch es sich entnervet?  
Wie Kunst und Wissenschaft der Britten Waffen schärfet?  
Auch Rom und Sparta hat, was nützlich werden kan,  
Die Tugend nimmt sich leicht bey ihrem Beyspiel an.

Wiß' aber auch dein Herz, selbst in der ersten Jugend,  
Sieh auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend,  
Lern, daß nichts selig macht, als die Gewissens-Ruh,  
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du;  
Daß Geld auch Weisheit giert, verdient durch reine Mittel,  
Daß Tugend Ehre bringt, und nicht erkaufter Titel,  
Daß Raas und Weisheit mehr, als leere Rahmen sind,  
Und daß man auf dem Thron noch jetzt George findet.  
Kein Reiz sey stark genug, der deine Pflicht verhinndert,  
Kein Reiz sey groß genug, der Mächtlands Wohlfahrt mindert  
Such in des Landes Wohl, und nicht bey'm Pöbel Ruhm,  
Sei jedem Bürger hold, und niemand's Eigenthum,  
Sei billig und gerecht, erhalt auf gleicher Waage  
Des Großen drohend Recht, und eines Bauern Klage.  
Bey Wärdem sieh den Mann, und nicht den Gegen-Dienst,  
Nach Arbeit dir zur Lust, und Heisem zum Gewinnst.  
Thu dies, und werde groß! liegt schon dein Glück verborgen,  
Der Himmel wird für dich, mehr als du selber, sorgen:  
Und wann er künftig dich in hohen Ämtern übt,  
Und deiner Bürger Heil in deine Hände giebt,  
So lebe, daß dich einst die spätern Enkel preisen,  
Dein Tod den Staat betrübt, und macht dein Volk zum Weisen:  
Und schlossen schon dein Land die engen Schranken ein,  
So würdest du mit doch der Helden erster seyn;  
In dir zeigt sich der Welt der Gottheit Gnaden-Finger,  
Du bist ein größrer Mann als alle Welt-Bezwinger.

## Ueber den Ursprung des Uebels.

### Erstes Buch.

Auf jenen stillen Höhen,  
Woraus ein milder Strom von kühlen Quellen rinnt,  
Bewog mich einst ein sanfter Abends-Wind,  
In einem Busche still zu stehen.  
In meinen Füßen lag ein ausgedöhntes Land,  
Durch seine Größe umgränzet,  
Worauf das Aug kein Ende fand,  
Als wo Jurassus es mit blauen Schatten kränzet.  
Die Hügel deckten grüne Wälder,  
Wodurch der salbe Schein der Felder  
Mit angenehmen Glanze bricht;  
Dort schlängelt sich durchs Land, in untermochenen Stellen,  
Der reinen Aare wallend Licht;  
Hier liegt Mächtlands Haupt in Fried und Zuversicht,  
In seinen nie erstlegnen Wällen.  
So weit das Auge reicht, herrscht Ruh und Ueberfluß,  
Selbst unterm braunen Stroh bemoster Bauern-Hütten  
Wird Freyheit hier geklitten,  
Und nach der Mäh Genuss.  
Mit Schaafen wimmelt dort die Erde,  
Davon der bunte Schwarm in Eile frist und bleckt;  
Wann dort der Kinder schwere Heerde  
Sich auf den weichen Rasen streckt,  
Und den geblümten Klee im Rauhen doppelt schmeckt.  
Dort springt ein freyes Pferd, mit Sorgen-losem Sinn,  
Durch neu-bewachsne Felder hin,  
Woran es oft gepflüget:  
Und jener Wald, wen läßt er unvergnüget?  
Wo dort im rothen Glanz halb nackte Buchen glühen,  
Und hier der Tannen fettes Grün  
Das bleiche Roos beschattet:  
Wo mancher heller Strahl, auf seine Dunkelheit,  
Ein zitternd Licht durch rege Stellen streut,  
Und in verschiedner Dichtigkeitt,  
Sich grüne Nacht mit glühnem Tage gattet.  
Wie angenehm ist doch der Wätsche Stille,  
Wie angenehm ihr Wiederhall!  
Wann sich ein Heer glückseliger Geschöpfe,  
In Ruh und unbesorgter Fülle,  
Vereint in einen Freudenhall;  
Und jenes Daches Fall,  
Der schlängelnd durch den grünen Rasen,  
Die schwachen Wellen murmelnd treibt,  
Und plötzlich aufgelöst, in Schnee- und Perlen-Blasen,  
Durch gähe Felsen rauschend flüht.  
Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd Bild,  
Gleich einem diamantnen Schill,  
Da dort das Urbild selbst, vor irdischem Gesichte,  
In einem Strahlen-Meer sein flammend Haupt verfleckt,  
Und, unsichtbar vor vielem Lichte,  
Mit seinem Glanz sich deckt.

Dort streckt das Wetterhorn den nie bestoguen Gipfel,  
Durch einen dünnen Wolken-Kranz;  
Befrahlt mit rosenfarbem Glanz,  
Beskämmt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,  
Grüner Berge blauen Rücken.  
Ja, alles was ich seh, des Himmels tiefe Höhen,  
In dessen lüchtem Blau die Erde grundlos schwimmt;  
Die in der Luft erhabnen wissen Seen,  
Worauf durchsichtig Gold und süchtig Silber glimmt;  
Ja alles was ich seh, sind Gaben vom Geschick:  
Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glück,  
Ein allgemeines Wohl befelet die Natur,  
Und alles trägt des höchsten Gutes Spur.

Ich sann in sanfter Ruh dem holden Vorwurf nach,  
Wie daß die Dämmerung des Himmels Farben brach,  
Die Ruh der Einsamkeit, die Mutter der Erfindung,  
Hiebt der Begriffe Reih' in schliefender Verbindung,  
Und nach und nach verknüpft, kam mein verwirrter Sinn,  
Uneinig mit sich selbst, zu diesen Worten hin:  
Und dieses ist die Welt, worüber Weise klagen,  
Die man zum Kerker macht, worinn sich Thoren plagen!  
Wo mancher Wandervogel des Guten Wertmahl mißt,  
Die Thaten Hohheit wütht, und Fühlen leiden ist.  
Wie wird mir? Mich durchläuft ein Ausguß kalter Schreden,  
Der Schauplatz unsrer Noth beginnt sich aufzudecken,  
Ich seh' die innre Welt, sie ist der Hölle gleich:  
Wo Dual und Laster herrscht, ist da wohl Gottes Reich?  
Hier eilt ein schwach Geschlecht, mit immer vollem Herzen  
Von eingebildter Ruh, und allzu wahrer Schmerzen,  
Wo nagende Begier, und falsche Gohnung wallt,  
Zur ernsten Ewigkeit. Im kurzen Aufenthalte  
Des nimmer ruhigen und ungefühlten Lebens  
Schnappt ihr betrogner Geist nach echtem Gut vergebens.  
So wie ein fetter Dunst, der aus dem Sumpfe steigt,  
Dem irren Wandersmann sich zum Verführen zeigt:  
So loht ein süchtig Wohl, das Bahn und Sehnsucht färben,  
Von Weh zu größerm Weh, vom Kummer zum Verderben.  
Wie mit sich selbst vergnügt sucht jeder aussenher  
Die Ruh, die niemand ihm verschaffen kan als er;  
Getrieben vom Gespenst stäts hungriger Begierden,  
Sucht er in Arbeit Ruh, und Leichterung in Bürden:  
Umsonst hält die Verpunft das schwache Steuer an,  
Der Lüste wilde See spielt mit dem leichten Rahn,  
Wie der auf seichem Sand, und jener an den Klippen,  
Ein untreu Ufer deckt mit trocknenden Gerippen.  
Wer ist, der einen Tag von tausenden erlebt,  
Den nicht in seine Brust die Keu mit Feuer gräbt?  
Wo ist in seltnem Stern ein seliger gebornen,  
Bey dem Verdruß sein Recht auf einen Tag verlohren?  
Was hilft, daß Gott die Welt auß angenehmt schmückt,  
Wann ein verdeckter Feind uns den Genuß entrückt?  
Aus unserm Herzen stieft des Unmuths bitter Quelle,  
Ein unzufriedner Sinn führt bey sich seine Hölle.  
Noch selts, wäre noch der Lage kurze Zahl  
Für uns zugleich das Maas des Lebens und der Qual!  
Ach Gott und die Vernunft giebt Gründe größrer Schreden,  
Wer jenem Leben kan kein Grabstein uns bedecken.  
Nachdem der matte Geist die Jahre seiner Licht,  
Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht,  
Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zusammen,  
Zerweisung brennt in ihm mit nie geschwächten Flammen,  
Und die Unsterblichkeit, das Vorrecht seiner Art,  
Wird ihm zum Fenter-Trank, der ihn zur Marter spart:  
Im Haß mit seinem Gott, mit sich selbst ohne Frieden,  
Von allem, was er liebt, auf immer abgeschieden,  
Geprüßt von naher Qual, geschreckt von fernem Noth,  
Versucht er ewig sich, und hoffet keinen Tod,

Glende Sterbliche! zur Pein erschaffne Wesen,  
D daß Gott aus dem Nichts zum Seyn euch auserlesen!  
D daß der wüste Stoff einsamer Ewigkeit,  
Noch läg im äden Schland der alten Duntelheit!  
Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille,  
Regiert der Besten Kreis dein unerforschter Wille,  
Dein Rathschluß ist zu hoch, sein Siegel ist zu fest,  
Er liegt verwahrt in dir, wer hat ihn aufgelöst?  
Dies weiß ich nur von dir, dein Wesen selbst ist Güte,  
Von Gnad und Langmuth wallt dein liebendes Gemüthe,  
Du Sonne wirfst ja, mit gleichem Water-Sinn,  
Den holden Lebens-Strahl auf alle Wesen hin.  
O Water! Nach und Haß sind fern von deinem Herzen,  
Du haust nicht Luft an Dual, noch Freud an unsern Schmerzen,  
Du schufst nicht aus Noth, die Güte war der Grund,  
Bewegen eine Welt vor nichts den Vorzug fund.

Du warest nicht allein, dem du Vergäulgen gönntest,  
Du hießest Wesen seyn, die du beglücken könntest,  
Und deine Seligkeit, die aus dir selber stieft,  
Schen dir noch seliger, so bald sie sich ergieft.  
Wie daß, o Heiliger! du dann die Welt erwähltest,  
Die ewig sündigt, und ewig wird gequält?  
War kein vollkommner Niß im göttlichen Begriff,  
Dem der Geschöpfe Stolz nicht auch entgegen stieft?

Doch wo gerath ich hin? wo werd ich hingerissen?  
Gott fodert ja von uns zu thun, und nicht zu wissen,  
Sein Will ist uns bekannt, er heißt die Laster stiehn,  
Und nicht warum sie sind, vergebens sich bemühen.  
Indessen, wann ein Geist, der Gottes Wesen schändet,  
Die Einsalt, die ihm traut, mit falschem Licht verblendet,  
Und aus der Oberhand des Lasters und der Pein  
Lehrt schließen, wie die Welt, so muß der Schöpfer seyn;  
Soll Manes im Triumph Gott und die Wahrheit führen?  
Soll Gott verkündet seyn, und uns kein Eifer rühren?  
Ist stummer Glauben gnug, wann Irrthum kämpft mit Witz,  
Und ihm zu widersehen erwarten wir den Witz?  
Nein, also hat sich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,  
Daß nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkt:  
So schwach ihr Glanz auch ist, kein Irwiss bleibt vor ihr,  
Ihr Stammeln hat mehr Kraft, als aller Lügen Bier.

D daß die Wahrheit selbst von ihrem Licht mir schenkte!  
Daß dieses Himmels-Kind den Kiel mir selber lenkte!  
Daß ihr sieghafter Schall, der durch die Herzen dringt,  
Beseelte, was mein Mund ihr jetzt zu Ehren singt.

## Zweytes Buch.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnt,  
Die ewig ohne Duell und unversiegen rinnet,  
Gefiel Gott eine Welt, wo nach der Weisheit Rath,  
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.  
Verschiedner Welten Niß lag vor ihm ausgebreitet,  
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet:  
Allein die Weisheit gieng auf die Vollkommenheit,  
Der Welten trefflichste gewann die Würklichkeit.  
Befruchtet mit der Kraft des Wesen-reichen Wortes  
Gebiehet das alte Nichts; den Raum des äden Dretes  
Erfüllt verschiedner Zeug' die regende Gewalt  
Erlieset, trennet, mischt, und schränkt ihn in Gestalt.  
Das Dichte zog sich an, das Licht und Feuer rennen,  
Es nahmen ihren Platz die neugebohrnen Sonnen,  
Die Welten weiteten sich, und zeichneten ihr Gleich,  
Stäts flüchtig, stäts gefenkt, in dem beschönten Kreis.  
Gott sah und fand es gut, allein das stumme Dichte,  
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an seinem Lichte;  
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kan,  
Gott blickt, und ein Begrif nahm Kraft und Wesen an.  
So ward die Geister-Welt. Verschiedne Macht und Ehre  
Vertheilt, nach Stufen Art, die unzählbaren Heere,  
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,  
In langer Ordnung stehn von Gott zum äden Nichts.  
Nach der verschiednen Reih' von fühlenden Gemüthern,  
Vertheilte Gott den Trieb nach angemessnen Gütern:  
Der Art Vollkommenheit ward als zum Ziel gestekt,  
Wohin der Geister Wunsch aus eigenem Zuge zweckt:  
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,  
So daß zur Abart selbst das Thor gefenkt bleibe,  
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,  
Daß nicht sein erster Wink die Wagtschal überschlägt.  
Dann Gott liebt keinen Zwang, die Welt mit ihren Mängeln,  
Ist besser als ein Reich von Willen-losen Engeln;  
Gott hält vor ungethan, was man gezwungen thut,  
Der Tugend Übung selbst wird durch die Wahl erst gut.  
Gott sah von Anfang wahr, wohin die Freiheit führet,  
Daß ein Geschöpf sich leicht bey eigenem Licht verkeret,  
Daß der verbundene Leib zu viel vom Geiste heisset,  
Und das Gewähl der Welt den schwachen Sinn bedrückt,  
Und ein gemeiner Geist nicht stäts die Kette findet,  
Die den besondern Sag an den gemeinen bindet.  
In Gottes Freund' erschn, zu ebel für die Zeit,  
Bergift er allzu leicht den Wehret der Ewigkeit:  
Des äußern Sauberglanz verdeckt die inn're Blöße,  
Die stärkte Gegenwart erdrückt des fernern Größe;  
Wer ist, der allemal der Neigung Stufe mißt,  
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?  
Kein endlich Wesen kennt das Wissen aller Sachen,  
Und die Unwissenheit kan erst unfehlbar machen.

Gott sah dies alles wohl, und doch schuf er die Welt,  
 Kann etwas weiser seyn, als das, was Gott gefällt?  
 Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,  
 Sah das, wann alles nur aus Worschrift handeln sollte,  
 Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremden Trieb besetzt,  
 Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.  
 Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntniß Asten lieben,  
 Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben:  
 Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,  
 Aus Wahl ihm hold zu seyn, und nicht aus Eigenthum.  
 Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben,  
 Wir loben Gott nicht mehr, wann er uns zwingt zu loben;  
 Gerechtigkeit und Halb, der Gottheit Arme ruhn,  
 So bald Gott alles würrt, und wir nichts selber thun.  
 Drum überließ auch Gott die Geister ihrem Willen,  
 Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen,  
 Doch so, daß seine Hand der Welten Steur behielt,  
 Und der Natur ihr Rad muß stehn, wann er besieht.

So kamen in die Welt die neu-erschaffnen Geister,  
 Vollkommenes Geschöpf von dem vollkommenen Meister;  
 In ihnen war noch nichts, das nicht zum Guten trieb,  
 Kein Zug, der an die Sitten nicht ihren Ursprung schrieb:  
 Ein jedes Gingle war in seiner Art vollkommen.  
 Dem war wohl mehr verlehnt, doch jenem nichts benommen.

Der einen Wesen ward vom Irdischen befreit,  
 Sie blieben adler Gott' an Art und Herrlichkeit.  
 Euch kennt kein Sterblicher ihr himmlischen Naturen!  
 Von eurer Treue sind in uns wenig Spuren:  
 Nur dieses wissen wir, daß, über uns erhöht,  
 Ihr auf dem ersten Platz der Reih der Wesen steht.  
 Vielleicht empfangen wir, bey trüber Dämmerung Klarheit,  
 Nur durch fünf Defnungen den schwachen Strahl der Wahrheit;  
 Da ihr, bey vollem Tag, das heitere Gemüth  
 Durch tausend Pforten füllt, und alles an euch sieht.  
 Daß, wie das Licht für uns erst wird mit unsern Augen,  
 Ihr tausend Wesen kennt, die wir zu sehn nicht taugen;  
 Und wie sich unser Aug am Kleid der Dinge kößt,  
 Vor eurem scharfen Blick sich die Natur entblößt.  
 Vielleicht findet auch bey uns der Eindruck der Begriffe,  
 Im allzusehnen Sinn, nicht genug Gehalt und Tiefe,  
 Da bey euch alles haßt, und, sicher vor der Zeit  
 Sich die lebhafteste Spur, so oft ihr wünscht, verneut.  
 Vielleicht, wie unser Geist, gesperrt in enge Schranken,  
 Nicht Platz genug enthält zugleich für zwen Gedanken,  
 In euch der ofne Sinn des vielen fähig ist,  
 Und den zu breiten Raum kein einzler Eindruck mißt.  
 Doch unser Wissen ist hierüber nur Vermuthen,  
 Wenig der Engel Sinn war ausgerüßt zum Guten,  
 Ihr Trieb zur Tugend war so stark als ihr Verstand,  
 Sie sehnten sich nach Gott als ihrem Vaterland,  
 Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren,  
 War all ihr Wunsch, ihr Licht zu Gottes Ruhm zu mehrern.

Fern unter ihnen hat das sterbliche Geschlecht,  
 Im Himmel und im Nichts, sein doppelt Bürgerrecht.  
 Aus ungleich festem Stoff hat Gott es anserlesen,  
 Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen:  
 Swendentig Mitteldeing von Engeln und von Vieh,  
 Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.

Auch wir, ach! waren gut: der Welt beglückte Jugend  
 Sah nichts, so weit sie war, als Seligkeit und Tugend;  
 Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild,  
 Er schuf uns etwas mehr, als Herren vom Bewild.  
 Er legte tief in uns zwen unterschiedne Triebe.  
 Die Liebe für sich selbst, und seines Nächsten Liebe.

Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,  
 Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Gedult:  
 Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Ehre kennen,  
 Sie flammt das Feuer an, womit die Helden brennen,  
 Und fährt im stillen Pfad, wo Tugend Dornen streut,  
 Den Welt-vergeßnen Sinn nach der Vollkommenheit.  
 Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,  
 Verabthönt uns mit uns selbst, und stört des Trägers Schlummer.  
 Sie zeigt uns, wie heut für morgen sorgen muß,  
 Und speiset ferne Noth mit altem Lieberfluß.  
 Sie dämpft des Kühnen Wuth, sie wafnet die Verzagten;  
 Sie macht das Leben werth im Auge der Geplagten;  
 Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Segengift;  
 Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift;  
 Sie bahnete das Meer zur Beyhülß unsres Reisens;  
 Sie fund den ersten Brand im Zwetkampff Stein und Eisens;

Sie grub ein Erzt hervor, das alle Thiere zwingt;  
 Sie kocht aus einem Kraut der Schmerzen Leichterung;  
 Sie spähte der Natur verbotne Eigenschaften;  
 Sie wafnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.  
 O daß sie doch so oft, vor zartem Eifer blind,  
 In eingebildtem Glück ein würrlich Gland findet!

Viel edler ist der Trieb, der uns für andre rühret,  
 Vom Himmel kömmt sein Brand, der keinen Rauch gebietet;  
 Von seinem Ebenbild, das Gott den Menschen gab,  
 Drückt deutlicher kein Zug sein holdes Urbild ab:  
 Sie, diese Liebe, war der Menschen erste Kette,  
 Sie macht uns bürgerlich, und sammelt uns in Städte;  
 Sie öfnet unser Herz bey'm Anblick fremder Noth,  
 Sie theilt mit Dürstigen ein gern gemisset Brodt,  
 Und würrt in uns die Lust, vom Titus oft verlangt,  
 Wann ein verwandt Geschöpf von uns sein Glück empfanget.  
 Die Freundschaft kammt von ihr, der Herzen süße Kost,  
 Die Gott, in so viel Noth, uns gab zum letzten Trost:  
 Sie steck die Fackeln an, bey deren holdem Scheinen,  
 Zu beyder Seligkeit, zwen Seelen sich vereinen;  
 Das tunige Gefühl, der Herzen erste Schuld,  
 Ist ein besondrer Zug der allgemeinen Dulde.  
 Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,  
 Sie macht die Wäth zur Lust, die ihre Schwachheit fodert,  
 Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen steht,  
 Und unser innerstes, so bald er spricht, umdreht.  
 So auch dem Himmel zu gehn ihre reinen Flammen,  
 Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie kommen,  
 Ihr Trieb zieht ewiglich dem liebenswürdig'en zu,  
 Und findet erst im Besig des höchsten Gutes Ruh.

Noch weiter wollte Gott für unsre Schwachheit sorgen:  
 Ein wachjames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,  
 Das nie dem Uebel schweigt, und immer leicht verfehret,  
 Zur Rache seiner Noth den ganzen Leib empört.  
 Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schlauchen,  
 Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung zelehen,  
 Bräch alles Uebermaaß den schwachen Faden ab,  
 Und die Gesundheit selbst fährt unvermerkt zum Grab.  
 Klein im weichen Markt der zarten Lebens-Sehnen  
 Bohnt An gehelmer Reiz, der zwar ein Brunn der Thränen,  
 Doch auch des Lebens ist, der wider einen Feind  
 Der sonst wohl unerkannt und auszuhöhlen meint,  
 Und zwingt zum Widerstand; er schließt die regen Nerven  
 Vor Frost und Salze zu, verköstet alle Schärpen  
 Durch Zufluß süßen Safts, und kühlt gefalznes Blut  
 Durch Zwang vom heißen Durst, mit Strömen dünner Flut.  
 In allen Arten Noth, die unsre Glieder fäulet,  
 Ist Schmerz der bittere Trant, womit der Leib sich hellet.

Welt nöthiger liegt noch, im innersten von uns,  
 Der Werke Richterin, der Probstlein unsers Thuns:  
 Vom Himmel kammt ihr Recht; er hat in dem Bewissen,  
 Die Pflichten der Natur den Menschen vorgerissen:  
 Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu,  
 Und ihren Nachgeschmack die bittere Kost der Reu.  
 Ein Geist, wo Günde herrscht, ist ewig ohne Frieden,  
 Sie macht uns selbst zur Höl, und wird doch nicht gemieden!

Versohn zu Sturm und See, in allem wohl bestellt,  
 Betraten wir nunmehr das weite Meer der Welt.  
 Die Werkzeug unsers Glücks sind allen gleich gemessen,  
 Jedweder hat sein Pfund, und niemand ist vergessen.  
 Zwar in der Seele selbst herrscht Maaß und Unterscheid,  
 Das Glück der Sterblichen will die Verschiedenheit;  
 Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold als Eisen,  
 Der Staaten schlechtester ist der von eitel Wesen:  
 Der eingetheilte Wis ist nirgend unfruchtbar,  
 Und jeder füllt den Ort, der für ihn lebzig war.

Dort würrt ein hoher Geist, betrogen vom Geschick,  
 Nur um sich selbst besorgt, an seines Landes Glück:  
 Wann hier ein niedrer Sinn, mit Schweiß und Brod vergnügt,  
 Des Großen Unterhalt im heißen Feld erspäht.  
 Hier sucht ein weiser Mann, bey Nacht und stillem Dele,  
 Des Körpers inn're Kraft, das Wesen seiner Seele,  
 Wann dort mit schwächerem Licht, gleich nüzlich in der That,  
 Ein Weib sein Haus beherrscht, und Kinder zieht dem Staat.

Doch nur im Herrath herrscht der Unterschied der Gaben,  
 Was jedem nöthig ist, muß auch ein jeder haben:  
 Kein Mensch verwürrt so, dem eingebornes Licht,  
 Nicht, wann er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.



Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen,  
Die dort an Rittschigans beschnittenen Ufern wohnen,  
Und unterm braunen Eiß sieht auch der Hottentott  
Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebott.

Drittes Buch.

O Wahrheit! sage selbst, du Zeugin der Geschichte!  
Wer machte Gottes Zweck und unser Glück zu nichts?  
Wer war's, der wider Gott die Geister aufgebracht,  
Und uns dem Laster hold, uns selber feind gemacht?

Verschieden war der Fall verschiedner Geister Orden:  
Der einen Treuschheit ist ihr Verderben worden,  
Die Kenntniß ihres Lichts gebahr ihr Finsterniß,  
Sie hielten ihre Kraft für von sich selbst gewiß,  
Und voll von ihrem Glanz, verdränglich aller Schranken,  
Mißkannten sie den Gott, dem sie ihn sollten danken.  
Ihr allzu starker Trieb nach der Vollkommenheit  
Ward endlich zum Gefühl der eignen Würdigkeit:  
Ihr Stolz fieng an in Haß die Furcht vor Gott zu kehren,  
Als ohne den sie selbst der Wesen erste wären.  
So wich ihr Schwarm von Gott, dem Ursprung seines Lichts,  
Ihr Glanz, entlehnt von Gott, fiel bald ins eigne Nichts;  
Nichts blieb an ihnen gut. Gott hatten sie verlassen,  
Der Liebe wahren Zweck verschwuren sie zu lassen,  
Des höchsten Guts Genuß war ewiglich verschert,  
Der Sinn ward mißvergahnt, des Urtheils Licht geschwärtzt.  
In ihrem Wesen selbst, worina sie sich verließen,  
Fand sich kein inn'rer Quell von stätigem Vergnügen,  
Ihr Aufruhr rächte Gott, ihr Hochmuth ward zur Schmach,  
Das Böse war gewählt, das Uebel folgte nach;  
Bis das Neu ohne Ruß, Verzweiflung an dem Helle,  
Und Mißgunst ohne Macht den Frevlern ward zum Theile,  
Da dort die treue Schaar, die niemals Gott verließ,  
In seiner Gegenwart, der Geister Paradies  
Und Tag und Nacht, da ewig hoch und steigend  
Ihr Stand der Gottheit naht, und keinen Eitel zeugend  
In der Begierde genest, und im Genuß begehrt,  
Und ihren Geist mit Licht, das Herz mit Wollust nährt,

Das Uebel, dessen Macht den Himmel konnte mindern,  
Fand wenig Widerstand bey Adams schwachen Kindern.  
Ein starker Bilders-Kreis schwebt spielend vor dem Sinn,  
Der wählt zur Gegenwart, behält und sendet hin:  
Bald hatte Lust und Bier das ernstliche verdrungen,  
Der Müß und Jugend Bild schien trocken und gezwungen,  
Die Seele hängte sich an Ruh und Lustbarkeit,  
Der Jugend Kraft nahm ab durch die Abwesenheit;  
Auch loht der Leid zur Lust mit zärtlicher Verbindung,  
Bedacht wich dem Genuß, und Kenntniß der Empfindung;  
Indem was ehlich ist, kan nicht unsehbar seyn,  
Das Uebel schlich sich auch in uns durch Irrthum ein.  
Der schwache Geist verlor der Neigungen Verwaltung,  
Wir wendeten in Gift die Mittel der Erhaltung,  
Die Triebe der Natur mißkannten Ziel und Maas,  
Bis das, was himmlisch war, sein hoch Geschick vergaß.  
Der Schönheit Liebe trieb zu unerlaubten Lüsten,  
Die Sorg' um Unterhalt zu Haß und bitterm Zwisten;  
Der Ehre rege Sucht schwoll in den Herzen auf,  
Gewissen und Vernunft hemmt zwar des Uebels Lauf,  
Doch ihr verhasster Mund, voll unbedachter Lehren,  
Behielt allein das Recht, zu tadeln, nicht zu wehren.

Wir alle sind verderbt, der allgemeine Gift  
Ist beyde Welten durch den Menschen nachgeschickt.  
Gold, Ehr und Wollust herrscht, so weit der Mensch gebietet,  
Und alles was ein Herz, von diesen schwanger, brütet:  
Betrug mit fälschem Bild, die Lust an andrer Leid,  
Berachtung fremden Werths, Verläumdung, Brut vom Neid,  
Verführung schwacher Jucht, der Gottesdienst des Bauches,  
Fruchtloser Müßiggang, der Hunger eiteln Rauches,  
Und so viel Seuchen mehr, von denen undurchwählt,  
Kein Herz mehr übrig bleibt, das echte Frucht erzielt.  
Verschiedene Gestalt bedeckt die Ungehener,  
Die Kunst der Ehrbarkeit lehnt manchen ihren Schleyer,  
Wann andrer, die die Schen mit keiner Larve deckt,  
Erbohrne Häßlichkeit die Augen tropf und schreckt.  
Geringer Unterschied! der auf der Haut nur liegt,  
Nicht in das innre dringt, und niemand mehr betriegt:  
Noch Belt, noch Band, noch Schwang vermag auf die Natur,  
Der Quell fließt überall, der Auslauf ändert nur.

Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten,  
Es ist nur jünger schlimm, und minder weit geschritten:  
Der Lappen ewig Eiß, wo, allzu tief geneigt,  
Die Sonne keinen Reiz zur Leppigkeit erzeugt,  
Schließt nicht die Laster aus, sie sind wie wir hindällig,  
Geil, eitel, geizig, träg, mißgünstig und gehässig,  
Und was liegt dann daran, bey einem bittern Zwist,  
Ob Fisch-Zett oder Gold des Zwenspalts Ursach ist?

Wer von der Tugend weicht, entsaget seinem Glücke:  
Und beugt sein Engels-Recht zu eines Thiers Geschichte.  
Die Pflichten sind der Weg, den Gott zur Wohlfahrt giebt,  
Ein Herz, wo Laster herrscht, hat nie sich selbst geliebt.  
Von außen stiebt kein Trost, wann uns das inn're quälet,  
Uns edelt der Genuß, so bald die Nothdurft fehlet:  
Die Schätze dieser Welt sind nur des Leibes Heil,  
Der wahre Mensch, der Geist, nimmt daran keinen Theil,  
So bleibt der müde Geist bey falschen Gütern öde,  
Der Eitel im Genuß entdeckt das inn're Blöde,  
Nie froh vom ighen, stäts wechselnd, keinem treu,  
Erfährt der Glückliche, wie nichtig alles sey.  
Vergebens übertrifft das Schicksal unsre Bitten,  
Die Welt hat Philipps Sohn, und nicht die Ruh erstritten:  
Ein Thor rennt nach dem Glück, kein Ziel schließt seine Bahn,  
Wo er zu enden meint, fängt er von neuem an.

Doch auch das Schatten-Glück erfreut den Menschen selten,  
Weil Gold und Ehre nichts als durch den Vorzug gelten:  
Die Güter der Natur sind endlich und gezählt,  
Die einen werden groß von dem, was andern fehlt:  
Ein Sieger wird berühmt durch tausend andrer Leiden,  
Und ganzer Oberer Noth macht einen ein'gen Reichen:  
Der Schönen holdes Ja, die einem sich ergiebt,  
Verurtheilt die zur Qual, die da, wo er geliebt.

Wir streiten in der Welt um diese falschen Güter,  
Der Eifer, nicht der Werth, erhiget die Gemüther;  
Wie Kinder (wer ist nicht in einem Stück ein Kind)  
Ist um ein streitig Nichts sich in den Haaren find,  
Bald dieß bald jenes siegt, und troget mit dem Ballen,  
Ben keinem bleibt die Lust, und der Verbruß bey allen.  
Wir schwitzen, kammern, flehn, verschwenden Zeit und Blut,  
Was wir von Gott erpreßt, ist endlich keinem gut.

So findet man wahre Noth, wo man Vergnügen sucht,  
Der Scepter wird so oft, als wie der Pflug, verflucht.  
Die Furcht, der Seele Frost, der Flammenstrom, der Born,  
Die Rachsucht ohne Macht, des Kummers tiefer Dorn,  
Die wache Eifersucht, demüht nach eigenem Leide,  
Erhigte Ungedult, der theure Preis der Freude,  
Der Liebe Folter-Bett, der Iden Stunden Laß,  
Flehn von der Hütern Stroh, und herrschen im Pallast.  
Noch stärker peitscht den Geist das zornige Gewissen,  
Noch Macht, noch Haß von Gott befreit von seinen Bissen;  
Sein fürchterlicher Ruf dringt in der Fürsten Saal,  
In Gold und Purpur bebt Octavians Gemahl;  
Und flehet, wo er geht, so sehr er sucht zu schlafen,  
Vor ihm den ofnen Schlund voll unsehbarer Strafen.

Der Leib, das Meisterrück der körperlichen Pracht,  
Folgt seinem Gaste bald, und fühlt des Uebels Macht.  
Vollkommen hatt' er einst, geschickt zu Gottes Bilde,  
Die Unschuld noch zum Art, und Einigkeit zum Schilde,  
Dem Tode minder nah, und vielleicht frey davon,  
Nahm er Theil an der Lust, und nimmt Izt Theil am Lohn:  
Die Zeit muß seit dem Fall ihr Sandglas gäher kürzen,  
Die Nothsucht grub ein Erzt, die kurze Frist zu kürzen,  
Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erschafft,  
Und unste Speise macht der Ueberfluß zum Gift.  
Der Sorgen Wurm verzehrt den Balsam unfrer Säfte,  
Der Wollust gäher Brand verschwendet des Leibes Kräfte,  
Gefaullet, abgenutzt, und nur zum Leiden stark  
Eilt er zur alten Ruh, und sinket nach dem Carl.

Der Geist von allem fern, womit er sich bethörtet,  
Steht sich in einer Welt, wovon ihm nichts gehörtet,  
Nur geht mit ihm ins Reich der Iden Dunkelheit,  
Ein unerträglich Bild der eignen Häßlichkeit.  
Gold, Ehre, Wollust, Tand, wornach er sich gesehnet,  
Verblendung, Selbstbetrug, worauf er sich gelehnet,  
Wiß, Ansehn, Wissenschaft, der Eigenliebe Spiel,  
Von allen bleibt ihm nichts, als des Verlusts Gefühl.

Der Sachen Unterschied ist bey ihm umgedreht,  
 Er haßt was er geliebt, und ehrt was er verschmähet,  
 Und brächte, könnt es seyn, jedweden Augenblick  
 Worinn er sich veräußert, mit Jahren Pein zurück.  
 Die Wahrheit, deren Kraft der Welt Gemüth verhinbert,  
 Findt nichts, das ihr Gefühl in dieser Wüste mindert,  
 Ihr freßend Feuer durchgräbt das Inn're der Natur,  
 Und sucht im tiefsten Markt des Uebels mindste Spur:  
 Das Gute, das veräußert, das Böse, so begangen,  
 Die Mittel, die verschert, sind eitel Folter-Bangen,  
 Von stäter Nachreu heiß. Er leidet ohne Frist,  
 Weil er gepeiniget, und auch der Henker ist.  
 O selig jene Schaar, die von der Welt verachtet,  
 Der Dinge wahren Werth, und nicht den Wahn betrachtet,  
 Und treu dem inn'ren Ruf, der sie zum Heile schreiet,  
 Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten stecket.  
 Besiegt, daß Welt und Hohn, und Armuth sie mishandeln,  
 Wie angenehm wird einst ihr Schicksal sich verwandeln,  
 Wann dort, bey'm reinen Licht, ihr Geist sich selbst gefällt,  
 Das überwundene Leid zu seiner Wollust hält,  
 Und innig hold mit Gott, dem Urbild ihrer Gaben,  
 Sie Gott, das höchste Gut, in stäter Nähe haben.

Indessen ist die Welt, die Gott zu seinem Ruhm,  
 Und unserm Glücke schuf, des Uebels Eigenthum;  
 In allen Arten ist das Loos des Guten kleiner,  
 Wo tausend gehn zur Qual, entrinnt zur Wohlfahrt einer,  
 Und für ein zeitlich Glück, das keiner rein genießt,  
 Folgt ein unendlich Weh, das keine Ruh beschließt.  
 O Gott voll Gnad' und Recht, darf ein Geschöpfe fragen,  
 Wie kan mit deiner Huld sich unsre Qual vertragen?  
 Vergnügt o Vater dich der Kinder Ungemach?  
 War deine Lieb' erschöpft? war deine Allmacht schwach?  
 Und konnte keine Welt des Uebels ganz entbehren,  
 Wie ließeß du nicht eh ein ewig Urding wahren?

Verborgen sind o Gott! die Wege deiner Huld,  
 Was in uns Blindheit ist, ist in dir keine Schuld.  
 Vielleicht, daß dermaleinst die Wahrheit, die ihn peinigt,  
 Den umgegoßnen Geist durch lange Qualen reinigt,  
 Und, nun dem Laster feind, durch dessen Frucht gelehrt,  
 Der Willen, umgewandt, sich ganz zum Guten kehrt:  
 Daß Gott die späte Reu sich endlich läßt gefallen,  
 Und alle zu sich zieht, und alles wird in allen.  
 Dann seine Güte nimmt, auch wann sein Mund uns droht,  
 Noch Maß noch Schranken an, und hasset unsern Todt.  
 Vielleicht erstet das Glück vollkommener Erwählten  
 Den minder tiefen Grab der Schmerzen der Seeligen;  
 Vielleicht ist unsre Welt, die wie ein Kötenlein Sand  
 Im Meer der Himmel schwimmt, des Uebels Waterland!  
 Die Sterne sind vielleicht ein Eis verkürter Geister,  
 Die hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister,  
 Und dieses Punct der Welt von minder Treflichkeit  
 Dient in dem großen All zu der Vollkommenheit:  
 Und wir, die wir die Welt im kleinsten Theile kennen,  
 Urtheilen auf ein Stück, das wir von Abhang trennen.

Dann Gott hat uns geliebt, wem ist der Leib bewußt?  
 Sagt an, was fehlt daran zur Nutzbarkeit und Lust?  
 Seht den Zusammenhang, die Eintracht in den Kräften,  
 Wie jedes Glied sich schickt zu menschlichen Geschäften,  
 Wie jeder Theil für sich, und auch für andre sorgt,  
 Das Herz vom Hirn den Geist, dieß Blut von jenem borgt:  
 Wie im bequemsten Raum sich alles schicken müssen,  
 Wie aus dem ersten Zweck noch andre Nutzen fließen,  
 Der Kreislauf uns belebt, und auch vor Fäulung schützt,  
 Der ausgebrauchte Theil von uns sich selbst verschwigt,  
 Und unser ganzer Bau ein stätes Muster scheint  
 Von höchster Wissenschaft, mit höchster Huld vereinet.  
 Soll Gott, der diesen Leib, der Naben Speiß' und Birth,  
 So väterlich versorgt, so prächtig ausgeziert,  
 Soll Gott den Menschen selbst, die Seele nicht mehr schätzen?  
 Dem Leib sein Wohl zum Ziel, dem Geist sein Glend setzen?

Nein, deine Huld, o Gott! ist allzu offenbar,  
 Die ganze Schöpfung legt dein liebend Wesen dar:  
 Die Huld, die Naben nährt, wird Menschen nicht verstoßen,  
 Im Kleinen ist er groß, unendlich groß im Großen.

Wer zweifelt dann daran? ein undankbarer Knecht:  
 Drum werde was du willst, dein Wollen ist gerecht.  
 Noch Unrecht noch Versehen kan vom Allwissen kommen,  
 Du bist an Macht, an Gnad, an Weisheit ja vollkommen.

Wann unser Geist geküßet, bereichst dein Licht verdeckt,  
 Und sich des Schicksals Buch vor unsre Augen legt,  
 Wann du der Thaten Grund uns würdigst zu lehren,  
 Dann werden alle dich, o Vater! recht verehren,  
 Und kündig deines Rathes, den blinden Spötter schmähn,  
 In der Gerechtigkeit nur Gnad und Weisheit sehn.

### T r a u e r - D i e ,

beym Absterben seiner geliebten Mariane, \*) Nov. 1736.

Soll ich von deinem Tode singen?  
 O Mariane! weich ein Lied!  
 Wann Seufzer mit dem Worten stagen,  
 Und ein Begriff den andern flieht.  
 Die Luft, die ich an die gefunden,  
 Vergrößert tegand meine Noth;  
 Ich öffne meines Herzens Wunden,  
 Und fühle nochmals deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,  
 Und du verdienst sie allzu wohl,  
 Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,  
 Als daß ich von dir schweigen soll.  
 Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,  
 Mir etwas meines Glückes neu;  
 Als wann von dir mir etwas bliebe,  
 Ein zärtlich Abbild unsrer Treu.

Nicht Reden, die der Wig gebietet,  
 Nicht Dichters-Klagen fang ich an;  
 Nur Seufzer, die ein Herz verliert,  
 Wann es sein Leib nicht fassen kan.  
 So, meine Seele will ich schildern,  
 Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,  
 Wie sie, ergeht an Trauer-Bildern,  
 In Kummer-Labyrinthem irr.

Ich seh dich noch wie du erblastest,  
 Wie ich verzweiflend zu dir trat,  
 Wie du die letzten Kräfte faßtest,  
 Um noch ein Wort, das ich erbat.  
 O Seele voll der reinsten Triebe!  
 Wie ängstlich warst du für mein Leib?  
 Dein letztes Wort war Huld und Liebe,  
 Dein letztes Thun Gelasstheit.

Wo stieh ich hin? in diesen Thoren  
 Hat jeder Ort, was mich erschreckt!  
 Das Haus hier, wo ich dich verlohren;  
 Der Tempel dort, der dich bedeckt;  
 Hier Kinder = s = Ach! mein Blut muß lobern  
 Beym zarten Abdruck deiner Zier,  
 Wann sie dich stammelnad von mir fordern;  
 Wo stieh ich hin? ach! gern zu dir.

O soll mein Herz nicht um dich weinen!  
 Hier ist kein Freund dir nah als ich.  
 Wer riß dich aus dem Schooß der deinen?  
 Du ließeß sie, and wähltest mich.  
 Dein Waterland, dein Recht zum Glück,  
 Das dein Verdienst und Blut dir gab,  
 Die find's, wovon ich dich entrückte,  
 Wohin zu eilen? in dein Grab.

Dort in den bittern Abschieds-Stunden,  
 Wie deine Schwester an die hing,  
 Wie, mit dem Land gemach verschwunden,  
 Sie unserm letzten Blick entging;  
 Sprachst du zu mir, mit holder Güte,  
 Die mit gefasener Behmuth stritt;  
 Ich geh mit ruhigem Gemüthe,  
 Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kan ich ohne Thränen denken  
 An jenen Tag, der dich mir gab?  
 Noch jetzt mißht Luft sich mit dem Kränken,  
 Entzündung löst mit Behmuth ab.

\*) Ältester Tochter des Hrn. Samuel Wyß, Herrn zu Rathob und la Nothe, und Marien von Dießbach, die der Verfasser den 19. Febr. 1731 geheyrathet, und den 30. Oct. 1736 durch den Tod verlohren hat, da er eben einen Monat vorher in Göttingen angekommen war.

Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,  
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,  
Und mich, allein nach meinen Trieben,  
Und nicht nach meinem Glücke maß.

Wie bald verließest du die Jugend,  
Und flohst die Welt um mein zu seyn;  
Du miedst den Weg gemeiner Jugend,  
Und warest schon für mich allein.  
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen,  
Und sorgte nicht für dein Geschick;  
Woll Angst, bey meinem kleinsten Schmerzen,  
Gartzücht auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln fester Wille,  
Der sich nach Gottes Fügung bog;  
Vergnügtheit und sanfte Stille,  
Die weder Muth noch Leid bewog;  
Ein Vorbild kluger Sucht an Kindern,  
Ein ohne Blindheit zartes Herz;  
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern;  
War meine Lust, und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich dich geliebet,  
Weit mehr als ich dir kund gemacht,  
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,  
Mehr als ich selbst vorhin gedacht.  
Wie oft, wann ich dich innigst küßte,  
Erzitterte mein Herz und sprach!  
Wie! wann ich Sie verlassen müßte!  
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch währen,  
Wann schon die Zeit die Thränen hemmt:  
Das Herz kennt andre Arten Jähren,  
Als die die Wangen überschwemmt.  
Die erste Liebe meiner Jugend,  
Ein innig Denkmahl deiner Huld,  
Und die Verehrung deiner Jugend,  
Sind meines Herzens süße Schuld.

Im dicksten Wald, bey finstern Buchen,  
Wo niemand meine Klagen hört,  
Will ich dein holdes Bildniß suchen,  
Wo niemand mein Gedächtniß stört.  
Ich will dich sehen, wie du giengest  
Wie traurig, wann ich Abschied nahm;  
Wie zärtlich, wann du mich umfiengest;  
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Nach in des Himmels tiefer Ferne,  
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,  
Und forschen, weiter als die Sterne,  
Die unter deinen Füßen drehn.  
Dort wird jezt deine Unschuld glänzen  
Vom Licht verklärter Wissenschaft:  
Dort schwingt sich aus den alten Gränzen,  
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,  
Sein Rath wird Geiligkeit für dich;  
Du mischest, mit der Engel Thnen,  
Dein Lied, und ein Gebet für mich.  
Du lernst den Nutzen meines Leidens,  
Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf:  
Dort steht die Absicht unsers Scheidens,  
Und mein bestimmter Lebens-Lauf.

Wollkommenste! die ich auf Erden  
So stark, und doch nicht genug geliebt;  
Wie lebens-würdig wirst du werden!  
Nun dich ein himmlisch Licht umgiebt,  
Mich überfällt ein brünstig Hoffen,  
D! sprich zu meinem Wunsch nicht nein  
D! halt die Arme für mich offen!  
Ich eile, ewig dein zu seyn.

D o r i s.

Des Tages Licht hat sich verdunkelt,  
Der Purpur, der im Westen funktelt,  
Erblasset in ein falbes Grau;  
Der Mond erhebt die Silber-Hörner,  
Die kühle Nacht streut Schlummer-Körner,  
Und träukt die trockne Welt mit Thau.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,  
Laß uns den stillen Grund besuchen,  
Wo nichts sich regt, als ich und du.  
Nur noch der Hauch verliebter Wesse  
Belebt das schwankte Laub der Kesse,  
Und winket dir liebeosend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume,  
Lockt uns in Amuths-volle Träume,  
Worein der Geist sich selber wiegt:  
Er zieht die schweifenden Gedanken  
In angenehm verengte Schranken,  
Und lebt mit sich allein vergnügt.

Sprich Doris! fühlst du nicht im Herzen  
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,  
Die süßer sind, als alle Lust?  
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?  
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder,  
Und schwellt die Unschuld-volle Brust?

Ich weiß, daß sich dein Herz befraget,  
Und ein Begriff zum andern saget:  
Wie wird mir doch? Was fühle ich?  
Mein Kind! du wirst es nicht erkennen,  
Ich aber werd es leichtlich nennen,  
Ich fühle mehr als das für dich.

Du staunst; es regt sich deine Jugend,  
Die holde Farbe keuscher Jugend  
Deckt dein verschämtes Angeicht:  
Dein Blut wällt von vermishtem Triebe,  
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe,  
Allein dein Herz verwirft sie nicht.

Mein Kind erhebre deine Blide,  
Ergieb dich nur in dein Geschick,  
Dem nur die Liebe noch gefiehl.  
Was willst du dir dein Glück mißgönnen?  
Du wirst dich doch nicht retten können,  
Wer zweifelt, der hat schon gewählt.

Der schönsten Jahre frische Blüthe  
Belebt dein aufgewekt Gemüthe,  
Darein kein schlaffer Kaltfinn schleicht;  
Der Augen Blut quillt aus dem Herzen,  
Du wirst nicht immer fühllos scherzen,  
Wen alles liebt, der liebet leicht.

Wie? sollte dich die Liebe schrecken!  
Mit Schaam mag sich das Laster decken,  
Die Liebe war ihm nie verwandt;  
Sieh deine freudigen Gespielen,  
Du fühltest, was sie alle fühlen,  
Dein Brand ist der Natur ihr Brand.

D könnte dich ein Schatten rühren  
Der Wollust, die zwen Herzen spüren,  
Die sich einander zugebacht,  
Du forderdest von dem Geschick  
Die langen Stunden selbst zurück,  
Die dein Herz müßig zugebracht.

Wann eine Schöne sich ergeben  
Für den, der für sie lebt, zu leben,  
Und ihr Verweigern wird ein Scherz:  
Wann, nach erkannter Treu des Hirten,  
Die Jugend selbst ihn kränzt mit Myrten,  
Und die Vernunft spricht wie das Herz;

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,  
Verliebter Diebstal, reizends Ringen  
Mit Wollust beyder Herz beräuscht;  
Wann der verwirrte Blick der Schönen,  
Ihr schwimmend Aug, voll seichter Thränen,  
Was sie verweigert, heimlich heischt.

Wann sich s s s allein, mein Kind, ich schweige;  
Von dieser Luft, die ich dir zeige,  
Ist, was ich sage, kaum ein Traum;  
Erwünschte Wehmuth, sanft Entzücken!  
Was wagt der Mund euch auszudrücken?  
Das Herz begreift euch selber kaum.

Du seufzest, Doris! wirst du blöde?  
O selig! stöste meine Rede  
Dir den Geschmack des Liebens ein;  
Wie angenehm ist doch die Liebe?  
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,  
Was wird das Urbild selber seyn?

Mein Kind, genieß des frühen Lebens,  
Sei nicht so schön für dich vergebens,  
Sei nicht so schön für uns zur Qual:  
Schilt nicht der Liebe Furcht und Kummer,  
Des kalten Gleichnisses edler Schlummer,  
Ist unvergnügter tausendmal.

Zu dem, was hast du zu befahren?  
Laß andre nur ein Herz bewahren,  
Das, wem befehlen, gleich verläßt:  
Du bleibst der Seelen ewig Meister,  
Die Schönheit fesselt dir die Geister,  
Und deine Jugend hält sie fest.

Erwähle nur von unsrer Jugend,  
Dein Reich ist ja das Reich der Jugend,  
Doch, darf ich rathe'n, wähle mich.  
Was hilft es lang sein Herz verhehlen?  
Du kannst von hundert edlern wählen,  
Doch keinen, der dich liebt, wie ich.

Ein andrer wird mit Ähnen prahlen,  
Der mit erkauftem Glanze strahlen,  
Der mahlt sein Feuer künstlich ab:  
Ein jeder wird was anders preisen,  
Ich aber habe nur zu wissen  
Ein Herz, das mir der Himmel gab.

Treu nicht, mein Kind, jedwem Treuer,  
Im Munde trägt er doppelt Feuer,  
Ein halbes Herz in seiner Brust:  
Der, liebt den Glanz, der dich umgiebet,  
Der, liebt dich, weil dich alles liebet,  
Und der, liebt in die seine Luft.

Ich aber liebe, wie man liebt,  
Eh sich der Mund zum Seufzen äbt,  
Und Treu zu schwören ward zur Kunst:  
Mein Aug ist nur auf dich gekehret,  
Von allem, was man an dir ehret,  
Begehrt ich nichts als deine Gunst.

Mein Feuer brennt nicht nur auf Blättern  
Ich suche nicht dich zu vergöttern,  
Die Menschheit ziert dich allzusehr:  
Ein andrer kan gelehrter klagen,  
Mein Mund weiß wenig zu sagen,  
Alein mein Herz empfindet mehr.

Was siehst du furchtsam hin und wieder,  
Und schlägst die holden Blicke nieder?  
Es ist kein fremder Zeuge nah:  
Mein Kind, kan ich dich nicht erweichen?  
Doch ja, dein Mund giebt zwar kein Zeichen,  
Alein dein Seufzen sagt mir Ja.

## Karl Ludwig von Haller,

der Enkel des großen H., ward den 1. August 1768 zu Bern geboren, und schon 1795 als Sekretär des großen Rathes in seiner Vaterstadt angestellt, wanderte aber in Folge der politischen Umgestaltung seines Vaterlandes 1800 nach Deutschland aus und lebte hier meist in Erlangen und Weimar, seit 1803 aber als Kaiserlicher Hofkriegssekretär zu Wien. Ein Ruf als Professor der Geschichte an der Universität, führte ihn 1806 nach Bern zurück, wo er 1814 noch zum Mitglied des kleinen Stadtraths und des großen Kantonsrathes ernannt wurde. Diese Aemter behielt er auch, obwohl nach seinem eignen Bekennniß seit 1808 im Herzen katholisch und seit seinem am 17. October 1820 wirklich erfolgten geheimen Uebertritt zu der genannten Kirche auch auf wirkliche Verbreitung seines neuen Glaubens bedacht bis Anfangs 1821. In diesem Jahre entsetzte ihn die Berner Regierung in Berücksichtigung seines durch den Schwur des protestantischen Amtseides im December 1820 kund gewordenen Meinseides aller seiner Würden und Rechte, bevor noch die gleich darauf folgende öffentliche Erklärung seines Uebertritts von seinem bermaligen Aufenthaltsorte, Paris, aus angelangt war. Seitdem lebte er in Paris, wo er 1824 eine Anstellung im Departement des Auswärtigen und das französische Bürgerrecht erhielt. Kurz vor 1830 wandte er sich nach Solothurn, ward dort ebenfalls mit dem Bürgerrecht beschenkt, kehrte aber bald nach Paris zurück und blieb dort als Professor an der école de chartes, bis die Juliarevolution ihn nach Solothurn zurücktrieb. Hier verweilt er seitdem mit seinen Plänen beschäftigt und 1834 zum Mitglied des kleinen Rathes ernannt.

Seine Schriften sind:

Ueber den Patriotismus. Rede. Bern 1794.

Geschichte der Wirkungen und Folgen des österreichischen Feldzugs in der Schweiz. Weimar 1801. 2 Theile.

Denkmal der Wahrheit auf Lavater. Ebdem. 1801.  
Handbuch der allgemeinen Staatenkunde. Winterthur 1808.

Restauration der Staatswissenschaft. Ebdem. 1816 — 1820. 6. Band. Ebdem. 1825, der 5. Band noch nicht erschienen.

Ueber die Konstitution der spanischen Cortes Ebdem. 1820.

Lettre à sa famille, pour lui déclarer son retour à l'église catholique, apostolique et romaine. Paris 1821. Französisch und deutsch mit Anmerkungen von Paulus. Stuttgart 1821. Deutsch von Studer. Bern 1821.

Da ein Urtheil über die Schriften dieses Mannes nicht gefällt werden kann, ohne seine Persönlichkeit und seine Handlungen scharf zu beleuchten, wir also jedenfalls die uns gezogenen Schranken überschreiten müßten und als Mitliebender keinesweges unparteiisch zu bleiben vermöchten, so enthalten wir uns desselben durchaus, es der strengen aber unbestechlich richtenden Nachwelt überlassend, denn die Acten über ihn, so viele Gegner und Ankläger sich auch fanden, sind noch nicht geschlossen, und unsere Zeit ist noch viel zu aufgeregt, als daß sie selbst den nach Unparteilichkeit Strebenden vor Irrungen bewahren könnte.

## Johann Christian Hallmann

ward 1650 in Schlessen geboren, studirte nach beendigter Schulbildung zu Breslau und Jena die Rechte, ließ sich darauf in Breslau als Advocat nieder und gerieth durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche in mancherlei unangenehme dauernde Verhältnisse mit seinen Söhnern und Verwandten. Er starb daselbst im Jahre 1704.

Von ihm hat man:  
Trauer-, Freuden- und Schäferspiels. Breslau 1672. Ebendas. 1684.  
Einige Schauspiele und Kleinigkeiten in damaligen Zeitschriften u. s. w.  
Ein durchaus mittelmäßiger Jünger der Hoffmannswaldqu-Lothensteinischen Schule.

## Christian Gottlob Haltaus

ward 1702 zu Leipzig geboren, studirte auf den gelehrten Anstalten seiner Vaterstadt Philologie, ward Mag. derselben und vielleicht durch Mitwirkung seines besondern Sönners, des Hofraths Mentz, 1734 zum Tertius an der dasigen Nikolaischule ernannt, stieg 1746 zum Konrektor und 1751 zum Rektor derselben und starb daselbst, wegen seiner Redlichkeit allgemein geliebt und vertraut, den 11. Februar 1758.

In lateinischer Sprache erschien von ihm:  
Calendarium medii aevi, praecipue germanicum.

Lipsiae 1729. Deutsch m. Zusätzen u. Berichtigungen v. Scheffer. Erlangen 1797, in 4.  
Glossarium germanicum medii aevi cum praefatione J. G. Böhmii. Lipsiae 1759, 2 Vol. fol.

Wenn auch nicht als deutscher Schriftsteller, machte er sich doch als Forscher und Sammler sehr verdient um die gründlichere Kenntniß unserer Sprache und ihrer Bildung.

## Johann Georg Hamann.

Dieser bei seinem Leben nicht ohne eigne Schuld so häufig verkannte originelle Denker und Nagus des Nordens, wie er sich als Schriftsteller richtig bezeichnete, ward den 27 August 1730 zu Königsberg geboren und widmete sich anfangs, dem Wunsche seines Vaters gemäß, auf der dasigen Universität der Theologie. Aber Schwermüdigkeit der Zunge, schwaches Gedächtniß und Vorliebe für Kritik, Poesie und Philologie vermochte ihn, sich vorzüglich mit diesen Wissenschaften zu beschäftigen und die Rechte wenigstens dem Namen nach zu seinen Berufsstudien zu machen. Nach Vollendung derselben kam er als Hofmeister 1752 in das Haus der Baronin von Lubberg in Kurland, 1753 in das des Generals von Witten und 1755 zu einer Kaufmannsfamilie in Riga, wo die Gelegenheit ihn mit der Politik und den Handlungswissenschaften so vertraut machte, daß er 1756 zu commerciellen Zwecken Reisen nach Berlin, Lübeck, Holland und England unternehmen konnte. Der ungünstige Erfolg derselben versetzte ihn in London in tiefen Mißmuth, führte ihn aber auch zur Religion und Sittlichkeit zurück, worauf er bis 1759 ruhig in Riga lebte. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt widmete er bis 1762 seine Muße der alten Literatur und den orientalischen Sprachen und trat zur Sicherung seiner Zukunft als unbesoldeter Schreiber in die Dienste der Stadt und des Staats. Allein 1764 entsagte er dieser seinen Körper und Geist erdrückenden Beschäftigung, machte eine Reise durch Deutschland, Elsaß und die Schweiz und ging als Hofmeister mit seinem kurländischen Principal nach Warschau. Nach seiner 1767 erfolgten Zurückkunft nach Königsberg wurde er bei der dasigen Zolldirection 1777, auch als Pachtsofverwalter bei dem königlichen Licent daselbst angestellt und hatte, 1784 durch einen wohlwollenden Sönnern in eine sorgenfreie Lage versetzt, sich mit Ruhe seinen Studien widmen können, wenn nicht seine zerrüttete Gesundheit eine neue Reise gefordert hätte. Er nahm daher 1787 seinen Abschied und starb nach öfterem Wechsel seines Aufenthaltes endlich bei seinem Wohlthäter zu Münster den 21. Juni 1788.

Von ihm erschien:

Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin 1821 — 25. 7 Bde. in 8.

(Die vollständigste Sammlung der schriftstellerischen Leistungen Hamann's, von denen viele, da sie meist als Brochüren erschienen, äußerst selten geworden sind, zudem da D. meist pseudonym auftrat, und sich bald Epagathus Vetus, bald Telonarcha oder der Nagus des Nordens u. s. w. nannte.)

Einzelne:

Solgatha und Scheblmini! Von einem Prediger in der Wüste. Dresden 1784. Neue verbesserte Ausgabe mit Vorrede und Anmerkungen von Jachem (J. Fr. S. Meyer). Ebendas. 1816. in 8.

Sybillinische Blätter des Nagus im Norden. Von Friedr. Cramer. Leipzig 1819. m. D's Portrait.

Ein eigenes Schicksal waltete über den Leistungen dieses merkwürdigen und genialen Mannes, und erst lange nach seinem Tode fing man allmählig an, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; doch bedurfte es dazu wiederholter Anregung von Seiten bedeutender Stimmführer in unserer Literatur, wie z. B. Herder's, Jacobi's, Joan Paul Friedrich Richter's und Goethe's. — Während seines Lebens galt er für einen Sonderling und Mystiker, und doch war er das Erstere nur durch eine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit, so wie das Letztere durch eine feste Anhänglichkeit an das biblische Christenthum; seine originale Schreibart voll tiefer Gedankenblüthe, seltne Wissen aber auch seltsamen Wendungen und Bildern, bot der Masse der Leser zu große Schwierigkeiten dar, so daß diese ihn lieber als unverständlich von vorn herein erklärte, als daß sie sich bemüht hätte, mit Ernst und Eifer in den Geist derselben einzudringen. Was Hamann hier leistete, das wird am Treffendsten von Herder (Fragmente zur deutschen Literatur I, 11) mit folgenden Worten charakterisirt: Der Kern seiner (Hamann's) Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schale derselben ist ein mäßsam geflochtenes Gewebe von Kernaustrüben, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich

zu läutern und zu erbauen unermüdet sind, um die enge Pforte und den schmalen Weg zum Leben weit und breit, ja selbst ein heiliges Ministerium, wider die ganze Bestimmung seiner Natur gemeinnützig zu machen, sämmtlichen Heiden und Thoren unter den Nationen Deutschlands —

Doch ich will zehnmal lieber mit einem Blindgeborenen vom ersten und vierten Tagwerk der mosaischen Schöpfungsgeschichte, oder mit einem Taubgeborenen von der Harmonie einer winzigen Nachtigall und eines weissen Verschmitzten mich aus dem Dohm in den Wind reden, als länger mit meinem Gegner mich überwerfen, der nicht einmal fähig ist einzusehen, daß eine allgemeine, gesunde, praktische Menschenersprache, und Menschenvernunft und Menschenreligion ohne willkürliche Grundsätze sein eigener Backofen von Eis sind. Ich esse daher zur

zweiten wirklichen Antwort:

„das nie ausgesprochene h ist von unachtsamen Schreibern zwischen die Sylben eingeschoben worden. Es ist der Gebrauch der sogenannten Kanzellisten und die Gewohnheit unbedenkender Brodschreiber. Ein Mensch, der mit Gedanken schreibt, soll sich nach solchen Leuten nicht richten. Es ist eine ungegründete, in den Augen der Ausländer barbarisch erscheinende, also unserer Nation schimpfliche Gewohnheit, deren Fesseln sich nicht schiden für die Freyheit deutscher Köpfe, Augen und Finger.“

Geneigter Leser! ich kenne einen Menschen — Ob er ein Bosenwicht oder ein bloßer Seel sey, weiß der allwissende Dreyskündiger besser als ich und du — Dieser Mensch hat auf zwei Kanzleyen einen Monat und sechs Monate umsonst gedient — Er konnte zu dem bescheidenen Gluck, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Thorschreiber zu werden, nicht gelangen, vor überlegener Concurrenz invalider Schuhpuger und Broddiebe. Gegenwärtig ist er ein der Jugend wahres Bessers suchender Schulmeister, welches im Grunde venerabler ist, als, ein wohlbestallter Sanpflader, Stuttenmäcker und Jordan Ramamuschl von drey Schlafmägen ohne Kopf, außer zur Geldschäfferey zu seyn —

Unsere deutschen Köpfe auch zu rähmen: so bleiben selbst die Kanzellisten und Schauschreiber der allgemeinen Menschensvernunft und Religion, noch bis auf den heutigen Tag dem Sprachgebrauch in der Schreibart des kleinen Buchstabens h treu, und schämen sich mehr der orthographischen Freyheit, als aller übrigen außerordentlichen Meynungen ihres lahmen Meißer Martin —

Wenn aber nach seinem eigenen Glaubensbekenntniß sich die Sprache und ihre Rechtschreibung „auf den Gebrauch der verständigsten Personen in der ganzen Nation gründet“ wie hat es in aller Welt einigen unbedenkenden Brodschreibern und sogenannten Kanzellisten gelingen können, eine solche barbarische und schimpfliche Plusmacherey des Buchstabens h allgemein zu machen? War denn kein einziger gewissenhafter Kanzleyrath oder Kanzleydirector, der diesem Unfuge steuerte? Waren die Augen aller Leser so bezaubert als die Finger einiger unbedenkenden Brodschreiber? Bestand der ganze Staat aus Philosophen à la Tarque? Eine poetische Erzählung dieser Begebenheit ohne Zeit und Ort würde für die historische Andacht unsers politischen Jahrhunderts ungemein unterhaltend seyn —

Welche Ausländer meynt aber der außerordentliche Prophet? Wozu redet er nicht deutlich und bestimmt? Meynt er die Franzosen? — Ich habe mich von Jüngend auf vor ihrer Sprache wegen des verhaßten zwendeytigen Namens gefürchtet — Meynt er die Engländer? — Als Schulmeister habe ich die englische Krankheit, doch Gott Lob! an keinem meiner lieblichen Kinder, kennen gelernt; aber ihrer Sprache war zu meiner Zeit auch nicht Mode.

Ich weiß also freylich nicht, ob diese beiden Nationen in der That so gewissenhaft seyn mögen, jedes geschriebene h mit bestimmter Deutlichkeit und alta voce distincto, wie jener lustige Lateiner, auszusprechen; gleichwohl habe ich in meinem armen Vaterlande ungemein viel große und kleine Franzosen deutsch sprechen gehört, die eben so unverantwortlich, wie der außerordentliche Religionslehrer, unser deutsches h gewißhambest haben, und überhaupt habe ich gegen beide Nationen zu viel Vorurtheil, daß ich sie mit unsern deutschen Köpfen gar nicht vergleichen mag.

Sind es also etwa Holländer, die uns wegen eines kleinen Buchstabens für Barbaren schelten? —

Geneigter Leser! so ein großer Freund ich noch bis auf den heutigen Tag von Tabagien bin: so habe ich doch ein für allemal das Selbstde gethan, mich in keine holländischen Streiftigkeiten, sie mögen die Orthographie oder Orthoborie betreffen, jemals in meinem Leben einzulassen — Es hat mir leider! mehr als ein blaues Auge gekostet. Diese Barbaren verstehen weder Scherz noch Christenthum; sondern sind mit einem Worte Holländer! Ihre Zunge ist ein blankes Messer — Ich komme nunmehr mit gefährter Feder zur

lesten bloß wahrscheinlichen Beantwortung der Frage: „wie der außerordentliche Religionslehrer auf die orthographische Kegerey verfallen, das h, weil es nicht ausgesprochen wird, in der Mitte und am Ende der Sylben (alle ausländische Wörter und einige willkürliche Kleinigkeiten ausgenommen) auszulassen und die Rechtschreibung seiner Muttersprache durch eine so ungegründete als unbefugte, den Augen aller verständigen Leser abgeschmackt erscheinende, und selbst den Fingern des Verfassers schimpfliche Veruntreuung und Unterdrückung eines kleinen Buchstabens zu verhungern?“

Meinen bisherigen Betrachtungen und dem Anhange von den Wirkungen dunkler Vorstellungen zu Folge, ist nicht anders zu vermuthen, als daß ein so außerordentlicher Verfolgungsgeist in Ansehung eines unschuldigen Buchstabens, eine Wirkung der größtten Unwissenheit und postlerklichsten Eitelkeit seyn müsse.

Es giebt eine Art von Unwissenheit im Willen, welche weder durch Christian-Wolffsche Verdienste in lateinischer und deutscher Sprache, noch durch die sorgfältigsten Uebersetzungen und Erläuterungen heiliger Schrift gehilt werden kann. Diese Art von Unwissenheit „dünkt sich rein und ist doch von ihrem Rothe nicht gewaschen.“ „Sie trägt ihre Augen hoch und hält ihre Augenlieder empor,“ anstatt sich ihrer Schande zu schämen. Diese Art von Unwissenheit bläht sich und spricht mit pausenden Worten: „Unser Vernunft ist allgemein, gesund und genugsam gelibt!“ ohne zu wissen, „daß sie ist elend und jämmerlich, arm, blind, und bloß.“ Ist es menschlich zu reden, wohl möglich, daß ein solcher jemals zum klaren Bewußtseyn eines seiner Seele vermuthlich bey dem ersten Daseyn, ja vielleicht schon in der Gebärmutter seines künstlichen Leibes eingeplanten Idiotismus gelangen könne, ungeachtet sich selbst so augenscheinlich in seinem ganzen Leben als in den von ihm an Kindesstatt angenommenen Meynungen offenbaren mag; aber seinen eigenen Augen ist er verborgen. —

Die größtenteils Unwissenheit und frechste Eitelkeit! Kräftige Irthümer und ein mehr als wunderhätiger Aberglaube an Lügen und Geheimnisse der Finsterniß und Bosheit! — Halsstarrige Stupidität in pallio philosophico und eine reißende Brutalität in Schafskleidern gegen den allein wahren Gott und das Ebenbild, seines unsichtbaren Wesens in menschlicher Natur! — Stumme Gräuel und Seelenmord! — Ein Laumelkelch — trunkener, tödlicher Vernunft, der, wegen ihres verdorbenen Magens oder Herzens, das Blut der Reugen Jesu, die Kraft ihrer Beweise, in den Schmelz gestiegen. —

Du unwissender Schmecker göttlicher Vorsehung und allgemeiner Menschenvernunft! Ich es nicht für ein blindes Spiel des Zufalls an, daß die Orthographie des außerordentlichen Religionslehrers sich eben so sehr zur Hauptsache paßt, als zum Weisse seines erstehenden Jahrhunderts, dessen philosophische und politische Geschichte ein wahrer Dithyramb für den historischen Glauben jener altvöterlichen Geschöpfe ist, welche älteren und deren Daseyn, ungeachtet des handgreiflichen Einflusses ihrer Eingebung, der Prediger ihres historischen Glaubens bloß deshalb läugnete, weil der graue Wolfianer damals eben in Gedanken schrieb. —

Geneigter Leser! Meine drey Classen warten auf mich, und ich muß von dir Abschied nehmen ohne einige Hoffnung, dein Antlig jemals wieder zu sehen. Mein Geschlecht's name wird aus dem Buche des Lebens bald genug ausgestrichen werden, und mit der verjährten lutherischen Bibelübersetzung zugleich untergeben, wo du ihn noch, wenn dir was daran gelegen, in den Weissagungen des Jeremia gegen

Moab XLVIII 12. finden konnt. Der kleine Buchstabe h, mit dem sich mein guter Kaufname Petrusch anfängt, mag für sich selbst reden, wenn ein Dithem in seiner Nase ist. Ich will mich weder um sein künstliches Schicksal, noch um die ganze Welt, die im Argen liegt, weiter bekümmern, und sehe jeden Abend dem Schlaf und seinem Bruder bey meinem Pfeiffen und Räuchchen entgegen. Mein Vater in der Höhe wird schon für meine arme Wittwe und unmhündigen Kinder sorgen, ohne daß sie nöthig haben werden, vor Baal und seinen Ministern und Pfaffen das Rute zu beugen, oder außerordentliche Buchstaben: Vernunft: und Religionsmenger zu werden — Lebe wohl! ja ewig wohl!

### Neue Apologie des Buchstabens h von ihm selbst.

Ihr kleinen Propheten von Böhmisches: Breda! Wundert euch nicht, daß ich mit Menschenstimme, gleich jenem krummen laßbaren Thiere, zu euch rede, um eure Uebertretung zu strafen. Euer Leben ist das, was ich bin — ein Hauch. Drauf also ant nicht, daß ich vor euch kriechen, um meine Erhaltung winseln oder es bekümmern soll, aus euren Schriften ganz und gar verbannt oder ausgerottet zu seyn. Ich sehe es für eine Ehre und Wohlthat an, dem Dienst eurer Eitelkeit weniger als meine selbst: und mißlautenden Brüder unterworfen zu seyn.

Mein Daseyn und meine Erhaltung ist die Sache desjenigen, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Worte, und der geschworen und gesagt: „Bis daß Himmel und Erde zergehen, wird nicht zergehen der kleine Buchstabe noch ein Tüffel.“

Ihr kleinen Propheten von Böhmisches: Breda! Ich sehe auch, daß ihr in allen Stücken allzuobergläubisch seyd. Der unsichtbare und folglich auch unbekante Gott ist freylich der Vater der Vernunft und Religion, die aber Geist und Wahrheit, euren Sinnen daher eben so verborgen sind, als der unsichtbare und folglich auch unbekante GOTT.

„Das kein Auge gesehen hat, das kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist“ — Hierin besteht die einzige Religion, die eines höchsten Wesens würdig und ihm anständig ist, und die Gott für diejenigen bereitet hat, welche Ihn lieben.

Ist aber wohl menschliche Liebe ohne Bekanntschaft und Sympathie möglich? — Ihr rühmt euch, Gott zu kennen; wie seyd ihr zu dieser räthlichen Erkenntnis gekommen? — Durch Betrachtung seiner Werke — Woher wißt ihr, daß diese Werke ihn besser kennen als ihr selbst, und sind sie nicht weit unfähiger, als ihr selbst, dieser hohen Offenbarung, und euch solche mitzutheilen? Um einen bloßen Menschen — und den vertraulichsten von allen — euch selbst kennen zu lernen, würdet ihr euch wohl auf äußerliche Werke verlassen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widersprechend sind selbige nicht den Tiefen des inwendigen im Herzen verborgenen Menschen!

Lügt also nicht gegen die Wahrheit mit eurer pralerischen Kenntniß von Gott; denn Lügen gehören zur Weisheit, die irdisch, menschlich und teuflisch ist. Lügen sind alle Sagenungen eurer sogenannten allgemeinen, gesunden und gelübten Vernunft — ungreiflicher, widersprechender und unfruchtbarer als alle Geheimnisse, Wunder und Zeichen des allerheiligsten Glaubens, den ihr eben so umsonst verfolget, als der außerordentlichste Religionslehrer eures Jahrhunderts in seinen zufälligen zur Hauptfache passenden Gedanken mich, der ich mit euch rede, gleich jenem krummen laßbaren Thiere, um der Thorheit des Propheten zu wehren, den es trug, und das er schlug im Affect seines Unglaubens oder seiner noch übertriebeneren Leichtgläubigkeit.

Ihr kleinen Propheten von Böhmisches: Breda! um die Erkenntniß des höchsten Wesens auf eurem kleinen Irrenern, wie ihr ihn selbst nennt, wirklich hervorzubringen, bleibet wohl kein natürlicheres und vernünftigeres Mittel übrig, als daß einer eurer Brüder selbst hinauf gen Himmel fahre, und wieder hinabfahre in den Abgrund der Todten; denn Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Ihr aber seyd lebendig todt und eure wahre Bestimmung ist, durch den Tod erst zum Leben hindurch zu dringen.

Läßert nicht mit falscher Zunge, die von der Hölle entzündet den ganzen künstlichen Mechanismus eures Wandels schwarz macht. Euer Haß gegen Gott ist, wie sein Horn über euch, unendlich; jener Warm, unsterblich und dieses Feuer unansichtlich. Denn, wenn erst rehet von natürlicher Liebe zu Gott, wenn alle Körper eurer Erde die Kraft ihrer Trägheit und die Grundgesetze der Schwere verläugnen werden durch die Schnur eurer Wunderstimme.

Der Gang aller eurer Neigungen, das Dichten und Trachten eures Herzens von Jugend auf zielt zum Mittelpunct der Erde. Eine ungehinderte Aensperung eurer Wirkfamkeit würde euch ins unendliche Ferne vom Vater des Lichts entfernen, ohne seine höhere, gnädige, unmittelbare Anziehungskraft von oben; weil alles was in der Welt ist, nicht vom Vater, sondern von der Welt ist. Ihr aber gehet zur Welt, und wer nicht von der Welt ist, dessen Sprache kennt ihr nicht, und könnt seine Worte nicht hören.

Ihr kleinen Propheten von Böhmisches: Breda! der Gegenstand eurer Betrachtungen und Anacht ist nicht Gott, sondern ein bloßes Bildwort, wie eure aliges meine Menschenvernunft, die ihr durch eine mehr als poetische Lizenz zu einer wirklichen Person vergöttert, und dergleichen Götter und Personen macht ihr durch die Transsubstantiation eurer Bildwörter so viel, daß das größte Heidenthum und blindeste Pabstthum in Vergleichung eurer philosophischen Idololatrie am jüngsten Gerichte gerechtfertigt und vielleicht losgesprochen seyn wird.

Ist denn die Eigenschaft jener Bildwörter euch eben so unbekant, als der eifersüchtige GOTT, an dessen Namen und Ehre ihr euch, wie Diebe und Mörder, vergriffet? Ist eure ganze Menschenvernunft etwas anderes als Ueberlieferung und Tradition, und gehört denn viel dazu, das Geschlechtregister eurer abgedroschenen fahlen und zweymal erstordenen Meinungen bis auf die Wurzel des Stammbaums nachzuweisen? Ist eure Menschenvernunft kein unbestimmtes Organ, keine wächserne Nase, kein Wetterbahn, dem wenigstens der einmal geschriebene und bis jetzt gebliebene Buchstabe eines heiligen Kanons vorzuziehen ist? Ist das berühmte Principium coincidentiae oppositorum euch gänzlich unbekant? Der Geist ist es, der lebendig macht; der Buchstabe ist Fleisch und eure Wörterbücher sind Heul!

Ihr kleinen Propheten von Böhmisches: Breda! Wer verlangt von euch Brief und Siegel, daß ihr euch um Nachwelt und Wahrheit nicht einen Pfifferlingswerth bekümmert, und daß die Mehrheit der Stimmen und Sellen euer Herz und höchstes Gut sey. Ihr sprecht: „Unsere Väter lehrten den Schlandrian ihrer Zeit; und juden die Ohren, die wir tägeln müssen.“ Ihr Deuchler! gebt ihr nicht selbst Zeugniß, daß ihr Kinder seyd eurer Väter, und brecht den Stab über sie und euch selbst! —

Ein Flägelmann seines Seculi, wie Saul — und ein ihm ähnliches Parterre, mögen sich immerhin mit dem Puppenspiel eines todten Propheten und alten Weibes abspießen lassen; aber einem so kleinen Buchstaben, wie ich bin, eine so neue Apologie, als meine, einzuhauchen, ist wahrlich! gar nicht euer Ding, ihr großen Propheten von Böhmisches: Breda!

Allerdings kommt immer schon Vieles auf die Art an, wie man das Wort Gottes mittheilt und ausspricht. Wer es mit kalter Herzlosigkeit, oder mit falschberühmten Kunst thut, und die so einfachen und verständlichen Wahrheiten der Religion in einer Sprache ausdrückt, die Niemand oder nur ein kleiner Theil versteht, sie in einen Schleier hüllt, den Niemand oder nur allenfalls der Weise und Gelehrte durchschaut, wie kann der Eindruck auf die Gemüther, Segen für die Herzen und für das Leben der Zuhörer auch nur erwarten! Aber die Einfalt wird sich jedem schlichten gefunden Menschenverstande offenbaren, und auch dem Weisen willkommen seyn; die Kraft und Wärme und Herzlichkeit wird an jedes unverdorrene Herz ansprechen, und oft selbst den leichtsinnigen erschüttern, selbst den falschnüchtern erwidern und zähren.

Das Weisse indes kommt immer an auf die Annahme Dessen, was dem Menschen, im Namen Gottes und der Religion gegeben und verkündigt wird. — Sey der Saame, der ausgestreut wird, auch noch so rein und gut, der Säemann, der ihn ausstreuen soll, auch noch so erfahren und gewissenhaft in seinem Geschäft; es wird nun immer noch die Frage seyn, ob der Boden, der Acker, der den Saamen aufnehmen und zur Frucht entwickeln soll, dafür empfänglich und geeignet, dazu bearbeitet und angebaut ist, und ob der Himmel sein Gedeihen giebt durch Regen und fruchtbare Zeiten. Streue den herrlichsten Saamen auf ein hartes, unaufgelockertes, festgetretenes Ackerfeld — er wird liegen bleiben, und von den Vögeln des Himmels gefunden werden; oder in einen feinsten Boden — er wird zwar eindringen, zwar schnell aufgehen, aber, weil er unmöglich tief wurzeln, und von allen Seiten her Nahrungssaft ziehen kann, eben so schnell wieder dahin wehen, so bald die Hitze des Tages, und die Unfreundlichkeit der Witterung ihn trifft; oder in ein Feld voll Unkrautsamen, und — er wird aufgehen, aber das Unkraut mit ihm, und dies wird nur zu bald die gute Saat überwältigen, und die Frucht ersticken, welche nur da gedeiht und wächst, wo das Land, gereinigt von Steinen und Unkraut, wohlangebaut und fleißig bearbeitet, den Saamen empfängt.

Sehet da das Gleichniß, dessen sich Jesus Christus, der gewaltig predigte, und mit unwiderstehlicher Einfalt und Kraft an die Gemüther sprach, sich nach dem heutigen Evangelium bediente, um die so verschiedene Aufnahme und Wirkung des göttlichen Wortes erklärlich und begrifflich zu machen.

An dem Worte selbst kann es nicht liegen, wenn es so häufig nicht wirkt, was es wirken soll. Der Saame ist gut und rein. Aber der Boden, das Felde, welches ihn aufnimmt — freilich: ist Das verhärtet, unzugänglich, unempfindlich gegen die Antriebe und Belehrungen der Religion; ist Das wandelmüthig und unbeständig, sobald die Wahrheit Opfer fordert, und die Tugend Kampf kostet; ist Das verzeilt in den Gemüthen des Lebens, oder betäubt durch die Sorgen der Zeit; so läßt sich das Ausbleiben der reifen und schönen Frucht erklären! Diese gedeiht nur in dem frommen, redlichen, guten Herzen, welches das Wort willig hört und treu bewahrt.

Es würde uns über die Grenzen der angewiesenen Zeit hinausführen, wenn wir die Hindernisse alle erwägen wollten, auf welche Jesu treffliche Gleichnißrede uns aufmerksam macht. Laßt uns daher dieses Mal nur bey dem Einen Umstande verweilen, daß so häufig Anfechtung und Trübsale, Sorgen und Leiden dieser Zeit daran Schuld sind, wenn das Wort der Religion unwirksam bleibt, oder „daß so Viele zur Zeit der Anfechtung abfallen“, und die Saat des Guten unter der Hitze der Leiden und Sorgen hinwegweht und verdorrt.

#### Evangelium Lukas 8, 4 — 15.

4. „Da nun viel Volk bey einander war, und aus den
5. „Stätten zu ihm eilten, sprach er durch ein Gleichniß: Es ging ein Säemann aus zu säen seinen
6. „Saamen; und indem er säete fiel etwas auf den
7. „Berg, und ward vertreten, und die Vögel unter
8. „dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf
9. „den Fels; und da es aufging, verdorrte es, darum,
10. „daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten
11. „unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf
12. „und ersticken es; und etliches fiel auf ein gutes
13. „Land; und es ging auf, und trug hundertfältige
14. „Frucht. Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat,
15. „zu hören, der höre! Es fragten ihn aber seine
16. „Jünger und sprachen, was dieses Gleichniß wäre?
17. „Er aber sprach: Euch ist es gegeben, zu wissen, das

11. „Geheimniß des Reichs Gottes; den andern aber in
12. „Gleichnissen, daß sie es nicht sehen, ob sie es schon
13. „sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören. Das
14. „ist aber das Gleichniß: der Saame ist das Wort
15. „Gottes. Die aber an dem Wege sind, das sind, die
16. „es hören; darnach kommt der Teufel, und nimmt
17. „das Wort von ihrem Herzen, auf daß sie nicht glauben
18. „und selig werden. Die aber auf dem Fels sind
19. „die, wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit
20. „Freuden an; und sie haben nicht Wurzel, eine Bels-
21. „lang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung
22. „fallen sie ab. Das aber unter die Dornen fiel, sind
23. „die, so es hören, und gehen hin unter den Sorgen,
24. „Reichthum und Wohlthun dieses Lebens, und ersticken,
25. „und bringen keine Frucht. Das aber auf dem guten
26. „Land, sind die das Wort hören und behalten in
27. „einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht
28. „in Geduld.“

Es ist der dreizehnte Vers in dieser lehrreichen Gleichnißrede Jesu Christi, welcher dieses Mal unsere Andacht beschäftigen soll. So mancher fällt zur Zeit der Anfechtung ab, wenn er auch das Wort mit Freuden aufnahm und eine Zeitlang glaubte. So weilt die Saat, welche aus feinstem Boden schnell hervorging, weil sie nicht tief lag, zur Zeit der Hitze dahin, weil sie nicht Wurzel hatte. Also:

Auch Mißgeschick und Noth kann, so unglaublich Das auch scheint, auf unsere Frömmigkeit und Tugend sehr nachtheilig wirken.

1. Raum sollte man Das glauben, vielmehr im Gegentheil erwarten, daß Leiden und Trübsal den Menschen weiser und frömmter, tugendhafter, besser machen müßten; allein:
2. Es ist dennoch wahr, daß auch Mißgeschick und Noth der frommen und tugendhaften Gesinnung oft hinderlich wird.

Das dieß zu erklären, und daraus einige wichtige Folgerungen für unser Urtheil und Verhalten abzuleiten, sey das Geschäft unserer Andacht, welche Gott segnen möge zum bleibenden Guten!

Raum sollte man von der Noth und dem Mißgeschick des Lebens nachtheilige Wirkungen auf unsere Frömmigkeit und Tugend erwarten; vielmehr unbedenklich glauben, daß Leiden und Trübsale den Menschen weiser und besonnener, gottesfürchtiger und frömmter, tugendhafter und besser machen würden.

So scheint es wenigstens, meine Zuhörer, und so sollte es billig nach dem Rathe des großen Erzherrschers- und Vaters der Menschen seyn! Denn, wie auch Regentage und unfreundliche Witterung, wie auch Sturm und Gewitter zur Befruchtung des Bodens, zur Entwicklung der Saat, zur Reifung der Frucht des Acker heilsam, so gar unentbehrlich sind, so soll auch der Saame des göttlichen Wortes, diese Saat der Weisheit, Frömmigkeit und Tugend, unter den Stürmen des Lebens — den Leiden und Sorgen — gedeihen, und nur desto reifere und reichere Früchte treiben. Es sollte, und — es scheint in der That — so müßte es seyn!

Was kann nämlich, dem ersten Anscheine nach, zuvörderst bedächtiger und besonnener machen, als das Gefühl der Noth; was fürs Andere näher zu Gott hindreiben, als die Empfindung der Verlassenheit und des Bedürfnisses der Hilfe; was endlich mehr in der Tugendübung stärken, als die mannichfache Gelegenheit, welche an bösen Tagen dazu auffordert!

Was kann zuvörderst, dem ersten Anscheine nach, besonnener und bedächtiger machen, als das Gefühl der Noth! Wenn Krankheit und körperlicher Schmerz den Einen in die Stille führt; wenn harter Verlust, drückender Gemüthsstummer, wenn bedeutendes Unglück Andere aus dem gewohnten Geruch der Berfreuungen, des Weltgenusses, der lärmenden Leppigkeiten und schwelgerischen Mähle herausreißen, und gleichsam zu sich selbst bringen: — wer sollte nicht glauben, daß dieser Stillstand, den die Noth erzwingt, nun auch die vielleicht lange schon leichtsinnig-vergeffene Besonnenheit und Bedachtsamkeit wieder einmal begünstigen; daß, wer so gewaltsam aufgehalten wird auf dem Wege des Launens und der Verwilderung, nun endlich einmal in sich selbst zurückkehren, und sich fragen werde: wer er sey — wohin er wolle!



— wohin der gewohnte Gang ihn führen werde? Bimal, wenn nun das Leiden, das ihn traf, selbst verschuldet war, wenn er sich selbst durch ein wüthes, regelloses Leben in diese Verlegenheiten verwickelt, in dieses Unglück gestürzt, sich selbst diese Krankheit, dieses Schmerzgefühl, diese Schmach vor der Welt zugezogen hatte! Das ist, als müsse man es dem menschlichen Gefühl zutrauen, es werde der Noth, zumal der selbst verschuldeten, gelingen, das Gewissen des Unbesonnenen anzuregen, die Gedanken des Leichtsinrigen zu sammeln, den ins Verderben Gilenden auf seinem Wege aufzuhalten, dem Verblendeten die Augen zu öffnen, und auf das, bis dahin verwilderte und verhärtete, Gemüth einen heilsamen Eindruck zu machen!

Und doch lebet nun die Erfahrung leider so häufig das gerade Gegentheil; doch raubt gerade die Ueberraschung durch ein Unglück, das man nicht ahnen konnte, durch einen Verlust, auf den man sich nicht bewußt hielt, durch einen Schlag des Schicksals, den man nicht erwartete, sehr häufig alle Besonnenheit und Selbstgegenwart, betäubt das Gemüth, hemmt die Ueberlegung so ganz und gar, daß es an Fassung und gesundem Entschlusse nur zu sichtbar mangelt.

Ein andres scheint es zu seyn, wenn von Gewissens-  
regung, von moralischer Besonnenheit oder Besin-  
nung, von dem Stillstand auf dem Wege des Leichtsinns,  
oder wohl gar des Lasters, die Frage ist. Allein auch da,  
meine Zuhörer, ist der Mensch nur zu oft blind gegen sich  
selbst, gegen seine eigene Verschuldung, gegen die Fehler seines  
Temperaments und seines Herzens, welche ihm Noth und  
Unglück zuzogen. Ehe er sich selbst nach Gebühr anklagen  
sollte, beklagt er sein Schicksal, macht er der Vorsehung  
Vorwürfe, bricht er in murrende Unzufriedenheit mit  
seinem, wie er es nennt, unglücklichen, unverdienten Geschick aus,  
und ist weit davon entfernt, seinen Gang zu ändern, damit  
sein Schicksal anders werde, sein Leben zu bessern, damit  
ihm nichts noch Kergeres widerfahre.

Gemüthlicher dieser Art, anstatt durch Leidenserfah-  
rungen sich weiser und besonnener machen zu lassen, bes-  
täuben gerade dann, wenn sich die Sünde an ihnen rächt,  
und das Gewissen zu ihnen reden will, die Stimme dieses in-  
nern Zeugen und Richters; werfen gerade dann, wenn sie die  
Einsamkeit suchen, und sich mit Selbstbeschämung vor Gott  
und sich selbst beugen sollten, sich in den Tumult des Lebens  
hinein, um in dem üppigen Genuße der Welt ihrer selbst zu  
vergessen, ihr Schicksal sich aus dem Sinne zu schlagen, und  
das schon gefühllose Herz nur immer mehr zu verhärten, bis  
endlich der Saame der guten Gedanken und frommen Gefühle  
— gleich jenem, der auf hartgetretenes Land fiel — gar nicht  
mehr in dasselbe eindringen kann.

Eine ähnliche Erscheinung, meine Zuhörer, wird uns ent-  
gegen kommen, wenn wir fürs andere nach dem Eindruck  
fragen, den Noth und Leiden, in Absicht der eigentlich  
frommen Gedanken und gottesfürchtigen Ge-  
fühle auf das menschliche Gemüth zu machen pflegen. Man  
sollte auch da wiederum nichts für natürlich halten, als,  
daß Mißgeschick und Lebensnoth zu Gott hinstreben,  
an den Allmächtigen wenigstens erinnern werden,  
in dessen Händen das Schicksal unseres Lebens ruhet; daß das  
Gefühl der Verlassenheit, das Bedürfnis der Hülfe, die so oft  
in unserer Nähe nicht gefunden, von Menschen nicht geleistet  
werden kann, jenes fromme Gottvertrauen und jene heil-  
ige Gottergebung in uns erwecken und anregen werde,  
wobey allein dem Dulder Trost und Friede, Hoffnung und  
Ruhe gesichert wird. Sagt es doch auch unser heiliges Buch  
in jenen bekannten Stellen: „Ansehung lehret auf's  
„Wort merken.“ „Wenn Trübsal da ist, Herr,  
„so such man dich, wenn du sie züchtigst, so ru-  
„fen sie ängstlich um Hülfe.“ „Sichst es doch in dem  
Buche Hiob, dieses Mannes, der selbst durch Ansehung be-  
währt wurde: (Hiob 36. 15.) „Im Trübsal öffnest du  
„den Armen das Ohr,“ zur Lebenszeit machst du den  
Unglücklichen geneigt, auf deine Stimme zu hören.

Ja, kaum scheint etwas natürlicher, als daß Der, welcher  
leichtsinrig und ohne Gott — als bedürftig er des hohen-Schutzes  
und der allwaltenden Gnade nicht — seinen glücklichen Lebens-  
gang bis dahin gemacht hatte, erstler zum Himmel blickt, auf  
Gott und Gottes Leitung aufmerksamer wird, und des lange  
vielleicht vergessenen Gebets zu ihm, des lange vielleicht ver-  
säumten Kirchenbesuchs sich wieder erinnert, wenn irgend ein  
Mißgeschick, ein Kummer des Gemüths, eine Sorge des Lebens,  
ein häusliches Leiden die Freude in Traurigkeit verwandelt,  
und die Sonne des Glücks in Wolken hüllt. Denn, gerade,  
wenn es uns nicht nach Wunsch geht, wenn unsere schönen

Hoffnungen vereitelt, unsere Lieblingsentwürfe vernichtet werden,  
— gerade dann fällt ja wohl auch dem blödesten Verstande  
ins Auge, daß eine verborgene Hand das Leben regiert, daß  
die Gedanken dieser höhern Regierung sehr oft  
nicht unsere Gedanken, und unsere Wege und  
Anschläge oft nicht die Ihrigen sind. Denn gerade  
dann, wenn um Trost uns bange ist, wir um Hülfe verlegen  
sind und um Rettung, sollten wir billig und natürlich unsere  
Aufsicht zu dem Gott nehmen, der da hilft, zu dem  
Herrn, der auch vom Tode errettet; sollten wir uns  
billig und natürlich an sein Wort erinnern: „Rufe mich an  
„in der Noth, so will ich dich erretten, und du  
„wirst mich preisen!“

Aber wie täuschet uns hier wieder in so vielen  
Fällen unsere Erwartung; wie ganz anders spricht auch hier  
die gemeine Erfahrung unter den Menschen! o nur zu leicht  
fällt zur Zeit der Ansehung selbst Der von Gott ab,  
der eine Zeit lang glaubte. Eine Zeitlang, so lange  
ihm nämlich ward, was sein Herz sich wünschte; so lange er  
in der günstigen Lage stand, deren er werth zu seyn glaubte;  
so lange noch das Glück ihm wohlwollte, sein Vermögensstand  
blühend war, die Ehre ihm lächelte, die Freude des Lebens  
seine Begleiterin und Freundin war. Aber laßt nun das  
wechselnde Glück ihn auch einmal verlassen, die Ehre vor Men-  
schen ihm geschmälert, das Vermögen gefährdet, die Freude ge-  
tränkt, die ganze äußere Lage verschoben werden — und, siehe da!  
der sich so fest an Gott zu halten schien, vergißt seiner, will  
er sich von ihm vergessen glaubt; wirft das Vertrauen weg,  
weil er meint, der Herr habe ihn verlassen, der im Himmel  
achte seiner nicht; wird zaghaft und mathlos, verzweifelt an  
Gottes Naheheit und Obhut, Vatergüte und Allmacht, Weisheit  
und Vorsehung, und läßt mit diesem Glauben auch die Ruhe  
und den Frieden fahren, der höher ist, als alle Vernunft, auch  
den Trost und die Hoffnung aus dem Herzen weichen, wodurch  
der sinkende Muth geküßt, und die schwach werdende Freudig-  
keit gestärkt wird unter Sorgen und Noth, selbst in Gefahr  
und im Tode. Ja nicht mit Unrecht sagt Jesus: Eine  
Zeitlang glauben sie, und zur Zeit der Anse-  
hung fallen sie ab. So weilt die Blume in der Sonn-  
enhitze, wenn es ihr an Saft und Wurzel fehlt; so verdorret  
die Saat auf dem Fruchtfelder zur Zeit der Dürre, wenn die  
Wurzel nicht Tiefe und Haltung fand!

Und eben so nun, meine Zuhörer, werden die Menschen  
durch Noth und Widerwärtigkeit auch nicht immer besser  
und tugendhafter. Zwar sollte man auch Das — und  
nicht ohne Grund erwarten. Denn nicht genug, daß die Noth  
des Lebens so manche Art von Verführung unmöglich macht,  
sie öffnet auch so mancher bewährten Jugend erst die Gelegen-  
heit und Veranlassung. Es ist nicht mehr möglich, in dem  
Gerausch des Lebens Gottes und seiner Selbst, seiner Pflicht  
und seines Berufs zu vergessen, und wärens Ausschweifungen  
und Lässen sich hinzugeben, wenn uns die Krankheit auf das  
Pager wirft, und von der Menschengesellschaft trennt; nicht  
mehr möglich, durch Geiz und Härte Andern beschwerlich und  
überlästigt zu werden, wenn unser Vermögen zusammenschmolz,  
und unsere Gewalt gelähmt ward. Es ist die Zeit der Noth,  
welche den Mißbrauch der Ehre und des Geldes, den Mißbrauch  
der Kräfte und des Lebens, und das Uebermaß der Freuden  
und Genüsse beschränkt und hemmt; und so zwängt oft die  
Noth dahin, wohin Gewissen und Ueberlegung nicht  
zu führen vermögen.

Aber, wie? meine Zuhörer, ist eine erzwungene Enthalt-  
samkeit, eine durch äußere Nothigung erzwungene Mäßigung  
der Leidenschaften und Begierden, oder vielleicht nur die Un-  
möglichkeit, diese immer noch wachen und lebendigen Leiden-  
schaften und Begierden zu stillen, ist das auch Tugend?  
Tugend beruht auf dem freien Entschlusse und auf dem  
eigenen festen Willen des Menschen und ist nie und in keinem  
Falle das Werk der Nothigung und des Zwanges! Wer  
den Sünden der Jugend abkarr, weil er alt oder schwach ward,  
wer nicht mehr verschwenden kann, weil ihm das Unglück die  
Macht dazu nahm, Der ist darum nicht tugendhaft!

Und wie? wenn auf der andern Seite die Noth des  
Lebens vielleicht eben so mannichfaltige Gelegenheit zum  
Bösesethun darbiete Dem, der sie sucht und benutzet? Ward  
nicht mancher aus Noth zum Betrüger, und vergriß sich aus  
Mangel der Nothdurft an dem ihm vertrauten Erbe der Witt-  
wen und Waisen? Fachte nicht unverschuldete Verlästigung,  
böser Eumund, Verrätheren des Freundes vielleicht den ersten  
Gedanken der Rache in dem Gemüthe des schuldlos Verwath-  
ten und Verlästerten an? Bewaffnete nicht mehr als Einen  
das Gefühl des unerträglichen Schmerzes, oder der unüber-

windlichen Schmach, oder der Verlegenheit, woraus er keinen Ausgang und keine Rettung vor sich sah, die Hand, sie gegen sich selbst zu richten? Entschuldigt nicht Mancher sogar das Uebelthun, das Stehlen und Rauben, das Plündern und Worden mit der Noth und dem Elende, welches Krieg und Bedrückung und theure Zeit in so mancher Gegend herbeiführt?

Allerdings, meine Zuhörer, ist es dagegen wieder das Leiden des Lebens, welches so manche liebenswürdige Tugend uns erst recht nahe bringt und möglich macht. Wer kennt, wer ehrt, wer preiset nicht die Tugenden der Geduld und Stille, des Vertrauens zu Gott, der Hoffnung auf das Ewige, der dankbaren Freundlichkeit gegen unsere Wohlthäter, Freunde, Aerzte, Helfer in der Noth! Nun ist es ja aber Trübsal, welche Geduld lehrt, will es Geduld nöthig macht, Trübsal, welches die Menschen zusammenschleht, und hier zu den Erweisungen der Liebe, der Anhänglichkeit, der Sorge, der Treue, zu Verleugnungen und Aufopferungen, da zu den Auserkennungen der Freundlichkeit, der Dankbarkeit, der Singsung und Gegenliebe auffordert und drängt!

Aber, wie? meine Freunde, wenn nicht alle Dulder, nicht alle Kranken, nicht alle Unglücksleidenden diese Stimme zur Tugendübung vernähmen und achteten? Zeigt uns nicht die Erfahrung auch der Ungebuldigen, der Unfreundlichen, der Undankbaren, der Unverträglichen, Derer, die Gottes vergessen, und die ihren Getreuesten zur Last und Qual leben, eine große Zahl unter den Kranken und Leidenden aller Art? Ist nicht hier das Temperament, dort der Schmerz, da eine able Gewohnung Schuld daran, daß das Leiden das Gegentheil von Dem wirkt, was es wirken sollte: Ungebuld statt der Geduld; Erschwerung der Last, die wir Andern machen, statt der Erleichterung und des Danks?

O, meine Zuhörer, nur zu häufig sind auch Mißgeschick und Noth, so sehr sie auch dazu geschickt und dazu bestimmt sind, den Menschen weiser und besonnener, gottgegebenener und frömmere, tugendhafter und besser zu machen, dennoch im Gegentheil der Weisheit, der Frömmigkeit und der Tugend hinderlich. Ihrer Viele fallen zur Zeit der Anfechtung ab, und auch unter den Sorgen des Lebens erstickt so manche gute Saat und bringt keine Frucht.

Es ist sehr wichtig, meine Zuhörer, daß wir zum Schluß dieser Betrachtung unserem Herzen die Folgerungen recht tief einprägen, welche wir zur Berichtigung unseres Urtheils und zur Leitung unseres Verhaltens daraus zu entnehmen haben.

Zuerst eine Bemerkung, die unser Urtheil leiten, und wo es noth thut, berichtigen und besessigen möge. Wir sehen, daß unter Anfechtung und Leiden, unter den Einflüssen der Noth und des Elends die Menschen beides werden konnten, bedächtiger oder leichtsinniger, gottgegebenener oder gottvergessenener, tugendhafter und besser, oder lasterhafter und schlimmer! Die eigentliche Schuld, die eigentliche Ursache davon kann also unmöglich in dem unglücklichen äußern Geschick selbst, in den Leiden und Uebeln des Lebens selbst liegen. Denn wenn es den Einen zu Gott und zur Tugend hin, den Andern davon abführt, den Einen verbessert, den Andern verschlimmert, so muß — daß nun Dieses oder Jenes erfolgt, seinen Grund anderswohin haben, als in der Widerwärtigkeit und dem Trübsal! Und worin nun? Was ist es, daß die Noth den Einen besser und frömmere, den Andern böser und gottvergessenener macht?

Was ist, wenn derselbe gute Saame hier aufgeht, und dort zurüchleibt, hier kräftlich, dort reichlich Frucht treibt, hier in aller Pracht der Blüthe prangt, dort vor der Zeit hinwelkt und ersticht, — was ist von dieser widersprechenden Erscheinung die Schuld? Der Saame nicht — aber der

Boden, der ihn empfängt! Was ist, wenn Einem feste igtliche Bitterung zusagt, Sonnenschein und Regen, Sturm und Gewitter — dem andern jeder heiße Tag Gefahr droht, jeder Sonnenstrahl Verdorren bereitet, — was ist die Schuld? Der Saame nicht, aber der Boden! Wo die Saat nicht tief genug wurzelte, nicht Saft genug an sich zog, nicht auf wohlbebautes, bereitetes, gereinigtes Ackerland ausgestreut ward — ja da wird sie von der Hitze versengt, von dem Unkraut überwältigt!

Jetzt ohne Bild: Es ist das Herz, es ist der Sinn des Menschen, an dem es einzig liegt, ob die Leiden und Sorgen Gutes oder Böses auf sein Gemüth und Verhalten bewirken. Das fromme, gute Herz bewahrt den Saamen der Frömmigkeit und Tugend und Weisheit unter allen Stürmen des Lebens; trägt Frucht, gute, schöne Frucht der Tugend unter allen Sorgen und Bekümmernissen dieser Zeit! Das fromme, gute Herz, das heißt der redliche, gewissenhafte, fromme Sinn! Wo der einmal da ist, da, meine Freunde, kann weder Freude noch Leid, weder Glück noch Unglück, weder der Sonnenglanz des günstigen Geschicks, noch die Hitze des Mißgeschicks, der Tugend und Gottesfurcht auf die Dauer gefährlich werden. Erschüttert kann auch dein fester, edler, frommer, gerechter, menschenfreundlicher, heiliger Sinn werden, du Freund der Tugend und Gottes, — erschüttert, aber nicht untergraben, nicht umgestürzt. Es ist das Herz, welches gegen die Gefahren der Tugend, auch gegen die, welche im Gefolge der Noth sind, fest macht. Welch ein Gewinn denn, und welch ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde!

Und damit es Das werde und auch im Leiden bleibe, so laßt uns (Das ist die Folgerung, die wir zur Leitung unseres Verhaltens aus der angestellten Betrachtung entnehmen) nie vergessen, daß der eigentliche Zweck der Leiden kein anderer seyn könne und dürfe, als Der, die Menschen weiser und besser und frömmere zu bilden! O wie könnte sie sonst der Weise, der Gütige, der unser Vater ist und Erzieher seiner Kinder, aber uns verhängen? „Gleich wie das Gold durchs Feuer, sagt die heilige Schrift, (Spr. 25.) also werden die, so Gott gefallen, durchs Feuer der Trübsal bewähret.“ — „Ihr seyd traurig unter manscherley Anfechtung“, spricht Petrus (1, 1, 7.) „auf daß euer Glaube rechtschaffen und viel köstlicher erfunden werde, denn das vergänglichliche Gold, das durch das Feuer geläutert wird.“ — Freude, erfreulich dankt uns die Bächtigung nicht, wenn sie da ist,“ heißt es, Hebräer 12, 11., „sondern Traurigkeit und betrübend; aber darnach wird sie geben eine heilsame Frucht der Gerechtigkeit“ und der Tugend, denen, die dadurch geübet sind.“

Also Übungsschule, Erziehungsmittel, Gelegenheit zur Tugendübung, Geduldprüfung und Glaubensprobe soll uns die Noth des Lebens seyn, damit wir besser werden, damit auch an bösen Tagen die Frucht der Theiligung bey uns gedehle. Das ist der Wille Gottes!

Den, den laßt uns im Auge behalten, auch wenn der Weg unseres Schicksals rauh und dunkel wird. Rein und fest laßt unser Herz uns bewahren, auch wenn uns Lebenskummer drückt, und Schmerz und Unglück uns beugte.

Dann wird auch das Uebel uns zum Heile gereichen; dann wird Trübsal Geduld bringen, Geduld Erfahrung wirken, Erfahrung Hoffnung geben, — und diese läßt nimmer zu Schanden werden.

Dann, o dann sind wir selig, wenn wir zur Zeit der Anfechtung erdulden. Denn, wer dadurch geläutert und bewähret ward, Der wird empfangen die Krone des Lebens, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben! Amen.

## Ernst Werner Hoppel.

Vom Leben dieses Mannes wissen wir nur, daß er 1649 zu Warburg geboren wurde, nach vollendetem Studien sich in Hamburg niederließ und dort wie Francisca zuerst sich von Schriftstellerei ernährte. Er starb daselbst den 15. Mai 1690.

Seine Schriften sind:

Der sächsische Wittelind.  
Der asiatische Duogamba.  
Der italienische Spinelli.  
Der schwäbische Ariovist.  
Der deutsche Carol.  
Der insularische Wandorell.  
Der spanische Quintana.  
Der bayerische Maximilian.  
Der engelländische Eduard.  
Der afrikanische Tarnolast.  
Der ottomannische Bajazeth.  
Der französische Cormantin.  
Der europäische Toroon.  
Der ungarische Kriegroman.  
Akademischer Roman.

Christlicher Potentaten Kriegroman u. s. w.  
Fast alle 4 Bände stark, und in den Jahren von 1680 bis 1692 zu Ulm ober Freiberg erschienen.

Relationes curiosae. Hamburg 1683, 5 Bde. in 4.

Hoppel's Romane fanden zu ihrer Zeit großen Beifall. Da es ihnen nicht an Wechsel und Reichthum der Erfindung, so wie an Fülle des Stoffes fehlte, indem ihr Verfasser zugleich die Spiele seiner oft ausschweifenden Phantasie durch den bedeutenden Vorrath seiner ausgebreiteten Belesenheit zu unterstützen und zu würzen verstand, so daß sein Publikum sich durch ihn ergötzt und belehrt sah. — Seine Darstellung ist dagegen matt und breit, seine eingestreuten Reflexionen sind alltäglich und schaal, und da es ihm an wahrer geistiger Gediegenheit und poetischer Tiefe fehlte, da er ferner eben durch seine Vielschreiberei seine Kräfte nicht zu concentriren verstand, so erschos bald nach seinem Tode sein Ruhm eben so schnell wieder, als derselbe sich rasch während seines Lebens gebildet hatte.

## Das dritte Haupt-Stück\*.)

Ein großes Turnier wird gehalten, wo Herr Wallach das beste Kleinod erlangt. Es ward eine weltkuffige Rede vom Ursprung des Turniers und andern Sachen geredet.

Nachdem sie nun so eine Zeitlang mit einander geredet, ward es Zeit zur Tafel zu gehen, und mußten beide Herrn Ritter, Herr Livorno und Herr Wallach, (der nun nicht mehr Herrn Livorno Hofmeister, sondern von dem Groß-Herzog an Hof genommen ward,) an die oberste Tafel nechst dem Groß-Herzogen, beneben den vornehmsten Hofbedienten zu Tisch sitzen, und kennet den Herrn Livorno kein Mensch, weil er sich in den 5. Jahren, seit er ausgewesen, sehr verändert, und noch dazu ein falch Haar trug, der ganze Hof aber verwunderte sich über Herrn Wallach demüthige Sitten und Geschicklichkeit, daß ihm jederman am Hof, sonderlich aber der Groß-Herzog sehr hold war, der war auch willens ihn mit einem Schloß und 4. Dörfern in Petruken zu verehren, und eine vornehme Gräfin zuzubeurathen. Unterdessen machte sich jederman auf das künfftige Fürstl. Beylager, und beym verordneten Turnier fertig, und wolte jeder das beste Kleinod erhalten, keinen auswärtigen Ritter davon tragen lassen, sie übten sich an Hof auf der Renn-Bahn gar oft im Turniren, aber Herr Livorno und Herr Wallach nahmen sich nicht an, als ob sie etwas von Turniren wüßten, ritten derowegen niemals mit, sondern sahen mit angenommener Verwunderung denselben zu, und kam da einer da, der andere dort, und wolten sie bereden, sie möchten sich doch auch in diesen Sachen üben, das würde ihnen

ein großes Lob seyn, aber diese antworteten, sie getrauten es mit ihnen nicht anzugehen, in Betrachtung, daß sie schon gar fertig darinn wären, und besorgten sich, man möchte sie es mit großem Schaden lehren, dann sie wol wüßten, und mehr gesehen hätten, wie mancher so künstlich aus dem Sattel gehoben, und auf den Erdboden geworffen, daß ihm wol eine Rippe davon zerprungen: jene aber verlachten diese, sagende, man müsse solchen geringen Rauch sich nicht beißen lassen, und das schiene gar verzagt, daß man sich vor Fallen entsetzen wolte, man wüßte wohl daß keiner kein Meister gebohren würde, sie hätten auch dergleichen Gefahr müssen ausstehen, aber nicht umsonst, massen sie nun so weit kommen, daß sie keinem einzigen einen Ritt zu turniren versagen wolten, hätten auch manches Kleinod davon getragen. Herr Livorno und Herr Wallach stelleten sich immer gar fremde dazu. Unterdessen spazierten beide Ritter nebst ihren Dienern in die Stadt, und besahen die herrliche Gebäu, prächtige Gassen und Märkte, samt den stolzierenden Pallästen, dann man dafür hält, daß Florenz die allergerlichste und schönste Stadt unter allen Städten nicht allein in Italien, sondern fast in der ganzen Welt sey, sie giengen aber auch des Herrn Ganglers Herrn Joan de Livorno sein Haus vorbei, und als sie nahe dabei, sahen sie daß er selbst in der Thür stehet, nebst seinem jüngsten Tochterlein, so etwa 14. Jahr hinter sich möchte geletet haben, lehrete sich derowegen Herr Livorno der Ritter eilend zu Hn. Wallach, und bath ihn, weil dieses sein Herr Watter, er möchte Gelegenheit nehmen, und mit ihm von allerhand Sachen reden, er selber wolte aber nicht reden, weil er besorgte, die Sprach möcht ihn verrathen, er wolte aber doch bey ihm bleiben; als sie nun nahe hinzu kamen, sprach Herr Wallach und Herr Livorno dem Herrn Gangler freundlich zu, der ihnen auch gar tief dankete, dann er hielte sie, sonderlich Herrn Wallach, vor einen vornehmen Herren, wegen seiner Schönheit, und daß er einen schwarzen Africaner hinter sich hatte hergehen, fragte derowegen nach gebetener Vergebung, wie ihnen dieser Ort gefiele, weil er sehe, daß sie fremd allhier, und die Stadt besahen, dem Herr Wallach antwortete: In Wahrheit mein Herr wüßte, daß ich jederzeit dafür gehalten, mein Vaterland Neapolis hätte ihres gleichen nicht, aber ich besähe das Gegentheil, weil mit diese Stadt in vielen Sachen schauer gefällt; so sind die Herren, sagte der Gangler, Neapolitaner, ja sagte Herr Wallach, ich zwar bin auch aus Neapolis, mein Gesecht aber ist in Calabrien bärtig, und weil der Herr Groß-Herzog ein allgemeines Turnier ausschreiben lassen, sind wir auch kommen denselben zu zusehen, und etwas dabei zu lernen, worauf der Gangler sagte, es wird gewiß eine zimliche Ritterschafft zusammenkommen, massen sich schon etliche hundert die nächste Tage her allhier eingefunden, und ich hab meinem Sohn, so vor 5. Jahren in Frankreich allda zu studiren gereiset, auch beschrieben bey diesem Fürstl. Beylager und dem Turnier zu seyn, massen ich auch deswegen ein zimliches an ihn gehengt. Herr Wallach sprach hierauf, wie möchten wünschen mit jemand bekannt zu seyn, der uns die Turnir-Gesetze und dabei gebräuchliche Sitten in etwas bekannt machte, und wenn des Herrn Sohn kommt, werden wir Gelegenheit suchen denselben zu besprechen, und sich an ihn zu halten, um die zierliche Manier bei ihm zu erfahren. Ja, antwortete der Herr Gangler, ich hoffe er werde sich wo nicht diesen Abend, doch morgen gewiß, laut seines Schreibens herbey machen, dann können sich die Herren seiner nach Nothdurfft gebrauchen. Hierauf nahmen sie Abschied, und giengen weiter, kamen auch zu dem Rathhause, so einem Fürstlichen Schloß sehr ähnlich, da über der Gassen-Thür folgende Wort in alter Münchenschrift zu lesen waren: Heilig Rom, Edel Neapolis, schön Florenz, reich Venedig, hoffärtig Genua, groß Mayland, feiß Bononien, alt Ravenna. Von dannen giengen sie weiter, und besahen ein zimlich Stück, massen die Stadt fast groß, und in einem Lage nicht wol kan durch alle Gassen besehen werden, sie kehrten wieder nach Hof, und verwunderte sich Hr. Livorno, daß ihn weder sein Watter noch sein kleinste Schwester kennet, doch kam ihm dieses nicht so fremd vor, weil seine Schwester bey seinem Abzug nur 9. Jahr alt war, und seine Gestalt leichtlich entfallen lassen können. Als sich nun jederman auf den folgenden Tag, als an welchem das Fürstl. Beylager und Turnier sollte gehalten werden, gefast gemacht, beredeten sich unsere beyde Ritter auch, wie sie sich zu diesem allem geschick machen möchten, und sagte Herr Wallach, weil er Herr Livorno ein Stadt-Kind, möchte er auch das Kleinod und dieses Ehr erhalten, sofern kein Erfahrener als er, das er doch nicht hoffen wolte, von der Stadt-Ritterschafft dabei seyn würde, hergegen antwortete Herr Livorno, so müste er vor

\*) Aus Cu. Gv. Hoppell's Portugallische Clara und Afrikanischer Tarnolast. Ulm 1780. Buch I. S. 68. folgende.

den Hof sehen, und von wegen des Groß-Herzogen Ritter-schafft den besten Preis davon tragen, dann ich weiß, sagte er, daß ihm keiner am ganzen Hofe überlegen, ob sie sich zwar ein weit anders überreden. Als nun der folgende Tag anbrach, erschienen die Gesandten in großer Menge, dem Fürstl. Bey-lager benzuwohnen, und denen beiden jungen Gesponsen Glück zu wünschen, als nemlich Julius Rufinus Legatus Apostolicus, ein Gesandter von Rom, Monsieur de Lion, aus Frankreich, Don Ferdinandus Lortos, aus Spanien, Graf Theobald, von Panama, von wegen des Kaisers, als welcher mit dem Groß-Herzog in großer Freundschaft stande, und andere unzähllich viel Gesandten mehr, und unter diesen führten die Fürstliche Braut der Römische und Kaiserliche Gesandte, und da das Beylager mit großer Solennität verrichtet, ward sobald ein köstliches Banquet, und eine offene Tafel gehalten, da jeder man, wer der auch seyn mochte, zugelassen ward, nach diesem allen wurde um 2 Uhr die Renn-Bahn eröffnet, und zum Turnier geblasen, und erschien der Groß-Herzog samt allen Gesandten und vielem Frauenszimmer, auf einer künstlich aufgeführten Schaubühne, denen Ritters zu zusehen, nach diesem folgten auf 200. wackere und wolgeharnischte Ritter, so sich aus fernem Orten zusammen geworffen, und turnierten wolten, denen wurden etliche Loges öffentlich vorgelesen, und darauf forderten sie zwen und zwen zum Turnier aus, da gab es nun lustige Kurzweil, da sahe man wie ungleiche Meister es in der Welt giebt, bald stürzte das Pferd, bald der Mann, bald Mann und Pferd zugleich. Als nun des Groß-Herzogen seine Hof-Bursh und Vornehmsten sich auch einfanden, und diese Ritter Herrn Livorno und Wallach in köstlichem Harnisch auf der Renn-Bahn sahen, meineten jene, diese müßten tüchtig seyn, daß sie sich (wie jene glaubten,) als Unerfahrene in dieses Spiel dörrften einmengen, wareten also unsere beide Ritter, sie möchten sich vorsehen, daß sie nicht von einigen zum Kampff ausgefordert würden, und müßten sie alsdann wie Butter an der Sonnen bestehen, denen aber Herr Wallach gar bescheidentlich antwortete: Sie hätten sich ja müssen schämen, daß sie allein zu Haus bleiben, und nicht diese Kurzweil mit ansehen sollen, und wann sie schon von einem andern zum Speer-Rennen ausgefordert würden, so wolten sie sich schon so viel schüßen, als sie könnten. Es hatte nun eine zimliche Zahl turnirt, als zwen fast mit den köstlichsten Harnischen angehabene Ritter herfür stachen, und waren beide mit den Spanischen Gesandten kommen, und saß von den Vornehmsten am Hof, der eine Don Lucus, ein geborner Graf, und in dem Spanischen Hof in großem Ansehen, der ander Don Ernbas, mit in gleichem Stand und Ansehen, und weil sie an dem Spanischen Hof jederzeit den Vorzug im Turnier-Rennen gehabt, waren sie nur herkommen ihre Kunst sehen zu lassen, dann sie beständig meineten, es könnte ihnen keiner dastandt seyn. Diese nun stachen als hochtrabende Ritter herfür, tummelten ihre Spanische Klepper aufs zierlichste sie möchten, und war doch geringe Anmuth; sie forderten also unsere beide Ritter vor den Speer, und das um deswegen, weil der eine von jenen Namens Lucus, zugehöret, als des Groß-Herzogen Ritter einer mit unsern beiden Ritters ihrer Kühheit halben gerecht, und dieselbige gewarnt, so meineten nun diese ihre Tapferkeit an unsern Ritters sehen zu lassen, und wolte jeder seinen Gegenthell im ersten Ritt abheben, aber es war unsern Herren ein gemachter Handel, und sehr lieb, daß sie etwas Rechtshaffenes antroffen, ritten derowegen gang freundlich herfür, und tummelten ihre Pferde mit sonderlicher Siclichkeit, und sonderlich sahen sie alle auf Herrn Wallach mit Verwunderung, wie der seinen Klepper auf Avaritanische Lehr herum arbeitete. Als sie nun ihre Schranken eingenommen, stunde der Spanische Gesandte von seinem Sessel auf, um seinen Ritters recht zuzusehen, und weil er sie kennete, zeigte er sie dem Groß-Herzog, und erzehlete dabey, daß sie vor die besten Ritter in ganz Hispanien gehalten würden, der Herzog aber kante sobald ihre Gegenthelle, Herrn Livorno und Herrn Wallach, und war ihm leid, daß diese eben an die tapferste Ritter gerathen wären, dann er besorgete sich, sie möchten abgehoben werden, stunde derowegen um diesem Kampff zuzusehen, auch vom Sessel auf, und als die andern Herrn auf der Schaubühne sahen, daß sich diese gekellet, muthmaßeten sie, daß diese Ritter etwas Vornehmes, und vor andern tapfer würden seyn, sahen deswegen mit allem Fleiß, wohin der Sieg sich wolte lenken, auch diese ganze Ritterschafft wußten wol was diese Spanischen vor einen Namen hatten in allen umliegenden Ländern, und taurte sie alle da unsere Ritter von den ruhmkräftigen Hispaniern sollten angegriffen werden, sonderlich war es des Herzogen Ritters sehr leid, daß sie, wie sie meineten, Schande damit an ihrem Hof bekämen. Als derowegen die beide stolze Ritter sahen, daß jedermann fleißig acht auf diesen Ritt geben wolte, wolten sie sich überaus tapfer sehen lassen, und nahmen beiderseits ihre Schranken ein, so daß Wallach auf Lucus, und

Livorno auf Ernbas, der wol Kopff größer als sein Gegenthell, traffen, da nun jeder seinen Widerpart vor sich sahe, ritten sie beiderseits mit Gedülde aufeinander los, daß Herr Wallach den Lucus mit samt seinem Sattel von seinem Wallachen stieß, Wallach aber blieb unbeweglich sitzen, Ernbas aber ward von seinem Gegenpart ganz hinten an des Pferdes Lage geschickt, daß er sich an die Wägen zu fassen und zu halten, gezwungen ward, Herr Livorno passirte ihn anoch fleißig sitzend vorbey, das verdros nun die Spanier dermassen, daß sie so von den ungelübten, und wie sie meineten, jungen Maulaffen solten überwunden seyn, daß auch Herr Lucus andersellich protestirte, als er aufstund, nicht er, sondern sein Jung wäre schuldig, daß er abgestochen, weil derselbe die Sattelgurte nicht recht verwahrt, und hätte er also mit dem unseft angemachten Sattel leicht stürzen müssen; als dieses der Groß-Herzog und der Spanische Gesandte, nehmst allen andern vornehmnen Herren angehört, rief der Herzog selber von der Schaubühne herunter diesen sämtlichen Herren zu, wann sie allerseits rechtshaffene Ritter wären, solten sie noch einen Ritt miteinander wagen; das aber war ihnen allen ein gemachter Handel, und mußte sich Herr Wallach ein andern Speer reichen lassen, weil der vorige an seines Gegenthells Harnisch einen Bruch bekommen, sie machten sich derowegen einer dem andern noch eines Bescheid zu thun fertig, und ehe sie noch ihre Schranken wiederum einnahmen, rief der Herzog dem Cangler, Herrn Livorno, daß er zu ihm käme, als derselbe nun bald für ihn kam, sagte er zu ihm, ob er diesen Ritt gesehen, und wie er ihm gefallen, derselbe nun sagte, wie er von andern gehört, so wären die Abgesetzte vor die vornehmsten und tapfersten Ritter auf diesem Platz ausgeschrien worden, und hätten sich alle Ritter mit ihnen zu turniren gescheuet, weil er aber nun sehe, daß sie von diesen, die ihm noch unbekannt, überwunden, hielt er gänzlich davor, daß es wol diesen beiden Überwündern so leichtlich keiner würde bevor thun, und wuß auch gewislich, sprach er weiter, sie werden sich in diesem zweyten Ritt, gleich wie im ersten, gar nicht beschimpffen lassen, sondern den Sieg noch malen davon tragen, und geschichte wie ich gesagt, wüßte ich nicht, wie man, meinem geringen Verstand nach, diesen beiden die beste Kleinod sollte vorenthalten; Wolan sagte der Herzog, bleibet bey uns allhier, und sehet diesem zweyten Ritt recht zu, daß ihr zeugen könnt, wie sie sich verhalten, dann sie sind mir nahe angewandt, hierauf nahm nun ein jeder seine Schranken wie zuvor wiederum ein, und traffen die Spanischen aus lauter rathgierigem Muth, unsere Ritter aber aus großer Tapferkeit dermassen nochmal aufeinander, daß Herr Livorno seinen Gegenpart ohne einige Mühe zur Erden stürzte, und in einer harten Dhamacht liegen ließ, der dann bald von seinen Dienern abgeholt und erquidet ward. Als aber Herr Wallach auf den Lucus geriet, traf er ihn so künstlich, daß Mann und Hof, gleich wären sie von dem Blig getroffen, zur Erden stürzten, und blieb das Pferd sobald ohne Blüdung eines Fußes todt, Herr Lucus aber hatte den rechten Schendel verrenkt, auch war er im Fallen auf das Schild gestürzt, daß ihm die linke Seite sehr schmerzte, doch hätte er dieses alles nicht geachtet, wann ihm nur der Schimpff nicht so wehe gethan, und als er nun hinweg getragen samt dem Pferde, waren unsere Ritter mit großem Ruhm von den andern abfolvort, begaben sich derowegen an ihren vorigen Stand, die andere Ritter aber an des Groß-Herzogs Hofe waren auch anoch dafelbst, die hatten sich nun am meisten verwundert, und da diese wieder zu ihnen sich begaben, wünschten sie ihnen Glück zu den besten Kleinodien; der Spanische Gesandte zog ihm aber diesen Schimpff so sehr zu Herzen, daß er mit den Rähnen knirrete, weil er nicht gehoffet, daß einer seinen Ritters dastandt seyn könnte, wie er dann auch wol wußte, daß sie in ganz Hispanien den Vorzug bisher gehabt. Der Groß-Herzog sieng unterdessen zu seinem Cangler an, und sagte? wie dünket euch nun um diese Obseger, sind sie nicht großer Ehren werth, weil sie, wie ich hoffen will, den besten Ruhm auf diesem Turnier davon tragen: Ja, antwortete jener, daran ist nicht zu zweifeln, und möchte ich wol die Gnade haben mit diesen Ritters zu sprechen; wol sagte der Herzog, ihr sollet wol mit ihnen zu reden kommen, ehe sie noch von bannen scheiden. Nach diesem kamen noch viel Ritter herfür, die sich auch sehen ließen, und gab noch viel wunderliche Bock-Sprünge, unter diesen folgenden ließ sich sonderlich sehen ein Venetianer, so auf einen von den Teutschen Ritters traf, da sie sich dann beiderseits im ersten Ritt so verhielten, daß man keinen vor den Überwinder halten konnte. Sie hielten aber nochmalen einen Ritt, da traf der Venetianer den von Hohenlohe in ein Gewerß am Harnisch durch und durch, daß man den todten Körper sobald mußte zur Renn-Bahn hinaus tragen lassen, der aber von Venedig ritte wiederum an seinen Ort. Diesem folgte ein Defterreicher und Burgundier, und ward dieser von jenem mit großer Belustigung des Umstands abgehoben. Nach diesen tur-

nicht noch viel andere, aber es besah sich nichts erhebliches darin, bis endlich die Sonne sich zeigte, und die Rennbahn zu verlassen sie sämtlichen anmahnete, da ließ der Groß-Herzog durch etliche Trampeter zum Abzug blasen, und wurde der ganze Ritterschaft angezeigt, morgenden Tag zu acht Uhren wieder zu erscheinen, und nach Belieben sich zu üben, und weil über hundert gar nicht turniret, wurden dieselben sonderlich auf Morgen wiederum eingeladen. Alsobald begab sich jederman nach seiner Herberge, auch ward der Groß-Herzog mit den fremden Herren Gesandten und einer zierlichen Suite Diener nach Hof begleitet, und wurde denselben Abend ein köstlich Mahl gehalten, da machten sich nun die Hof-Ritter zu Florenz erst recht bekannt mit den beiden Fremdlingen, doch gab sich Herr Livorno noch zur Zeit niemand zu erkennen, und wunderten sich diese, daß sie sich so fremd zum Turnier gestellet, daß jederman gemeinet, diese einfältige Schäflein wüßten nichts von solchen Sachen. Jederman nun, der ihre Thaten auf der Renn-Bahn gethan, gesehen oder davon gehört, ehrete diese beide Ritter, und wurden von dem ganzen Hof so sehr geliebet und hoch gehalten, daß sich sonderlich Herr Wallach, als welcher gleich einem Grafen am Hof gehalten, und geehret ward, nicht darein zu schiden wußte, massen er, seit er sein Vaterland verlassen, solche Ehre noch nie gehabt, doch konnte er sich leicht als einer von Jugend auf darin erzogen, wol darein schiden, und hatte ihn sein Diener Tassibal so lieb, daß er sich oft verlauten ließ, wann er gleich wülte ein großer Herr in Agypt zu werden, und sollte auch wieder frey gelassen nach Hause ziehen, so wolt er doch lieber bey seinem Herrn bleiben, und sein Leben vor denselben zu wagen, sich vor eine sonderliche Ehre schätzen, derowegen hielte auch Wallach viel auf ihn, über das waren sie auch angränzende Landes-Leut. Viel Ritter nun so mit denen Abgesandten ankommen waren, wurden zu Hofe gespeiset, und mußten Herr Livorno und Herr Wallach dßmal mit ihnen zur Tafel gehen, da suchte nun jeder sich bekannt und zu Freunde mit diesen zu machen, ohne die stolze Spanier, welche aus Haß und Verdruß, ja Schimpf so sie von ihnen bekommen und erlitten, sich ihrer gar nicht annehmen wolten, wornach die Unsern auch nicht groß fragten. Über der Tafel gab es noch viel Reden, und ward sonderlich von den Herzogen discurrett, wo sie ihren Ursprung her hätten, und warum dieser Herzog zu Florenz ein Groß-Herzog genennet würde? Worunter ein Französischer Ritter Namens Claude Fauchet, und noch ein ander, Levinus Lemnius de Zelandia genannt, in der Meinung Kunden, der Nam Herzog sey ein zusammen gesetztes Wort, und hätte seinen Ursprung von dem Wortlein Heer, das ist, ein Krieges-Heer, und Bog, gleich als hätten die Herzogen vor Alters die Krieges-Heer ziehen, oder (besser) führen müssen, und davon sey der Name noch übrig, und in eine gewisse Würde und Stand nach und nach verwandelt. Ein ander aber Namens Besold wolte, das Wort Herzog käme von dem alten Wort Heer her, dann er sagte Heer, wäre so viel als eine Gemeinschaft, als wie noch auf den Worten Heerberg, und Heerweg, oder eine Landstrasse zusehen, darinn und darauf jederman einzutreten und wandern kunte, weil sie beide gemein, und daher, sagte er, hielte er davor, sey auch Herzog, das ist, ein Herr der Gemeinschaft. Etliche andere aber, worunter ein Ritter Eptus, ein Römer, wolte, das Wort Herzog hätte seinen Ursprung von den Römern, bei denen Dux oder Herzog ein gewisses Amt gewesen, und waren die Duces bey denselben noch über die Tribunos, aber unter den Gesandten gewesen, Molineus ein Spanischer Ritter sagte, daß in Hispanien der Nam Herzog, nicht auf die Kinder geerbet würde, wann schon ihr Vater ein Herzog gewesen, es sey dann, daß sie es auch bey dem Könige erlangt. Als aber die Ursach erfraget ward, warum man die Herzoge zu Florenz Groß-Herzoge nennete, antwortete Herr Livorno, als der wol studirt, und in gelehrten Discursen sich sehr beliebt konte machen, sagend: Die Groß-Herzogen von Florenz wären vor diesem Grafen gewesen, der jetzige Kaiser Carolus der V. hätte Alexandrum Medicum zum Fürsten oder Herzogen, der Pabst Pius V. aber zum Groß-Herzogen gemacht: Wie ingleichem auch der Groß-Herzog aus Moscau vergebens nicht Bildikeit, das ist Groß-Herzog, so dann auch die Groß-Herzoge von Uttau, mit eben diesem vermehrten Herzogs-Namen genennet werden, weil sie, wie jederman weiß, an Ehr und Macht allen andern angränzenden Herzogen weit überlegen. Als Herr Livorno ausgesaget, und seinen Herzog besser massen defendiret, sieng einer von den Teutschen Rittern an, so mit dem Römischen Gesandten ankommen, und sagte: Ich glaube zwar, und weiß gar wol, daß die Groß-Herzoge denen andern gemeinen Herzogen allezeit vorgehen, ob sie aber denen Erzhertzogen vorgehen, befinde ich nicht bey mir, dann wann man nach dem Namen Erz-Herzog gehen will (als welchen die Herzoge von Oesterreich von dem Römischen Kaiser Friedrich, dem Dritten, bekommen und damit begnadiget seyn)

so werden solche ohne allen Zweifel von Rechtswegen über alle, und gar über die Groß-Herzoge gehen, dann das Wortlein Erz, wann es mit einem andern zusammen gesetzt, heißet es den Vornehmsten unter denselben, als ein Erzbischoff, welcher ohne Zweifel allen gemeinen Bischöffen vorgehet. Diesem konte keiner widersprechen, doch wolte sich ein Venetianer, Namens Joseph Mattheacius, wider Herrn Livorno setzen, und dem Venetianischen Herzog dem Florentiner vorgehen, dann sagte er: Der Herzog zu Venedig kan unter die grösste Könige gezehlet werden, nicht allein weil er das Haupt in Venedig, als welche ein Beherrscherin vieler Provinzen und Reiche, wie auch des ganzen Adriatischen Meers, und die von ihrem Ursprung an frey ist, und sich mit ihren Waffen und Klugheit wol gegen die Feinde zu erhalten getrauet, sondern auch, weil selbiger Herzog mit Königlichem Herrath bekleidet, und weiß ich keinen andern Unterschied zwischen ihm und den Königen, als daß seine Kinder diese Ehre nicht erben, sondern er wird von seiner Tugend erworbet, und ich weiß auch nicht, warum er nicht allen andern Herzogen blüch sollte vorgehen, in Betrachtung, daß er viel älter als alle Herzogen, Marzgraffen und Grafen, dann er ist gewesen schon vor 1100. Jahren, und wann man aus dem Titula von Racht und Ehren etwas erhalten und herbringen kan, erinnere ich mich, daß ein Venetianischer Herzog sich also nennete: Johannes von Odttes Gnaden, Herzog zu Venedig, Dalmatien und Croatien, Herr des vierden, und des halben Theils des ganzen Römischen Reichs. Hierauf antwortete ein anderer von des Groß-Herzogen von Florenz seiner Rittern einer, genannt Rolbe, und sprach: Ich habe mehrmalen gehöret, daß der Herzog von Venedig in Pracht und seinem Aufzug zwar ein Fürst sey, auf dem Rathhaus aber nur ein Rathherr, ausserhalb der Stadt Venedig könne er von jeberman verklagt werden, in der Stadt seye er gleich einem Gefangenen, dann er dürffe ohne Verlaufs nicht aus der Stadt ziehen.

Mit dergleichen Reden nun ward die ganze Mahlzeit vollbracht, bis es Zeit war, ein jeder seinen Ort einzunehmen, und sich zu Ruhe zu begeben, jederman aber verlangte bis auf den folgenden Tag, bis man wieder turniren möchte, sonderlich aber waren zwey Ritter, so den vorigen Tag noch nicht turnirten, deren einer aus Genua, Namens Grandesse, der ander aus Padua, Gallon genannt; diese beide waren einander nahe verwandt, massen sie sich beide keerat schrieben, sie waren aber zu ihrer Zeit vor die tapfferste Ritter in ihrer Gegend gehalten, daß sich jederman verwundert, warum sie sich nicht hätten sehen lassen, diese nun, weil sie sahen, daß Herr Wallach und Livorno großen Ruhm von ihrem Turniren bekommen, wolten sie ihnen nichts nachlassen, noch im geringsten weichen, sondern ein Turnier mit ihnen wagen, und sie den folgenden Tag ausfordern, und verlangte sie über alle massen sehr, bis man den Tag wieder schietzen sahe. Als sie nun derowegen die herfürbrechende Sonne den Fibern zu entgehen, miteinander aufmahnete, machte man sich allenthalben fertig und geschickt, um gegen acht Uhr dem Turnier wiederum beizuwohnen, kaum aber hatte der Hammer sieben abgezehlet, als alle Ritter zu Hofe schon im vollem Harnisch spazirten, und als solches der Groß-Herzog auf seinem Fenster oben herab sahe, rief er Herrn Wallach und Livorno zu sich auf sein Gemach, dieselbe waren kaum eingetretten, als er sie also anredete: Ewigen guten Morgen, mein liebste Herrn Ritter, es wird bald Zeit seyn auf die Rennbahn zu marschiren, und wiederum wie gestern zu chargiren, derowegen habe ich euch zu mir geruffen, weil ich gestern mit höchster Vergnügen gesehen, daß ihr beide euch sowohl, sonderlich gegen die hochtrabende Spanier, verhalten, und viel von den Rittern gestern noch nicht, und also heute turniren werden, dieselben aber haben gesehen, wie ihr euch gestern verhalten, so werden sich ohne Zweifel die tapffersten unter ihnen heut an euch wiederum machen, und nicht zugeben wollen, daß wir den Ruhm an unserm Hof behalten, so hab ich euch nun erinnern wollen, heut als gestern euch nochmal tapffer zu halten, damit die Ehre an unserm Hof behalten werden möge, so hab ich nicht allein Gefallen, und alle andere Ritter Bewunderung daran, sondern euer wird die grösste Ehre nicht ohne Nutzen seyn. Herr Wallach antwortete hierauf in Eil also: Unserm gnädigsten Herrn sind wir in allem auch in den geringsten Sachen seine Ehre zuhandhaben schuldig, und möchten wir wünschen, daß wir uns jederzeit auch tüchtig hierzu befinden: daß aber Eure Durchl. uns eben alleine noch vor allen andern Rittern den Ruhm geben, geschicht meines Trachtens mehr auf Ehrgeiz, als Ernst, unter dessen wollen wir doch diese Erinnerung für ein keiffes Gebot annehmen, und nach Möglichkeit bewerkstelligen, worzu wir wir hoffen, Eure Durchl. uns allen Vorichub gnädigst thun werden, und scheue ich mich nicht an dieselben um ein wolgeübtes Pferd zu bitten, wann meines so ich von gegenwärtigem Herrn Livorno bekommen, etwas bey Jahren, und von Jugend

an kein Schuß-Klepper gewesen: laß euch, sagte der Groß-Herzog, einen auf meinem Marfall geben, und habt die Wahl unter allen: worauf sich Herr Wallach ganz zierlich bedankt, nebst Herrn Livorno Abschied nahm, und ward dem Stallmeister alsbald befohlen, Herrn Wallach in den Stall zu führen, und einen Caball ausziehen zu lassen, trat derowegen in den Stall, und nahm sich einen lang-betrichteten Grauschimmel mit gläsern Augen auf, worauf, weil er wußte daß dieser sehr gelbt, er sich nun besser getraute sehen zu lassen. Die achte Stunde hatte sich nun hören lassen, fassete derowegen jederman zu Pferd, und begab sich auf die Turnit-Bahn, der Groß-Herzog aber nahm nebst den Herren Gesandten und allen Frauenzimmer die Schau-Bühne wiederum ein, auch mußte der Bice-Canglar Herr Livorno zu nächst hinter dem Groß-Herzog stehende zu sehen, wie er dann dessen aufrüchlichen Befehl hatte. Unterdessen turnirten ihrer viel ohne sonderliche Begebenheit, ohne daß eines Lombardischen Ritters aus Mayland sein Pferd mit einem Speer durch und durch gestossen, seinen Geist sobald aufgab, er aber hatte sobald ein anders zur Seite, wagte noch eins mit seinem Gegentheil, weil er sich der Revanche gebrauchen wolte, wurde aber im zweyten Ritt, doch ohne einige Verletzung seiner und des Pferds abgehoben, das dann einem seiner gegenwärtigen Verwandten, weil sie beide von vornehmem Geschlecht waren, vermassen verdros, daß er unversehens auf seines Vatters Gegenpart zurennete, ehe er aber vollends denselben erreicht, ward dieser jenes gewahr, stürzte sich zur Wehr, und nachdem beiderseits Speere zerstücket und unrichtig gemacht, geriethen sie mit Schwerdtern aneinander, doch ward des Mayländischen sein Pferd in den Hals so stark verwundet, daß es stürzte, und weil der Groß-Herzog diese Unbilligkeit wolte straffen lassen, und kein Gebot diesen Streit aufzuheben, aufgehen ließ, stieg dieser auch vom Pferd, und hielt den Schwert-Streit vollends zu Fuß, bis der Mayländer todt auf dem Platz blieb, sein Gegentheil aber welcher von Pisa war, und Gallo hieß, begab sich wieder zu Pferde, und mengte sich der Ritterschafft ein, und ward wegen seiner Thaten gelobet, weil er nemlich diesem wider Ritter-Gesetz handelnd, seinen verdienten Lohn mitgetheilt. Nach diesen kamen zwey Ritter, tummelten in dem Platz einer dem andern zu Hohn, und weil sie die ärgsten Feinde, massen der eine von Spoleto Namens Sebulo, der ander aus Ancona, Ihas genannt, hatten sie sich auf Cyffer und Rache einander heraus gefordert, und besaguet einer dem andern so, daß jederman sahe daß sie nicht als tapffere Ritter, sondern vielmehr als Desperate einander begehrten, und dieser seine Lust an des andern Blut sehen wolte, traffen auch mit solchem Cyffer auf einander, daß des Ihas sein Pferd darüber gerennet, und zu Boden todt liegen blieben, Sebulo aber war auch in die linke Fleme gestossen, daß ihm noch einen Ritt zu thun unmöglich war: ward dero wegen von seinem Diener zu Pferd abgeholt, dem Ihas aber auch ein frischer Klepper untergezogen, und begaben sich beide dem Turnit vollends ein Ende abzuwarten, in der Zuseher Gesellschaft, vortrugen sich auch nach gehaltenem Turnit, und wurden solche Freunde, daß einer des andern Schwester, Sebulo des Ihas, und dieser jenes zur Ehe genommen, und hätte sich einer vor den andern dem Tod zu überliefern vor das größste Übel geredet. Hierauf nun kamen Grandeffe der Genueser und Gallon, der Ritter von Padua, auf den Plan, tummelten als wolerfahrene Ritter ihre Pferde vermassen, daß jederman Verlangen trug, zu sehen, welche diese zum Kampf ausfordern würden, auch wurde dem Groß-Herzoge und allen Gesandten von denen bey sich habenden Dienern angesagt, daß diese von denen ihrer Zeit in ihrem Vaterland und den angrenzenden Landen geseffenen Rittersn sehr geschuet, und vor die tapffere gehalten würden, das den die ganze Schaubühne zu fleißiger Anmerck- und Zusehung veranlassete. Als sie nun in dem Tummen sowol ihre als der Pferde Geschicklichkeit guten Theils sehen lassen, kehreten sie sich beide um, und windete dieser dem Herrn Livorno, der ander aber Herrn Wallach zum Kampf aus, die darauf dann, als welche sich auf allen Fall noch einmal gefaßt gemacht, und mit zimlichen Speeren versehen, denjenigen zu willen zu seyn, heraus gestossen kamen, und ihre Pferde noch viel zierlicher als jene tummelten, sonderlich Herr Wallach wußte des Groß-Herzogen Grauschimmel dergestalt zu lenken, daß der Groß-Herzog nicht wußte wie er es verstehen sollte, und was er endlich aus-ihm machen sollte, massen er seinem Bereuter darcin weit überlegen. Sie nahmen ihre Schranken zimlichen ein, und bekam Herr Wallach den Grandeffe von Genua, Livorno aber Gallon vor sich. Sie ritten aber mit zimlicher vorsichtiger Krafft aneinander, und als Herr Wallach auf seinen Gegentheil stieß, sprangen beeder Speere so bald in Stücke, und ward keiner verletzt, ohne daß der Ritter Grandeffe etwas hinter sich wanden mußte, Herr Livorno aber und sein Gegenpart traffen einander, daß diesem sein Speer zerstückert dahin sprang, und von jenem ge-

zwungen ward den Sattel-Knopff zu fassen, sich das Fall zu enthalten, und als sie diesen Ritt allerseits ohne Schaden ausgehalten, waren sie sobald willens noch eines mitteinander zu versuchen, und came also zum zweyten mal Herr Livorno auf seinen Gegentheil mit solcher Stärke, daß sich Gallon bis auf seinen Rücken zurücke auf sein Pferd werfen mußte lassen, doch enthielt er sich, wiewol schwerlich, des Fallens, Herr Livorno aber wandete im geringsten nicht; die beiden anderen aber geriethen mit ungleicher Stärke aneinander, dann Herr Wallach hub den Ritter Grandeffe mit grosser Behendigkeit, gleich wäre er ein Vogel, aus dem Sattel, doch bekam der Genueser keinen Schaden, wiewol er unsanfft darnieder fiel, er war aber bald wieder auf seinem Pferd, und begab sich mit grosser Schamröthe der Compagnie wieder ein, dem unser Herr auch folgte, und jeder seinen Ort einnahm. Der Groß-Herzog aber und die übrige Gesellschaft konten sich dieser Ritter (Herrn Wallach und Livorno nemlich,) Hartigkeit nicht genug verwundern, sonderlich steng der Paduanische Gesandte an, und sagte: Nun Gallon, du hast doch einmal deinen Herrn funden, dann zu Padua und daselbst herum hast du eine Zeithero jederman den Troß gebotten, und die Kleinod noch allezeit davon getragen.

Nach diesen nun tummelten die übrigen, worunter ein Edelman aus Calabrien auf einen Ritter aus der Ward Ancona stieß, und weil keiner den andern mit dem Speer traff, ergriff einer den andern bey dem Leib, und warffen sich beide von ihren Pferden, weil aber der aus Ancona in dem Stiegs-reiß befangen blieb, ward ihm das Bein verwundet, und von seinen Dienern aufgehoben, der Ritter aus Calabrien aber kam unbeschädiget davon. Als nun alles vorüber, und das Turnit ein Ende bekommen, wurden die Kleinodien ausgehohlet unter die so sich am besten und tapffersten hatten sehen lassen, diese wurden durch einen Herold zu dem Groß-Herzogen vor die Schaubühne gefordert, und war der Erste Herr Wallach, dem nicht allein der Groß-Herzog, sondern alle Gesandten und Herren den besten Preis, auf Befragung, mittheilten; Dieser nun hatte sich dessen nicht versehen, tangete derowegen mit seinem Grauschimmel in vollen Freuden, und hinter ihm sein Diener Trafsbal, bis ohngefahr 30. Schritt von der Schaubühne, da stieg er von seinem Pferde, ließ es dem Diener an der Hand, und gieng mit aufgeschlagenem Helm in demüthigen Gebärden unten an die Schaubühne, er wolte alda fernere Resolution gewärtig seyn, aber ward sobald zu dem Groß-Herzogen und andern Fürstl. Personen gefordert, und als er oben hinauf kommen, tritt ihm Fräulein Leonora, des Groß-Herzogen Fräulein Schwester, welche Herr Wallach und Herr Livorno vor wenigen Tagen von denen Rändern erlöst, entgegen, sehet ihm seinen Lorbeer-Kranz mit köstlichen Edelsteinen versehen, auf seinen Helm, und präsentiret ihm einen köstlichen Saum mit silbernen Stangen, mit diesen Worten: Da nehmet hin, tapffere und tapfferer Ritter, diesen Saum, und zugleich das hierzu verordnete Pferd, so hierunter euer wartet, ein wehrers zwar verdienen, und haben schon verdient eure ritterliche Thaten, in Betrachtung, daß ihr auch euer Leben vor mich zu lassen, ohnlängst willig gewesen, aber nehmet jetzt mit diesem geringen Geschenk, und unserm jederzeit geneigten Willen, vor diesmal fast unter drey hundert Rittersn davon traget, begnügen. Hierauf nahm Wallach dem Fräulein den köstlichen Saum ab, und bedankte sich also: Wann ich mich, gnädigste Fräulein, jemalen kumm hätte wünschen wollen, so hätte ich jegund die größste Ursache, dann ich fast ohne die nicht weiß, was meine blöde und erschrockte Zung auf dieses mit unverdientem Geschenk und Lob, vor Entschuldigungs- und Bedandens-Wort, noch erdencken soll, so kan ich mich auch nicht recht besinnen, warum man mir diese beste Kleinod vor andern zusetzet, der ich mich doch nach wie vor, einen Schüler vor allen erfahrenen Rittersn freiwillig bekenne, doch nehme ich dieses alles zu einem Zeichen eines gnädigen gegen mich gesinnten Willens an, bittende, denselben fürters, wie bisher, fortzupflanzen, so werden eure Gnaden also leichtlich sehen, daß ich Tag und Nacht um einige Gelegenheit, wie ich mich dieser Beschencken und des gnädigen Willens in etwas möchte theilhaftig machen, insändig bittende werde. Hierauf küßete er dem Fräulein ihre Hand, (die ihm aber lieber die Lippen geboten,) und nach tieff genommenem Abschied, begab er sich noch mit dem Saum zu seinem gezeigten Kleinod, als er aber vor die Schaubühne unten hintank, führte der Bereuter einen köstlich geschmückten schönen Fengst daher, an einer silbernen Halfter, der Bereuter nahm sobald den Saum vom Herrn Wallach, und thate ihn dem Pferd an, der Sattel auf dem Pferd war von Scharlatan mit Gold verbrämt, und mit Perlen und Edelsteinen durch und durch gestickt, so daß das Pferd mit dem Sattel, Saum und silbernen Stiegreiffen, wie auch dem köstlich besetzten Lorbeer-Kranz, auf vier tausend Cronen geschätzt ward: so bald aber das Pferd Herrn Wallach gesehen von der

Schankhüne kommen, stieg es an zu wehernen, und gab seine Liebe zu ihm zu verstehen. Herr Wallach nun bedachte sich gegen dem Bereuter, und schwang sich hurtig auf den Blanden, und als das Pferd seinen Herrn auf ihn fählete, tangete es dermaßen jierlich, als wolle es mit seinem Herrn prangen, und verwunderte sich der Groß-Herzog, und sprach zu denen Gesandten, nun hat sich mein Bereuter diesen Blanden zu reuten, jederzeit geschuet, weil er sich nicht allein nicht gern bestiegen lassen, sondern auch jederzeit darnach getrachtet, wie er seinen Besizer abheben möchte, jegund aber thut er deren ketnes: daß ich also schliesse, das Pferd müsse eine sonderliche Zuneigung zu diesem Ritter tragen, die es auch mit seine Wehernen zu verstehen geben, als aber Herr Wallach ein weill turniret, begab er sich unter die Ritter-Gesellschaft mit seinem Diener und dem Blanden. Nach ihm ward Herr Livorno das zweite Kleinod zu empfangen gefordert, der ihn im Anfang ein solches nicht träumen lassen, massen er sich schon übrig vergnügt besand, daß Herr Wallach, als welchen er mehr denn seinen Bruder liebte, den besten Preis und Gabe davon getragen, doch tummelte er seinen Keften-braunen Wallachen, und hinter ihm sein Page auf einem Rappen, stieg aber als er bald die Bühne erreicht ab, und gieng mit aufgeschlagenem Helm die Stieg hinauf zu den Fürstlichen Personen, und weil der Groß-Herzog mußte daß ihn sein Vatter noch nicht kannte, mußte der Vice-Canglar Herr Livorno seinem unbekanntem Sohn Ritter Livorno entgegen gehend mit einem auch köstlich-gelerten Kränlein bekronen, und überleffert ihm hierauf einen Schild so Himmel-blauer Farben, und mit goldenen und silbernen eingegühten Köstlein sehr künstlich aufgearbeitet, und auf 3200. Cronen geschätzt ward, mit diesen Worten: Nehmet hin Edler Ritter von meiner unwürdigen Hand, was euch euer Zugend zu wegen gebracht, und wisset daß ihr euch neben diesem wenigen unsers allerseits gnädigsten Groß-Herzogs Gnaden und beharrlichen Günst hiermit versichern sollet, werdet auch euch fernere ritterlich in Jugend, und sonderlich der in Tapfferkeit zu üben hiermit ernstlich vermahnnet, damit ihr euren Vaterlande zur Zeit der Noth mit mächtiger Hand beispringen, und wider alle unredte Gewalt schützen helfen konnet. Als der Vice-Canglar noch also redet, schickte der Groß-Herzog einen Page zu dem jungen Herren Livorno und ließ ihm sagen, er solle sich nun seinem Vatter zu erkennen geben. Der antwortete nun dem Vice-Canglar seinem Herren Vatter also: Wegen meinen gnädigsten Groß-Herzog, wehrtester Herr, bedanket sich dessen Diener mit schuldiger Demuth, denn darauß späret er, daß gedachter Groß-Herzog von Florenz ihn seiner Gnaden jederzeit werde anbefohlen seyn lassen, weß aber unterdessen nicht die geringste Ursach, warum mein hochgeehrter Herr sich seines Sohns gar entschlägt, daß er denselben nicht einmal seinen Sohn sondern mit dem Namen eines unbekanntem Ritters begrüßet. Der Vice-Canglar wußte nicht mehr was er hierauf antworten sollte, stunde derowegen gleich als entzündet bisß der Groß-Herzog selbst hinzu trat, und den Ritter Livorno bey der Hand ergreifend, seinem Herren Vatter mit diesen Worten zu führete: Was besinnet ihr euch noch lang, mein lieber Canglar, wolt ihr dann euren Sohn nicht erkennen, der euch und unserm Hof vor dßmal so grosse Ehre und Ruhm erhalten, ich hab ihm mit Fleiß verboten, er solle sich seinen Eltern nicht zu erkennen geben, bisß zu guter Gelegenheit, nehmet derowegen diesen tapffern Ritter vor einen Sohn, welcher vor 5. Jahren verreislet, und vor etlichen Tagen zu meiner Fräulein Schwester großem Glück wieder ankommen, und neßt ihm Herr Wallach der auch ein tapffere Held, so mit seinem herzhafften Muth und Hurtigkeit allewell den geschmückten Blanden zum Kleinod erhalten; dann ihr wisset, daß mein Fräulein Schwester Eleonora auf 3. Tag zu meiner Belagerigen Frau Mutter auf ihren Wittib: Stg und Schloß Flac dieselbe zu besuchen, und wann es möglich mit auf mein Belagerer anhero zu bringen, neßt etlichen Dienern gefahren, als sie aber auf der Rück-Reyse ein Meil oder 5. von hier in einen tiefen Thal kommen, stossen etliche Africanische Sees-Kräuber auf sie, so sich von Padua, allwo sie aufgestiegen, in das feste Land gemacht, und etliche Zeit mit worden grassirt, sie haben auch ihr Vorhaben desto besser zu bewerkstelligen, und weil sie schwach an Mannschafft, etliche Italianische Bandidos um ihren Sold gebinget, welche ihnen treulich beigestanden, die vier vornehmsten Führer aber unter diesen sind geharnischt gewesen, und als sie unsre der Fräulein Reuter, als welchen sie an Mannschafft zimlich überlegen gewesen, bisß auf Haupt, ja alle ganz darvon ermordet, sprungen gedachte vier geharnischte als Obersten von den Pferden, um sich des Raubs in der Rutschen zu bemächtigen: und wäre meine Fräulein Schwester samt ihren zwey bei sich habenden Kammer-Jungfern ihren Klauen und schändlichen Muthwillen gewislich nicht entkommen, wann nicht euer gegenwärtiger Sohn und Herr Wallach als beyde tapffere Cavallier, mit ihren zween Dienern

durch Gottes Engel den Weimern zur werthlichen Hülff geschicket, und sie durch ihre mächtige Faust und scharffe Schwerdt der Feinde widerstanden, dann wie uns unsere Fräulein Schwester hernach selber erzehlet, so haben sie vor allen Dingen die vier geharnischte Obersten nicht zu Pferde kommen lassen, und unterdessen in dero ungeharnischte Diener dermaßen grassirt, daß hier ein Kopff, dort ein Arm gefallen, und hier ein Mann, dort ein Pferd gestürzet, da diese zwey Ritter neßt den zween Dienern noch endlich den Kürzern ziehen, und die Flucht, weßgen der Menge des Feindes hätten nehmen müssen, wann nicht ihre sonderliche Vorsichtigkeit sie erinnert, ehe sie unserm Fräulein Schwester zu Hülff kommen, und sich von dem Feinde sehen lassen, ein Diener in das nechstgelegene Dorff, selbige Bauern in unserm Namen mit Bewehr zu folgen, und dem Unsere beizuspringen, abzuschicken, denn es kamen ihnen noch 24. mit Sabeln, Paden und Karcken versehene Bauern zu Hülff, wodurch die Mörder vollends in die Flucht geschlagen, 3. aber von den Obersten sind auch durch ihre Käster-Maul ums Leben kommen, der Vierdte aber ist demüthig gewesen, und weil er um Gnade und das Leben gebeten, auch Verbesserung seines Lebens, und dessen allen zur gewissen Versicherung das Christenthum anzunehmen sich erboten und verheissen, ist er dem Tod entrisen, und hat ihn Herr Wallach zu einem Diener angenommen. Als dieses der Groß-Herzog erzehlete, verwunderte sich nicht allein der Herr Vice-Canglar, sondern alle anwesende Gesandten, sowol über diese unerhörte mörderische That, als auch und zwar noch mehr über dieser Ritter Tapfferkeit, auch wurde Ritter Livorno nunmehr von seinem Vatter als ein Sohn bewillkommet, und mit Freunden angenommen, dann, sagte er, ich hätte ihn nimmermehr nicht erkannt, so sehr hat er sich in den fünf Jahren verhäbert, wie wol ich mich nun der Sprache etwas kundig befinde: hierauf nahm der Ritter seinen Abschied, und trat mit seinem Kleinod wieder zu seinem Pferd, und als er sich selbst bestiegretisset, tummelte er mit demselben Trupp ein. Hierauf kam wieder ein Herold, und fordert den Ritter Hohenlohe, ein Kleinod von dem Groß-Herzogen zu empfangen; und weil derselbe den Preis allein unter den Teutschen hatte, tummelte er mit Begierde auß dem Trupp hervor, und als gleich den andern nahe der Schau-Bühne, ließ er dem Diener sein Pferd, und trat mit aufgeschlagenem Helm die Bühne hinauf, dem ein Gräßlich Fräulein einen silbernen und mit Perlen wol-belegten Helm, der auf 2183. Cronen geschätzt ward, überlefferte, sagend: Eure Tapfferkeit, hochgeborner Ritter, habt ihr in diesem Turnier vor vielen mercken lassen, und nun zur Anreizung daß ihr in diesem Ritter-Stand euch je mehr und mehr tapffer und eurem Lande nützlich erzeigen möchtet, ist euch bisß geringe Kleinod zu einem Recompens präsentiret worden: worauf der Graf von Hohenlohe den köstlichen Helm nahm, und sich also bedankete: Die Ehre, werthes Fräulein, die ich von ihr und vielmehr durch sie von Ihrer Durchl. dem Groß-Herzog erlange, ist mit meiner That und Tapfferkeit weit nicht zu vergleichen, und halte ich davor, wann man sie recht auf einer richtigen Waagen wigen wolte, würde diese wie eine Feder gegen jener zu halten seyn, doch nehme ich dieses liebe Kleinod von meiner hochgebornen Fräulein lieben Händen zu tieffstem Dank an, hoffende, dieselbe werde ihrem Diener mit Affection zugethan bleiben, und bei dem Groß-Herzog derenthalten bestermaßen recommendiren: küßete darauf ihre Hand, neigte sich gegen dem Groß-Herzog und den Fürstlichen Gesandten bisß auf die Erde, und trat also wieder von der Schau-Bühne, allwo er seinem Diener seinen Helm überlefferte, und den zum Kleinod verehrten aufsetzte, tummelte darauf wieder zur Compagnie. Bald hierauf als Hohenlohe in den Trupp kam, erhob sich ein Streit zwischen dem Ritter von Pifa, und dem Mayländischen, welche zuvor mit einander gekämpfet, und dieser von jenem abgehoben worden, der Mayländische aber als welcher ein rachgieriger Geist, wolte sein Leben ehe hundertmal verlieren, als diesen Schimpff auf sich sitzen lassen, und als einer dem andern mit harten Worten scharff zugeredet, kamen sie endlich von den Worten zu Waffen, stachen unter dem Hausfen hervor, und rennet einer auf den andern wie die Löwen los, und wurde der Mayländer noch einmal mit großer Schande abgehoben, dennoch wolte er nicht nachlassen, sondern den Schwerdt-Streit zu Fuß vollziehen, dem der Pisaner, weil ihm schon von dem Groß-Herzog diese Bestie recht abzustrafen vergönnet, zu Gefallen auch abstieg, und gingen also nun mit den Schwerdten so verzweifelt los, daß jederman meynet, der Mayländer würde obliegen, weil er die stärcksten Streiche auf sein Gegentheil führete, dieser aber ließ ihn immer toben, und gebrauchte sich mehrentheils seines Schildes, die harten Streich damit aufzufangen, bisß sie fast eine viertel Stunde an einander gewesen, da ließ der Mayländer auß Muttigkeit seine Streiche etwas geringer fallen, und weil Fallo noch seine Kräfte alle brüsammen hatte, dann er keinen rechten Streich auf jenen

geführet, fänget er nun an sich seines Schwerdts offensive auch recht zu gebrauchen, und schlug damit sehr tapffer zu, daß er dem Mayländer den linken Arm abhanet, worvon der auch zur Erden stürzete, und wolte ihn Hallo pardonnuen, aber jener erachtete sich des Lebens unwürdig, massen, weil er sein Schild, als er schon lag, nach Herrn Hallo zuwarff, und denselben die Scheibe dermassen trauff, daß das Blut hernach trang, und hinter sich stürzete, und als dieses der Verwundete sahe, er geschwind über ihn her wolte, aber Hallo kam ihm auch zuvor, und schlug ihm auf wolverdienten Lohn den Kopf ab, sagend: also muß man unbändige Räuber schlachten, sonst verführet sie eine ganze Heerde: nimmt hernach den Kopf und eilt damit zu der Schau-Bühne, und als er hinzukommt, redet er den Groß-Herzog also an: Nun gnädigster Herzog, stelle ich mich zur Straffe hin, weil nunmehr der Bäterlich gefallen, und durch mein Schwerdt unkommen, ich weiß wol der Turnir-Gesetze und Regeln, daß man sich auf dem hierzu geordneten Platz auf Cyffer und Horn zu keinem Duell aufordern, viel weniger einer dem andern das Leben mit Muthwillen nehmen darf, ich aber habe dem zuwider leben müssen, dan noch hoffe ich in Ansehung und fleißiger Erwegung, daß ich mich meines Gegentheils mit Ehren nicht können enthalten, weßwegen mich die ganze Ritterschafft warhafft Zeugnis geben wird, und dann auch, weil das Recht der Natur zuläßet, der unbilligen Gewalt mit Gewalt zu widerstreben, als hoffet dieser Schuldige ein gnädiges Urtheil, und weil er sich selbst schuldig erkennet, demnach nach Ritters-Mantel vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als nun der Herzog seine Entschuldigung angehöret, auch gesehen, wie er gezwungen gewesen zu diesem Kampf, und daß er nicht ohne Verlegung der Ehren, so bey den Rittern mehr als das Leben ist, vorbeß geblant, über das auch, daß er Herrn Hallo zu gesprochen, diese Bestie recht abzustraffen, antwortete er ihm selbst von oben herab also: Nicht so, tapfferer Ritter, wer wolte euch euer Leben, als welches ihr alleweil mit großer Gefahr erretten müßten, so unverschuldeter Sachen nehmen? Meynet ihr, wir wären willens, auß Gerechtigkeit Nachsichtigkeit zu machen? das sey ferne, und weil ihr eure Ehre und Leben zuschütten verbunden, und von Rechts wegen daran gehalten seyd, wie kan man denn diß, was das Recht zuläßet, straffen, trettet vielmehr herauf und empfanget von uns das vierde Ritter-Kleinod, als zu welchem ihr nun mit gutem Fug der nächste seyd. Als dieses Hallo höret, warff er des Mayländers Kopf auf die Bahn, schlug seinen Helm auf, und ging mit großer Freude auf die Schau-Bühne, und da er nahe bey den Fürstlichen Personen, schidete ihm der Groß-Herzog mit seinen Leib-Pagen einem vornemmen Frenherren ein paar silberne Sporen mit güldenem Rädlein, und Rücken, die waren wegen der künstlichen Arbeit auf 1300. Cronen gehalten, und redet der Groß-Herzog weiter zu ihm; Weil ihr nun, tapfferer Ritter, mehr Ansehung, als einige andere auf diesem Turnir gehabt, deme doch eure Tapfferkeit jederzeit überlegen, und allen Unfall überwunden, so habt ihr nicht unbillich bey diesem geringen Kleinod unsern gemeinen Willen und beharliche Gnade späthern sollen, versichert euch dessen und verharret ferner, wie bishero, so wird die große Ehre und Nutzen euer eigen seyn, und seyd hiermit von dem vergossenen Blut erlediget und lösgesprochen. Hierauf nahm Herr Hallo die Sporen an, mit diesen wenigen Worten: So sollen denn auch Euere Durchl. eines willigen Dieners an mit versichert seyn, nahm auch deswegen dieses wie wol unverdiente Kleinod zu einem Zeichen und Pfande dero beharlichen Gnaden an: hierauf wolte er den Herzog den Rock lassen, der ihm aber die Hand bott, und trat also wieder auf den Platz, da ihm sein Diener das Pferd entgegen brachte, und als er sich bestieg, zog er mit höchster vergnüglicher Freude zu der Ritterschafft, und ward von ihr hoch geehret. Bald waren vier Herolden abgeordnet vom Groß-Herzog, die mußten vor die ganze Ritterschafft auf den Platz reuten, und unter ihnen das Turnir ankündigen, und den Abzug anmelden, und nachdem sie dieses mit zimlicher Wolredendheit vorbracht, forderte er die 4. Ritter herant, und redet sie also an: Unser allerseits gnädigster Groß-Herzog läßet die Herren Ritter auß großer Innelegung und Günst diesen Abend mit ihm zur Fürstlichen Tafel zu gehen, bitten, welches denn auch keiner abschlagen kunte, in Betrachtung, der vorstehenden großen Gnade, so ihn hierdurch geschah, und zogen also nun alle Ritter wieder nach ihrer Herberg, der Groß-Herzog machte sich mit den Fürstl. Herren Gesandten, auch einem großen Hauffen Diener wieder gem Hofe, und ward auf den Abend ein sehr köstlich Panquet angestellt, der Herr Vice-Canglar aber nahm seinen Sohn, Herrn Livorno samt dem Ritter Wallach mit nach Hause, um seinen Sohn Alwa recht zu bewillkommen, und der Mutter samt seinen Geschwistern ihren respectiven Sohn und Bruder mit Freude wieder einzulieffern, deswegen beide Ritter Herr Wallach und Livorno nach abgelegten Carnischen köstliche Kleider

anlegten, und mußte des Livorno Leib-Page den köstlichen Schild so ihm zum Kleinod eingehändig, samt dem 4. Ritterlichen Lorbeer-Kranz ihm nachtragen. Als sie nun in das Haus kommen, und die Mutter der Ritter ansichtig worden, erschrickt sie sehr, und weil sie ihr noch unbekannt, meynt sie ihr Herr Canglar hätte sie etwa zu Gast gebeten, dan noch empfanget sie selbige gar köstlich, und fragte der Canglar so bald nach den übrigen Kindern, die so bald herbey kamen, und mußte sich Herr Livorno zu erkennen geben, da erhob sich nun eine solche Freude, ob seiner glücklichen Ankunft, daß sie nicht zu beschreiben; und als sie noch darzu vernahmen, wie daß 4. Ritter, worunter er der andere gewesen, die besten Kleinodien im Turnir erhalten, ward die Freude noch größer: die Canglerin war geschäftig wie die Martha, und wolte ein Gastmahl anstellen, weil aber der Vice-Canglar auch zur Fürstlichen Tafel gebeten, ward sie ihrer Ungelegenheit vor diesmal überhoben, unterdessen verbrachten sie die Zeit im Bett, bis sie die 6. Stund nach Hof forderte, ward also der Vice-Canglar vom Herrn Wallach zur Rechten, wie er sich zwar dessen weigerte und Herrn Livorno die Ehre lassen wolte, dieser aber wolte ihm willig, weil Herr Wallach nunmehr am Hof und vom Groß-Herzog angenommen, deswegen er auch die linde Seite seines Herrn Vatters beschloß, begleitete bis sie in den Hof kamen, und die Herren Gesandten schon alle in dem Gesaal, eilten sie daß man ihrer nicht länger warten mußte, zum Saal, allwo der Herr Vice-Canglar zu nächst nach den Gesandten, nebst dem Herrn Wallach, darnach Herr Livorno, diesem nach der Graf von Hohenlohe und zuletzt Ritter Hallo gesetzt wurden, und ward die Tafel mit einer zierlichen Musick belustiget, und sielen allerley Gespräch unter den Gästen vor, worinn ein jeder seine Wissenschaft sehen ließ, sonderlich aber kam man auf das annoch im frischen Gedächtniß schwebende Turniren, woher das nemlich seinen Anfang, und wolte der Kaiserliche Teutsche Gesandte, Namens Cuspinianus, der Kaiser Henricus Aucups hätte dem Turnir seinen Anfang gegeben: dem aber (weil sonst niemand darzu redete,) der Graf von Hohenlohe widersprach und sagte: Ich habe in einem Turnir-Buch gelesen, daß hochgedachter Kaiser Henricus Aucups mit seinem Canglar Philippo geredet, daß man das Turniren so er bey andern Nationen gesehen, auch am Kaiserlichen Hof einführen möchte, hätte man es nun bey andern Nationen gesehen, so könte dieser Kaiser wol nicht unbillich ein Einführer in Teutschland, aber nicht ein Erfinder, und Ansfänger des Turnirens genennet werden: eben dieser Meynung war auch der Französische Gesandte Andre Facorum genannet, der diesem also bespelt: Es ist meiner Meynung nach ein gemeiner Irrthum, der auf keinem gewissen Fundament stehet, daß man will sagen, das Turniren habe seinen Ursprung auß Teutschland, und zwar von Henrico Aucupe, dann ich hab in denen Teutschen Historien gelesen, als gedachter Kaiser auß Hungarn im Jahr nach Christi Geburt 930. wiederkommen, (wohin er wider die Hunnos mit Krieges-Macht außgezogen, die seine Grenze sehr anfochten:) habe er sich so bald auß Mittel bedacht, wie er die Teutschen zum Krieg und Reuten etwas geschickter machen möchte, und damit er seines Vorhabens Zweck erreichen möchte, habe er den Fürsten und Herren im Römischen Reich vorgehalten, daß sie sich durch das Turniren im Krieg erfahren machten, als aber dieses ein vornehmer am Kaiserlichen Hof gehöret, habe er gesagt, das wäre unmöglich, massen sie sämtliche sothane Übungen in Teutschland nicht gesehen, noch ihnen bekannt, ja es wären auch in Teutschland solche niemalen gehalten worden, in Frankreich aber und Engelland hätten sie ihren ordentlichen Fortgang. Worauf denn klärlich zu sehen daß dieser Kaiser das Turniren von andern Nationen erlernet, dann er hat ein öffentlich Edict an alle angrenzende große Herrschaffen, Fürsten, Grafen und Frenherren lassen außgehen, daß er nemlich ein öffentlich Turniren halten wolte, und das thät er nur darum, daß die Teutschen Fürsten und Herren von den Außländischen Rittern das Turniren lernen, und hinführo sich auch fleißig darinn üben solten. Ein ander Venetianischer Gesandter Pancirollus genannet wolte behaupten, daß das Turniren seinen Anfang vom Manuele Comeno einem Constantinopolitanen. Kaiser habe, dann sagte er, ich habe bey dem Niceta Chromata, welcher jetzt gemeltem Constantinopolitanischen Kaisers Thaten am besten beschrieben, unter andern gelesen diese Wort: Als aber der Kaiser gesehen, wie die Welschen Soldaten mit ihren hurtigen Speeren und Spießen kostzierend sich sehen ließen, hat er ein Turnir mit Speeren angestellt, und als der Tag des Turnirens kam, hat er seine Verwandten mit zum Kampf angebetet und vermahnet, er selber der Kaiser Comenus begab sich seiner Gewohnheit nach mit lächelndem Munde in ein großes flaches Feld, allwo schon alle Ritter versammelt waren, er hielt seinen Speer außgerichtet, und hatte einen langen Salar an, welcher auf der rechten Achsel angeseßelt war, auf daß



der Arm desto freyer seye: Saß auf einem muthigen Hengst der köstlich gezieret, daß er seinem Besizer an Bierath und Edelgesteinen nichts nachgab, der Hengst hielte seinen Kopff gleich den Ungern in die Höhe, und scharrete mit einem scharrem Fuß, gab damit seine Lust zum lauffen zu verstehen: Der Kaiser befahl auch seinen Rittern die mit den Welschen kämpffen wolten, daß sie ihre köstlichen Kleider anlegten, und machte sich auch der Prinz Gotthardus selbst herbey, der saß auf einem schneeweißen Caballen, hat einen mit Gold gestickten Rock an, so ihm bis an die Füße reichte, hatte einen vergüldeten Hut auf seinem Haupte, so nach Art einer Bischoffs-Mütze gebogen, er hatte einen zimlichen Hauffen Ritter bey sich, die waren alle schöne erwachsene und tappere Kerl; Endlich ging der Kampf an, da gingen ihrer viel mit allen Kräftzen aufeinander, da sollte man gesehen haben, wie etliche auf dem Rücken liegend, die Beine in die Höhe fehreten, etliche lagen auf dem Bauch, dieser wurde auß dem Sattel gehoben, jener gab Bersen-Geld, etliche erschraden für den Speeren, und verbargen sich hinter ihre Schilde, andere waren fröhlich, weil sie sahen, daß sich ihre Gegenthelle für ihnen entsetzten. Die Lust wurde bewegt durch dieses Rennen und Lauffen der Pferde, so daß die Fahnen sich schwenkten, und nicht still hangen kunten, daß man daher wol hätte sagen können, Venus und Mars, ja Bellona und die Gratten hätten mit einander gestritten, eine solche Verwechslung und Blerlichkeit war da zu sehen. Hierauf als Pancicollus aufhöret, sing der Herr Graf von Hohenlohe abermal an und sagte: Das alles laß ich auf seinem Werth beruhen, und ob ich gleich aus seiner Historien weiß, daß man jemals vor Comneni Zeiten mit Speeren gestritten, so unterstehe ich mich doch nicht, etwas gewisses hiervon zu sagen, dann man kan gar schwerlich von so alten Sachen den Ursprung haben. Und ist uns ja auch so hoch nicht dran gelegen, ob wir der Turnir Ursprung wissen oder nicht, genug ist, daß wir wissen daß hochgedachter Kaiser Henricus Aucups dieselbe nach erhaltenem Hunnischen Sieg zum erstenmal in Deutschland eingeführet, dann wie wir bewußt, so ist

das Erste im Jahr nach Christi Geburt 935. zu Magdeburg gehalten worden, das Andere zu Rotenburg, Anno 942. das Dritte zu Cosnitz, Anno 948. das Vierde zu Martisburg, Anno 969. das Fünfte zu Braunschweig, Anno 996. das Sechste zu Trier, A. 1019. das Siebende zu Hall in Schwaben, Anno 1042. das Achte zu Augsburg Anno 1080. das Neundte zu Göttingen, Anno 1119. das Zehende zu Zürich, Anno 1165. das Elffte zu Golln, Anno 1179. das Zwölffte zu Nürnberg, Anno 1198, das Dreyzehende zu Wormbs, Anno 1209. das Vierzehende zu Würzburg, Anno 1235. das Funffzehende zu Regensburg, Anno 1284. das Sechzehende, zu Schweinfurt, Anno 1296. das Siebzehende zu Ravensburg, Anno 1311. das Achtzehende zu Ingelheim, Anno 1337. das Neunzehende zu Bamberg, Anno 1362. das Zwanzigste zu Esslingen, Anno 1374. das Ein und Zwanzigste zu Schoaffhausen, Anno 1392. das Zwey und zwanzigste zu Regensburg, Anno 1396. das Drey und Zwanzigste zu Darmstadt, Anno 1403. das Vier und Zwanzigste zu Heilbrunn, 1408. das Fünff und Zwanzigste zu Regensburg, Anno 1412. das Sech und Zwanzigste zu Stuttgart, Anno 1436. das Sieben und Zwanzigste zu Landshut, Anno 1534. das Acht und Zwanzigste zu Würzburg, Anno 1479. das Neun und Zwanzigste zu Reg, Anno 1480. das Drenffigste zu Heidelberg, Anno 1481. das Ein und Drenffigste zu Stuttgart, Anno 1484. das Zwey und Drenffigste zu Ingelstadt, Anno 1484. Das Drey und Drenffigste zu Anspach, Anno 1485. das Vier und Drenffigste zu Bamberg, Anno 1486. das Fünff und Drenffigste zu Regensburg, Anno 1487. das Sech und Drenffigste zu Wormbs, Anno 1487. und nach diesen noch sehr viel andere, welche mir aber alle zu erzehlen lang fallen würde. Jederman verwunderte sich nun über diesen Grafen von Hohenlohe, daß er solche Wissenschaft von dem Turniren hatte, ward deswegen auch sehr geehrt: mit diesen und dergleichen Reden ward die Wahlzeit vollbracht, und nach derselben ein Fürst. Tanz gehalten, worinn jeder seine Purtigkeit sehen liesse.

## Der Hardegger, f. Minnesinger.

### Friedrich Ludwig von Hardenberg.

Dieser unter dem Namen Novalis bekannte Dichter ward den 2. März 1772 zu Wiederstedt im Mannsfeldischen geboren, studirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg bis 1794 Philosophie und Staatswirtschaft und wurde 1795 als Salinenauditeur zu Weisensfels angestellt. Der Wunsch einer gründlichen Bergwerkskunde führte ihn 1797 nach Freiberg, worauf er 1799 als Salinenauffessor nach Weisensfels zurückkehrte. Schon in Jena mit Fichte und F. Schlegel bekannt geworden, kam er nun auch mit A. W. Schlegel, Tieck, J. P. Richter und Schelling in nähere freundschaftliche Berührung. 1800 wurde er zum Amtshauptmann über Thüringen erhoben, starb aber schon den 25. März, 1801.

Von ihm erschienen;

N's Schriften. Herausgegeben von Fr. Schlegel und Ludwig Tieck. Berlin 1802, 2 Bde. in 8. 4. Ausgabe. Ebendas. 1826.

Der Richtung der sogenannten ersten romantischen Schule in der deutschen Poesie mit vollster Liebe und Hingebung sich zuwendend, galt F. v. H., oder wie er als Schriftsteller (nach einem seiner Familie zugehörigen Gute) allgemein genannt wurde, Novalis bald als eine der wirksamsten und bedeutendsten Stützen derselben, da er nächst Tieck unbedingt das meiste poetische Talent besaß, und, wäre ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen, gewiß, in seiner Eigenthümlichkeit ausgebildet, Vorzüglichstes geleistet haben würde. — Reichthum der Anschauung, Tiefe und Innigkeit des Gefühls, religiöse Begeisterung, wie sie der wahre Mystiker besitzen

muß, Anmuth in Behandlung der Formen und Wohlklang der Rede waren ihm wie nur Wenigen gegeben, und wurden durch ein sehr ernstes Streben nach Universalität trefflich gehoben. — Leider ist das Meiste von ihm, besonders sein Roman Heinrich von Ofterdingen, unvollendet geblieben; nur eine Reihe geistlicher Lieder und Hymnen steht abgeschlossen da, und gehört in jeder Hinsicht zu dem Vollendetsten, was wir in dieser Gattung aufzuweisen haben.

#### Bergmanns = Leben \*).

Der ist der Herr der Erde,  
Wer ihre Tiefen mißt,  
Und jeglicher Beschwerde  
In ihrem Schooß vergißt.

Wer ihrer Felsen-Glieder  
Geheimen Bau versteht,  
Und unverdrossen nieder  
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet,  
Und inniglich vertraut,  
Und wird von ihr entzündet,  
Als wär' sie seine Braut.

\*) Aus dem „Musen Almanach“ für das Jahr 1802. Herausgegeben von A. W. Schlegel u. L. Tieck. Xüdingen 1802.

Die mit sanftem Zwingen  
Alles wird erweichen und durchdringen.

7.

## H y m n e.

Wenn ich ihn nur habe,  
Hab' ich auch die Welt;  
Selig, wie ein Himmelsknahe,  
Der der Jungfrau Schleyer hält.  
Hingeseht im Schauen  
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wo ich ihn nur habe,  
Ist mein Vaterland;  
Und es fällt mir jede Gabe  
Wie ein Erbtheil in die Hand;  
Längst vermiste Brüder  
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

6.

Wenn alle untreu werden,  
So bleib' ich dir doch treu;  
Daß Dankbarkeit auf Erden  
Nicht ausgestorben sey.  
Für mich umfing dich Leiden,  
Vergingst für mich in Schmerz;  
Drum geb' ich dir mit Freuden  
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,  
Daß du gestorben bist,  
Und mancher von den Deinen  
Dich lebenslang vergißt.  
Von Liebe nur durchdrungen  
Hast du so viel gethan,  
Und doch bist du verklungen,  
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe  
Noch immer jedem bey,  
Und wenn dir keiner bliebe,  
So bleibst du dennoch treu;  
Die treueste Liebe sieget,  
Am Ende fühlt man sie,  
Weint bitterlich und schmieget  
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,  
D! laß nicht von mir;  
Laß innig mich verbunden  
Auf ewig seyn mit dir.  
Ginst schauen meine Brüder  
Auch wieder himmelwärts,  
Und sinken liebend nieder,  
Und fallen dir ans Herz.

Wenige wissen  
Das Geheimniß der Liebe,  
Fühlen Unerfättlichkeit  
Und ewigen Durst.  
Des Abendmahls  
Göttliche Bedeutung  
Ist den irdischen Sinnen Räthsel;  
Aber wer jemals  
Von heißen, geliebten Lippen  
Athem des Lebens sog,  
Wem heilige Stüb  
In zitternde Wellen das Herz schmolz,  
Wem das Auge aufging,  
Daß er des Himmels  
Unergründliche Tiefe maß,  
Wird essen von seinem Leibe  
Und trinken von seinem Blute  
Ewiglich.  
Wer hat des irdischen Leibes  
Hohen Sinn errathen?  
Wer kann sagen,  
Daß er das Blut versteht?  
Ginst ist alles Leib,  
Ein Leib,  
In himmlischem Blute  
Schwimmt das selige Paar. —  
D! daß das Weltmeer  
Schon ersthete,  
Und in duftiges Fleisch  
Aufquillte der Fels!  
Wie endet das süße Mahl,  
Wie sättigt die Liebe sich.  
Nicht innig, nicht eigen genug  
Kann sie haben den Geliebten.  
Von immer zärteren Lippen  
Verwandelt wird das Genossene  
Inniglicher und näher.  
Heißere Wollust  
Durchbebt die Seele.  
Durstiger und hungrier  
Wird das Herz:  
Und so währet der Liebe Genuß  
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.  
Hätten die Nächsternen  
Einmal gekostet,  
Alles verließen sie,  
Und setzten sich zu uns  
An den Tisch der Sehnsucht,  
Der nie leer wird.  
Sie erkennen der Liebe  
Unendliche Fülle,  
Und priesen die Nahrung  
Von Leib und Blut.

## Georg Anton von Hardenberg,

als Dichter *Sylvestre* genannt, ward den 28. Juli 1778 zu Schlobben im Altenburgischen geboren und wurde nach vollendeten Studien als königlich Preussischer Oberkammerherr und Landrath zu Dornwiederstedt bei Eisleben in der Nähe seines vorgenannten Bruders angestellt. Er starb daselbst den 10. Juli 1825.

Er lieferte:

Beiträge zu Rostorf's Dichtergarten. G. A. G. A. v. Hardenberg.

G. A. v. H. folgte der Richtung seines Bruders, F. v. H. (Novalis), nicht ohne Talent, aber ohne Tiefe, und zeigte sich mit Geschick in lyrischen Poesien, ließ es indessen bei diesen Jugendversuchen bewenden.

## Karl Gottlieb Andreas von Hardenberg,

Bruder und Liebling des Dichters Novalis, ward den 13. März 1776 zu Dornwiederstedt im Mansfeldischen geboren, besuchte wie sein Bruder zum Behuf des Studiums der Rechte die gelehrten Anstalten Sachsens und

wurde bei des Letztern Tode zum königlich Sächsischen Amtshauptmann zu Weisensfeld ernannt. Er starb daselbst den 28. Mai 1813. Als Dichter nannte er sich Rostorf.

Seine Schriften sind:

Die Pilgrimschaft nach Eleusis. Ein Roman. Berlin 1804 in 8.

Roskopf's Dichtergarten. Würzburg 1807 in 12. Gemeinschaftlich mit G. Anton v. H. verfaßt und von R. G. A. v. H. herausgegeben.

R. G. A. v. H. folgte ebenfalls der von seinen Brüdern eingeschlagenen Richtung, und lieferte vorzüglich gelungene lyrische Poesien, von denen die hier mitgetheilte eine der glücklichsten ist.

Die Wellen.

Die Woge spielt in tausend klaren Wellen  
Und leiser eilt sie fort zum stillen See;  
Der Tropfen will sich gern zum Strom gesellen,  
Die Sehnsucht macht ihn auf und nieder schwellen!  
Er geht und eilt und schläft im stillen See.

Dem Ufer mächt' er gern noch Manches sagen,  
Er schleicht und flüstert ihm die Worte zu;  
Und leis und still als dürft' er es nicht wagen,  
Vertraut er ihm die süßten Liebesklagen  
Und plaudert fort bis in die sanfte Ruh.

Am Felsen brechen sich die hellen Bogen;  
Sie reden dort mit wildem Jugend-Sinn;  
Und immer weiter werden sie gezogen,  
Und immer schöner glänzt der blaue Bogen,  
Sie schwimmen zu dem Silber-Meerre hin!

Dort schlafen ihre schönen Jugendträume,  
Voraus erlitten sie das stille Grab;  
Doch daß das Kethergold sie stets umfume  
Und ew'ge Jugend ihrem Schooß entkeime,  
So steigen sie und stürzen tief hinab.

Konrad Harder, f. Meisterlänger.

Arnold von Harke, f. Meisterlänger.

Georg Wilhelm Heinrich Haring,

als Schriftsteller unter dem Namen Wilibald Alexis bekannt, ward den 29. Juni 1788 zu Breslau geboren, erwarb sich nach daselbst vollendeten Studien die Würde eines Dr. der Philosophie und wurde zuerst als Kammergerichtsreferendar zu Berlin angestellt. Später gab er diese Anstellung auf, privatisirte daselbst, sich belletristischen Beschäftigungen widmend, und übernahm nach Kuhn's Tode die Redaction des *Freimüthigen*, die er jedoch später, nachdem diese Zeitschrift mehrere Schicksale erlitten, wieder aufgab.

Er schrieb unter dem Namen Wilibald Alexis:

Die Treibjagd, scherzhaftes idyllisches Epos. Berlin 1820. gr. 12.

Die Schlacht bei Loggau und der Schatz der Tempelherren. 2 Novellen. Berlin 1823 in 8.

Scott's Jungfrau vom See. Weidau 1822. Neue Ausgabe 1827, 2 Bde.

Scott's Lied des letzten Minstrel's. Ebendas. 1824. 2 Bde.

Heer- und Querstraßen, aus dem Englischen. Berlin 1824 — 1827, 5 Thle. 8

Walladmor. Frei nach dem Englischen des W. Scott. 2. verb. Aufl. Berlin 1824, 3 Bde. in 16, mit 1 Steindr.

Die Geächteten. Novelle. Berlin 1825 in gr. 12.

Schloß Avalon. Frei nach dem Englischen des W. Scott. Leipzig 1827, 3 Bde.

Herbstreise durch Scandinavien. Berlin 1828, 2 Thle. in 8.

Wanderungen im Süden. Berlin 1828 in 8.

Novellen. Berlin 1830 u. 1831, 4 Bde. in 8.

Der Freimüthige. Berliner Conversationsblatt, 27. — 32. Jahrgang. Berlin 1830 — 1835 in gr. 4.

Cabanis. Roman in 6 Büchern. Berlin 1832, 6 Bde. 8.

Wiener Bilder. Leipzig 1833 in gr. 12.

Schattenrisse aus Süddeutschland. Berlin 1834 in 8.

Das Haus Dästerweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Leipzig 1835, 2 Bde. in 8.

Außerdem Schriften geringern Umfangs in Jahrbüchern (z. B. die Sonnette und Kennzeichen von Tharau im Jahrbuch deutscher Bühnenspiele Jahrg. 7. u. 8.) und andern Zeitschriften, mehrere dramatische Arbeiten u. A. m.

Bei großer Gewandtheit der Darstellung, leichter und gefälliger Schilderung und einem schönen Talent der

Beobachtung und Auffassung, fehlt es diesem vorzüglichen und vielseitigen Romandichter doch an Originalität, productiver Kraft und Tiefe, und seine Leistungen sind sämmtlich mehr Erzeugnisse des combinirenden und berechnenden Verstandes, als echter Phantasie und Schöpfung. Er hat daher auch bis jetzt noch keine eigentlich feste Stellung gewonnen, und seine Arbeiten bleiben in höherem oder gerin gerem Grade stets (vielleicht unbewußt) Nachahmungen bedeutender Vorbilder. — Wo er dies absichtlich erzielt, ist er demzufolge auch am Glücklichsten, wie dies sein Roman *Walladmor* beweist, der für ein Werk Walter Scott's ausgegeben, auch eine Zeitlang wirklich dafür galt, sogar die Aufmerksamkeit des großen englischen Dichters, dessen Weise er so treu copirte, auf sich lenkte, und, als Nachahmung betrachtet, wirklich die trefflichste Leistung ist, welche die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat. — W. A. ist, besonders um seiner politischen Ansichten willen, in der letztern Zeit vielfach angegriffen und angefeindet worden; seine Gegner haben aber nicht bedacht, daß er hier aus vollster Ueberzeugung schreibt und handelt, und wie überhaupt als Schriftsteller, so auch in dieser Hinsicht die größte Achtung verdient. — Seine sämmtlichen Leistungen werden ihm, wie seiner Nation, stets Ehre machen.

Die ehrlichen Leute\*).

Aus einer frühern Einleitung des Autors, welche Zeitereignissen angehörte, siehe hier nur Folgendes enthoben.

Eines Abends klopfte es an, und ein junger Mensch trat ein. Er mochte zwischen zwanzig und vier und zwanzig Jahr alt seyn, hatte ein blühendes, offenes Gesicht, obgleich ein schielender Zug zwischen den Augen mir seltsam vorkam. Während er mit der Hand in die Tasche griff, und eine Papiersrolle zu betastern schien, drehte er verlegen das Gespräch im

\* Aus: W. Alexis „Gesammelte Novellen.“ 2. Band. Berlin 1830.

wein an; er nahm aber nur von der erstern, indem er versicherte, Männern von ihrer Lage ziemt die höchste Besonnenheit und Klarheit. Seinen unergesslichen Vormund habe er noch vor dessen erstem Tode erklären gehört, wie geistige Getränke die Moralität untergrüben. Ein Glas Brandwein habe schon oft die kühnsten Unternehmungen zu Schanden gemacht. Der Andere, welcher dafür desto eifriger der Flasche zusprach, fragte ihn, was das für ein Vormund sey, der so nüchterne Grundsätze gepredigt hätte? „Es war einer der tüchtigsten Männer seiner Zeit,“ antwortete der Jüngling. „Und Dank sey es der vorförenden Liebe meines Vaters, meine Erziehung diesem vielseitigen Manne anvertraut zu haben. Er hat redlich Wort gehalten. Seinen eigenen Vortheil hintansetzend, zog er mit mir dahin, wo ich am meisten lernen konnte. Seine Rathschläge waren Gold, seine Worte gebiegene Wahrheit, sein Beispiel unerreichbar.“

„Was treibst Du denn für ein Handwerk?“ fragte der Andere.

„Eine Kunst — sagte der Dritte etwas ärgerlich — eine Kunst, nicht getrennt von der Wissenschaft. Mit Recht prägte mir mein Vormund bekändig ein, die rohe Empirik, das bloße Naturalistiren zu verabscheuen, und, immer die Idee vor Augen behaltend, wissenschaftlich an jedes Wort zu gehen.“

„Das mag ein rechter kluger Kerl gewesen seyn,“ sagte der Einheimische mit parodischem Tone.

„Nein, Alles, was er sagte, hat sich als Wahrheit bewährt. Ach, und der Edle hat sich für mich aufgeopfert, für mich ging er nach England — wir Beide sind deutscher Abkunft — und für mich mußte er dort sterben. Aber sein Name wird nicht untergehn, denn selbst die neidischen Engländer mußten zuletzt den vollendeten Künstler, ja, den Meister in ihm erkennen. Zehnmal stand er vor der Jury, und wurde zehnmal freigesprochen. Seine Grundsätze waren ganz rein. Freiheit und Gleichheit sein Lebensprincip. Obgleich selbst für die Grundsätze der Reformirer eingenommen, wenn er in seinem Berufe arbeitete, waren sie ihm nicht mehr nicht weniger, als ein geistlicher Whig oder ein selbstlicher Tory. Er kannte nicht allein, wie wir Alle, keinen Unterschied zwischen dem Mein und Dein, sondern auch zwischen dem Dein allein. Ich erinnere mich noch, daß er am Tage der Hinrichtung des unergesslichen Arthur Hisslewood zugleich dem Lord Oberrichter eine goldne Dose, und dem einen Gefangenen seine Apfelsine entwandte. So war vor seiner großen Seele kein Unterschied der Parthei, des Glaubens, des Reichthums. Schon hatte er ein bedeutendes Vermögen zurückgelegt, schon brauchte er die Kunst nicht mehr als Erwerb auszuüben; er beschäftigte sich damit, junge Engländer, die von den besten Familien als Pensionaire ihm zuströmten, zu unterrichten, als zwei böshafte Irländer, deren Schulen er durch seinen Ruf leer von Schülern gemacht, bei einem großen Unternehmen am Krönungstage ihn in die Hände des Constables führten. Er ergab sich, und rief uns nur zu: entflieh! Nichts half ihm seine genaue Kenntniß der Gesetze, nichts, daß ihn Englands erste Rechtskundige vertheidigten, die Jury sprach das Schuldig. Dennoch glaubte halb London, die Begnadigung eines so ausgezeichneten Kopfes könne nicht fehlen; man ging Wetten ein, selbst der Hof war getheilt. Da kam der Recorder aus Windsor zurück, er las die Liste der Begnadigten — mein Vormund war nicht darunter. Er ward hinausgeschleppt unter gemeinen Verächtern. Die Gnade war ausgeblieben; an seinem letzten Ehrentage blieben auch seine Freunde aus. Solche Verkenntung des Verdienstes, eine solche Undankbarkeit trankte ihn tief. Der Schmerz siegte über seine Liebe für Alt-Englands Gesetze, und er sprach zu mir, von der letzten Staffel herab, diese Worte, die mir unvergesslich bleiben werden, obgleich sie nicht mit in seiner last dying speech aufgenommen sind: „Junge! Bei Deinem guten todtten Vater sage ich Dir, verlaß dieß undankbare Giland, das große Männer erzeugt, sie aber nicht achtet. Die Gesetze, aus den Seiten der Barbarei, kosten Deinem zweiten Vater das Leben. Geh' in Dein Vaterland zurück, dort herrschen humane Gesetze, und wenn auch weniger zu lernen und zu verdienen ist, so ist doch weniger Gefahr.“

„Kam hatte er diese bittern Worte, traurige Reste eines frühern Materialismus, welche nur der äußerste Unmuth seiner sonst so thünen Seele ausdrücken konnte, gesprochen, als das Brett fortgezogen wurde, und mein Wohlthäter in den Lüften schwebte.“

„Wo ist denn aber sein Geld geblieben?“ fragte der Andere.

„Das ist sein geringster Nachlaß. Es wird von Obervormundschafft wegen für die minorennen Kinder des Verbliebenen verwaltet. Sein besserer, seine Kenntniß, ist auf seine Schüler übergegangen.“

Der Einheimische kraute sich im Kopfe: „Uebertief mich's doch ordentlich, wie Du vom Galgen sprachst, als könnte mit

selbst so was passiren, und 's ist doch purer Aberglaube. Ich bin siebenmal vor Gericht gewesen, und komme vielleicht noch zwanzigmal vor, aber gehangen werde ich in meinem Leben nicht.“

„Es läßt sich viel dafür und dagegen sagen, ob es nicht besser wäre,“ bemerkte der aus Britannien; — aber da es schon nach Mitternacht war, kamen Beide überein, lieber zu schlafen und die Disputation auf ein andermal zu verschieben.

Als der Fremde am andern Morgen erwachte, war sein Kammerad verschwunden. Und mit ihm des Dritten gestern erworbene Börse, alle Wäsche, die er in der Tasche trug; ja sogar sein Halstuch hatte der Schurke ihm im Schlafe abgebunden. Weniger der Verlust, als die Art desselben, kränkte ihn; denn er rief aus: „Wenn Diebe nicht ehrlich sind, wer soll es seyn? — Glücklicher Weise fand er das Bildniß seines seligen Vaters noch in der Tasche. Er küßte es, und gelobte, nach der nächsten gelungenen That ihm eine würdigere Einfassung zu geben. Im Morgennebel ging er in der Stadt spaziren, und schon um zehn Uhr, als er beim Konditor frühstückte, war er mit dem Fehlernden und einer weit größern Summe Geldes versehen. Er kaufte sich elegantere Kleider, brachte das Portrait zu einem Juweller, und suchte auf Promenaden und Kaffeehäusern Localität und Menschen kennen zu lernen. Sein geübtes Auge unterschied bald die Diebe von den Nichtdieben. Unerbliches Mühe, ja Widerwillen bemächtigte sich des Jünglings, wenn er sah, wie tief hier ein Stand herabgesunken war, den er aus vollem Beruf ergriffen, und wie die öffentliche Meinung über einen Beruf urtheilte, welcher einst Männer begeistert, deren Namen jetzt in Englands Geschichte und Poesie glänzen. Bettlerarmuth, Verworfenheit, Dummheit charakterisirten in seiner Meinung die, welchen er sich anschließen sollte. Dagegen bemerkte er mit Vergnügen, daß die Beamten der Polizei eben so humane als charmanente Leute waren.

Am Abende des ersten Tages kannte er von der Residenz und ihren Bewohnern mehr, als ein Gelehrter, welcher sein Leben hier zugebracht hat. Er wollte eben das Theater besuchen, als er vor der schönen Fronte desselben einen Mann bemerkte, der, ruhig in dem wogenden Gewühle stehend, mit gefalteten Händen nach der Säulenhalle seine Blicke richtete. Er war in mittleren Jahren, schlicht gekleidet, und trug geschicktes Paar. Mit dem Gedanken, hier ein Geschäft zu machen; näherte sich ihm der Jüngling. Als Menschenkenner tarnte er nicht nach der äußern Erscheinung; die fast demüthige Stellung, die freundlich sichern Blicke des Mannes sprachen von einem tiefem Werth, als ihn die Augen des Neulings zu tariren wissen. Aber der Mann ließ sich auch nicht so leicht angehen. Der aus Britannien lernte hier zuerst Einen von einer Secte kennen, wie sie freilich über die ganze nördliche Welt verbreitet ist, in jedem Lande jedoch einen andern Ausdruck gewinnt. Er legte die freundlich unschuldigste Miene an, indem er den andern zu sondiren begann.

„Was ist das für ein schönes, großes Haus?“ fing er das Gespräch an.

„Ein großes Sündenhaus!“ seufzte der Andere.

„Ich bin fremd in der Stadt.“

„Wohl denen, die fremd sind in Sodom und Gomorcha! Aber Sodom und Gomorcha, mein lieber junger Mensch, waren doch nicht so arg, denn sie hatten noch kein Theater. Und hier sind sie nicht mit einem zufrieden; die Weltkraft ist geschäftig und wird ein zweites aufbauen. Herr, vergieß der Dbrigkeit, denn sie weiß nicht, was sie thut.“

„Also ein Theater!“ seufzte der Britannier, die Hände faltend, „so viel Steine und so viel Lust zu einem Theater. Und wie viel Fenster zum Hineinsehen!“

„Zum Heraussehen,“ rief der Andere, „und hinter jedem Loch schießt der Erbfeind, und aus jeder Scheibe guckt ein Bockshorn. Er ist geschäftig und läßt sich Tempel bauen von den Weltmenschen, die da meinen in ihrer Arglosigkeit, es sey Alles Lust und Freude, wo unten schon die rothe Flamme leckt und die leichte Decke unter ihren Füßen einstürzt zum ewigen Grundpfehl.“

„Eine Stadt voll reicher Weltmenschen!“ sagte der Fremde.

Der Andere fuhr in seinem predigenden Jargon fort: „Sardanapalus war reicher als der Großtürke, und mußte doch verderben! Ja, wie das alte Lied sagt: „Wollen wir, Herr, Dich preisen im Stillen, sagt man, es sey das nur eigener Willen!“ Alle Menschen wollen wir lieben. Aber wo thun sie's denn, die leidigen Seelenhändler? Der Wammus ist ihr Gott, und Lucifer ihre Freude, und ihre Himmelsbraut kennen sie nicht, wenn sie vor ihnen steht im silberblauen Kleide, und ihnen die Hand reicht. Sind das Prediger, sind das Priester, denen das Weltvolk und die gepugten Weibs-

bilder nachlaufen, und um die Kangel das Maul aufzupretzen, als würde ein Varentanz aufgeführt. Der verküppelte Höllebrand! Schwarz ist er, weil er durch und durch verbrannt ist. Ja, wäre er noch von einem christlichen Satanas befallen; aber durch und durch hat ein leidiger heidnischer Platonius, wie ihn unser Herr Pastor nennt."

Der Britannier hatte mit Theilnahme die Hand des Biermannes gedrückt, und während er die gerührten Blicke zu Boden senkte, die Tiefe seiner Taschen gemessen. Er klagte über die Schlechtigkeit der Welt, und so gewann sein einfach herzlicher Ton den Aeltern, daß dieser ihn an die Brust drückte und ihm zuflüsterte: „Es giebt noch ein Häuflein Gerechte hier, ihrretwillen steht die sündige Weltstadt noch eine Weile.“ Und eine Weile lagen Beide einander in den Armen und weinten, von Rührung überwältigt. Als sie von einander abtraten, hatte der Held dieser Geschichte aus der Rocktasche des ältern Freundes zwei Tabaksdosen und drei Schnupftücher zum Andenken gezogen.

Mit seiner Beute eilte er schnell in das Gewühl der Theatergänger. Der Andere verfolgte ihn nicht. Dagegen setzte ihn an der Kasse ein Wortwechsel. Ein Jüngling von zärtlicher Natur stritt sich mit dem robustern Pomponius, welcher ihm einst beim Eintritt in die Residenz so seltsame Fragen stellte. Man war uneinig, ob man die letzten Parquet- oder Parterre-Plätze zu nehmen habe. Der Feinere, für jenes gestimmt, sagte, sich sträubend: „Bester Pomponius, bedenke meine ausgebreitete Familie! Wenn mich eine Seele im Parterre erblicke! Es giebt Rückfächten, die man nicht immer mit Genialität überwinden darf.“

„Bist Du von Perlemutter oder indianischem Vogelneß? — fragte Pomponius erbittert. — Für einen Mann, der Bildung und Urtheilskraft haben will, ist nur das Parterre ein schicklicher Ort. Da bewegt sich frei der Freie, da findet der Gefannte den Gleichgefanten, da entsteht allein ein wahres Publikum, eine öffentliche Meinung, da herrscht keine Polizei, ganz wie in England; es bildet sich eine vox populi, eine vox dei, ein nationaler Geschmack!“

„Alles recht gut, lieber Pomponius, aber wozu ist der Geschmack nöthig? Laß doch den den Reconsenten, und uns Bequemlichkeit und Anstand im Sperrth.“

„Sperr' Dich ein, sperr' Dich los, sperr' Dich ab, und der Dämon der Langeweile spinn' sich um Dein Colibri-Seh'n.“

„Es ist nur Achtung für meine Familie. Ich selbst würde mich ja gern —“

„In einen Backofen setzen — unterbrach ihn der pikanteste Pomponius — und aussetzen lassen von der Roma und den Cousinen zu einem Societätsstehhaufmännchen mit Bleipedal und Hollandermark. Laß Dich braten, brüten, brennen, brausen; aber ein Mann im Theater ist nur der, der im Parterre steht und Herr seiner Füße ist, wenn's Noth thut.“

„Und wenn's die Polizei erlaubt. Und dann — flüsterte der zarte Cajus dem Freunde in's Ohr, — aber der Reisende hatte für solche Zusicherungen auch Ohr — dann, meine Briefstasche mit den Tresorscheinen! Du weißt aus Erfahrung, daß im Parterre —“

„Ein Parterrebillet!“ schrie Pomponius an der Kasse.

Cajus hat um das eine Parquetbillet, das letzte wurde für seinen Gulden dem aus Britannien zugeschlagen, Beide fanden neben einander Platz. Der Dritte suchte die Belehrung des Andern über Kunstangelegenheiten, und nicht ohne Fruchte, denn als er nach dem zweiten Akte das Theater verließ, war er um eine Briefstasche und funfzig Tresorscheine reicher.

Unter der Laterne in einem der Kirchenwinkel befah er die Beute des Tages, und packte die Schnupftücher, Tabaksdosen, die Briefstasche u. s. w. zusammen. Bis jetzt hatte ihm nur etwas gefehlt, eine Erbdlerin von geprüften Grundstücken. In diesem Augenblicke vermißte er mehr — das neugefaßte Bild seines Vaters. Seine Taschen hatten keine Leber, und es war doch fort. Er war mit Niemanden in Berührung gekommen, als dem Frommen und dem Barten, und es war doch fort. „Dummkopf!“ rief er, sich vor die Stirn schlagend, daß Du nicht beachtest, als Cajus den linken Arm um Deine Schulter legte, einen Freund zu begrüßen, daß Du auf die Versicherung von seiner angezeichneten Familie etwas gabst! Aber wer hätte in dieser unveränderlich gutmüthigen, in dieser phlegmatischen Wiene nicht einen ehrlichen Mann vermuthen dürfen!“

Aber er hatte doch funfzig Tresorscheine, und ehe funfzig Secunden vergangen, ein andres Gesicht, wenigstens andres als das demüthig dumme, unter dem ihn der befohlene Cajus kannte. So saß er am Abende mit gepflegten Ohren im ersten

Kaffeekauf, wo er seine Residenzstudien fortzusetzen pflegte. Was ihn dazu vermocht, weiß er nicht, aber er brummte für sich eine spanische Romanze, deren englische Uebersetzung in London sehr gebräuchlich ist. Sie wird auf den Gassen geurgen, und schon an der Melodie erkennen sich Leute vom Metier:

Nach Sevilla, nach Sevilla,  
An des stolzen Flußes Bogen,  
Nach Sevilla möcht' ich pilgern.  
Wo einst stolze Mohren wohnten.  
Jezo wandeln durch Sevilla  
Schlaue Mädchen, lädne Burschen.

In Sevilla, in Sevilla,  
In der Straße nach dem Ufer.  
In der nächtlich tiefen Stille  
Schreitet auf und ab bedächtig,  
Tief verhüllt in der Mantilla,  
Immer nach des Mondes Strahlen  
Und der Siebel Schatten blickend,  
Immer laufend, ob kein Fenster  
Auf der dunkeln Seite klicket;  
Also schleicht der lädne Majo,  
In den Händen keine Zither,  
Sondern eine lange Leiter.

Aus Sevilla, aus Sevilla!  
Ruft ihm aus dem Siebelfenster  
Eine wohlbekannte Stimme.  
Donna Marcia, Don Antonio,  
Gleban, der lange Himmel,  
Auch der Hausknecht Guadarreros  
Und die reisende Sibylle;  
Alle keh'n mit Bohnenstangen  
Und mit Katteln, dich zu grüßen.  
Ob's der Teufel ihnen sagte,  
Mag der Teufel selber wissen,  
Aber, Cochabillo, los ist  
Ich des Teufels ganze Stypskast,  
Und du bist auf's Haar bekannt ja.

Aus Sevilla, aus Sevilla,  
Zabaluens' bester Majo!  
Auch in Malaga giebt's Aiken,  
Und viel reich're noch in Cadix.  
Alles allathol'schen Gezeiten,  
Wohl erworben, zugehörig,  
Und mein Herr ist, mußt Du wissen,  
Enkel von getauften Juden.  
Wenn Du aus'dumst Judenthien,  
Weißt Du, ob's Dein Heiliger gern sieht,  
Daß Du, Sohn, von alten Christen,  
Schleppst Dich mit beschnitt'nen Schänken!

Aus Sevilla, aus Sevilla,  
Cochabillo, bester Majo!  
Schlimm ist, mußt Du längst ja wissen,  
Mit der Polizei zu spezen.

Er hatte nicht geglaubt, als er das Lied bei sich brummte, daß die Melodie auch hier bekannt wäre. Aber das „Guten Abend!“ eines Cruzers, dessen ständige Bekanntschaft er heut Morgen gemacht, überzeugte ihn davon. Der Incomparable, dessen Gesicht in der gethürmten Haisbinde verkauft, eine, wie er längst anerkannt, sehr nützliche Kracht für Leute seines Standes, klopfte ihm freundlich nickend auf die Schulter.

„Verstehe ich gleich nicht spanisch,“ sagte er, „habe ich doch lange die Melodie nicht so eindringlich singen hören. Wenn Sie, Verehrtester, sie auch deutsch können, so begleiteten Sie mich in eine Gesellschaft, wo das hingehört. Ihr Lied soll Wunderdinge thun, und ich schäde mir's zum Vergnügen, einen solchen Fremden bei unsern Bekannten einzuführen.“

Das war eine Einladung in bester Form. Der aus Britannien drückte die Hand des Stagers mit dem Leiden, das am Guadaluquit wie an der Thems für die vom Handwerk gilt. Endlich hoffte er Männer zu sehen, die er Brüder nennen durfte; endlich glaubte er, auch in Deutschland die Ehre zu finden, an die ihn die zerlumpten Straßenbiede bis jetzt hatten zweifeln lassen. In der Drofsche sprachen Beide von gleichgültigen Dingen, wie es unter Männern von Welt stillschweigendes Uebereinkommen ist, um nicht den toheren Antheil des Enthusiasmus zu verrathen.

Die Drofsche hielt. Sie traten ein — ein in ein hellerleuchtetes Haus — ein in einen brillanten Saal. Akkrallampen, Kronleuchter, Kreise von Damen in Sammt, Seide, Feder-

hüten; schwarze Herren in gedankenvollen Winkeln ambultirend. Der Fremde aus Britannien, leichtlin als Erfinder, als Verbesserer der Dampfmaschinen, der Dame des Hauses, dem Wittbe vorgefellt, war angenommen, war hineingezogen in die Kreise liebenswürdiger und ernster Unterhaltung, ehe er wußte, wo seine Sinne geblieben. War sein Vaterland in der Cultur so fortgeschritten, daß die glänzendsten Assembléen seiner Standesgenossen in London gegen diese Versammlung wie ein Dorfball gegen ein Hoffest erschienen!

Warum drückte man ihm nicht wieder die Hand? Verstand man ihn nicht? Warum sprachen die ersten Herren so ungläubig vom Dampfwesen, warum äuferten sie sich so entschieden gegen allen Dunst und Dampf? Warum schäkerten die Damen um so ganz gleichgültige Gegenstände? Warum war eine solche Verstellung in einem solchen Kreise nöthig? Einmal glaubte er, daß das Gespräch zur Wissenschaftlichkeit, zum Berufe zurückkehren werde, als man mit allgemeiner Theilnahme die Anekdote von einem Hausschlüssel besprach. Es kam aber nichts weiter heraus, als daß ein Cossaisentänzer beim gestrigen Walle den langen, schweren Hausschlüssel in der Rocktasche vergessen. Man lachte nur über die komische Figur des fliegenden Rockspfels bei'm Herauf- und Hinuntertanzen. Jede ernste Anwendung unterblieb. Er war abermals getäuscht.

Man forderte ihn zu einer Bostonpartie auf. Aber unergreifliche Angst faßte den Jüngling, als er sich niedersehen wollte. Der erste Zweifel. Man hatte silberne Karten gelegt. Sein Beruf trieb ihn, jetzt nachdem er wußte, wo er sich befand, sie einzusehen; eine andere Stimme sagte ihm: dies wäre hier unschicklich. Dem tödtlichen Kampfe zwischen einer doppelten Pflicht zu entgehen, riß er sich los, vorgehend, die englischen Bostoner waren verschieden von den deutschen.

Es ward Musik gemacht und gesungen. Leicht wäre es ihm gewesen, die Taschen der aufmerksamen Hörer zu visitiren; aber auch hier rief ihm die innere Stimme unbegreiflicher Weise zu: „Du darfst nicht.“ In dieser Höllepein wurde er beständig um seine Meinung gefragt. Er mußte loben, ohne das Geringsste zu verstehen, und die Angst wuchs mit jedem Klatsche ein zierlicher Discantmann, und hob sich auf den Beinen. Der Wittbe erkannte in ihm Einen, dem er gestern eine Uhr genommen. Eine Dame ging vorüber, er hatte ihr einen Pompadur entwisfen. Die Thür ging auf, und Cajus trat mit dem Notenblatt herein. Cajus hatte ihm zwar, wie er vermuthete, das Portrait des Vaters, aber hatte er ihm nicht fünfzig Treppschritte entziehen! Kaum hielt er sich mehr auf den Füßen. Da sang man:

Nach Sevilla, nach Sevilla —

und es brauchte ihm durch das siedende Hirn. Man klatschte, man überhäufte den Sänger mit Lob. Aber der Sänger, derselbe Stuger, der ihn eingeführt, stürzte denen um ihn etwas in's Ohr, und Aller Augen richteten sich auf den hochherrschenden Jüngling. „Nach Sevilla! Nach Sevilla!“ tönte es von allen Seiten. Die jungen Damen faßten ihn bei der Hand, die Herren stülten, ihnen beizusehen. „Das ist der wahre Sänger des spanischen Sevillaliedes!“ scholl es durch den ganzen Saal. Da sank ein Schleier über die Augen des Fremden, der Boden unter ihm wankte, eine helle Flamme züchte durch den Saal, das Bild eines vaterländischen Sängers stieg aus dem Blutmeer auf; er riß sich gewaltsam aus den Händen der erschreckten Schönen, und sprang in's Nebenzimmer, wie ein Rasender. Dort erschreckte er ein Dienstmädchen, daß sie ein Brett mit Pauschkläsern fallen ließ. Aber ehe die Hölle ihn fassen konnten, hatte der Fremde, zu ihrem unerbittlichen Entsetzen, das Fenster aufgerissen, und war mit einem Saß hinuntergesprungen in die dunkle, regnigte Nacht.

„Warum denn nicht? Warum denn nicht?“ rief der Jüngling, gewaltsam, zerrissen von innerer Angst. So lief er durch die Gassen, unachtsam, daß er sich von unten bis oben besprächte. „Woher dieser Zweifel, woher diese Ungewissheit? Will mein Dämon mich versuchen? Ist denn meine Lebenszeugung erschüttert? Hab' ich meinen Beruf verkannt? — Mit nichten. Und woran scheiterte ich? — An den Regeln, den elenden Gesetzen einer oberflächlichen Conventienz. Manneskraft, reife Pläne, tief Gefühls, an der dürftigen Sitte eines dürftigen Lebens, ohne moralische Kraft.“

Lange raffonairte er gegen die usurpirte Macht der sogenannten geselligen Rücksichten, und doch fühlte er, daß ihm, selbst das einmahl, als er vor der Jury gestanden, nicht so bekommen zu Wuthe gewesen, als in dieser Gesellschaft. Und er lief mit bloßem Kopfe, ohne Mantel, im Dunkel umher. Da wuchs in ihm der Ingrimm, er rief die Schlaubett zu

Hölle. Die Nacht erschien. Er erinnerte sich, daß eine Schöne lächelnd zum eleganten Discantmann gedauert hatte: „Und Sie tragen heute einen Saß bei sich, Herr Doctor?“ Der Elegante hatte erröthend sich verbeugt, und die Schöne darauf gesagt: „Hätten sie sich, daß er Ihnen nicht gestohlen wird, ich sah ihn draußen aus Ihrer Manteltasche vorblicken.“ Der Wittbe beschloß, dem Doctor aufzulauern. Er wartete zwei Stunden, bis der reiche Mann, die Gesellschaft verlassend, mit leicht umgehängten Mantel nach Hause eilte. Er ihm nach. Im Augenblicke, wo er den Hausschlüssel umdrehte, entriß ihm der Wittbe von hinten den Mantel, und stoh windisch schnell um die Ecke. Bei mitternächtlichem Laternenscheine zog er den Saß heraus — „ein Trauerspiel in fünf Akten von Doctor M. M. Manuscript.“ Kerzlich warf er die Rolle in den Kanal, und suchte sein gestriges Nachtlager auf. Beim Hineintrischen fühlte er, daß es schon besetzt sey. Der Schlummer wurde erwacht, es war der junge Freund vom Lustgarten.

„Ha, Schändlicher!“ rief der Wittbe. „Wo ist mein Geld?“

„In alle Welt verflohen,“ lachte der Andere.

Der Wittbe wollte zürnen, die trockne Gleichgültigkeit löschte den Born. Der Einheimische theilte mit ihm die letzte Semmel und die letzte Wurst, denn den Fremden mahnte die Mitternacht, daß er nur Thee und Zuckerwerk genossen, und der Friede war geschlossen. Der Engel desselben breitete seinen Fittig über die Häupter der Schlummernden aus.

Nach einer kalten Nacht standen Beide frierend und hungrig auf. „Ich will verdammt seyn, schlaf' ich hier noch eine Nacht, — sagte der Einheimische — wüßst Du mit mir kommen, verschaff' ich Dir ein gut Quartier und wocmest Frühstück.“

„Wo denn?“

„Ich ziehe aus einem offenen Laden etwas weg, lasse mich greifen und gleich auf die Polizei bringen.“

„Bist Du wahnsinnig?“

„Au contrair! sehr nüchtern. Das thun viele von uns, wenn sie nichts Besseres gefunden haben. Was können sie mir thun um 'ne Gießkanne oder 'nen Kamm! Während vier Wochen Untersuchung eine warme Stube, warmes Essen, gar nichts zu arbeiten und gute Gesellschaft — wachher müssen sie mich doch einmal los lassen. Jede wohl. Viel Vergnügen!“

Es geschah, wie er es angegeben.

„Wunder Bube!“ sprach der aus Britannien für sich. „Beißt: nichts liegen lassen, stehlen! Dann wäre es freilich leicht, zu Ruf zu kommen. Und unter diesem Gesindel, das weder Ruf noch Beruf kennt, nicht Sitte, nicht Gemeinfinn, soll ich meine Tage verbringen! Keine Ehe winkt, keine Gesfahr schreckt. — Wie oft verklagten wir in dem Tavernen der City die Barbarei der altribritischen Gesetze. Sell ihnen, denn die Aussicht des Galgens macht dort Diebe zu Männern.“

So monologisirte er, als ihn plötzlich Jemand mit gedämpfter Stimme anredete:

„Wie können Sie denn hier stehen?“

Erschreckt blickte er sich um, zu sehen, nach welcher Seite er der Polizei am besten entkommen dürfte. Es war aber nur ein trotziger Straßenbube. „Ich weiß nicht, wer hier ein Recht hat, sich um mich zu bekümmern? Ich bin doch ein Mann, der über den Verdacht hinaus ist.“

„Doch haben Sie gestern und heute so viel gestohlen, als nie Sitte und Recht war bei uns.“

„Sind Sie von der geheimen Polizei?“

„Nein. Aber wenn Sie das Stehlen nicht unterlassen, könnte es Ihnen schlimm gehn.“

„Wer will mir denn meine Kunst verbieten?“

„Unser Altmeister legt jedem Pfluscher das Gewerk.“

„Was! Ist Stehlen hier keine freie Kunst? Ist es ein Handwerk geworden, dem Zunftzwange unterworfen? Herrscht nicht im Lande Gewerbefreiheit?“

„Dat Alles seine Wichtigkeit. Ein Patentmeister ist aber hier noch nie auf den grünen Zweig gekommen, und ich wollt's Ihnen nicht rathen.“

„Weshalb nicht? Was profitirt man als Zunftgenosse?“

„Das kann ich Ihnen nicht so genau antzweydelegen. Meine Sache ist's nur, Achtung in diesem Viertel zu geben auf Alles, was vorgeht. Aber kommen Sie zur Frau Drachen.“

Der Bube führte ihn in einen entlegenen Erdkeller. Als er die schmutzigen Stufen durch eine Masse alter Kleidungsstücke hinuntergestiegen war, kam ihm ein Satan vom Weib entgegen. Klein, mit zwei Höckern, schmutzig, fast ohne Haar, und mit einem Gesichte, auf dem alle Leidenschaften Spuren hinterlassen hatten. Mit aller Heftigkeit, deren eine gedämpfte Stimme fähig ist, redete sie den Eintretenden an:

Aber Goldjüngelchen, bei allem Kreuzmohrenelment und der Leompete von Jerusalem, — wie kannst Du solch' Derg hier aufstellen, daß wir Alle in purem Ruin kommen möchten, und hometter Erwerb aus ist? — Hat doch der Kaiser die Welt zusammengetragen, und geföhlen, als lägen in der Residenz die Schätze von drei Mohrenreichen! — Was bist Du denn für ein Satanestück? — Kommt vorgefesselt spülternacht her, und denkt, er sey ein Potental. Modestie, Modestie, Säugelchen! Laß Andern auch was. — Glaube, Er hat noch kein einzig Mal gefesselt, und will solche Apartität hier anfassen! — War doch alle Polizei wie toll. Dreimal haben sie meinen Keller visitirt, und nichts gefunden, und die Drachen hat gezittert und gelacht. — Das, Musie, unterstich! Er sich nicht wieder. Manches hab' ich erlebt, aber zuviel ist zu viel. So ein Heufesopf möchte die ganze Welt gleich umhosen, aber warte, Er kößt sich den eigenen Kopf an der nächsten Mauer! —

Der Wittte antwortete der Herr mit gleich hohem Tone, trogend auf das Recht der Freiheit. Doch fragte er, welche Vortheile der Kunstzwang gewähre?

„Goldjüngelchen, nimmst Du Vernunft an? — antwortete sie — So ist's recht. Du mußt nicht denken, daß unsere Polizei wie Cure in England ist. — Wo solch' ein Blurock ehrlliche Leute wittert, — und er wittert immer fort — da kriegt er's auch mal raus. Probier's, und laß noch zwei Tage rum, so fangen sie Dich, nicht um's Metier, sondern weil Du rumläufft. Bei uns aber hilft Einer dem Andern, und da läßt sich wol Sand den Spitzbuben in's Auge werfen. Zweitens, wenn Du nun attrapirt wirst, wer hilft Dir aus der Schlinge? Ge? Für'n Patentmeister zengt keine Seele. Und wenn sich das vornehme Volk gegen uns verschwören thut, dann müssen die ehrllichen Leute auch zusammenstehen. Verstanden?“

Nachdem der Wittte seinen Willen erklärt, und die Frau versprochen hatte, ihn nach Lische in die Versammlung einzuführen, bestand sie vor Allem darauf, daß er den vornehmen Rock ausziehe, denn solche Kleider lockten nur den Teufel an, und die Polizei wäre ihm schon auf der Spur. Unser Held folgte nicht ungern der Anweisung, da er gestern ein Haar am vornehmen Leben gefunden hatte. Als es dämmerte, sprang der wachhabende Straßensjunge hastig in den Keller hinunter, und verkündete: die Meister wären zusammen, und der Fremde möchte kommen. „Nun nimm Dich zusammen — sagte die Drachen — das sind Die kluge Herren, die werden Dich in's Gebet nehmen, aber sey dreist, so lernst Du was, wenn Du ein in's Criminal kommst!“

In einem Hinterhause der engsten Dnergasse mußte der Jüngling warten. Ueberall sah es verdächtig aus. Nach Verlauf einer halben Stunde kam die Drachen freudig zurück: „Geh' hinein, Goldjüngelchen. Alles ist richtig, der Doctor ist sehr gnädig. Sie haben viel Gutes von Dir gesprochen. Sey dreist.“ — Es öffnete sich eine Thür, und der Wittte trat in ein ziemlich geräumiges, doch niedriges Zimmer. Es schien eine Spinnstube zu seyn, wenigstens saßen ringsumher schmutzige Weißbilder am Nothen. Aeltliche Männer und einige jüngere Kerle standen, meist in zerrissenen Kitteln, Wenige in abgezriebenen Ueberböden in den Winkeln und in der Nähe der Fenster. Nur Einer von jenen, eine Art Vorsteher, saß an einem Tische. Sein widriges, heimtückisch grinsendes Gesicht wurde durch die rothe Nase und verdeckte Brille noch mehr entstellt. Er schrie, ohne auf den Eintretenden zu achten, und die Anwesenden schienen solchen Respekt vor ihm zu haben, daß sie nur leise einander zusüßterten. Endlich legte er die Feder nieder, räusperte sich und hub an:

Es muß hier einmal bemerkt werden, daß der Doctor, nach der Angabe des Helden dieser Geschichte, seine Worte weniger an die ganze Versammlung, als an einen Ausschuss derselben richtete, daher gewählter und gelehrter sprechen konnte; dann aber, daß wir die Rede nur aus dem Berichte eben des Helden kennen, dessen wissenschaftlich gebildeter Sinn vielleicht mehr hineingelegt hat, als der sogenannte Doctor, ein Winkelconsulent, anderwärts Straßenschreiber, für die Genossenschaft für passend achtete.

„Verehrte Freunde! Bei diesem Erinnerungsfeite einer wohlthätigen Kunst laßt uns mit Ernst eingedenk seyn unseres Berufes. Nichts will ich sagen von jenen philosophischen Erdklärungen, als wäre es ein Stand der Nothwehr, eine Verbindung der Armen zur Einsammlung milder Beiträge von den Reichen, ein Aderlaß für den Uebermuth; nichts sage ich von jenen wichtigen Theorien; ich sage, unser Stand ist der ältteste in der Welt, er hat sich überall gezeigt, und wird nie ausgehn; da mit ist er vor Gott und Menschen gerechtfertigt. Womit kamen Adam und Eva auf die Welt? Mit nichts. Sie nahmen, was sie fanden. Womit fängt die alte Geschichte an? Mit Raub. Fürsten und Völker haben sich Länder geraubt, und sie werden nicht abgehn von dieser alten Gewohnheit.

Werde nicht in einem alten heidnischen Staate der Dieb von Staats wegen belohnt? Gab es je einen Staat ohne Diebe? Alles, was ist, das kommt von oben. Ich berufe mich auf das natürliche Gefühl. Ist dem Rinde, dem Widde die Luft nicht angeboren, das Fremde zu nehmen? Warum den Instinkt unterdrücken? Haben wir nicht reiche Leute gesehen, die aus bloßer Leidenschaft stahlen? Ist es eine Schande, zu seyn, was wir heißen? Wie weit griffe die Schande über die Welt! Wie Viele, die vor unserm Namen zurückschauern, übertreffen uns durch die That! Wie tragen die Schande, sie ernten. Aber es wird anders werden. Die Zeit der Restauration wird kommen, wo man uns wird ehrlliche Leute nennen, und die Kinder sich nach unseren Schulen drängen! Aber es ist die Aufgabe unseres Standes, aus wilden Verumläusern, aus unwillkürlichen Räubern gestittete Künstler zu machen; es ist der Zweck der Kunst, zu berechnen, wie mit den geringsten Mitteln das Größte gefördert werde. Verehrte Freunde! alle Welt eifert jetzt gegen die Künste, es sind die schlimmen Zeiten der Neuerungen eingegriffen. Wir aber wollen festhalten am Alten. — Noch etwas. Nicht, wer da spricht: ich will, der kann, sondern wer dazu geboren ist. Geboren wird die Kunst, und geboren wird der Beruf. Nur wenn dieser laut im Busen schlägt, der kann ein ehrllicher Mann werden. Darum tritt auch Du, Jüngling, uns näher, uns um so werther, je ferner Du herkommst.“

Der Redner neigte sich die Kehle mit einem Glase Brandwein, und fuhr in milder pathetischem Tone fort: „Uns ist sehr viel von Deiner Geschicklichkeit berichtet worden, aber wenn große Kräfte gegeben sind, der muß sie nicht als sein betrachten, sondern für das allgemeine Wohl verwenden. Darum muß, wer unter uns ausgenommen ist, einen Theil seines Gewinns in die Gemeinkasse werfen, von welcher wir Vorsteher gebührende Rechnung legen. Mein Sohn, wie heißt Du, und woher bist Du gebürtig?“

„Eduard Walter, und hier aus der Residenz.“

„Walter! Eduard! Welche Erinnerungen erwachen da!“

„Unmöglich!“ sagte der aus Britannien, „schon als Knaben führte mein Vormund mich nach England, denn mein Vater starb —“

„Im Arbeitshause“ — fuhr der Doctor entzückt auf.

„Zu Straußberg,“ fiel Eduard ein, „vor zwei und zwanzig Jahren; ich ließ nur in London das Attest des Inspectors zurück.“

„Sohn des großen Mannes, an mein Herz!“ rief, überwältigt von freundigen Gefühlen, der Vorsteher, und schloß ihn in seine Arme. „O, wenn Du dies noch sähest, würdiger Freund! Ja, Sohn des Werkstätten, Dein Vater war ein feiner, edler Mann in jener rohen Zeit. Er strebte dahin, die Geschicklichkeit in unserm Stande einzuführen, aber, ach! er mußte, kaum mit Hoffnung einer bessern Zukunft, dahin gehn, und ließ mich als Erben seiner großen Gedanken. Du hast ihm Ehre gemacht, Du hast Dich brav gebildet, wenn auch im Auslande. Ich bin gegen ausländische Erziehung, aber Heil ihr, wenn sie uns solche unverdorrene Gemüther zurückläßt. Freunde, es hat wohl keinen Zweifel, daß wir dem Sohne des großen Walter, abgesehen von der eigenen, von uns kaum erblickten Geschicklichkeit im Taschendiebstahl, die Probejahre schenken und ihn gleich zum Gesellen machen? Hier ist wahrer Adel, was die heidnischen Dichter nannten: *paterna virtus!*“

Eduard erröthete, denn er mußte sich gestehen, daß jenes Lob ihm nicht gebühre, da er selbst in dem Taschendiebes Cajas einen Meister gefunden. Es ging ein Murmeln durch den Saal, der Vorsteher fuhr fort:

„Somit spreche ich Dich, Eduard Walter, vom Lehrburschen los, und nehme Dich auf als Gesellen in die Zunft der ehrllichen Leute. Deine Fähigkeiten, mein Bruder, sind groß, aber mit ihnen setze Deine Verpflichtungen. Nicht erst brauche ich Dir Achtung für eine Kunst einzuföhnen, die Du aus wahren Beruf ergiffen. Rechllichkeit sey die Basis Deiner Handlungen, denke immer an die Befehle der Ehre und des Staates, verwechsle nie diese Kunst mit dem rohen Handwerk eines Räubers und Mörders. Nur die Noth hat Entschuldigungen dafür, der Kunst gehören sie nicht mehr an. Uebrigens sey standhaft im Unglück, und nicht außer Dir, wenn Du von der Polizei ertappt wirst, was einmal über kurz oder lang geschehen muß. Die Strafen sind mild und menschlich, wie es in einem civilisirten Staate seyn muß. Und nun schlage ein, daß Du die Befehle halten und keinen Bruder verrathen willst.“

Kaum war dieser Aktus vorbei, als ein hämmiger, jersumpfter Kerl ohne Anmeldung hereinstrückte. „Herr Gott! — Ludwig Priske — Ludwig!“ rief man von allen Seiten.

„Wo kommst Du her?“ schrie eine Schöne, und fiel ihm um

den Hals. „Ihr glaubtet, Du wärst auf sechs Jahre nach Spandau.“

„Verurtheilt war ich's auch.“  
 „Und Du bist doch nicht entsprungen, gegen Deine gesetzliche Obrigkeit, um uns in Ruin zu stürzen?“ sagte bestürzt der Richter.

„Ne, Doctor, ich habe appellirt, und da bin ich freigesprochen; wie's kam, weiß ich noch nicht.“

„Siehst Du, Ludwig, — sagte jener mit gewichtiger Miene — wie das gut ist mit Protokollen und Gesetzen und Schriften, worauf Du Angelegter immer so schimpfst? Hätte's nicht drin so gestanden, möchtest Du noch fliehen.“

„Der Teufel, Doctor, hat doch die Schriften erfunden, um ehrliche Leute zu verderben. Und Ihn werden sie auch noch auf's Dach steigen, Doctor, wegen seines Constatirens und Schriftsetzens. Das merk' Er sich. Haben die Gerichte 'nen ehrlichen Kerl 'mal in der Schlinge, so schreiben sie nach aller Welt Enden, und wenn die Gerichte und fremden Länder sich auch spinnefeind sind, die Akten schicken sie einander ellenshoch zu, denn einen ehrlichen Kerl zu verderben, sind sie Alle gut Freund. Der Teufel hol's Schreiben, und Ihn dazu.“

Der Vorsteher fluchte, schlug auf den Tisch und gebot dem Eisenrestee, augenblicklich sich zu entfernen, da seine Nähe immer gefährlich werde. Ludwig — von dem es hieß, daß ihm kein Schloß zu fest sey, und wär' es mit Ketten am Himmel genagelt — hatte aber eine Parthei, besonders unter den Schönen; er suchte nicht minder, und Reden flogen umher, wie: „Winkelschreiber! Tintenkleckser! der viel spricht und schreibt, sich aber hinter'm Weiberrock verkrümelt, wenn's gilt.“ Die gesetzten Männer fluchten mit dem Doctor. Die Drachen schimpfte auf beide Theile. Endlich kam es von Worten zu Schlägen, und der allgemeine Tumult hätte zum Schlimmsten führen können, wären nicht zwei große Männer eingetreten. Trotz den abgetragenen Ueberdröden und den ausgebliebenen Hüten schienen sie doch von großer Bedeutung, und nicht allein der Militärtruppe wegen, welche sie an langen Bändern auf der Rockklappe trugen. Mit zurückgeworfenem bedecktem Haupte, den rechten Arm in der Brusttasche unter dem Orden haltend, traten sie zwischen die Streitenden, und geboten in vornehmem Tone Ruhe. Man flüsterte: „die Herren sind da!“ und gehorchte. In wenigen Minuten war Alles in Ordnung. Ohne sich unter der Menge umzusehn oder nach der Ursache des Streites zu erkundigen, äußerte nur der Eine: „Send Ihr toll? Draußen ging die Patrouille vorüber. Hätten wir nicht unser Ansehn interponirt, wären sie 'rein gekommen. Wir wollen Geld haben.“ — Der Vorsteher beüllte sich, ihnen zu zahlen. Sie strichen das Silbergeld ein, und entfernten sich, ohne den Hut zu berühren, oder zu danken.

„Sind das auch Diebe?“ — fragte Eduard die Drachen.  
 — „Bei Leibe nicht! — war die Antwort — das sind respectable Herren. Gewaltige Haubdegen. Denen kann Niemand was anhaben. Sie möchten Dich todt stechen, wenn Du ihnen so was in's Gesicht sagtest. Aber wie sie ehrlichen Leuten helfen, weißt Du schon noch erfahren.“

Darauf wurde über die Thaten der vorigen Woche Bericht abgefaßt. Namentlich mußten die Bezirkswächter über die Patent- oder Freimeister referiren. Unter den wenigen war auch der vorige Schlafkamerad unseres Helden. Der Vorsteher nannte ihn einen feigen, nichtsbrauchigen Gefellen, den seine Lachheit vom Guten zurückhalte, einen schlaffen Menschen ohne Begriff, dem das Stehlen nur zur andern Natur geworden. Unfähig, jemals in der Gemeinschaft aufgenommen zu werden, gleich jedem, der nicht so viel Geisteskraft besitze, sie zu sparen zu einem Unternehmen. Unzuverlässig sey er in Privatfreundschaft wie in den Angelegenheiten der Allgemeinheit. Weil er nichts liegen lassen könne, sey er eigentlich unfähig, zu stehlen. Denn auf dem Wege zu einem Einbruch, der Tausende bedeute, müsse er den Zahnschmer, der ihm in die Hände fällt, mitnehmen. Er fange immer an, ohne je zum Ende zu kommen, und sey eben so unfähig zum Besitz als zum Erwerb, kurz ein verlorenes Subjekt, dessen Umgang jedem ehrlichen Manne Gefahr bringe. Dieses Resumé des Präsidenten wurde so ausführlich, um den jugendlichen Gemüthern in der Versammlung zur Warnung zu dienen. Zuletzt fragte der Doctor noch, ob irgend jemand sonst von einer gesessenen That etwas wisse, worauf Eduard die frühe und schlane Entwendung seines Portraits durch Cajus erzählte.

Der Vorsteher fragte sehr aufgebracht: „Wer hatte gestern die Wache im Parquet?“ Eine Schöne stand auf. — „Was ist gestern dort entfernt worden?“

„Außer einigen Schnupftüchern und einem Perspektive durch unsere Leute nichts.“

„Aber wer hat sonst gekohlen, frag ich?“ —

Das Mädchen versicherte, Niemandem bemerkt zu haben. Der Doctor, der ein Glas nach dem andern getrunken hatte, gerieth in die äußerste Wuth: „Woju hast Du Augen, Du Habermisch? Ich muß ihn wissen. Das ist ein gefährlicher Dieb. Seit Menschengedenken ist so was nicht passiert. Du mußt es wissen, oder ich lasse Dich gerben wie Deine Schwester. Du mußt es wissen, ich will es wissen.“ Er warf das Dinstenfaß dem Mädchen vor die Füße, und stieß den Tisch um. Als er mit einem Stocke auf sie losstürzen wollte, kam aber athemlos ein kleiner Junge hereingestürzt, und rief: „die Polizei!“ — Ein elektrischer Schlag durchfuhr die Anwesenden. Man sprang zu Fenster und Thüre hinaus und zerstreute sich über die Felder und durch die Quergassen. Eduard wollte nach dem Keller der Frau Drachen, als ihn Jemand am Rockschloß faßte. Es war seine Freundin selbst: „Goldjüngelchen, hier ist ein Brief, den gib morgen ab, und merk Dir's, daß Du Niemand kennen mußt, der nicht will genannt seyn.“

Am frühen schönen Herbstmorgen stand er vor der Stubenthür des Radlermeisters Bidermann, an welchen seine Adresse lautete. Er klopfte, aber der Einwohner ließ sich in seinem Morgenleide nicht stören, und erst, nachdem er das ganze:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit  
 Bis an dein süßes Grab,  
 Und weiche keinen Finger breit  
 Von Seinen Wegen ab.

gesungen hatte, öffnete der fromme Mann dem Diebe die Thür: „Herein, mein Freund! Der Gerechte erbt über die Schwelle des Sünders.“ Mit Schrecken erkannte Eduard den schlichten Mann, welchen er vor dem Theater bestohlen hatte; indessen war an Umkehren nicht mehr zu denken, und der Radlermeister schien ihn nicht mehr zu kennen. Nachdem er den Brief gelesen, faltete er die Hände und sprach:

„Mein Sohn kommt aus einer gar ruhlosen Gesellschaft, wo der Brandwein mehr gilt, als des Herrn Wort!“  
 „Sind Sie auch mit den Herrn dort verwandt, Herr Bidermann?“

„So wie Abel Raim's Bruder war und Joseph von den elf Andern, und Loth Bürger von Solom. — Die achten nichts da, für die giebt's keinen Sonntag und keinen Wertelstag, kein Gebot und keine Strafe, kein Gesetz und keine Liebe, keinen Wandel und keine Erbauung. Sie leben in den Tag hinein und saufen.“

„Aber der Herr Doctor hält doch auf Gesetz und Ordnung?“

„Aber er rebellirt gegen die hohe Obrigkeit, und fügt sich nie in die Gesetze des Herren. Ein Winkelconsulent, der friedliche Bürger zu Processen hegt. Schriften verfertigt er gegen die Regierung und Gerichte, voller Gift und Galle, läßt sich bezahlen und drückt die Armen. Und der saubere Ludwig Peigte! Der ist mit keinem Bescheide, mit keiner Strafe von der Obrigkeit zufriednen, der muß immer appelliren und Recht haben, bis er sich an den Leibhaftigen selbst verappellirt hat. Und wie mag das mit unserer Kasse zugehn? Ob sie wol ein Schärfflein den Armen geben? — Ich glaube, keinen rothen Heller. Ich werfe alle Sonntag meinen Schutzen in den Klingelbeutel, gebe obenin drei Bettlern Almosen, und an jedem ersten Feiertage an sieben. Wir sind alle sündige Menschen, aber der Gerechte bittet nicht umsonst. — Doch es ist gut, mein lieber junger Mensch, daß sie Dich zu mir geschickt haben, denn Du kommst aus einem Lande, wo es noch stille Leute giebt und scheint mir selbst noch nicht so verdorren, daß das Weizenkorn bei Dir Unkraut träge. Heute bleibe Du ruhig im Dachkammerlein, am Abend wollen wir sehn, was uns bescheert ist.“

Er faltete die Hände und führte ihn hinauf in das still verschlossene Kammerlein, wo unter Held volle Ruhe zum Nachdenken fand. Wie reizten hier den Künstler die Gerächtschaften des Radlers. Er erkannte Hauptstückel, Dietriche, Pakenstöcke, um Abends die Fenster des Erdgeschosses einzubrüden und Sachen herauszufischen, alles in musterhafter Ordnung. Gegen Abend holte ihn sein Wirth herunter und führte ihn durch mehrere Straßen in ein großes Haus, wo sich Beide auf einem Neuboden verbargen. „Das Haus ist leer, und Alle sind auf dem Ball.“ — flüsterte er ihm nach einer Stunde zu. Sie schlichen hinaus, und die Drachen führte Beide zur Thüre einer Partierwohnung. Leise probirte man die Schlüssel, und schon der zweite schloß. Noch aber widerstand die Thüre dem Drucke. „Was ist das? — rief der Radler bestürzt — das muß zugeriegelt seyn.“ — Er versuchte nochmals. — „Ja, ein Niegel!“ — rief er erblaffend aus und ließ die Hand sinken.



Die Drachen fluchte und wiederholte den Spruch der Diebe: „Die Schlüssel hat Gott gemacht, aber der Teufel die Riegel.“

„Alles, Frau Drachen — sagte Bidermann — hat Er gemacht, und auch die Riegel sind von ihm. Er läßt die Seinen nicht im Stiche. Eduard, mein Sohn, klettere durch's Hof fenster.“

Eduard, knastgeblüht, schwang sich empor, drückte eine Scheibe ein, öffnete das Fenster, stieg hinein, und öffnete von innen die Thür. In der reichen, verlassenem Wohnung fand man vieles Nehmenswerthe, doch wurde fast nur Geld und Geldeswerth zusammengepackt, und letzteres einem auf der Strafe harrenden Mädchen zugeworfen. In einer halben Stunde war Alles in Ordnung, und die Drei kletterten nach einander auf die Strafe hinaus. Kaum aber fühlte der letzte das Pflaster unter seinen Füßen, als es hinter ihnen rief: „Diebel! Diebe! O les maudits!“ Im Rennen blickte sich Eduard um, und bemerkte ein ältliches Weib, die hageren Arme aus den Fenstern der kaum beraubten Wohnung ausstreckend, und nach Gott, Polizei und Nachwächtern rufend. Als er des Räubers Wohnung erreichte, fand er diesen in der entschuldigsten Angst. Er rang die Hände, und beschwor Eduard, ihn nicht zu verrathen. Eduard konnte sich des Lächelns nicht erwehren über die Rathlosigkeit des immer Gefassten, als auch seine Miene sich verzog. Die Polizei trat ein und arreirte Beide. Bidermann wurde schnell wieder der Heilige. Mit den Worten: „Was meine hohe Obrigkeit befiehlt, ist gut und recht; thue Gutes und fürchte Niemand!“ — folgte er in das Gefängniß.

In England tragen die Richter hohe Perücken und feierliche Amtsbekleidung, wenn sie Gericht halten. Auch soll die Stimme der Richter so furchtbar tönen, daß sie durch ganz London gehört wird. Eine solche Herculesgestalt, mit Donnerrollen im Mund, mit Blitzen in den Augen, mit Staubwolken zu beiden Seiten, wenn sie den Kopf bewegt, kurz das Schrecken aller ehrlichen Leute, — erwartete Eduard zu sehen, als ihn der Gefangenwärter nach drei Tagen in die Verhörskammer rief: „Dort sitzt der Referendarius!“ — Eduard blickte auf, und sah einen zarten, elegant gekleideten jungen Mann die Feder schneiden, einen Bogen falten, eintauchen, und sich mit der sanftesten Stimme zu ihm wenden: „Wie heißen Sie?“ — Die donnerndste Axtede hätte den Jüngling nicht so überraschen können; aber größer wurde sein Schreck, als er in dem inquirirenden Referendarius seinen Nachbar im Theater, jenen Cajus erkannte, der ihm das Porträt gestohlen hatte. Er wurde blaß, aber auch Cajus warf einen ungewiß schwächeren Blick auf den schweigenden Inquisiten. Er fuhr indessen mit milder, langamer Stimme fort: — „Lieber Freund! Nicht hinter'm Berge gehalten. Wir wissen schon Alles; gesehen Sie lieber, und die Strafe wird leichter. Sie haben in der Straße die Shawls entfernt. Erzählen Sie, wie es dabei zugeht?“

So unerwartet ihm der Anfang dieser Inquisition erschien, ließ der Dritte sich doch nicht aus der Fassung bringen, und rief mit lauter Stimme, und ließ den Inquisiten anblickend:

„Beweisen Sie mir's!“

Der Referendarius ließ vor Schreck die Feder fallen, welche einen großen schwarzen Fleck auf das Protokoll machte. Sein Mund stand halb geöffnet, seine kleinen, sanften Augen wurden größer. Solche Furcht war ihm noch nie vorgekommen.

„Schaffen Sie Zeugen,“ fuhr der Inquisit fort, „so will ich Ihnen Alles erzählen. Eher keine Spibe, Foltern giebt's nicht.“

Aus der stehenden Verlegenheit riß den Inquisiten sein College, der, rasch eintretend, die Thür hinter sich zuwarf. Cajus, mit leichtem Anflug von Roth auf der Stirn, schob das Protokoll bei Seite, und streckte ihm die Hand entgegen:

„Wie geht es Dir, Pomponius?“

„Schlecht! Mordschlecht! In der ganzen Woche ist nichts Ordentliches vorgefallen. Kumpereien! Ein gestohlener Regenschirm, höchstens eine Uhr! — So groß die Residenz ist, können wir doch Jahre lang auf was Großes warten. Ein bedeutender Einbruch, Straßenraub, Mord, Brandstiftung — wo findet man die? — Nur die Traditionen aus bessern, orientaleren Zeiten. Cultur raubt alle Kraft zum Zeugen von Mäthern. Wer sich recht anstrengt, bringt's höchstens zu 'nem Wunderkinde; um Franz und Karl Roops zu produciren, sind wir gleich schwach. — Könnst'ich nur den Menschen treffen, der Dir neulich im Parquet die Brieftasche stahl! Es war wenigstens ein schlauer Taschendieb, an demen es hier auch fehlt. Aber was hast Du hier zu inquiriren?“

Eduard erwiderte über das ihm gesendete Kop. Indessen blätterte Pomponius in Cajus' Akten, und rief plötzlich:

„Glückseliger! Wie — Der schönste Einbruch seit sieben Wochen, den hast Du gekriegt? — Kauf's gleich auch nur auf Diebstahl raus, es könnte doch eine Probearbeit werden. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, irgend auf eine Bande zu stoßen; aber bei uns sind die seltener als ein vierblättriges Kleeblatt.“ Dann unsern Seiden mustern, fuhr er fort: „Ist dieß Einer der Thäter? — Wie? — Geh! ich recht — Sie, Sie? — O, das thut mir wehe. — Ich hatte eine bessere Idee von Ihnen, vor acht Tagen.“

„Ja, lieber Pomponius,“ sagte Cajus, „obgleich der Mensch hartnäckig schweigt, ist er doch ganz gewiß dabei gewesen, denn die französische Maussell hat ihn und den Madlersmeister erkannt.“

„Ach, Du verstehst mich nicht, Cajus,“ rief Pomponius; dabei möchte er gewesen seyn, aber, aber —

„Doch er so hartnäckig läugnet,“ unterbrach Cajus.

„Nein, da thut er recht dran. Er ist ein Engländer, er handelt ganz nach seinen Gesetzen. Ein Selbstgeständniß ist nichts, es muß ihm bewiesen werden. Der englische Richter warnt selbst jeden Inquisiten, sich nicht gefangen zu geben. Als ob bei einer Jagd der Hirsch gleich Anfangs umkehrte, niederkniete, und die Brust hinhielte zum Todesstoß! Pfui, es wäre keine Ehre und keine Lust. — Aber das thut mir leid, junger Mann, daß Sie bei Ihrer einnehmenden Physiognomie sich nicht über den Dieb emporgeschwungen haben. Ein gemeiner — Spitzbube, der furchtsam, nachlässig heranschieht, und feig mit der Beute entflieht. Ein Räuber, das ist was anderes. Da gilt Kraft. Da ist gewissermaßen eine Wette — wer obliegt, der gewinnt. La bourse, ou la vie, wie Schiller sagt. Er hat immer den Rabenstein vor Augen, und das adelt sein Leben zur Tragödie und zum Heroismus. Die englische Wozzeit hat große und gefeierte Räuber, wie den Robin Hood und seine Schaar. Aber auch Ihre Pigmäen sind eine nicht zu verachtende Erscheinung. Auf abgetriebenen Rennern, selbst durch Hunger, Durst und Strapazen halbe Stelette, fliegen sie über die Landstraßen, fordern, gleich dem Ritter des Mittelalters, nach Faustrecht den Zoll von den Reisenden, und beobachten doch alle Befehle der Ehre. Ja, wenn es so etwas bei uns gäbe!“

Der junge Mann hat mich versichert, in seinem ganzen Leben sey ihm nie etwas Kränkenderes widerfahren, als diese Axtede des Referendarius Pomponius. Bis in die Fingerringen habe es ihn gebrannt, diese rohe, materialistische Ansicht seiner Kunst, mit aller Begeisterung eines jungen Künstlers, zu widerlegen. Nur das Gefühl der Schidlichkeit hätte ihn zurückgehalten. Er habe sich aber damals vorgenommen, sobald er durch rechtlichen Erwerb zu einiger Selbstständigkeit gelangt wäre, eine Unversität zu beziehen, und nach dem, dann gerade neuesten philosophischen Systeme ein Werk zu schreiben: „Der Diebstahl, wissenschaftlich begründet, oder die Kunst, ein Spitzbube zu seyn.“ — Hierin sollten die rohen Wertheiliger der romantischen Räuberei keine Geißel fühlen. Er hat aber den Vorsatz, der Censur wegen, wieder aufgegeben.

Da Cajus dem Inquisiten kein Geständniß ablocken konnte, wurde er dem Inquisitionsrath Heilig übergeben, einem eben falls noch jungen und zarten, aber erstarrten Mann. Er trug geschitteltes, glatt heruntergekämmtes Haar, und sprach mit einiger Salbung, aber auch auf diese Art wurde Eduard zu seinem Bekenntniß gebracht, und der schlaue Geld entdedrte bald aus den Fragen, daß auch seine Mitschuldigen mußten reinen Mund gehalten haben.

Als er nach einigen Tagen vorgelassen wurde, stand schon die Drachen im Verhörszimmer. Der Rath fragte: „Kennt Sie jenen Menschen dort?“ — Mit ihrem wüthigen Troge entgegenete das Weib:

„Da müßte die Drachen älter seyn, als alle Spittelweiber, wenn sie jeden Maulaffen, der's Pflaster tritt, kennen sollte. Ich habe ihn nie gesehen, und seh' ihn nicht, ich werde ihn nicht sehn, und wenn mir die Justizigen eine Brille auf die Nase nageln: ehrlich wahr am längsten!“

„Frau Drachen, Sie hat einen gottlosen Mund, und es sind so viel Akten über Sie geschrieben, als Sterne am Himmel sind.“

„Was? — fuhr die Hete auf — sämmt die Arme in die Seiten, und durchbohrte mit ihren Blicken den Richter. — Akten haben sie über mich geschrieben — höher, wie der Märenturm, als der Herr Justiz noch in den Bindeln lag — Akten werden sie schreiben, so lange die Ungerechtigkeit regiert und 's Gänse giebt zu Federbesen und Justizigen. Funfzigmal hab' ich vor der Justiz gestanden — und verfluch' den Kummel so gut, als ein Dintentkieser am grünen Tische, aber Recht

muß doch Recht bleiben, — wie der große Friedrich sagt — und die Zeit kann kommen, wo sich die ehrlichen Leute freuen. — He! Wie war's denn vor vierzig Jahren, als die Drachen vor'm Criminal stand! — In Ketten und Eisen haben sie mich gelegt, und ich habe gelacht und gemeint, aber nicht gefanden. Die Herren wurden schwarz, wie Zunder, und legten rothe Perücken, aber ich lachte doch noch. — Holla! Wie wurd's mit dem Criminal da? — Der Müller hat kein Wasser und soll doch mahlen. He, womit soll er denn mahlen? womit soll er denn zahlen? — Holla, hoppel! Das ganze Hoppelchen kam auf die Festeung — das ganze Criminal wurde leer, und ich unschuldig. Es lebe der König!"

Der Richter legte, aufgebracht über die Nachlässigkeit, die Feder fort, und entließ die Gefangenen. Bald nach ihr trat aber ein anderer Bekannter unseres Delin ein. Der Radlermeister wuschte sich die Stirn, verbeugte sich tief, und faltete die Hände. Der Richter fragte ihn mild: „Kennst Du diesen Menschen?"

„Kennen, Herr Inquisitionsrath? — Ich kenne ihn nicht — aber ich liebe ihn, weil er mein Bruder ist, wie alle durch den Einen meine Brüder sind. Ich habe ihn nie gesehen, bis er den Abend bei mir eintrat, und die Pöllzei nachkam.“

„Widermann! aber man hat Dich gesehen, wie Du mit ihm in der — schon Wohnung die Koffer ertrachst!“

Der Radler blickte zum Himmel, weinte einige Augenblicke, und sprach dann sehr sanft und milde:

„Ich gehe nie nach 7 Uhr aus meinem Kammerlein — da bete ich still für die sündige Welt. — Hat mich aber Jemand gesehen, wie ich einen Koffer erbrach, so war's der lebhaftige, der mächtig ist über die Sünder. Was muß ich es seyn, wenn Einer aussieht durch ihn, wie ich? Ja, mein hoher und gerechter Herr Richter, Widermann hat viel Feinde, und der Versuchter ist nicht der geringste unter ihnen, aber der schlichte Widermann hat auch hohe Freunde, die ihn nicht werden zu Schanden kommen lassen.“

Der Rath klingelte, und aus einer Neben Thür trat einer der beiden betruagten Bravo's, welche wie in der Verwahrung der ehrlichen Leute sahen, fast so trotzig wie dort, blickte den Radler an, und erklärte dem Richter: „Das ist der Mensch, welchen ich Sonnabend vor 8 Tagen um 9 Uhr Abends in seiner Wohnung traf.“

Der andere Bravo beschwor, daß er die ganze Zeit über bei ihm in der Stube gesessen. Widermann hörte die Aussagen, ohne eine Bewegung zu verrathen, an. Erst als die beiden Männer mit einem Blick auf Eduard, wobei sie dem Richter zunickten, das Zimmer verlassen, und der Inquisitionsrath, des Radlers Hand ergreifend, sprach: „Sie haben nicht mehr gesagt, als was mein Herz längst gesprochen.“ hub er an, die Arme über dem Kopf zusammenschlagend:

„O mein Herr Inquisitionsrath — was mein Herr Richter sagt, das geschieht! Wenn meine hohe Vorgesetztheit sagt: Gehe in's Gefängniß! so gehe ich gern hin, denn was hilft es vor dem, der Alles sieht, wenn der Sünder sagt: Ich bin unschuldig! Ich appellire nicht, ich habe keinen Willen, ich dulde gern, und bitte nur, daß ich mit aus meinem Hause Schmolze's Wegweiser darf, holen lassen, der in jenes Jerusalem führt, von dem kein Gitter trennt, keine Mauer scheidet.“

„Mein, mein Bruder,“ erwiderte der Inquirent, wie paßte solcher Sinn zu Ketten und Banden! Es ist sehr wahrscheinlich, daß die französische Wamsell, die Hauptzeugin gegen Euch, den Diebstahl selbst begangen hat, denn eine Erbdiebin erkennt sie für diejenige Person, welche ihr von der gestohlenen Waare angeboten und sich darauf schnell wieder entfernt hat. Bei der auffallenden körperlichen Entstellung dieser Person ist an eine Verwechslung nicht gut zu denken. Zudem wurde uns angezeigt, daß der gottlose Ludwig Prißte wieder hier ist und von der gestohlenen Waare am Leibe trägt. Er ist eingezogen, Alles wird sich auflösen — indessen habe ich Macht, Dich wieder in Freiheit zu setzen. Wäge gegen jeden ehrlichen Mann so der Verdacht verschwinden, wie ich im Herzen längst von Deiner Unschuld überzeugt war.“

„Amen, Amen!“ sagte Widermann.

„Auch von diesem jungen Menschen,“ fuhr der Rath fort, „ist das Alibi beinahe erwiesen. Aber welche Verstocktheit in dem Herzen, das ein so freundlich Schild im Gesichte trägt! Er giebt ja selbst nicht einmal an, wo er am Abende gewesen. Wie kann ich ihn da frei lassen, wo er durch sein hartnäckig Schweigen den stärksten Verdacht auf sich ladet.“

„Mein Herr Richter, überlassen Sie ihn mir nur drei Minuten, und ich will sehn, ob der Geist nicht auch bei ihm stärker ist, als das Fleisch.“

Nach einem stillen Gespräch von drei Minuten zwischen Widermann und Eduard, ging der letztere in sich. Er weinte heftig und anhaltend, und bekannte darauf dem Richter unter Schluchzen, wie er an dem verhängnißvollen Abend auf einem Kanjiboden sich herumgetrieben.

„Richtig!“ sagte der Rath mit bedenklicher Miene, „aber warum weint Er bei dem Bekenntnisse, warum kostet es Ihn so viel Mühe, es auszusprechen!“

„Die Moralität, Herr Inquisitionsrath,“ sagte Widermann. „Er schämt sich des lächerlichen Dretes. Ueberlassen Sie mit den jungen Menschen; aus ihm kann noch etwas werden.“

Sie waren frei, und zwei Ecken um das Gefängniß, als Eduard Walter sehn blieb, und die Hände in beide Hüften gestemmt, ganz gegen den dreitannischen Ernst, aus voller Brust an zu lachen fing, Widermann sah sich bedenklich um:

„Ist das in England Mode, mein junger Herr, zu lachen, wenn uns die Vorlesung aus der Schlinge herausgezogen hat?“

„Nein, wahrhaftig nicht, denn da thut sie's niemals. Mir wenigstens ist das noch nicht passiert, daß ich gegangen, und sie mich noch bei Seiten abgeschnitten hätten. Das heißt dem Gericht eine Nase gedreht, und der Zufall hat gut gespielt.“

„Eine gottlose Rede! Da hat kein Mensch geholfen, keine Schulweisheit, kein heidnischer Zufall — sondern das Gebet frommer Menschen. Wie würde ich's mit meinen schwachen Kräften, mit meinem schlichten Kopfe so lange vor dem hochgelehrten Richter ausgehalten haben, hätte mir nicht ein Heber geholfen.“

„Zum Leugnen!“ parodierte Eduard.

„Du sündiger Weltmenschl! Ich habe wol gehört von Deinem Dünkel. Aufgebläht von Schulgelehrtheit, will solch ein junger Herr Alles erklären und ergründen und besser machen. Dünkel kommt vor'm Falle, aber die Demuth ist die Wurzel alles Guten. Geh' in Dich, mein Sohn.“

„Noch etwas, Meister,“ sagte Eduard — ich bin zwar für die Aufklärung, aber es geht doch über alle Begriffe, daß selbst Diebe hier zu Gericht sitzen. Der Referendarius, welcher mich verhörte, war derselbe, welcher an jenem Tage, wo ich Euch zuerst sah, mit das Portrait meines Vaters aus der Tasche entwandte.“ — Der Meister lächelte:

„Ist das all' Deine Klugheit? Gehst die Weisheit Deiner Väter nicht weiter? — Da siehst Du, mein Sohn, wie der Herr Einen geblendet hat, der sehen wollte und nicht glauben. Ich selbst, mit schwachen Kräften, aber vertrauens, zog Dir, als wir einander in den Armen lagen, das goldgefärbte Bild aus der Rocktasche. Du kannst es bei mir einlösen. Gott befohlen!“

Mit mancherlei Gedanken schlenderte Eduard am Abende durch die Straßen. Er suchte nach einem gelegentlichen Nachtquartiere. Aus seinen Kammerleinen erwachte er beim Anblick eines Kellerhasses, — es war die Erbdiebin der Drachen. Er stieg die dunklen Treppen hinunter, und fand, zu seiner Verwunderung, die Bewohnerin zu Hause:

„Wie! Mutter Drachen, entsprungen?“

„Goldjüngelchen! Entspringen ist Thorheit, denn die Pöllzei hat Fallstricke, die über Meer und Berg reichen, und sie holt den Vogel aus der Luft zurück. Aber durchgebissen hab' ich mich, und ohne Zähne — Worte schneiden mehr. Doch Mühe hat's gekostet, Euch, rare Brut, los zu kriegen. That nichts, der französischen Wamsell mit der garstigen Kehle gönne' ich das freie Quartier.“

„Also die Unschuldige muß leiden?“

„Damit die Unschuldigen unter uns unschuldig bleiben können. Um jeden Sperrling machen wir nicht solche Faren. Aber der Widermann hat Reputation und Ehre, und kann uns helfen; darum mußte dran gesetzt werden, was da war. Meine Ruhme, die von einer alten Lieblichkeit etwas französisch abgetriegt hat, kloppte sich vorn und hinten aus, und wackelte mit den Schawls zur Judenfrau, und that so furchtsam, just wie die Wamsell, und es gelang ehrlichen Leuten auch 'mal was. Den Ludwig Prißte aber, der nichts mehr verlieren kann, zeigte der Altmeyer im synonomen Briefe, wie sie's heißen, wo man verkehrt schreibt, — nämlich das hat er weg — an's Gericht an, und die beiden Herren haben geschworen, und der Meister hat dem Richter vorgewinkt, und ich ihm die Hölle heiß gemacht.“ —

„Und so sind wir gerettet — sagte Eduard — und können sicher seyn.“

„Wenn nicht das Kind, die Mine, die unten mit der Schärze am Fenster stand und aufging, was uns der liebe Herrgott beschert hatte, wenn die mir nur nicht wech wird. 'S ist ein liebes Ding, kann keinem was abschlagen, und wenn sie hört, daß wir den Ludwig Prißte in's Prison gebracht haben, ist sie capabel. Alles zu verrathen. Sie sitzt noch, und wenn sie die recht in die Klemme nehmen, da sieh' ich für nichts.“

„Da ist's in England besser,“ dachte der Jüngling bei sich, als er auf dem einsamen Nachtlager saß; „der Spruch

der Jury: „Nicht schuldig!“ ist ein Triumph für den Freigesprochenen, ein Trompetenschlag, der die Rebel vor der Zukunft fortweht, daß sie hinter aus sich zu einem dichten Schleier über die Vergangenheit zusammenziehen. Alles ist vergessen und vergeben, während hier das ganze, lange, vergangene Leben mit allen seinen Unglücksfällen wie eine bleierne Schleppe dem Menschen nachzieht, und ihn am freien Fluge, am frohen Genuße des Augenblickes und an der Aussicht in die Zukunft hindert!“

Ernst und Betriebsamkeit fördern das Glück des Menschen. Auch unser Geld verschwand bald durch rastloses Wirken in seinem Berufe jene Sorgen. Es verging kein Tag, von dem er hätte sagen müssen, er sey verloren. So blieb er durch angestrengte Thätigkeit und immer frohen Muth in beständigem Erwerben. Aber Reichthum ist nicht das höchste Gut des Lebens. Es giebt höhere, die nicht mit Diamanten beider Indien erkauft werden.

Drei Betrachtungen nagten an seiner Zufriedenheit. — Er war abgegangen vom Pfade der Wahrheit. Er hatte gelogen, gefälscht gelogen, als er dem Richter angegeben, er sey während des Diebstahls auf dem Tanzboden gewesen. Es war die erste Lüge in seinem Leben. Die Erinnerung verwundete ihn tief. — Im Verlauf der Zeit kam sein früherer Schlafkamerad, der Sunflose, wieder frei. Beslumpt, unthätig trieb er sich im Sonnenschein und Nebel umher, und in der Erzählung seines Schicksals erkannte Eduard das traurige Loos Aller, die sich in diesem Staate seiner Kunst widmen. Ein Kreislauf von Niederträchtigkeit und Elend; keine Pläne, keine Aussicht. Wer zehn Jahr im Zuchthause gelebt, tritt wieder in die Welt, seine Freunde sind todt, seine Connerionen gelöst, selbst die Schlüssel der Häuser sind abgeändert, wie erst die Ansichten und Vorsichtsmaßregeln! Nichts hat er, als vier gute Groschen, zum Behrgeß bel'm Abschiede erhalten, und damit steht er einer feindlichen Welt und tausend Vorurtheilen gegenüber. Von jeder Thür zurückgewiesen, bleibt ihm nichts übrig, als von der nächsten Pede die trocknenden Lumpen zu stehlen, um den Rückweg zum vorigen Unterkommen zu finden. Der Sunflose hatte gar kein Geld, daß er es nie weiter zu bringen denke, als wieder bis zum Zuchthause. Er hätte sich nur, allzuviel auf einmal zu stehlen, damit er nicht allzu lange hintereinander sitzen müsse. Mit gelegentlichen Freilassungen sey dieß das bequemste Leben. —

Ein dritter Gedanke griff tiefer ein. Er liebte. — Wie er auch mit aller Gewalt sich dessen zu ent schlagen suchte, immer kehrte er mit verstärkter Macht wieder. Es überfiel ihn, daß die häßliche Meisnerin ihn verabschauen müsse, wenn sie ihn ganz kenne. Wie konnte er hoffen, sie von diesem einwurzelten Vorurtheil zu überzeugen. Er fühlte, Liebe und Kunst waren unvereinbar, und es kostete ihn alle Anstrengung seiner Jugendkraft, der süßen Begehrt zu widerstehen, und treu zu bleiben dem, was er als Beruf erkannte.

Der Winter nahte, die Nächte wurden kälter, und noch immer hatte Eduard fast kein anderes Obdach, als jene Dunder und Wächterhütte, wo er unter Stroch und welkem Rasen seine Ersparnisse verbarg. Zu spät bereuete er, ohne Paß oder Legitimation hergeriselt zu seyn. Ohne alle Documente war es ihm unmöglich, für die Dauer eine Wohnung zu finden, und zu häufiges Uebernachten in den Gasthöfen durfte ihn verathen. Zwar wäre bei seiner Geschicklichkeit es ihm leicht geworden, irgend ein Document sich zu verfertigen, aber mit edlem Unwillen verwarf er den kaum aufgestellten Gedanken. Er hatte nie betrogen. Aber sein Unmuth, wie eine giftige Unkrautpflanze in feuchtem Boden, wuchs. In einer kalten, einsamen Nacht, als der Frost an Händen und Füßen ihm den Schlaf verwehrte, hielt er folgendes Selbstgespräch, worin er zusammenfaßte, was ihn längst an Zweifeln gequält, und was er auch hier und da schon im Einzelnen ausgesprochen.

„Glückseliges Albion! lustiges Alt-England! warum verließ ich Dich? — Um die Gesellschaft von Gentlemen zu stehlen und unter Lumpengefunden der Einsige zu seyn, der mit Bewußtseyn lebt und handelt? Kann Stehlen Kunst seyn, wo es so entseßlich leicht gemacht wird durch die Unerschaffenheit der Bestohlenen? Kann es Ehre seyn, wenn der Dieb sich vor den milden Gesetzen nicht zu fürchten hat? — Ohne Opposition gebeihet nichts Gutes. Wahrheit muß durch Feuer und Schwert hindurch. Selbst praktische Fertigkeit verliert sich, wo Alles in die Hände getragen wird. Wichtigkeit verliert ein, wo keine Gefahr droht. Alt-Englands hölzerne Säulen stülzten den Muth. Was giebt es hier dafür? — Eine Kunst — einen trunknen Rabulisten — einen Fremmler, beide ohne Geist der

Wissenschaftlichkeit. Sollt es doch kaum, die einfachste Aescuranzgesellschaft einzuführen! Und was wird für alle Nachtheile geboten? Brandmarktung! Die öffentliche Meinung wird wie den Dieb in Deutschland abeln.“

Sein Beschluß war gefaßt. Er wollte die Residenz verlassen. Noch einmal schlenderte er über den bunten Markt, der so oft Zeuge seiner ungewöhnlichen Thaten war, als er einen Zettel von hinten in die Hand gedrückt fühlte. Es war eine Befehlung auf heut Abend zur Versammlung der christlichen Leute: „Ed. B. soll sein Meisterstück machen“ stand unterstrichen am Ende.

Alles ist verloren, nur die Ehre nicht, rief Franz I. nach der Schlacht bei Pavia. Alles hätte auch Eduard im Stiche gelassen, um sich von den Dieben hier zu trennen, nur die Ehre nicht. „Ich will Meister unter den ehelichen Leuten, und dann ehelich unter den Anderen werden!“ schrieb er in sein Tagebuch, und betrat am Abend die Versammlung.

Hier herrschte gewaltiger Lärm und große Bestürzung. Der Altmeister drohte und stehte, die Weber mit ihm, die Männer suchten einen aus ihrer Mitte zu beschwichtigen. Nur nach vielem Fragen erfuhr Eduard, daß Ludwig Prißte, aus dem Gefängniß entsprungen, Rechenschaft für den begangenen Verrath fordere. Kein Zureden, durch längeres Verweilen die Gesellschaft nicht in Gefahr zu bringen, half. Selbst dargebotenes Geld konnte den Lobenden nicht besänftigen. „Ich will keine Vernunft, ich will kein Geld, ich will keinen Trost — schrie er — ich will Euch Alle in's Unglück bringen. Daran ist mir gerade gelegen, das will ich partout, das freut mich, das hilft mir, das soll geschehn!“

Jetzt brauchte man andere Mittel. Zwei freundliche Schweftern aus der Gesellschaft mußten den Unabändigen durch Schmeicheln und Lieblosungen beschwichtigen, und seine wilde Kraft beugte sich in so weit vor der Schmeichelei, daß er in gemäßigterem Tone fortfuhr:

„Es ist nicht das allein. Das ganze Criminal hat ich mögen erwürgen, und Euch dazu. Als ich saß, unschuldig wie ein neugeborn Kind von wegen dem, entdeckten sie bei der Gelegenheit, daß ich drei Tage vorher, am Mittage, in 'nem Gedulden gebrochen war, indes der Wechsler auf der Börse saß. Das gab ein Leben, die Lumperei nannten sie 'ne entseßliche Frechheit, und — hört doch die Unverschämtheit an — nachdem sie mir tausendmal im Urtheil eine härtere Strafe darum gebilligt hatten, weil ich des Nachts gestohlen, schärften sie diesmal die Strafe, weil's am hellen Mittage geschehen. Das machte mich toll, und ich fragte sie: „Wann soll man denn stehlen?“

Der Erzählende wurde hier so wüthend, daß er mit dem Faustknüttel um sich schlug, und selbst die zarten Mädchen nicht schonte. Es gab kein anderes Mittel mehr, den Rasenden zu beruhigen, als vermöge künstlicher Steigerung der einmal gezeigten Leidenschaft, sie durch Uebermaß zu vernichten. Man reichte ihm so viel Brandwein, bis er taumelte, und endlich ohne Bestimmung auf dem Boden lag, um wie ein Stein des Anstoßes leicht gehoben zu werden.

„Es gilt heut, meine Freunde — sagte der Altmeister, als sich die Versammelten um ihn drängten — das große Unternehmen. Die längst gehoffte Stunde erschein, wo die — schon Eheleute zusammen im Theater sind. Im ganzen zweiten Stocke ist Niemand zu Hause, drinnen aber liegt aufgeschachtet und aufgedunst eine Erbschaft, welche die Tausende überschreitet. Je gefährlicher das Unternehmen ist, um so nöthiger wird es, daß wir Alle mitwirken. Alle für Einen! — Einer für Alle! Jedermann wird als Wächter, als Leiter, als Auffänger, wie es ist, gebraucht, ja, wenn es zum Schlimmsten käme, sind unsferer so viel, um gleichsam einen Volksaufstand zu bilden, durch welchen der, den die Polizei ergreift, entkommen mag. Aber Einer allein muß die Hauptthat ausführen. Da es unmöglich ist, durch Hausthüre und Treppen in die Wohnung einzubrechen, muß der Kühne über Dächer fort, durch einen Schornstein sich hinunterlassen in die Schaggrube. Ihm allein wird das Aufbrechen der Koffer, das Sondiren, das Wühlen und das Hinauswerfen auf die Straße übertragen. Er fühle, der Eine, welches Vertrauen in seine Redlichkeit, in seine Kenntnisse, in seinen Geschmac die Genossenschaft setzt. Nur einem ausgezeichneten Kopfe, nur einem äußerst geschickten und schon bewährten Bruder konnte solche Ausführung überlassen werden, und, Eduard Walter, die versammelten Väter haben Dir dieß Geschäft als Probearbeit zugebach.“

Ein Gemurmel ging durch den Saal, der Jüngling erwüthete, denn solche Anerkennung des Verdienstes war ihm noch nie geworden. „Muthig, mein junger Freund,“ sagte der Adler; — „wenn Viel gegeben ist, von dem wird auch Viel gefordert.“

Man theilte das Lösungswort aus: „Ehlich währt am längsten.“ Es war keine Zeit zu verlieren. Mit speciellen Anweisungen der Vorleser und unter den Gebeten des Radelers ward Eduard in die Wohnung einer seiner Schwestern geführt. Nachdem er vier Treppen bis in das Bodenkammerlein der Schönen gestiegen, öffnete sie das kleine Fenster; der mutthige Jüngling schwang sich hinaus und kletterte bis auf die Spitze des hohen Daches.

In alten Zeiten war es eine Strafe, auf dem scharfen Rücken eines hölzernen Esels zu reiten. Eine größere wäre es gewesen, gleich unserm Helben, reitend auf der äußersten Kante der, nach alter Bauart, spitzen Dächer, über drei Häuser hinweg zu rutschen, um zu dem bestimmten Schornsteine zu gelangen. Aber über alle Gefahren steigt das Ehrgefühl. — Eduard war nicht ungewandter in der neuesten deutschen Literatur geblieben. Sein praktischer Scharfblick erinnerte sich aller Dorer, welche über Dächer und was dahin gehört, geschrieben hatten. Er dachte an Hoffmann's Rater Murr und wünschte sich die Geschicklichkeit dieses edlen Thieres, als er mit Angst und Schweiß, balancirend, den schweren Ritt begann. — „Auerlichster Junge! nur nicht gefallen!“ flüsterete die Schöne aus dem Dachfenster ihm herauf. Teufels Räder könnten ihn nicht mehr fesseln.

Aber plötzlich strahlte der Mond hinter einer Wolke vor, und übergoß mit seinem Silberlichte den reitenden Jüngling und die Scenerie ringsum. Mit Schrecken bemerkte er, daß er von mehreren Häusern aus gesehen werden könne, und die Gegend war eine der bewohntesten in der Residenz. Er rutschte und rutschte weiter, und gelangte auf das zweite noch höhere Haus. Der Mond und er waren jetzt die erhabensten Gegenstände. Beide deutsche Männer sahen sich beim Rendezvous groß an. Feindlich, dürfte man sagen, denn niemals herrschte ein gutes Verständniß zwischen Merkurs Schülern und der keuschen Luna. Aber der Mond ist aus der Mode gekommen. Alles schien in dem Selberlichte freier zu athmen. Welche Hieroglyphenschrift in den erleuchteten Siedeln! Plötzlich tönten die Glocken aus den hohen, schwarzen Kirchthürmen, denen der aufsteigende Mond nur allmählig ein weißes Hemde überwarf. Es schlug Sieben. Raubvögel flogen krächzend, durch den Klang aufgeschreckt, von den Thurmspitzen, und ein Habicht streifte, Raub suchend, die Haare des einsamen Nigers. Die Kälte, die Nachtlust erkarrten seine Finger. Er blickte in die Tiefe, wie viel tausend stimmernde Lichter zeugten vom Gewerbesleiß der Bürger. Er blickte aufwärts in den klaren Vollmond, und fuhr erschreckt zurück, denn das Gesicht darin warf ihm einen verwundernden Blick zu. Es juckte ihm etwas durch's Herz, als sey er nicht auf rechten Wegen, und er war doch, durch eine gute Erziehung, frei von Aberglauben. Da glücklicher Weise piff es von der Straße herauf, ein Zeichen, daß seine Helfershelfer heranrückten; da rief er sich ermannend zu: „Die Pflicht gebietet!“ und rutschte weiter, bis er an den verhängnißvollen Schornstein kam. Wie der Jüngling Caladontens auf der Ederjagd rückwärts jähle Felswände empor klimmt, so stieg Eduard beherzt den Rauchfang hinauf, warf einige Ziegelsteine von der Bedeckung ab, und fuhr in den Schlot hinein, bis sein Gefühl ihm sagte, daß er im zweiten Stock sey. Hier hielt er an. Doch rief ihm plötzlich die Stimme des Zweifels, immer geschäftig bei großen Unternehmungen, zu: „Ist dies auch der rechte Schornstein?“ Er tappte umher, fühlte das bezeichnende Ofenloch, kroch hindurch, und stand zu seiner Freude aufrecht in einem Ofen. Er horchte. Es regte sich Niemand in dem Zimmer, und er drückte mit fester Hand eine Ofenkachel nach außen ein, so daß sein ganzes Gesicht einen freien Ueberblick des Zimmers gewann.

Verseze Dich, geneigter Leser, in Eduards Lage. Wenn Dir nun, wie jenem, ein heller Lichtschein entgegen gedrungen wäre, und Du beim Nähtisch jemand ernstlich arbeitend gesehen, was hättest Du gethan? Das junge Mädchen ließ erschreckt das feine Kleid ihrer Herrschaft fallen, und sah sich um, woher der Knall käme. Mit dem Licht an den Ofen tretend, gewahrte sie den Kopf des Diebes, und fuhr im ersten Augenblick entsetzt zurück. In solchen Lagen allein bewährt sich der Mann. Weniger auf dem Schlachtfelde; — da zeigt sich, was Entschlossenheit vermag, wie Selbstgegenwart von keiner Widerwärtigkeit zu überwinden ist.

„Um Vergebung, Mamsell,“ fragte Eduard, „wo komme ich nach der verlorenen Gasse?“

An allen Gliedern zitternd, aber eine zweite Johanna, setzte das Mädchen das Licht nieder, und suchte nach einer Waffe. Sie fand nur ihre Nähadel, und fuhr, in entsetzlicher Wuth die Furcht verbergend, auf das Gesicht des unglücklichen Abenteurers los. Etich auf Etich folgte, und es war beim

engen Räume des Ofens, dem Helben unumgänglich, sich zurückzulegen, oder schnell unterzutauchen. Er schrie:

„Aber, Röschen! Röschen! Ich bin's ja. Kennst Du mich denn nicht, Röschen!“

Das Mädchen hielt inne, und erkannte den Jüngling. Ein heller Schrei nach der ersten Pause des geisterhaften Erstaunens machte ihren Gefühlen Luft.

„Böswicht!“ schrie sie heraus, und es war kein Bissewicht eines freudig erschrockenen Mädchens, das der lauernde Schalk im Dunkeln gefangen hält.

„Dienst Du jetzt hier? Das ist mir ja lieb zu wissen,“ sagte er umherforschend.

„Seit meine vorige Herrschaft mich auf die Gasse tief, weil ich Dir aufgeschloffen,“ rief sie schluchzend.

„Liebes, gutes Kind! wenn ich das gewußt hätte! Ich glaubte, Du wärest im Freischützen. Aber ich errathe, es wird gewiß zu voll gewesen seyn. Hättest Du Dich nur an mich gewandt. Das nächste Mal gehst Du mit mir hinein. Versprich mir das.“

Aber das Mädchen hatte sich ermannet. Rüstig ging sie auf die Sache los, und fragte mit geschwungener Radel:

„Du unverschämter Syßbube! Warum steigst Du hier ein?“

Es wäre ihm leicht geworden, durch den Vorwand eines heimlichen Besuchs bei der Geliebten sich zu entschuldigen; seine Situation wäre dann natürlich, seine Rettung wahrscheinlich gewesen. Doch, wie schon erwähnt, Unwahrheit war der Seele des Jünglings fremd. Er verstummte. Das Mädchen brach in helle Thränen aus.

„Ach, Du bist ein Dieb, ein gottloser Dieb, wie ich's gleich dachte — und ich habe manche Nacht um Dich geweint, weil Du auf immer verloren bist.“

„Liebes Röschen! Du hast um mich geweint? — Hilf mir nur diesmal wieder aus der Klemme heraus, dann wollen wir zusammen weinen.“

„Nein, Patron, nicht zum zweiten Mal. Diesmal geh' ich Dich an, denn Du kannst durch Strafe vielleicht noch gebessert werden.“

„Aber, liebes Röschen, habe ich denn eine Sünde begangen?“

„Was? hast Du nicht die Bibel gelesen? Steht nicht in den Geboten: „Du sollst nicht stehlen?““

„Einige Gelehrten meinen, das könnte eine falsche Lesart seyn.“

„O Du Gottesküßer! Versteht sich's denn nicht schon von selbst, daß die Menschen ehelich seyn sollen, denn wozu wären denn sonst die Galgen? Und wozu sind Echthirter- und Riegelmacher? Und wie kann man denn fromm seyn, wenn man nicht ehelich ist!“

Eine innere Wuth, ähnlich dem Fanatismus der Liebe, die sich selbst martert, durchdrachte das Mädchen. Sie weinte bitterlich, und fuhr mit der feinen Radel in den kleinen Fingern auf ihn los. Ihn immer in's Gesicht stoßend, rief sie: „Wirst Du wol ehelich werden?“

Er schwieg, bis sein kummer Schmerz die Peinigerin tiefer schmerzte, als den Gefochenen.

„Bestes Röschen,“ sagte er, als sie inne hielt, „Du weißt in Deiner Unschuld nichts von der Spanischen Inquisition; aber Gewalt kann keine Ueberzeugung widerlegen, Ueberzeugung fordert zur Widerlegung Ueberzeugung.“

„Dann werde ich Leute rufen, und der Richter wird Dich überzeugen.“

„Röschen! ruf nicht die Leute, — zeige mich nicht an! Du bist so hübsch, Du wirst mich selbst überzeugen können, — gib mir Unterricht.“

Indem hörte Eduard von der Straße herauf dreimal pfeifen, ein Zeichen, daß die Einwohner sich näherten. Er besand sich in der schlimmsten Lage, denn an einen Rückzug durch den Schornstein war nicht zu denken. — „Röschen, Röschen! laß mich durch, laß mich entschlipfen, ich will gewiß besser werden, ich will ehelich werden, was Du darunter verstehst. Ich fürchte mich nie vor dem Richter, aber ich schäme mich vor ihn zu treten. — Röschen, laß mich nur diesmal los.“

„Nein, so leicht wird Dir's nicht. Du dauerst mich recht sehr, aber ich traue Dir noch nicht. Ich will Dich jetzt nicht verrathen, aber Du magst hier eingesperrt bleiben zur Strafe, und bis Du Dich überzeugst. Morgen Abend um diese Zeit frage ich wieder nach.“ Es piff jetzt viermal, ein Zeichen, daß die Einwohner in's Haus getreten waren.

„Grausame! — tief der Jüngling — mein ganzes Glück, meine Hoffnung liegt nur in Deiner Hand. Gib mir die Ofenkachel. Ich verspreche Dir, mich zu bessern, und nicht zu entfliehen.“

„D dafür ist gesorgt,“ sagte das Mädchen, „die Thüre verschließen und verriegeln ich in der Nacht, und durch die eisernen Fenstergitter entspringt kein Dieb.“

Kaum war die Rachel eingekerkert, als die Herrschaft aus dem Theater zurückkehrte. Herr und Frau unterhielten sich über den Freischützen. Sie gehörten zu den Aufgeklärten und waren der Meinung, daß die öffentliche Darstellung solches Aberglaubens verberlich für das Volk sey. Was Eduard mehr Freude machte, war Röschens musterhaftes Benehmen auf die Fragen ihrer Herrschaft. Ohne zu lägen, verberg sie ihr Geheimniß, und Eduard schwur bei sich: „Dieses Mädchen will ich heirathen und glücklich machen!“

Aber die Leute unterredeten sich so langweilig, und Eduard wollte in seinen Gedanken nicht gestört werden. Jüngendlicher Muthwilligkeit wurde auch von dieser gepreßten Lage nicht unterdrückt. Gerade während die alternden Eheleute über die Thörichtigkeit des Spukes sich weislich ausließen, fing er zu spucken an. Er war ein Menschenkenner. Sein Spucken, Köcheln, Stöhnen, sein ferner Wehruß versuchte die Aufgeklärten, und um Mitternacht war Eduard mit sich und seinen Gedanken allein; die Thüre aber war fest verschlossen. — Doch die Nacht war lang, und er müde vom Stehen. Er versuchte sich niederzukauern, es war unmöglich in dem engen Gefängnisse. Die Qual der Langeweile vermehrte, daß durch den offenen Schornstein jeder Glockenschlag ihm in's Ohr gellte. Wie viel Schläge sollten noch tönen bis zu seiner Befreiung! Am Morgen gegen drei Uhr weckte ihn ein Geräusch aus einem leichten Schlummer. Es schien, als spräche Jemand in großer Entfernung zu ihm. Doch, aller Anstrengung ungeachtet, konnte er nichts verstehen. Jetzt rasselte etwas den Schornstein herab und fiel neben ihm nieder. Eduard, welcher alle Präparate bei sich trug, zündete mittelst seiner Phosphorflasche ein Wachsende an, und sah nach. In der Schornsteinöffnung lag ein Papier, an einem Steinchen durch eine Schnur befestigt, welche in die Höhe reichte. Eduard entfaltet den Bettel und las folgende Worte:

„Bruder! wir wissen Deine Noth. Zwei Bursche werden Dir vom Dache herab ein Seil zuwerfen, durch welches Du leicht den Schornstein hinaufklimmst. Vertrau! — Ehrlich währt am längsten.“

Ohne sich zu bedenken, schrieb Eduard auf den Bettel mit Bleistift: „Ein Ehrenwort hält mich gefangen, und die Ueberzeugung zwingt mich, hier zu bleiben. Schont Eure Kräfte. E. W.“

Er schnellte den Bindfaden in die Höhe, und war froh. Man zog die Schnur hinauf, und kaum fühlte auf viele Stunden der edle Gefangene die unbequeme Lage seines Absperrers, Durst und Hunger. Sein Geist war frei.

Um 8 Uhr am folgenden Abend öffnete Röschen die kleine Pfenthür, und rief hinein: „Willst Du nun ehrlich und fromm werden?“ — Der Gefangene erwiderte: „Alles will ich werden und thun, liebes Röschen! nur nichts gegen meine Ueberzeugung.“ Schnell klappte das Mädchen die Thüre wieder zu, indem sie rief: „Dann bleibe nur noch vier und zwanzig Stunden bis die Ueberzeugung fort ist.“

Acht und vierzig Stunden hungern, dürsten, mit zerstoßenen Gliedern auf scharfen Ecken ruhen, und dazu noch fürchten und lieben, hat wol schon eifernere Ueberzeugungen, als die unseres Helben, überwältigt. Als am nächsten Abende Röschen fragte: „Was ist Stehlen?“ so antwortete eine sehr klägliche Stimme: „Stehlen ist eine Sünde, welche ich mir nie mehr will zu Schulden kommen lassen, wie ich Dir, liebes Röschen, feierlich an diesem feierlichen Orte verspreche.“

„Dann magst Du rauskommen“ — sagte sie. Mit dem Sagen war es indessen nicht allein gethan, sie mußte selbst Hand anlegen, um dem fast Verkommenen durch die kleine Pfenthüre herauszuhelfen. Als er nun vor ihr stand, hätte sie weinen mögen über die klägliche Gestalt des hübschen Jungen,

und sie fiel ihm mit Thränen in den Augen um den Hals, indem sie fragte: „Und Du wirst doch gewiß auch nicht mehr stehlen?“

— „Ein Wort, ist ein Wort.“ antwortete er.

Röschen erquickte mit erparten Lederbissen den Verwunderten, und nachdem sich Beide ewige Liebe gelobt, ließ ihm die hübsche Sächsin zur Furcht hin aus, und er rannte, glücklicher als der entkommene Salterenslave, in's Freie.

Nach einem erquickenden Schlafe eilte er zum Verfallungsorte der ehrlichen Leute, um auf offene, rebliche Weise von ihnen zu scheiden. Zu seiner Verwunderung fand er Niemand in dem ganzen Hause, wo sonst wenigstens drei bis vier alte Weiber Wache hielten. Auch begegnete ihm kein Bezirkswächter. Der Nadlermeister war der erste Bekannte, den er zu Hause traf. Sie verwunderte ihn aber dessen Anrede:

„Ich kenne Sie nicht; was wollen Sie bei mir?“

„Ich bin Eduard Walter, Ihr Jünger.“

„Fort, fort,“ rief Widermann, „sündige Erinnerung.“

„Bist Du nicht der Nadlermeister Widermann?“ fragte Eduard.

„Ja, Kind, das war ich. Jetzt bin ich ein neuer Mensch.“

„Kein Dieb mehr?“

„Nein, das bin ich nie gewesen; nur aufbewahrt habe ich dann und wann, was man zu mir trug. Ich habe meinem Nächsten geholfen. Wenn das Sünde war, so war ich mit Unschuld geschlagen.“

„Und wo sind die andern Diebe?“

„Die Polizei hat sie abgeführt, ich kenne keinen mehr.“

„Wie kam das?“

„Weil Satanas Macht hatte durch's sündige Fleisch über den unsterblichen Geist, — das sündige Weibsbild, die Wine; mit den rothen Backen und freundlichen Augen, hinter welchen die Schlange lauerte, die immer dem Saufbolda Prügte anhäng — die vergaffte sich in die hohe Obrigkeit, als sie inquirirte, in das zarte Gesicht des Referendarius Cajus, und da rebete er ihr denn zu, bis sie Alles ausplauderte, — Alle verrieth, und die Polizei uns bei den Haaren griff. Raum rettete mich mein unbescholtener Lebenswandel. Es war eine schlimme Zeit — lieber Eduard — aber Alles war vielleicht nur Trug und Eiß. Sieh' mal, weiß doch der Mensch kaum, wenn er wacht, ob er nicht träumt, und wenn er träumt, ob er nicht wacht. So beschleicht uns die Sünde in unserer Schwachheit. Wir wissen nicht was wir thun. Da kommt mir so der Gedanke, ob ich nicht von der gottlosen Gesellschaft nur geträumt habe, und daß die lieben Engel mich vielleicht nur in süßen Schlaf gewiegt haben, um mich recht von der Schändlichkeit des Diebegründels zu überzeugen! Nun bin ich aufgewacht!“

„Ueberzeugen? — fiel Eduard ein — à propos ich bin auch überzeugt, daß Stehlen nicht ganz recht ist, und will künftig ehrlich werden, wie sie's in der Welt verkehrt.“

Widermann schlang die Hände um den Wiedergewonnenen: „So stehen hier zwei Ueberzeugte, die ein neues Leben anfangen wollen.“

Er reichte ihm das Portrait seines Vaters, ermahnte aber noch den Scheidenden, daß, wenn auch, was sie bishege darunter verstanden, keine Ehrlichkeit gewesen, doch auch die Ehrlichkeit, was die Welt darunter versteht, nicht über alle Zweifel erhaben sey.

Eduard, als ich ihn zuletzt sah, war im Begriff, aller Verfolgungen ledig, ein ordentliches Leben zu führen und das schöne Röschen, seine Bekaherin, zu heirathen. Er hoffte auf eine Anstellung beim Theaterwesen, wozu ihn einerseits seine Beschicklichkeit im Maschinenwesen, andererseits der Umstand berechtigte, daß er das Manuscript jenes Trauerspiels dertichtet, ein Dienst, den die General-Intendantur ihm sehr hoch anschlüge.

## Emilie Harms,

Abkömmling der adelichen Familie von Dppel, ward 1757 zu Gotha geboren, heirathete den durch seine Streitigkeiten mit Hannover bekannten 1818 zu Erfurt verstorbenen Landrichter von Berlepsch, ließ sich aber von ihm scheiden und gab im Jahre 1801 ihre Hand dem Amts- und Domänenrath Harms zu Rehdin bei Schwerin. Nachdem sie seit 1807 bis 1813 auf dem Gute Erlebach am Zürcher-See gelebt hatte, kehrte sie nach Schwerin zurück, begab sich von dort 1828 nach Lauenburg und starb daselbst am 27. Juli 1830.

Encycl. d. deutsch. Rational-Lit. III.

Von ihr haben wir:

Sammlung kleiner Schriften und Poesien. Göttingen 1787. 1 Thl.

Sommerskünden I. (einziger) Band. Zürich 1794.

Neue Ausg. Zürich 1811.

Kalendona. Hamburg 1802 — 1804, 4 Bde. in 8.

Einige Bemerkungen zur richtigen Beurtheilung der erzwungenen Schweizer-Revolution u. s. w. Leipzig 1799.

Einzelne Gedichte, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

Eine edle und treffliche Frau, deren Andenken in jeder Hinsicht verdient, vor der Vergessenheit bewahrt zu

werden. Als Schriftstellerin zeichnet sie sich besonders durch die Feinheit und Reife ihrer Ansichten, einen äußerst gebildeten Styl und eine sehr hübsche und gewandte Darstellungsgabe aus. — Ihre poetischen Leistungen sind correct und fließend aber nicht eben bebeu-

tend: ihr größeres Werk *Kaledonia* gehört dagegen noch jetzt zu den besten und unterhaltendsten Beschreibungen dieses eben so merkwürdigen als interessanter Landes.

### Klaus Harms,

ward den 25. Mai 1778 zu Fahrstedt im Holsteinischen geboren, wurde bis zu seiner Confirmation in der dastigen Elementarschule und von dem Prediger seines Geburtsortes in den Anfangsgründen der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet und unterstützte dann erst seinen Vater und zuletzt seine Mutter bis 1797 in der Mühlen- und Landwirthschaft. Nun aber erwachte mächtiger als je in ihm die Neigung für wissenschaftliche Studien, weshalb er nach Verkauf der Mühle die Schule zu Melbors bezog und seit 1799 zu Kiel Theologie studierte. Nach Absolvirung seiner Studien und Bekleidung einer Hauslehrerstelle wählte ihn die Gemeinde zu Lunden in Norderdithmarschen 1806 zu ihrem Diakonus, worauf er 1816 als Archidiaconus nach Kiel kam. Die Universität ertheilte ihm später die Würde eines Doctors der Theologie, und die Regierung ernannte ihn an des gestorbenen Consistorialraths Fock Stelle 1835 zum Kirchenpropst und Hauptpastor zu St. Nicolai daselbst.

Er gab heraus:

- Winterpostille. Kiel 1808. 4. Aufl. 1820.  
Sommerpostille. Ebendas. 1815, 2 Thle. Neue Aufl. 1826.  
Die 95 Theses Luthers mit andern 95 Sätzen begleitet. Kiel 1817. (Ein Anschlag an die dasige Uni-

versitätskirche zur Feier der Reformation und als Kügel der Gebrechen der protestantischen Kirche.)

- Bermischte Aufsätze. Kiel 1817.  
Zwei Reformationspredigten. Ebendas. 1817.  
Briefe, meine Theses betreffend. Ebendas. 1818.  
Christologische Predigten. Ebendas. 1821.  
Predigten über das Abendmahl. Ebendas. 1822.  
Neue Winterpostille. Ebendas. 1822.  
Neue Sommerpostille. Ebendas. 1827.  
Gesänge für die Andacht. Schleswig 1829.  
Pastoraltheologie. Kiel 1830—1831. 2 Bde.  
Von der Heiligung. — In neun Predigten. Kiel 1833.

Außerdem einzeln:

Daß es mit der Vernunftreligion nicht-ist. Kiel 1819.

Von der Erlösung. Ebendas. 1830.

Einzelne Predigten, Controverschriften u. s. w.

Streng orthodox aber echt fromm hat Harms einen großen Theil seines Lebens dem Kampfe für die Reinheit des Glaubens und der Kirche nach seinen Ansichten geweiht, und ist, wenn auch nicht stets siegreich, doch stets höchst ehrenwerth aus demselben hervorgegangen. Was er auf diesem Felde geleistet, kommt uns zu beurtheilen nicht zu, da es über die Grenzen dieses Werkes hinausgeht. — Als Kanzelredner aber zeichnet er sich aus durch echt religiöse Begeisterung, Wärme, Innigkeit, Reichthum der Anschauung und gewaltige Kraft der Sprache. —

### Wilhelm Harnisch

ward den 28. August 1786 zu Wiltsnack im Brandenburgischen geboren, widmete sich nach vorhergegangener wissenschaftlicher Vorbereitung dem Studium der Philosophie und Pädagogik, wurde Dr. der Philosophie und Director des Schullehrerseminars zu Breslau, von wo er in gleicher Eigenschaft nach Weisensfeld versetzt wurde.

Seine Schriften sind:

- Der Schulrath an der Ober. Breslau 1814 ff. mit Daniel Krüger.  
Leben des 50jährigen Hauslehrers Felix Kaschorbi. Breslau 1817. 2 Thle.  
Erstes und zweites Sprachbuch. Ebendas. 1818. N. 1832.  
Die Aufzählere. Ebendas. 1819.  
Handbuch für's deutsche Volksschulwesen. Leipzig 1820. 2. Ausgabe 1829.  
Land- und Seereisen für die Jugend. Ebendas. 1821 ff.

Der Volksschullehrer, Fortsetzung. Halle 1823 ff.

Die Weltkunde. Breslau 1817; 4. Aufl. Breslau 1827, 8 Thle.

Das preussische Sachsenland. Weisensfeld 1827, 2 Thle.

Der Himmelsgarten. Ebendas. 1827.

Sonntagsabends des Grafen Ruggenroth. Ebendas. 1827.

Anweisung zum Unterricht im Christenthum. Halle 1828.

Die deutsche Bürgerschule. Halle 1830.

Vollständiger Unterricht im evangelischen Christenthum. Halle 1831. 2 Thle.

Ein sehr tüchtiger Schulmann, der durch That wie Schrift ausgezeichnet wirkte; namentlich ist sein Leben des Hauslehrers Kaschorbi ein, auch für das größere Publikum höchst beachtenswerthes Werk.

### Johann Georg Karl Harrys.

Von ihm ist bloß bekannt, daß er den 19. Januar 1781 zu Hannover geboren wurde, größere Reisen machte und dann in seiner Vaterstadt eine Anstellung als Hospitalinspektor erhielt, wo er jetzt nach erfolgter Pensionirung seinen belletterischen Neigungen lebt.

Er schrieb:

- Politisches Duoblibet oder musikalische Probestücke. Schwank. Hannover 1814 in gr. 8, mit 87 Holzschnitten.

Das Quackstück. Ebendas. 1814.

Taschenbuch militärischer Gesänge. Ebendas. 1822.

Bligableiter für melancholische Gewissensschauer. Ebendas. 1823 in 8.

Taschenbuch dramatischer Blüthen. Ebendaselbst 1825—1827. 3 Jahrg. in 16.

Das Buch mit 4 Titeln. Leipzig 1826. in 8.

Bar bunten Lachtaube. Ebendas. 1829, 2 Bde. in gr. 12.

Gift gegen Langes Weile. Celle 1834. 2 Thle. in 8.  
Die Posaune. Zeitschrift. Hannover 1834. Fdbd.

Ein hübsches, gefälliges, harmloses Talent, das sich

besonders in kleinen Lustspielen und dramatischen Poffen, meist nach dem Französischen, mit Erfolg versuchte.

## Georg Philipp Harsdörfer,

Sproßling eines böhmischen Adelsgeschlechtes, das sich schon seit dem 13. Jahrhundert in Schwaben ausgebreitet und in den dortigen Reichsstädten die höchsten Aemter bekleidet hatte, ward den 1. November 1607 zu Nürnberg geboren. Von seinem durch Gelehrsamkeit und auf vieljährigen Reisen gesammelte Menschenkenntnisse ausgezeichneten Vater erhielt er bei eignen Talenten eine so treffliche Erziehung, daß er schon 1623 mit Nutzen die Universität zu Altorf und 1626 die zu Straßburg besuchen konnte. Nachdem er dann durch 5 jährige Reisen in Frankreich, England, Holland und Italien sich sprachlich, wissenschaftlich und für die Welt ausgebildet, sandte ihn der Rath seiner Vaterstadt 1631 mit deren Abgeordneten nach Frankfurt, wo er sich des ihm geschenkten Vertrauens so würdig bewies, daß er zuerst Assessor beim Untergericht und kurz darauf Mitglied des hohen Rathes zu Nürnberg wurde. Seinem vielseitigen nützlichen Wirken als Staatsmann, Mitglied des Palmsordens, der deutschgesinnten Genossenschaft und der von ihm 1644 mit seinem Freunde Johann Raj (Clajus) gestifteten Gesellschaft der Pegnischäfer setzte sein früher Tod ein Ziel. Er starb den 22. September 1658 geschätzt und gepriesen von seinen Mitbürgern und Fremden, Fürsten und Untergebenen, wegen seiner ungewöhnlichen, vielseitigen sprachlichen, wissenschaftlichen und humanistischen Kenntnisse und geliebt wegen seiner Humanität, Rechtschaffenheit und Tugend.

Wir haben von ihm:

- Diana, aus dem Spanischen. Nürnberg 1634 in 8.  
Frauenzimmergesprächspiele. Ebendaf. 1641. 2 Thle.  
Neu und vermehrt herausgegeben als Gesprächspiele. Nürnberg 1642—1649, 8 Thle. in 12.  
Der schönen Diana 8. Theil, aus dem Spanischen. Nürnberg 1646 in 12.  
Der königliche Katechismus, aus dem Französischen. Nürnberg 1648 in 8.  
Herz bewegliche Sonntagsandachten nach dem Evangelien u. Nürnberg 1649 in 8.  
Poetischer Richter, die deutsche Dicht- und Reimkunst in 6 Stunden einzugreifen. Ebendaf. 1650—1653. 3 Thle. in 8.  
Großer Schauplatz Luks- und lehrreicher Geschichten. Frankfurt 1650. 1651. 2 Thle. in 12.  
Hamburg 1669 in 8, Holländisch. Utrecht 1670 in 8.  
Nathan, Jotham und Simson. Nürnberg 1650 u. 1651, 2 Thle. in 8.  
Herz bewegliche Sonntagsandachten nach den Episteltexten ausgemahlet u. Ebendaf. 1651 in 8.  
Die Fortpflanzung der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft. Ebendaf. 1651 in 4.  
Philosophische und mathematische Erquickstunden. Nürnberg 1651 und 1653, 2. und 3. Thl. in 4.  
(Der 1. Theil war Ebendaf. 1636 in 4. von Daniel Schwenter herausgegeben worden.)  
Großer Schauplatz jämmerlicher Bluts- und Mordgeschichten. Frankfurt 1652. 8 Thle. in 12.  
Hamburg 1666. Holländisch. Utrecht 1670 in 8.  
Historisches Fünfed des Herrn von Bellag u., aus dem Französischen. Frankfurt 1632 in 12.  
Heraklitus und Demokritus u. Nürnberg 1652 in 12.  
Groß Tricimit, oder Vorlegebuch, zum 2. Mal vermehrt und mit neuen Kupfern gezieret. Ebendaf. 1652. in 8.  
Die Offenbarung der verborgenen Wohlthaten Gottes. Frankfurt 1653, 12.  
Der Wäßigkeit Wohlleben und der Trunkenheit Selbstmord. Ulm 1653 in 12.

- Geschichtspiegel oder hundert denkwürdige Begebenheiten. Nürnberg 1654 in 12.  
Refuge's kluger Hofmann. Nürnberg 1655 in 8.  
Ars apophthegmatica, oder Kunstquelle denkwürdiger Lehrsprüche und ergößlicher Hofreden. Nürnberg 1655. 1656, 2 Thle. in 8.  
Deutscher Secretarius. Nürnberg 1656, 2 Thle. in 8. Vermehrte neue Aufl. Ebendaf. 1659. in 8.  
Die hohe Schule geist- und sinnreicher Gedanken, vorgekelt durch Dorotheum Kleuthorum Melopthilum. Nürnberg 1656 in 12.  
Hundert Andachtsgemälde. Ebendaf. 1656 in 4.  
Unter dem Namen Stefan mit Clajus.  
Pegnischisches Schäfergedicht. Ebendaf. 1644 in 4.  
Seine wichtigsten lateinischen Schriften sind:  
Cato Noricus, in obitum J. F. Löffelholzii. Norimbergae 1604. 4.  
Porticus virtutis. Ibidem 1641. 4.  
Specimen philologiae Germanicae. Ibidem. 1646. 12.  
Sophista sive Pseudopolitica et Logica sub schemate Comoedias representata. Ibidem 1647. 12.  
De quadratura Circuli. Ibidem 1652. 4.

Harsdörfer's Wesen und Leistungen werden von Bouterwek (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Th. 10. S. 180. folgd.) treffend mit folgenden Worten charakterisirt: Für einen vortrefflichen Dichter wurde H. zu seiner Zeit, eben so allgemein als für einen großen Gelehrten, gehalten. Er war weder das Eine noch das Andere; denn seine Gelehrsamkeit bestand nur in einer sehr ausgebreiteten, aber auch sehr oberflächlichen Belesenheit, von der er als gewandter Schriftsteller reichlichen Vortheil zu ziehen wußte; und seine poetischen Schriften sind, ein Paar Liedchen ausgenommen, nur Versuche, gemeinnützige Wahrheiten, nach seinem Geschmacke, auf eine sinnreiche Art einzukleiden. Ueberhaupt galt diesem lebhaften Kopfe das Sinnreiche nächst dem Gemeinnützigen über Alles. In jedem seiner poetischen sowohl als prosaischen Producte sollte sich eine besondere Art von Witz zeigen. Seine Muster waren die damals glänzenden, schönen Geister aus den witzenden Schulen des Marino und Lorebano. Aber ungeachtet der vielen, oft kleinlichen, oft ganz geschmacklosen Spielereien, denen Harsdörfer, um immer geistreich zu erscheinen, sich hingab, blieb er ein verdienstvoller Mann von kräftigem und gesundem Verstande.

Vergl. — Ueber Harsdörfer's Leben und Schriften in Reitzner's Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lecture, Jahrgang 1783. St. II.

### Die verliebte Selbst-Mörderin \*).

Die Liebes-Neigung bey der Jugend kan mit Fug blind genennet werden, indem der Verstand dadurch so geblendet und vertundelt wird, daß ein solcher auch wieder sich selbst zu wähen und zu rasen pferget, daher Strach recht ermahnet, man solle doch in allen Sachen das Ende bedenken, so werde uns solches von den Sünden abhalten. Wann man aber tollkühn durchbrechen will, so setzet man sich unbedacht in Leibs und Seelen Gefahr, wie unter andern, auch auß folgender Geschichte zu sehen sehn wird.

2. Ein Rechtsgelährter zu Orleans hatte eine sehr schöne

\*) Aus G. P. Harsdörfer's großem Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten. Hamburg 1666. S. 511 fgd.

Tochter, Namens Margarita, welcher hüßliche und holdselige Sitten über alle maßen liebte ein Student, Wilhelm genannt, dessen Jugend gute Geberden und Verstand der Jungfrauen nicht entgegen waren. Einsten, als sie mit andrer Gesellschaft spazierten, und dem Studenten zu singen aufgeleget wurde, sein Pfand in dem Gesprächspiele wieder zu lösen, hat er ein Liedlein folgendes Inhalts von dem Irrgarten, bey welchem sie waren, hören lassen.

1.

Meine Sinne sind verwirret,  
und auff jedem Weg verirret,  
mehr als dieser Labyrinth.  
Ich pfleg' bin und her zu wallen,  
bald zu sehen, bald zu fallen,  
folgend einem blinden Kind.

2.

Ich bin Ihesus welcher irret,  
den der Zweifel's Gang verwirret;  
aber auß dem Labyrinth,  
werd' ich durch den Faden wallen,  
Kriabne zu gefallen,  
den ich an den Eingang bind.

4. Nach deme nun unter diesen zweyen auß der Kundschaft Freundschaft, auß der Freundschaft Vertraulichkeit, auß der Vertraulichkeit brünstige Liebe worden, sind sie bey einer Waise der Margareta vielmals zusammen gekommen, weil ihr Vatter ein ernstlicher Mann, und die Studenten in seinem Hause nicht gerne gesehen, sondern als unverschämte Mücken von dem Honig-Bar verjaget. Beeder Verliebten Abscheu war der S. Ehestand, und hetten lieber tausend Tod gewünschet, als sich sündlich zu verzeissen. Auff einem Abend sang er in sein Lautenspiel folgende Verselein.

## Sonnet oder Klingreimen.

Du bist mein treuer Feig, O finstre Schatten Nacht!  
Du weißt was ich erbit' in meinem jungen Herzen.  
Du heßst meine Klag' indem ich bin erwacht,  
und weißt wie mich der Traum pflegt in dem Schlaf zu scherzen.  
Ich spüre fort und fort der Liebe starcke Macht,  
ich schau, als mich bedünkt, Cupido Flammen Kerzen.  
Wann ich die schöne Sonn' entschlaffend hab betracht,  
so brennet mich die Glut mit angenehmen Schmerzen.  
Wann kommt doch der Tag, der meine Plage heilet?  
Wann kommt doch die Zeit, die meinen Sinn vergnüget?  
Was mir das Recht versagt, der Schatten Traum ertheilet,  
und mit der Liebsten Bild erfreuet und betrüget.  
Wann kommt doch die Stund, das Monat oder Jahr,  
Daß dieser falsche Traum im Werke werde wahr.

5. Hierdurch wurde auch anders theils die Liebes-Neigung ausgewürdet, daß diese beide je mehr und mehr entbrannten durch die Poetischen Gedichte (welche jener mit Fug der Liebe Zunder und Schwefel: Holz genennet) gleichsam angezündet. Diese vapiereene Waare, ich sage die Verse, sind dem Studenten unschwer gefallen, und hat er keine Begehrtheit unterlassen, solche anzubringen. Als sie auff eine Zeit mit einander spazierten, und Margareten's Rößlein angetroffen, hat er ohne vorwissen, folgendes Inhalts gesungen.

1.

Mir behaget lieb zu kosen  
diese Margariten Rosen.  
aller Blumen Ruhm und Preis.  
Ich betrachte mit verlangen  
ihre Farbe roth und weiß  
wie der Margariten Wangen.  
Dieser holden Blumen Ruch,  
ist mein allerliebste Ruch.

2.

Eine Musa mir beliebt,  
die mich in den Bergen lübet.  
Was die andren mögen seyn  
laß ich in der Schule stehn,  
als gemalter Göttin: Stein:  
Diese pflegt mit mir zu gehn.  
Sie erfreuet meinen Mut,  
mit der Schönheit Heurat-Gut.

3.

Mir behaget ihre Jugend,  
ihr Verstand und ihre Jugend.

ihre Stimm und roter Mund,  
ihre Lippen und Geberden  
welken ihres Herzen Grund,  
dem Herklichsten auß der Erden,  
doch verlang' ich nichts nicht mehr,  
als was willigt Zucht und Ehr.

7. Also hat sich dieser, beeden jungen Leuten Liebe wohl angefangen, und wie wir melden wollen, sehr übel geendet. Ich sage junge Leute, dann die Jungfrau nicht über 18. der Student aber bey 20. Jahren auff sich hatte. Als sie nun fast täglich miteinander Sprache zu halten pflegten, ist bey vielen so sie gesehen, ungleicher Verdacht entstanden, daß die Waise, in welcher Behausung sie zusammen gekommen, Margareta gewarner, sie sollte zu böser Nachrede nicht Ursach geben, und gedenden, daß solche ihrem Herrn Vattern zu Ohren, und sie dadurch in große Ungunst kommen konte. Die Jungfrau antwortete, daß ihre Liebe zu ehlicher Verbindniß zielt, und in den Schrancken der Erbarkeit verbleibe, daß sie sich also dieses Studenten nicht zu schämen. Diese Waise verwunderte sich, über diesen Schluß, und wies sie auff ihre Eltern einwilligen, unter welcher Gewalt sie were, und nicht leicht geschehen lassen würden, daß sie ein Fremder sollte außser Land führen ic.

8. Nachdem ihr nun die Waise versprochen, mit ihrem Bruder von ihrer Berechtigung zu reden, fügte sich, daß der alte Rousson, der Margarita Vatter im verbergenden seine Tochter in des Studenten Armen ersihet, deswegen er sich zwar sehr erzörnet, doch vorher gegangen und seinen Grimm außzuschütten andre Gelegenheit erwartet. Als er nun nachgefraget, wer dieses Studenten Eltern, und erfahren daß es eine anständige Heurat für seine Tochter, hat er doch versprochen, sie ihme nicht zu lassen, weil er ihn nicht ansprechen, und wie gebräuchlich, die Werbung bey ihme eh angebracht, als er zu ungleichen Gedanken und bösen Nachreden Ursach gegeben.

9. So bald nun Margareta nach Hause kommet, verbiethet ihr Vatter, daß sie ohne Gesellschaft ihrer Mutter nicht mehr auß dem Hause gehen sollte, bei Verlust seiner Gunsten, und Enterbung seiner Güter. Hierauff antwortete sie gar sehr verständig, daß ihme, als einem Vatter gebühre Befehle fürzuschreiben, ihr als seine Tochter demselben zugehoramen. Der Mutter hatte er auch Befehl gethan, sie sollte dieser den Raum nicht mehr so lang lassen, daß die Freyheit der Jugend ein rechter Irrgarten, darinnen sie sich leichtlich verlieren können.

10. Was nun vorgegangen, berichtet Margareta an ihren Studenten, und sendete ihm den Brief durch ihre vertraute Magd zu, benebens Versicherung, daß sie in ihrer Liebe beständig bleiben wolte, und keinen, oder ihn zu einem Ehegatten haben. Er hingegen verschriebe sich zu ihrem lebigen Knecht, der biß in den Tod der ihrige verbleiben würde, ic. So bald sie solches verstanden, hat sie sich endlich entschlossen, lieber zu sterben, als einen andern zu freyen, und ein Densmal zu hinterlassen, daß die Eltern der Kinder Willen nicht tyrannistren, und ohne genugsame Ursachen, zwingen und gewaltigen sollen.

11. Der Vatter hatte sie nun einem andern versprochen, deme sie nicht widersprechen dörffen, und wurde der Tag ihrer Trauung benennet, darauff sie sich auch gefast machte, und die Nacht darvor an ihren Vatter und an ihren Liebsten Briefe geschrieben, in welchen sie von ihnen mit erbärmlichen Worten Uelaud nahm, und in ihren schändlichen Kleidern, als eine Braut geschmückt in dem Hof auff: und abspazirte, und sich nach etlichen vermeintlich andächtigen Gebetten, von dem bösen Geist so verblendend lassen, daß sie sich in den Brunnen zu stürzen gewillet, und als sie ihre Magd von sich geschiedet ein Wetuch zu holen, hat sie gesagt: Mein Liebster, weil ich mit dem Munde gewilliget, einen andern als dich zu lieben, so will ich auch mit dem Munde hassen, und dadurch mein Leben enden.

12. Nach diesen Worten wendet sie sich gegen ihres Vatters Schlafkammer, und schrey mit lauter Stimme: Komm nun du tyrantischer Kinder-Mörder, schau an das Opfer deiner einzigen Tochter! Wann du meinen Tod bereuest, so soltu wissen, daß deine Grausamkeit dergleiche verbienet hat. Mit diesen Worten, weil sie ein Geräusch in der Kammer gehört, und ihre Magd wider kommen, hat sie sich in den Brunnen gestürzt. Die Magd und der Vatter sind zwar fast unbeliebt zugelauffen, haben ihr zugeruffen, und sie gebetten, sie sollte sich an die Brunnen Eimer halten und versprochen, alles zu thun was sie wolte, sollte doch nur sich selbst nicht umb das Leben bringen. Sie aber hat geschrien: Mein Gott erbarm dich meiner! und so starck sich an dem Brunnen Eil gehalten, daß der Vatter und die Magd sie widerumb herauf gezogen.

13. Weil sie sich nun zerflossen und zerfallen hatte, war



zwar der Vater widerum ein wenig getrübt, keßte sie in ihre Kammer tragen, und verhoffte ihrer Genesung; sie aber erkannte ihre Sünde die sie wider Gott, ihre Eltern, und wider sich selbst begangen, begehrte deswegen ihren Beichtvater, der sie nach wahren Zeichen der Buße, Gottes Barmherzigkeit versichert, und hat sie also mit andruchendem Morgen ihren Geist aufgegeben. Der Vater hat den hinterbliebenen Brief gelesen, und bitterlich darüber geweinet, wie auch ihre Mutter, die doch an der That nicht schuldig war, und ihrem Mann vielmals gesagt, daß er in seinem hohen Alter noch nicht studiret, wie einer verlebten Jungfrauen um das Herz sey. Über diesen Todesfall hat sich am meisten betrübet der Student,

welcher auß den hinterlassenen Brieflein verstanden, daß sie wegen seiner Lieber sterben, als einem andern zu theil werden wollen, darüber er folgende Grabchrift gestellet.

14. Unter den berühmten Frauen,  
hat Lucretia die Ehr:  
so der reinen Keuschheit Lehr,  
durch den Selbstmord lassen schauen.  
Aber unter den Jungfrauen  
hat die Margaris den Preis  
die bekändig ohn Geheiß,  
ihr den Tod selbst wollen trauen.

### Johann Hartlieb. f. Meistersänger.

#### Andreas Hartmann.

Von ihm weiß man bloß, daß er gegen Mitte des 17. Jahrhunderts zu Leipzig geboren wurde und als Geheimsekretär des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeig starb.

Er schrieb unter dem Namen Hylas:

Luftiger Schauplatz von einer händischen Gesellschaft. Hamburg 1650,  
eine Sammlung von komischen Poesieen, die nicht ohne Talent gebichtet sind.

#### Anton Theodor Hartmann

ward 1765 zu Düsseldorf geboren, studirte Philologie und Theologie und wurde 1797 am Gymnasium zu Soest als Konrektor angestellt. 1799 erhielt er den Ruf als Prorektor des Friedrichsgymnasium zu Herford und kam von hier 1811 als Dr. der Theologie und ordentlicher Professor der Theologie nach Rostock, wo er 1815 zum Konsistorialrath und Universitätsbibliothekar ernannt wurde.

Er schrieb:

Das Ideal weiblicher Schönheit bei den Morgenländern. Düsseldorf 1798 in 8., mit 1 Titelskupfer.

Asiatische Perlenkranz. Berlin 1800. 2 Thele. in 8. Richa, übersezt. Lemgo 1800.

Morgenländische Blumenlese. Berlin 1802. Neue Aufl. Leipzig 1806 in 8. mit 1 Kupfer.

Die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel. Münster 1802, in 8.

Früchte des asiatischen Geistes. Ebenbas. 1803. 2 Thele. in 8.

Aufklärung über Asien. Oldenburg 1806. 2 Thele.

Die Hebräerin am Pustische und als Braut. Amsterdam 1809. 1810. 3 Thele. in 8. mit 9 Kupf.

Diaf Gerhard Tschfen. Bremen 1818 u. 1819. 2 Thele. mit 1 Beilage.

H. erwarb sich ausgezeichnete Verdienste um die nähere Kenntniß des Orients und der Literatur desselben, die er nicht bloß dem Gelehrten vom Fach, sondern jedem Gebildeten zugänglich zu machen suchte; er entwickelte bei diesen Bestrebungen eben so gründliche Gelehrsamkeit als feinen Geschmack.

#### Johann David Hartmann

ward den 1. Juni 1761 zu Achtersleben geboren, studirte zu Helmstädt und Halle Philologie und Theologie und wurde, nachdem er mehrere Jahre als untergeordneter Lehrer an ähnlichen Anstalten zu Halberstadt und Berlin angestellt gewesen war, 1790 Direktor des Gymnasiums zu Wieselb., 1794 wurde er zum Prior von Amelungborn und Direktor und Professor der vereinigten Kloster- und Stadtschule zu Holzminde ernannt und starb daselbst den 4. December 1801.

Seine Schriften sind:

Römische Erzählungen in Versen. Berlin 1785.

Der Patriot am Grabe Friedrichs. Ebenbas. 1786.

Werkwürdige Geschichte eines niedersächsischen Edelmannes. Ebenbas. 1789. 2 Thele.

Handbuch für Deutschlands Söhne und Töchter. Ebenbas. 1790.

Kulturgegeschichte der vornehmsten Völker Griechenlands. Lemgo 1796—1800. 2 Thele.

Versuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von den ältesten Zeiten an. Leipzig 1797, 1798. 2 Bde. in gr. 8.

Ein geistreicher, gründlich gebildeter Schriftsteller, wußte sich H. zu seiner Zeit die Gunst des Publikums, namentlich durch seinen „Patrioten am Grabe Friedrichs II.“ zu erwerben. Seine historischen Schriften sind dagegen zwar die Früchte tiefer und mannichfaltiger Studien, es fehlt ihnen aber an gewandter Anordnung und klarer Zusammenstellung. —

### Gottlieb David Hartmann

ward 1752 zu Ludwigsburg geboren, studirte zu Tübingen Philosophie und Theologie und wurde durch Vermittelung Sulzers am Gymnasium zu Mitau in Kurland als Professor der Philosophie angestellt. Er starb daselbst den 6. November 1776.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Pforten 1777. 2 Thle.

Hinterlassene Schriften, herausgegeben von C. F. Wagenheil. Gotha 1779 in 8.

Hartmann's Gedichte beurkunden Talent und Kraft, namentlich im Gebiete der Dbe; leider aber verhinderte sein frühzeitiger Tod die Entwicklung und Reife seiner glücklichen Anlagen.

### Lorenz Leopold Haschka

ward den 1. September 1749 zu Wien geboren, wurde Jesuit und nach Aufhebung dieses Ordens Rector an der kaiserlich königlichen Bibliothek und Professor an der thesesianischen Ritteracademie zu Wien. Er starb daselbst als Pensionär den 3. August 1827.

Er gab heraus:

Gedicht auf Ritter Glud. Wien 1775 in 4.

Am Guldigungstage den 6. April. Ebenbas. 1790 in 4.

Lauden besungen. Ebenbas. 1790.

Das gerettete Deutschland. Ebenbas. 1795.

Cynikion auf Stark. Ebenbas. 1789.

Ehrenrettung des Kaisers und Klopstocks. Ebenbas. 1782.

Aufruf der deutschen Schriftsteller wider Nicolai. Ebenbas. 1787. Außerdem mehrere Gedichte in Zeitschriften, Almanachs u. s. w.

Ein unbeholfener und geistloser Nachahmer der Obendichter Mastaler und Denis, seiner Landsleute, ist schon bei seinen Lebzeiten wieder in Vergessenheit gesunken, und wird nur noch genannt, wenn Literat.-Historiker die Dichter und neben diesen auch die Verkünster aufzählen, welche das vorige Jahrhundert in Oesterreich hervorbrachte.

### Friedrich Traugott Hase

ward den 16. Februar 1754 zu Steinbach im Schönburgischen geboren und studirte, nachdem er auf der Schule zu Altenburg sich classisch vorbereitet hatte, zu Leipzig die Rechte. Er wurde dann als Registrator und Viceactuar beim Justizamt zu Dresden angestellt, erhielt 1788 eine Geheimsekretärstelle im Domestiquen-Departement, wurde 1807 Kriegsrath, 1808 geheimer Cabinetssekretär und starb daselbst den 9. Februar 1823.

Von ihm erschien:

Die ehrlüchtige Stiefmutter, Trauerspiel aus dem Englischen. Frankfurt und Leipzig 1773.

Der Risikoverstand, Lustspiel nach dem Englischen. Dresden 1779.

Gustav Aldermann, dram. Roman. Leipzig 1779. 2 Thle.

Friedrich Mahler. Ebenbas. 1781. 2 Thle.

Musenalmanach, herausgegeben von. Leipzig 1776—1778.

Seine unbedeutenden poetischen Leistungen, die einen sehr niederen Rang einnehmen, geriethen noch vor dem Tode ihres Verfassers bereits in völlige Vergessenheit.

### Karl Hase

wurde am 25. August 1800 zu Steinbach im Königreich Sachsen, wo sein Vater Pfarrer war, geboren. Er studirte in Leipzig, Erlangen und Tübingen, ward auf der letzteren Universität 1823 Privatdocent, 1829 aber außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig und 1830 außerordentlicher Professor der Theologie in Jena. Nach dem Tode des Geh. Kirchenrath Schott trat er hier 1836 als ordentlicher Professor in die theologische Facultät und lehrte fortwährend mit großem Beifall.

Seine Schriften sind:

Des alten Pfarrers Testament. Tübingen 1824.

Lehrbuch der evangelischen Dogmatik. Stuttgart 1826.

Vom Justizmorde, ein Votum der Kirche. Leipzig 1825.

Enosis oder Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeinde. Leipzig 1827—1829. 3 Bde.

Die Leipziger Disputation. Leipzig 1827.

Hutterus redivivus oder Dogmatik der evangelischen Kirche. Leipzig 1829, 3. A. Ebenbas. 1836.

Das Leben Jesu. Lehrbuch für akademische Vorlesungen. Leipzig 1829. 2. A. Ebenbas. 1835.

Sachsen und seine Hoffnungen, von Karl von Steinbach. Leipzig 1830.

Theologische Streitchriften. Leipzig 1834—37. 3 Bde.

Kirchengeschichte. Leipzig 1834. 3. A. Ebenbas. 1837.

In seiner theologischen Bildung hat sich H. zunächst an Herder angeschlossen: seine Richtung ist vorzugsweise eine zwischen Geschichte und Philosophie, Glauben und Wissen, alter und neuer Zeit, versöhnende, wobei ihm doch gefehlet ist, daß er mit den Häuptern der einander entgegengesetzten theologischen Schulen in einen offen und würdig geführten literarischen Streit gerieth. — Scharfsinn, Klarheit, Kraft der Rede und ein dem behandelten Gegenstande stets angemessener, oft begeisterter und bilberreicher Styl sind seinen Schriften eigenthümlich und machen sie auch für Laien zu einer eben so belehrenden als anziehenden Lecture.

Von der heiligen Schrift\*).

Den Hauptgegensatz wider die katholische Auctorität der Kirche, und wider die Eingabe der Ruffiker an den dunkeln Lieb einer vermeinten wunderbaren Erleuchtung, enthält der altprotestantische Grundsatz von der höchsten Auctorität der Schrift, sowohl zur Feststellung von Glaubensartikeln, als zur Entscheidung bei Streitigkeiten über dieselben. In dieser ursprünglichen Bedeutung eines Gegensatzes steht er unverrückt, innerhalb der Kirche aber mußte seine Bedeutung, die in ihrer Unbedingtheit auch allezeit mehr dem Worte als der That nach gegolten hat, mit dem Zweifel an wörtlicher Eingebung der Schrift sich eigenthümlich gestalten: denn unbedingt in seinem Glauben kann sich ein freies Wesen nur der göttlichen und unfehlbar überlieferten Wahrheit hingeben, und auch ihr nur darum, weil sie der Wahrheit in seinem eignen Gemüthe entspricht. Daher dürfte man wohl fragen, ob denn dieser Grundsatz vom alleinigen Ansehen der *S.* Schrift in ihr selbst ausgesprochen sey? wie er es nicht ist, und nach den geschichtlichen Verhältnissen der Abfassung ihrer einzelnen Bestandtheile nicht seyn kann. Wenn aber nicht, so hat ihn noch weniger die Kirche dichten können, denn dieses wäre ja eben ihre unbedingte Nachvollkommenheit, daß sie das höchste Gesetz des Glaubens willkürlich aufstellte. Seine bestimmte Geltung kann also nur durch die Macht der Intelligenz selbst aus innerer Nothwendigkeit anerkannt werden, und diese besteht darin, daß wir kein andres Denkmal haben, in welchem uns das ursprüngliche Christenthum sicher überbracht worden wäre, als die *S.* Schrift. Da nun das Christenthum einestheils die Religion selbst, andertheils eine bestimmte historisch von Christo ausgegangene Religion ist: so kann sich ein christlicher Glaubenssatz nach seiner innern und religiösen Beziehung allerdings im religiösen Gemüthe allein als wahr erweisen, nach seiner äußern und historischen Seite aber nur durch seine bestimmte Verbindung mit dem im Neuen Testamente verbürgten Christenthume. Eine unbedingte Ewigkeit der Sollenstrafen z. B. wird jetzt unter den Zeitgenossen allgemein bezweifelt kraft des religiösen Gemüthes, das dieselbe weder mit dem Glauben an menschliche Freiheit, noch an göttliche Barmherzigkeit zu vereinigen weiß; forschen wir aber in der Schrift, so entscheidet diese zwar nicht durchaus in genauen Ausdrücken, aber in alle Weise mehr für, als gegen die Ewigkeit. Dagegen die Verehrung Marias kann im religiösen Gemüthe nirgends als nothwendig erwiesen werden. Fragen wir wegen ihrer historischen Beziehung beim Neuen Testamente an, so finden wir in demselben, erst eine in sich gefehrte jungfräuliche Herrlichkeit, dann ein treues Mutterherz; eine Himmelskönigin nirgends: und verwerfen daher jene Verehrung mit gutem Rechte. Solches bedingte Ansehen der *S.* Schrift ist schon früher als eine historische Nothwendigkeit dargezogen worden; \*) in seiner Unbedingtheit aber, wie es von einigen Kirchenlehrern eigentlich nur gegen Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, bei der Verweisung an der Kirchenlehre, geltend gemacht wurde, war es doch nur eine Erstarrung, wenn auch in einer schönen Vergangenheit, während das Christenthum eine starke und lebendige Gegenwart seyn will, nicht beschlossen in der Schrift, sondern lebendig in jedem Christenherzen. Wenn wir aber in diesem die höchste Entscheidung über religiöse Wahrheit suchen, so ist zu bedenken, daß es ja nicht der vereinzelte menschliche Geist ist, sondern der im Christenthume erzogene, vom christlichen Geiste erfüllte, (sonach das Christenthum oder der *S.* Geist selbst in seiner individuellen Wirklichkeit, der über den christlichen Glauben entscheidet; entscheidet eben für seinen individuellen Glauben und für alle diejenigen, die sich von der Wahrheit seines Wortes überzeugen, also frei entscheiden gleich ihm. Und so hat es Christus verheißt, nicht daß die Schrift, sondern daß der Geist uns in alle Wahrheit führen solle. \*\*)

Das herrlichste Denkmal dieses Geistes aber ist die *S.* Schrift. Der Sieg unsrer Kirche ist größtentheils auf die Macht der Einsicht und öffentlichen Meinung gegründet, welche Luther durch die deutsche Bibelübersetzung gewann. Der Abfall des Papstthums vom wahren Christenthume wurde dadurch allem Volke klar. Deshalb ist in unsrer Kirche vom Anfange üblich gewesen, das Lesen in der Schrift auf alle Weise zu begünstigen, und wir behaupten in dieser Beziehung die Wirksamkeit derselben zur Lehre, Befragung und Beruhigung. Die katholische Kirche dagegen hat seit den Zeiten des Papstes Innocenz III. mehrmals Bibelverbote erlassen; denn früher von den Kirchenvätern wurde das Lesen der *S.* Schrift vielfach empfohlen und befördert, wenn es schon bei dem hohen

Preise geschriebener Exemplare und bei der Seltenheit literarischer Bildung überhaupt nicht verbreitet seyn konnte. Das katholische Verbot bezieht sich aber weder auf den Grundtext, noch auf die alte lateinische Uebersetzung, welche unter dem Namen der *Vulgata* in der römischen Kirche herkömmlich ist, und nach dem Concilium von Trident über dem Grundtexte steht, nach den neuern gelehrteren Theologen demselben nur als die beste von den vorhandenen Uebersetzungen beigeordnet ist: sondern es betrifft Uebersetzungen in die Volkssprache, und macht das Lesen derselben für Laien von dem Ermessen ihres Reichthums abhängig. Es wird gerechtfertigt, aber entschuldigend, dadurch, daß die Bibel für die Kirche, nicht für den Einzelnen bestimmt sey, und zum rechten Verständnisse der kirchlichen Auslegung bedürfe. Den katholischen Bischöfen ist in der That eine gewisse Scheu vor der *S.* Schrift nicht ganz zu verdrängen, denn sie ist allezeit die treue Bundesgenossin des Protestantismus gewesen, und wie damals in der großen Volksbewegung der Reformation, so hat noch oft im kleinen Kreise eine Bibel, die in ein Haus kam, uns Freunde erworben: dennoch, nach dem durch die Sitte der deutschen und gallischen Kirche Bibelübersetzungen allgemein in die Hände des Volkes gekommen sind, mußte es für eine sonst der römischen Curie nicht gewöhnliche Unklugheit gehalten werden, daß in unsern Tagen Pius VII. noch einmal wagte, ein Bibelverbot auszugeben zu lassen. Denn, mögen dergleichen Maßregeln noch so sehr aus dem Grundsatze dieser Kirche gerechtfertigt werden, so ist es doch für den gesunden Volksverstand anstößig, daß Gottes Wort zu lesen verboten seyn soll. Zumal ist unklug, gefährliche Maßregeln zu ergreifen, wenn ihre Ausführung unmöglich ist, wie diese gegen den Einfluß der Bibelgesellschaft. Wir aber mögen uns ihrer freuen, die das Evangelium verkündet, wie einst am ersten Pfingstfeste, in allen Sprachen der Wüster mit den feurigen Zungen der Presse. Mehr zwar, als daß die brittischen Secretäre dieser Gesellschaft vom Pfennige des Armen reiche Schätze ziehen, ist zu bedauern, daß nicht zugleich durch Einleitungen und kurze Anmerkungen für das Verständniß der Schrift gesorgt wird, da, wenn man frage: Verstehst du auch, was du liest? wohl mehr als ein Aethiopier antworten würde: Wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet? \*) Jedenfalls ist die gewöhnliche Ausflucht der Bibelgesellschaft, daß zu Gottes Wort keine Menschenthat kommen solle, nur eine fromme Redensart. Denn, was man auch unter Gottes Wort verstehe, wenn nicht Menschenzuthat hinzukommt, d. h. wenn nicht Menschen es in sich aufnehmen, verstehen und einander erläutern: so liegt das Gotteswort, bei aller Ehrfurcht, unter der Bank. Indes bei dem Zwiespalte der theologischen Meinungen würde ohne dieses Aufsehen einer jeden That allerdings unmöglich seyn, daß die Bibelgesellschaft die Kräfte der verschiedensten Parteien für ihren welt-historischen Zweck vereinte; daher unbillig wäre, über dem Wunsche des Bessern das Gute zu verkennen. Mögen sie das Wort verbreiten, zu seiner Zeit wird's auch erklärt werden.

Durch das gemeine Christenrecht, die ganze Schrift zu lesen, ist aber der Nutzen von Bibelausgaben keineswegs aufgehoben, wenn sie nur gemacht werden in eben so großartiger, als der Weise unsers Volkes vertrautem Sinne. Zwar hat Reinhard mit Recht behauptet, daß kein Jota in der *S.* Schrift vergeblich liege, die Geister sind verschieden, den Einen ergreift das Erhabene: „Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht; oder: Gott ward Fleisch; Gott ist die Liebe;“ den Andern das Kleinliche, wenn Paulus schreibt: „Trink nicht mehr Wasser, sondern brauch ein wenig Weines um deines Magens willen:“ es kommt ihm während vor, daß der Apostel, mit dem Blicke, der nur gen Himmel gewandt ist, und der hoch über Leben und Tod um kein Heil sich kümmert, als um das ewige, doch mit so freudlichem Sinne auch das kleine irdische Bedürfnis seines jungen Freundes beachtet. Dem noch enthält das Alte Testament Sitten des Morgenlandes und Verbrechen eines hartnäckigen Volkes in einer nackten Darstellung, die dem Geschichtsforscher von hohem Werthe, aber für ein Volksbuch ungeeignet ist. Man hat Bibeln in die Gefängnisse vertheilt: die Verbrecher haben sich an jene anstößigen Geschichten gehalten, und mit hochgefeierten Personen des Alten Testaments, die sie als Genossen ihrer Thaten aufgespürt hatten, ihre Richter in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Das Alte Testament ist nur in einem Auszuge zu verbreiten, der nicht übergeht, was als Denkmal einer wahren Frömmigkeit und als Bild des hebräischen Volkslebens angesehen werden kann. Das Neue Testament hingegen ist nach Abfassung und Inhalt für die ganze Christenheit geeignet; nur der Brief an die Hebräer und die Offenbarung Johanns, so schön und bedeutungsvoll in ihrem wahren Verständnisse sie stehen als Schulen der Vergangenheit und der Zukunft, sind doch wegen ihres

\*) Aus Hase's Gnosis Bd. III.

\*\*) B. I. S. 34.

\*\*) Joh. XVI 15.

\*) Apok. Gesch. VIII; 60 f.

naheliegenden Missverständnisses schon in den ersten Jahrhunderten vom kirchlichen Gebrauche meist ausgeschlossen worden.

Es ist aber eine große Sache um dieses biblische Wesen, wie es noch heutzutage auf dem Lande ist, und allgemein unter unsern Vätern war. Unser Volk es diese Bildung ist davon ausgegangen. Die Griechen achteten mit Recht für ein großes Glück, daß ihr ganzes Volk mit dem Helbengebichte Homers vertraut war, denn das ganze Volk wurde dadurch aufgenommen in einen Kreis gleichmäßiger Bildung, innerhalb dessen jede Beziehung, so geistreich sie auch war, verstanden wurde. Ich halte es für ein größeres Glück, daß unser Volk vertraut ist mit dem Helbengebichte Gottes und der Menschheit, jeder Anklang an dasselbe klingt wieder in des Volkes Herzen, und ein Mann des Volkes, der seine Bibel recht versteht, kann es darauf wagen, für jedes Verhältnis des Lebens durch biblische Beziehungen ein sicheres Verständnis zu finden. Darum wer wissen will, was die S. Schrift ist, Lehre, Trost, Beruhigung, Strafe, Weisheit, der gehe in die Häuser unsern Volkes, oder wo irgend 2 oder 3, wären es auch Separatisten, in Jesu Namen versammelt sind. Mancher hat mit dem kleinen Bereiche seiner Dorferfahrung und dem großen seiner Bibelfestigkeit, so wisse gesprochen, so edel gehandelt, und ist so heiter gestorben, als mancher Weltweise. Da ist keine Frage, die nicht eine Antwort in der Schrift, keine Lage, die nicht ein Beispiel und in demselben ihre milde Lösung fände. Wie viele Jünglinge hat nicht Joseph bewahrt, wie viele Dulder Drob gestärkt, und der barmherzige Samariter hat eine Nachkommenschaft, so groß als sie Abraham verheißten war. Denn das ist dem Volksverstande, der Leben und Begriff nicht zu scheiden liebt, eigentümlich, daß nicht die allgemeine Lehre ihn ergreift im Augenblicke der Entscheidung, wohl aber der lebensfrische Spruch und das lebendige Beispiel. Eine Glaubenslehre ist ein Herbarium vivum, d. h. eine wohlgeordnete Sammlung eingeleger, vertrockneter Blumen; in der S. Schrift ist der ganze Frühling. Man könnte dies als eine fast wunderbare Art der Deutlichkeit beschreiben, daß jeder Grad eines nur gesund gesunden Menschenverstandes und Herzens sein höchstes Maß von Verständnis und Erbauung in der S. Schrift finde, wenn nicht Ähnliches auch bei andern guten Büchern vorkäme, daß in den Tagen unserer ersten Jugend sie unser ganzes Herz erfüllten, wir meinten ihnen genug zu thun, weil sie uns genug thaten: als wir aber nach Jahren sie wieder lasen, da waren sie groß gewachsen mit uns, ihr Gesichtskreis hatte sich erweitert wie der unsre; und das sind wohl eigentlich die rechten Bücher. Es ist mit der Bibel vielleicht jedem, der eine Weile mit ihr gelebt hat, geschehen, daß er mit irgend einem Spruche recht eigentlich vertraut war, und dennoch als ihm selbst ein neues Gefühl und eine neue Beziehung des Lebens aufging, offenbarte auch der Spruch eine ungetanne Tiefe, dadurch das erste Verständnis nicht falsch, aber doch nicht allseitig erschien, und dahinter liegt's noch ahnungsreich. Die S. Schrift ist wie der Himmel, von dem sie stammt, oder doch zeugt: das blödeste Auge sieht hinauf, sieht Sterne, sie leuchten ein durch das Auge in's Herz und reden von der Unendlichkeit; der Außerblick sieht dieselben Sterne, nur mehr, nur klarer; und das mit aller Kunst der Wissenschaft geschärfte Auge sieht wiederum Sterne, erkennt ihre Gesetze, mißt ihre Bahnen, trägt neue und neue Gestirne ein in unsre Himmelkarte, steigt höher und höher, aber darüber liegt immer noch das Unendliche.

### Ueber das Verhältnis von Kirche und Staat.

Betrachten wir den Staat bloß als Sicherungsanstalt des Rechts durch Gewalt, so ist seine Unterscheidung von der Kirche vollkommen klar: er gewährt und beschützt, nach der Ansicht unsrer Vorfahren, die irdischen, sie die geistigen Güter. Allein offenbar hat das wirkliche Staatsleben diese Theorie bereits überschritten, welche allein noch von einigen liberalen Lehrern des Staatsrechts vertheidigt wird, aus Sorge, einem tyrantischen Einflusse des Staates auf alle Verhältnisse des Lebens das Wort zu reden, indem sie nicht bedenken, daß, wenn der Zweck des Staates über die bloße Rechtssicherung hinaus geht, seine Wirksamkeit auch durch ihre Gegenstände eigentümlich bedingt wird und nicht in bloßer Zwangsgewalt bestehen kann. So wird die Beförderung des Handels und der Wissenschaft, ohne die ein Staat in unsrer Zeit seinem Untergange entgegengeht, aus bloß rechtlichem Gesichtspunkte nur künstlich und unzureichend als Staatspflicht erwiesen, aber ihrer Natur nach schließt sie auch jeden Zwang aus. Daß nun ein Staat nicht bloß durch Gewalt bestzue, sondern vielmehr ursprünglich auf sittlichen Kräften ruhe, durch die, wenn ein Herr vernichtet ist, ein Volk in den Waffen steht, das hat die Geschichte, und zumal die unsre, mit großem Ernste erwiesen. Wenden wir

uns dagegen zur neuern und idealen Ansicht des Staates als einer Gemeinschaft für die gesammte menschliche Bildung, so ist offenbar auch die Kirche im Staate begriffen. Aber der Staat ist seiner Natur nach auf bestimmte Landesgränzen und Völkerschiden beschränkt, eine Weltmonarchie ist sinnlos, jedes Streben darnach verderblich; die Kirche kennt solche Gränzen keine, das Reich Gottes ist seiner Natur nach Weltmonarchie, der christliche Bruderbund hebt alle Völkerschiden auf. Der Staat kann unter gewissen historischen Verhältnissen nur als Monarchie seine volle Kraft entwickeln; die Kirche ist ihrem Wesen nach demokratisch, vor Gott d. h. in religiösen Dingen ist jeder gleich und frei, darum Christus das monarchische Princip im Kirchenregimente ohne weiteres verworfen hat. \*) Wie hier die Kirche im Großen, so scheiden sich im Kleinen mannigfache Zwecke und Gemeinschaften aus dem allgemeinen Zwecke des Staates, der in jener Allthätigkeit sich selbst und jede heitige Regsamkeit des Privatlebens verkörpert würde. Wir werden daher in der rechten Mitte zwischen jenem engen Gränzen und dieser vagen Allgemeinheit, in idealer Herrlichkeit und doch in der rechten Wirklichkeit, den Staat darstellen, wenn wir ihn beschreiben als das geordnete Volksleben, seinen Zweck als die Erreichung aller desjenigen, was ein Volk durch gemeinsame Kraft zu erreichen hat. Der Staat ist daher keine bloße Rechts- und Polizei-Anstalt, der wüßig oder unwillig die Sporteln bezahlt werden, noch eine allgemein menschliche Gesellschaft, die man andrer Orten auch finden kann, sondern er ist das Vaterland, dem Gut und Blut gehört. Der fortwährende Mittelpunkt des Staatszweckes ist allerdings Sicherung des Rechtszustandes, als der Bedingung alles bürgerlichen Lebens, aber wechselnd nach der Bildung und Geschichte des Volkes werden mannigfache Zwecke des Gemeinwesens hieran sich reihen. Manches kann auch dem ganzen Volke zu Nutz und Frommen sein, auf das aber dennoch die ordnende Kraft des Staates, die Regierung, öffentliche Mittel nicht zu verwenden hat, weil es durch Privatmittel ausgeführt wird. Ein Staat bedarf z. B. einer Universität: finden sich Privatmänner, die, angemessen den Bedürfnissen der Zeit, aus eignen Mitteln sie gründen, wie jetzt in London geschah, so wird eine weise Regierung nicht einschreiten. In der Nationalökonomie ist allgemein anerkannt, daß die größten Unternehmungen der Landeskultur durch Privatgesellschaften vollbracht werden und am glücklichsten vollbracht werden können; ein Staat ist um so blühender, je mehr der Volkgeist die Privaten zu solchen Unternehmungen veranlaßt. Ein Land, größer und reicher als England, wird von einer Compagnie von Kaufleuten regiert, die Minister Sr. Majestät, zuschrieben mit einem mäßigen Einkusse, haben nie daran gedacht, daß die Macht oder Ehre des Staates hierdurch verletzt werde. Es verhält sich auf ähnliche Weise mit der Kirche. Ein Staat, der keine religiösen Anstalten vorfände, müßte sie gründen. Denn wie ein weiser Heide einst schrieb: „Wenn du die Erde durchwandest, magst du Städte ohne Mauern, ohne König, ohne Theater und ohne Gymnasium finden, aber nie wirst du erblicken eine Stadt ohne Gott, ohne Gebet, ohne Dratel, ohne Opfer. Ehe mag eine Stadt ohne Boden stehn, als ein Staat ohne den Glauben an Götter sich erhalten. Dieser ist das Bindemittel aller Gemeinschaft und die Stütze aller Gesetzgebung.“ Wo aber der Staat eine Religionsanstalt bereits vorfindet als eine weit über seine Gränzen hinausreichende Gemeinschaft, eigentümlich in ihrem Ursprunge und ihrer Geschichte, höchstens sie und da in Gefahr, dem Staate unterworfen zu werden: da fragt sich bloß, ob der Staat in dieser Unterwerfung und Auflösung der Kirche fortfahren, oder ob er vielmehr ihre Selbstständigkeit anerkennen und sichern solle? Nach dem bereits angedeuteten wesentlichen Unterschiede beider Institutionen behaupten wir das letztere ebensosehr um der Kirche als um des Staates willen.

Religiöse und politische Interessen sind, nicht im Großen und Allgemeinen, aber im einzelnen Falle oft verschieden. Um nur, statt des Nahen und Berlependen, des Entfernten zu gründen: nach ihrem religiösen Interesse wünschen alle christliche Nationen die Befreiung Griechenlands, nach ihrem politischen Interesse fürchten sie einig. Es kann nicht fehlen, daß, wenn die Verwaltung der religiösen Angelegenheiten unmittelbar von der Staatsbehörde ausgeht, das politische Interesse vorwalte. Es giebt Staatsmänner, die weiter oder vielmehr höher sehen, aber auf dem gewöhnlichen Standpunkte wird ihnen die Religion das sicherste Mittel zur Bekämpfung der Volksleidenschaft, die Kirche eine höhere Polizeianstalt sein. Diese aber, weil auf dem Standpunkte unsrer Bildung dem Volke eine solche Ansicht nie verborgen bleibt, wird ihre Gewalt über die Herzen verlieren, durch welche sie allerdings, aber nur in wahrer Selbstständigkeit, auch in dieser Hinsicht den Staatszweck sehr befördern kann. Gerade diejenige Seite der Religion, welche in

\*) Matth. XX. 26 ff. XXIII. 8 ff.

gehobenerer Schen vor der Gottheit besteht, war in Rom so ausgebildet als je in einem Volke: dennoch wurde sie in der Verwaltung durch Staatsbehörden zur Grimasse entwürdigt, so daß ein Aungur dem andern nicht ohne Lächeln begegnete; das Mittel hatte durch seinen Mißbrauch sich selbst vernichtet. Vorzüglich zwei Fälle sind in unsrer Zeit möglich. Entweder die Regierung ist der Religion des Volkes, im Ganzen, oder zum Theile, fremd: dann wäre die Verwaltung dieser Religion durch den Staat eine unnütze Tyrannet; selbst der Sultan hat keine kaiserlichen Rechte über die griechische Kirche verlaßt, und die unbedingtsten Wertheidiger des Majestätsrechtes in Kirchensachen mußten zugestehn, daß ein katholischer Fürst nicht Bischof einer protestantischen Kirche seyn könne; worin freilich als in einem klaren Exempel das Unhaltbare dieses ganzen Systems erscheint: denn ist das Kirchenregiment dem Staatsregiment wesentlich, so gehört es ihm unter jeder Bedingung und durch Verzichtung darauf ist die Staatsgewalt wesentlich verletzt. Oder die Regierung bekennt sich zum Glauben des Volkes, die Religion wird Staatsreligion, als solche Bedingung des vollkommenen Staatsbürgerrechts, und wie es dann nicht wohl möglich ist, auf ein bestimmtes Bekenntniß begründet. Diesen glänzenden Zustand erkauft die Kirche durch eine Abhängigkeit von der Politik, deren Folgen bereits dargestellt sind; durch die Unbeweglichkeit, mit der sie an ihr Bekenntniß, als an einen bürgerlichen Vertrag, gebunden ist, und durch die Feuchter in ihrer Mitte, die, wo der Vortheil an den Glauben getnüpft ist, niemals fehlen, verleiht sie die Kraft, um diese Folgen abzuwenden, und überhaupt dem Staate durch ihre geistige Kraft dasjenige zu leisten, was dieser von ihr zu erwarten hat. Daher ist die Selbstständigkeit der Kirche auch der Vortheil des Staats. Meine niemand, daß seine wahrhafte Kraft durch ihre Unterwerfung oder Verschmelzung erhöht werde: es giebt Erwerbungen, die kein Feil bringen. Denn vorerst ist es nun einmal im Volke altehergebrachte Ansicht, die, gesetzt wir suchten sie auch in Vergessenheit zu bringen, durch die Stellung der katholischen Kirche uns allezeit in Erinnerung gebracht wird, daß der Regierung keine Macht gebühre über kirchliche Einrichtungen: daher jede Verordnung über dieselben, die von diesem Quelle ausgeht, mit ungünstigem Vorurtheile angesehen wird; und weit entfernt, daß dem Staate dadurch eine wirkliche Macht d. h. eine Gewalt über die Geister zuwächse, denn alle andre Macht ist nur scheinbar und vorübergehend, werden die Herzen vielmehr von ihm entfernt. Sodann, gesetzt die Regierung vergäße nie, daß Kirchengesetze ihrer Natur nach nicht mit der zwingenden Gewalt andrer Gesetze durchgesetzt werden können; gesetzt sie vergäße nicht einmal, daß der gewöhnliche ministerielle Einfluß durch Geschenke, Orden und andre bürgerliche Begünstigungen nur dienen könne, die Geistlichen, die dadurch bewegt würden gegen die eigne oder gegen die Ueberzeugung ihrer Gemeinde eine Einrichtung durchzuführen, mit ihren Gemeinden zu entzweien, und so das kirchliche Leben zu zerrütten: gesetzt eine Regierung vergäße dies nie, obwohl es, bei der steten Versuchung dazu, fast zu viel gefordert scheint: so wird sie doch selbst bei dem besten Willen und der klaren Einsicht durch ihre Einmischung in Religionsangelegenheiten unnöthigerweise sich die Gemüther entfremden. Denn meint sich eine Partei durch eine Verordnung dieser Art irgendwo in ihrem Glauben verletzt, so fühlt ein jeder sich berechtigt zum innern oder äußern Widerstande, und glaubt sich in seinem Gewissen verpflichtet, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, so sehr es auch bloß sein Vorurtheil sey, daß die Verordnung wider Gottes Gesetz streite. Geht sie aber aus von einer rein kirchlichen Behörde, so findet einestheils schon ein größeres Vertrauen zur christlichen Einsicht derselben statt, das um so größer ist, je mehr das christliche Volk in dieser Behörde eine Stellvertretung seiner selbst anzuerkennen gewohnt ist; andertheils, wenn der Zwiespalt mit ihren Beschlüssen dennoch hervortritt als Unzufriedenheit, die selbst bis zum Separatismus fortschreiten kann, so wird dadurch eben der Staat nicht berührt. Weil aber fast alle Kirchengesetze

in entfernter Beziehung auf den Glauben seyn, wie denn schon jede Ordnung über den äußern Gottesdienst religiöse Ansichten berühren muß, so kann die Regierung, zumal in unsrer Zeit, wo die Gegensätze der Lehmeinungen hart wider einander getreten sind, sich dem Kampfe der Parteien gar nicht entziehen, sobald sie einmal in die innern Beziehungen des Kirchenwesens sich eingelassen hat. Die furchtbaren Bewegungen, welche das römische Reich vom 4. bis zum 7. Jahrhundert erschütterten, zunächst deshalb, weil die Kaiser Bischöfe spielen wollten, und sich einließen in die Glaubensstreitigkeiten der Theologen, geben dem Staate für alle Zeiten eine ernste Lehre. Daher ist es auch irrig zu meinen, daß die Majestät der Fürsten durch die bischöfliche Hoheit erhöht werde. Was den Geistlichen ehrwürdig macht, ist die Predigt und die unmittelbare Verwaltung der Heiligthümer. Beides ziemt einem Fürsten nicht, er müßte denn wie die griechischen Kaiser mit dem Volke catechisiren wollen. Durch die kirchliche Befestigung aber, wenn sie unmittelbar von ihm selbst ausgehen sollte, würde ein Fürst die Erbitterung der Parteien unmittelbar auf seine Person ziehen, und noch dazu seine Arbeiten mit einem gewissen Scheine des Rechtes, weil sie theologische Kenntnisse erfordern, von den Theologen beurtheilt seyn müssen. Justinian, dieser theologische Kaiser, der umfassende Einsichten besaß, es mit der Kirche sehr wohl meinte, und dennoch mit seinem theologischen Edicte Staat und Kirche beunruhigte, ist ein warnendes Exempel für alle Fürsten. Nicht also darin besteht der wahre Vortheil eines Monarchen, daß er eine unheilvolle Herrschaft über die Kirche behauptet, sondern darin, daß er als ihr getreuer Sohn vor Gott mit allen andern Gliedern der Gemeinde seine vollkommene Gleichheit anerkennt. Denjenigen sieht das Volk mit Vertrauen erhaben über alle menschliche Gesetze, der seine Unterwerfung unter das göttliche Gesetz öffentlich anerkennt, und dadurch seinem Volke die sicherste Bürgschaft leistet, die er äußerlich zu leisten vermag. Schutzherr also, nicht Herr der Kirche, was Christus sich allein vorbehalten hat, soll ein christlicher Fürst seyn, d. h. sie schützen in allen ihren wohlverordneten Rechten und Gütern, wie jede andre rechtliche Corporation im Staate; er selbst wird als Mensch und Christ ihren Ordnungen sich unterwerfen, als Fürst muß er klar und unbeweglich stehen über allen Bewegungen innerhalb der Kirche und über allen Streitigkeiten der verschiedenen Religionsgesellschaften des Reichs. Denn darin hat der Souverän ohne weiteres die höchste Zwangsgewalt, zu verhüten, daß niemand in seinen bürgerlichen Rechten durch die Kirche verletzt werde; und dies ist das wahrhafte, unveräußerliche Majestätsrecht, zu sehen, daß weder der Staat, noch der einzelne Bürger durch die Kirche beschädigt werde. Diese dagegen hat das Recht, zu fordern; daß in allen aus der Religion hervorgehenden Verhältnissen, die den Staat nicht beeinträchtigen, ihre Freiheit unbedingt geehrt werde; und grade in dieser freiesten Entwicklung vermag sie's, jene sittliche und geistige Kraft zu erhalten, auf der allein der Staat wahrhaft gegründet ist, sicherer, als auf seinem Heere, sicherer selbst, als auf seiner Constitution; dadurch allein vermag sie's, dem Staate als einer göttlichen Sagung, und dem Fürsten, als dem Gesalbten des Herrn, eine aufopfernde Liebe zu gewinnen als um Gottes Willen, wie kein Staatsgesetz sie zu erzwingen vermag. Der Altar kann nicht fallen ohne den Thron, d. h. nicht, wie man es neuerlich komisch genug überlegt hat: die Bourbonen können nicht bestehen ohne die Jesuiten! sondern, wie Frankreich, nachdem es den größten seiner Siege, den über sich selbst gewonnen hat, dieses heut mit uns versteht: der Staat muß untergehen, wenn er nicht auf sittlich-religiösen Grundvesten ruht. Auf diese Weise, in gegenseitiger Freiheit und Förderung, die allerdings durch Verkommen oder Vertrag weit bestimmter ausgesprochen seyn kann, gewähren beide Institutionen, grade in ihrer Trennung einig, der Menschheit die höchsten Güter, und der alte heilige Grundsatz, daß Gott zwischen weltliche und geistliche Gewalt alles Regiment vertheilt habe, findet auch in dieser rein natürlichen Betrachtung seine volle Wahrheit.

## Friedrich Christian August Haffe

ward den 4. Januar 1773 zu Rehsfeld im ehemaligen sächsischen Kurkreise geboren, studirte die Rechte und Philosophie zu Wittenberg und verwaltete darauf die Aemter eines Notars, Advocaten, Amtsaccessisten und Repetenten dafelbst. Nachdem er seit 1795 Erzzieher der schönburgischen Prinzen zu Waldburg gewesen war, 1798 eine außerordentliche und seit 1803 eine ordentliche Professur

Genet. d. deutsch. National. Lit. III.

der Moral und Geschichte an der Ritteracademie zu Dresden bekleidet hatte, wurde er 1828 als Dr. und ordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig berufen.

Er schrieb:

Charand's Umgebungen. Meissen 1801.  
Dresden und die umliegende Gegend, Pirna 1801.  
Neue Ausg. Dresden 1804, 2 Theile.

„Bitte!“ erwiderte sein Gefährte verbindlich. „Nicht alle, Sie zum Beispiel drücken sich allerliebste aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und so macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders aussprechen als ihr, die Endsilben entweder nach unserer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen überleiten, klingt euch unsere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meisten Schwaben, die Sie bei sich sehen, sind junge Männer, die von der Universität kommen und die Anstalten in Norddeutschland besuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dorthin führt. Diesen Menschen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maasstab an und thun sehr Unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußern Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige geschenkt, er wird sehr bald in die geselligen Kreise gezogen; bei uns findet dieß vielleicht erst um acht oder zehn Jahre später statt.“

„Nun das ist es ja gerade, was ich sagte,“ entgegnete jener; „diese Formen gewinnt Keiner durch sich selbst, und dies ist also ein Fehler Ihrer Erziehung.“

„Vorausgesetzt, daß jene Formen wirklich so trefflich, daß sie das sind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor Allem als nützlich und notwendig einzutampfen ist.“

„Das soll es ja nicht! aber so auf dem Wege mitnehmen kann er sie doch wohl,“ meinte der Fremde.

„Wenn er sie nur so mitnimmt, verliert er sie auch gelegentlich,“ erwiderte der Schwabe. „Doch das ist nicht der Punkt, wovon wir sprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutschland Unrecht, unsere Sitten und unsere Gesellschaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Gesellschaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geschickt wurden, um ihre Sitten abzuschleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studierstube zu Ihnen kamen und sich vielleicht ungeschickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieser Menschen beurtheilen?“

„Gewiß nicht, aber gestehen Sie selbst, man hört doch selbst von der guten Gesellschaft in Schwaben so sonderbare Gerüchte, von ihren Sitten und Gebräuchen, von ihren Frauen und Mädchen.“

„Wahrscheinlich kaum so sonderbar,“ versetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unsere Mädchen stellen sich die norddeutschen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland sind aber Ihre reisenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältnisse unseres Familienlebens. In Norddeutschland fällt es nicht schwer, in Familienkreisen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben ist das anders: man ist heiter, gesellig unter sich, der Fremde wird als etwas Fremdes angestaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für diese scheinbare Kälte immer eine Entschädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber setzen das Herz; meine Schwaben sind vorsichtiger, aber sie schließen sich an den, welchen sie liebgekommen, mit einer Herzlichkeit an, die Sie bei künstlichen verfeinerten Sitten umsonst suchen.“

„Und also liegt eine zweite Quelle unserer Vorurtheile,“ fragte der Fremde „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren Kreisen einheimisch wurden?“

„Gewiß!“ sagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreise unserer bessern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, lassen Sie sich nicht durch Ihre eigenen Ansichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzlichcs Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anschlägt, sich mit den Gebildeten zu messen, vernünftig genug, um die Grenzen guter Sitten fest zu halten, und das Lächerliche der Unsitte zu belächeln.“

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt sein Land,“ dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht sinken lassen will oder Besseres nie gesehen hat.“ Er entschuldigte bei sich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konnte er es sich nicht versagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Junge und jener Uebung, über ein Nichts schnell und vieles zu sprechen, — die man im Norden unseres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen soll — auf andere große Vorzüge aufmerksam, welche die nördlichen Provinzen Deutschlands vor den südlichen voraushaben. Er zählte immer zwanzig Schriftsteller und Dichter seiner Primath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall seiner Beredsamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als sie um eine Ecke der Landstraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete sie staunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmassen waren von

der sinkenden Herbstsonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Gesträuche, die in den verfallenen Mauern wachsen, im dunkelsten, wundervollsten Grün erscheinen. Durch die hohen, offenen Fensterbogen blickte der schwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenständen so eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab spiegelten sich die röthlichen Abendwölken und der dunkelbaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben Sie solche Poesie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde schien es nicht zu hören, unverwundet hing seine Blicke an diesem reizenden Schauspiel, er mochte fühlen, daß es sich an solchen Stellen über Poesie nicht gut streiten lasse.

Nach diesem Vorfall kehrte übrigens auf dem Gesicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück; er stritt über keinen Gegenstand, schien sogar über manche Dinge sich behutsam auszudrücken.

Als aber das Gespräch unter den beiden Reisenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Aufmerksamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereignisse und auf Politik kam, schien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Äuße seines Nachbarn nicht mehr gut unterscheiden konnte, sein Athem gehe schneller, seine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Interesse sei. Man sprach von der Gestalt und der innern Kraft Deutschlands. Mit einer gewissen Erbitterung zog jener eine Parallele zwischen Jetzt und Sonst, die nicht gerade zum Vortheil der neueren Zeit ausfiel. Der Fremde, dessen Grundsätze im Ganzen nicht mit diesen Ansichten übereinstimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einigcs Selbstgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weise fing er seinen Satz: „Ich bin ein Preuße“ an, und reizte dadurch unwillkürlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieser vergaß nun jede Rücksicht der Klugheit; mit einer Beredsamkeit, die an jedem andern Orte dicalit gewesen wäre, suchte er seine Meinung durchzuführen, und Nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit seinem eigenen Maasstab gemessen hätte. Der Preuße, der solche Leute nur vom Hörensagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker“ kannte, erstarrte über diese Aeußerungen. Konnte nicht der Postillon, konnte nicht ein Passagier im Rauch des Wagens diese Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle möglichen festen Plätze schwebten vor seiner aufgeregten Phantasie, und das beste Mittel, seinen Nachbar zum Stillschweigen zu bringen, schien ihm, wenn er sich in die Ecke drückte und sich schlafend stellte.

## 2.

Als die beiden Reisenden am Morgen nach dieser gefährlichen Nacht erwachten, sahen sie in geringer Entfernung die Thürme von Heilbronn aus dem Nebel tauchen. „Hier endet meine Fahrt,“ sagte der Herr im grünen Rock, indem er auf die Stadt deutete, „und Ihnen danke ich es,“ setzte er mit einem freundlichen Blick auf seinen Nachbar hinzu, „daß ich diesmal diesen Wagen ungern verlasse. Wie angenehm wäre mir noch ein Tag in Ihrer Gesellschaft vergangen!“

„Dies ist mein Loos schon seit vierzehn Tagen gewesen,“ erwiderte der Brandenburgcr. „Der enge Raum macht nachbarlich; Menschen, welche vielleicht in einer größern Stadt, selbst wenn sie Zimmernachbarn gewesen wären, Jahre lang unter sich kein Wort gewechselt hätten, treten sich nahe durch den so natürlichen Drang nach Mittheilung. Der Plag an meiner Seite wechselte öfter, als in einer Schlacht, doch darf ich mir Glück wünschen, Sie wenigstens so lange zu meinem Nachbar gehabt zu haben, denn so bin ich auf die angenehmste Weise in Ihr Vaterland eingeführt worden.“

„Werden Sie länger in Württemberg verweilen?“

„Ich besuche Verwandte meiner Mutter,“ erwiderte der Fremde; „je nachdem sie und die Residenz mir gefallen, werde ich länger oder kürzer verweilen.“

„Wir werden uns schwerlich wieder sehen,“ sagte der Gräbe, „ich wüßte wenigstens nicht, was mich nach Stuttgart treiben sollte. Vergessen Sie aber nie, was ich Ihnen über den Charakter meiner Landsleute sagte. Können Sie nach ihrer Denkungsart, nach ihren Sitten sich ein wenig richten, so werden Sie überall gesucht und willkommen sein. Unsern Damen sind Sie dann als Fremder nur um so interessanter und unsern Männern — nun da kommt es immer auf den Bickel an, in welchem Sie leben; wir müssen Sie,“ setzte er mit einem Lächeln hinzu, das zwischen Ironie und gutmüthiger Freundlichkeit schwebte, „nie zu deutlich und fühlbar machen —“

„Nun?“ rief der Fremde erwartungsvoll, als jener innehielt

„Das Sie kein Deutscher, sondern ein Preusse sind.“

Das schmetternde Horn des Postillons und das Rasseln des schweren Wagens auf dem Steinweg überdante die Antwort des Fremden. Den Passagieren ward in dieser Stadt eine kleine Kaff vergönnt, und der Fremde wollte seinen Nachbar vom Ellwagen noch einmal zum Frühstück einladen. Doch schon unter der Thüre des Posthauses überreichte diesem ein alter Reitknecht mehrere Briefe; er riß den einen hastig, erröthend auf, und sein Reisegefährte bemerkte im Vorübergehen, daß es die Handschrift einer Wirthin sei. Der Fremde trat etwas verstimmt in dem Wirthshaus an's Fenster; er sah den Jäger angelegentlich mit seinem Diener sprechen und bald darauf führte man zwei schöne Pferde vor. In demselben Augenblick trat der grüne Herr eilends in den Saal, seine Augen suchten und fanden den Reisegefährten, er trat zu ihm, doch nur um schnell, aber herzlich von ihm Abschied zu nehmen; und so konnte ihn der Brandenburg' er zu seinem großen Bedruß nicht einmal nach dem Haus und der Familie Rätchens von Heilbronn fragen, eine Frage, die er sich unter seinen Reisenotizen ausgezeichnet und doppelt unterstrichen hatte. Doch der Anblick des Jägers, wie er sich so leicht in den Sattel des schönen, stolzen Pferdes schwang, wie er so majestätisch über den Markt hinsprengte, schönt ihn mit der beinahe unbehilflichen Hast aus, womit jener von ihm Abschied genommen hatte. Er gestand sich, selten eine so wohlgebaute Gestalt mit einem so schönen, ausdrucksvollen Gesicht vereint gesehen zu haben.

„Wer war dieser Herr im grünen Kleid?“ fragte er den Kellner, der am andern Fenster dem Reiter nachsah.

„Mit dem Namen kann ich nicht dienen,“ antwortete jener; „ich weiß nur, daß man ihn „Herr Baron“ nennt, daß sein Vater einige Stunden von hier am Neckar Wälder hat, und daß sie sehr reich seyn sollen; in die Stadt kommt er selten.“

Nicht ganz zufrieden mit dieser Erklärung setzte sich der junge Mann wieder in den Wagen. Sein Vater, der früher einmal in diesem Lande gewesen war, hatte ihm so viel Sonderbares von schwäbischen Baronen erzählt, daß er in seinem liebenswürdigem und gewandtem Reisegefährten keinen solchen Vermuthet hätte. Sein neuer Nachbar, der ihm in der ersten Viertelstunde vertraute, daß er ein Poppenhändler aus Baiern sey, machte ihm den Verlust, den er erlitten, nur um so fühlbarer, und da er am Poppenbau wenig Unterhaltung fand, beschäftigte er sich damit, über den Charakter des jungen Mannes, der ihn verlassen hatte, nachzudenken, und dann noch einmal alle Erwartungen und Hoffnungen zu durchlaufen, die er sich von seinen Verwandten, zu welchen er reiste, gemacht hatte. Von dem Dheim versprach er sich für seine Unterhaltung wenig; er mußte nach seiner Berechnung ein vorgerückter Schächler seyn; mürrisch, ungesellig und eigensinnig hatte ihn sein Vater schon vor fünf und zwanzig Jahren gekannt, und solche Eigenschaften pflegen sich im Alter nicht zu verbessern. Desto mehr verpflanzte sich der junge Mann von Fräulein Anna, seiner Cousine. Von einem seiner Freunde, der längere Zeit in Schwaben gelebt hatte, war sie ihm als eine Bieder dieses Landes genannt worden. Ein angenehmes, trauliches Verhältniß von fünf bis sechs Wochen schien ihm ganz wünschenswerth, und so eifrig war seine Berechnung der Mittel, die ihm zu Gebot standen, sich liebenswürdig zu zeigen, so gewiß war er sich des Eindrucks bewußt, den seine Person, sein Wesen unsehbar machen müsse, für so leicht zu erobern hielt er das Herz eines Fräuleins in Schwaben, daß ihm nicht einmal der Gedanke kam, die schöne Cousine Anna könne sich vielleicht schon versehen haben.

Er ließ sich, in der Residenz angekommen, sogleich nach dem Hause führen, wo sein Dheim sonst gewohnt hatte,

aber mit dem Donnerworte  
ward ihm aufgethan:  
die Du suchst —

wohnen schon seit langer Zeit auf einem Landgut, sie werden auch im nächsten Winter nicht zurückkehren, und selbst dieß Haus gehört ihnen nicht mehr eigen.

Der Reisende war Brandenburg' er schnell entschlossen. Er benötigte diesen Tag, um sich die freundliche Stadt zu betrachten, und eilte dann denselben Weg, welchen er hergekommen war, zurück, nach dem untern Neckarthal, wo der Landsitz seines Dheims lag.

Je näher er dieser reizenden Gegend kam, desto angenehmer war es ihm, daß er einige Wochen auf dem Lande zubringen sollte. Er wußte aus eigener Erfahrung, daß man auf dem Lande, abgeschnitten von den Zerstreungen der Stadt und jener Formen entheben, die man dort für schön und notwendig, hier für überflüssig und lästig hält, schnell bekannt und befreundet wird, daß man sich, auf eine kleine Gesellschaft

beschränkt, schneller nahe rückt. — Etwa eine Stunde von dem Gut bog der Weg von der Hauptstraße ab. Der Kutscher, den er gemiethet hatte, deutete auf einen Fußpfad, der in den Wald lief; der Fahrweg wende sich um den ganzen Berg her, sagte er, doch auf diesem Pfad könne man zu Fuß in bei weitem kürzerer Zeit zum Schloß Thierberg hinaufgelangen. Der junge Mann stieg aus; er war bisher auf einem Berges rücken gefahren, sah nun eine mäßige, mit Wald bewachsene Anhöhe vor sich, und schloß, weil er gehört hatte, das Schloß seines Dheims liege im Neckarthal, man müsse von dieser Höhe eine weite Aussicht in das Thal genießen. Er ließ den Wagen weiter fahren und stieg den Seitenpfad hinan. Ein Wald von prachtvollen Buchen nahm ihn auf. Nie hatte er diesen Baum so kräftig, so majestätisch gesehen, zwischen durch erblickte er hier und da Eichen und schöne Eschen und zu seiner nicht geringen Verwunderung Waldkirchsbäume von ungewöhnlicher Höhe. Nach und nach wurde ihm das Steigen schwerer; der Berg schien sich auf einmal steiler zu erheben, und er war oft verlußt, die unbequeme Eleganz zu verwünschen, in welche ihn sein Berliner Schneider gekleidet hatte. Endlich hatte er den Gipfel erreicht, aber noch öffnete sich keine Aussicht. Die Bäume schienen dichter zu werden, je mehr sich der Pfad wieder senkte, und als sich, um seine Ungeduld zu vermehren, der kleine Pfad in zwei noch kleinere theilte, die nach verschiedenen Richtungen liefen, schmählte er auf den Kutscher und auf seine eigene Thorheit, die ihn verleitet hatten, in einem fremden Wald sich zu verirren. Er schlug endlich den Weg rechts ein und sah, nachdem er einige Hundert Schritte gegangen war, zu seiner großen Freude ein buntes Kleid durch das Laub schimmern.

Er verdoppelte seine Schritte und war nicht wenig betroffen, als er plötzlich vor einer jungen Dame stand, die im Schatten einer alten Eiche auf einer Bank saß. Sie hatte ein Buch in der Hand, von welchem sie, als sein Schritt in den abgefallenen Blättern rauschte, langsam und ruhig ihre schönen Augen erhob; doch auch sie schien betroffen, als er in junger, köstlich gekleideter Herr war, den sie in dieser Einsamkeit vor sich sah; sie erröthete flüchtig, aber sie senkte ihren Blick nicht, der fragend an dem unerwarteten Besuch hing. Der junge Mann verbeugte sich einigemal, ehe er recht wußte, was er sagen sollte. „Ist wohl das schöne Mädchen Cousine Anna?“ war Alles, was er in diesem Augenblick zu denken und sich zu fragen vermochte, und erst als er sich diese Frage schnell bejahet hatte, trat er näher zu der jungen Dame, die indessen ihr Buch schloß und von ihrem Bänkehen aufstand. „Bitte um Vergebung,“ sagte er, „wenn ich Sie gestört haben sollte; ich fürchte, von dem Wege abgekommen zu seyn. Kann ich hier nach dem Schloß des Herrn von Thierberg kommen?“ „Auf diesem Fußpfad nicht wohl, wenn Sie hier nicht bekannt sind,“ erwiderte sie mit einer klangvollen Stimme; „Sie haben oben einen Fußpfad links gelassen, der nach dem Schloß führt.“ Sie verbeugte sich nach diesen Worten, und der junge Mann ging seinen Weg zurück; doch kaum hatte er einige Schritte gemacht, so zog ihn ein unwiderstehliches Gefühl zurück. Das schöne Mädchen stand noch einmal von ihrem Sitz auf, als sie ihn zurückkehren sah, doch diesmal schien Bekürzung ihre Wangen zu färben, und eine gewisse Kenglichkeit blickte aus ihren großen Augen. Auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, fragte der Reisende, ob er vielleicht die Ehre gehabt habe, mit Fräulein von Thierberg zu sprechen?

„Ich helfe so,“ antwortete sie etwas befangen. „Eh bien, ma chère cousine!“ sagte er lächelnd, indem er sich artig verbeugte; „so habe ich das Vergnügen, Ihnen Welter Rantow vorzustellen.“

„Wie, Welter Albert!“ rief sie freudig, „so haben Sie endlich doch Wort gehalten? Wie wird sich der Vater freuen! Und was macht Daniel und die liebe Lante, und wie sind Sie gerüst?“ So drängte sich eine Frage nach der andern über die schönen Lippen, und Welter Rantow fand, verloren in sein Glück, eine schöne Ruhme zu besitzen, keine Worte, alle nach der Reihe zu beantworten. Wie reizend, wie natürlang ihm die Sprache! Er konnte nicht sagen, daß sie gegen irgend eine Regel des Styls gesündigt hätte, und doch dünkte es ihm, es seyen ganz andere Worte, ganz andere Töne, als die er in seinem Vaterland gehört hatte. Er süßte, er sey zu schnell gerüst, als daß er allmählig auf diesen Kontrast vorbereitet worden wäre.

„Dies ist mein Lieblingspaziergang,“ sagte sie, indem sie langsam neben ihm herging. „Zwar ist der Weg im Thal noch angenehmer, der Neckar macht schöne Bindungen, alte Burgen schmücken die Höhen — und die unsrige spielt dabei nicht die schlechteste Rolle, wenigstens was das Alterthum betrifft — Dörfer und sogar ein Städtchen sieht man Thal auf und ab; aber der Rückweg ins Schloß hinauf ist dann so steil

und mühsam, und auf der Straße gehen mir zu viel Leute. Der Wald hier liegt nicht höher als das Schloß, in einem halben Stündchen geht man herüber und ist dann so köstlich einsam, als läße man in seinem Boudoir bei verschlossenen Thüren.“

„Als dann der Zufall einen Bettler aus Preußen hereinwehen muß, der die köstliche Einsamkeit hört,“ unterbrach sie Kantow.

„Im Ganzen genommen,“ fuhr sie fort, „ist es im Schloß gerade auch nicht geräuschvoll. Es ist so einsam als irgend ein bezaubertes Schloß in Tausend und eine Nacht. Außer der Dienerschaft und im hinteren Flügel dem Amtmann, den man nie zu sehen bekommt, sind wir, der Vater und ich, die einzigen Bewohner; ja die Einsamkeit im Schloß ist oft so furchtlich und traurig, daß ich mich lieber in die Wald-einsamkeit flüchte, wo das Krauschen der Bäume und der Gesang der Vögel doch noch einiges Leben verkünden.“

## 3.

Ueberrascht stand der junge Mann stille, als sie aus dem dichten Holz durch eine Wendung des Weges auf einmal dem Schloß gegenüberstanden. Die Bewohner des südlichen Deutschlands sind von Jugend auf an Anblicke dieser Art gewöhnt. Man tritt in Franken und Schwaben selten ein Thal von der Länge einiger Stunden, in welches nicht eine Burg oder zum mindesten ein gebrochener Thurm und ein halbes Thor herabzuschauen. Die natürliche Beschaffenheit des Landes, die vielen Berge und kleinen Flüsse, überdies die eigenthümliche Verfassung des zahlreichen Landadels begünstigten oder nöthigten in früherer Zeit zu diesen besetzten Wohnungen. Aber der Norden unseres Vaterlandes trägt weniger Spuren dieser alten Zeit; die weiten Ebenen boten keine so natürliche Befestigung, wie die Felsen und Gebirgsausläufer des Südens, und hatte auch hier und dort eine solche Wüste im platten Land gestanden, so war sie nur desto schneller dem Verfall und der Verwüstung preisgegeben. Die Nachbarn theilten sich brüderlich in die theuren Steine, und ihr Gedächtniß verwehte der Wind, der über die Ebene hinstrich. Darum war es dem jungen Mann aus der Mark ein so überraschender Anblick, sich in solcher Nähe einer dieser alterthümlichen Burgen gegenüberzusehen, um so überraschender, da er durch diese düstern, tiefen Thore als Gast einzutreten, in jenem alterthümlichen Gemäuer wohnen sollte. Doch bald erfüllte sein anderer Gedanke mehr als der malerische Anblick, der sich ihm darbot, seine Seele. Der alte schwarzlich graue Wartthurm war auf der Mittagsseite von oben bis in den Graben hinab mit einem Mantel von Ephen umhängt. Aus den Ritzen der Mauer sproßten Zweige und grüne Ranken, und um das Thor zog sich ein breites Rebengeländer, dessen zarte Blätter und Fasern sich mit sanfter Gewalt um die rostigen Angeln und Ketten der Zugbrücke geschlungen hatten. Zur rechten Seite des Schlosses hinderte der dunkle Wald die Aussicht, aber links, an den hohen Mauern vorüber tauchte das Auge hinab in die Tiefe des schönen fruchtbaren Neckarthals, schweifste hinauf, den Fluß entlang, zu Dörfen und Weibern und weit über die Weinberge hin nach fernen blauen Gebirgen.

„Das ist unser Thierberg,“ sagte das Fräulein; „es scheint, die Gegend habe einigen Reiz für Sie, Bettler, und ich möchte Ihnen wahrlich rathen, recht oft aus dem Fenster zu sehen, um vor unserer Einsamkeit und diesem häßlichen alten Gemäuer nicht zu erschrecken!“

„Ein häßliches Gemäuer nennen Sie diese alte Burg?“ rief der Gast; „kann man etwas Romantischeres sehen, als diese Thürme mit Ephen bewachsen, diesen Thorweg mit den alten Wappen, diese Zugbrücke, diese Wälle und Graben? Glaubt man nicht das Schloß von Bradwardine oder irgend ein anderes aus Scottischen Romanen zu sehen? Erwartet man nicht, ein Sickingen, ein Söß werde uns jetzt eben aus dem Thor entgegentreten?“

„Für diesmal höchstens ein Thierberg,“ erwiderte das Fräulein lachend, „und auch von diesem spuckt nur noch einer in den fatalen Mauern. Dergleichen Thürme und Zinnen liebe ich ungemein in einem Roman oder in Kupfer gestochen, aber zwischen diesen Mauern zu wohnen, so einsam, und Winters, wenn der Wind um diese Thürme heult und das Auge nichts Grünes mehr sieht, als jenen Eppich dort am Thurme — Bettler! mich friert schon jetzt wieder, wenn ich nur daran denke. Doch kommt, Herr Ritter, das Burgfräulein will Euch selbst einführen.“

Der düstere, schattenreiche Hof, in welchem sie traten, fühlte etwas die warme Begeisterung des Gastes. Er sah sich flüchtig um, als sie hindurchgingen, und bemerkte, daß der Platz für ein Turnier denn doch nicht groß genug gewesen sein müsse, erschreckt vor einem halb zerstörten Thurm, dessen

Andere drohend über die Mauer herabhängten, erkannte über den scharfen Zahn der Zeit, der in die dicke Mauer mächtige Ritze genagt und dem Auge eine freie Aussicht in das Thal hinab geöffnet hatte, und gab in seinem Herzen schon auf den ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe, wo ein heftiger Zugwind durch schlecht verwahrte Fenster blies, der Bemerkung seiner Cousine über die Wohlthätigkeit des Hauses vollkommen Beifall. Sechs bis acht Hunde begrüßten in einer großen, mit Backsteinen gepflasterten Halle das Fräulein mit freundlichem Klaffen und Wedeln, und ein gefesselter Raubvogel, der in einer Ecke auf der Stange saß, stieß ein unangenehmes Geschrei aus und schwenkte die Flügel. „Das ist nun unsere Antichambre, unser Hofgesinde,“ sagte Anna, indem sie lächelnd auf die Thiere zeigte; „verwünschte Prinzen und Prinzessinnen, die Sie entzaubern können. Doch lassen Sie uns jetzt eintreten,“ setzte sie nach einer Weile ernstlicher hinzu; „in diesem Zimmer ist der Vater.“

Sie öffnete eine hohe, schwere Flügelthüre, und durch das altfränkisch ausstaffirte Gemach fiel der Blick des Jünglings auf einen alten Mann, der in einer tiefen Fensterwölbung saß, wie es schien, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bei dem Gruß seiner Tochter sah er sich um, und als er den Fremden erblickte und Anna seinen Namen nannte, stand er auf und ging ihm langsam, aber festen Schrittes entgegen. Mit Bewunderung sah sein Neffe die hohe, gebietende Gestalt, die ihm unwillkürlich an jenen Wartthurm dieser Burg erinnerte, den so viele Jahre nicht einzufürzen vermochten, und dessen Alter nur der Ephen anzeigte, der sich an ihm emporgeschlungen hatte. Zwar hatte die Zeit in diese fünfundsiebzigjährige Stirn Furchen gegeben; um die Schilse fielen dünne graue Haare und der Bart und die Augenbrauen waren silberweiß geworden, aber das Auge leuchtete noch ungetrübt, und der Nacken trug den Kopf noch so aufrecht, wie in jugendlicher Kraft, und die Hand gab einen beinahe kräftigeren Druck, als der Neffe zu erwidern vermochte.

„Bist willkommen in Schwaben,“ sagte er mit tiefer, kräftiger Stimme; „s war ein vernünftiger Einfall meiner Frau Schwester, daß sie dich heraus schickte; mach Dir's bequem; setz Dich zu mir an's Fenster, und Du, Anna, bringe Wein.“

So war der Empfang auf Thierberg; so herzlich und offen er aber auch sein mochte, so konnte doch der junge Mann mehrere Stunden lang ein gewisses unbehagliches Gefühl nicht verdrängen. Er hatte sich den Dheim ganz anders gedacht; er glaubte nach der Beschreibung, die ihm sein Vater gemacht hatte, einen rauhen, aber fröhlichen alten Landjunker zu finden, der seine Hasen hegt, mit Kaune die Händel seiner Bauern schlichtet, von seinen Kleppern gerne erzählt und zuweilen mit seinen Freunden und Nachbarn ein Glas über Durst trinkt; er beachte nicht, wie fünfundsiebzig Jahre und eine so verhängnißvolle Zeit, wie die, welche dazwischen lag, auf diesen Mann gewirkt haben konnten. Das ruhige, ernste Auge des Dheims, das prüfend auf seinen Söhnen zu ruhen schien, die ungeluchten, aber gründlichen Fragen, womit er den Neffen über sein bisheriges Leben und Treiben in's Gebet nahm, das ironische Lächeln, das hie und da bei einer Aeußerung des jungen Mannes um seinen Mund blitzte, dieß Alles, und das ganze gewichtige Wesen des Alten imponirten ihm auf eine Weise, die ihm höchst unbequem war; er konnte sich kein Herz fassen, den Dheim eben so traulich zu behandeln, wie jener thut, er kam sich vor wie ein angehender Staatsdiener, dem ein Minister Audienz giebt, und es war dieß zu seinem nicht geringen Verdruss das zweite Mal, daß er sich über die Landjunker in Schwaben getäuscht sah.

Auch seine Base erschien ihm ganz anders, als er sie gedacht hatte. Er fand zwar alle jene liebenswürdige Natürlichkeit, jenes unbefangene, ungeluchte Wesen, was man ihm an den Töchtern dieses Landes gerühmt hatte, aber diese Unbefangenheit schien nicht aus Unwissenheit, sondern aus einem feinen, sichern Takt hervor zu gehen, und was sie sprach, zeugte von einem so vorzüglich gebildeten Geist, daß ihre Natürlichkeit nur darin zu bestehen schien, daß sie alles Geistreiche, sei es witzig oder erhaben, wie etwas Natürliches, Angebornes vorbrachte, daß es nie als etwas Erlerntes, als etwas Gesuchtes erschien. Am ärgerlichsten war es ihm, daß sie ihn schon nach den ersten Stunden zu durchschau'n schien; die ausgesuchten Artigkeiten, die er ihr sagte, zog sie in's Romische, den feineren Komplimenten wich sie auf unbegreifliche Art aus, wollte er ihr nur den zarten, in Berlin gebildeten jungen Mann zeigen, so nannte sie ihn gewiß immer Herrn von Kantow. Und dennoch mußte er sich gestehen, daß er nie so viel Harmonie der Bewegung, der Miene, der Gestalt und der Stimme gesehen habe; ihr ganzes Wesen erschien ihm wie das Hauskleid, das sie jetzt eben trug. Es war einfach und von bescheldenen Farben, und dennoch klebete es ihre feine,



schlanke Gestalt mit jener geschmackvollen Eleganz, die auch dem anspruchlosesten Gewand einen geheimnißvollen Zauber verleiht; ein Toilettegeheimniß, worüber, so viel der junge Mann sich erinnerte, noch nie ein Modejournal Aufschluß gab, und das ihm mehr das Zeichen und Symbol einer harmonischen Seele, als die Folge einer sorgfältigen Erziehung zu seyn schien.

Dieselbe Uebereinstimmung glaubte er zwischen dem alten Herrn und dem Gemach zu finden, in welches er zuerst geführt worden war. Es war der verblüthene Glanz eines früheren Jahrhunderts, was ihm von den Wänden und Hausgeräthen entgegen blickte. Die schweren gewirkten Tapeten, mit Reiffen besetzt, die einst vergoldet waren und deren Farbe jetzt in's Dunkelbraune spielte; die breiten Armstühle mit ausgeschweiften, zierlich geschnittenen Beinen, die Polster, mit grellen Farben künstlich ausgefärbt, mit Papagayen, Blumentöpfen und den Bildern längst begrabenerer Schooskündchen geziert. Wie manchen Wintertag mochten seine Ahnfrauen über dieser mühsamen Arbeit gesessen seyn, die ihnen vielleicht einst für das Wollendeste galt, was der menschliche Geschmack je erfunden, und die jetzt ihrem Urnkel geschmacklos, schwerfällig, und hätten sich nicht so ehrwürdige Erinnerungen daran geknüpft, beinahe lächerlich erschienen. Und doch kam ihm dies alles, der ehrwürdigen Gestalt seines Oheims gegenüber, wie durch Alterthum und langjährige Gewohnheit geheiligt vor. Er sah, man sey in Thierberg erhaben über den Wechsel der Mode, und wenn er hinzufügte, was ihm sein Vater über die mancherlei Unglücksfälle und die mißlichen Umstände, worin sich der Oheim befand, gesagt hatte, so fühlte er sich beschämt, daß er diese Umgebung nur einen Augenblick habe grotesk und sonderbar finden können: er fühlte, daß er unverschuldeter Armut, wenn sie sich in so ernstem und würdigem Gewande zeige, seine Achtung nicht versagen könne; ja, vor diesen Wänden, diesem Geräthe, und vor dem unscheinbaren, groben Hausroß des Oheims erschien er sich selbst, wenn er einen Blick auf seine modische und höchst unbequeme Tracht warf, wie ein Thor, beherrscht von einem Phantom, das ein Weiser lächelnd an sich vorüber gleiten läßt.

Dies waren die Eindrücke, welche der erste Abend in Thierberg auf die Seele des jungen Rantow machte. So ernst sie aber am Ende auch seyn mochten, so konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken, als mit dem Schlag acht Uhr, den die alte Schloßuhr ägernd und zitternd angab, eine Flügelthüre am Ende des Zimmers aufsprang, ein kleiner Kerl in einem verschlossenen, bortirten Rock, der ihm weit um den Leib hing, hereintrat, sich dreimal verbeugte und dann feierlich sprach: „le souper est servi.“

„S'il vous plait!“ sagte der Alte mit ernsthaftem Gesicht und einer Verbeugung zu seinem Neffen, reichte seinen Arm der schönen Anna und ging langsamen Schrittes dem Speisezimmer zu.

4.

Mit den Flügelthüren des Speisesaals und dem ersten Blick, den er hinein warf, hatte sich übrigens dem Gast aus Brandenburg ein weites Feld der Erinnerung geöffnet. Von diesem gemalten Plafond, der die Erschaffung der Welt vorstellte, von dem schweren Kronleuchter, den der Engel Gabriel als Sonne aus den Wolken herabhängen ließ, von den gelben Gardinen von schwerer Seide hatte ihm seine Mutter oft gesprochen, wenn sie von ihrem väterlichen Schloß in Schwaben und von dem ungemainen Glanz erzählte, welcher einst durch ihre hochseelige Frau Großmutter, die Tochter eines reichen Ministers, in die Familie und in die schöneren Appartements zu Thierberg gekommen sey. Schon seine Mutter hatte in ihrer Kindheit diese Prachtstücke mit großer Ehrfurcht vor ihrem Alterthum betrachtet, und seit dieser Zeit hatten sie zum mindesten dreißig bis vierzig Jahre gesehen.

„Das ist der Familienaal,“ sagte während der Tafel der alte Thierberg, als er die neugierigen Blicke sah, womit sein Neffe dieses Gemach musterte. „Vor Zeiten soll man es die Laube genannt haben, und meine Ahnherrn pflegten hier zu trinten. Mein Großvater selb ließ es aber also einrichten und schmücken; er war ein Mann von vielem Geschmack, und hatte in seiner Jugend mehrere Jahre am Hof Ludwigs XIV. zugebracht. Auch meine Frau Großmutter war eine prächtige Dame, und sie beide haben das Innere des Schloßes auf diese Art eingetheilt und decorirt.“

„Am Hofe Ludwigs XIV.“ rief der junge Mann mit Staunen. „Das ist eine schöne Zeit her; wie mancherlei Gäste mag dieser Saal seit jener Zeit gesehen haben!“

„Viele Menschen und wunderbare Zeiten,“ erwiderte der alte Herr. „Ja, es ging einst glänzend zu auf Thierberg, und unsere Gäste befanden sich bei uns nicht schlimmer, als

bei jedem Fürsten des Reichs. Man konnte kein feßlicheres Leben finden, als das auf diesem Schloß, so lange unsere Ritterchaft noch blühte. Da galt noch unser Ansehen, unsere Stimme; man war ein Edelmann so gut als der König von Frankreich, und ein Freiherr war ein freier Mann, der Nichts über sich kannte als seinen gnädigen Herrn, den Kaiser, und Gott; jetzt —“

„Vater!“ unterbrach ihn Anna, als sie sah, wie die Ader auf seiner Stirne anschwell, und wie eine dunkle Röthe, ein Vorbote nahenden Sturmes, auf seinen Wangen aufzog. „Vater!“ rief sie mit zärtlichen Tönen, indem sie seine Hand ergriff, „Nichts mehr über dieß Thema; Sie wissen, wie es Sie immer angreift!“

„Thörichtes Mädchen!“ erwiderte der alte Herr, halb unwillig, halb geküßt von der bittenden Stimme seiner schönen Tochter; „warum sollte ein Mann nicht stark genug seyn, nach Jahren von dem zu sprechen, was er zu dulden und zu tragen stark genug war? Der Bettler kennt nur unsere Verhältnisse, wie sie jetzt sind. Er ist geboren zu einer Zeit, wo diese Stürme gerade am heftigsten wütheten, und aufgewachsen in einem Lande, wo die Ordnung der Dinge längst schon anders war; er kann sich also nicht recht denken, was die Vorfahren seiner Mutter waren, und deshalb will ich ihn belehren.“

Der Freiherr nahm nach diesen Worten sein großes Glas, auf dessen Deckel die Wappenschilder seines Hauses, aus Silber getrieben, angebracht waren, und trank, um Kraft zu seiner Belehrung zu sammeln, einen langen, tüchtigen Zug. Doch Fräulein Anna sah an ihm vorüber den Gast mit besorglichen, bittenden Blicken an; er verstand diesen Wink und suchte den Oheim von dieser Materie abzubringen.

„Es ist wahr,“ fiel er ein, noch ehe jener das Glas wieder auf den Tisch gesetzt hatte, „in Preußen sind die Verhältnisse anders und sind seit langer Zeit anders gewesen. Aber sagen Sie selbst, kann man ein Land in Europa finden, das meinem Vaterlande gleiche? Ich gebe zu, daß andere Länder, an Flächeninhalt, an Seelenzahl und bei weitem überwiegen, aber nirgends trifft man auf so kleinem Raum eine so kräftige, durch innere Tugend imponirende Macht: es ist das Sparta der neuen Welt. Und nicht ein glücklicher Boden oder ein milder Himmel bewirken so Großes; sondern der Genius großer Männer hat ein Preußen geschaffen, weil sie es verstanden, die schlummernden Kräfte zu wecken, und dem Wolfe selbst zeigten, welche Stellung es einnehmen müsse; weil sie Preußen geworden sind, ist auch ein Preußen entstanden.“

Der alte Herr hatte seinem Neffen ruhig zugehört, bei den letzten Worten aber zog sich sein Gesicht zu solcher Fronte zusammen, daß der Brandenburger erröthete. „Der Sohn meines Nachbarn, des Generals von Bill, würde sagen, wenn er Dich hörte: „O Deutschland, Deutschland, da siehst man, wie dein Glanz aus deiner eigenen Zerstückelung hervorgeht! sie wollen nicht mehr Griechen, sondern Platler, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen!“ „Ich wünsche nur,“ setzte er lächelnd hinzu, „daß die Spartaner nicht zum zweiten Mal einen Epaminondas im Felder finden mögen. Die Schlacht bei Leuktra war kein Meiststück der Kriegskunst unserer modernen Spartaner.“

„Unser Unglück bei Jena,“ sagte der junge Mann verdrießlich, „kann man weder dem Volk, noch dem Könige zuschreiben, und ich glaube, wir haben uns an Napoleon hinalänglich gerächt; wir haben nicht nur Deutschland wieder frei gemacht, sondern ihn selbst entthront.“

„So? Das seyd ihr gewesen?“ fragte der Oheim; „Gott weiß, ich that bis jetzt sehr Unrecht, daß ich dieses Ereigniß der halben Million Soldaten zuschrieb, die man aus ganz Europa gegen ihn zusammenhezte. Warst Du vielleicht selbst mit dabei, Neffe? Du kannst wahrscheinlich als Augenzeuge reden?“

Der Neffe erröthete und schickte einen ängstlichen Blick nach Anna, die ihr Lächeln kaum unterdrücken konnte. „Ich war damals noch auf der Schule,“ antwortete er, „und es hat mich nachher oft geärgert, daß ich nicht dabei war. Ich gebe zu, daß die Andern auch mitgeholfen haben, aber in allen Schlachten waren es nur die Preußen, die entschieden haben; denken Sie nur an Waterloo.“

„Seyd überzeugt, ich denke daran,“ erwiderte der alte Herr mit großem Ernst, und denke mit Vergnügen daran. Wenn einer ein Feind jenes Mannes ist, so bin ich es; denn er hat uns und Alles unglücklich gemacht, und das alte schöne Reich umgekehrt wie einen Handschuh. Aber das mit Deinen Landsleuten weißt Du denn doch nicht recht. Ich glaube schwerlich, daß eure jungen Soldaten, wenn sie auch wirklich so begeistert waren, wie man sagte, so viele Stöße auf ihr Centrum ausgehalten hätten, als am achtzehnten Juni jene Engländer, die schon in allen Welttheilen gedient hatten.“

„Nicht die Jahre sind es,“ sagte jener, „die in solchen Augenblicken Kraft geben, sondern das Selbstbewußtsein, der Stolz einer Nation und die Begeisterung des Soldaten für seine Sache, und die hat der Preuze vollauf.“

„Ich habe in meiner Jugend auch ein paar Jahre gedient,“ entgegnete der Oheim; „Anno 85 bei den Kreisstruppen. Damals waren die Soldaten noch nicht begeistert, darum kenne ich das Ding nicht. Nächstens wird mich aber mein Nachbar, der General, besuchen, mit diesem mußt Du darüber sprechen.“

„Wie dem auch sey,“ fuhr der Gast fort, „es freut mich inaus, daß Sie über den Hauptpunkt, über den Unwillen gegen die Franzosen und im Haß gegen diesen Corfen, mit mir übereinstimmen. Bei uns zu Hause behauptet man, daß er in Süddeutschland leiber noch immer als eine Art Heros angesehen, und es ist lächerlich zu sagen, von Vielen sogar als ein Beglückter der Menschheit verehrt werde.“

„Sprich nicht zu laut, Freund,“ erwiderte der alte Herr, „wenn Du es nicht mit dieser jungen Dame hier gänzlich verderben willst. Sie ist gewaltig Napoleonicisch gesinnt.“

„Sie werden darum nicht schlechter von mir denken,“ sagte Anna hocherröthend, „weil ich einen Mann nicht geradehin verdammen mag, dessen unzerzähllicher Fehler der ist, daß er ein großer Mensch war.“

„Großer Mensch!“ rief der Alte mit blühenden Augen, „den Teufel auch, großer Mensch! was heißt das? Daß er den rechten Augenblick erspähte, um wie ein Dieb eine Krone zu stehlen? Daß er mit seinen Bajonetten ein treffliches Reich über den Haufen warf, seine herrliche natürliche Form zertrümmerte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen! großer Mensch!“

„Sie sprechen so, weil —“

„Anna, Anna!“ fiel er seiner Tochter in die Rede, „meinst Du, ich spreche nur darum so, weil er uns elend machte? weil er dieses Thal und den Wald mir entriß, weil er diese Menschen, die mit und meinen Ahnen als ihren Herren dienten, an einen Andern verschenkte? weil die ungebetenen Gäste, die er uns schickte, das Bischen aufzehrten oder einstreckten, was mir noch geblieben war? Es ist wahr, an jenem Tage, wo man ein fremdes Siegel über das alte Wappen der Thierberge klebte, wo man mein Vieh zählte und schätzte, meine Weinberge nach dem Schuß ausmaß, meine Wälder lichtete und die erste Steuer von mir eintrieb, an jenem Tage sah ich nur mich und den Fall meines Hauses; aber ging es der ganzen Reichsritterschaft besser, mußten wir nicht sogar erleben, daß ein Mann von der Insel Corfica erklärte, es gebe keinen deutschen Kaiser und kein Deutschland mehr?“

„Gott sey es geklagt!“ sagte der junge Kantow, „und uns wahrhaftig hat er es nicht besser gemacht.“

„Ihr, gerade ihr seht selbst Schuld daran,“ fuhr der alte Herr immer heftiger fort. „Ihr hattet euch längst losgesagt vom Reich, hattet kein Herz mehr für das Allgemeine, wolltet einen eigenen Namen haben und thatet euch viel dars auf zu gut. Ihr sahet es vielleicht sogar gern, daß man uns Schaft für Schaft entzwei brach, weil man uns fürchtete, so lange die übrigen Speere ein Band umschlang. Habt ihr nicht gesehen, wie weit es kam, als man in Sparta jeden Griechen einen Fremden nannte? Verdammt sey dieses Zahthundert der Selbstsucht und Zwietracht, verdammt diese Welt von Thoren, welche Eigenliebe und Herrschsucht Größe nennt!“

„Aber lieber Vater —“ wollte das Fräulein besänftigend einfallen, doch der alte Herr war bei seinen letzten Worten schnell aufgestanden, und der kleine Mensch in der thierbergischen Klovee eilte auf seinen Wink mit zwei Kerzen herbei.

„Gute Nacht,“ wandte er sich noch einmal zu seinem Neffen; „hoße Dich nicht daran, wenn Du mich zuweilen heftig siehst; 's ist so meine Natur. Schlafet wohl, Kinder!“ setzte er ruhiger hinzu, „wenn die Gegenwart schlecht ist, muß man von besseren Zeiten träumen.“ Anna küßte ihm gerührt die Hand, und die erhabene Gestalt des alten Herrn schritt langsam der Thüre zu. Kantow war so betroffen von Allem, was er gehört und gesehen, daß es ihm sogar entging, welche komische Figur der Diener machte, der seinem Herrn zu Bette leuchtete. Die weite Staatsklovee, die er trug, hing beinahe bis zum Boden herab, und die langen bortierten Aufschläge bedeckten völlig die Hände, welche die silbernen Leuchter trugen. Er war anzusehen wie ein großer Pilgrim, der einen Calvarienberg hinan auf den Knien rutschte. Um so erhabener war der Contrast des Mannes, der ihm folgte; er erschien, als er durch den alfränkischen Saal unter den Familiengemälden seiner Ahnen vorbei schritt, wie ein wandelndes Bild der guten alten Zeit.

Als der alte Herr das Gemach verlassen hatte, stand das Fräulein mit einer Verbeugung gegen ihren Gast auf und trat in ein Fenster. Der junge Mann fühlte an ihrem Schweigen, daß er diesen Abend Satten berührt haben müsse, die

man anzutasten sonst vielleicht sorgfältig vermied. Sie blickte hinaus in die Nacht und Kantow trat an ihre Seite; er hatte oft erprobt, wie sich Mißverständnisse leichter lösen, wenn man sie in einen Scherz kehrt, als wenn man mit Ernst oder Wehmuth darüber spricht. Mit solch einem Scherz wollte er Anna versöhnen; doch als er zu ihr an's Fenster trat, war der Anblick, der sich ihm darbot, so überraschend, daß kein heiteres Wort über seine Lippen schlüpfen konnte. Das tiefe, schwärzliche und doch so reine Blau, das nur ein seltlicher Himmel im Mondlicht zeigt, hatte er noch nie gesehen. Ueber Wald und Weinberge herab goß der Mond seltsame Streiflichter und im Thal schimmerten seinen Glanz; nur die zitternden Wellen des Neckars und die Spitze des dunkeln Kirchthurms zürck. Der falbe Schein dieses Lichtes der Nacht hatte Anna's Züge gebleicht und in ihren schönen Augen schwamm eine Thräne. Jetzt erst, als Alles so still und lautlos war, vernahm man aus der Ferne die gehaltenen Töne einer Flöte, und diese Klänge verbanden sich so sanft mit dem milden Schimmer des Mondes, daß man zu glauben versucht war, es seyen seine Strahlen, die so melodisch sich auf die Erde niedersenkten. Ein seltsames Lächeln zog über Anna's Gesicht; ihr glänzender Blick hing an einer Waldspitze, die weit in das Thal vorsprang und ihre tieferen Athemzüge schienen der Flöte zu antworten.

„Wie prachtvoll ist selbst die Nacht in Ihrem Thal!“ sprach nach einer Weile der Gast. „Wie schön wölbt sich der Himmel darüber hin, und der Mond scheint nur für diesen stillen Winkel der Erde geschaffen zu seyn.“

Anna öffnete das hohe Bogenfenster. „Wie warm und mild es noch draußen ist!“ sagte sie, indem sie freundlich in das Thal hinabschaute. „Kein Lüftchen weht.“

„Aber die Bäume neigen sich doch her und hin,“ erwiderte er, „sie rauschen gewiß vom Wind bewegt.“

„Kein Lüftchen weht!“ wiederholte sie, und hielt ihr weißes Tuch hinaus. „Sehen Sie, nicht einmal dieses leichte Tuch bewegt sich. Und kennen Sie denn nicht die alte Sage von den Bäumen? nicht der Nachtwind ist es, der ihre Blätter bewegt, sie flüstern jetzt und erzählen sich, und wer nur ihre Sprache verstände, könnte manches Geheimniß erfahren.“

„Vielleicht könnte man dann auch erfahren, wer der Flötenspieler ist,“ sagte der Wether, indem er Anna schärfer ansah; denn schon war er so eiferkräftig auf seine schöne Waise geworden, daß ihm die süßen Töne vom Wald her und ihr Tuch, das sie noch immer aus dem Fenster hielt, in Wechselwirkung zu stehen schienen.

„Das kann ich Ihnen auch ohne die Bäume verrathen,“ erwiderte sie lächelnd, indem sie das Tuch zurücknahm. „Das ist ein munterer Jägerbursche, der seinem Mädchen einen guten Abend spielt.“

„Dazu ist aber die Entfernung doch beinahe zu groß,“ fuhr er fort, „manche Töne werden nicht ganz deutlich.“

„Im Dorf unten hört man es besser als hier oben,“ sagte sie gleichgültig und schloß das Fenster; „Aberdies sagt ja das Sprichwort: das Ohr der Liebe hört noch weiter als das des Argwohns.“

„Schön gesagt,“ rief der junge Mann, „doch das Auge des Argwohns sieht weiter, als das der Liebe.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete sie, „aber nur bei Tag, nicht bei Nacht.“

Diese, wie es schien, ganz absichtlich gefagten Worte überraschten den jungen Mann so sehr, daß er beschämt die Augen niederschlug. Er warf sich seine Thorheit vor, daß er nur einen Augenblick glauben konnte, es sey ein Liebhaber dieses arglosen Kindes, der dort im Walde musiciere.

„Und nun gute Nacht, Wether,“ fuhr Anna fort, indem sie eine Kerze ergriff. „Träumen Sie etwas recht Schönes, man sagt ja, der erste Traum in einem Hause werde wahr; Sans! leuchte dem Herrn Baron in's rechte Thurzimmer! Und dieß noch,“ setzte sie auf Französisch hinzu; als der Diener näher trat; „vermeiden Sie mit meinem Vater über Dinge zu sprechen, die ihn so tief berühren. Er ist sehr heftig, doch gilt sein Zorn nie der Person, sondern der Meinung. Es war meine Schuld, daß ich Sie nicht zuvor unterrichtet habe, morgen will ich nähere Instruktionen erteilen. — Gute Nacht!“

Sinnend über dieses sonderbare und doch so liebenswürdige Wesen folgte der Gast dem Diener, und die dumpf hallenden Gänge und Wendeltreppen, das vieleckige, in wunderlichen Spitzbogen gewölbte Gemach, das alterthümliche Gardinensette, so manche Gegenstände, die er sonst so aufmerksam betrachtet hätte, blieben diesmal ohne Eindruck auf seine Seele, die nur eifrig beschäftigt war, den Charakter und das Benehmen Anna's zu prüfen und zu mustern.

5.

Als der Gast am folgenden Morgen nach einer sorgfältigen Toilette hinab ging, um mit seinen Verwandten zu frühstücken, konnte er sich anfänglich in dem alten Gemäuer nicht zurecht finden. Ein Diener, auf welchen er sich, führte ihn dem Saal zu, und an den Säulen und Treppen, die er durchwandern mußte, bemerkte er erst, was ihm gestern nicht aufgefallen war, daß er im entlegensten Theile dieser Burg geschlafen habe. Auf sein Befragen gestand ihm der Diener, daß sein Gemach das einzige sey, das man auf jener Seite noch bewohnen könne, und außer dem Wohnzimmer mit den gewirkten Tapeten, dem Schlafzimmer des alten Herrn, dem Saal, dem kleinen Zimmerchen in einem andern Thurm, wo Fräulein Anna wohne, sey nur noch das ungeheure Bedienstetenzimmer, das früher zu einer Küche gedient habe, und die Wohnung des Amtmanns einigermaßen bewohnbar; die übrigen Gemächer seyen entweder schon halb eingestürzt, oder werden zu Fruchtböden und dergleichen benützt. Der Folge Sinn des Heims und die frühliche Kamath seiner Tochter fanden in sonderbarem Widerspruch mit diesen ideo Mauern und verfallenen Treppen, mit diesen sprechenden Bildern einer vornehmen Dürftigkeit. Der junge Mann war, wenn nicht an Pracht, doch an eine gewisse reinliche Eleganz in seiner Umgebung selbst an den Treppen und Wänden gewöhnt, und er konnte daher nicht umhin, seine Verwandten, die in so großer, augenscheinlicher Entbehrung lebten, für sehr unglücklich zu halten. Das romantische Interesse, das der erste Anblick dieser Burg für ihn gehabt hatte, verschwand vor dieser traurigen Wirklichkeit, und wenn er sich dachte, wie die Mauerrisse und Spalten, durch welche jetzt nur die warme Morgensonne herein fiel, den Stürmen des Winters freien Durchgang lassen mußten, war ihm Anna's Furcht vor dieser Jahreszeit wohl erklärlich.

„Und ein so zartes Wesen diesen rauhen Stürmen ausgefegt,“ sagte er zu sich, „ein so reicher und gebildeter Geist ohne Umgang, vielleicht ohne Lektüre, einen ganzen Winter lang in diesen Mauern vom Schnee und Wetter gefangen gehalten, einsam bei dem ernststen, feierlichsten, alten Mann! Und dieser ehrwürdige Alte, der einst bessere Tage gesehen, durch die Ungunst der Zeit in unerschuldete Dürftigkeit und Entbehrung verfest!“ Bon so gutmüthiger Natur war das Herz des jungen Mannes, daß er vor der Thüre des Saales halb und halb den Entschluß faßte, um die schöne Anna zu freien, sie in die Mark zu führen, und wenn ihm das Leben in Schwaben besser gefallen sollte, mit ihr in die Residenz zu ziehen und für den Sommer Thierberg wieder in Stand setzen zu lassen.

Der Alte empfing ihn mit einem herzlichen Morgengruß und verben Händedruck, und Anna erschien ihm heute noch freundlicher und zutraulicher, als gestern. Das Tagewort der Anrechte wurde in seiner Gegenwart angeordnet und mit Wohlwollen sah er Anna eine Geschäftigkeit im Hauswesen entfalten, die er der feingebildeten jungen Dame nicht zugetraut hätte. Auch über ihre eigenen Geschäfte sprachen die Bewohner des Schlosses. Der Alte wollte Vormittags mit seinem Verwalter rechnen, Anna den Gast unterhalten und einen Spaziergang mit ihm in's Thal hinab machen. Nach Tisch wollte sie bei einigen Damen in der Nachbarschaft Besuche abklaten, der Alte das Stück Wald, das ihm noch eigen geblieben, mustern und Albert sollte ihn begleiten. Der Abend sollte sie alle zum Spiel vereinigen. So angenehm dem jungen Mann die Aussicht war, einen ganzen Vormittag mit der schönen Cousine zu verleben, so erschreckte ihn doch ein so langer Spaziergang mit dem ernststen Onkel, der alle Augenblicke die sonderbarsten, vielseitigsten Kenntnisse verrieth, und in so hohem Alter noch ein Wortgedächtniß hatte, vor welchem jenem graute. „Wie wenn er dich den ganzen Nachmittag ausfragte, was du gelernt hast!“ sagte er zu sich. „Wie schnell wird es dann an den Tag kommen, welche Lehrstühle und Säle in Berlin du nicht besucht, und wie schnell wird er ahnen, welche du besucht hast.“ Einiger Trost für ihn war seine geläufige Bunge und ein wenig Disputierkunst, das Einzige, was ihm von seinem Hofmeister übrig geblieben war. Doch wie einen zum Galgen Verdamnten das Henkermahl noch erfreut, das ihm der Richter zus und anrichten muß, so richtete sich seine gelangstigte Seele an der schönen Gegenwart auf. Und welcher Himmel ging ihm erst auf, als der Onkel, nachdem er schon Gut und Brod ergriffen hatte, sich noch einmal zu seinem Neffen wandte. „Noch Etwas!“ sagte er zu ihm, „so lange Thierberg steht, ist es Eitte, daß die nächsten Verwandten gleicher Linie mit du unter sich reden; ich denke, Du wirst mit Anna keine Ausnahme machen, weil du hundert Weilen nördlicher geboren bist.“

Anna lächelte und schien es ganz in der Ordnung zu finden, aber mit freudeglühenden Wangen sagte der junge

Mann zu; dankbar blickte er dem alten Onkel nach, der ihm in diesem Augenblick wie ein Bote der Liebe erschien. Leider vergaß er dabei, daß dieses Du nicht das fröhe, heimliche Du der Liebe sey, und daß ein so nahes Verhältniß zwar der Freundschaft förderlich, für die entstehende Liebe aber ein Hinderniß seyn könnte.

„Und Du wolltest mir gestern Abend noch Instruktionen geben,“ sagte er, indem er sich in das Fenster zu dem Fiskus lein setzte. „Es ist mir angenehm, wenn Du mir recht viel vom Onkel sagst, ich habe ihn mir durchaus anders gedacht, und daher kam nun wohl gestern Abend mein Mißgriff.“

„Wie hast Du Dir ihn denn gedacht?“ fragte Anna. „Nun, ich setzte mir aus dem, was Mutter und Vater erzählten, ein Bild zusammen, das nun freilich nicht paßt. Sacht mein Vater Kammerjunker an eurem Hofe war und welcher die Mutter nach Preußen heimführte, mögen es doch etwa dreißig Jahre seyn. Damals war wohl Onkel etwa fünf- bis sechsunddreißig Jahre alt, und man nannte ihn noch immer den Junker, denn der Großvater Thierberg lebte noch. Mein Vater beschreibt ihn nun gar komisch, wenn er auf ihn zu sprechen kommt. Er war hier im Schloß aufgewachsen, unter der Aufsicht seines Herrn Paps und seiner Frau Wama. Die guten Groveltern könnte ich malen. Sie wästen in den gebäumten und ausgenähten Fauteuils sitzen, aufrecht und anständig sitzend; die Großmama in einem blauselbigen Kleid, der Großpapa in einem verschoffenen Hofsleid. Sie sind die regierende Familie in ihrem Land, der Amtmann und der Pastor ihr Hofstaat. Der Erbprinz lernte hier nicht viel mehr, als sich anständig verbeugen, die Hand küssen, reiten und jagen, und die Prinzessinnen sollen ihn an Bildung weit übertreffen haben. Die zwei Jahre Garnisonleben bei den Reichstruppen hatten ihn nicht gerade verfeinert, und so soll er immer zur größten Lust der Verwandten gedient haben, wenn er um die Zeit, da man alljährlich die Remontepferde von Leipzig brachte, in die Residenz kam. Meine Mutter wurde damals bei Onkel Bernau erzogen und mein Vater kam täglich in das Haus. Wenn dann dein Vater im Herbst zu Besuch kam, verhehlte er nicht, daß er nur gekommen sey, um die schönen Remontepferde zu betrachten, zog den ganzen Tag bei Brecklern und in den Ställen umher, freute sich, mit seiner großen Pferdekenntniß glänzen zu können, und unterhielt Abends die glänzende Gesellschaft bei Bernau's durch sein sonderbares Wesen, das zwar nie linksch oder unanständig, aber im höchsten Grad naiv, ungezwungen und komisch war. Mein Vater sagte oft: „er war ein Bild der guten alten Zeit, nicht jener streifen Zeit, wo man den Posten und die Rekruten in jedem Winkel des Landes affektirte, sondern einer viel früheren. Er war das Muster eines schwäbischen Landjunkers.“

Der junge Mann hielt inne in seiner Beschreibung, als er sah, daß seine Zuhörerin lächelte. „Du findest vielleicht die Züge unwar,“ sagte er, „weil sie auf heute nicht mehr passen, und doch versichere ich —“

„Mir fiel nur,“ erwiderte sie, „als Du dies das Bild eines schwäbischen Landjunkers nanntest, jenes Buch ein, das beinahe mit denselben Zügen einen Landjunker in — Pommern schildert. Du verseht nun dieses Bild in mein Waterland, in dieses Schloß sogar; sonderbar ist es übrigens, daß beinahe kein Zug mehr zutrifft. In dem gutgemalten Bild eines Jünglings muß man sogar die Züge des Greisen wieder erkennen, doch hier —“

„Das wollte ich ja eben sagen; ich fand den Onkel so ganz und durchaus anders, daß ich selbst nicht begreifen konnte, wie er einst jener muntere, naive Junge habe seyn können.“

„Ich spreche ungern mit Männern über Männer, ich meine, es passe nicht für Mädchen,“ nahm Anna das Wort; „aber meinen Vater vollends habe ich nie — beinahe nie gesprochen,“ setzte sie erdthend hinzu, „doch mit Dir will ich eine Ausnahme machen. Ich zwar kenne den Vater nicht anders, als wie er jetzt ist; es ist möglich, daß er vor dreißig Jahren etwas anders war, aber bedenke, Better Albert, durch welche Schule er ging! Alles, Alles, was ihm einst lieb und werth war, hat diese furchtbare Zeit niedergewählt. Oder meinst Du, jene Verhältnisse, so sonderbar und unnas thürlich sie vielleicht erscheinen, seyen ihm nicht theuer gewesen? Wie oft, wenn die alten Herren von der vormaligen Reichsritterschaft im Saal waren und sich besprachen über die gute alte Zeit, wie oft hätte ich da weinen mögen aus Mitleid mit den Greisen, die sich nun so schwer in diese neuen Gestaltungen finden!“

„Aber ging es ganz Europa besser? denke an Spanien, Frankreich, Italien, Polen und das ganze Deutschland,“ erwiderte der Gast.

„Ich weiß, was Du sagen willst,“ fuhr sie eifrig fort; „man soll über dem Unglück und der Umwälzung eines Welttheils so kleine Schmerzen vergeffen; aber wahrlich, so welt-

sind wir Menschen noch nicht. Auf diesen Standpunkt erhebe sich nie, kann, und ich meine, er wird auch in seiner Grobherzigkeit wenig Trost, weder für sich noch für das Allgemeine finden. Und ich möchte überdies noch behaupten, daß unter Allen, die überall geübt haben, vielleicht gerade diese Ritterschaft nicht am wenigsten litt. Andere Bunden, die man nur dem Vermögen schlägt, bröckeln mit der Zeit, doch wo, nicht durch Revolution, sondern im Namen geselliger Gewalt, so alte, lang gewohnte Bande zersprengt, und Formen, die auf ewig gegründet schienen, zertrümmert werden, das eine Stück hierhin das andere dorthin gerissen, — werden die theuersten Interessen in innerster Seele verwundet. Wenn so die alten Hauptleute und Räte der Ritterschaft, einige Komthure und deutsche Ritter am die Tafel sitzen, so glaubt man oft Gespenster, Schatten aus einer andern Welt zu sehen. Doch wenn man dann bedenkt, daß dies alles, was sie einst erkreute, so lange vor ihnen zu Grabe ging, und diese Titel von der jungen Welt nicht mehr verstanden werden, so kann man mit ihnen recht traurig werden."

"Es ist wahr," bemerkte der Gast, "und man muß gerecht seyn; sie wurden von früher Jugend in der Achtung und im ritterlichen Eifer für jene alten Formen erzogen, glänzten vielleicht eben im ersten Schimmer einer neuen Amtswürde, als das Unglück hereinbrach und Alles aufhob; und wie schwer ist es, alten Gewohnheiten zu entsagen, alte Vorurtheile abzulegen!"

"Um so schwerer," setzte Anna hinzu, "wenn man ein Recht und gesetzliche Ansprüche darauf zu haben glaubt. Hätte man jene Bande sanft gelöst, man würde sich nach und nach gewöhnt haben; so aber war es das Werk eines Augenblicks. Vermögen, Ansehen und Würden gingen zugleich verloren und Mancher wurde gefühllos gekränkt. So wurde der Unmuth über die Veränderungen zur Erbitterung. Der Vater hat oft erzählt, wie sie ihm an einem Tage alle Familienwappen von den Wänden gerissen, das Vieh geschächt, Pferde weggeführt, die Braupfannen versiegelt und für Staatseigenthum erklärt haben; die Mutter war krank, der Vater außer sich gebracht durch höhnische Behandlung der neuen Beamten, und um das Unglück vollkommen zu machen, legten sie fünf und siebenzig Franzosen in dieses Schloß, die nicht plündern, aber ungestraft stehlen durften, und wenn sie weiter zogen, nur eben so viel neuen Gästen Platz machten."

"Wahrhaftig!" rief Albert, "ein solches Schicksal hätte wohl auch den fröhlichsten Junker ernst machen müssen!"

"Wie es ging, weiß ich nicht; nur so viel nahm ich mir aus Gesprächen an, daß er seit jener Zeit ganz verändert sey. Er hielt sich meistens zu Hause, las viel und studirte Manches. Er gilt jetzt in der Gegend für einen Mann, der viel weiß, und muß in manchen Fällen Rath geben. Doch um auf die Instruktionen zu kommen, die ich Dir ertheilen wollte, so kannst Du sie aus dem, was ich Dir erzählte, selbst abnehmen. Berühre nie die früheren politischen Verhältnisse, wenn Du ihn nicht wehmüthig machen willst, sprich nie von dem Kaiser!"

"Von welchem Kaiser?" unterbrach sie der Vater.

"Von Napoleon, wollte ich sagen; er sieht ihn als den Urheber aller seiner Leiden an, und wenn etwa der General in diesen Tagen kommen sollte, laß Dich in keinen politischen Diskurs ein; sie sind schon so heftig an einander gerathen."

"Wer ist denn der General?" fragte Albert, "hat nicht Dein Vater mich gestern aufgefordert, mit ihm über die neuere Kriegszucht zu sprechen?"

"Der General Willt ist unser Nachbar," erwiderte Anna, "und wohnt eine halbe Stunde von hier, den Necker abwärts. Er gehört so sehr der neueren Zeit an, als der Vater der alten, und ich kann ihm seine Art zu denken eben so wenig verargen, als meinem Vater. Er machte in den früheren Feldzügen eine sehr schnelle Karriere, und der Kaiser selbst soll ihn im Feldzuge von 1809 beredet haben, unsern Dienst zu verlassen und in die Garde zu treten. Er war mit in Rußland, wurde bei Chalons gefangen und zog sich nachher ganzlich zurück. Hier hat er nun ein Gut gekauft, ist ein sehr vermöglicher Mann und lebt im Stillen seinen Erinnerungen. Du kannst Dir denken, daß ein Mann, der in solchen Verhältnissen seine schönsten Jahre lebte, wohl auch noch heute von der Sache, für welche er einst focht, eingenommen ist; er ist, was man so nennt, ein eigenfinniger Napoleonist, und hat wenigstens so gut als irgend einer Grund dazu."

"Wenn er ein Franzose wäre," entgegnete Albert, "dann möchte es ihm hingehen. Aber für einen Deutschen schickt es sich doch wahrhaftig nicht. Es war keine Sache, für welche er focht, sondern ein Phantom."

"Streiten wir nicht darüber," fiel ihm Anna in's Wort. "Ich bin überzeugt, wenn Du diesen lebenswürdigen, edlen

Mann kennen lernst, wirst Du ihm seinen Enthusiasmus vergeben."

"Wie alt ist er denn?" fragte jener besangen.

"Ein guter Fünfziger," erwiderte Anna lächelnd. "Mir aber scheint er, wie gesagt, für seine Gefinnungen ein so gutes Recht zu haben als der Vater. Würde ja doch auch, was ihm groß und erhaben deuchte, zerfällt und verhöhnt, und Du weißt, daß dies nicht der Weg ist, die Menschen mit dem Neueren auszusöhnen. Die beiden Herren haben große Zuneigung zu einander gefaßt, obgleich sie in ihren Meinungen so schroff einander gegenüber stehen. Oft kommt es unter ihnen zu so heftigem Streit, daß ich immer einmal einen wirklichen Bruch der nachbarlichen Verhältnisse voraussehe. Ich glaube, wenn mehr Damen zugegen wären, würde es nie so weit kommen, aber leider hat auch der General vor einigen Jahren seine Frau verloren. Sie war eine treffliche Frau, und meine Mutter schätzte sie sehr; der Vater konnte es ihr aber nie vergeben, daß sie eine Bürgerliche war, und seine Schwester, die jetzt eben bei ihm ist, pflegt immer nur auf kurze Zeit einzukehren."

Der alte Thierberg, der in diesem Augenblick von seinem Amtmann zurückkam, unterbrach dieses Gespräch, das der junge Mann noch lange hätte fortsetzen mögen; denn Base Anna erschien ihm, wenn sie lebhaft sprach, wenn ihre Augen während ihrer Rede immer heller glänzten, und ihre zarten Züge jede ihrer Empfindungen abspiegelten, immer reizender, liebenswürdiger zu werden, und er glaubte aus dem Vergnügen, das ihr die Unterhaltung mit ihm zu gewähren schien, nicht mit Unrecht einen günstigen Schluß für sich ziehen zu dürfen.

6.

Von allen seinen früheren reichsfreiherrlichen Rechten war dem alten Thierberg nur die Ernennung, oder wie man es dort nannte, die Präsentation des Schulmeisters übrig geblieben, und er verwünschte auch diesen letzten Rest ehemaliger Größe und Gewalt, als er Nachmittags zwei Schulumtensandidaten mit dem Thierberger Prediger in's Schloß treten sah. Er ließ seinen Neffen allein in den Wald vorausgehen und versprach bald zu folgen. Der junge Mann wanderte langsam jenen Weg hinan, welchen ihn Anna zuerst geführt hatte. Oft stand er stille und sah zurück auf diese alterthümliche Burg, und gerne verweilte sein Auge auf jenem Thurm, in dessen Zimmerchen Anna wohnte. Wie liebte er dieses klare, ruhige, natürliche Wesen, gepaart mit so viel Anstand und mit so feiner Bildung! Er konnte sich auf nichts Aehnliches besinnen. Oft wollten zwar in seiner Erinnerung die Damen der Mark diesem Schwabenkind den Vorrang streitig machen. Es deuchte dem jungen Mann, er habe elegantere Formen gesehen, gewandter, zierlicher sprechen gehört, er rief sich jede einzelne Schönheit, die ihn sonst bezauberte, zurück, aber er bekannte, daß es gerade diese Unbefangenheit, diese Ruhe sey, was ihm so überraschend, so neu, so liebenswürdig erschien. "Sie ist so verständig, so ruhig, so klar, um jemals recht lieben zu können," fuhr er in seinen Gedanken fort, "aber schämen wird sie mich, sie wird Interesse an mir finden. Und gerade diese Klarheit, diese Art, aber das Leben zu denken, muß ihr andere, bessere Verhältnisse längst wünschenswerth gemacht haben. Bequeme, elegante Wohnung, eine geschmackvolle Garderobe, Wagen, Pferde, Bediente, eine ausgesuchte Bibliothek, das sind die Dinge, welche in einem solchen kalten Herzen die Liebe erregen; so unbefangen sie ist, so weiß sie doch in ihrer Unbefangenheit die Dame recht wohl zu spielen, und wirklich — es muß ihr als Frau von Kantow allerbüßlich stehen!"

Der junge Mann war unter diesen Träumen einer schönen Zukunft auf einer Höhe angelangt, wo er einen Theil des reizenden Neckarthales überschauen konnte. Vorwärts zu seiner Linken gewahrte er eine Waldspitze, die weit vorsprang und ihm die Aussicht auf den andern Theil des Thales verdeckte. Er verglich sie mit der Lage des Schloßes und fand, es müsse dieselbe Bergspitze seyn, von welcher gestern jene süßen Klängen herüber tönten. Von dort aus, hatte ihm Anna gesagt, könne man einen weiten, freien Blick über das ganze Thal genießen, und rasch beschloß er, nicht erst den Dheim abzuwarten, sondern im Genuß einer herrlichen Aussicht auf jener Walddede seinen Gedanken nachzuhängen. Er hatte sich die Richtung gut gemerkt, und nicht lange, so trat er auf diesem reizenden Pfad heraus. Das Thal schwenkte sich in einem schönen Bogen an Thierberg vorüber um diese Bergede. Rechts und bei weitem näher, als Albert gedacht hatte, lag die Burg, durch eine breite Waldschlucht von dieser Stelle getrennt. Man konnte mit einem guten Fernglas deutlich in die Fenster von Thierberg sehen, und der junge Mann ergögte sich eine Zeitlang an den Zügen des Pastors und seines

Dheim's, die in eifrigem Gespräch an der Fensterbrüstung standen. Auch Anna's Thurmfenster war geöffnet, aber statt ihrer holden Blicke sah man nur einen kleinen Drangenbaum, den sie an die Sonne gestellt hatte. In der Mitte des Thales zog in kleineren Bogen der Neckar hin, viele freundliche Halbinseln bildend, und in kleiner Entfernung entdeckte das Auge des jungen Mannes ein neues Schloß, in dessen Fenstern sich die Mittagssonne spiegelte. Es war in gefälligem, italienischem Styl aufgebaut, die Säulen und der Balkon, schlank und zierlich, machten einen sonderbaren Kontrast mit den dunkeln schweren Mauern des Thierbergs zu seiner Rechten, und wie diese Burg auf der Nordseite des Gebirges auf einem steilen Waldberg hing, so ruhte jenes schöne Lustschloß auf der Südseite gegenüber einem sanften Rebhügel, dessen reinlich und nett angelegten Gekländer und Spallere sich bis an den Fluß herabzog. Albert war in diesen reizenden Anblick versunken und dachte nach über diesen Gegensatz, welchen die beiden Schloßherren, wie Bilder der alten und neuen Zeit, hervorbrachten, als feste Männertritte hinter ihr durch das Gebüsch rauschten und ihn aus seinen Betrachtungen weckten. Er wandte sich um, und war vielleicht nicht weniger erstaunt, als der Mann, der jetzt durch die letzten Bäche brach und vor ihm stand. — Es war sein Gefährte vom Silwagen. Er hatte eine Jagdtasche übergeworfen, trug eine Mütze unter dem Arm, und zwei große Windhunde führten hinter ihm aus dem Gebüsch.

„Wie! ist es möglich!“ rief der Jäger, und blieb verwunderungsvoll stehen; „ich hätte mir noch eher einfallen lassen, hier auf einen Adler, denn auf Sie zu stoßen!“

„Sie sehen, ich benütze Ihren Rath,“ erwiderte der junge Mann, „ich durchspüre jeden Winkel Ihres Landes nach schönen Ausichten.“

„Aber wie kommen Sie hieher?“ fuhr jener fort, indem er ihn aufmerksam betrachtete, „und Sie sind auch nicht auf der Reise, wie ich sehe; haben Sie sich in der Nähe eingemietet?“

Albert deutete lächelnd auf die alte Burg hinüber. „Dort — und gesehen Sie,“ sagte er, „ich hätte keinen schöneren Punkt wählen können.“

„In Thierberg?“ rief der Jäger mit steigendem Erstaunen, indem er auf einen Augenblick leicht erröthete; „wie ist es möglich, in Thierberg? oder sind vielleicht gar Thierbergs die Verwandten, die —“

„Die ich in der Stadt besuchen wollte und hier auf Ihrem Landhofs traf. Ich segne übrigens diesen Geschmack meines Dheim's,“ setzte Albert mit einer Verbeugung hinzu, da er sich auf's Neue in die Nähe meines angenehmen Reisegehilfschafters führte.“

„So wären Sie vielleicht ein Kantow aus Preußen?“ fragte der Jäger auf's Neue.

„Allerdings,“ antwortete der Gefragte, „aber wie folgern Sie dies? sind Sie vielleicht mit meinem Dheim bekannt?“

„Ich besuche ihn zuweilen,“ sagte jener mit einem langen Seitenblick auf das alte Schloß, „ich bin gerne dort; doch beinahe hätte ich das Glück gehabt, Ihre Bekanntschaft noch früher zu machen; ich reiste vor einem Jahr in Ihre Heimath, und auf den Fall, daß mich meine Straße über Fehrbellin geführt hätte, war ich mit einem Brief an Ihre Eltern versehen, mit einem Brief von Ihrem Dheim selbst. — Aber habe ich ja viel gesagt, wenn ich von den Reizen unseres Neckarthales sprach? Finden Sie nicht Alles hier vereinigt, was man immer für das Auge wünschen kann?“

„Ich dachte schon vorhin darüber nach,“ versetzte Kantow, „wie verschieden ist der Charakter dieser beiden Berge zur Seite des Thales! Hier dieser dunkle Wald, mit Schluchten und Felsenriffen, durch welche sich Bäche herabstürzen, die alte Burg, halb Ruine, auf diese sich abbrechende Wand hinausgerückt. Jenwärts die sanften, wellenförmigen Rebhügel, mit bläulichrother Erde und dem sanften Grün des Weinrocks. Und diese Kontraste durch das lieblichste Thal, durch den Fluß vereinigt, der bald hierhin bald dorthin zu den Bergen sich wendet! Wahrhaftig, es müßte nichts Angenehmeres sein, als auf einer dieser grünen Halbinseln ein einsames Dhyllleben zu führen!“

„Ja,“ entgegnete der Jäger lächelnd, „wenn der Fluß nicht in jedem Frühjahr austräte, und Damon, die Hütte und — seine Daphne zu entführen drohte! Aber waren Sie schon unten im Thal?“

„Noch nicht, und wenn etwa Ihr Weg hinabführt, werde ich Sie gerne begleiten.“

Der Jäger lockte seine Hunde und schlug dann einen Seitenpfad ein, der in die Tiefe führte. Kantow, der hinter ihm ging, bewunderte den schlanken Bau, den kräftigen Schritt und die gewandten Bewegungen des jungen Mannes. Er war einigemal versucht zu fragen, wer er sey, wo er wohne; aber

es lag etwas so Bestimmtes, Ueberwiegendes in seinem ganzen Wesen, daß er diese Frage immer wieder auf eine bequemere Zeit verschob. Im Thal wandte sich der Jäger Stromabwärts; Kinder und Alte, die ihnen begegneten, grüßten ihn überall freundlich und zutraulich; Manche blieben wohl auch stehen und schauten ihm nach. Oft stand er stille und machte den Fremden auf jeden schönen Punkt aufmerksam, erzählte ihm von der Lebensart der Leute, von ihren Sitten und ländlichen Festen.

Der Weg bog jetzt um den Berg, und plötzlich standen sie dem neuen Schloß gegenüber, das Albert von der Höhe herab gesehen hatte. „Welch herrliches Gebäude!“ rief er, „wie malerisch liegt es in diesen Weinbergen! Wem gehört dieses Schloß?“

„Meinem Vater,“ erwiderte der Jäger freundlich. „Ich denke, Sie setzen mit mir über und versuchen den Wein, der auf diesen Hügel wächst.“

Serne folgte der junge Mann dieser einfachen Einladung; sie gingen an's Ufer, wo der Jäger einen Kahn lossand; er ließ seinen Gast einsteigen und ruderte ihn leicht und kräftig über den Fluß. Auf reinlichen, mit feinem Kies bestreuten Wegen, durch hohe Spallere von Wein gingen sie dem Schloß zu, dessen einfach schöne Formen in der Nähe noch deutlicher und angenehmer hervortraten, als aus der Ferne betrachtet. Unter dem schattigen Portal, das vier Säulen bildeten, saß ein Mann, der aufmerksam in einem Buche las. Als die jungen Männer näher kamen, stand er auf und ging ihnen einige Schritte entgegen. Er war groß, aufrecht und foger, und etwa fünfzig und sechzig Jahre alt. Ein schwarzes, blitzendes Auge, eine stahn gebogene Nase, die dunkelbraune Gesichtsfarbe und eine hohe, gebietende Stirne, wie seine ganze Haltung, gaben ihm etwas Auffallendes, Ueberraschendes. Er trug einen einfachen militärischen Ueberrock, ein rothes Band im Knopfloch, und noch ehe er ihm vorgestellt wurde, wußte der junge Kantow aus diesem Allem, daß es der General Willisen, vor welchem er stand. Ihn selbst stellte der junge Willisi als Vetter der Thierbergs und als seinen Reizgefährten vor.

Der General hatte eine tiefe, aber angenehme Stimme; er antwortete: „Mein Sohn hat mir von Ihnen gesagt; Ihre Mutter kenne ich wohl, habe sie früher in der Residenz gesehen. Als wir nach Schleßen marschirten, wurde ich nach Berlin geschickt; ich blieb vier Wochen bei der Feldpost dort, und ritt während dieser Zeit mehrere Mal nach Fehrbellin hinüber, Ihre Eltern zu besuchen.“

„Wahrhaftig!“ rief der junge Mann; „ich erinnere mich, mehrere französische und deutsche Offiziere damals in unserem Haus gesehen zu haben; es müßte mich Alles täuschen, Herr General, oder ich kann mich noch Ihrer erinnern. Ihre Uniform war grün und schwarz, und einen großen grünen Busch trugen Sie auf dem Hut. Sie ritten einen großen Rappen.“

„Ach ja, die alte Led a!“ sagte der General; „sie hat treu ausgehalten — bis an die Berceina; dort liegt sie zwanzig Schritte von der Brücke im Sumpf. Es war ein gutes Thier, und in der Garde nannte man sie le diable noir. — Kräne Bäche sagen Sie? — richtig, ich diene damals unter den schwarzen Jägern von Württemberg. Ein braves Corps, bei Gott! Wie haben sich diese Leute bei Ling geschlagen!“

„War es damals,“ bemerkte Kantow, „als Marschal Wandamme, den Gott verdamme, äußerte: oes bougres la se battent comme nous?“

„Sie haben da eine sonderbare Uebersetzung des Namens Wandamme, doch — ach! Sie sind ein Preuße, gut! Ich gebe zu, der General Wandamme war verhaßt, besonders in der sächsischen Armee; er wußte es auch recht gut; seine Bewunderung über die Bravour jener Soldaten hätte er vielleicht artiger, aber nie mit mehr Wahrheit ausdrücken können.“

Sie waren unter diesen Worten bis unter das Portal des Hauses getreten; ein Buch lag dort aufgeschlagen, der junge Willisi sah es lächelnd an und sagte: „Zum sechsten Mal, mein Vater?“

„Zum sechsten Mal,“ erwiderte jener, indem auch durch seine ersten Blicke ein leichtes Lächeln ging. „Sie sehen, Herr von Kantow, man zieht oft die Kinder nur dazu auf, daß sie ihre Eltern nachher wieder aufziehen. So kann er es nicht recht leiden, daß ich gewisse Bücher oft lese; und doch ist es ein guter Grundsatz, nicht vielerlei Bücher, aber wenige gute öfter zu lesen.“

„Sie haben Recht,“ erwiderte Kantow, „und darf ich wissen, welches Buch Sie zum sechsten Mal lesen?“ Der General bot es ihm schweigend.

„Ah! die schöne Fabel von 1812,“ rief Albert, „der Feldzug des Grafen Segur! Nun, ein Gedicht wie dieses darf man immer wieder lesen, besonders wenn man wie Sie den Gegenstand kennen gelernt hat.“

„Sie nennen es Gedicht?“ fragte der General. „Da Sie nicht aus Erfahrung sprechen können, ist wohl General Souvigny Ihr Gewährsmann. Aber ich kann Sie versichern, in diesem Buch ist so fürchterliche Wahrheit, so traurige Gewissheit, daß man das Wenige, was Dichtung ist, darüber vergessen kann. Die Figuren in diesem Gemälde leben, man sieht ihren schwankehenden Marsch über die Eisfelder, man sieht brave Kameraden im Schnee verschwinden, man sieht ein Riesennetz, jene große, kampfgeliebte Armee, durch die Ungunst des Schicksals in viele Tausend traurige Trümmer zerfallen. Aber ich liebe es, unter diesen Trümmern zu wandeln, ich liebe es, an jene traurigen, über das Eis hinschwankenden Männer mich anzuschließen, denn ich habe ihr Glück und — ihr Unglück getheilt.“

„Ich bewundere nur Deine Geduld, Vater,“ erwiderte der Sohn; „Du kannst diese französischen Tiraden, die, wenn man sie in nüchternes Deutsch aufißt, beinahe lächerlich erscheinen, lesen und immer wieder lesen! Ich erinnere mich aus diesem berühmten Buch einer solchen Stelle, die im Augenblick das Gefühl besticht, nachher, mich wenigstens, lächeln machte. Die Armee hat sich in größter Unordnung hinter Wilna zurückgezogen. Die Russen sind auf den Fersen. Eine Zeitlang imponirt ihnen noch die Macht des Heeres, aber bald löst sich auch diese auf, und die Ersten der Russen, indem sie einen Postweg heranzuführen, mischen sich schon mit den Letzten der Franzosen. Segur schließt seine Periode mit den Worten: „Ach! es gibt keine französische Armee mehr!“ — „Doch es gibt noch eine,“ fährt er fort; „Ney lebt noch; er rettet dem Nächsten das Gewehr aus der Hand, u. s. w.“ Kurz, der edle Marschall thut in übertriebenem Eifer noch einige Schüsse auf den Feind und repräsentirt gleichsam in sich selbst die halbe Million Soldaten, die Napoleon gegen Rußland in's Feld führte. Ist dies nicht mehr als dichterisch, ist dies nicht lächerlich übertrieben?“

„Ich erinnere mich noch recht wohl jenes Moments, und so grausam unser Schicksal, so gedrängt unser Rückzug war, so ließ er aus doch einige Augenblicke frey, diesem Krieger und seiner wahrhaft antiken Größe unsere Bewunderung zu göllen. Wenn Du bedenkst, wie es von großer Wichtigkeit war, daß er mit wenigen Tapferen jenes Desfilé eine Zeitlang gegen den Feind behauptete, daß er und die Seinen allerdings in diesem Augenblick noch die einzigen wirklichen Combattanten waren, die den Russen die Spitze boten, so wird Dich Ausbruch weniger bestemben; ich wenigstens danke es Segur, daß er auch jenem erhabenen Moment einen Denkstein setzte.“

„Also ist jene Scene wahr?“ fragte Kantow.

„Gewiß! und eine schöne, großartige Idee liegt darin, daß man weiß, wer von der großen Armee zuletzt gegen die Russen schlug, daß es Ney war, welchen jener hohe Ruhm, der ihm sogar aus diesem Rückzug sproßte, die Handgriffe des gemeinen Soldaten nicht vergessen ließ. Er war, wie Panibala, der Letzte beim Rückzug.“

„Was sagen Sie aber über jenen, welcher der Erste in der Armee und der Erste beim Rückzug war?“ bemerkte Kantow. „Ich glaube, zwanzig Jahre früher hätte er jeden Schritt mit seinem Gardes vertheidigt.“

„Und zwanzig Jahre später vielleicht auch,“ fiel ihm der General in's Wort, und wäre vielleicht als Kreis eines schönen Todes mit seinen Gardes gestorben. Anno 13, werden Sie aber wohl wissen, war er Kaiser eines Landes, von welchem er, ohne Nachricht, ohne Hülf, auf so viele hundert Meilen getrennt war. Was hielt ihn bei der Armee, nachdem unser Unglück entschieden war? Glauben Sie nicht, daß er etwas Kehliches, wie den Abfall Ihres Vork, geahnt hat! Mußte er nicht in Frankreich frische Mannschaft holen?“

„Darum zog er gegen Asien zu Feld, der neue Alexander,“ sagte Kantow spöttlich lächelnd, „wenn er ahnte, daß das Preussenvolk in seinem Rücken nur darauf laure, ihm den Todesreich zu geben? War dies die gerühmte Klugheit des ersten Mannes des Jahrhunderts?“

„Glauben Sie, junger Mann,“ erwiderte der General, „der Kaiser war erhaben über einen solchen Verdacht. Er wußte, daß Ihr König ein Mann von Ehre sey, der ihn im Rücken nicht überfallen werde; er wußte auch, daß Preußen zu klug sey, um à la Don Quixote die große Armee allein anzugreifen.“

„Preußen war ihm nichts schuldig,“ rief der junge Mann erötend; „man weiß, wie Buonaparte selbst seine Friedensbündnisse gehalten hat; man war nicht schuldig, zu warten, bis es dem großen Mann gefällig sey, die Kriegserklärung anzunehmen. Der Geseffelte hat das Recht, in jedem günstigen Augenblicke seine Fesseln zu zerreißen, und sollte er auch den damit zertrümmern müssen, der sie ihm anlegte.“

„Nun, Vater,“ setzte der junge Willi hinzu, „das ist es ja, was ich schon lange sagte, wenn ich den Aufstand des ganzen Deutschlands in Schutz nahm. Wer gab den Franzosen

das Recht, uns in Ketten und Bande zu schlagen? Unsere Thorheit und ihre Macht! Wer gab uns das Recht, ihnen das Schwert zu entwenden und die Spitze gegen sie selbst zu wenden? Ihre Thorheit und unsere Macht.“

„Ich gebe zu,“ antwortete der General mit Ruhe, „daß man im Volk, vielleicht auch unter Politikern, also spricht und sprechen darf. Niemals aber darf der Soldat diese Sprache führen, um eine schlechte That zu beschönigen. Es gibt manche glänzende Verräthereien in der Geschichte; die Zeiten, wo sie begangen wurden, waren vielleicht mit der Gegenwart so sehr beschäftigt, daß man die Verräther gepriesen hat; aber die Nachwelt, welche die Gegenstände in hellerem Lichte sieht, hat immer gerecht gerichtet und manchen glänzenden Namen in's schwarze Register geschrieben. Auch die Sache des Kaisers wird die Nachwelt führen. So viel ist aber gewiß, daß zu allen Zeiten, wo es Soldaten gibt, einer, der seine Fahne verläßt, immer für einen Schurken gelten wird.“

„Ich gebe dies zu,“ erwiderte Kantow, „nur sehe ich nicht ein, wie dies den überritten Zug nach Rußland entschuldigen könnte.“

„Weinen Sie denn, der Zustand Preußens sey uns so unbekannt geblieben?“ fragte der General; „man wußte so ziemlich, wie es dort aussah. Ich war von Mainz bis Smolensk im Gefolge des Kaisers und namentlich in deutschen Provinzen oft an seiner Seite, weil ich die Gegenden kannte, und manchmal in seinem Namen Fragen an die Einwohner thun mußte. In den preussischen Stammprovinzen fiel ihm und uns Allen die Haltung und das Aussehen der jungen Leute auf. Das ganze Land schien von Beurlaubten angefüllt, und doch waren es immer nur die jungen Männer, die hier geboren und erzogen waren. Die Paare waren ihnen militärisch verschritten, ihre Haltung war aufgerichtet, geregelt; sie standen seitlich wie saule, müßige Oeffen da, wenn der Kaiser und sein Gefolge vorüberzog. Nein, sie machten Front, wenn sie ihn sahen, die Hüfte standen eingewurzelt, der linke Arm kraß angezogen und an die Seite gedrückt, das Auge hatte die regelrechte Richtung und die rechte Hand machte ihrem Soldatengruß. Es waren dies keine Bauerburche mehr, sondern Soldaten, und der Kaiser wußte wenigstens, daß nicht die ganze preussische Armee mit ihm ziehe.“

„Er ließ einen gefährlichen, beleidigten Feind in seinem Rücken,“ bemerkte Kantow.

„Ein gefährlicher Feind, Herr von Kantow, ist etwa eine beleidigte Schlange, aber nicht eine Armee, nicht Männer von Ehrgefühl. Das preussische Heer hatte sich mit der großen Armee vereinigt, und sobald dies geschah war, stand sie unter dem Oberbefehl des ersten Kriegers dieser Armee; in dieser Eigenschaft hatten wir weder von ihnen noch von den Zurückgebliebenen etwas zu fürchten; die Untergebenen band ihr Eid an ihre Fahnen, und die Generale, die Repräsentanten dieser Fahnen, band ihre Ehre. Wenn Sie die Sache aus diesem natürlichen Gesichtspunkt betrachten wollen, so werden Sie am Betragen des Kaisers bei Beginn dieses unglücklichen Feldzuges nichts Ueberreiltes oder Unkluges finden.“

„Das preussische Heer, das gezwungen mit anrückte,“ erwiderte der junge Mann, „gehörte nicht diesem Kaiser der Franzosen, sondern seinem rechtmäßigen König, und in demselben Augenblick, als dieser sie ihrer Pflichten gegen jenen ersten Krieger entband —“

„Konnten sie gegen uns selbst die Waffen richten,“ fiel der General ein; „da haben Sie vollkommen Recht; sie konnten ihre Quarrés bilden, uns den Gehorsam weigern, und, im Fall des Zwanges, Feuer auf unsere Colonnen geben, sie konnten sich im Angesicht der Armee mit den Russen vereinigen, sie durften dies Alles thun —“

„Nun ja — das war es ja eben, was ich meinte.“

„Nein, Herr! das war es nicht,“ fuhr jener eifrig fort. „Nur erst, verstehen Sie wohl, nur dann erst, wenn ihr König sie ihres Eides entband, konnten sie den Gehorsam weigern, sie mußten es sogar, auch auf die Gefahr hin, zu Grunde zu gehen. So lange dies nicht der Fall war, handelten sie, wenn sie feindlich auftraten, als Verräther an ihrer Ehre und sogar an ihrem König; denn die Ehre des Königs, der die Befehlshaber gewählt hatte, bürgte gleichsam für ihr Betragen.“

„Nun, wenn ich auch dies von den Befehlshabern zugebe,“ erwiderte Kantow, „so hat wenigstens die Armee immerhin ihre Pflicht gethan.“

„In diesem Fall nimmermehr!“ rief der General; „wenn der Chef keinen Befehl seines Herrn vorweisen kann, um seine Schritte zu entschuldigen, und dennoch seine Schuldigkeit nicht thut, oder sogar zum Verräther wird, und zum Verräther, nicht für sich allein, sondern mit einem ganzen Corps; so hat jeder Offizier, jeder Soldat hat das Recht, ihn vor der Front vom Pferd zu schießen!“

„Ey, Vater! —“ rief der junge Willi.  
 „Wein Gott, dies denn doch nicht,“ rief zugleich der Fremde; „einen Général en chef vom Pferde zu schleifen!“

„Und wenn man es unterlassen hat,“ fuhr jener mit blühenden Augen fort, „so hat man seine Pflicht veräußert. Aber ich kenne noch recht wohl jene schändliche Zeit und die Motive, die damals die Handlungen der Menschen lenkten; Wisse und Eifer waren sie geworden, die menschliche Natur hatte man ausgezogen, Treue, Ehre, Glauben, Alles verloren, und für Heroismus galt damals, was sonst für eine Schandthat gegolten hätte!“

„Nun, etwas Herrliches und Erhabenes, was sich damals offenbarte, werden Sie doch nicht läugnen können,“ sprach der Räuber; „der allgemeine Enthusiasmus, womit das ganze Volk auffand, war doch wirklich erhaben, ergreifend!“

„Das ganze Volk? — auffand?“ rief der General bitter lachend, „da müßte Deutschland erst aufstehen, ehe die Deutschen auffänden. Es war bei Manchem ein schäner, aber unkluger Eifer, bei Einigen Haß, bei Vielen Uebermuth, bei den Meisten war es Sache der Mode; und Sie vergessen, daß Oestreich, Bayern, Württemberg, daß Schwaben und Franken nicht, was Sie sagen, auffanden, und denn doch auch zu Deutschland gehörten. Und Ihre Enthusiasten selbst! vor diesen wären wir gewiß nie aus Sachsen gewichen!“

„Wenn es Ihnen auch an jenen gerühmten Eigenschaften eines alten, gedienten Soldaten gebrach, wahrhaftig, ihr Wille war schön, ihre Thaten groß, und ihre Einheit, ihre Aufopferung ersetzte Vieles —“

„Einheit? Aufopferung? Wir nahmen, es war schon auf französischem Boden, einmal ein solches Indolbium gefangen. Es war ein junger, schön gepuzter Mann. Der Kaiser hatte von diesen Volontären sprechen gehört, man hatte ihm ihre Kleidung, ihre Haltung überaus komisch beschrieben; er ließ daher den Gefangenen vortreten. Als dieser den Kaiser erblickte, gerieth er in augenscheinliche Verwirrung, dachte nicht mehr daran, daß er selbst Soldat geworden sey und gegen den größten Krieger zu Feld ziehe, sondern er nahm seinen Ischato am Schild, riß ihn nach gewöhnlicher, bürgerlicher Weise vom Laß, daß der schöne Federbusch eienbtiglich in den Roth hing, und fragte mit dem Fuß hinten aus. Der Kaiser ließ ihn durch mich fragen, ob er unter den deutschen Freiwilligen diene? Sener aber verbengte sich noch einmal und sagte: „Ich bin vom Frankfurter Corps der Rache.“ Der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und als er weiter ritt, wandte er sich noch einmal um. Der Sohn der Rache stand noch immer ganz verblüfft unter einem Haufen von Franzosen, und jetzt erst schien er aus einem Traum zu erwachen, er mochte sich auf die schöne Seite zurückwünschen. Der arme Teufel sah aus, als wäre er ein Volontaire malgré lui, als hätte er nur seinem Schatz zu Gefallen sich in dem Corps der Rache einschreiben lassen. Und dieser Räuber lehrete nicht mehr hinter den Leinentisch seines Vaters heim. Ich sah ihn sechs Tage

nachher, ohne Bethe, lebend wieder, seine eigenen Handlente hatten ihn in unsern Reihen getödtet. Und von solchen Menschen verlangen Sie Einheit, Aufopferung?“

Der Preuze hatte dem General unmutig zugehört; es kam ihm vor, als liege in den Sägen dieses Mannes Spott und Verachtung einer Sache, die er immer als etwas Ungeheures, Welthistorisches, Großartiges zu betrachten gewohnt gewesen war. Der junge Willi! sah diese unangenehmen Gefühle, die mit der Ehrfurcht vor dem General in Kantow's Brust zu kämpfen schienen. Er nahm daher schnell das Wort und sagte: „Du warst damals auf feindlicher Partei, lieber Vater, Du sahst Alles in einem andern Lichte, und ich zweifle, ob nicht eure jungen Conscripten sich auf ähnliche Weise benommen hätten. Aber wahr bleibt es immer, und jedem unbefangenen Auge noch jetzt sichtbar, daß damals ein erhabener, ungewöhnlicher Geist unter dem Volke, hauptsächlich im Norden wehte; die Mittelstände vorzüglich haben gezeigt, daß sie einer bewunderungswürdigen Kraftäußerung fähig seien, und darauf, so schlecht auch die Zeiten sind, kann man noch immer einige Hoffnung gründen.“

Kantow sah den jungen Mann bei den letzten Worten befremdet an, als wüßte er sich diesen Sag nicht zu erklären; doch erfreut, seine eigenen Gestandungen wiederholt zu hören, wandte er sich wieder an den General. „Er hat Recht,“ sagte er, „auf feindlicher Seite konnten Sie das rührende Bild dieser Aufopferung nicht so genau kennen lernen. Aber die großen Worte unserer Redner, die feurigen, aufreusenden Lieber unserer Sängler, die begeisterte Aufopferung unserer Frauen, sie gaben, verbunden mit dem Muth, der frommen Kraft und der gottgeweihten Hingebung unserer Jünglinge und Männer, Secen, die eben so erhaben als unvergesslich sind.“

„Und wofür denn dieses Alles?“ fragte der alte Soldat, „wozu so große Aufopferungen, was hat man damit erreicht und errungen? ließ sich dies Alles nicht voraussehen?“

„Und was haben denn Sie, Herr General, auf jener Seite erreicht und errungen? Das ist einmal das Schicksal alles menschlichen Lebens und Erlebens, daß man kämpft, sich hingibt, aufopfert, um am Ende Nichts, oder Wenig zu erreichen. Zwanzig Jahre haben Sie jenem Mann geweiht, jenem Eigensüchtigen, der nur sich und immer nur sich bedachte! Jetzt liegt er auf einem hohen Felsen, seine Genossen sind zerstreut aufgerieben — was, was haben denn Sie gewonnen?“

„Ein Endchen rothes Band und die Erinnerung,“ antwortete er lächelnd, indem er mit einer Thräne im Auge auf seine Brust herabsah. Es lag etwas so Ergreifendes, Erhabenes in dem Wesen des Mannes, als er diese Worte sprach, daß Kantow, erschönd, als hätte er eine Thorheit gesagt, seine Augen von ihm abwandte und betreten den Sohn ansah. Doch dieser schien nicht auf das Gespräch zu merken, er blickte unverwandt und eifrig auf ein kleines Gebüsch am Fuß, von welchem man eben das Plätschern eines Ruders vernahm: jetzt theilten sich die Zweige der Weiden, und ein schöner Mädchenkopf bog sich lächelnd daraus hervor.

Johann Christoph Friedrich Haug

ward den 19. März 1761 zu Niederstolzingen im Württembergischen geboren und von seinem Vater, dem nachmaligen Pfarrer in Nagstatt, so wie auf den Gymnasien zu Ludwigsburg und Stuttgart wissenschaftlich gebildet. Um die Rechte zu studiren kam er dann auf die hohe Karlschule zu Stuttgart, wo er mit Schiller und Andern in freundschaftliche Verbindung trat und durch Lesen von Epigrammen sein eigenes epigrammatisches Talent ausbildete. 13 Preismedaillen, die er in den dort stattfindenden Prüfungen als Auszeichnung seines Genies gewann, erwarben ihm den academischen Orden und die Gunst des Herzogs, in Folge deren er 1783 zum Sekretär im geheimen Kabinet, 1791 zum Kaiserlichen Hof- und Pfalzgraf, 1794 zum Geheimsekretär und 1817 zum Hofrath und Bibliothekar zu Stuttgart ernannt wurde. Er starb daselbst am 30. Januar 1829.

Wir haben von ihm:

Taschenbuch für Geist und Herz aufs Jahr 1801.

Ludwigsburg 1800 in 16.

Epigrammen und vermischte Gedichte. Berlin 1805. 2 Bde. in 8.

Epigrammatische Spiele. Bärth 1807 in 8.

Epigrammatische Anthologie. Bärth 1807—1809, 10 Bde. in 12. mit C. F. Welfer.

Poetischer Lustwald. Tübingen 1819, gr. 8. mit 1 Kupfer.

Panorama des Scherzes. Bräun 1820, 2 Bde. in 12.

Dachus, Antimomus, Focus und Sphynx. Ulm. 1823 in 8.

200 Fabeln für die gebildete Jugend. Ulm 1823 in 8. 2. Aufl. Bräun 1823 in 16.

Spiele der Laune und des Wiges. Tübingen 1826 in 8.

Gedichte. Leipzig 1827, 2 Bde. in gr. 8.

Fabeln für Jung und Alt. Heidelberg 1828 in 16. mit 1 Titelkupf.

Unter dem Namen Friedrich Hophthalmos.

Sinngebichte. Tübingen 1791 in 8.

200 Hyperbeln auf Herrn Wahl's ungeheures Nase, in erbauliche hochdeutsche Reime gebracht. Stuttgart 1804. 2. Aufl. Bräun 1822 in 16.

Suldbigung des würdigsten und schönsten Geschlechts. Stuttgart 1817 in 12.

Magische Laternen. Bräun 1820 in 12.

Neujahrsbüchlein für das Arbeitsstätten der Frauen und Jungfrauen. Braun 1820 in 12. m. Kupf.

Ausgewählte Sammlung der besten deutschen Gesellschaftslieder. Neue sehr verm. Aufl. Seidelberg 1828, m. Titelkupf. Auch unter dem Titel; Allgemeines Seidelberger Commercibuch. 2. Aufl.

100 Epigramme für Aerzte die keine sind. Zürich 1820 in 8.

Charaden und Logogryphen. Eine Centurie. Stuttgart o. J. 12.

Taschenbuch, dem Bacchus und Jocus geweiht. Stuttgart in 12. o. J.

Auch hatte er Theil an den von Grillparzer u. s. w. herausgegebenen dramatischen Miscellen (Wien 1830 in 12.).

Haug ist mit Recht als der talentvollste und fruchtbarste unter den neueren deutschen Epigrammendichtern zu betrachten; er war unerschöpflich an witzigen und komischen aber stets harmlosen Einfällen, die Niemanden verletzen, sondern Jedem durch die glückliche und geschickte Verbindung von Inhalt und Form Vergnügen machten. Auch im Liede, besonders in der Nachahmung des alten deutschen Minnegefanges hat er sich mit Erfolge versucht.

### An Wahl.

In Marmor Dich zu hau'n, vermag der Künstler nicht:  
Es fehlt an Stein, an Raum, an Zeit, am Gleichgewicht.

### Warnung.

Lasset euch nicht fahen, ihr Ratten und Mäuse:  
Weil er barbarisch das Leben euch kürzt,  
Und, wie Verbrecher, nach römischer Weise,  
Euch von dem Wahlschen Nasengehäuse,  
Dem zweiten tarpejischen Felsen, stürzt.

### Rüge.

Er trägt — wie frech und sittenlos!  
Den größten Theil des Körpers bloß.

### Nothhülfe.

Wenn Feinde Dich um Arm' und Beine brachten,  
Du klankest noch mit Deiner Nase sechten!

### Notiz.

Hör' Einen seiner klügsten Streiche,  
Da, schönste neue Welt!  
Herr Wahl errichtet eine Bleiche  
Auf seinem Nasenfeld.

### Mondflecke.

Kund sey den Physikern und Antiquaren allen,  
Dass, wenn vom Monde Lavasteine fallen,  
Herr Wahl mit seinem Nasenspiel  
Muthwillig sie herunterstößt.

### An Wahl.

Die Ewigkeit — Ohne Periphrase —  
Dau'r't etwas länger, als Deine Nase.

### Optischer Betrug.

Als Du jüngsthin schlummerdest im Grase,  
Kagte himmelan die Wundernase,  
Und die Dorfbewohner weit umher  
Zählten raunend einen Kirchturm mehr.

### Wahls Aerger.

Ich ärg're mich und rase —  
Mich hindert meine Nase,  
Die Wälder zu beschau'n,  
Ja, nur darin zu gehen,  
Es wären denn Aken  
Gerade durchgehau'n.

### Anekdote.

Ich sah heraus  
Aus meinem Haus!  
Ein Schiffer spähte,  
Was oben sey,  
Und rief: Ei ei?  
Zwei umgedrehte  
Kanonenböte!

### Bitt e.

Verbirg vor jedem schwanger'n Weibe  
D Freund! aus Menschenliebe Dich!  
Denn wie Dein Böpschen sich zum Leibe,  
Verhält Dein Leib zur Nase sich.

### Rath.

Willst Du, wie die Braminen pflegen,  
Auf Deine Nasenspitze seh'n,  
So kann es, der Entfernung wegen,  
Nur durch ein Telescop gescheh'n.

### Kostspielige Plan.

Laß, willst Du den festlichen Tag im Jahr,  
Der Dein holdes und liebes Weibchen gebar,  
Groß und verschwenderisch celebriren,  
Dein Nasen-Künstler illuminiren!

### Sloffe.

Wenn Luft für Wasser gilt, ist nach dem äußern Scheine  
Die Nase Wahls der größten Inseln Eine.

### List.

Dir hat zum Glück jüngst ein Dieb,  
Der schlau sein Gaunerwesen trieb,  
Die Dose vor der Nase weggenommen.  
Der Vorsprung war zu groß. Er muß' entkommen.

### Rath.

Freund! Deine Nas' ist halb im Ausland. Sey kein Thor!  
Behalt ihr den Regress in patriam bevor!

### Redliche Vorstellung.

So reich Du bist — der Aufwand läme doch  
Für einen Nasen-Paraplate zu hoch.



## Terrorismus.

Wie vor der Kinder Israel Schar  
Die Wolkenkule perpendicular,  
So schwebt vor Deinen Kindern, o Wahl!  
Die Nasenkule, nur horizontal.

## Täuschung.

Er stand, und sprach vor seinem Haus;  
Da hielt ein Güterwagen an.  
„Seh! tief der trunk'ne Fuhrmann aus,  
„Den neuen Schlagbaum aufgethan!“

## Kunstnase.

Die Nase, vor welcher uns Endlichen graut,  
Ist, wenn man sie Gegenwartsweise beschaut,  
Oft griechisch, oft jüdisch, oft römisch gebant.

## Dannecker an Wahls Gattin.

Das Nasenprobrium Deines Manns —  
Darstellen soll ich's in Marmor Dir.  
Zwar scheint's unmbglich; allein ich kann's,  
Beschreibest Du ganz Carrara mir.

## Schauer scene.

Mit einem geschleuderten Stein  
Ruft oben am Nasenbein  
Ein Bösewicht Dich zu verfehren.  
Wie schmerzlich, wie fürchterlich schön,  
Die Bluttaracte zu sehn,  
Und ihr wildes Gebrause zu hören!

## Wie bequem.

Was die Registratur enthält,  
Könnst' alles füglich d'rauf sieh'n,  
Und wenn er auf die Nase fällt,  
So darf er gar nicht aufstehn.

## Erfüllte Weissagung eines Griechen. \*)

Seines Nasen-Unholts Ende  
Steht so ferne vom Gesicht —  
Unerreichbar ist's für seine Hände;  
Wenn er niest, so hört er's nicht.

\*) S. die griechische Anthologie, B. II. Cent. 8. Epigr. 15.

## Ein Wunder, und doch keines.

Von Wahls Geburt hat mir die Base  
Des Accoucheurs erzählt:  
Zwei Tage lang kam seine Nase,  
Am dritten Er zur Welt.

## Geruchsfähle.

Deine Wohlgeruchstafel  
Muß beneidenswürdig seyn;  
Denn Du schnüffelst mit der Nase  
Hast! den ganzen Frühling ein.

## An die Künstler.

Wahls Nasen-Ungethüm mit seiner geullen  
Unübersehbarkeit uns in Modellen  
Und Malerei'n vollendet darzustellen,  
Wermögt Ihr nicht in dieser Spanne Zeit.  
Stellecht erreicht Ihr's in der Ewigkeit.

## Unabwendbar.

Wer ungefeh'n, wer ungefehnt  
Dich ärgern will, mein Lieber,  
Entfernt sich heimlich mellenweit,  
Und gibt Dir Nasenstäber.

## Ursprung der Wahlschen Nase.

Als die Natur uns Allputern grollte,  
Und ihrer Hand, die Niesen schaffen wollte,  
Schon eine Polyphemusnas' entrollte,  
Gerente sie der liebelese Plan;  
Doch mochte sie die Nasigkeit der Nasen  
Zu Staube nicht mehr gern zerblasen,  
Und — stückte Dein Körperchen an.

## Gesuch um eine Diceseele.

„Nein!“ rief die Seele Wahls. „So eifervoll ich bin —  
„Bis zu den ganz entlegensten Reviere  
„Von seinem Nasenlandstrich hin  
„Kann meine Kraft nicht emaniren.  
„D seze, Zeyz, dieß Konstrum zu regieren,  
„Dort eine Amtsverweiserinn!“

## Luise, Gräfin von Haugwitz,

Tochter des preussischen Hauptmanns von Rohr, ward  
den 5. Juni 1782 zu Daber bei Stettin geboren, auf  
dem Gute ihres Vaters in Mecklenburg-Schwerin er-  
zogen und 1804 mit dem preussischen Forstrath, Graf  
Karl von Haugwitz zu Twerzimirke in Schlesien vermählt,  
der ebenfalls durch dichterische Versuche bekannt gewor-  
den ist.

Von ihr erschienen, theilweise unter dem Namen  
Arminia:

Nanny und Adeline, oder die Macht der Sympathie.  
Dreslau 1808 in 8.

Waldblumen, in Lannenshelms Thälern gesammelt.  
Dreslau 1809 in 8.

Bergblumen, gepflückt in den Trümmern des Kynast's.  
Ebendaf. 1812 in 8.

Der Weihenkranz. Ebendaf. 1815 in 8.

Der goldene Schleier. Sage aus dem Riesengebirge.  
Hirschberg 1821. 2. wohlfl. Ausg. Leipzig 1824 in 8.

Weltfinn und Gemüth. Erzählung. Mezig 1823,  
12.

Die Stiefmutter. Erzählung. Leipzig 1826.

Das Dreiblatt. Erzählungen. Ebendaf. 1827 in 8.

Eine talentvolle Erzählerin, deren Schriften den  
Leser durch glückliche Erfindung, anmuthige Darstellung  
und Innigkeit des Gefühls anziehen und vorzüglich den  
Frauen als eine angenehme und bildende Lectüre zu em-  
pfehlen sind.

## Lora und Rinona.\*)

## Altwasser.

Ein lauer feierlicher Augustabend hüllte das Bergumschloß Altwasser schon in tiefere Schatten, als der Doktor Abfeld die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Er hatte eine Fahrreise gemacht, mit welcher er die Absicht verband, ein anmuthig gelegenes ländliches Besitztum zu besehen, das feilgeboten ward, und das er zu einem künftigen Sommeraufenthalt zu erstehen gedachte. Vor der Thüre saß Elise, seine Gattin, die ihn, als er ihren freundlichen Gruß erwidert hatte, sogleich um Alles befragte, was der Zweck seiner dreitägigen Wanderung gewesen war.

Ich habe, entgegnete ihr der Doktor, besonders in Hinsicht meines Kaufplans, die Umstände fast alle erwünscht gefunden. Die kleine Besetzung, von welcher wir schon so viel Angenehmes hörten, liegt wirklich in einem der anmuthigsten Thäler; das Haus ist wohnlich und sauber, der Garten wohlangelegt, nur jetzt etwas vernachlässigt, und das Ganze wird, wie man glaubt, um einen billigen Preis veräußert werden. Ja, wir können sogar, wenn das Geschick uns wohl will, auch freundliche Nachbarn bekommen, denn auf der einen Seite grenzt mit unserm künftigen Lustschloß, eine ähnliche, etwas größere Besetzung, die ebenfalls verkauft werden soll, und auf der andern, fast dicht an die dunklen Berge gelehnt, liegt so romantisch und lieblich ein kleines zierliches Haus, das ich unwillkürlich im Vorübergehen sehen blieb, von der geäußerten Umgebung gesehelt. Ein üppiger Blumenreichtum, besonders eine Menge von Rosen und weißen Lilien, schmückten den Garten, der sich weiter hin an den nahen Berg hinaufzog. Als ich die anmuthige Anlage betrachtete, hörte ich Guitarrentöne im Innern des Hauses erklingen, und eine schöne Tenorsstimme sang dazu des Jägers Nachtlied von Söthe. Später erfuhr ich, daß ein junger Mann hier wohne, von dem man mir aber nicht viel mehr sagen konnte, als daß er eingezogen lebe, und von irgend einem Kummer gedrückt zu werden scheint. Auf dem Rückwege, der mich wieder dort vorüberführte, sah ich den Einsiedler selbst im Garten. Er saß auf einer Bank, hielt ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, und beugte das schwarzumlodete Haupt zu einem Bunde herab, der vor ihm stand, weshalb ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Doch schien mir etwas sehr Edles in seiner Gestalt und seinen Geberden zu liegen.

Du hast den künftigen Nachbar anziehend genug geschilbert, lächelte Elise, denn er steht schon so lebenswürdig vor meinen geistigen Augen, daß es nur Deine Schuld ist, wenn ich mich täusche.

Ein vorwühliger Schluß, nach — Frauenart! neckte der Doktor.

Daß ich nicht wüßte, vertheidigte sich Elise, denn mein Urtheil unbekannterweise ruhet auf Gründen, die Dir selbst einleuchten müssen. Rosen und Lilien umblähen die Wohnung des namenlosen Mannes — das deutet auf Geschmack und Schönheitsfinn; Guitarrentöne und Gesang ließ er vernehmen, ein Buch trug er in der Hand — dadurch spricht er Sinn für Dichtkunst und Wissen aus; er liebkoste seinen Hund — darin offenbart sich ein wohlwollendes freundliches Gemüth — was kann Du also dagegen einwenden, wenn ich den Unbekannten zu den guten Nachbarn zu zählen mich bewogen fühle?

Natürlich gar nichts, denn die Frauen behalten ja am Ende immer Recht, und sind beneidenswerth um den Zauber Spiegel ihrer Einbildungskraft, der ihnen Alles im Rosenlicht zeigt, und ihnen nicht selten den bösen Dämon zum Engel verküsst, scherzte der Doktor, der sich hier unterbrechend, Elisen nach dem kleinen Albert fragte, und zu wissen begehrte, wie sie mit ihm während seiner Abwesenheit gelebt habe?

Er schläft schon, entgegnete Elise, und war nach seiner Gewohnheit größtentheils folgsam und gut. Was mich jedoch anbetriefft, fuhr sie fort, so habe ich während Deiner Abwesenheit lauter stille Erinnerungsfeste gefeiert, indem ich mir die Zeit zurückrief, wo wir vor neun Jahren uns zum erstenmal hier befanden. Da wurde denn so manches liebe Bild aus jenen Tagen wieder frisch und lebendig in meinem Gemüth, was ich anschaute und mich daran ergöhte; aber freundlicher als Alle trat mir Afa's holde Gestalt entgegen, und ein inniges Sehnen nach ihr ergriff mich, das zur Ahnung eines Wiedersehens ward, als ich der vielen Beispiele gedachte, wo Baderter Getrenntes wieder vereint.

Elise hatte eben die letzten Worte gesprochen, als der laute Ausruf: Klothar! und die Erwiederung: Emil! ihre Blicke hinabwärts zog, wo sie nicht fern zwei hohe, wie es schien, noch jugendliche Männergestalten, einander umfassen sah.

Sieh da, meine Rede verwirklicht sich, ein Wiedersehen wird dort gefeiert, sagte Elise.

Nicht wahr, das ist ein günstiges Vorzeichen für Deine Sehnsucht und Ahnung? lächelte der Doktor.

Allerdings! versicherte Elise, als eben ihre Dienerin erschien, die mit der Meldung, daß der Thee bereit stehe, das Gespräch unterbrach, worauf das Paar ins Haus trat.

Die beiden jungen Männer aber gingen nach dem ersten freundigen Grüßen, Arm in Arm den Fichtengang hinab und wieder hinauf, was sie noch mehrmals wiederholten, bis sie sich endlich unsern vom Tanzsaal auf eine Bank niederließen. Beide waren auf der hohen Schule vertraute Freunde gewesen, aber seitdem vom Geschick weit auseinander geworfen worden, so daß schon seit mehreren Jahren einer von dem Andern nichts mehr wußte, da Emils Unlust am Schreiben gar keine regelmäßigen schriftlichen Mittheilungen in den Gang kommen ließ. Es war daher natürlich, daß jetzt jeder von dem bisherigen Ergehen des Freundes etwas zu erfahren begehrte, weshalb denn auch, wie das gewöhnlich nach langen Trennungen der Fall zu seyn pflegt, der wechselseitige Redestrom sich aufs Lebendigste ergoß. Um so mehr mußte es daher Emil auffallen, daß, als sich Beide gesetzt hatten, Klothar sichtlich zerstreut und wortarm ward, und alle Theilnahme an den Erzählungen seines Freundes aufzugeben schien. Vergebens bestrebte sich jener, dem plötzlich so schweigsam gewordenen wieder Aufmerksamkeit abzugewinnen, und als ihm das nicht gelingen wollte, nahm er sich, nach seiner gewohnten geraden Weise, ohne Umstände die Freiheit, ihn nach der Ursache seiner Verstimmung zu fragen.

Warum sollte ich es Dir verbergen, entgegnete Klothar, daß mich hier an diesem Platz eine meiner liebsten Erinnerungen besänftigt — ja daß ich eigentlich heute hierher kam, um die Stelle zu begrüßen, wo die unvergesslichste Erscheinung meines Lebens mir zum erstenmal sichtlich vorüberströmte.

Laß hören die Geschichte, forberte Emil, der das Bedürfnis des Freundes, von seinen Erinnerungen zu sprechen, empfand.

Recht gerne, wenn Du sie wissen magst, entgegnete Klothar, und Du geduldig genug bist, Dich mit mir zuvor noch auf einige Augenblicke auf die hohe Schule zurückzugeben, damit ich den Faden meiner Erzählung dort so recht ordentlich anknüpfen und fortführen kann, wie Du es von jeher gerne hastest.

Du erinnerst Dich gewiß noch der lieblichen Eveline, die damals der Inbegriff all meines Wünschens, Hoffens und Sehnen's war, aber Du warst bereits abgegangen, als ich unerwartet aus meinen Himmeln herabgestürzt ward. Eveline's Eltern entdeckten unsere Liebe, als eben ein reicher Freier sich um diese bewarb, und zwangen das Mädchen, demselben ihre Hand zu geben. Dir, der Du die ganze Gluth dieser Liebe kanntest, darf ich nicht erst meinen damaligen Gemüthszustand beschreiben, als ich von einer Ferienreise zurückkehrend Evelinen vermahlt fand. Ein hitziges Fieber war die erste Folge dieser Begegnung, und kaum fühlte ich mich genesen, als ich auch, so schnell es sich thun ließ, die hohe Schule zu H. mit der zu B. verkaufte, da ich es nicht ertragen zu können glaubte, Evelinen als die Gattin eines Andern zu sehen.

Als ich in B. einheimisch geworden war, überredete mich einige neue Freunde, sie in den nächsten Sommerferien auf einer Fußreise ins Gebirge zu begleiten, was denn auch zur bestimmten Zeit geschah.

An einem schönen Abend — gerade heute vor acht Jahren, langten wir hier an. Meine Gefährten waren ermüdet, aber ich fühlte mich noch kräftig genug, nach dem eingenommenen erquicklichen Abendessen, ins Freie zu gehen. Dieser düstere Fichtengang, durch dessen verschlungne Zweige die Sterne gleichsam verlohnen auf mich niederstauten, die tiefe Stille, nur vom leisen Geschwirr der Feldgrillen unterbrochen, zog mich wunderbar an, und versenkte mich in ein tiefes träumerisches Sinnen, dem ich mich von jeher gerne mit einer ganz eignen stillen Lust hingab. Als ich bis hierher gekommen war, weckte mich jedoch der Klang einer frischen frohlichen Tanzmusik, die aus dem Gesellschaftssaal erklang, aus meinen Träumen. Unwillkürlich blieb ich stehen, und sah die geschmückten Gestalten an den Fenstern vorüberstreichen, als hier über die Brücke, die nach dem Oberbrunnen führt, zwei schlanke Frauengestalten nebst einem jungen Mann herschritten. Die eine derselben, weiß gekleidet mit Blumen im Haar, was mir der Lichtschein der Fenster verrieth, gehörte sichtlich der frohen Versammlung des Saals an, die andere, dunkel gekleidet und etwas kleiner, schmiegte sich an sie an.

Dier müssen wir scheiden! sprach jetzt eine sanfte Stimme,

\*) Aus „das Dreiblatt. Erzählungen von Arminia.“ Leipzig. 1827.

und Beide umschlangen einander innig und lange, unter leisem Gesäuseln.

Lebe wohl, meine einzige Erwinna! erklang es nun wieder vernehmlich, aber von einer andern in Behmuth erbebenden Stimme.

Lebe wohl — ach vielleicht auf immer! ertönte die Erwidrerung, aber wenn ich Dich auch nie wieder sehen sollte — Dein Bild schwebt nicht von mir, und wo der Name Kora mir unter irgend einer lieblichen Dichtung entgegenleuchtet, wirst Du geistig mit immerdar nahe seyn!

Beide trennten sich unter leisen, halberstickten Scheidegeüssen. Die weiß gekleidete schlüpfte in die Thüre des Ballhauses, die dunkle lehrte mit dem Begleiter über die Brücke zurück.

Während dieß geschah, ward im Saal ein schöner langsamer Walzer gespielt, der in schmelzenden, zärtlichen Tönen in die stille Nacht hinaushallte, gleichsam als wolle er Trost zusprechen den Scheidenden, und ein fernes Wiedersehen verhelfen. Ich blieb stehen, bis der letzte Ton desselben verklang, worauf ich mich zu meinen Gefährten in den Gasthof begab, die ich alle schon schlafend fand, ein Beispiel, dem ich zu folgen nun auch nicht länger säumte.

Poffentlich wirst Du von mir nicht glauben, daß ich mich in eine der nächtlichen Erscheinungen auf der Stelle verliebt hatte, und gleich einem schwachenden Schäfer, die Nacht durchseufzte — daher brauche ich Dir wohl kaum zu sagen, daß ich gut schlief, und am folgenden Morgen meine Reise durchaus nicht schwermüthiger fortsetzte, als ich sie begonnen hatte.

Bald nach dieser Reise, bei deren weiterer Beschreibung ich jetzt nicht verweilen will, verließ ich die hohe Schule, von wo ich zu meinem Vater zurückkehrte, der seit einiger Zeit kränkelnd, meines Bestandes bei seinen vielen Geschäften höchst nöthig bedurfte. Da mein Vater ein ansehnliches Vermögen besaß, so ward nicht eben ernstlich darauf gedacht, eine Anstellung für mich zu suchen, und es war noch nichts in dieser Angelegenheit geschehen, als nach einigen Jahren das Handelshaus, wo das Erwähnte stand, plötzlich zu zahlen aufhörte. Dieser Schlag endete zugleich das Leben meines Vaters, das ohnehin dem Erlöschen schon nahe war, und ich mußte es unter diesen Umständen für ein besonderes Glück achten, als ich einem Landrath — den ich von Wiburg nennen will — zum Geheimschreiber empfohlen ward.

Wiel früher, als dieß letzte geschah, traf ich einst in einer Zeitschrift auf ein Gedicht, von welchem ich mich so wunderbar angesprochen fand, daß mein Innerstes in allemfundener Nahrung davon erbebte. Alles was seit der Trennung von Evelin in mir gegählet hatte — aller Schmerz der Entsagung — das hoffnungslose und doch so heiße Sehnen, was seitdem meine Brust erfüllte, und ich noch in keinem Liebe mir selbst genügend hatte wiedergeben können — das war hier aufs Barste und Innigste in den wohlklingendsten Versen ausgesprochen, die so rein und lieblich dahinstoffen, wie ein sanftauschender Bergquell. Erst als ich das Gedicht zum Zweitenmal durchgelesen hatte, fiel es mir auf, dasselbe mit dem Namen Kora unterzeichnet zu finden, was mich an die nächtlichen Erscheinungen in Altwasser erinnerte, deren ich lange nicht mehr gedacht hatte. Höchstwahrscheinlich war eine von diesen die Dichterin, und da Du, guter Emil, meine Liebe zur Dichtkunst kennst, so wirst Du Dich nicht wundern, wenn ich Dir gestehe, daß ich viel darum gegeben hätte, um es mit Bestimmtheit zu wissen, welche von beiden die Verfasserin des Liebes war, das mir wie der schönere Nachhall meiner eignen Gefühle vorkam.

Es geschah nun Ister, daß ich in Zeitschriften Gedichte von Kora suchte und fand. Alle sprachen mich an, wie zarte Gräße aus der Heimath meiner Seele, und entzündeten, mir selbst fast unbewußt, ein tiefes, namenloses Sehnen in mir, dessen Bedeutung mir erst klar ward, als ich meinen geheimen Wunsch erfüllt sah.

Ich war erst einige Wochen in dem Hause des Landraths, und beiläufig gesagt, mit meiner neuen Lage wohlzufrieden, als ich denselben zum erstenmal in eine Gesellschaft begleitete, wo es so bunt und lustig herging, daß endlich der jüngere Theil derselben von einer unwiderstehlichen Tanzlust angewandelt ward. Frau von Wiburg, eine noch jugendlich heitere Frau in den ersten Dreißigern, die überall jede gesellige Freude gern befördern half, bat mich sogleich, einige Tänze auf dem Flügel zu spielen. Ohne Säumen begann ich mit dem Walzer, den ich an dem erwähnten Abend hier vernommen hatte, dessen Musik mir später in die Hände fiel, und den ich bei allen Gelegenheiten immer mit einer gewissen Vorliebe hören ließ. Bald drehte sich neben mir die ganze fröhliche Jugend der Versammlung, selbst die Geseßteren mischten sich, von den lieblichen Tönen gelockt, in den Tanz, und es mußte mir daher wohl einigermaßen auffallen, als ich einen zufälligen Blick in das offenstehende Nebenzimmer warf, dort eine holde Frauengestalt

wahrzunehmen, die emsig schreibend an einem Tisch saß. Sie schien, sehr vertieft in ihre Beschäftigung, für die lustige Umgehung wenig Sinn zu haben. Bald jedoch schien sie fertig zu seyn, denn sie überlas das Geschriebene, aber in dem Augenblick stand auch Frau von Wiburg neben ihr. Schöne Ströme! rief sie ihr scherzend zu, ich glaube, Kora dichtet hier, während wir eine Tänzerin vermissen, denn einer unserer tanzbaren Herren sitzt noch unverforgt im Winkel, weshalb denn die Erwähnte für heute förmlich aus der Gesellschaft verwiesen wird in ihr einsames Kämmerlein, wo niemand als der keusche Mond sie belauscht — indem ich das sitzige Fräulein auf den Tanzplatz führe! Sie hatte während dem den übrigen Herren gewinkt, nahm der Freundin ohne Umstände das beschriebene Blatt weg, und gab es, als auch sie nach einigen Augenblicken aufgefordert ward, mir zum Aufheben. Derselben ward nun unter dem fröhlichen Getümmel aber nicht weiter gedacht, und auch mir fiel der ganze Vorgang erst wieder ein, als ich es am andern Morgen in meiner Besenstasche, und folgende flüchtig darauf geschriebene Verse fand:

Was spricht zu mir im zarten Seitenklang?  
Was kömmt von fernem Bergen hergezogen,  
Mild rauschend, wie des Stromes Silberwogen,  
Süß säüßend, wie der Quelle Nachtgesang?

Das sind die Laute aus dem Sehnachtland,  
Die Seikergrüße aus verblühten Tagen —  
Das sind der Stunde bange Scheideklagen,  
Wo sich Erwinna meinem Arm entwand!

Es hämmert auf aus trüben Nebelfernen —  
Die stolzen Häh'n, umstrahlt von hellen Sternen,  
Sie steigen in den Tönen mir empor!

Und während mich Erinnerungen mahnen,  
Durchklingt's die Brust, wie schaurig süßes Ahnen:  
Dort find' ich wieder, was ich einst verlor!

Als Klothar die Verse gesprochen hatte, ward beiden Freunden ein leises Geräusch hörbar, worauf sie, sich umsehend, eine dunkle Gestalt wahrnahmen, die aber sogleich unsichtbar ward. Wir sind, wie es scheint, belauscht worden, bemerkte Klothar.

Und gestört, entgegenete Emil, was für den Augenblick nicht übel ist; denn ich gestehe, ich hatte über Deine Mittheilungen fast des Freundes vergessen, mit welchem ich hieher gekommen bin, und der wahrscheinlich schon meiner wartet, um den Rückweg anzutreten. Gehab Dich also wohl, auf Wiedersehen, denn nächstens siehst Du mich bei Dir, wo ich mir die Fortsetzung Deiner Erzählung ausbitten werde. Damit schieden die Freunde.

H o f r a t h.

Als am folgenden Morgen das Ahlfeldsche Ehepaar in den Brunnen trat, ward es von dem Hofrath Blume begrüßt, der in Altwasser, der Hausgenosse desselben, aber am vorigen Tage abwesend gewesen war.

Sie sind wohl recht spät von Salzbrunn zurückgekehrt, sagte Elise, denn wir haben nichts mehr von Ihnen gehört, obgleich wir erst lange nach zehn Uhr zu Bette gingen.

Das Schauspiel in Salzbrunn währte etwas lange, entsagnete der Hofrath.

Was ward denn gestern gegeben? fragte Elise.

Was gegeben ward — besann sich der Hofrath — nun das — ja das habe ich wirklich schon vergessen!

Schon vergessen! wunderte sich Elise, und der Doktor lachte.

Sie werden das so unnatürlich nicht finden, entschuldigte sich der Hofrath, wenn ich Ihnen die angenehme Ueberraschung mittheile, die mir noch gestern Abend nach meiner Rückkehr wiederfuhr — denn was kann wohl leicht so süß überraschen, als den Gegenstand unserer Liebe nach Verdienst gewürdigt und bewundert zu finden!

Also ein solches Beil geschah Ihnen? lächelte Elise.

Allerdings, und zwar im Finstern, denn der, welcher von meiner Erwählten sprach, wußte nichts von meiner Gegenwart, und war noch obendrein so gefällig, ein zartes himmlisches Gedicht von ihr herzusagen: Ich bedaure nur, daß ich den Anfang des Gesprächs nicht vernahm, und daß ein Geräusch, was ich durch mein Nähertreten verursachte, dasselbe unterbrach.

Sie erregen in uns den Wunsch, mehr von Ihrer Liebe und Ihrem gestrigen Abenteuer zu erfahren, äußerte, nicht ohne Schalkheit, der Doktor.

Derselbe Kesse sich wohl noch erfüllen, entgegnete der besglückte Hofrath, der mit Entzücken die Gelegenheit ergreift, sein volles Herz auszusüßten.

Haben Sie, fuhr er fort, schon von der Dichterin Concordia Thal gehört? Es ist bekannt, daß sie ein sehr ausgezeichnetes Talent für die Dichtkunst besitzt, aber sich aus zu zarter Bescheidenheit unter einem angenommenen Namen verbirgt, der bisher aller Welt, und mir selbst unbekannt war. Gekütern nun ward es mir auf einmal klar, daß dieser Name kein anderer als Kora ist, was aus dem erwähnten Gespräch hervorging.

Also die lieblichen Lieber, die mit dem Namen Kora untermalnet sind, hat Ihre Braut gedichtet? fragte Elise.

Braut — nun das wohl für den Augenblick noch so eigentlich nicht — aber in einigen Tagen oder Wochen höchst wahrscheinlich, erklärte der Hofrath, der nun dahin gelangt, wo er eigentlich seyn wollte, sich in eine so tief sinnige und ergüßte Schilderung von Concordias hohem Geist und himmlischem Gemüth verlor, daß er jetzt gar nicht mehr Worte genug dafür finden konnte, weshalb denn der Doktor, um seine Verlegenheit zu erden, ihn wieder an sein gestriges Abenteuer erinnerte.

Ja so, das hätte ich bald vergessen, erinnerte sich der Begeisterter, woraus er sehr umständlich berichtete, wie er am vorigen Abend, spät von Salzbrunn zurückkehrend, zufällig ein Zeuge des Gesprächs zweier Unbekannten ward, treulich wiederholend, was ihm von denselben in dem Sinn gebüßten war.

Aber mich dünkt, bemerkte der Doktor, aus dem Gespräch ginge hervor, daß Kora dem Erzählenden nicht gleichgültig war, und Sie haben am Ende einen Nebenbuhler, vielleicht gar einen glücklichen?

Das fürchte ich kaum, entgegnete lächelnd der Hofrath, denn ich kenne sie seit Jahren, wo sie sich mir immer hold und freundlich zeigte. Ueberdem glaube ich nicht, daß ihr leicht ein Blick geboten werden kann, wie ich es ihr bieten zu können mit Grund hoffen darf, was doch bei ihr nothwendig in Betracht kommen muß, da sie als Dichterin, nur dem Reich des Schönen angehörend, natürlich streben wird, sich in eine Lage zu versetzen, die sie der drückenden Sorgen des Lebens, und der niedern Geschäfte des Haushalts überhebt.

Sie haben gewiß das große Loos gewonnen! scherzte Elise, die es von dem Hofrath selbst wußte, daß seine gegenwärtige Lage durchaus nicht glänzend war.

Ich werde es gewinnen, entgegnete dieser, obwohl nicht in der Korteite, sondern durch die Anwendung meiner geistigen Kräfte. Ich arbeite nehmlich, fuhr er fort, an einer Abhandlung, über die erneuerte Eröffnung der verschütteten Goldgruben in unserm Gebirge, in welcher ich eine Art der Bearbeitung derselben zeige, auf die man noch gar nicht verfallen ist. Glauben Sie mir, man wird nicht genug eilen können, in meine Vorschläge einzugehen, und mich sogleich bei den neueröffneten Bergwerken anstellen, um die Geschäfte nach meiner Einsicht zu leiten, woraus mir natürlich ein bedeutender Gewinn erwachsen muß. Außerdem aber schreibe ich noch an einem vielmalsfassenden Werk von mehreren Bänden, über die nothwendige allgemeine Sittenverbesserung — eine Schrift, wie wir bis jetzt noch keine haben, die ungeheures Aufsehen erregen, und mir leicht 30 bis 40000 Thaler einbringen kann.

Ich bewundere Ihre Thätigkeit, die sich neben Ihren Berufsbeschäftigungen noch ein so weites Feld zu ihrer Wirksamkeit sucht, versetzte der Doktor.

Erzeigen Sie derselben keine zu große Ehre, entgegnete der Hofrath, denn ich habe vor Kurzem meine Stelle niedergelegt, um mich, ganz ungehindert von allem Fremdartigen, der Bearbeitung der erwähnten Gegenstände widmen zu können, da ich besonders die Abhandlung über die Goldgruben der Presse zu übergeben eile, denn über ein Jahr muß der neue Bau schon begonnen —

Und Kora die Königin des neuentdeckten Peru seyn! fiel ihm der Doktor in die Rede, indem Elise ein kleines muthwilliges Lächeln geschickt unter ihrem Strohhut verdeckte.

Einige Bekannte, die jetzt hinzutraten, unterbrachen hier das Gespräch.

### L e i e r.

Wäterschen, hörst Du wohl die schöne Leier? schmeichelte der kleine Albert; laß uns doch noch ein wenig spazieren gehen, fuhr er fort, damit wir sie näher hören! Es ist ja noch so hübsch und der Himmel glänzt, als wenn er von Gold wäre komme doch, Wäterschen!

Nun, da Du heute so fleißig und artig gewesen bist, so will ich Dir den Gefallen schon thun, wenn anders die Mutter nichts dagegen hat; entgegnete der Doktor, indem er einen fragenden Blick an Elisen richtete, und freundlich nickte diese

ihre Zustimmung mit dem Besag: daß sie selbst schon diesen Vorschlag im Sinn getragen habe, weil der Abend so annehmend warm und lieblich sey.

Alle gingen hinaus, Albert lastig vor den Eltern daherschöpfend, bis sie auf den Platz vor dem Edwenhause kamen, wo der Leiermann sich, vernehmen ließ.

Ah sich, Vater, der arme Mann hat nur einen Fuß — tief Albert, auf denselben hinweisend — und sich — o sieh, Mutter, die Dame mit den schönen Blumen auf dem Hut, die warf ihm ein blankes Stück Geld in die Mütze — nun der wird sich freuen!

Da hast Du auch etwas für ihn, sagte der Doktor, Albert eine Gabe reichend, der nun in vollen Sprüngen zu dem Leiermann flog, aber sich so überleitete, daß er dort anlangend, der erwähnten Dame seiner ganzen Länge nach zu Füßen fiel. Während diese ihm aufhalf, war Elise herbeigeeilt, die, der Fremden ins Aulitz schauend, mit dem Ausruf: Asta! in ihre Arme fiel.

Was sagst Du nun zu meinen Ahnungen und Vorzeichen? rief Elise scherzend dem Doktor entgegen, der eilig herzugelommen war, um an der heitern Ueberraschung Theil zu nehmen.

Es ist einmal mein Verhängniß, den Frauen immer Recht geben zu müssen, entgegnete er eben so, worauf er sich zu Asta wandte, die, wie es sich ergab, erst vor einigen Stunden angekommen war, und jetzt ihre Freude über das unerwartete Wiederfinden so werthter Bekannten aufs lebhafteste ausdrückte. Alle wandelten nun unter mancherlei Mittheilungen den dunklen Fichtengang miteinander auf und ab, bis die späte Abenddämmerung endlich für heute den freundlichen Verein trennte.

### P e r ä d e n s t o c k.

Als am folgenden Morgen der Doktor mit Elisen in den Bunnan kam, trat ihnen Asta schon entgegen, und der Erste fand sich veranlaßt, ihr zu sagen, daß die Jahre, die zwischen ihrer ersten Bekanntschaft und heute lägen, durchaus keine Veränderung in ihren Zügen und ihrer Gestalt hervorgerufen hätten, ja daß ihr Antlitz recht süßlich mit diesem heitern Morgen zu vergleichen sey, so hell und freundlich leuchte es ihm entgegen.

Das Letzte will ich allenfalls glauben, entgegnete Asta, denn was die erste gültige Bemerkung anbetrifft, so kann ich mich von deren Richtigkeit nicht recht überzeugen, da man in dem Alter von acht und zwanzig Jahren nothwendig doch anders aussehen muß, als damals, wo man erst neunzehn zählte. Aber, um zu Ihrer letzten Beobachtung zurückzukehren, fuhr sie fort, so mag dieselbe wohl gegründet seyn, denn ich fühle mich recht innerlich heiter, was sich natürlich auch auf meinem Gesicht ausdrücken mag — mir ist, als hätte die frische Bergluft, die ich so lange nicht athmete, alle Nebel der Schwermuth hinweggehauht, die mein Leben in den letzten Jahren oft mehr verfinsterten, als ich zu sagen vermag. Ich weiß selbst nicht recht, wie mir geschieht, aber ich fühle mich in eine Stimmung versetzt, in welcher ich mich an den unbedeutendsten Gegenständen ergötzen könnte, und Sie würden lachen, wenn ich Ihnen mittheile, was mich vor wenig Augenblicken befüßigte.

Lassen Sie es mich daher wissen, bat der Doktor, denn ich rechne ein heitres Lachen mit unter meine Lebensgenüsse.

Es war, sagte Asta, der Mann im braunen Ueberrock, der sich eben wieder dort am Fenster zeigt. Ich sah ihn vorhin einen Perädenstock mit einer schön gelockten Perücke auf demselben hinstellen, sich damit beschäftigen, dann ihn wieder wegnehmen, und bald darauf ihn selbst mit der Perücke auf dem Kopf und dem Spiegel in der Hand wieder erscheinen. Er betrachtete sich mit sichtbarem Wohlgefallen, indem er bemüht schien, sein eignes Haar sorgfältig unter das Lockennetz zu verbergen. Mir fiel der Hofrath Schnappel in dem Mädchen aus der Fliederwahl ein, denn der Perädenmann hat wirklich in seinem lichtbraunen Rock eine ausfallende Ähnlichkeit mit einem Stimmknecht, und es würde mir schwer werden, ihn anders, als mit: Herr Hofrath! anzureden.

Ich muß Ihr Ahnungsvermögen bewundern, erwiederte der lachende Doktor, denn der Mann dort ist wirklich Hofrath und heißt Blume. Obwohl kaum erst ein Bierziger, erlebt er schon die Kränkung, daß unter seinen schwarzen Haaren schon hier und da ein graues Härchen sich zeigt, weshalb er denn sein Haupt mit falschen Locken bedeckt, um durch die erwachsenen grauen Sprößlinge das Auge seiner Geliebten nicht zu verlegen.

Ist diese auch hier anwesend? fragte Asta.  
Nein, entgegnete Elise, aber sie ist nicht fern. Es ist nehmlich Concordia Thal, der wir, wie der Hofrath in Er-

fahrung gebracht hat, die ertägten Gedichte verdanken, die sich, mit dem Namen Kora unterzeichnet, in mehr als einer Zeitschrift finden.

Also eine Liebe unbekannterweise? sagte Asta, die eine kleine Betroffenheit nicht gänzlich verbergen konnte.

O nein, zu einer solchen Liebe ist der gute Hofrath doch wohl nicht poetisch genug, berichtigte der Doktor, denn er kennt nicht allein den Gegenstand seiner Wünsche schon lange, sondern wird auch in wenig Tagen zu einer förmlichen Bewerbung ausziehen, wozu er bereits schon eine wohlgelesene Rede abgefaßt hat.

So muß ich ihn bedauern, bemerkte Asta, denn er wird mit einem unwillkommenen Geschenk zurückkehren.

Wie können Sie das so zuversichtlich behaupten? äußerte etwas bestrebt Elise.

Weil ich Concorbien kenne, versetzte Asta, und es von ihr selbst weiß, daß sie nie eine Verbindung schließen wird, denn sie fühlt es wohl, daß solche nur zerförend auf ein so zartes Gemüth, wie das ihre, einwirken kann. Von ihrer frühesten Kindheit an nur gewohnt, in Milde und Liebe zu athmen, nur Gutes und Schönes zu üben, hat sie es nicht gelernt, Männern zu trotzen, Klagen zu schelten, und sich in alle die übrigen anmuthigen Kraftäußerungen und würdigen Beschäftigungen, die der ehrliebe Hausstand mit sich führt, mit dem gehörigen edlen Anstand zu schicken. Dazu sind recht eigentlich nur die guten irden Wesen geboren, die nichts fühlen, wenig denken, und jede ihnen zugesagte Unbilde eben so gleichmüthig abschütteln, wie den Staub von ihrem Mantel.

Nun, diese Ansicht vom Ehestande ist keineswegs poetisch, bemerkte der Doktor, der nicht ohne Staunen die Bitterkeit wahrnahm, mit der Asta den Schluß ihrer Rede sprach, indem einer trüben Wolke gleich, der Ausdruck eines tiefen Weh's sichtlich über ihr heitres Antlitz zog.

Nur ihnen, entgegnete Asta, und Elisen darf ich sagen, was ich sagte, da es nicht meinem Gedächtniß entschwunden ist, daß Sie die Würde und die Rechte der Frauen zu ehren, und den Geist und das Gemüth Ihrer Gattin zu würdigen wissen, was nur sehr Wenige Ihres Geschlechts verstehen.

Asta ist wohl gar eine Männerfeindin geworden? lächelte Elise.

Das nicht, denn der Umgang mit gebildeten Männern gewährt mir so viel Vergnügen, und beschäftigt meinen Geist so anziehend, daß die Feindschaft keinen Raum findet, gab Asta unbefangen zurück.

Und mit diesen Ansichten finden Sie dennoch keinen Mann Ihrer Liebe und Ihrer Hand werth? sagte Elise.

Ueber die Liebe der Frauen waltet oft ein unfeliges Verhängniß, erwiderte Asta, und sie wird selten dem Würdigen zu Theil, wie ich, setzte sie hinzu, das aus einer sehr trüben Erfahrung weiß, weshalb ich es denn auch frey gestehe, daß ich die Ehe scheue, und sie, in den meisten Fällen, geradezu für das Grab der Liebe erkläre.

Ich hätte wohl Lust — denn ich bin durch Elisen ein Verehrer der Ehe geworden — gegen Ihre Meinung ins Feld zu rücken, aber dazu müßte ich zuvor mit der Erfahrung bekannt werden, die so seltne Ansichten in Ihnen entwickelt hat; versetzte der Doktor.

Nicht wahr, Sie möchten wohl am liebsten seltsame oder gar abentheuerliche Ansichten sagen? entgegnete Asta.

Das läßt meine Unbekanntschaft mit den erwähnten Erfahrungen nicht zu, deren Mittheilung ich mir nicht erbitten, sondern nur als freiwilliges Geschenk von Ihnen empfangen dürfte; äußerte der Doktor.

Asta schaute einige Augenblicke sinnend vor sich hin. Ich wüßte nicht, wendete sie sich dann wieder zu den Freunden, was mich hindern könnte, Ihnen einige kleine Begebenheiten aus meinem Leben mitzutheilen, wenn Sie es wünschen, und ich will es daher gerne thun, wenn wir einmal ungestört beisammen sind. Vielleicht, setzte sie hinzu, werden Sie, Herr Doktor, dann meine Ansichten weniger seltsam finden, wenn Sie mich auf dem Wege begleiten, der mich zu meinem jetzigen Standpunkt führte.

Sie erschien der Hofrath, und nachdem der Doktor ihn und Asta einander vorgestellt, und in dieser ihm eine Freundin Concorbians genannt hatte, ward sie im Lauf des Gesprächs auch alsbald die Mitvertraute aller seiner Pläne, Wünsche und Hoffnungen.

### B e r g .

Nachmittags hatte Elise Asta eingeladen, mit ihr auf einem nahegelegnen Berg Kaffee zu trinken. Der schöne Tag begünstigte das Vorhaben, und so erließ man bald nach beendtem Mittagmahl die Höhe, wo man sich durch eine sehr an-

muthige Aussicht und ein freundliches Schattenplätzchen erfreuen fand.

Sehen Sie doch, sprach der Doktor, der zufällig einer frisch und kräftig grünenden Buche näher getreten war — eine Zeitschrift!

Asta trat zu ihm, und fand die Buchstaben A. v. B. und K. St. in die glatte Rinde des Stammes ziemlich eingeschnitten. Um beide Namenszüge zogen sich, gleich einem Kranz, die Worte: Getrennt — aber unzertrennlich!

Die Schrift kann noch kein Jahr alt geworden seyn, denn sie ist noch nicht verwachsen, bemerkte der Doktor, dem der rege Antheil nicht entging, mit welchem Asta dieselbe betrachtete.

Ist es, sagte diese endlich, wohl mehr als ein schöner Wahn, daß Getrenntes dennoch unzertrennlich bleibt, wenn auch Raum und Zeit sich zwischen die vereinten Seelen legen, und das Leben uns mit sich fortweist, immerdar sein buntes Wechselspiel mit uns treibend, und zahllose neue Bilder an uns vorüberförend — wie das besonders den Männern fast immer geschieht, die vielleicht schon deshalb kein geliebtes Bild festzuhalten vermögen?

Sie war während dieser Worte sehr ernst geworden, und wendete den Kopf seitwärts, um dem Doktor den seuchten Schimmer ihrer Augen zu entziehen. Diesem war derselbe jedoch nicht entgangen, und schweigend folgte er mit ihr dem Ruf Elisen's, die während dem den Kaffee bereitet und aufgestellt hatte.

Still lernte Asta die ihr dargebrachte Tasse, ihre Blicke unwillkürlich auf die Buche mit den Namenszügen richtend. Elise wunderte sich im Stillen über die veränderte Stimmung der Freundin, und als der Doktor einige misslangene Versuche gemacht hatte, ein heiteres Gespräch einzuleiten, hielt er es für das Beste, Asta an ihr gegebenes Versprechen zu erinnern.

### F l i n s b e r g .

Sie haben die rechte Stunde getroffen, entgegnete Asta, mich zu mahnen, denn so wird es mir am ersten gelingen, eine Anwendung von Wehmuth zu unterdrücken, die nur der Einsamkeit angehörend, nicht die gesellige Heiterkeit unterbrechen sollte.

Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, fuhr sie fort, daß ich das Jahr darauf, als ich Sie hier kennen lernte, abermals mit meiner Tante Altwasser besuchte, wo ich auch diesmal recht heitre Tage verlebte, indem ich hier ein holdes Wesen fand, das Ihnen, meine Elise, ähnelte, und welches sich mit der innigsten Neigung mir angeschlossen. Auf die Gesundheit meiner Tante wollte jedoch unser damaliger Aufenthalt hier nicht so erwünschten Einfluß gewinnen, als es das Jahr vorher den Anschein hatte. Sie befand sich nach unserer Heimkehr durchaus nicht besser, weshalb ihr der Arzt im folgenden Sommer Flinsberg anrath, dessen reinere Luft ihr, wie er sich versprach, besser zusagen würde.

Wie werde ich des Tages vergessen, an welchem wir in Flinsberg anlangten. Ich war noch nie dort gewesen, und fand mich wunderbar angesprochen von diesen Thälern und Höhen, als wir langsam durch die Thalschlucht fuhren, wo das freundliche Dorf hineingebauet ist. Der Luets rauschte neben dem Berge frisch und lebendig durch das Gestein, Rosen blüheten noch in allen Gärten, und als wir endlich die freie Anhöhe hinaufuhren, von der uns die Badegebäude entgegenleuchteten, hinter denen die wild romantischen Fesberge emporsteigen, da war es mir, als begrüße ich eine liebe wiedergefundene Heimath, nach der ich mich lange gesehnt habe.

Wir wurden in wenig Tagen unter der kleinen, aber wirklich auserlesenen Badegesellschaft bekannt und einheimisch, so daß fast kein Abend verging, wo wir uns nicht im Gesellschaftssaal versammelt fanden, und kein heitrer Tag, an welchem nicht gemeinschaftliche Spaziergänge unternommen wurden.

### D e r g r ü n e H i r t .

Einer der beliebtesten derselben ist der Weg zum grünen Hirt. Der grüne Hirt wird nehmlich ein Focellenfischer genannt, der ehemals unter den grünen Fusaren diente, zu welchem die Flinsberger Badegäste fleißig lustwandeln, um dort Focellen zu essen. Auch wir wurden bald eingeladen, an solch einer Wanderung Theil zu nehmen.

Es war ein höchst anmuthiger Tag, als dies geschah, und nicht leicht mag eine fröhlichere Gesellschaft als die unsrige unter den Bäumen vor der Fischerhütte gefessen haben. Unsere Mahlzeit hatte schon begonnen, als zwei Fremde erschienen, die grüßend an uns vorüber ins Haus gingen. Ihrer Kleidung

nach waren es Fußstetende, die über das Gebirge kamen, und die ausgezeichnete edle Gestalt des einen erregte sogleich eine allgemeine Aufmerksamkeit. Nach wenig Augenblicken traten sie wieder heraus, von der Fischerin begleitet, die in einiger Entfernung einen kleinen Tisch für sie deckte. Sie nahmen an demselben Platz, und ließen es sich wohl schmecken, ohne sich um uns weiter zu bekümmern, zum großen Verdruss einiger neugierigen jungen Mädchen, die gern die neuen Erscheinungen ein wenig näher ins Auge gefaßt hätten.

### Blau e A u g e n .

Mit uns zugleich endeten die Fremden ihr Abendessen. Ich muß ihn doch in der Nähe sehen, seiner unerlaubten Sprödigkeit zum Trost; sagte ein muthwilliges Mädchen, als wir eben unsre Sachen sammelten, um den Rückweg anzutreten, und indem sie ihre Arbeit aufzuheben bemüht schien, ließ sie mit bewundernswürdiger Gewandtheit ihren Strickknäuel den Berghang hinunterrollen, den eben die Fremden hinabstiegen. Das Erwarten geschah. Der, auf den sie vorzüglich ihr Augenmerk gerichtet hatte, hob den Knäuel auf, und lehnte damit zurück. Auch ich packte eben mein Strickzeug zusammen, was ihn zu dem Irrthum veranlaßte, daß mir das Verlorne entfallen sey, was ich jedoch nicht früher bemerkte, als bis er mit den Worten: Hier ist Ihr verlorne Eigenthum, vor mir stand. Ueberrascht schaute ich von meiner Beschäftigung empor, fast erschreckend vor dem Glanz, den ein Paar wunderherrliche blaue Augen mir entgegenstrahlten. Nicht ohne eine sonderbare, nie zuvor empfundene Befangenheit, vermochte ich ihn über seinen Irrthum aufzuklären, indem die kleine Muthwillige herzutrat, die sich, während sie ihm eine sehr förmliche und wortreiche Dankagung abkattete, volle Zeit nahm, den schönen Fremdling zu betrachten. Artig, aber süchtig endete dieser das Gespräch, und entschwand bald unsern Blicken, da er mit seinen Gefährten einen andern Weg als den unsrigen einschlug.

### H ü n d e n .

Die hohe Gestalt und die anmuthigen Züge des Fremden waren das allgemeine Gespräch auf dem Rückwege. Ich sagte nur wenig dazu, aber ich empfand um so tiefer den mir noch ganz neuen Eindruck dieser Erscheinung, da früher noch nie Männerschönheit mein Herz gerührt hatte. Während die andern Mädchen mich mit meiner Kälte neckten, ahnete ich nur dunkel, daß in den Strahlen seiner Augen mir eine neue Welt aufgingen war.

Als wir vor unserer Wohnung ankamen, bemerkte ich erst, daß sich mein Hundchen verloren hatte, das sich, so oft und laut ich auch seinen Namen rief, nicht wieder zu mir finden wollte, weshalb ich mich schnell entschloß, es auf dem zurückgelegten Wege zu suchen. Vergebens machte mich meine Tante auf die Gewitterwolken aufmerksam, die sich über die Berge heraufdrängten, ich versprach ihr, den Rückweg durch das Dorf zu nehmen, wo ich im Nothfall immer ein Obdach finden konnte, und eilte davon. Ich war, ohne meinen Liebling zu finden, bis zum grünen Hirten zurückgegangen, und eilte nun — denn es fieng an sehr stark zu donnern — noch immer suchend ins Dorf hinab. Als ich an die Försterwohnung kam, erhob sich der Sturm, und der Regen stürzte herab. Mir blieb nichts übrig, als hier einzutreten. Ein erfreuliches: Herrin! beantwortete mein Klopfen, und ich trat in ein reinliches hübsches Gemach, das von einem Kaminfeuer erleuchtet ward, wo Förster und Försterin mich freundlich begrüßten. Am Kamin aber erhob sich bei meinem Eintritt der schöne Fremde, und von seinen Knien herab sprang mir mein Hundchen entgegen. Freudig überrascht, aber von namenloser Verwirrung befangen, stand ich wortlos dem Staunenden gegenüber, der sich solch eine Erscheinung im Gewittersturm nicht füglich erklären konnte. Nur mit Anstrengung gelang es mir, der Försterin — denn an ihn vermochte ich die Rede nicht zu richten — die Ursache meines spätern Umhertrens mitzutheilen. Der Fremde mischte sich nun in das Gespräch. Er sagte mir, daß er, weil im Bade alle Wohnungen besetzt wären, hier mit seinem Gefährten — der einer Unpäßlichkeit wegen schon zur Ruhe gegangen sey — ein Unterkommen gesucht und gefunden habe. Auf dem Wege hierher, fuhr er fort, gesellte sich das Hundchen zu uns, das wir mitnahmen, um es dem Förster anzuvertrauen, damit er es sicher in die rechten Hände zurückstelle.

Während ich dem Unbekannten für die freundliche Sorge dankte, die er für meinen Liebling getragen hatte, trug die Försterin einen Stahl für mich an den Kamin, wo ich nach wenig Augenblicken ihm gegenüber saß, und mich in eben so kurzer Zeit in ein anziehendes Gespräch verwickelt fand. Das

Alles flog sich so leicht und natürlich, daß ich gar nicht beachten konnte, wie es geschah, daß unsere Unterredung immer heiterer und lebendiger ward, und wir staunten beide, als wir hörten, daß das Gewitter schon eine ganze Weile vorüber sey. Ich sandte nun sogleich einen Boten zu meiner Tante, die ich bitten ließ, mir einen Wagen zu senden. Wunderbar aber erschreckte es mich, als derselbe ziemlich spät endlich ankam. Mit einem Gefühl, als solle ich von Licht und Leben scheiden, reichte ich dem Fremden meinen Arm, um mich von ihm zum Wagen führen zu lassen. Als er mich hineingehoben hatte, und mir mein Hundchen nachreichte, sagte er scherzend: er hoffe, daß ich seiner freundlich gedenken werde, denn er habe meinem kleinen Liebling aufgetragen, mich zuweilen an ihn zu erinnern.

Noch jetzt, meine Freunde, unterbrach Aña ihre Erzählung, erröthe ich bei dem Gesändniß, daß ich mich sehr geneigt fand, in dieser Scherzrede eine tiefere Bedeutung zu suchen, so sehr ich auch von jeher die thörichte Eitelkeit haßte, die in jedem unbefangnen Wort und in jedem süchtigen Blick eines lebenswerthen Mannes einen Sinn zu finden strebt, der ihr schmeichelt. Doch, fuhr sie fort, muß ich es mir auch zum Ruhm nachsagen, daß ich mich dieser Anwandlung schon von Herzen schämte, als ich vor meiner Wohnung ankam.

Am andern Tage suchten meine Augen überall, wohin ich kam; fast unwillkürlich den schönen Fremdling, doch er war und blieb in der Außenwelt mir entschwinden; in meiner innern stillen Welt aber lebte allgegenwärtig sein Bild, mit aller Schönheit des Gemüths und aller Herrlichkeit des Geistes geschmückt, die eine glühende Einbildungskraft nur erfinden kann, um sich den Gegenstand ihrer Träume zu verkörpern.

Sie erlassen mir gewiß, meine Freunde, sprach Aña weiter, die nähere Schilderung meiner kleinen Liebeshorheiten und Schwärmerien — das Alles ist alt und bekannt, aber es erneuert sich in jedem lebenden Herzen. Mir selbst erschien, als ich plötzlich von der Krankheit des meinigen mich geheilt fand, mein damaliger Zustand wie ein Fieberwahn, der uns schöne bunte Bilder und liebliche Täuschungen vorgaukelt, wofür, wenn sie verschwinden, uns aber oft das volle Gefühl der zurückgekehrten Gesundheit keinen gänzlichen Ersatz zu geben vermag.

Wohl, unterbrach hier der Doktor die Redende, mag die Liebe mit Recht ein Traum genannt werden, aber mit eben so vielem Recht muß sie auch unseres Lebens schönster Traum heißen — ja sie ist mehr als das, sie ist die Sonne, an der die Blüthe des Geistes sich entfaltet — in deren milden Strahlen sich das Gemüth bildet und veredelt, und die äußere Lebenswürdigkeit sich anmuthiger gestaltet.

Ich will dieser Behauptung nicht widersprechen, versetzte Elise, wenn Du mir zugiebst, daß diese Sonne nur in edlere Seelen ihre verklärenden Strahlen sendet — denn ich gestehe, daß ich schon manche Liebe zu beobachteten Gelegenheit fand, die mir langweilig, lächerlich und abgeschmackt vorkam.

Solcherlei Tadeln pflege ich auch nicht mit dem Namen Liebe zu beehren, entgegnete der Doktor — doch, wandte er sich zu Aña, entschuldigen Sie die Unterbrechung, und erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern, daß Sie vorher von der Heilung Ihrer Herzenskrankheit sprachen — und daß wir gar nicht gefonnen sind, Ihnen die Geschichte derselben zu erlassen.

Bu dieser aber, versetzte Aña, gelangen wir erst auf einem Umwege.

Schlagen Sie denselben nur ungesäumt ein, wir begleiten Sie gern, sagte Elise.

### B i l d .

Ich glaube, nahm Aña wieder das Wort, Ihnen schon gesagt zu haben, daß nach dem frühen Tode unserer Eltern, die beiden Schwestern unseres Vaters die Sorge für meine Schwester und mich übernahmen, so daß jede von ihnen eine der Verwaiseten an Kindesstatt annahm. Die Ältere unserer Tanten, die tief in Preußen reich verheirathet war, wählte für sich Melanie, so hieß meine Schwester, die sie als Kind gesehen und liebgewonnen hatte, als ich noch nicht geboren war.

Die Ehe dieser Tante war kinderlos geblieben, sie selbst ward bald nach Melanien's Aufnahme Wittwe, und diese öffentlich für ihre künftige alleinige Erbin erklärt.

Ein junger, wenig begüterter Mann lernte Melanie kennen, und es gelang ihm um so leichter, die Einwilligung der Tante zu erhalten, als er sich um die Hand meiner Schwester bemüht, da diese zur Verwaltung ihrer Güter eines männlichen Beistandes bedurfte.

Melanien's Gatte gefiel sich nicht in Preußens ideo Wäldern — er war als ein Fremdling dahin gekommen, und wünschte sich in die freundlichere Palmyra zurück. Als daher nach einigen Jahren die Tante starb, war es sein erstes Geschäft, Melan-

niens Besorgungen zu verkaufen, und sich in Sachsen anzusiedeln.

Dies war eben geschehen, als ich mit meiner Tante nach Flinsberg reiste. Als wir von dort zurückkamen, fanden wir einen Brief meines Schwagers, in welchem er uns meldete, daß er uns vergebens in unserm Wohnort aufgesucht habe. Er schloß mit der Bitte um unsern baldigen Besuch.

Der folgende Frühling ward zu diesem bestimmt — doch meiner guten Tante war diese Freude nicht mehr beschieden — sie starb während dem Lauf des Winters.

In Ma's Augen glänzte bei diesen Worten der Schimmer einer wehmüthigen Erinnerung, aber die trübe Regung bekämpfend, sprach sie schnell weiter:

Als ich meiner Schwester unsern Verlust gemeldet hatte, kam sie selbst, um mich für immer zu sich abzuholen. Ihre Erscheinung überraschte mich aufs Angenehmste. In früher Kindheit von Melanien getrennt, die zehn Jahre mehr zählte, als ich, war mir kein bestimmtes Bild von ihr im Gedächtniß geblieben. Jetzt trat mir eine edle Gestalt mit einem höchst anziehenden Antlitz entgegen, und kündigte sich mir mit herzgewinnender Innigkeit als meine Schwester an. Wenige Tage des Besammenseyns reichten hin, ein festes Band der Liebe zwischen uns zu weben, so daß wir bald so vertraut und einig waren, als hätten wir alle Spiele der Kindheit, und alle Freuden der Jugend miteinander getheilt. Wie im Triumph führte sich mich endlich mit sich fort, indem sie mit zarter Milde unablässig bemüht war, den Schmerz zu mildern und zu zerstreuen, der bei dem Abschied von der Primath mein Innerstes durchdrang, und allen Abwechselungen einer angenehmen Reise nicht gänzlich weichen wollte.

Es war später Abend, als wir nach einigen Tagen auf dem Landgut meines Schwagers anlangten, der gerade in Geschäften abwesend war. Am folgenden Morgen ließ Melanie mich bitten, mit ihr vor ihrem Bette zu frühstücken, das sie einer kleinen Unpäßlichkeit wegen noch nicht verlassen wollte. Man wies mich durch einige Zimmer, die ich Abends vorher noch nicht betreten hatte. Als ich die Thüre des einen öffnete, fiel mir sogleich ein großes Oelgemälde an einer Wand desselben auf und ich trat unwillkürlich näher und erkannte das Bild des schönen Fremden aus Flinsberg.

Meine Füße wurzelten an den Boden — ich kam mir vor, als sey ich, und Alles um mich her, verzaubert — und in einer, mir selbst noch unverständlichen schrecklichen Ahnung, starrte ich vor mich hin, als die Jungfer eintrat, die, mir die Thüre in Melanien's Schlafzimmer zeugend, mit einem Blick auf das Bild hinzusetzte: das ist unser gnädiger Herr!

Ein Ausruf des Entsetzens erstarrte zum Blick auf meinen Lippen, aber betäubt an allen Sinnen schritt ich in Melanien's Gemach, wo ich blaß und zitternd auf dem Stuhl vor ihrem Bette hinsank, unvermögend, auch nur den Morgengruß auszusprechen. Melanie hielt meinen Zustand natürlich für eine Anwandlung von Uebelweyn, und unter ihren ängstlichen Erkundigungen nach meinem Befinden, kam mir allgemach die Besinnung wieder, und ich fand so viel Worte, meiner Schwester sagen zu können, daß das ein, bei mir nicht ungewöhnlicher Zufall sey, der aber in der Regel ohne weitere böse Folgen vorübergehe, worauf ich, mich mit Gewalt zusammennehmend, das Frühstück besorgte und genoß, so wenig ich auch in diesen Augenblicken das Verlangen nach Speise und Trank empfand. Nie aber war mein Sehnen nach Einsamkeit heißer als diesen Morgen.

Wie soll ich es aber beschreiben, mit welchem Gefühl ich einem Wiedersehen entgegenbezte, das mir noch vor wenig Stunden, wenn ich es mir als möglich gedacht hätte, als die schönste Gabe des Schicksals erschienen wäre! — Wie vermag ich es zu schildern, wie mir bangte vor meinem schwachen Herzen — wie ich meiner unstillen Neigung jürnte, die ich nicht zu besiegen vermochte, und wie ich vor der Möglichkeit erschauerte, daß vielleicht eine Regung von Mißgunst gegen die geliebte, überglückliche Schwester in mir aufwachen könnte! — Was ich damals empfand, läßt sich nicht in Worte fassen, und in der schmerzlichen Verwirrung meines Innern ward mir für jetzt nichts weiter klar, als der Entschluß, mein unstilliges Sehnen fest in meiner Brust zu verschließen, und lieber den Tod zu erleiden, als auch nur durch einen Blick es ahnen zu lassen.

Mein Schwager kam Abends zu Hause. Er erkannte mich sogleich, und scherzte über unser Zusammentreffen in Flinsberg, indem er mir auf eine artige Weise andeutete, daß es ihn freue, in mir die nahe Verwandte zu begrüßen, die er damals vergebens in der Heimath gesucht, ohne zu wissen, daß er sie schon gesehen habe. Ich gewann es über mich, in den Scherz einzustimmen, und noch außerdem allerlei heitres Geschwätz auf die Bahn zu bringen, wodurch es mir glücklich gelang, den Schmerz zu betäuben, der mit verzehrender Gluth in den

Brust meiner Brust brannte. Wir bildeten einen heitern Familienkreis, und als wir spät auseinandergegangen waren, durfte ich es mir gestehen, daß ich Ursache hatte, mit mir zufrieden zu seyn.

Sie haben sich, bemerkte hier der Doktor, so gut im ersten Kampf gehalten, daß ich Ihnen auf der Stelle ein Korn beerblatt brechen würde, wenn hier auf diesen Bergen ein so edles Reis grünte.

Damit könnten Sie sich doch ein wenig überreilt haben, lächelte Ma, denn nicht immer bestand ich in der Folge so glorreich in der Prüfung, und so achtsam ich auch über mein Betragen, und über die Regungen meines Herzens wachte, so lockte mich doch nicht selten die Stimme des Geliebten ans Fenster, wenn ich dieselbe im Hof oder Garten vernahm, recht oft glaubte ich da, wo er sich eben befand, etwas zu thun, oder zu holen zu haben, und mehr als einmal, wenn er von einem Besuch oder einem Geschäft zurückerwartet ward, befand ich mich auf dem Wege, auf welchem er heimkehren mußte, ohne so recht zu wissen, wie ich dahin gekommen war — kurz, ich gedachte öfter erst dann meiner Vorsätze, wenn ich sie eben übertrat.

Während ich mich jedoch unablässig bestrehte, froh und unbefangen zu erscheinen, drang sich mir die schmerzliche Ueberzeugung auf, daß Melanien's Gemüth an einer mir unerkklärbaren Verstimmlung litt, ja daß sie keinen Sinn für ihr Glück, und keine Fähigkeit zum Genuß desselben hatte. Fast immer lag eine Wolke des Mißmuths auf ihrem reizenden Antlitz, die niemand als ich zu weilen zu verschleichen vermochte, denn es war sichtlich, daß sie oft nur mir zu gefallen sprach, oder an einem geselligen Vergnügen Theil nahm. Ich versuchte es, sie auf die Annehmlichkeiten ihrer Verhältnisse aufmerksam zu machen, aber ich erhielt bei solchen Gelegenheiten nur ein trübes Lächeln, oder eine wehmüthige Liebesong zur Antwort.

### Haubenschachtel.

Mir waren nun schon einige Wochen an meinem neuen Wohnort verfloßen, als wir von einem Verwandten meines Schwagers zu einem Fest eingeladen wurden, das dieser Melanien zu Ehren veranstaltet hatte, die in der Familie ihres Gemahls überall mit Auszeichnung aufgenommen ward. Da das Schloß des Erwähnten mehrere Meilen von uns entfernt war, so sollte unser Aufenthalt daselbst einige Tage dauern, und machte mancherlei kleine Anstalten nöthig, die zu meiner Verwunderung von Melanien mit einer Eile und Angestlichkeit betrieben wurden, die ich von ihr, so wie überhaupt von keiner verständigen Frau erwarten konnte. Sie schien jedoch die Besprechung nicht zu bemerken, die ihr Vornehmen in mir erweckte, indem sie nur bemüht war, mich zu einem gleichen Eifer zu ermuntern, und mich mehr als einmal so bringend, als hienge des Reiches Wohlfahrt davon ab, zu bitten: doch ja zur bestimmten Stunde fertig zu seyn. Ich that nach ihrem Wunsch, und mit dem festgesetzten Glockenschlage begann ganz Gemüthlich unsere Reise. Raum aber waren wir eine halbe Stunde gefahren, als Melanien's Haubenschachtel, die unter den Rücksig geschoben und schlecht befestigt war, vorwärts rückte, und meines Schwagers Füße zu nahe kam. Also doch wieder eine verfluchte Schachtel, tief dieser, nachdem ich schon so oft gesagt habe, daß ich dergleichen nicht dulden will? — Melanie erblaste, und bewies ihm mit sanften Worten, daß sie durchaus zu der bevorstehenden Festlichkeit eines Aufzuges bedürfe, da sie, wie er wisse, sich nach einer Krankheit das Haar habe abschneiden müssen. Das gilt mir gleich, Du kannst Dich eben so gut als vor zehn Jahren mit einem Tituskopf zeigen, wenn Du nicht thöricht nur der Mode fröhnen und mich ärgern wolltest; entgegnete rauh der Bärnende, indem er ohne Umstände die Schachtel aus dem Wagen und geradezu in den Teich schleuderte, an welchem wir eben vorbeifahren.

Selbstam betäubt gedachte ich in diesem Augenblick nur Melanien's Verlegenheit, wenn sie den neuen Aufzug entbehren mußte, den sie erst zu der bevorstehenden Gelegenheit sich aus der Hauptstadt kommen ließ, und tief deshalb dem Kutscher ein lautes: Halt! zu. Ist nicht von Mäthen — fährt zu! befahl mein Schwager, und der Kutscher gehorchte. Melanie saß leichenblaß vor innerlichem Verdruß an meiner Seite, aber kein Wort gieng über ihre Lippen. Ich werde Dir, nahm mein Schwager nach einem kurzen Stillstehen das Wort, dem Werth Deines Verlustes ersetzen, aber ich werde es jedesmal so machen, wie heute, wenn ich Dich wieder auf der Ungezogenheit ertappe, Schachteln mitzuschleppen. Melanie erwiderte nichts, aber sie warf einen Blick auf ihren Gemahl, vor dem ich erschauerte. Was mich betraf, ich wußte nicht, wie mir geschehen war, aber als die Betäubung des Schreckens

und Unwillens von mir wich, und ich wieder zu Harter Besonnenheit gelangte, fand ich mich plötzlich genesen von der Krankheit meines Herzens.

Wahrlich, unter allen Mitteln gegen die Liebe, wäre mit die Panbenschachtel wohl zuletzt eingefallen, unterbrach der Doktor die Erzählerin.

Rügen Sie immerhin das etwas lächerlich finden, entgegen diese, es giebt dergleichen zwar seltsame, aber dennoch unfehlbare Heilmittel mehr als Sie glauben, und eine Menge liebender Mädchenherzen würden gleich dem meinigen aus dem Grunde geheilt werden, wenn die verblendeten Augen nur Zeit und Gelegenheit hätten, ihre Gggenbilder im häuslichen Leben zu beschauen. Ich wenigstens entdeckte, nachdem der Berggitterte mir auf eine so raube Art Amors Binde abgerissen hatte, noch mancherlei lebenswürdige Schwachheiten und schöne Fehler an ihm, die mir aber durchaus weder schön noch liebenswürdig erscheinen mochten, und mich nur mit einer tiefen wehmüthigen Theilnahme an Melanien's trübem Geschick erfüllten. Oft wollte es mir fast scheinen, als fände mein Schwager einen eigentlichen Genuß darin, diese zu quälen, denn ich hatte niemals Kleinigkeiten so wichtig behandeln sehen als von ihm. Bei jeder Ausfahrt, wo Melanie nicht mit dem bestimmten Stundenstrahl im Wagen saß, bei jedem Mittags- oder Abendessen, was einige Augenblicke zu spät aufgetragen ward, fuhr er sie an, und über Alles, was ohne ihre Schuld Ungehöriges im Hause geschah, zog er sie stürmisch zur Rechenschaft, während er sich gegen seine andern Umgebungen fast immer nachsichtig und gütig bezog, selbst da, wo ernstliche Rügen erforderlich gewesen wären. Nur über Melanie ergoß er seine bösen Launen, ohne sie jemals mit seinen liebenswerthen Eigenschaften zu erfreuen, die alle nur für Fremde vorhanden waren, und nicht selten hatte er kurze Zeit zuvor wie ein Orkan getobt, wenn er, in eine Gesellschaft eingetreten, durch Geist und Big Alles ergoßte, und durch freundliche Gutmüthigkeit Alles an sich zog.

Aber wie war es möglich, daß Ihr Schwager die arme Melanie so bitter haßen konnte, wenn sie ihm keine erhebliche Veranlassung dazu gegeben hatte? unterbrach die stammende Elise Aka's Rede.

Stauben Sie ja nicht, daß sein Benehmen aus Haß entstand, erläuterte diese, denn dies war keinesweges der Fall, er hatte sogar eine Art von Verehrung für Melanie, aber er hielt es unter seiner Würde, ihr anders zu begegnen, weil er sich fast kindisch fürchtete, daß die Welt glauben könne, er stehe unter der Herrschaft seiner Frau, wenn er dieser freundlich und gefällig begegne. Dagegen verlangte er aber von dieser, daß ihr für ihn kein Opfer zu groß, keine Wühwaltung zu schwer seyn sollte. Ueberhaupt waren die Frauen in seinen Augen nur untergeordnete Geschöpfe, für die er keine höhere Bestimmung anerkannte, als den Männern das Leben recht bequem und angenehm zu gestalten.

Doch, unterbrach sich Aka; ich habe wohl genug von den Wunderlichkeiten eines, übrigens allgemein als rechtlich und geistreich anerkannten Mannes gesprochen, um Sie zu überzeugen, daß mein Mißtrauen gegen die Männer, und meine Abneigung gegen einen Stand, den man sehr fälschlich einen heiligen nennt, nicht ein leeres Wahngelbde meiner Einbildung ist. Was Melanie anbetrifft, so ertrug sie die Launen ihres Gatten mit äußerer Geduld, aber mit einer heißen innerlichen Erbitterung, die sichlich an ihrem Leben nagte. Als ich ihr Verhältniß klar erkannt hatte, mit welchem sie mich nicht früher bekannt machen wollte, als es der Zufall mir darstellen würde, war mein eifrigstes Streben darauf gerichtet, ihre Leiden zu erleichtern, und es gehörte unter meine innigsten Freuden, wenn ich ihr eine heitere Stunde bereiten, oder ein häusliches Ungewitter von ihr abwenden konnte. Nach einiger Zeit gieng auch ein neues schönes Licht meinem Leben auf, und in dem Umgang mit der geliebten Schwester und einem mit uns gleichgestimmten Freund, verlor mir eine lange Reihe glücklicher Tage, wie mir solche nie wiederkehren werden.

Hier endete Aka, mit der Bemerkung, daß es schon fühl zu werden begiänne, und die scharfe Bergluft Elisen schädlich werden könne, schnell abbrechend, ihre Erzählung.

Sehr richtig bemerkte, gab der Doktor zurück, aber ich glaube auch richtig zu bemerken, wenn ich vermuthen, daß unsere Freundin uns das schöne Licht nicht enthüllen will, was ihr Leben so lieblich umstrahlte.

Woran sie vielleicht auch wohl thun würde, da es doch sehr möglich ist, daß es nur ein Freilicht war, versetzte Aka ernstlich.

Aber, fragte Elise, sich zum Ausbruch bereitend, wie ist es denn mit der armen Melanie geworden — ist es ihr nicht möglich, sich von ihrem Duldgeist zu trennen, und so den Frieden wiederzufinden, den er ihr so grausam raubt?

Ah, entgegnete Aka erglühend, Sie kennen die unmenst-

liche Härte unserer Gesetze nicht — Sie wissen nicht, daß der Gatte das Leben seiner Gattin zur Hölle machen kann, wenn er nur kein öffentliches Verbrechen begeht! Melanie aber wußte das sehr wohl und schwieg, bis sich ein höherer Richter ihrer erbarmte und ihr den Befreier sandte. Sie ist todt! — setzte sie mit schmerzlicher Anstrengung hinzu.

Todt! wiederholte Elise bewegt, und das trauliche Kleeblatt stieg in wehmüthiger Stille die Höhe hinab.

### Tabakspfeife.

Vor des Doktors Wohnung anlangend, begegnete die kleine Gesellschaft dem Dofrath, der eben von einer Luftfahrt nach Charlottenbrunn zurückkam.

Sehen Sie einmal, was ich gefunden habe! rief er dem Doktor entgegen, und zeigte ihm eine Tabakspfeife, deren Kopf mit einer vorzüglich schönen Malerei geziert war.

Unwillkürlich hatte Aka ihm denselben aus der Hand genommen, ihn genau betrachtend, indem sie merklich die Farbe wechselte.

Schuldigen Sie, flüsterte sie, sich besinnend, indem sie dem Dofrath seinen Hund zurückgab, das kleine Blumengemälde ist ausgezeichnet schön! — Die wenigen Worte schienen ihr jedoch allen Athem gestohlet zu haben, denn sie schwieg und wandte sich abwärts, um die tiefe Bewegung zu verbergen, die dem scharfblickenden Doktor schon sichtbar geworden war.

Dieser fragte daher, Aka's stillen Wunsch errathend, den Dofrath: wo er die Tabakspfeife gefunden habe? worauf dieser erzählte, daß dieselbe auf dem Wege von Charlottenbrunn nach Lannhausen seitwärts im Grase gelegen habe, was er so ausführlich beschrieb, daß Aka Zeit genug gewann, sich von ihrer Verwahrung zu erholen, und in das Gespräch eingehen konnte.

### Lannhausen.

So lächerlich es mir auch oft schon vorgekommen ist, die Unterhaltung mit dem Wetter zu beginnen, sagte Aka, als sie am folgenden Morgen mit dem Doktor und Elisen zusammentraf, so erscheint mir doch heute das reine, tiefe Himmelsblau so herrlich, der Sonnenschein so erquickend, und der stille Frieden, der heute so recht fühlbar in der ganzen Natur waldet, so anziehend, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Auch wird das Wetter nur dann ein unwichtiger und lächerlicher Gegenstand des Gesprächs, gab der Doktor zurück, wenn ein Einfaltspinsel uns damit langweilt; aber recht gerne kann es, besonders hier in einem Brunnenort, zuweilen besprochen werden, wo ein so großer Theil des Wohlseyns und der Erheiterung davon abhängt. Um so mehr, fügte er hinzu, gönne ich einem schönen Tage dieses Recht, wenn ein Naturliebendes Gemüth seine Milde und Klarheit in sich aufnimmt, und ein freundliches Auge sie abspiegelt, wie heute das Ihrige, mein Fräulein, den lieblichen Morgen zurückstrahlen scheint.

Du hast sehr Recht, sagte Elise, und es scheint mir, als müßten wir diesen holden Tag billig durch mehr als leere Lobsprüche ehren, denn wir können wohl keine mildere Lust und keine freundlichere Stimmung zu unserer vorhabenden Fahrt nach Lannhausen erwarten, wenn nehmlich, setzte sie hinzu, Aka und Du, meiner Meinung beipflichten.

Der Doktor bemerkte, daß Aka's Augen bei diesem Vorschlage noch freudiger als vorher strahlten, ja es wollte ihm fast vorkommen, als habe sie nicht ganz absichtslos den heitern Morgen gepriesen, weshalb er sich denn veranlaßt fand, sich sogleich nach einem Kutscher umzusehen.

Unter heiterem Geplauder legte man Nachmittags den Weg bis Charlottenbrunn zurück, wo man am Brunnen ausstieg, um sich durch einen Brant aus dem heißen Duell zu erquickeln. Aka fragte die Brunnenmeisterin, welche geschäftig die Gläser füllte, mit stichlichem Eifer nach den anwesenden Brunnen Gästen, und gab zur Rechtfertigung ihrer Wißbegier an, daß unter denselben sehr wahrscheinlich sich ein Verwandter eines ihrer Freundinnen befinde, den sie zu sprechen wünsche. Wirklich fand es sich auch so, aber es schien dem Doktor doch, als ob sie nicht ganz befriedigt den Brunnen verliesse, nachdem sie die Brunnenmeisterin gebeten hatte, dem Erfragten ihre Anwesenheit in Altwasser, und ihren Wunsch, ihn zu sehen, so bald als möglich zu melden.

In Lannhausen verlor unter dem Genuß einer feischen Milch, und einem langen Spaziergang durch das reizende Thal, der übrige Theil des Tages. Als die kleine Gesellschaft, um abzufahren, in den Gasthof zurückkehrte, berichtete die Wirthin: es sey unterdessen ein Herr zu Pferde dagewesen, der sich sehr angelegentlich nach derselben erkundigt habe, und darauf eilig wieder fortgesprängt sey, um sie zu suchen.



Unfehlbar der Better meiner Freundin; bemerkte Aia, mit einer Gluth auf den Wangen, die sie in den Verdacht brachte, daß sie einen viel innigern Antheil an demselben nehme, als der Better einer Freundin in der Regel einzusitzen pflegt. Was jenen Verdacht noch bestätigte, waren die rechen Wolkeln, die sie während der Rückfahrt auf ihrer Stirne sammelten, und die sie nicht gänzlich verschleuchen konnte, so sehr sie sich auch bestrebte, den Freunden ein heitres Antlitz zu zeigen.

### Paarbeutel.

Ich muß Dir doch vor allen Dingen einen seltsamen Vorfall mittheilen, der mir gestern begegnete, sagte Klothar zu Emil, der ihn besuchte, als beide an dem Kaffeetisch Platz nahmen, den Klothars alte Ruhme geschäftig in die Laube getragen hatte.

Du weißt, ich bin ohnehin als einfordender Schuldner hier, scherzte Emil, daher denke ernstlich an die Zahlung.

Zimmer noch Deine alte Sucht nach Liebesgeschichten, mit der wir Dich schon auf der hohen Schule immer neckten, murrte Klothar; an Dir ist der Lesewelt ein tüchtiger Romanschreiber verloren gegangen.

Wer weiß, was noch geschieht, wenn Du mich mit einem artigen Stoff versorgst, was ich allerdings noch hoffen kann, da man von jeher eine gute Anlage zu einem Romanhelden an Dir wahrnahm — doch zuerst Dein gestriges Abenteuer, wenn ich bitten darf, entgegenste Emil.

Ein kleines Geschäft, begann Klothar, führte mich gestern nach Altwasser, wo ich einen Bekannten antraf, der mich zu einer Flasche Wein in der Dir bekannten Trinkanstalt einlud. Wir fanden dort schon einige Herren, unter welchen sich Einer durch eine Lebhaftigkeit auszeichnete, die es sogleich verrieth, daß er sich schon einen kleinen Paarbeutel angetrunken hatte. Ich merkte Anfangs nicht auf ihn, aber denke Dir mein Erschrecken, als ich vernahm, wie er seine beiden Gesellschafter von seiner nahen Bewerbung um die Dichterin Kora unterhielt, wovon er in einem Ton sprach, der es nur zu deutlich verrieth, daß er seiner Sache fast vollkommen gewiß war. Lange mochte ich meinen Ohren nicht trauen, und wollte mir dann mit Gewalt einbilden, es müsse noch eine andere Kora geben. Aber der verhasste Mensch säumte nicht, auch diesen Bahn zu zerbrechen, denn er zog ein beschriebenes Blatt aus seiner Brusttasche, und las ein mir wohlbekanntes Gedicht von Kora seinen Gesellschaftern so vernehmlich vor, daß ich jedes Wort verstand. Darauf sprach er von höchst glänzenden Ausichten, die sich ihm eröffneten, und schilderte mit wortreicher Begeisterung sein künftiges Glück als Kora's Gatte. Ich wußte wirklich kaum, ob ich wachte, oder ob ein böser Traum mir die Sinne verwirrte — Schmerz und Born preßten mir die Brust zusammen, so daß ich keines Wortes mächtig blieb, und indem ich bewußtlos ein Glas nach dem andern leerte, nur damit umging, dem widerwärtigen Unbekannten etwas anzuhaben, dem ich am liebsten mit dem Regen in der Hand gegenüber gestanden hätte. Doch derselbe verließ nun die Laube, wo wir tranken; er trat auf den Weg hinaus, wo eben ein Wagen vorüberfuhr, in welchen er zierliche Gräße sandte. Die Fahrenden erwiderten dieselben, und ich vernahm ein: guten Abend, Herr Hofrath! das, wie mich dünkte, keine andern als Kora's Lippen so lieblich und wohlklingend ausprechen konnten. Bis ins Innerste erschütteret stürzte ich hinaus, aber der Wagen rollte schon fern, und der Verhasste folgte demselben mit Sturmschritten:

Laß sie fahren, wenn ihre Treue so wankend ist! Das ist der beste Rath, den ich Dir geben kann, versetzte Emil.

Treue? wiederholte Klothar, die habe ich von ihr nicht zu fordern, denn sie hat mir keine gelobt; aber ich Thor schmeichelte mir mit dem albernem Wahn, daß sie mein Bild still im Herzen tragen würde, wie ich das ihre in mir bewahre — daß sie und ich Eins wären, fest und unzertrennlich, wie feindlich auch Raum und Zeit sich zwischen uns stellen mochten! — Es war ein Irrthum! setzte er bitter hinzu, finster vor sich hinausschauend in die abendhelle Ferne.

Das mag ein ziemlich wunderliches Verhältniß gewesen sein zwischen Dir und Kora, wozu ein Ungeweihter natürlich nicht viel Vernünftiges zu sagen vermag, entgegnete Emil, daher zahle lieber, ohne dem Wahn zu zürnen, Deine Schuld — es kann sich, wenn man genau unterrichtet ist, vielleicht noch Alles zu einem erwünschten Ende führen lassen.

Nicht wahr, das wäre wieder einmal ein würdiges Feld für Deine Thätigkeit! erwiderte Klothar, der sich mitten im Verdruß des Sagens nicht erwehren konnte, als er den Freund noch seiner alten Lieblingsneigung nachhängen sah, die von

jeher darin bestand, den freundlichen Vermittler zwischen entzweiten Liebenden zu machen. Du wirst Dich aber diesmal doch verrechnen, setzte er hinzu, so wie Du Dich auch in der Hoffnung auf eine lange und breite abentheuerliche Liebesgeschichte täuschest, was Dir ganz klar werden wird, so bald ich Deinem Verlangen genügen werde, welches jedoch, um Dir wenigstens den guten Willen zu zeigen, ohne Säumen geschehen soll.

### Sternenpaar.

Du erinnerst Dich wohl noch, fuhr er darauf fort, wie und wo ich das Wesen wiederfand und erkannte, nach dessen Anschauen ich mich schon lange mit einer, mir selbst unerklärlichen Jankigkeit gefehnt hatte. Du kannst es Dir daher leicht denken, wie erfreulich ich überrascht ward, als ich am folgenden Tage durch Frau von Wiburg erfuhr, daß Kora einem nahe benachbarten Hause angehöre, welches mit dem ihrigen fast in beständigem Verkehr stehe, der nur seit einigen Wochen durch eine Unpäßlichkeit der Hausfrau unterbrochen worden sey.

Unter solchen Verhältnissen konnte es mir nicht an Gelegenheit fehlen, mich Kora zu nähern, und wir beide empfanden bald unsere geistige Verwandtschaft, deren wir uns immer klarer bewußt wurden, da fast jedes unserer Gespräche die Bande derselben fester knüpfte, denn jedes meiner Gefühle fand in ihrer Brust das verschwieberte, und jeden meiner Gedanken gaben ihre Worte mir zarter und anmuthiger zurück. Vergewissens jedoch würde ich es versuchen, Dir den stillen Seelenverein zu schildern, der sich, ohne irgend ein Wort der Erklärung, zwischen uns gebildet hatte — vergebens würde ich streben, Dir die schönen Stunden gegenseitiger Mittheilung vorüberzuführen, die uns aus dieser innern Uebereinstimmung erblühten, aber das Leben hat nichts mehr, was mich so gänzlich befriedigen, so reich beseligern könnte, als der Umgang mit Kora. Das Bild, das ich einst mit stürmischer Jugendgluth umfaßt hatte, war in die Schatten der Ferne zurückgetreten vor dem reineren Gefühl, das nun meine Brust erfüllte, und Kora's Augen waren das freundliche Sternenpaar, das mild und heilverheißend meinem Leben leuchtete.

Kora lebte im Hause eines Verwandten, den ich Eberhard nennen will — denn Du vergönnt mir wohl, seinen und Kora's eigentlichen Namen für mich zu behalten — dessen Gattin oft anpäßlich, und deshalb an dem häufigen Besuch geselliger Versammlungen verhindert war. Kora leistete ihr alsdann fast immer Gesellschaft, wo mir, wenn ich wollte, der Zutritt zu den Frauen gestattet war, eine Vergünstigung, die ich jeder andern Zerstreung vorzog, da auch die holde Kranke ein geistig und gemüthvolles Wesen war, die oft recht sänig und anmuthig an unserer Unterhaltung Theil nahm.

So waren fast zwei Jahre verflossen, als diese plötzlich starb. Kora erlag fast dem Schmerz, denn die Verstorbene war ihr unendlich theuer, und die einzige nahe Verwandte, die sie noch besaß. Sie fand sich durch dieß Ereigniß veranlaßt, Eberhard's Haus mit einem andern Aufenthalt zu vertauschen, weshalb ihr Wiburg's das ihrige anbot, ein Vorschlag, den sie freundlich anzunehmen nicht lange säumte.

Nach einigen Monaten, während denen sich Kora's Schmerz in milde Behmuth aufgelöst hatte, bemerkten wir alle, daß Eberhard das Wiburg'sche Haus öfter noch, als es bisher gesehen war, zu besuchen und Kora auszuzeichnen begann. Daneben warf er mir oft finstere Blicke, oder bittere Worte zu, und bezeugte sich fast eben so trocken und schroff gegen mich, als er, mir früher wohlwollend und freundlich entgegenkam. Es ging damit so weit, daß sein Bestreben mich zu beleidigen sichtbar ward, und es gewiß zwischen uns zu unangenehmen Erklärungen gekommen wäre, wenn der Landrath es nicht immer auf eine geschickte Art abzuwenden gewußt hätte. Bald erzählte sich die ganze Gegend, daß Eberhard um Kora's Hand zu werben gedente, was mir sein Benehmen schon früher deutlich verrathen hatte.

Für den Zeitraum von einigen Jahren, bemerkte hier Emil, ist, was die Begebenheiten anbetrifft, Deine Geschichte eben nicht reich ausgestattet.

Sagte ich es Dir doch vorher, lächelte Klothar, daß Du Deine Rechnung nicht finden würdest, und ich bebaure Dich wirklich, wenn Dir das Ende meiner Erzählung eben so wenig, als der Anfang, gefallen sollte. Doch, setzte er hinzu, vielleicht darf ich noch hoffen, daß jenes Dich mehr befriedigt — denn es kommt darin wenigstens eine Begebenheit vor, der wir unser diesmahliges Wiedersehen verdanken.

So laß mich dieselbe ungekürzt vernehmen, da sie schon als die Ursache dieses erfreulichen Ereignisses meine Theilnahme in Anspruch nimmt, entgegnete Emil.

## E n t e n j a g d.

Zu der Befugung des Landraths Wburg, begann aufs neue Klothar, gehörte auch ein großer, in einer anmuthigen Waldgegend gelegener Teich, der von einer Menge Wassergeflügel bewohnt war. Auf denselben veranstaltete er gewöhnlich in jedem Sommer eine Entenjagd, wozu er die ganze Gegend einzuladen pflegte. Dieß geschah auch vor zwei Jahren. Am Ufer des Teiches, unter weitschattenden Eichen und Buchen, war von Fichtenzweigen eine mit Blumengewinden geschmückte Laube errichtet, wo nach der Jagd das Mittagsmahl eingenommen ward, zu welchem sich auch die Frauen einfinden. Wir saßen lange an der Tafel, wo es so fröhlich herging, daß Scherz und Gespräch gar kein Ende nehmen wollten. Als wir endlich aufgestanden waren, bat mich Kora, sie an ihren Wagen zu begleiten, und ihr aus demselben eine Flasche Wein nebst einigen andern Kleinigkeiten zu reichen, die sie dort aufgehoben hatte, und jetzt in einen Korb packte. Sie sagte mir, während dem sie damit beschäftigt war, daß sie dies Alles der Försterin bringen wollte, einer jungen Frau, die früher in ihrem Dienst gestanden hatte, und jetzt an einer langwierigen Krankheit darniederlag. Sie setzte hinzu, daß sie zum Thee, den man dort im Freien zu trinken beschloß, unfehlbar wieder da seyn werde, worauf sie, meine Begleitung ablehnend, den Weg nach der Försterwohnung einschlug.

Eine kleine Weile später, als ich zu der frohen Versammlung in der Laube zurückgekehrt war, erscholl draußen plötzlich der Ruf: ein toller Hund! Ich stand dem Ausgang der Laube gegenüber, und sah wirklich in demselben Augenblick einen großen Hund auf dem Wege hinlaufen, den Kora genommen hatte, und ein namenloses Entsetzen faßte mich. Außer mir, sprang ich in den Winkel der Laube, wo die Gewehre hingestellt waren, und riß des Landraths noch geladene Doppelflinte hervor. Dieß that ich jedoch in der Angst so unvorsichtig, daß sich ein Hahn an derselben aufzog, der, als ich sie im Arm faßte, losgleng, und Erhards Sohn, einen zehnjährigen Knaben, zu Boden stürzte.

Denke Dir, wenn Du kannst, das Entsetzen und die Verwirrung der Gesellschaft! Alles stürzte zu dem Betroffenen — ich allein hatte keinen andern Gedanken, als Kora's Gefahr. Mit wüthender Gewalt drang ich durch das Getümmel, und eilte dem Hunde nach. Dieser war jedoch so schnell gewesen, daß ich zur Försterwohnung gelangte, ohne ihn gesehen zu haben. Athemlos schwankte ich hinein, um Kora zu warnen. Diese aber saß, als ich die Thüre öffnete, ruhig an dem Bette der Kranken, wo der verfolgte Hund mit lang herabhängender Zunge zu ihren Füßen lag. Das Blut erstarrte mir bei diesem Anblick in den Adern. Um Gotteswillen, retten Sie sich — der Hund ist toll! rief ich mit der letzten Kraftanstrengung, die mir zu Gebot stand. Kora fuhr bei diesen Worten heftig zusammen, doch eben so schnell lehnte auch ihre Fassung zurück. Was ist Ihnen in den Sinn gekommen, sprach sie mit sichtlichem Mißfallen, daß Sie die arme Kranke hier so rücksichtslos erschrecken? — Dieser Hund gehört dem Förster, und ist gesund, setzte sie hinzu, indem sie sich besorg zu der Kranken beugte, die sich ängstlich aufgerichtet hatte. Fürchte Dich nicht, gute Christiane, beruhige sie diese, er ist ganz gesund — sich nur! Sie ließ sich damit auf den Fußboden nieder, und liebkosete lächelnd dem Hunde, der auch wirklich durch freundliche Erwidderung sein Wohlbehagen kund gab. Dann stand sie wieder auf, reichte der Kranken ein Glas Wein, rückte ihr die Kissen zurecht, und kündigte ihr auf den folgenden Tag den Besuch des Arztes an, den sie zu ihr senden wolle.

Ich war vom schnellen Lauf erschöpft, von Schrecken und Entsetzen bis ins Innerste erschüttert, noch am Eingang auf einen Stuhl gesunken. Meine Pulse flogen, meine Brust drohete zu zerpringen, indem ich, des Schrecklichen, was durch mich geschehen war, mich nur wie eines gräßlichen Traumes dunkel erinnernd, nichts sah und dachte, als Kora. Höchst wunderbar drückte sich, trotz meiner Geistesverwirrung, Alles was sie that und sagte, tief und unaussprechlich in mein Gemüth. Endlich nahm diese meinen Zustand wahr. Mein Gott, was ist Ihnen begegnet? rief sie, zu mir eilend.

Man nannte diesen Hund toll — er lief den Weg, den Sie gegangen waren! preßte ich heraus, indem ich erblassend zurücklief. Kora glaubte mich von einer Ohnmacht angewandelt, sie goß Wein auf ihr Taschentuch, und rieb mir damit die Schläfe. Also um meinwillen? stürzte sie, über mich hingebeugt, mit Ähnen, wie ich sie noch nie von ihren Lippen vernommen hatte — der Hauch der Liebe besetzte die kurzen Laute. Meine Kräfte und meine Besinnung waren zurückgekehrt, aber ich vermochte nicht, Kora das schreckliche Ereigniß zu verkünden, sondern das Andenken daran gewaltfam in mein Innerstes zurückdrängend, zog ich ihre Hände an die glühenden

Lippen, ohne sie wieder loslassen zu können. Sie ließ es verwickelt und erdrossend geschehen.

Kora, ich liebe Sie unaussprechlich! stürzte ich ihr zu. Sie entgegnete nichts, aber sie senkte die Augen zu Boden, und erwiderte leise meinen Händedruck. In diesem Augenblick hielt des Landraths Wagen vor der Thüre, in welchen sie und ich von dem hereingekommenen Bedienten dringend berufen wurde.

Was das Fräulein, was geschehen ist? fragte mich der Landrath, als wir mit ihm fortfuhren. Ich verneinte. So besreiten Sie sich, etwas Trauriges zu erfahren, wandte er sich darauf an Kora, was Sie mit Fassung ertragen müssen; worauf er diese, so schonend als möglich, mit dem Vorgesagten bekannt machte.

Zimmer mehr erblassend, je weiter er sprach, vernahm Kora, ohne ein Wort zu erwidern, seinen Bericht. Was nun aber Sie anbetrifft, wendete sich nach der Beendigung desselben der Redende zu mir, so glauben Sie mir wohl, ohne viele wortreiche Versicherungen, daß es mir weh thut, Ihnen bemerklich machen zu müssen, wie mein Haus ferner kein Aufenthalt für Sie seyn kann, und wie Sie nur durch schnelle Entfernung sich einer Menge von Unannehmlichkeiten — der in solchen Fällen gesetzlichen Strafe nicht einmal zu gedenken — entziehen können. Der Knabe ist nach unserm Aller Ermessen — der Wundarzt ist noch nicht da — gefährlich verwundet, ja ihr unglücklicher Schuss streifte selbst Erhards Arm, so daß derselbe heftig blutete. Es ist Ihnen bekannt, mit welcher abgöttischen Liebe dieser an dem einzigen Sohne hängt, weshalb es Sie nicht befremden kann, wenn er, wie das wirklich der Fall ist, wie ein gereizter Löwe wüthet. Ja ich darf Ihnen selbst das Schlimmste nicht verhehlen: Erhard will Abschiedlichkeit in Ihrer unbefonnenen That wahrnehmen, und sucht nicht ohne Erfolg die Meinung zu erregen, daß der unglückliche Schuss ihm selbst zugebracht gewesen sey, und nur zufällig die falsche Richtung erhalten habe. Was scheinbar für seine Behauptung spricht, war Ihre fortgesetzte — ich möchte fast sagen — rasende Verfolgung des Hundes, den Sie, wie man weiß, sehr wohl kannten, der noch, wie Sie wußten, vor wenig Stunden ein Gegenstand der Bewunderung der Jagdgesellschaft gewesen war, und von welchem man Ihnen wiederholt zurief, daß derselbe gesund, und der ganze blinde Lärm nur von einem einfältigen Bauerburschen erregt sey. Als Erhard, nach der Betäubung des ersten Schreckens, wieder zur Besinnung kam, und die erwähnten Umstände vernahm, ergriff er sein Schießgewehr, um Sie seiner Rache zu opfern, was natürlich von den Anwesenden verhindert ward.

Der heimliche Groll, setzte der Landrath mit einem Blick auf Kora hinzu, den Erhard gegen Sie hegt, wird Ihnen längst bekannt, und die Ursache desselben Ihnen gleichfalls klar geworden seyn, weswegen Sie die triftigsten Gründe haben, sich der Verfolgung des furchtbar Gereizten schleunigst zu entziehen.

Das will ich nicht! entgegnete ich heftig; da meine unselige That mich um das höchste, einzige Heil meines Lebens bringt, so möge mir immerhin Alles widerfahren, was Groll und Rache mir zufügen können! Möge der Rasende mich in seiner ersten Wuth ermorden, mir gilt es gleich, denn von hier verbannt, setzte ich rücksichtslos hinzu, wird mich, wohin ich auch gehe, nur eine verdorbene Wüste, eine sterbliche Nacht umgeben!

Kora, die bisher bleich und regungslos mir gegenüber saß, beugte sich zu mir. Wenn mein Wort — wenn meine Ruhe — wenn der ganze Frieden meines Lebens Ihnen etwas gilt, stürzte sie mir erstickter Stimme, so beschwor sie mich: entziehen Sie sich den Folgen Ihrer Unbesonnenheit!

Als ins Innerste erschüttert von diesen Tönen der Liebe und Angst, vermochte ich ihr nicht zu antworten.

Soll ich vergebens bitten — soll noch mehr Schreckliches geschehen? begann sie bebend von Neuem.

Nein, ich gehorche Ihrem Willen! entgegnete ich, als eben der Wagen vor unserer Wohnung hielt. Der Landrath führte Kora ins Haus, indem er mich folgen ließ. Fräulein, sprach er, im Zimmer angelangt, zu Kora, überzeugen Sie sich von der Nothwendigkeit, sich fassen zu müssen. Erhard verlangt, zwar mit Ungehum, aber mit Recht, Ihre Pflege für den verwundeten, Ihnen so nahe verwandten Knaben, ein Begleiten, welches Sie gewiß nicht zurückweisen werden. Mein Wagen steht noch bereit, Sie sogleich in Erhards Haus zu bringen, woselbst Sie nicht vergessen dürfen, daß die Aeußerungen Ihres Schmerzes nichts verbessern, wohl aber Vieles verschlimmern können. Nehmen Sie daher jetzt Abschied von Ihrem Freund, setzte er hinausgehend hinzu, denn Sie werden ihn vielleicht lange nicht wiedersehen.

Außer mir schloß ich Kora zum ersten und letzten Mal in die Arme. Sie duldete meine glühenden Abschiedsküsse, riß sich, ohne daß wir einander ein Wort zu sagen vermocht hatten,

endlich los, und sürzte hinaus in den Wagen, der auf ihren Befehl rasch mit ihr dahinslog.

Der Landrath lehnte zu mir zurück. Sein Wohlwollen für mich, und seine Freundschaft für Eberhard, dem er noch überdem große Verbindlichkeiten hatte, bewogen ihn, meine Abreise aufs Schnellste zu befördern. Höchst freundlich und großmüthig stattete er mich mit allen Reisebedürfnissen aus, und gab mir Empfehlungsbriefe an einige in Schlessen wohnende Freunde, im Fall ich vielleicht einer Verweandung bedürfen sollte. So war ich denn nach einer durchreisten Nacht schon am folgenden Morgen über die Landesgränze hinaus.

Da ich, wie Du weißt, keine andern nahen Verwandten mehr habe, als meine Ruhme, die Du vorhin gesehen hast, so beschloß ich, bei ihr fürs Erste meinen Aufenthalt zu nehmen. Sie empfing mich mit vieler Liebe und Freude, und verlangte, daß ich für immer bei ihr bleiben, und ihr kleines Besitztum, welches sie zu meinem Erbe bestimmt hat, verwalten sollte. Ich mochte ihr dieß nicht geradezu abschlagen, und bald sagte diese liebliche Einfamkeit meiner trüben Gemüthsstimmung so zu, daß ich mich bis heute noch zu keiner Veränderung meiner Lage habe entschließen können.

Nach einigen Monaten machte mir der Landrath, einer getroffenen Verabredung gemäß, in einem öffentlichen Blatt, und in Ausdrücken, die nur mir verständiglich waren, die Senesung des durch mich verwundeten Knaben bekannt. So tröstlich mir jedoch diese längst ersehnte Nachricht auch war, so vermochte sie mir doch den heitern Sinn nicht zurückzugeben, der mich sonst beglückte, und obwohl nun schon zwei Jahre seit jener unglücklichen Begebenheit verfloßen sind, so gelange ich dennoch mit jedem Tage mehr zu der Ueberzeugung, daß ohne Kora mein Leben nie wieder Werth und Gehalt gewinnen wird.

Und hast Du seitdem nichts weiter von ihr erfahren? fragte Emil, der mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Nein, entgegnete Klothar, denn ich hatte dem Landrath versprochen müssen, weder an ihn selbst, noch an Kora zu schreiben. Nur in der Zeitschrift, wo sie zuweilen Gedichte einzurücken läßt, fand ich einige Kleider, die eine tiefe Wehmuth ausprägten, worauf auch ich einige ähnliche Dichtungen unter meinem, nur ihr bekannten Dichternamen, in dieselbe aufnehmen ließ, in der Hoffnung, daß diese stillen Boten den sichersten Weg zu ihr finden würden. Ja, ein Lied von ihr, was ich bald darauf fand, machte es mir wahrscheinlich, daß sie meine Gedichte gelesen und verstanden hatte, aber seitdem — es ist fast ein Jahr verfloßen — empfing ich kein solches Zeichen ihres Andenkens mehr.

Aber wie kommt es, bemerkte Emil, daß Du Dich nicht in eine Lage zu versetzen suchst, die es Dir erlaubt, Kora Deine Hand zu bieten? Oder besitzt sie selbst nicht so viel Vermögen, um — wie ja die Liebe das gewöhnlich thut — Alles gehörig ausgleichen zu können?

Was sie besitzt, versetzte Klothar, reicht nur für sie selbst hin, und eine Anstellung, wie sie mir werden kann, setzt mich nicht in den Stand, Kora ein Loos anzubieten, wie es ihrer würdig ist. Meine Gattin müßte ich in ein wohlteingerrichtetes Haus führen können, und nur als die freundliche Beherrscherin desselben, als die verständige Vorsetzerin des Ganzen würde ich sie sehen mögen, da es mich verlegen würde, wenn sie sich zu unwürdigen Geschäften erniedrigte. Bei diesen Ansichten wirft Du es ganz natürlich finden, daß unerreichte Wünsche mir fern blieben. Ich habe ihrem Besiz entfagt — und glaube mir, guter Emil, zum Entfagen gehört mehr Kraft als zum Erwerben — aber ich bin nicht stark genug, den Schmerz von mir zu werfen, der seit der Trennung von ihr mein ganzes Seyn und Wesen durchdrungen hat, und der zum finstern Lebensüberdruß werden würde, wenn nicht Freiheit, Naturgenuß und Dichtkunst mir immer die frischen Eindrucksquellen darbötten.

Klothars Ruhme, die das Abendessen ankündigte, unterbrach hier das Gespräch.

### P u b e l.

Dein Pudel, sprach, als man bei Tische saß, die Ruhme zu Klothar, hat vorhin, wie ich glaube, eine alte Bekanntschaft erneuert. Ich war nehmlich zu den Flachsarbeitern gegangen, wohin er mich begleitet hatte, und sah, als ich bei diesen stand, eine Gesellschaft von zwei Herzen und zwei Damen in geringer Entfernung vorübergehen. Dein Pudel lief derselben bellend nach, aber als er näher kam, sprang er mit lauten Freudenbezeugungen an die eine Dame hinauf, die einen lauten Schrei ausließ. Mir war bange, daß sie erschreckt seyn möchte, aber zu meinem Trost streichelte sie den Hund, und die Uebrigen lachten. Man schien die Dame mit ihrer Furcht zu necken, denn ich vernahm deutlich, daß der Eine von dem Herzen ihr

versicherte, sie sey blaß geworden, und der Andere behauptete, ihr Antlig glühe noch feuriger als die eben untergehende Sonne.

Wohin sind sie gegangen? unterbrach Klothar die Erzählende, indem er unwillkürlich aufsprang.

Nicht weit, entgegnete die staunende Ruhme, denn dort unten am Erlengebüsch stand ein Wagen, in dem sie sämmtlich einsteigen und davon fuhrten.

Langsam ließ Klothar sich wieder auf seinen Sitz nieder, aber auf seiner Stirne lagerten sich während der Wahlzeit immer trübere Wolken, indem es ihm nur mit Mühe gelang, ein leidliches Gespräch im Gang zu erhalten.

Als er nach Tische mit Emil sich wieder allein besaß, sagte dieser: Es macht meinem Echarfsmuth wenig Ehre, die Ursache Deiner heftigen Bewegung vorhin errathen zu haben; Du glaubst, Kora ist Dir nahe.

Ja, entgegnete Klothar, es ist mir fast gewiß geworden, aber so leicht es Dir seyn mußte, dieß zu errathen, so schwer möchte es Dir dagegen werden, den Kampf zwischen Schmerz und Freude zu erweisen, mit welchem ihre Nähe mein Innerstes erfüllt und verwirrt, besonders wenn ich mir die seltsame Erscheinung von gestern zurückerufe, und es mir vorstelle, wie ich ruhig zusehen müßte, wenn jener Verhasste die kühne Hand nach meinem höchsten Glück ausstreckte, und es ungehindert von mir heimzuführen dürfte — ich kann den Gedanken kaum denken!

Aber Du wunderlicher Mensch, fiel Emil dem Freund in die Rede, wie kann Dich diese Vorstellung so erschüttern, da Du jedem Streben nach ihrem Besiz entfagt hast?

Diesem Streben zu entsagen, entgegnete Klothar, gebot mir die Verunft und meine Liebe, die mir die Kraft gab, lieber jede Hoffnung auf Glück zu opfern, als die Geliebte in meinen eingeschränkten Lebenskreis herabzuziehen. Aber den Glauben an ihren und meinen innigen und unausslößlichen Seelenverein vermag ich nicht aufzugeben, ohne den Rest meiner Ruhe — ohne mich selbst zu verlieren!

Es ist auch, tröstete Emil, vielleicht ganz anders, als Du es Dir nach dem gestrigen Auftritt denkst. Du gestehst ja selbst, daß jener Mensch, der Dich so gewaltig ärgerte, einen leichtem Rausch hatte, und es ist weltbekannt, daß man in diesem glücklichen Zustand oft Luftschlösser baut, ohne sich eben sehr darüber zu verwundern, wenn dieselben bei nächstem Muthe wieder zusammensürzen. Suche daher, wenn Du gutem Rath folgen willst, Dich der Geliebten wieder zu nähern, was, wie ich glaube, nicht eben schwer seyn dürfte, da sie sich vermuthlich gegenwärtig in einem der naheliegenden Brunnendörfer befindet — und prüfe dann selbst die Kraft und Innigkeit des erwähnten Seelenvereins. Es wird mich freuen, wenn derselbe sich als löst bewährt.

Damit schüttelte er treuherzig Klothars Hand, und bestieg sein Pferd, das schon eine kleine Weile ungeduldig vor der Gartenpforte gescharrt hatte.

### Better Michel.

Der Doktor, Elise und Asta saßen nach dem Brunnentrinken noch im Freien gemüthlich beisammen, als der Hofrath, mit einem großen Stockstern gerückt, zu ihnen trat. Sein Antlig war sichtlich von einem ungewöhnlichen Entzücken versetzt, und er eilte, Asta die Nachricht mitzutheilen, daß Concordia, die eben auf einer kleinen Gebirgserle sich besaß, diesen Nachmittag einige Stunden in Salzbrunn verweilen werde, wohin, um sie dort zu begrüßen, er selbst sich zu begeben, im Begriff sey. Anstatt aber, wie alle glaubten, sogleich den Weg anzutreten, blieb er stehen, da, wenn einmal diese Salte angeschlagen war, er sich den Genuß nicht versagen konnte, von dem Gegenstand seiner Wünsche zu sprechen. Die Erfüllung derselben ward ihm, je öfter und ausführlicher er dieß that, immer gewisser, und so verlor er sich denn auch jetzt in eine so begeisterte Schilderung seines künftigen häuslichen Glückes, daß seine andächtigen Zuhörer nur mit Mühe eine starke Anwandlung von Schlaf unterdrücken konnten. Ja, er ging endlich so weit in seinem Eifer, den einige Einwendungen des Doktors immer mehr anregten, daß er geradehin behauptete, man könne, der ganzen Welt und allen Verhältnissen zum Troz, mit dem geliebten Gegenstand selbst in einem Maulwurfshaufen glücklich seyn.

Was sagen Sie zu dem Allen? wandte sich der Doktor zu Asta, sollte es der Beredsamkeit unseres Freundes nicht genügen, Sie von Ihrer Freigeisterei zu bekehren, und Ihnen die Ehe in einem andern Licht darzustellen, als das ist, in welchem Sie sich gewöhnt haben, dieselbe zu betrachten?

Ach, lächelte Asta, ich bin eine arge, verstockte Keglerin, denn die rührenden Schilderungen, die ich eben vernommen habe,

lassen dennoch mein Gemüth unbewegt. Was ich auch Schönes über diesen Gegenstand hören und lesen mag — die Ehe erscheint mir im besten Fall nur als ein langweiliges, geisttödtendes Verhältniß, denn die Wohnheit raubt dem immerwährenden Wissamenfeyn allem Reiz, und dieses offenbar immer mehr gegenseitige Mangel, an denen, wie an einem langsamen Gift, auch die heftigste Liebe endlich sterben muß. Auch ist wohl an kein jartes Begegnen der Herzen, an kein freundliches Werden der Neigung um Neigung mehr zu denken, weil der Mann Derr geworden ist, und alle Opfer, alle Liebesbeweise der Gattin nur als einen ihm gebührenden Zoll empfängt, wofür er sich nicht einmal zu einem kalten Dank verpflichtet glaubt. Solche Herrschaft aber vermag eben so wenig ein edles Frauenherz zu fesseln, als die demüthige Unterwürfigkeit, mit welcher sich wohl zuweilen ein Schwachkopf vor der ehelichen Gebieterin beugt, und nur, wo weder von Beherrschen noch Gehorchen die Rede ist, kann ein freies schönes Verhältniß verwandter Seelen sich gestalten.

Ihre Bemerkungen enthalten im Ganzen viel Wahrheit, versetzte der Doktor, und ich trete Ihrer Meinung bei, so bald Sie mir Ausnahmen zugeben wollen, zu denen ich meine Ehe gerne gerechnet wissen möchte.

Diese bewieset schon an und für sich die Möglichkeit solcher Ausnahmen, an die ich gerne glauben will, die ich jedoch sehr selten halte, entgegnete Asta.

Das kann ich lieber nicht bestreiten, sagte der Doktor, aber, fuhr er fort, wollen Sie uns wohl auch erklären, wie Sie sich das glückliche Verhältniß zweier Liebenden denken, da Sie den Begriff eines solchen von der Ehe trennen?

Ergen Sie zum Beispiel den Fall, begann Asta nach einem kurzen Besinnen, ich lebe in einer anmuthigen ländlichen Gegend, und nicht ferne wohnt ein liebenswerther Mann, der Gemüth und Geist genug besäße, mein Herz einzunehmen und meinen Verstand anzuziehen — denn etwas Geist gehbet nun einmal zu jeder ordentlichen Liebe, wenn sie sich nicht bald in den großen Urstoff auflösen soll, aus welchem die Welt entstanden ist. Dieser erwähnte freundliche Nachbar findet nun eben so viel Wohlgefallen an meiner Gesellschaft, als ich an der seinigen, und besucht mich oft, wiewohl nicht täglich, weil er wohl mitunter von irgend einer Veranlassung daran gehindert wird. Da sitze ich nun in der trüben Dämmerung des Winterabends, und während der rauhe Nordwind die Schneeflocken vor dem Fenster wirbelt, frage ich mich selbst: ob der Freund heute wohl noch kommen wird? und recht innerlich besträubt antworte ich mir: daß es bei solchem Wetter wohl schwerlich geschehen dürfte. Aber dennoch lausche ich immerfort, ob nicht die Hausthüre geöffnet wird? Mehr als einmal geschieht das wirklich, aber nicht durch die Hand des Ersehnten, und ich fürchte mich nun immer ernstlicher vor den langen einsamen Abendstunden. Aber horch! da öffnet sich noch einmal die Hausthüre — ein wohlbekannter Gang wird hörbar — eine wohlbekannte Stimme grüßt den heraustretenden Diener — Er ist es! jubelt mein Herz, und der süße Schreck bebte durch mein ganzes Wesen. Er hat Sturm und Schneegestöber nicht gesehen, um mich zu sehen, weshalb ich ihm noch freundiger entgegenrete, als sonst. Während wir die ersten, an sich unbedeutenden Reden wechseln, wird das Theezug gebracht. Bald sitzen wir nun an dem traulichen Tisch, wo das siedende Wasser lieblich singt, und der Thee Wohlgeruch duftet. Mein Freund hat ein neues Buch mitgebracht, oder findet ein solches bei mir vor, und wir lesen abwechselnd und sprechen über das Gesehene. Ist kein Buch da, so nimmt er auch wohl die Guitarre, und begleitet damit einige unserer Lieblingslieder. Auch geschieht es zuweilen, daß er ein Gedicht mitbringt, was er selbst verfaßt hat — denn mein Freund muß nothwendig auch ein Dichter seyn, weil die Poesie die höchste und feinste Würze eines zärtlichen Verhältnisses ist — und welches er mir zur Beurtheilung vorlegt. Nun prüfe ich sein Werk, so scharf ich es nur vermag, bin freigebig mit Lob und Tadel, und necke ihn wohl zum Scherz eine ganze Weile mit einem einzigen kleinen Fehler, wenn ich einen solchen entdecke, bis er endlich in seiner Dichtung die Abänderung trifft, die mir passend scheint, oder bis er mir mit hinreichenden Gründen beweiset, daß ich Unrecht habe. So, und auf ähnliche Weise fliegt der lange Abend so schnell dahin, daß wir uns oft nicht wenig wundern, wenn der Wächter die Trennungsstunde verkündet. Aber auch in den Gesellschaften, die ich besuche, treffe ich den Freund und freue mich seines geistreichen Gesprächs. Er ist es, dessen jarte Neigung jedes Verhältniß meines Lebens verschönert, jeden Kunst- und Naturgenuß mir erhöht, indem er ihn mit mir theilt. Die Flur grünt frischer, die ich an seiner Seite durchwandle, die blühende Laube haucht mir lieblichere Däfte entgegen, wenn er in ihren erquickenden Schatten tritt, und die Blumen entfalten sich schöner, wenn unsere vereinten Blicke sie grüßen! — Wo wir uns auch finden, wir haben uns im-

mer etwas mitgetheilt, was unsern Geist und unser Gemüth beschäftigt. Wir haben also immer etwas zu wünschen, zu hoffen und zu fürchten, weil wir auch oft mancherlei kleine Hindernisse bekämpfen müssen, um zu einer angelegten Unterredung zu gelangen. So gleicht im Ganzen ein Tag dem andern, aber fast ein jeder bringt irgend etwas Erfreuliches mit. Jeden Abend beschließe ich mit dem heitern Rückblick auf einige schon verlebte Stunden, und jeden Morgen erwache ich mit der neuen Hoffnung auf irgend ein Ereigniß, das mir den Freund wieder zuführen wird.

Asta schweig, wie in süße Erinnerungen versinkend, und der Doktor sang:

O wie tröstend, o wie labend!  
Solch ein Adler bleibt uns nah!  
Immer heißt es: gestern Abend  
War doch Better Michel da!

Wie muthwillig Sie mich auch necken mögen, und wie leichtfertig auch Göthe in diesen Versen geschert hat, sagte Asta, die sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, so erscheint mir doch in diesem Augenblick der Sinn derselben anmuthiger als je, indem ich mir im Better Michel den erwähnten geistreichen und liebenswerthen Freund denke, den ich eben zu schildern versuchte.

Ich kann Ihnen da wieder nicht Unrecht geben, entgegnete der Doktor, aber, fuhr er fort, wie wird es diesem nur im Geist vereinten Paar ergehen, wenn irgend ein Geschick den Freund in die weite Ferne schleudert, und die Freundin still daheim bleiben muß, während es der Gattin gestattet ist, dem Gatten zu folgen?

Ein solches Geschick ist freilich härter, als das gequälte Herz es ermaßen kann, gab Asta zurück, indem ein düffterer Ernst ihr Antlitz verschattete, aber, setzte sie mit leise bebender Stimme hinzu, der Einsamen bleibt dennoch ein Troß: die schöne Erinnerung an einen reinen, unentwachten Seelenverein! —

Der Hofrath unterbrach hier das Gespräch mit der Bemerkung, daß es Zeit für ihn sey, sich auf den Weg zu begeben, wenn er zur rechten Stunde in Salzbrunn anlangen wollte; worauf er seinen großen Sonnenschirm aufspannte, wie ein Segel, und mit fliegenden Schritten davonellte.

Ihre ich nicht, nahm Elise das Wort, so haben Sie, liebe Asta, uns jetzt einige Strahlen des einst erwähnten schönen Lichtes enthüllt, und uns in dem von Ihnen gesezten Fall eine Fortsetzung Ihrer Lebensbeschreibung gegeben — den zweiten Theil, wie es mir scheint, dem nur die Schlusszeilen fehlen.

So ist es wirklich, gestand Asta, aber die Schlusszeilen füge ich heute nicht hinzu, um mir den Nachmittag in Fürstenein nicht durch trübe Erinnerungen zu verderben, denn die Geschichte endet traurig.

Kann aber nicht vielleicht noch ein dritter Theil folgen, in welchem sich Alles in Wohlgefallen auflöst? scherzte der Doktor, indem er Asta mit einem durchdringenden Blick ins Auge schaute.

Das müssen wir dem Zufall überlassen, entgegnete diese leicht erröthend, und erinnerte die Freunde an den heran-nahenden Mittag, worauf sie sich trennten, um nach dem Essen sich zu einer Fahrt nach Fürstenein wieder zu vereinigen.

### K ä h l e b o r n .

Es war fast schon dunkel, als die kleine Gesellschaft von Fürstenein zurückkehrte, und der tiefblaue Himmel, an dem noch in Westen ein mattglühender Goldsaum leuchtete, wölbte sich, schon mit seinen hellsten Sternen geschmückt, klar und still über die waltigen Berge. Die milde Herrlichkeit des Abends veranlaßte die Zurückgekehrten, noch einmal den düstern Fichtengang hinabzuwandeln, den Asta vorzugsweise liebte. Diese war seit mehreren Stunden erst jetzt wieder recht unterfangen heiter geworden, da sie den Nachmittag hindurch, noch sichtlich ange-regt von dem Morgensgespräch, sich manche kleine Berstreuung zu Schulden kommen ließ, mit welcher der Doktor sie leise neckte, denn weder ihm noch Elisen war es entgangen, wie tiefinnig sie oft in die Ferne hinauschaute, mit welcher gespannten Erwartung sie einigemal Fremden entgegen sah, die ihnen begegneten, und wie sie gewöhnlich den Schleier über das Gesicht zog, bis dieselben vorüber waren. Jetzt schien sich jedoch die Spannung gelöst zu haben, die früher ihr Wesen befangen hielt, und sie wandelte im lebhaften Gespräch neben den Fremden hin.

Kähleborn hier! erklang jetzt nicht fern eine wohl-tönende Männerstimme, und heftig zusammenschandernd ver-stimmte Asta mitten in der Rede.

«**Et, wer cücket uns doch da den muthwilligen Duellegeist?** scherzte der Doktor. Wir wollen es uns doch verbiten, daß er nicht etwa, hier dem Mittelbrunnen entsteigend, uns, noch seiner unlieblichen Weise, mit einem lächtigen Wasserguß bedient.

Wirklich, sagte Eulise, stellen wir jetzt ungefähr den Kupferkessel dar, wo Lindine und Bertalda mit dem Ritter Gulbrand an dem Springbrunnen lustwandeln, und es fehlt nur noch der eben heraufgeschworne Schadenfroß, der Dich für den erwähnten Ritter ansieht, wo Du dann natürlich die nächste Aussicht auf eine nasse Ueberraschung hast.

«**Alsa wollte in den Scherz einstimmen, aber dieß Bestreben mißlang ihr so sehr, daß sie nur wenig unzusammenhängende Worte über die Lippen brachte, wobei ihre Stimme bemerkbar zitterte.**

«**Was fehlt Ihnen, liebe Alsa? Sie sind unwohl! unterbrach sie Eulise.**

Nichts — nicht das Geringsste — der laute Ruf erschreckte mich nur so sehr, denn ich habe die üble Gewohnheit, leicht zu erschrecken; versicherte Alsa.

Der Doktor, der nicht leicht den Anwandlungen einer ihm angeborenen Schalkheit widerstehen konnte, neigte sich fast unwillkürlich zu Alsa's Ohr, indem er ihr leise zuflüßerte: ist Better Michel da?

Wie meinen Sie das? entgegnete sie zerstreut.

Ich meine — wenn Sie nehmlich meiner kühnen Meinung nicht zürnen wollen, versetze der Doktor, daß hier der bewusste zweite Theil einer bewußten Geschichte sich erwünscht schließen, oder der dritte auf eine erfreuliche Weise beginnen könnte. Eines von Beiden würde vielleicht in diesem Augenblick einem lauterem Gespräch gelingen, in welchem Ihre Stimme erkannt werden könnte.

Um keinen Preis, versicherte die Ueberraschte, möchte ich in solcher Absicht einen hörbaren Laut über die Lippen senden! Gefunden zu werden — das könnte mich unter gewissen Voraussetzungen erfreuen — aber kund zu geben vermag ich mich nicht!

«**Wie soll Sie aber suchen, wer Ihre Nähe vielleicht nicht ahnen kann, und ist es unter solchen Umständen nicht hart, Ihrem eignen und dem Freundesherzen die Freude des Wiedersehens zu versagen? warf ihr der Doktor ein.**

«**Wohl vermag ich Ihnen nicht Unrecht zu geben, sprach Alsa, aber wer verbürgt es mir, daß ich nach langer Trennung dem Freundesherzen noch theuer bin? Wie kann ich, darüber ungewiß, es wagen, mich dem absichtlich zu zeigen, der sich vielleicht nicht mehr nach mir sehnt? Nein, ich muß hier nur den Zufall walten lassen, wie er besser gewaltet hat, denn ich wußte nichts davon, daß der Freund meiner Vergangenheit in dieser Gegend lebte, bis mir, bei der von uns bemerkten Inschrift in den Baumstamm, die erste Ahnung seiner Nähe ergleng, die fast zur Gewißheit ward, als der Hofrath uns die gesunde Tabakspife zeigte, die ich an einem kleinen Merkmal als das Eigenthum des Erwähnten erkannte.**

«**Und jetzt glaubten Sie seine Stimme zu vernehmen? fragte Eulise.**

«**Wir bleibt darüber fast kein Zweifel, gestand Alsa, weil er seinen Hund Kühlebörn nannte.**

«**Darüber waren alle vor Alsa's Wohnung angelangt, wo sie für diesmal von einander schieden.**

### M o n d s c h e i n.

Klothar war nach Altwasser gekommen, um die dortige Babelste durchzusehen, die jedoch für den Augenblick nicht zu haben war, weil ein neuangekommener Brunnengeist sie hatte holen lassen. Man verträufelte den Ungebuldigen, der in derselben den Namen der Geliebten vielleicht zu finden hoffte, von einer Wertelstunde zur andern, bis es sich zuletzt ergab, daß der erwähnte Brunnengeist ins Schauspiel gegangen war und die Babelste in seinem Zimmer verschloffen hatte. Witzmuthig wandelte nun Klothar den Fichtengang auf und ab, jeden Schlag der Uhr ungeduldig zählend, bis endlich die zehnte Stunde ertönte, wo es alsbald lebendig um ihn ward, da die versammelten Zuschauer nun, Thallens breiterem Tempel entströmend, sich nach allen Richtungen zerstreuten. Klothar hatte sich, um denselben auszuweichen, auf eine der Bänke gesetzt, die seitwärts im Gebüsch standen, und schaute verdrossen in das Gewühl, als er jetzt im hellen Mondschcin eine Frauengestalt vorüberwandeln sah, die er zu erkennen glaubte. Seinen Augen nicht traugend, durchbebt dennoch die Ahnung sein Inneres, und in demselben Augenblick überraschte ihn auch die Ueberraschung, denn er vernahm die unvergeßne Stimme der Geliebten. Rasch sprang er auf, um der Erschei-

nung nachzusehen, aber bestürzt blieb er stehen, als er wahrnahm, daß Kora am Arm eines Mannes ging, der angelegentlich mit ihr sprach. Vorsichtig folgte er dem Paar, indem er unwillkürlich auf das Gespräch desselben lauschte, von welchem er jedoch nur einzelne Worte vernehmen konnte. Bald glaubte er zu bemerken, daß der Unbekannte Kora's Hand in die seine geschlossen hielt, er sah, wie derselbe sich mehr als einmal traulich zu ihr beugte, wenn er leiser sprach, er vernahm deutlich, daß Beide heimlich lachten — und sah sie endlich vor einem nahen Hause stehen bleiben. Ich sehe Sie doch morgen? sagte Kora, die jetzt in der hellsten Mondbeleuchtung stand, so daß Klothar, der in den nahen Schatten getreten war, ihre Züge erkennen konnte. Allerdings ist es mein Vorlag, Ihnen meinen Besuch abzusatteln, denn ich rechne zuversichtlich auf Ihre Erlaubniß, und habe Ihnen noch viel zu sagen; entgegnete der Fremde.

«**Schön, ich erwarte Sie mit Vergnügen, und deshalb gute Nacht, auf Wiedersehen! sagte Kora, ihm freundlich die Hand reichend.**

Nicht doch, so kommen Sie nicht davon! scherzte der Fremde, indem er sie ohne Umstände in die Arme schloß und küßte, was sie so unbesangenen geschehen ließ, als müßte es so seyn, worauf sie mit dem Zuruf: morgen nach dem Brunnen trinken erwarte ich Sie! ins Haus schlüpfte.

Klothar blieb erstarrt stehen — er hätte sich gerne abgeleugnet, was er sah, was ihm jedoch unmöglich war, denn er hatte Kora zu deutlich erkannt — er hatte eben so deutlich gesehen, daß ihr Begleiter ein ganz Anderer war, als der Begleitete, der ihn vor wenig Tagen in der Trinklaube so schwer geärgert, und sich wahrscheinlich, wie er selbst, in seinen stolzen Hoffnungen getäuscht hatte, denn dieser Fremde — das war ihm ganz klar — konnte Niemand anders als ihr Verlobter seyn.

«**So fahre denn hin, du mein letzter schöner Traum — du stiller Trost meines verdorbenen Lebens, du seliger Glaube an die Treue ihres Herzens, und an die Dauer unseres Geliebtenbundes — fahre hin! küßte er dumpf vor sich hin, indem er unwillkürlich zu dem erleuchteten Fenster emporstarrte, an welchem jetzt auf einen Augenblick die Gestalt der Geliebten sichtbar ward. Aber mit sich selbst zürnend, schlug er, sich wegwendend, die Hand auf die widerspenstigen Augen, die ungehorsam seinem Willen, von heißen Tropfen überflossen.**

Seine heftige Bewegung vergebens bekämpfend, schritt er hastig den dunklen Gang wieder hinab, ohne Emil früher zu bemerken, als bis dieser dicht vor ihm stand, mit lauten Worten seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmend. Dieser hatte nemlich vor zwei Tagen eine schnelle Reise nach Breslau unternommen, und war jetzt auf der Rückkehr nach Charlottenbrunn begriffen.

«**Endlich, rief er fast athemlos Klothar entgegen, habe ich Dich, nachdem ich schon über eine Stunde fast alle Winkel nach Dir vergebens durchsucht habe. Laß Dir erzählen, fuhr er fort, den Freund auf eine Bank niederziehend.**

«**Verschone mich! bat dieser; ich habe heute durchaus keinen Stan für Neuigkeiten oder Geschäftsberichte.**

«**Diesmal kann ich Dir nicht helfen, versetzte Emil, aber ich selbst bin müde und matt, weshalb ich mich auch der lieblichsten Kürze befleißigen will, wenn Du mir nur aufmerksam zuhören willst.**

«**Du kennst, fuhr er darauf fort, mein Geschäft in Breslau, das mich an mehrere Orte, und endlich auch zum Präsidienamt führte, wo ich in ein Zimmer gewiesen, und auf denselben zu warten gebeten ward. Dies Warten währte etwas lange, weshalb ich zu meiner Unterhaltung das neueste Zeitungsblatt ergriff, das ich auf einem Tisch liegen sah. Dein Name, lieber Klothar, war das Erste, was mir bei dem einen Blick auf dasselbe in die Augen fiel, und ich fand eine förmliche Aufforderung an Dich, in welcher Du dringend ersucht wirst, Dich bei dem Kaufmann B. zu melden, um von demselben eine wichtige Nachricht zu empfangen. Du kannst leicht denken, daß ich nach der Beendigung meines Geschäfts sogleich zu dem Erwähnten eilte, um die Sache genauer zu erforschen, was ich erfuhr von ihm alsbald, daß jenes Handelshaus, bei welchem Deines Vaters Vermögen stand, durch günstige Ereignisse wieder emporgekommen, und bereit sey, Dir dreißigtausend Thaler durch den Kaufmann B. auszahlend, sobald Du Dich in der gehörigen Form als den Sohn des verstorbenen Justizrath Sternwald ausweisen kannst.**

«**Was sagst Du nun zu meinem Bericht? schloß Emil seine Rede.**

Nichts weiter, entgegnete Klothar finster, als daß ich vor wenig Augenblicken die Fähigkeit verloren habe, mich eines Ereignisses zu freuen, das mich, wie ich gern gestehe, unter andern Umständen unsäglich beglückt hätte.

Sich legte, wo es alsbald von *Asa* bemerkt, und besichtigt ward. Nach dem Frühstück begab sich diese auf ihr Zimmer, und als sie nach einer Stunde in die Laube zurückkehrte, fand sie in Klingenberg und *Germinen* ein glückliches Brautpaar. Sie hatte das erwartet, und durch ihre Aufmerksamkeit des Einverständniß der Liebenden befördern wollen — um so mehr aber mußte sie sich wundern, daß dieselben durchaus nicht von ihrer Liebe und ihrem Glück sprachen, sondern Klingenberg von dem gestrigen und vorgestrigen Schauspiel und von dem Hauptmann Reichborn zu reden begann, welche Gegenstände er so breit und umständlich abhandelte, als ob gar keine *Germinen* in der Welt sey. Diese schien jedoch von der Aechtlosigkeit ihres Neuverlobeten durchaus nicht verlegt zu werden, sondern lächelte ihn vielmehr von Zeit zu Zeit schalkhaft an, während *Asa*, nicht ohne einen kleinen heimlichen Würdruß, dem Gespräch mehr als einmal eine andre Wendung zu geben versuchte. Dies gelang ihr jedoch nicht früher, als bis, Allen unerwartet, der Hofrath in die Laube trat, um *Asa* Gräße und Bestellungen von *Concordien* zu überbringen, mit welchen diese ihren hoffnungsvollen Verehrer Tags zuvor in *Rynau* beauftragt hatte.

### A d e r s b a c h.

Spät am Abend dieses Tages trat noch *Emil* in *Klothars* Gemach. Dieser war eben mit den Briefen fertig geworden, die er notwendig hatte schreiben müssen, um zu dem Besitz seines Vermögens zu gelangen. Er siegelte den letzten, bitter lächelnd über das unerfreuliche Geschäft, das er unter andern Verhältnissen mit seliger Herzensfreude würde vollbracht haben. Mit der einzigen angenehmen Empfindung: nun endlich fertig zu seyn, stand er bei *Emils* Eintritt auf, und bot diesem schweigend in trüber Behmuth die Hand.

Wundte Dich nicht, daß ich so spät noch komme, begann *Emil*; es geschieht, um Dich freundlich zu bitten, mich morgen früh nach *A d e r s b a c h* zu begleiten, nachdem Du vorher ein gutes Wort bei *Deiner* *Wahne* für mich einlegst, damit sie mich bis dahin beherbergt. Vor allen Dingen aber fügte er hinzu, dem Freund ins verdüsterte Antlitz schauend, möchte ich Dich auch ersuchen, die finstern Wolken, die auf *Deiner* Stirne lagern, läßlich daheln zu lassen, denn ich habe mir vorgenommen, morgen froh wie ein Gott zu seyn, welches lässliche Vorhaben ich nicht in seinem ganzen Umfange zu vollbringen vermag, wenn Du mir ein so trübseitiges Angesicht zuwendest, als eben jetzt.

Dann thust Du wirklich am besten, mich zu Hause zu lassen, entgegnete *Klothar*, denn obwohl Du mich gefast und entschlossen findest, das Unabänderliche so zu ertragen, wie es dem Manne geziemt, so kann und mag ich Dir doch nicht verhehlen, daß ich viel Zeit und Kraft brauchen werde, um den Schmerz zu besiegen, der wie ein verzehrendes Gift mein ganzes Wesen durchdrungen hat. Mit dem Glauben an *Kora's* Treue ist auch der Friede aus meiner Brust entwichen, und Liebe und Haß, Sehnsucht und Erbitterung zerreißen im größtlichen Zwiespalt mein Innerstes.

Laß es gut seyn, und uns davon schweigen für heute, versetzte *Emil*. Die Zeit hat manchem wunden Gemüth schon Heilung gebracht, und wird auch an Die nicht trostlos vorbeigehen, Sorge nur jetzt, daß *Deine* gute *Wahne* mich nothdürftig speiset und bettet; ich für mein Theil will Sorge tragen, daß unsere Fahrt nach *A d e r s b a c h* Dich zerstreue und erheitere, wozu ich mir schon heute die köstlichste Laune angeschafft habe — denn es ist doch angemacht, daß Du mitfährst?

Du weißt schon von lange her, erwiderte *Klothar*, daß ich Dir nicht gut etwas abschlagen kann, weshalb denn auch diesmal Dein Wille geschehen mag.

*Emil* begleitete, erfreut über des Freundes Einwilligung, diesen zu der alten guten *Wahne*, die den späten Gast mit hausmütterlicher Freundlichkeit empfing. Dieser aber schien es darauf anzulegen, den verstimmteten Freund zu erheitern, denn er sprach und scherzte sich immer tiefer in die ungebundenste Lustigkeit hinein, und trieb es damit so bunt und kraus, daß der wider Willen lachende *Klothar* ihm versicherte, ihn so ungeschickt als heute selbst auf der hohen Schule nicht gesehen zu haben. Endlich suchte der Ausgelassene denn doch die Ruhe, um sich auf den morgenden Tag zu fällen, wo er, wie er versicherte, viel Wichtiges zu vollbringen denke; aber noch einmal an der Thüre seines Schlafgemaches umkehrend, rief er dem Freunde zu: was ich bald vergessen hätte, der dritte in unserm Bunde, Hofrath *Blume*, ein neuer Bekannter von mir, kommt morgen früh mit dem Wagen, um uns abzuholen.

Schon gut, versetzte *Klothar*, dem Geschwägigen so schnell als möglich entlassend.

Der folgende Morgen, vom schönsten Licht verklärt, war noch nicht lange angebrochen, als der Hofrath erschien, in welchem *Klothar*, nicht wenig überrascht, den Unbekannten wiederfand, der ihn vor mehreren Tagen in der Weinlaube so bitter getränkt hatte, ein Umstand, der *Emil* nicht mehr fremd zu seyn schien, wie sein schalkhafter Blick bezeugte, als er seinem Freunde den Hofrath vorstellte. Auch wußte derselbe, der schon unter die zahlreichen Vertrauten des Letzteren gehörte, sobald man miteinander im Bogen saß, es so einzurichten, daß auch *Klothar* alsbald diese Welthe empfing. Dieser jedoch wußte nicht, was er zu den Ritztheilungen des hoffnungsvollen aller Sterblichen eigentlich sagen und denken sollte. Ihm war vorgestern Alles ganz anders, jener Mann, an dessen Arm *Kora* damals wandelte, als ein viel besser für sie passender Bewerber vorgekommen, und die Sicherheit, mit welcher der Hofrath von der Nähe und Gewißheit seines Glückes sprach, ward ihm zum Räthsel, das er mit all seinem Scharfsinn nicht zu lösen vermochte.

Der Hofrath aber, der von *Emil* erfahren hatte, daß *Klothar* den Dusek mit Glück huldige, näherte sich diesem immer zutraulicher, und bat ihn endlich nach einigen schalkhaften Vorbereitungen, seine Wünsche in Verse zu fassen, wiewil er dieselben auf diese Weise der Geliebten am zartesten und sanftesten aussprechen könne, was er selbst, leider vergebens, versucht habe, da die Gabe der Dichtkunst ihm nicht verliehen sey.

Das ist doch wahrlich zu toll, raunte der gereizte *Klothar* seinem Freunde zu, ich will nicht hoffen —

Freund, hoffe nicht, und fürchte nicht auf Erden  
Mit Leidenschaft, und Du wirst glücklich werden!

fiel ihm *Emil* mit spashafter Würde in die Rede, so daß ein halbes Lächeln über *Klothars* finstres Antlitz flog.

Ich sehe wohl, man muß die Rückkehr *Deiner* *Wahne* mit Geduld erwarten, entgegnete er dem Scherzenden, und wandte sich dann, seinen Mißmuth aufs Allgütlichste bekämpfend, zu ihm zu sprechen, um ihm zu versichern, daß er sich durchaus zur Erfüllung seiner Wünsche unfähig finde, da die eigenmächtigen neuen Schwefelern ihm seit einiger Zeit alle ihre Spund und Gunst entzogen hätten. Dieser Versicherung schien jedoch der Hofrath keinen vollen Glauben beizumessen, und man gerieth in ein langes Gespräch über das wunderbare Seyn und Wesen der Dichtkunst, das erst abgebrochen ward, als man in *A d e r s b a c h* ankam.

Wir müssen noch mit unserm Gang in die Steine vielleicht ein Weilchen warten, erklärte hier *Emil*, da sich vorher noch eine kleine Gesellschaft zu uns finden wird, die ihn gemeinschaftlich mit uns unternehmen will. — Doch — setzte er in die Ferne blickend hinzu — irre ich nicht, so sehe ich dieselbe schon kommen.

Wirklich rollte auch alsbald ein großer Planwagen vor den Gasthof, aus welchem das Ahlfeldsche Ehepaar, *Asa*, *Germinen* und der Hauptmann Reichborn stiegen. *Asa* zog hastig den Schleier über das Gesicht, als sie die drei Herren wahrnahm, die den Kommenden entgegen eilten, während *Klothar* mit einem fast zürnenden Stauen den Hauptmann anstarrte, in welchem er den Fremden erkannte, den er vor Kurzem im Wondschein, und in einer Gesellschaft sah, die er ihm, wie wir wissen, von ganzer Seele mißgönnte.

Fasse Dich, flüsterete jetzt *Emil* dem Bestreuten zu, die Verschleierte ist *Asa* — aber wenn Du lieber willst *Kora*, denn daß Beide nur eine sind, ist mir kein Geheimniß mehr.

Wie von einem Bligstrahl berührt, erbeute *Klothar* bei dieser Kunde, und mit allen seinen Kräften nach Fassung ringend, schritt er an des Freundes Arm der Gesellschaft nach, die bereits in den Gasthof getreten war.

Als beide im Zimmer anlangten, fand *Asa* entschleiert in der Mitte desselben. Freundlich erwiderte sie *Klothars* besürzten Gruß, indem sie ihm einige Schritte entgegen trat, und ein leichtes, heitres Erkaunen über dies unerwartete Zusammentreffen aussprach. Es gelang ihr vollkommen, sich uns befangen zu zeigen, und nur die Gluth ihrer Wangen und das leise Zittern ihrer Stimme verrathen dem nahestehenden *Emil* ihre tiefe innere Bewegung. Auch *Klothar* fand, obwohl mißsam, passende Worte, und es entspann sich ein Gespräch zwischen Beiden, das für solche Augenblicke, wie die gegenwärtigen, leidlich genug anzuhören war. Dennoch drohete die schwerere Fassung *Klothars* zu verlassen, als der Hauptmann *Asa* im Vorübergehen ein Paar heimliche, wie es schien, scherzende Worte zuflüsterete, die diese mit einem freundlichen Kopfnicken beantwortete, und es wäre ihm vielleicht nicht gelungen, sich gänzlich zu bemätern, wenn nicht *Emil*, der hinangegangen war, jetzt zu seinem Trost herbeigekommen wäre. Dieser hielt ein geschliffenes Glas in der Hand, das er dem Hauptmann zeigte. Sehen Sie einmal, sprach er zu diesem, die

stliche Schloffer! Ich müßte mich sehr irren, wenn dies Glas nicht gerade so ist, wie Sie gestern in Altwasser vergebens eines zum Geschenk für Ihre Frau Gemahlin suchten. Ich fand es eben im Glasladen, und erbat mir die Erlaubniß, es zeigen zu dürfen. Glauben Sie nicht auch, sagte er, zu Aña sich wendend, hinzu, daß es Ihrer Freundin gefallen wird?

Der Haß, den Klothar bisher gegen den Hauptmann empfand, verschwand nach diesen Worten aus seiner Brust, und verwandelte sich, im Lauf eines heitern Gesprächs mit demselben, bald in ein aufrichtiges Wohlwollen, was dieser sich durch Herzengüte, Wisß und frohe Laune überall in einem so hohen Grade erwarb, daß er sogar bei den Frauen deshalb mehrere kleine Vorrechte genoß, die Andern versagt bleiben. Als dem Gemahl einer ihrer liebsten Freundinnen, verzieh ihm Klothar sogar jetzt den Kuß, den der Hauptmann auf Aña's Stirn gedrückt hatte, und vermochte es ohne Erbitterung zu denken, daß derselbe wahrscheinlich weder der erste noch der letzte gewesen sey, den sie von dem scherzhaften Freunde empfing. Mit um so finstern Blicken betrachtete er aber jetzt den Hofrath, der sich, während er selbst mit dem Hauptmann sprach, Aña genähert hatte, mit welcher er sich sehr angelegentlich unterhielt. Diese, die sich Klothar gegenüber noch immer nicht ganz von ihrer Ueberraschung erholen konnte, spannt, um ihre Verwirrung zu verbergen, den Faden des Gesprächs mit sichtlichem Wohlbehagen fort, bis ein vorfahrender Wagen dasselbe unterbrach.

Aña und der Hofrath eilten den Kommenden entgegen, und die Erste führte nach wenig Augenblicken eine zarte Frauengestalt herein, die sie der Gesellschaft als Fräulein Thal vorstellte, die nebst zwei sie begleitenden Freundinnen dies Zusammentreffen mit Aña schriftlich verabredet hatte. Die Gesellschaft war nun vollzählig, und trat nach einem kurzen Frühstück den Gang in die Steine an.

So laut und fröhlich derselbe aber auch begann, so fühlten sich doch Alle, als sie in die sogenannte Festung einschritten, von einem unwillkürlichen Stauern ergriffen. Die lebendige Unterhaltung flocht, und was noch vor Kurzem die Gemüther der heitern Versammlung angeregt hatte, ward gleichsam in ihre Tiefen niedergedrückt von der stillen, aber mächtigen Gewalt der wunderbaren Naturgestaltungen, die sich überall dem überraschten Auge darboten. Aber fast wie von geheimen Zaubermächten besungen, fanden Alle im regungslosen Anschauen verunken, als sie in die dämmernde Höhle getreten waren, wo auf den Ruf des Führers der rauschende Wasserfall herabstürzte, der mit gewaltigem Brausen jedes ausgesprochene Wort verschlang, so daß man nur durch Blicke zu einander reden konnte. Aña war bei dem Eintreten zufällig in Klothars Nähe gekommen, und ihr Auge traf jetzt das seine, das mit dem unverkennbaren Ausdruck inniger Sehnsucht sie suchte. Beide empfanden in diesem Augenblick, von süßen unnenbaren Schauern durchbebt, daß ihre Seelen sich wiedererkannten, und als sie endlich aus dem Halbduffel wieder hinaustraten in den blauen sonnigen Tag, war ihnen fast, als wenn sie aus einem Tempel zurückkehrten, wo ihr stiller Herzgenuss eine neue Weihe empfangen habe. Auf dem Rückwege sprachen sie wieder zu einander, aber ganz anders als vorher, und sagten sich Worte voll tiefen innigen Sinns, die zwar von Allen gehört, deren Bedeutung jedoch von Niemand verstanden ward. Ihr Gespräch ward, als die Gesellschaft aus der Festung zwischen die einzelnen stehenden Felsen zurückgekehrt war, von dem Doktor unterbrochen, der den Vorschlag that, sich hier ein Weßchen auf dem Rasen zu lagern, und ein Gedicht anzuhören, das Abersbach zum Gegenstand habe. Alle priesen den glücklichen Gedanken, und Jedes hatte bald im Schatten eines mächtigen Felsenstückes einen erwünschten Platz gefunden, worauf der Doktor aus einem Taschenbuch das Gedicht vorlas, was die Gesellschaft so angenehm unterhielt, daß man, nach dessen Beendigung, noch um eine kleine Zugabe bat.

Recht gern, entgegnete der Doktor, im Buche blättern, und ich treffe hier eben zufällig auf ein Gedicht von Kora, das mir des Vortrags wohl würdig erscheint.

Der Doktor hatte sich nicht geirrt, das liebliche Lied gefiel allgemein, und entzückte vor Allen den Hofrath, der es bis über die Sterne erhob, und Aña wiederholt aufforderte, in sein begehrtestes Lob einzustimmen.

Ich glaube, sagte diese, indem sie das Taschenbuch aus des Doktors Hand nahm, daß sich vielleicht noch etwas Würdigeres hier auffinden läßt, als zum Beispiel gleich hier eine Elegie, mit dem Namen *Winnona* unterzeichnet, den ich schon mehrere Male unter Dichtungen von entschiedenem Werth fand.

Auf die Bitte der Gesellschaft ließ Aña die erwähnte Elegie, deren ungemine Bartheit und schönes wohlklingendes Eyle

bennoß die ganze Versammlung zum ungetheiltesten Volksthum hinreißen, über welchen Kora's Lied fast vergessen worden wäre, wenn es der Hofrath nicht in die Erinnerung der Zuhörer zurückgerufen hätte. Dieser aber trat förmlich in die Schranken, um denselben den höchsten Preis der Vollendung zu erkämpfen, woraus sich ein höchst belustigender Streit entspann, der immer lebhafter und ergößlicher ward, je länger man ihn fortführte. Was man dem muthigen Kämpfer auch Alles entgegenzusetzen mochte, er wollte das Feld nicht räumen, und trieb seinen Eifer so weit, daß er endlich die Elegie, mit dem Liede von Kora verglichen, für ein ganz unbedeutendes, mühsam zusammengestümpertes Nachwerk erklärte. Emil, der aus guter Duell seit gestern mehr wußte, als alle Uebrigen, lachte wannäsig mit dem Hauptmann um die Wette, während Concordia und Aña bedeutende Blicke wechselten, und der Doktor, in seiner gewohnten schalkhaften Manier, noch ausdauernd gegen den Hofrath focht.

Von Beiden Anfangs nicht beachtet, klangen jetzt, vom Wiederhall der Felsen vielfach zurückgegeben, einzelne Hörnerthöne aus geringer Entfernung herüber, und bald erkundete ein seltner vollständiger Chor von blasenden Instrumenten, der die Gesellschaft aufs Anmuthigste überraschte. Es war nemlich ein Trupp böhmischer Musikanten, den Emil Tags vorher in Altwasser angetroffen, hierher und hinter eine Felsenwand beschieden hatte. Dieser erhob sich jetzt von seinem Sitz und trat mit Herminen vor. Friede sey Euch geboten! rief er den Streitenden zu, denn Ihr sollt wissen, daß ich hier an der Seite meiner Braut vor Euch stehe, und meine Verlobung feiern will. Dieß Ereigniß, fuhr er zu Klothar gewendet fort, mag Dir meine gekrönte frohe Laune erklären, die von Dir wohl nicht mit Unrecht für ausgelassenheit erklärt ward. Es war mir ein Bedürfniß, die Fülle meiner Seligkeit auf irgend eine Weise ausströmen zu lassen, und ich mag mich dabei wohl um so wunderlicher geberdet haben, da ich mir durchaus vorgenommen hatte, Dir nichts von meinem unverhofften Glück zu verrathen, weil ich den heutigen Tag einmal zu allerlei ergößlichen Ueberraschungen bestimmt hatte.

Emil wechselte nach diesen Worten mit Herminen die Verlobungsringe und empfing unter dem Forttönen der verstickten Musik die Glückwünsche der fröhlichen Versammlung. Der Hofrath hatte sich während dem Concordien genähert, die er, auf dem Rückwege nach dem Gasthof, in gedrängter Kürze von seiner Liebe und seinen Wünschen unterhielt, wogegen ihm in gleicher gedrängter Kürze ein überaus zierliches Körbchen geschenkt ward, was aber von Concordiens Bartheit und Milde mit so lieblichen Redebäumen umwunden war, daß es für den Empfänger fast gänzlich seine widerwärtige Gestalt verlor. Er konnte es sich durchaus nicht als wahrscheinlich denken, daß ein Mädchenherz seiner Lebenswürdigkeit und seinen glänzenden Aussichten in die Zukunft widerstehen könne, weshalb er denn jetzt sein unsichtbares Geschenk mit freundlichem Antlitz herausbrag, sehr überzeugt, daß es nur einer kurzen Beharrlichkeit bedürfe, um die Geliebte bald für immer in seine Lustschlößer heimzuführen. Da er mit dem innigen Einverständnis zwischen Concordien und Aña bekannt war, so schenkte er ihm zweckdienlich, sich um die Kunst und Färsprache der letzten zu bewerben, von deren Einfluß auf die erste er viel hoffen zu können glaubte. In dieser Absicht suchte er ihre Nähe, was ihm auch so gut gelang, daß er bei der im Gasthof bereiteten Tafel den Platz an ihrer Seite gewann, wo er es sich zum gelegentlichsten Geschäft machte, sie mit so vielen Aufmerksamkeiten zu überschütten, daß Klothar es nicht ohne innerliche Erbitterung ansehen konnte. Auf's Neue von bangen Zweifeln ergriffen, fürchtete er jetzt, die Blicke und Worte der Geliebten mißverstanden zu haben, und schaute düster sinnend auf seinen Teller nieder, während Aña umsonst die freundlichen Strahlen ihrer Augen zu ihm hinüber sandte, und die Ursache seiner Bestimmung zu enträthseln strebte.

Als das Mittagemahl beendigt war, hatte sich bereits der Abend schon so weit genähert, daß die Rückfahrt ungesäumt angetreten werden mußte, wenn man noch zu rechter Zeit an dem Ort seiner Bestimmung eintreffen wollte, wodurch sich Aña besonders unangenehm überrascht fand, da sie gehofft hatte, noch einige Worte mit dem Freunde zu wechseln. Ihr ward jedoch im Augenblick ihrer gedrücktesten Erwartung ein unverhoffter Trost, denn der Doktor lud die ganze Gesellschaft ein, ihn am folgenden Tage in seiner neu erkauften Wohnung zu besuchen, was, Concordie und ihre beiden Begleiterinnen, die ihre Reise fortsetzten, ausgenommen, alle Uebrigen gerne versprochen.

### Letztes Mittel.

Aber sage mir, Emil, redete Klothar den Freund an, als dieser, der Verabredung gemäß, erschien, um ihn zu Abschieds

abzuholen, war es Zufall oder Deine Veranlassung, was mich gestern in Aderbach mit der zusammenführte, die ich wohl besser niemals hätte wiedersehen sollen, obwohl ich einige Augenblicke lang glaubte, sie wirklich wiedergefunden zu haben? — Gerne gehe ich Dir, daß ich die Hand im Spiel hatte, erklärte Emil, denn ein Geblüt, was Du vor einigen Tagen an Aka sandtest, und auf welchem ihre unpoetische Kammerjungfer Zucker geschlagen hatte, durch welchen Umstand es mir vor die Augen kam, erregte meine Aufmerksamkeit. Es bedurfte kaum noch der Mittheilungen meiner Braut, um mich zu überzeugen, daß ihre Freundin Aka niemand anders als Deine Kora war, deren wahren Namen Du mir, wie ich leicht errathen konnte, nur deshalb verschwiegst, weil Du wußtest, daß ich sie kannte, und meine unzarte Einmischung in Dein zartes Verhältniß fürchtetest. Durch einige geschickte Kreuz- und Querfragen brachte ich denn auch glücklich und bald heraus, daß der Hauptmann Reichborn, wie Du jetzt weißt, ein ehrlicher Eheherr, es war, der Aka so traulich aus dem Schauspiel begleitete, und daß der Hofrath ein gefährlicher Nebenbuhler sey, wollte mir nun einmal gar nicht einleuchten. So kam ich denn sehr natürlich zu der Ueberzeugung, daß ein Zusammentreffen mit Aka Dich aufs Neue und auf immer mit ihr vereinigen werde, weshalb ich nicht säumte, ein solches herbeizuführen. Der Erfolg desselben hat mich indes zu meinem Bedruß gelehrt, wie sehr ein verständiger Mann sich irren kann; wenn er von männlicher Eifersucht und weiblicher Zartheit eine so schnelle Rückkehr zur Wahrheit und Klarheit erwartet.

Du hast es gut gemeint, ehrlicher Emil, sagte Klothar, seinem Freund die Hand bietend, aber nenne es immerhin eine thörichte Eifersucht, das Gefühl, was mich so peinigt, vermag ich nicht von mir zu schütteln — besonders wenn ich mir die Unbefangtheit zurückrufe, mit welcher sie mich begünstigte, als ich in Aderbach in das Zimmer trat — recht wie man einen ehemaligen guten Bekannten begrüßt, der uns eben nichts weiter war, als ein guter Bekannter.

Das macht ihrem Verstande Ehre, versetzte Emil, und trotz diesem Empfang warst Du mit ihr schon auf dem Wege zum erneuerten Einverständnis —

Benigstens wädhnte ich es, und gebe Dir jetzt die Erlaubniß, mich auszulassen! fiel Klothar mit ausbrechender Bitterkeit dem Freund in die Rede.

Dazu habe ich jetzt keine Zeit mehr, denn man erwartet uns, entgegnete trocken Emil, indem er, Klothars Arm ergreifend, den halb Widerstrebenden mit sich fortführte.

Unfern von Klothars Wohnung, nur durch einen kurzen Spaziergang, der sich anmuthig durch Gehölz und Wiesen hinzog, getrennt, lag des Doktors Besitzthum, ein kleines artiges Landhaus mit einem Garten. In einer Laube desselben saß die Gesellschaft um einen wohlbesetzten Kaffeetisch, als die beiden Freunde hinzutraten. Emil fand sogleich seinen Platz an Hermilans Seite, und neben Aka saß bereits der Hofrath, der ihr eben gestand, daß er von Concordien unerschrocken geliebt sey, was jedoch seinen Muth noch nicht gänzlich niederschlage, da bekanntlich treue Ausdauer und freundliche Fürsprache schon manches Frauenherz überwunden habe. Er bat sie darauf, sich bei Concordien für seine Wünsche zu verwenden, wobei er zu Klothars bitterstem Verdruß ihre Hand mehr als einmal aufs Innigste an seine Lippen drückte.

Jetzt ward dem Doktor ein Fremder gemeldet, den dieser mit besonderer Freude zu empfangen eilte, und welchen er bald darauf der Gesellschaft als einen seiner werthesten Freunde vorstellte.

Herr Grassheim, so nannte sich derselbe, war der Lesewelt seit mehreren Jahren als der Herausgeber einer beliebten Zeitschrift bekannt, und jetzt auf einer kleinen Reise begriffen, deren Hauptzweck mehrere Besuche waren, die er theils alten Freunden, theils den Mitgehülfen an seinen Wochenblättern abstatten wollte. Er hatte in dieser Absicht auch den Weg durch Concordiens Wohnort genommen, wo er Tags zuvor gewesen war, und sie nicht angetroffen hatte, welches er nach den ersten Begrüßungen sogleich dem Doktor mittheilte. Dies war mir, fuhr er fort, um so unangenehmer, da mir sehr daran gelegen war, Concordien zu bewegen, die Beiträge, mit denen sie meine Zeitschrift schmückt, künftig mit ihrem wahren Namen zu unterzeichnen.

Warum das? sagte der Doktor; ich finde die Bescheidenheit, mit welcher sie sich verbirgt, um so liebenswürdiger, da ihr wirklich ausgezeichnetes Talent schon allgemein anerkannt ist.

Du hast Recht, erwiderte Grassheim, aber es ist vor Kurzem einer angehenden Schriftstellerin eingefallen, ihre noch sehr mangelhaften Versuche gleichfalls mit dem Namen Concordia zu unterzeichnen, dessen sich Concordia bisher bediente — ein Umstand, der allerlei Irrthümer veranlassen dürfte, die

dieser nachtheilig werden müßten, und ich ihre Concordien viel zu sehr, um dies ruhig dulden zu können.

Sie täuschen sich wohl, stammelte der bekümmerte Hofrath, denn so wie ich zu glauben mich veranlaßt finde, unterzeichnet Fräulein Thal ihre Dichtungen mit dem Namen Kora.

Gatthuldigen Sie meinen Widerspruch, versetzte Grassheim, aber hier kann bei mir um so weniger von einer Täuschung die Rede seyn, da ich unter meines Mitgehülfsnamen allerdings auch eine Kora zähle, denn Aka vom Berge, die ich persönlich noch nicht kenne, unterzeichnet mit diesem Namen die Beiträge, mit denen sie mich erfreut.

So erlaube mir, Dich sogleich mit ihr bekannt zu machen, sprach der Doktor, indem er seinen Freund zu Aka führte, die dessen Gruß und Akrade mit um so innigerem Antheil erwiderte, je mehr sie sich von Klothars Gegenwart und sichtlichem Erbösinn befangen fühlte.

Aka — Concordia — Winona? kannte der Hofrath, dem ein schreckliches Licht aufgegangen war, indem er sich mit Entsetzen des gestrigen Wortgefechtes erinnerte.

Ja, ja, es ist nicht anders, versicherte Emil, ich wußte das Alles schon gestern durch meine Braut, durfte es aber nicht offenbaren, weil ich ihr Verschwiegenheit gelobt hatte.

Der Hofrath, der durchaus Jemand haben mußte, dem er sein Mißgeschick klagen konnte, richtete jetzt seine Mittheilungen an Klothar, an welchem er auch wirklich den aufmerksamsten Buhörer fand, mit dem, als er die Auflösung der bisher obwaltenden Mißverständnisse vernommen hatte, eine so auffallende Veränderung vorging, daß Emil ihm schon nach einer Stunde das Zeugniß gab: er sey nun wieder ein ungänglicher, gefreiter und höchst liebenswürdiger junger Mann geworden, dessen Gegenwart vollkommen geeignet sey, eine gebildete Gesellschaft zu beleben und zu erfreuen.

Als der Hofrath auf diese Weise sein Herz ausgeschüttet hatte, betrug er sich, zum Erstaunen aller Anwesenden, ganz gefaßt und heiter, und versicherte Jedem, der es hören wollte, solche wunderliche Vorkälle, wie ihn eben einer betroffen habe, kämen öfter im menschlichen Leben vor, und wären zu geringfügig, um die Seelenruhe eines weisen Mannes stören zu dürfen. Die Quelle, aus welcher ihm die gepriesene Seelenruhe strömte, war jedoch die Ueberzeugung, daß er sein Körbchen nur Concordiens getränkter Eitelkeit verdanke, da er gerade zu seiner Erklärung den ungünstigen Augenblick gewählt habe, wo er unbewußt ihr anerkannt schönes Gedicht so tief als möglich herabzusetzen sich bestrbt hatte. Eine solche Aufwallung des beleidigten Selbstgefühls aber mußte sich, so schloß er, in einem so sanften Gemüth als dem ihrigen, leicht und schnell wieder in die demüthigen eigenthümliche Wilde auflösen und dann — das bunte Meer seiner stolzen Pläne und Hoffnungen zog aufs Neue heran, und umgaukelte in mancherlei ergötlichen Gestaltungen, nach wie vor, den selig Träumenden.

Als die Gesellschaft später einen Spaziergang unternahm, sahen bald Klothar und Aka, durch eine geschickte Veranlassung Emils, sich auf einem lieblichen Schattenspfade allein Beide erschranken fast, als sie es wahrnahmen, daß ihre Begleiter sich aus ihrer Nähe verloren hatten, aber nicht lange, so strahlten ihre Blicke wieder ineinander, wie in der Aderbacher Höhle, ihre Hände verschlangen sich unwillkürlich, und ein tiefes Schweigen selerte die ersten Augenblicke ihres gänzlichen Wiederfindens. Neben einander fortwandeln fanden sie jedoch auch bald Worte, die sich immer mehr und mehr zum innigsten Gespräch verflochten, in dessen weiterem Verlauf Klothar nicht unterließ, seiner Freundin das glückliche Ereigniß mitzutheilen, was ihn wieder in den Besitz seines väterlichen Vermögens gesetzt hatte, worauf er mit glühender Innigkeit sie um ihre Hand bat.

Aka blieb stehen. Sie haben es wohl nicht geahnet, sprach sie mit mildem Ernst, aber nicht ohne sichtlich innerliche Bewegung, wie weh Sie mir mit dieser Bitte thun, die ich Ihnen, einer innern Nothwendigkeit zu Folge, durchaus und für immer abschlagen muß. Daß ich Sie liebe, wissen Sie, obwohl ich es Ihnen in diesem Augenblick zum erstenmal sage — wie ich Sie liebe — das ermessen Sie vielleicht nicht, denn ich liebe Sie mit allen Kräften meiner Seele, wahrhaft unaußsprechlich, fuhr sie immer inniger fort; aber um Sie recht lange — so lange, als es dem armen Menschenherzen nur vergönnt ist, so lieben zu können, will ich Ihre Gattin nicht werden! Was ich für Sie fühle, soll nicht so bald untergehen in der schalen Einsidrigkeit der Ehe, denn es ist zu gut dazu, zu rein, und mir selbst zu heilig.

Aka, hören Sie auf! unterbrach Klothar erschüttert die Redende. Wie ist es möglich, daß Sie mich lieben, und doch die schönste Hoffnung meines Herzens — das höchste Glück meines Lebens so grausam zerbrechen können, weil einst ein jüngerer Herrmann eine Pandensnachtel aus dem Wagen warf!



Sie werden bitter, mein Freund! sagte Afa vorlezt. Verzeihen Sie das meiner Liebe, entgegnete Klothar, verzeihen Sie es mir, daß ich es nicht begreife, wie solch ein widriger Eindruck so fest wurzeln konnte in Ihrem milden, klaren Gemüth! Afa, setzte er mit bebender Stimme hinzu, werden Sie mein — ich schwöre es, Sie sollen an meinem Herzen genesen von Ihrem trübem Wahn!

Nein, o nein, mein Freund, sprechen Sie nicht öfter ein solches Wort aus, das mein Innerstes verwundet, sagte Afa, und lassen Sie den Wahn fahren, daß nur die Ehe liebende Gemüther beglückt und befriedigt — er ist unserer beider unwürdig! Lieben Sie mich, wie in den vergangenen glücklichen Tagen, rein und zart, ohne den Wahn des Besesses — bleiben Sie mir, was Sie mir bisher waren, der Freund meiner Seele, der Einziggeliebte meines Herzens, dem, so lange ich zu fühlen und zu denken vermag, meine innigsten Gefühle und meine besten Gedanken angehören werden — aber sagen Sie mir nie, nie ein solches Wort mehr, wenn meine Liebe Verth für Sie hat! —

Und haben Sie schon daran gedacht, daß Sie in wenig Tagen oder Wochen wieder fortziehen müssen — und der Freund Ihnen trostlos nachschauen muß in ewig unbefriedigter Sehnsucht, versetzte Klothar, während die Arme des Gatten Sie festhalten dürften für immerdar?

Und wäre es nicht besser, muthig zu entsagen und mit Schmerzen zu scheiden, entgegnete Afa, als einander alltäglich und gleichgültig zu werden? Ich kann und mag es mir, fuhr sie fort, nicht ohne Grauen denken, daß eine Zeit kommen könnte, wo nur noch das Band der Gewohnheit, oder andere weltliche Rücksichten, uns aneinander knüpfen — daß der Augenblick kommen könnte, wo ich ohne vor Freunde zu erbeben, nur Ihre Stimme vernehmen würde — wo ich nicht mit glühender Sehnsucht auf Ihre Schritte lauschte, wenn ich Sie erwartete — wo wir uns eben nichts weiter mehr wären, als Mann und Frau — o Klothar, können Sie sich das alles denken, und sich nicht mit Widerwillen von dem häßlichen Bilde der Alltäglichkeit abwenden?

Afa, sagte Klothar, der einige Augenblicke tief sinnend geschwiegen hatte, glauben Sie mir, dies Bild erfüllt mich mit Entsetzen, und ich weiß sehr wohl, daß viel Schönes und Barmes in solch einem Alltagsleben untergeht — aber was bleibt dem Liebenden für ein Mittel übrig, das Geliebte sich unverlierbar anzueignen, als die Ehe? Er muß es ergreifen, weil es das einzige ist, seiner bessern Ueberzeugung zum Trost, wenn er sein Leben nicht in trübem Entzagen verfaufen will. Ich würde Ihrem Besiz entsagen können — aber der Gedanke, abermals zu leben, wie ich diese zwei langen Iden Jahre hindurch lebte, ohne Sie, Afa, der mein ganzes Wesen, all mein Sinnen, Dichten und Träumen angehört — o Sie können diese Dual nicht ermeßen! —

Ich ermesse sie, erwiederte Afa bewegt, an Allem, was ich diese Zeit hindurch empfand, aber wie wir uns geistig nahe blieben, so werden wir es auch künftig; denn was uns verbindet, ist ja nicht ein flüchtiger Liebesrausch, es ist die Verschmelzung unserer Seelen, die Verwandtschaft aller unserer Neigungen und Gefühle, unseres ganzen Wesens — unser Verstand bedarf keiner äußern Form.

Klothar drückte Afa's Hände an seine glühenden Lippen. Ich kämpfe vergebens gegen Deine Entschlossenheit, sprach er mit bebender Stimme, aber ich bin Dein, ewig nur Dein, wie Du auch unser Verhältnis gestalten willst!

Nun, o nun haben wir uns erst wahrhaft wiedergefunden, nun erst erkenne ich den Freund meiner schönsten Vergangenheit ganz und klar, und ihm reiche ich die Hand zum reinen, unausslöschlichen Geistesband! sagte Afa in seliger Rührung.

Klothar nahm die dargebotene Hand und zog die Geliebte an seine Brust, indem seine Lippen auf ihrer Stirn brannten. Afa ließ es geschehen, sie ruhete einige Augenblicke an dem theuren Herzen, und entsand sich dann sanft den Armen des Freundes, um mit ihm die Gesellschaft wieder aufzusuchen.

Ist es gelungen? rüfferte, als sie bei denselben anlangten, Emil seinem Freunde zu; sey's Ihr ein?

Wir sind es, entgegnete dieser, aber ganz anders, als Du es meinst.

Die Luftwandelnden kamen bald darauf an einer sehr reizend gelegenen Besizung vorüber, ähnlich derjenigen, die der Doktor an sich gebracht hatte. Man sprach davon, daß dieselbe gleichfalls verkauft werden solle, und Elise wünschte sich,

bald freundliche Nachbarn in diesem, dem theilgen nahegelegenen Hause einzulichen zu sehen. Afa hatte aufmerksam zugehört, und führte bald darauf ein abgeordnetes Gespräch mit dem Hauptmann und dem Doktor. Als sie nach der Verhandlung desselben sich zur Abfahrt anschickte, versprach sie Klothar, ihm zu schreiben, wenn und wo sie ihn zu sehen wünsche.

Nach wenig Tagen war die erwähnte Besizung durch des Doktors und des Hauptmanns Verwendung um einen so billigen Preis Afa's Eigenthum, daß diese mit ihrem kleinen Vermögen auf derselben, wenn auch beschränkt, doch bequem und angenehm leben konnte. Ein Theil des Hausgeräths war mit in den Kauf eingeschlossen, so daß die neue Besizerin in wenig Stunden einige Zimmer artig einrichten konnte. Auf ihre Bitte veranlaßte Emil an einem schönen Nachmittag seinen Freund, ihm in ihre Wohnung zu folgen, indem er vorgab, dieselbe für einen kaufslustigen Bekannten besuchen zu wollen. Wer beschreibt aber Klothars seltsames Staunen, als die Thüre eines herrlichen Gemachs sich vor ihm öffnete, und er, im Kreise der uns wohlbekannten Freunde, Afa als Wirthin waltend sah, und diese ihm von Emil als seine neue Nachbarin vorgestellt ward. Mit sprachlosem Entzücken erdrückte er ihre Hand an seine Lippen, aber sein schönes dunkles Auge sagte ihr mehr, als diese ihr hätten offenbaren können, als sie ihm leise zustüsterte: sehen Sie nun wohl, daß es noch ein anderes und besseres letztes Mittel gab, uns für immer zu vereinigen, als die Ehe? —

Im Lauf eines allgemeinen Gesprächs, das sich jetzt entspann, machte Emil der Versammlung bekannt, daß er ein nahegelegenes Landgut zu kaufen entschlossen, und deshalb schon in Unterhandlungen getreten sey, die einen günstigen Erfolg hoffen ließen. Diese Mittheilung erregte noch um Vieles die allgemeine Eifertheit, und Alle erfreuten sich wechselseitig daran, sich die Bilder eines künftigen freundlichen Besammens lebens auf das Anmuthigste auszumalen, wozu auch der Hofrath seinen Beitrag lieferte, indem er nicht un deutlich zu verstehen gab, daß er den schönen Kreis, der sich hier zu bilden beginne, zuweilen mit Concordia zu vergrößern gedachte, und er trüb seine kühnen Hoffnungen so weit, Afa zu versprechen, ihr über ein Jahr dieselbe ganz gewiß als seine Gattin zuzuführen. Der Doktor nahm ihn zu seiner unaussprechlichen Freude sogleich mit schreibbarem Ernst beim Wort, und versprach ihm, wenn er den verheißenen Besuch abhatte, Concordien ein läubliches Fest zu geben. Dann ergoßte er sich eine Weile an dem zarten geistigen Einverständniß. Klothars und Afa's, und sang darauf, die letzte neckend:

O wie trübend, o wie lebend!  
Immer bleibt er nun Dir nah!  
Immer heißt es: gotters Abend  
Vor doch Better Michel da!

O möge es lange, lange so helfen, und Einigkeit, Frohsinn und Scherz mit uns unser holdes Thal immerdar bewohnen! entgegnete Afa dem Leichtfertigen.

Und Better Michel, der getreue Nachbar, wird uns Allen willkommen seyn, wenn und wo er auch unter uns erscheinen mag! sagte, Klothars Hand schüttelnd, Emil.

Und den Hauptmann Reichborn wird man doch auch nicht aus dem frohen Kreis verweisen, wenn er sich einmal als freundlicher Gast einstellt? scherzte dieser.

Er wird immer freudig empfangen werden, aber mir doppelt angenehm seyn, wenn er seine holde Gattin mitbringt, versetzte Afa, denn diese, fuhr sie zu Klothar sich wendend fort, ist eben die Erwina, von der Sie mich einst in Urwasser scheiden sahen.

Nach einigen Tagen, in welchen Emils beabsichtigter Ankauf noch zu Stande kam, begleitete derselbe, um sein Hochzeitfest dort zu feiern, Permine und Afa in die Heimath. Nach wenig Wochen kamen jedoch alle zurück, und bezogen ihre neuen Wohnörter. Afa brachte ein artiges, etwa achtjähriges Mädchen, die Tochter eines kürzlich in großer Dürftigkeit verstorbenen Schriftstellers, mit sich, durch deren sorgsame Ausbildung sie der Welt die Schuld einer nützlichen Wirkamskeit abzutragen gedachte, die diese mit Recht an uns zu fordern hat. Klothar, der während Afa's Abwesenheit sein Vermögen ausgezahlt erhalten hatte, und sich nach würdiger Thätigkeit sehnte, folgte nach einiger Zeit dem Beispiel seiner Freunde hin, indem er zwei arme verwaisete, aber höchst fähige Knaben aufnahm, deren Erziehung einen großen Theil seiner Zeit befreudigend ausfüllte. Die spätern Stunden des Tages brachte er jedoch fast immer bei Afa zu, und so erblühte beiden das seltene Glück, eine schöne Gegenwart an eine gleiche Vergan-

genheit kuckfen zu können. Wie vormald laufchte Afa nun wieder am trübden Winterabend auf die Schritte des nahenden Freundes — wie vormald verfoß derfelbe Weiden, durch Bücher und Gefpräch, Mufik und Gefang verkürzt. Nicht felten auch fanden fie fich mit Emil und Hermine zufammen, und der Frühling führte das Abfelbfche Ehepaar auf mehrere Monate in ihre Nähe. Auch der Hauptmann kam im Sommer mit

Erwina zum Befuch, aber Concorbta erfchien allein, denn fie hatte dem Hofrath auf feine zweite Bewerbung abermals die gefochtene Erwiederung ertheilt, und diefer tröftete fich, fo gut es geben wollte, mit feinem Lieblingsplan einer gänzlichen Weltverbefserung. Klothar und Afa aber hoffen noch viele glückliche Tage, da eine reine geiftige Neigung, die aus inniger Seelenverwandtfchaft erblühet, die längfte Dauer verfpriecht.

### Otto, Graf von Haugwitz

ward 1767 zu Pifchlowitz in der fchleffifchen Graffchaft Glaß geboren und lebte nach vollendeten Studien in angenehmer Muße belletriftifchen Befchäftigungen zu Breslau oder auf feinem Gute Falkenau in Schlefien fo wie als königlich preuffifcher Kammerherr fpäter zu Kaufchwaffer in Schlefien.

Von ihm erfchienen:

Gedichte. Breslau 1790 in 8.

Blumen aus der lateinifchen Anthologie.

Ebendaf. 1805 in 8.

Juvenals Satyren im Vermaße des Originals. Leipzig 1818.

Ein hundred Epigramme. Breslau 1828 in 8.

G. v. H. hat fich befonders durch gefchmackvolle Uebersetzungen einen geachteten Namen in der deutichen Schriftftellerwelt erworben. Seine eigenen poetifchen Leistungen beurtunden ebenfalls reiche Phantafie, Anmuth der Form und gewandte Herrfchaft über Sprache und Vers.

### Markus Theodor von Haupt

ward den 2. Februar 1782 zu Mainz geboren, lebte nach geendigten juriftifchen Studien feit 1802 als prakticirender Advocat zu Achaffenburg, 1805 in der Graffchaft Erbach und zog 1807 nach Darmftadt, von wo er als Tribunalrichter nach Duffeldorf berufen wurde. Später vertaufchte er diefes Amt mit der Stelle eines Oberlandesgerichtsrathes zu Trier.

Er gab heraus:

Blüthen aus Italien. Frankfurt 1808, 2 Thele. in 8.

Taffo's Nöchte, überfetzt. Ebendaf. 1808.

Chateaubriand's Märtyrer, oder der Triumph des Chriftenthums. Uebersetzt. Ebendaf. 1810, 2 Thele.

Blüthenkränze. Hamburg 1811 in 8.

Monatsrofen. Duffeldorf 1817.

Aehrenlese aus der Vorzeit. Eiberfeld 1817 in 8.

Skizzen. Duffeldorf 1819.

Rechtilde. Hiftorifch-romantifches Gemälde deuticher Vorzeit. Köln 1821 in gr. 8.

Ehekränze. Trier 1824. in 8.

Schaufpiele. Mainz 1825, 2 Thele. in 8.

Unsere Vorzeit. Frankfurt 1828, 4 Bde.

Zell, hiftorifch-romantifche Dyer. Mainz 1829.

Die Freienfteiner, Novelle. Ebendaf. 1830 in 8.

Reichthum der Phantafie, Wärme der Empfindungen und Kraft und Wahrheit bei innerer Lebendigkeit, fprechen den Lefer befonders in v. H's Schriften an und haben ihrem Verfaffer einen geachteten Namen in der literarifchen Welt erworben.

### Karl Renatus Hausen

ward den 18. März 1740 zu Leipzig geboren, ftudirte dafelbft die Humaniora und kam nach feiner Promotion zum M. der Philofophie als Professor diefer Wiffenfchaft nach Halle, von wo ihn 1781 ein Ruf als ordentlicher Professor der Gefchichte und Bibliothekar nach Frankfurt an der Ober führte. Er wurde auch Präfes der dortigen gelehrten Gefellfchaft und ftarb dafelbft den 20. September 1805.

Die Welt kennt von ihm:

Pragmatifche Gefchichte des 18. Jahrhunderts. Halle 1766.

Vermifchte Schriften. Ebendaf. 1766.

Vermächtniffe für alle Stände. Halle 1767, 2 Ausgabe. Ebendaf. 1778.

Allgemeine Bibliothek der Gefchichte. Ebendaf. 1767. 1768. 2 Bde.

Versuch einer Gefchichte des menfchlichen Gefchlechts. Ebendaf. 1771 — 1781, 4 Thele.

Leben Klogens. Ebendaf. 1772.

Biographie des Herzogs Leopold von Braunschweig. Frankfurt a. d. D. 1785.

Gefchichte der Univerfität und Stadt Frankfurt. Ebendaf. 1800.

H. gehört noch den älteren deutichen Hiftorikern an, die die Gefchichte pedantifch wie eine Wiffenfchaft behandelten, deren Hauptzweck fich darauf befchränkte, die einzelnen Begebenheiten chronologifch an einander zu reihen. — Seine Werke zeichnen fich daher weder durch tiefe Forfchung, noch durch Geift oder treffliche Darftellung aus, find aber wegen des Reichthums von Materialien, den fie darbieten, für den Hiftoriker von Fach häufig fehr brauchbar.

## Martin Hayneccius

ward den 10. August 1544 zu Borna in Sachsen geboren, studirte Philologie zu Leipzig, wurde daselbst Magister und kurz nach einander Lehrer an den Schulen zu Leisnig, Chemnitz, Grimma und Amberg. Hierauf kam er, nachdem er einige Zeit zu Rochlitz privatisirte hatte, 1585 als Rektor der Martinsschule nach Braunschweig und von da 1588 als Rektor der Landesschule nach Grimma. Bereits seit 1608 emeritirt, starb er daselbst den 28. April 1611.

Von seinen Lustspielen sind auf uns gekommen:

Hans Pfriem oder Meister Reck's, Komödie. Leip-

zig 1582. Neue Ausg. Ebendas 1603; ferner Magdeburg 1606.

Der Kinder Schallspiegel. Ebendas. 1582 und in neuer Ausg. unter dem Titel:

Schallteuffel. Ebendas. 1603, welche beide unter den Titeln: Hansoframea und Almansor auch lateinisch erschienen.

Es fehlte H. nicht an komischem Talent und glücklicher Laune, aber von dem schlechten Geschmack seiner Zeit verleitet, artet er zu leicht in Plattheit und Plumpheit aus und seine Komödien sind daher zum größten Theile ungenießbar.

## Johann Peter Hebel.

Dieser zarte und gemüthvolle Dichter ward den 11. Mai 1760 zu Hausen im Badischen von armen Eltern geboren, studirte zu Lörrach und Karlsruhe und auf der Universität Erlangen Theologie und kam 1782 als Pfarrvikar nach Hertingen. 1783 wurde er Lehrer am Pädagogium zu Lörrach, 1791 Subdiakon und 1798 Professor am Gymnasium zu Karlsruhe, worauf er 1805 zum Kirchenrath, so wie 1808 zum Direktor des dasigen Gymnasiums erwählt wurde. 1809 ernannte ihn sein Fürst zum Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungscommission, 1814 bei der evangelischen Kirchenministerialsektion und beförderte ihn 1819 zum Prälaten. Er starb auf einer Reise zu Schwesingen den 22. September 1826, nachdem er noch 1820 durch die Verleihung des Komthurats des Säkularer Löwenordens ausgezeichnet worden war.

Von ihm haben wir:

Sämmtliche Werke. Karlsruhe 1832 — 1834, 8 Bde. in 8.

Einzeln:

Allemanische Gedichte. Karlsruhe 1803; 6. vollst. Originalausgabe Xarau 1831 in 8. mit 3 Kupf. und Titel vignette. Wohlfeilere Originalausg. Xarau 1828 in 12. Hieron erschienen viele Nachdrücke. Dieselben übersezt in hochdeutsche Mundart von Schöffner, Königsberg 1811; 2. Ausg. 1817 in 12.; von Fr. Girardet Leipzig 1821 in 16.; von Valentin Adrian Stuttgart 1824 in 8.; vom Freiherrn v. Budberg metrisch übersezt Heidelberg 1827 in gr. 12.

Rheinländischer Hausfreund. Karlsruhe 1808 — 1811 in 4; 3. Ausg. Stuttgart 1827.

Schackkästlein des rheinischen Hausfreundes. Tübingen 1811. 3. Ausg. Stuttgart 1827. Neue Ausg. Ebendas. 1833 in gr. 8.

Rheinischer Hausfreund. Karlsruhe 1814 u. 1815 in 4.

Biblische Geschichten. Stuttgart 1822. 2. Auflage. Ebendas. 1824, 2 Bde.

Hebel erwarb sich vorzügliche Verdienste um die Bildung und Aufklärung des Volkes, welche sich bei der Nation in bleibendem Andenken erhalten werden, selbst wenn er nicht der Verfasser der trefflichen allemanischen Gedichte wäre, die sich weit über die Gauen, für welche sie eigentlich geschrieben wurden, ausbreiteten und sich selbst im höchsten Norden Deutschlands, durch die Herzlichkeit, Innigkeit und Natürlichkeit, welche in ihnen vorwaltend sind, Freunde und Verehrer erwarben. Zwar hat der Dichter nicht überall den wahren Volkston in denselben getroffen, indem er sich theils zu Zeiten in der Form vergrieff, theils den Figuren, die er handelnd und redend einführt, Aeußerungen und Gefühle giebt,

welche ihnen unmöglich in dieser Weise eigen sein können und die daher gesucht und gemacht erscheinen, theils endlich mitunter zu sehr irgend eine Absichtlichkeit durchblicken läßt, welche dem Wesen des Volkes sowohl insbesondere, wie der lyrischen Poesie im Allgemeinen durchaus zuwider ist. — Im Ganzen finden sich solcher verfehlter Versuche jedoch nur wenige in der Sammlung, dagegen wahrer Meisterwerke, in denen echtes, warmes Gefühl, Treuherzigkeit und wahrhaft dichterische Anschauung den angemessensten Ausdruck finden, erhöht durch die musterhafte Behandlung eines Dialectes, der zwar große Anmuth besitzt, doch auch fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet, recht viele, welche Hebels Namen verdienter Weise bis auf die späteste Nachwelt bringen werden.

## Die Irrlichter\*).

Es wandlen in der stille dunkle Nacht  
wohl Engel um, mit Sternblume b'chrant,  
uf grüne Matte bis der Tag verwacht,  
und do und dört e Betzit-Stoche tönt.

Sie spröche mitemander beis und das,  
sie machen öbbis mitemander us;  
's sin gehelmt Sache, niemas rothet, was?  
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und stohet ke Stern am Himmel und ke Mon,  
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbaum stöhn,  
müen sellt Marcker ufem Fürt an d'Frohn,  
sie müen den Engle jünde, wo sie göhn.

Und jedem hangt e Bedertthalben a,  
und wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,  
und blüft e Strüchli Schwefelschnitten a,  
und trinkt e Schükli Treber-Drentwi.

Druf pugt er d'Schindren amme Ischkabl ab,  
hui, staderets in lichte Flammen uf,  
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,  
mit neue Chräfte, d'Matte ab und uf.

's isch hummliger so, wenn ein vorem Fuf  
und vor den Auge d'Logge selber rennt,  
aß wemme sie mit Hände trage muß,  
und öbbe gar no d'Finger dra verdraent.

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht berther,  
und sieht vo witem scho die Reckli geh,  
und betet liffi: „Das walt Gott der Herr“ —  
„Ach bleib bei uns“ — im Wetter sin sie do.

\*) Aus: J. P. Hebel's „Allemanischen Gedichten.“

Worum? Sobald der Engel bete hört,  
 se heimelet en a, er möcht derzu.  
 Der süßrig Marcher blies so lieber hört,  
 und wenn er chunnt, so hebt er d'Ohre zu.

Und schritet ößch e trunkne Ma dur d'Nacht,  
 er furecht und fappermentet: „Chräg und Stern“  
 und all Reichen „as der Bode chracht,  
 sell hörtl wohl der süßrig Marcher gern.

Doch wirts em nit so gut. Der Engel seit:  
 „Furt, weidli furt! Do magi nit derwo!“  
 Im Wetterleich, sen isch der wilt und breitt  
 lei Marcher me, und au lei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,  
 und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,  
 „ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breitt,  
 sell isch's vernünftigt, und sie löh ein go.

Doch wenn der Wunderwig ein öbbe brennt,  
 me lauft im Uherstand den Engle no,  
 sel isch ene wie Gift und Popernent;  
 im Augenblick se löh sie alles stoh.

Zerst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,  
 „er goht verbei, mer wen e wenig g'rud!  
 So sage sie, und wandle still us Weg,  
 und sider nimmt der süßrig Ma ne Schlud.

Doch folgt me wilters über Steg und Bort,  
 wo nummen au der Engel goht und stoh,  
 se seit er g'legt: „Was gilt, i find en Ort,  
 „du Lappi, wo di Weg nit dure goht!“

Der Marcher muß vora, mit stillen Tritte  
 der Engel hinterher, und lauft me no,  
 se stukt men in e Stille, 's fehlt si nit.  
 Sez weißch di D'richt, und tez chosch wieder goht!

Nel, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!  
 Bergiß mer's nit, schribs lieber in e Buch!  
 Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her,  
 isch alliwil no besser, als e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil derwo:  
 ne chriftli Gmüeth und 's Bette zieht sie a;  
 und wemme meint, me seh ne Marcher cho,  
 's isch numme so d'katene vorne dra.

Zum Anderen, und wenn ein Chre-Ma  
 ne Geschäft für ihn ellet g'verrichte het,  
 se loß en mache, was gohts di denn a?  
 Und los nit, wemme mittem Nocher redt!

Und goht me der us Weg, so lauf nit no!  
 Gang deiner Wege furt in Gottis G'leit!  
 's isch Uherstand, me merkts enanderno,  
 Und 's git en Uuehr. Sag, i heig dets g'seit.

### Der Schmelzofen.

Sez brennt er in der schönsten Art,  
 und 's Wasser ruschet, der Blossalg gahet,  
 und ößch as d'Nacht vom Himmel fallt,  
 se wärd die ersti Rapsle halt.

Und 's Wasser ruschet, der Blossalg gahet;  
 i ha druf hi ne Gulde g'part.  
 Gang Chängli, lengts alte Bl,  
 mer wen e wengli lustig so!

Ne Freundesund isch nit verwehet;  
 me g'nießt mit Dant, was Gott bischert,  
 me trinkt e frische frohe Mueth,  
 und druf schmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freundesund, e gutti Stund!  
 's erhaltet Eß und Chräfte gsund;  
 doch muß es in der Ordnung goh,  
 fußt het me Schand und Leid derwo.

E frohe Ma, ne brave Ma!  
 Sez schenket i und kofet a:  
 „Es leb der Marggroß und si Huus!“  
 Biehet d'Chappen ab, und trinket us!

Ne bessere Her treit d'Erde nit,  
 's isch Sege, was er thut und git,  
 i cha's nit sagt, wient sott,  
 vergelt's em Gott! Vergelt's em Gott!

Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!  
 's het menge Burger 's Brod derwo.  
 Der Her Inspektor lengt in Trog,  
 und zahlt mit Freud, es isch lei Frog.

Drum schenket i, und kofet a!  
 Der Her Inspektor isch e Ma,  
 mit äfers Gottigs Läte g'mei,  
 und fründli gege groß und chlei.

Er schafft e gute Bi uss Wert,  
 er holt en über Thal und Berg,  
 er stellt en luter asse Eßch,  
 und misst, wie's recht und billig isch.

Sell isch verbei, der Ma am Fäde  
 muß g'trinke ha, wärd no so thür.  
 Es rieslet menge Tropfe Schweiß,  
 und wils nit go, men ächzet eis.

Ne streift der Schweiß am Ermel ab,  
 me schnusset, d'ßälg verkuane drab,  
 und mengt liebi Witternacht  
 wird so am helße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,  
 drum bringem's ein, und kofet a:  
 Segott! Bergiß di Schweiß und Ma!  
 's het jeden andren au si Sach.

Am Jahrtag theilt'sch doch mit k'f'm,  
 und bring'sch der Lohn im Mastuch heim,  
 se luegt di d'Mare! fründli a,  
 und seit: „S ha ne brave Ma!“

Druf schlächt sie Eltern-Kosten i,  
 und Ärdut e wenig Imber dri;  
 sie bringt Salat und Gräbe dra,  
 und seit: „Sez isch, du liebe Ma!“

Und wenn e Ma si Arbet thut,  
 se schmectt em au si Esse gut.  
 Er tauscht nit in Leid und Lieb  
 mit mengem richte Salge-Dieb.

Mer sieh do, und 's schmectt's wohl  
 Gang, Chängeli, leng no nemot,  
 wil doch der Dse wieder goht,  
 und 's Erz im volle Chäbel stoh!

So brenn er denn zu guter Stund,  
 und Gott erhalt ich alle gsund,  
 und Gott bewahr ich uf der Schicht,  
 as niemes Leid und Unglück g'schicht,

Und chunnt in strenger Winters-Bitt,  
 wenn Schnee uf Berg und Firne lit,  
 en arme Bub, en arme Ma,  
 und stoh ans Fäde, und wärdet si dra,

Er bringt e paar Grumbtrell,  
 und leit's ans Fäde, und brotet sie,  
 und schloft by'm Seger ussem Erz —  
 schloß wohl, und trößt der Gott di Herz

Obet stoh so ein. Chumm, arme Ma  
 und thunis B'scheid, mer kofen a!  
 Segott, und trößt der Gott di Herz!  
 me schloft nit lieblig ussem Erz.

Und chunnt zur Zeit e Biderma  
 ans Fäde, und jändet 's Piffli a,  
 und sezt si adumen ase mit,  
 se schmectt em wohl, und — brenn di nit!

Doch fangt e Biehl v'rauchen a,  
und meint, es chönns, as wie ne Wa,  
se macht der Schmelzer kurze Bricht,  
und zieht em's Pfiffi n'jem Gficht,

Er kalts ins Fäkr, und balgt dergu:  
„Gefch au scho glehrt, du Kappi du!  
„Eug ammi Störzli Habermark,  
„Weisch? Habermark macht d'Wube stark!“

's isch woahr, 's git mengi Churzwill mehr  
am Suntig no der Kinderlehr,  
und stömt der fäkrig Ise-Bach  
im Sand, es isch e schöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Noehber, he!  
„hech au scho Ise werde seh  
„im fäkr'ge Strom de Forme no?  
Was gillts, er cha nit sage: Jo!

Mit wäffe, wie me 's Ise macht,  
und wie's im Sand zu Masse bacht,  
und wienes druf in d'Schmidte bringt,  
und d'Zuppen unterm Hammer zwingt.

Sez schenket i, und stöset a:  
Der Hammermeister isch e Wa!  
Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,  
do lag e Sach, was thät me mit?

Wie giengt im brave Hammerchs-Ma?  
's muß jede Stahl und Ise ha;  
und muß der Schinder d'Noble ge,  
sen ischs au um si Nätzig gscheh.

Und wenn im fräiche Morgeroth  
der Buur in Feld und Fuhre stöht,  
se muß er Charst und Saue ha,  
just isch er e verlohrene Ma.

Zum Brochs braucht er d'Wägefe,  
zum Reiche braucht er d'Sägefe,  
und d'Sichle, wenn der Weige bleicht,  
und 's Messer, wenn der Trübel weicht.

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,  
und danklich Gott der Herr d'ersär!  
Und mach en andre Sichte drus,  
und was me braucht in Feld und Hus!

Und numme kein Sibel meh!  
's het Wunde guug und Schmerze ge.  
's hintet mengen ohni Fuß und Hand,  
und menge schloft im tiefe Sand.

Ret Hurlibaus, se Fäsi meh!  
Mer hen 's Lamento obbe gsch,  
und ghört, wie's in de Berge thracht,  
und Kengste gha di ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha;  
drum schenket i, und stöset a:  
Uf Böllers-Fried' und Einigkeit  
von nun a bis in Ewigkeit!

Sez zahlemer! Sez gähmer he!  
und schaffe hät no allerley,  
und dengle no bis tief in d'Nacht,  
und meihe, wenn der Tag erwacht.

### Der Morgen-Stern.

Woher so fräich, wo ane scho,  
Her Morge-Stern enanderno,  
in diner glänzige Himmels-Tracht,  
in diner goldige Locke Pracht,  
mit diner Auge chlor und blau  
und suser g'wäschchen im Morge-Thau?

Gesch gemeint, de seisch alleinig do?  
Ret weger nel, mer meihe scho!  
Mer meihe scho ne halbi Stund;  
fräich usso isch de Glieder g'und,

es macht e falsche frohe Muth,  
und d'Suppe schmeckt em no so gut.

's git Lüt, se dose frill no,  
se chönne schier nit use cho.  
Der Mähber und der Morge-Stern  
söhn-zitli uf, und wache gern,  
und was me fräich um Bieri thut,  
das chunnt em j'Nacht um Münt gut.

Und d'Wageli sin an scho do,  
se stimmen ihr Pfiffi scho,  
und uffem Baum und hinterm Bog  
seit eis im andre gute Tag!  
Und 's Turtel-Täbli ruuft und lacht,  
und 's Betzli-Möckli isch au verwacht.

„Se helfs Gott, und gebis Gott  
„e gute Tag, und bhütis Gott!  
„Mer beten um e chriftlig Herz,  
„es chunnt em wohl in Freud und Schmerz.  
„wer chriftli lebt, het frohe Muth:  
„der lieb Gott stöht für alles gut.“

Weisch, Jobbli, was der Morge-Stern  
am Himmel sucht? Ne seits nit gern!  
Er wandlet imme Sternli no,  
er cha schier gar nit v'onnem lo.  
Doch meint si Muetter, 's mües nit sy,  
und thut en wie ne Hüenli i.

Drum stöht er uf vor Tag, und goht  
si'm Sternli no dar's Morgeroth.  
Er sucht, und 's wird em windeweh,  
er möcht em gern e Schmäppli ge,  
er möcht em sagen: I bi der hold!  
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar bynem wär,  
verwacht si Muetter handumher,  
und wenn sie rüest enanderno,  
sen isch mi Bärstli niene do.  
Druf sicht sie ihre Chranz ins Door,  
und laeget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern si Muetter sicht,  
se wird er todesbleich und slegt,  
er rüest für Sternli: Bhütis Gott!  
es isch, as wenn er sterbe wott.  
Sez, Morge-Stern, hech hoch St,  
di Muetterli isch nümme wit.

Dört chunnt sie scho, was hani gseit,  
in ihrer stille Herlichkeit.  
Sie zündet ihre Strahlen a,  
de Giltch-Thurn wärmt si au scho dra,  
und wo sie fallen in Berg und Thal,  
se rüehrt si 's Leben liberal.

Der Storch probiert si Schnabel scho,  
„de chachs perfek, wie gester no!“  
und d'Chemi rauchen au als'mach;  
härstch 's Mähli-Rad am Erle-Bach,  
und wie im dunkle Buche-Wald  
mit schwere Streiche d'Polz-Ar fällt?

Was wandelt dört im Morge-Strahl  
mit Luch und Chorv dar's Matte-Thal?  
's sind d'Neidli jung, und stint und froh,  
se bringe weger d'Suppe scho,  
und 's Anne Neidli v'orne a,  
es lacht mi scho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Biebli wär,  
und 's Anne Neidli chäm ang'fähr  
im Morgeroth, ihm giengt no,  
i mües vom Himmel abe cho,  
und wenn an d'Muetter balge wott,  
i chönnts nit lo, verzeth mer's Gott!

## Das Herlein.

Und woni uffem Schind-Stuhl si  
für Boffeltang, und Flechtstohr schick,  
se chunt e Herli wohlgenuth,  
und frogt no frey; „Dant's Messer gut?“

Und seit mer frey no Gute Tag!  
und woni lueg, und woni sag:  
„'s chunt besser go, und Grose Dank!“  
se wird mer's Herz uf einmal chrank.

Und uf, und furt enanderno,  
und woni lueg, ischs nümme do,  
und woni rüef: „Du Herli he!“  
so gits mer scho lei Antwort meh.

Und fieder schmeckt mer's Gffe nit;  
stell umme, was de hesh und witt,  
und wenn en anders schlose cha,  
se hört all Stunde schlaf.

Und was i schaff, das g'rothet nit,  
und all Schritt und all Tritt,  
se chunnt mim Sinn das Herli für,  
und was i schweg, isch hinterfür.

's isch woher, es het e Gsichtli gha,  
's verluert si en Engel dra,  
und 's seit mit so 'me freie Muth,  
so lieb und süß: „Dant's Messer gut?“

Und lether hant's g'hört und g'sch,  
und sellemols und nümme meh.  
Dört ischs am Hag und Durst verber,  
und weiters über Stock und Stei.

Wer spöchtet mer mi Herli us,  
wer zeigt mer finer Muetter Hus?  
I lauf na, was i laufe cha,  
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no all Dörfer us,  
i sach und frogt vo Hus zu Hus,  
und wärd mer nit mi Herli chund,  
se wärdi ebe nümme g'sund.

## Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie isch d'Sunn so mäde,  
lueg, wie sie d'Schweth abzieht!  
D lueg, wie Stral um Stral verglimmt,  
und wie si 's Hagenelli nimmt,  
e Bälkli, blau mit roth vermischt,  
und wie sie an der Stirne wärscht.

's isch woher, sie het au übel Sit,  
im Summer gar, der Weg isch wit,  
und Arbet findt sie überall,  
in Hus und Feld, in Berg und Thal.  
's will alles Licht und Wärme ha,  
und spricht sie um e Segen a.

Meng Blümli het sie austaffert,  
und mit scharmante Farbe ziert,  
und mengem Jummli p'trinke ge,  
und g'selt: Pesh gnug und witt no meh?  
und 's Chäffeli het hinteno  
doch au si Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het sie g'sprengt,  
und 's zittig Schmitl use g'lenkt.  
Dem d'Wögel nit bis j'allertelegt  
e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wegt?  
Und leis goht hungertig ins Bett,  
wo nit si Thell im Chöpfli het.

Und wo am Baum e Christl lacht,  
se het sie'm rothi Bälkli gmacht;  
und wo im Fesd en Keri schwankt,  
und wo am Pfohl e Rebe rankt,  
se het sie eben abe g'lenkt,  
und het's mit Laub und Blasef umbengt.

Und uf der Bleich het sie g'schaft  
hättle und le us aller Chraft.  
Der Bleicher het si selber g'frent,  
doch hätt' er nit, vergehts Gott, g'selt.  
Und het e Frau ne Wöschli gha,  
se het sie trochnet druf und dra.

's isch weger woher, und überall,  
wo d'Egese im ganze Thal  
dur Gras und Halme gangen isch,  
se het sie geheuet froh und frisch.  
Es isch e Sach, by meiner Treu,  
am Morge Gras und j'Dbe Heu!

Drum isch sie iez so stilli mäde,  
und brucht zum Schlof lei Dbe-Lied;  
se Wunder, wenn sie schnuufft und schwoyt,  
lueg wie sie dört uf's Bergli s'igt!  
Iez lächelt sie zum letzte mol:  
Sez seit sie: Schloset all wohl!

Und d'unten isch siel Bhat di Gott!  
Der Guhl, wo uffem Chlichthurn roht,  
het no nit gnug, er bschaut sie no.  
Du Wundervolg, was gassch denn so?  
Was glitt, sie thut der bald derfür,  
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die gutt Frau,  
sie het ihr redli Hus-Chrug an.  
Sie lebt g'wis mittem Wa nit gut,  
und chunnt sie heim, nimmt er si Hut;  
und was i sag, iez chunnt er bald,  
dört s'igt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was tribt er recht?  
Me meint schier gar, er traut nit recht.  
Chum numme, sie ist nümme do,  
's wird alles sy, se schloft sie scho.  
Sez roht er uf, und luegt ins Thal,  
und 's Wöschli geklept en überall.

Denkwohl, mer g'ghn iez an ins Bett,  
und wer lei Dorn im G'wisse het,  
der brucht zum Schlofen au lei Lied;  
me wird vom Schaffe selber mäde;  
und bbb'e hemmer Schöpfli gmacht,  
drum gebis Gott e gutt Nacht!

## Die Mutter am Christ-Abend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Grof!  
Du lieben Engel, was i bitt,  
bn Lis und Rebe verwach mer nit,  
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!  
Di Muetter goht mit allem Tritt,  
sie goht mit zartem Muetter-Sinn,  
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henkt der denn dra?  
Me schöne Rebchueche-Ma,  
ne Sigel, ne Rummell  
und Blümli wiß und roth und gel,  
vom allerfinstli Zuder-Mehl.

's isch gnueg, du Muetter-Herz!  
Biel Süß macht numme Schmerz,  
Gib's sparsam, wie der lebt Gott,  
nit all' Tag helfet er Zuder-Brod.

Iez Nümmechräftiger her,  
die allerschönste, woni ha,  
's isch nummen au lei Wöschli dra.  
Wer het sie schöner, wer?

's isch woher, es isch e Pracht,  
was so en Dersel lacht;  
und isch der Zuder-Beck e Ma,  
se mach er so ein, wenn er cha.  
Der, lieb Gott het en gmacht.

Was hant echt noch meh?  
Ne Fajenelli wiß und roth,  
und das eis vo de schöne.  
D Ghind, vor bittere Thranen  
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?  
ne Büechli, Ghind, 's isch au no di.  
I teg der schön Helgli dret,  
und schön Sibelli sin selber dretin.

Tez chönnti, trau, goh;  
es fehlt nit meh zum Gute —  
Pog rausig, no ne Ruthe!  
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,  
's cha sy, sie haut der 's Wüdeli wund;  
doch witt nit anderst, sen ischs der gesunde:  
's mues nit sy, wenn d' mit witt.

Und willsch nit anderst ha,  
in Gottis Name seig es drum!  
Doch Mutter-Kieb isch jart und frumm,  
sie windet rothi Bendeli dret,  
und macht e Keischli dra.

Tez wär er usstaffiert,  
und wie ne Mat-Baum ziert,  
und wenn bis früeth der Tag verwacht,  
het 's Wienecht-Ghindli alles gmacht.

De nimmsch und danksch mer's nit;  
Drum weisch nit, wer der's git.  
Doch machs der numme ne frohe Ruth,  
und schmecks der numme, sen ischs scho gut.

Bym Blues, der Wächter rüeft  
scho Dels! Wie doch d'Zit verrinnt,  
und wie me si vertieft,  
wenn 's Herz an nümis Nahrung findt!

Tez bhält di Gott der Her:  
En andri Cheri mehr!  
Der heilig Christ isch hinecht cho,  
het Ghindes Fleisch und Blut ag'no;  
Wärsch au so brav, wie er!

### Der Käfer.

Der Käfer steigt der Fluge zu,  
es sikt e schönen Engel dret!  
er wirtet gwis mit Blumensaft,  
und 's chosket nit viel, hant ghbet.

Der Engel seit: „Was wär der Lieb?“ —  
„Ne Schöpli Alte hätti gern!“ —  
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,  
sie hen en alle trunte fern.“ —

„Er schenk e Schöpli Neuen i!“ —  
„Do heisch eis!“ het der Engel gseit.  
Der Käfer trinkt, und 's schmeckt em wohl  
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?“

Der Engel seit: „He, 's chosket nit:  
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,  
„weisch was, se nimam das Blumemehl,  
„und tragmers dret ins Nocher's Hüs!“

„Er het zwor selber, was er brucht,  
„Doch freuts en, und er schickt mer au  
„mengmol e Sämpfeli Blumemehl,  
„mengmol e Tröpfli Morgethau.“

Der Käfer seit: „So frell, so!  
„Vergelt's Gott, wenn de s'friede blsch.“  
Druf treit er's Mehl ins Nocher's Hüs,  
wo wieder so en Engel isch.

Er seit: „I Chumm vom Nocher her,  
„Gott gedüß di, und er schick der do  
„an Blumemehl!“ Der Engel seit:  
„Da hättich nit chönne inder cho.“

Er ladet ab; der Engel schenk  
e Schöpli gute Neuen i.  
Er seit: „Do trink eis, wenn de magst!“  
Der Käfer seit: „Sell cha scho sy!“

Druf fliegt er zu s'm Schögli heim,  
's wohnt in der nächste Faselhüß.  
Es balgt und seit: „Wo blisch so lang?  
Er seit: „Was chani für mi Durst?“

Tez laegt ers a, und nimmts in Arm,  
er chüßte, und isch bym Schögli froh.  
Druf leit er si ins Todtebett,  
Und seit zum Schögli: „Chumm bal no!“

Sell Geyli, 's dunkt di ordelt?  
De heisch au so ne lustig Bluet.  
Te, so ne Lebe, liebe Fründ,  
es isch wohl für e Thierli gut.

### Hans und Berene.

Es gfallt mer nummen eini,  
und selli gfallt mer gwis!  
D wenn doch das Weidli hätt,  
es isch so stink und dundersnett,  
so dundersnett,  
i wär im Paradies!

's isch wahr, das Weidli gfallt mer,  
und 's Weidli hätti gern!  
's het allwil e frohe Rueth,  
e Gsichtli hets, wie Milch und Bluet,  
wie Milch und Bluet,  
und Auge wie ne Stern.

Und wenn 's sich vo weitem,  
se sikt mer's Bluet ins Gsicht;  
es wird mer übers Herz so chnapp,  
und 's Wasser lauft mer d'Baden ab;  
wohl d'Baden ab;  
i weisch nit, wie mer gschicht.

Am Bistig früeth bym Brunne,  
se redt 's mi frei no a:  
„Chumm, läpf mer, Hans! Was fehlt der echt?  
„Es isch der nümme gar nit recht,  
„net gar nit recht!“  
I denk mi Erbtig dra.

I ha 's em solle sage,  
und hätti 's numme gseit!  
und wenni numme richer wär,  
und wär mer nit mi Herz so schwer,  
mi Herz so schwer,  
's gab wieder Glegheit.

Und uf und furt, tez gangt,  
's wird iden im Salat,  
und sag em's, wenni nümme cha,  
und laegt es mi nit frändli a,  
nit frändli a,  
so bin i vorm Soldat.

En arme Kerli bin i,  
arm bin i, sell isch wahr.  
Doch hant no nit Unrechts cho,  
und sufer gwachse wärt i so,  
das wärt scho,  
mit sellem hätt's ke G'sohr.

Was wisplet in de Hürste,  
was rüehrt si echterst dret?  
Es visperlet, es rufsch im Laub.  
D bhältis Gott der Her, i glaub,  
i glaub, i glaub,  
es het mi nümmer ghbet.

„Do bin i so, do heisch mi,  
„und wenn de mi denn witt!  
„I ha's scho fiederm Spöthig gwert;  
„am Bistig heisch mi völlig bhärtet,  
„so, völlig bhärtet.  
„Und worum selchs denn nit?“

„Und bisch nit rich an Gälte,  
 „und bisch nit rich an Gold,  
 „en ehrl' Gmüth isch über Geld,  
 „und schaffe chafch in Hus und Felt,  
 in Hus und Felt,  
 „und lueg, i bi der hold!“

D Brenell, was seisch mer,  
 o Brenell, isch so?  
 De hesh mi ufem Fegfäur gholt,  
 und länger hätti 's nämme tolt,  
 nei, nämme tolt.  
 So, frill willt, to!

### Der Winter.

Isch ocht do obe Bauwele felt?  
 Sie schütten ein e rebli Thell  
 in, d'Gärten aben und uf's Hus;  
 es schneit doch au, es isch e Graus;  
 und 's hangt no menge Wage voll  
 am Himmel obe, merkt wol.

Und wo me Ma vo witem lauft,  
 so het er vo der Bauwele ghaufft;  
 er treit sie uf der Achse no,  
 und ufsem Hutp und lauft dervo.  
 Was lauffsch denn so, du närsche Ma?  
 De wisch sie doch nit gstohe ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,  
 hen alli Schie Chäpfl uf.  
 Sie stöbn wie großi Here do;  
 sie meine, 's heigs suft nimes so.  
 Der Napfbaum het doch au si Sach,  
 und 's Heres-Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,  
 me sieht ke Strop und Fues-Weg meh.  
 Meng Some-Chörnli, chlei und zart,  
 lit unterm Bode wohl verwahrt,  
 und schneit's so lang es schneit mag,  
 es wartet uf si Dfertag.

Meng Summer-Bögl schöner Art  
 lit unterm Bode wohl verwahrt;  
 es het kei Chummer und kei Schlag,  
 und wartet uf sie Dfertag;  
 und gangs au lang, er chunnt emol,  
 und fieder schlosts, und 's isch em wohl.

Doch wenn im Frühling 's Schwätzli singt  
 und d'Sunne-Wärmi abedringt,  
 Pog taufig, wach't's in jedem Grab,  
 und streift sie Todtes-Hemdtli ab.  
 Wo nummen au ne Böchli isch,  
 schließt 's Leben ne lung und frisch. —

Do flagt e hungri Späsil her!  
 e Bröckli Brod wär si Begehr.  
 Es luegt ein so erbärmli a;  
 's het fieder nechte nit meh gha.  
 Sell Bärstli, sel isch andri Bit,  
 wenn 's Chorn in alle Fuhre lit?

Do hesh! Kof andern au dervo!  
 Bisch hungri, chafch wieder cho! —  
 's muß woher so, wie 's e Sprüchli git:  
 „Sie seibe nit, und ernde nit;  
 „sie hen kei Pflug, und hen kei Foch,  
 „und Gott im Himmel nähret sie doch.“

### Sonntagsfrühe.

Der Samtig het zum Sunntig gseit:  
 „Sez hant alli schlofe gseit;  
 „sie sin vom Schaffe her und hi  
 „gar stül mied und schlüftig gi,  
 „und 's goht mer schler gar selber so,  
 „i cha fast uf kei Bei meh froh.“

So seit er, und wo's Zwipfl schlacht,  
 se stukt er aben in d'Mitternacht.  
 Der Sunntig seit: „Sez isch an mir!“  
 Gar still und heimli bschlept er d'Thür.  
 Er hüfelet hinter d' Sterne no,  
 und cha schler gar nit obfi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,  
 er chunnt der Sunn an Thür und Hus;  
 sie schloft im stille Chämmerli;  
 er pöpperlet am Kademli;  
 er rüeft der Sunne: „d'Bit isch do!“  
 Sie seit: „I chumm enanderno.“ —

Und lükt uf de Beeche goht,  
 und heiter uf de Berge floht  
 der Sunntig, und 's schloft alles no:  
 es steh und hört en nimes goh;  
 er chunnt ins Dorf mit stille Trit,  
 und winkt im Guhl: „Berroth mi nit!“

Und wemmen endli au verwacht,  
 und gschlofe het die ganzi Nacht,  
 so floht er do im Sunne-Scht'  
 und luegt ein zu de Fenster i  
 mit sinen Auge mild und gut,  
 und mittem Meyen ufem Hut.

Drum meint ers tren, und was i sag,  
 es freut en, wemme schlofe mag,  
 und meint, es seig no dunkel Nacht,  
 wenn d'Sunn am heit'ree Himmel lacht.  
 Drum isch er au so lükt cho.  
 drum floht er au so liebl do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub  
 vom Wegerthau der Silberthaub!  
 Wie weilt e frische Ravelust,  
 voll Chriest-Bluck und Schleche-Dufft!  
 und d'Jammli samale stink und frisch,  
 sie wäffe nit, af 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land  
 der Chriest-Baum im Rave-Gwand,  
 Gel-Weiell und Tulipa,  
 und Sternblume neben dra,  
 und gfürti Zinkli blau und wüß,  
 me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,  
 men isch so rüchtig und so froh!  
 We hört im Dorf kei Häk und Gott;  
 e Gute Tag, und Dank der Gott,  
 und 's git gottlob e schöne Tag,  
 isch alles, was me höre mag.

Und 's Böggel seit: „Frill to!  
 „Pog taufig, to, do isch er scho!  
 „Er bringt io in m'm Himmel-Black  
 „Dur Bluck und Laub in Hurst und Raft!“  
 Und 's Dikelzwiggli vorne dra  
 het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Beiche scho,  
 der Pfarer, schint's, well zitli cho.  
 Sang, brach mer eis Kurikli ab,  
 verwüschet mer der Staub nit drab;  
 und Chängeli, leg di wöldli a,  
 de muesch derno ne Weye ha!

### Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im hüele Bett  
 De ligsch zwor hert uf Sand und Chies;  
 doch spürts die müebe Rucke nit.  
 Schlof sanft und wohl!

Und 's Deabett lit der, bid und schwer  
 in d'Höchi gschüttlet, ufem Herz.  
 Doch schlofsch im Friede, 's bruckt bi nit.  
 Schlof sanft und wohl!



De schloßsch und hörsch mi Bhdtdi Gott,  
de hörsch mi sehnli Chlage nit.  
Wärs besser, wenn de's höre chdantsch?  
Nei, weger nei!

D's isch der wohl, es isch der wohl!  
Und wenni numme by der wär,  
se wär scho alles recht und gut.  
Mer tollten is.

De schloßsch und achtisch 's Urneuch nit  
im Chliche-Thurn die langi Nacht,  
und wenn der Wächter Zwölfi rüest  
im stille Dorf.

Und wenns am schwarze Himmel bligt,  
und Gwölch an Gwölch im Donner chragt,  
se fahrt der 's Wetter übers Grab,  
und weckt di nit.

Und was di früeli im Morgeroth  
bis spot in d'Mittnacht d'Chämmeret het,  
Gottlob, es sicht di nümme a  
im stille Grab.

Es isch der wohl! o's isch der wohl!  
und alles was de glitte hesch,  
Gott Lob und Dank, im chlele Grund  
thuts nümme weh.

Drum, wenni numme by der wär,  
so wär io alles recht und guet.  
Sez siet do, und weißt sei Trost  
mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill isch,  
se chunnt mi Samstag d'Oben au,  
und druf, se grabt der Nocher Chlaus  
mit au ne Bett.

Und wenni lig, und nümme schnuuf,  
und wenn sie 's Schloßlied gsunge hen,  
se schüttle sie mer 's Deckbett uf,  
und — Bhdtdi Gott!

I schloß derno so sanft wie du,  
und hör im Chliche-Thurn 's Urneuch nit.  
Mer schloße, bis am Sunntig früeli  
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,  
und d'Engel singe 's Morgelied,  
se stöhn mer mit enander uf,  
erquickt und gsund.

Und 's stohet e neut Chille do,  
sie funklet hell im Morgeroth.  
Mer göhn, und singen am Altar  
Halleluja!

### Der Jenner.

Im Ketti sezt der Deldampf zu.  
Mer chdante 's Kempeli use thue,  
und d'Käden uf. Der Morge-Schi  
blickt scho zum runde Kallloch i —  
D lueget doch, wie chalt und roth  
der Jenner uf de Berge stohet.

Er seit: „I bi ne b'liebte Ma,  
„der Stern am Himmel lacht mit a!  
„Er glüheret vor Lust und Freud,  
„und muess er surt, sen lisch am Leib,  
„er luegt mit a, und cha's nit lo,  
„und würd byzite wieder cho.“

„Und unterther in Berg und Thal,  
„wie stimmerets nit überall!  
„An allen Ende Schnee und Schnee:  
„'s isch alles mir zu Ehre g'schch,  
„und wont gang im wite Feld,  
„sin Stroße bahnt, und Brucke g'stellt.“

Er seit: „I bi ne frisch e Ma,  
„i ha ne lustig Fischöpfli a,  
„und rothi Bode bis ans Ohr,  
„e heitler Ang und Duft im Hoor,  
„e Wintergriff, se Glederweh,  
„und wont gang, se chragt der Schnee.“

Er seit: „I bi ne gschickte Ma,  
„lueg, wieni überzudere cha!  
„I chuuch, und an de Hüfte hangts,  
„und an de zarte Birche schwankts.  
„Der Zuckerbed mit geschickter Hand,  
„mit Geld und Gut wär's nit im Stand.

„Sez lueg au dini Schiben a,  
„und wieni selglt chrigli cha!  
„Do hesch e Blüemli, wenns der gfallt,  
„do hesch e ganze Tannenwald!  
„Der Früehlig chdants nit halber so,  
„'s isch mit der Farb nit alles tho.“

Er seit: „I bi ne starke Ma,  
„und zwing mi nümme, wenn er cha!  
„Der Forster g'stabet uf der Nacht,  
„Der Brunntrog springt, der Fischbaum chragt.  
„D'Frau Sunne, mittem Gichtli rund,  
„het's Herz nit, as sie sürte chunnt.“

's isch woht, me weiß nit, was sie tribt,  
und wo sie all Morge blibt.  
Wie länger Nacht, wie spöter Tag,  
wie besser as sie schloße mag,  
und blieb es bis um Sehn Nacht,  
se chäm sie erst, wenns Delfi schlacht.

Nei, het sie's ghört? Dert chunnt sie io,  
Me meint, 's brenn alles lichterloh! —  
Sie stohet im chalte Morgelust,  
sie schwimmt im rothe Nebeldust.  
Seiz, chuuch e wenig d'Schiben a,  
's isch, as me besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,  
und d'Sunne chämpft, sie lost nit ab.  
Sez het sie gunne. Wit und breit  
strahlt ihri Pracht und Herrlichkeit.  
D lueg, wie's über d'Dächer woht,  
am Chliche-Fenster, lueg, wies strahlt.

Der Jenner sezt si Arm in d'Hust,  
er ruckt am Gut, und schnellt in d'Luft.  
Der Jenner seit: „I s'rch di nit.  
„Chumm, wenn de mit mer baschge wilt!  
„Was gilt, de würsch byzite goh,  
„und rüchmsch bim Bäbli nit dervo!“

Se, 's wär wohl häbsch und liebli so,  
im warme Stäbli gfallts ein scho.  
Doch mengi Frau, das Gott erbarm,  
sie nimmt ihr nachg Chind in d'Arm,  
sie het em nit um d'Gledli g'thue,  
und wicklet's mittem Fürtuech zu.

Sie het kei Holz, und het kei Brod,  
sie siet und chlagt's im Uebe Gott.  
G'friert Stet und Bel, wohl thaut der Schmerz  
no Thranen uf im Mutterherz.  
Der Jenner isch e ruuche Ma,  
er nimmt si nit um d'Armetz a.

Gang, bring der arme Fischer-Ma'  
e Säckli Mehl, e Hemdli wif,  
nimm au ne Wellen oder zwö,  
und sag, sie soll au zuehts cho,  
und Reibe hole, wenn i bach,  
und deht isz der Fisch als gmach.

## Die Ueberraschung im Garten.

„Wer sprüht mer alli Frösch mit Rosmeri?  
 „Es cha doch nit der Thau vom Himmel sy;  
 „Sufst hätt der Wangel au si Sach,  
 „er roht doch au nit unterm Dach.  
 „Wer sprüht mer alli Frösch mit Rosmeri?

„Und wenn i no so frösch ins Gärtli spring,  
 „und unterwegs mi Morgeliedli sing,  
 „isch nämli g'schafft. Wie schön isz reihweis  
 „die Erbsen wieder do am schlanke Reis  
 „in ihrem Blüest! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilst, es sin die Zumpferen us em See!  
 „Me meint zwor, 's chimm, wie lang scho, keint meh.  
 „Sufst sin sie in der Witternacht,  
 „wenn niemes meh als d'Sterne wach,  
 „in d'Felder use g'wandlet us em See.

„Sie hen im Feld, sie hen mit frummer Hand  
 „de brave Lüte g'schafft im Garteland,  
 „und isch me frösch im Morgeschimmer cho,  
 „und het isz welle an si Arbet go,  
 „isch alles fertig gfi — und wie scharmant

„Du Schalk dörst hinte, meinsch, i seh di nit?  
 „So, duck di numme nieder, wie de wilt!  
 „I ha mers vorgstellt, du wärsch's sy.  
 „Was falle der für Fessen i? —  
 „D lueg, vertritt mer mini Beglig nit!“

„D Rätterli, de hest's nit solle seh!  
 „So, dine Blueme hant i'trinke ge,  
 „und wenn de wotsch, i gieng für di dur's Fäst  
 „und um mi Lebe wär mer di's nit i'thür,  
 „und 's isch mer o gar sölli wohl und weh.“

So het zum Rätterli der Fridli g'seit,  
 er het e Schweri Lieb im Herze treit,  
 und hets nit chönne sage iust,  
 und es het au in seiner Brust  
 e schüchti zart Lieb zum Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini schöne Blüemli a,  
 „'s sin numme alli schöne Farbe dra.  
 „Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,  
 „in seiner holde Frühlings-Tracht,  
 „und do sigt scho ne süßig Summli dra.“

„Was helfe mer die Blüemli blau und wip?  
 „D Rätterli, was hilft mer's Summli Fliß?  
 „Wärsch du mer hold, i wär im tiefste Schwacht,  
 „i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht  
 „und wo kei Summli summt, im Paradies.“

Und d'rüber hebt si d'Sunne still in d'Schh,  
 und luegt in d'Welt, und seit: „Was muß ich seh  
 „in aller Frösch?“ — Der Fridli schlingt si Arm  
 um's Rätterli, und 's wird em wohl und warm.  
 Druf het em 's Rätterli e Schmäßli ge.

## Das Gewitter.

Der Vogel schwankt so tief und still,  
 er weiß nit, woner ane will.  
 Es chunn so schwarz, und chunn so schwer,  
 und in de Lüfte hangt e Meer  
 voll Dunst und Wetter. Los, wie's schallt  
 am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub  
 zum Himmel uf, mit Palm und Laub,  
 und lueg mer dörst sel Wärtli al  
 I ha te große S'falle dra;  
 lueg, wie mers usenander rupft,  
 wie Äser eis, wenns Wolke zupft.

Se helfs Gott, und b'hätkis Gott!  
 Wie zuckts dur's S'wäsch so fürktgroth  
 und 's chragt und toost, es isch e Grad,  
 as d'Fenster zitteren und 's Pus.  
 Lueg 's Wärtli in der Baglen a!  
 Es schloft, und nimmt si nit drum a.

Sie läte j'Ellenge druf und druf,  
 te, und 's hört ebe doch nit uf.  
 Sel brauch me gar, wenns dundre soll  
 und 's lätet em no d'Ohre voll. —  
 D, helfs Gott! — Es isch e Schlag!  
 Dört, sieht im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Wärtli schloft no allewill  
 und us dem Dundre machts nit viel.  
 Es denkt: „Das sieht mi wenig a,  
 „er wird so d'Kuge bynem ha.“  
 Es schmäselet, es dreht si hott  
 us ander Dehrl. Gann ders Gott!

D, siehst die helle Strecke dörst?  
 D los! hest nit das Käse g'hört?  
 Es chunn. Gott wellis gnädig sy!  
 Schnt weidli, hantet d'Äden i!  
 's wieder akurat wie fern.  
 Gut Nacht, du schnt Weizen-Ern.

Es schettert uffem Chliche-Dach;  
 und vorem Pus, wie gantscht's im Bach  
 und löst nit no — das Gott erbarm.  
 Jez sinmer wieder all arm. —  
 Swor hemmer au scho gemeint, 's seig so,  
 und doch isch 's wieder besser cho.

Lueg, 's Wärtli schloft no allewill,  
 und us dem Hagle machts nit viel!  
 Es denkt: „Som Briegge löst's nit no,  
 „er wird mi Thell scho übrig lo.“  
 He lo, 's het au, so lang l's ha,  
 zu rechter Zit si Sächli gha.

D gebis Gott e Chinderfin!  
 's isch große Trost und Sege drinn.  
 Sie schlofe wohl und traue Gott,  
 wenns Spies und Nügel regne wott,  
 und er macht au si Sprschli woher  
 mit sinen Englen in der S'fohr. —

Wo isch das Wetter ane cho?  
 D'Sunn steht am heitre Himmel do.  
 's isch schier gar i'pot, doch grüß di Gott!  
 „De, seit sie, „nei, 's isch no nit i'pot,  
 „es roht no menge Palm im Bah'  
 „und menge Baum, und Dersel dra.“ —

Pos tauffig, 's Schind isch an verwacht,  
 Lueg, was es für e Süßli macht!  
 Es lächelt, es weiß nit dervo.  
 Stiesch, Friederli, wie's ussieht do? —  
 Der Schelm het no si S'falle dra.  
 Gang, richt em eis si Pappli a! —

## Der Schwarzwälder im Dreisgau.

3' Röllchen an der Post,  
Laufigsappermost!  
Trinkt me nit e gute Bil!  
Gohd es nit wie Baumöl i,  
3' Röllchen an der Post!

3' Bürglen auf der Föh,  
nei, was cha me seh!  
D, wie wechsle Berg und Thal,  
Land und Wasser liberal,  
3' Bürglen uf der Föh!

3' Staufen uffem Markt  
hen sie, was me gert,  
Lanz und Bl und Luftberkeit,  
was eim numme 's Herz erkeut,  
3' Staufen uffem Markt!

3' Frzburg in der Stadt  
süfer isch und glatt,  
richti Here, Geld und Guet,  
Zumpfere wie Milch und Bluet,  
3' Frzburg in der Stadt.

Wont gang und stand,  
wärts e lustig Land.  
Aber zeig mer, was de witt,  
numme nämme findt nit  
in dem schöne Land.

Meinen Auge g'fällt  
Herischried im Wald.  
Wont gang, se denkt dra,  
's chunnt mer nit uf d'Segnig a  
3' Herischried im Wald.

Imme chleine Huus  
wandlet i und us —  
gelt, de meinsch, i sag der, wer?  
's isch e Sie, es isch kei Er,  
imme chleine Huus.

## Der Abendstern.

De blick an wieder zeitt do  
und lauffsch der Sonne weidli no,  
du liebe, schönen Dbestern!  
Was glit, de hättich di Schmügli gern!  
Es trippelt ihre Spure no,  
und cha sie doch nit übercho.

Wo alle Sterne groß und chlei  
isch er der liebste und er ellei,  
si Brüderli, der Morgestern,  
si het en nit uns halb so gern;  
und wo sie wandlet us und i,  
se meint sie, müß er um sie sy.

Frleich wenn sie hinterm Morgeroth  
wohl ob dem Schwarzwald use goht,  
sie führt ihr Bäckli an der Hand,  
sie zeigt em Berg und Strom und Land,  
sie seit: „Thue g'mach, 's pressirt nit so!  
„Di Gumppe wird der bald vergoh.“

Er schwächt und frogt sie das und beis,  
sie git em B'richt, so guet sie 's weis.  
Er seit: „D Muetter, lug doch an,  
do unte glänzt im Morgethau  
so schön wie in di'm Himmelsaal!“  
„Se, seit sie, drum ich's Biefethal.“

Sie frogt en: „Heisch bald alles geseh?  
„Sez gangi, und wart nämme meh.“  
Druf springt er ihrer Hand derwo,  
und mengen wisse Bäckli no;  
doch wenn er meint, iez han i di,  
verschunden isch's, weiß Gott, woht.

Druf wie si Muetter höher stohd,  
und als g'mach geg'nem Whistrom goht,  
se rüest sie 'm: „Chumm und fall nit do!“  
Sie führt en fest am Händli no:  
„De chunntsch verlöbche, Handumcher,  
„Nimm, was mers für e Chummer wär!“

Doch, wo sie überm Esfäß stohd,  
und als g'mach ehnen abe goht,  
wir nootno 's Bäckli mäde und still,  
's weiß nämme, was es mache will;  
's will nämme goh, und will nit goh,  
's frogt hundertmol: „Wie wit isch's no?“

Druf, wie sie ob der Berge stohd,  
und tiefer steht ins Dberoth,  
und er asange matt und mäde  
im rothe Schimmer d'Heimeth steht,  
se lopt er sie am Hürtuch goh,  
und zottlet als g'mach hinte no.

In d'Heimeth wandle Heerd und Hirt,  
Vogel sigt, der Schäfer schwirrt;  
und 's Heimli betet dort und do  
si luten Dbedsege scho.  
Sez, denkt er, hant hochi Bit,  
Gottlob und Dank, 's isch nämme wit.

Und sichtig, wiener nacher chunnt,  
umstrahlt si au si Gschickli rand.  
Drum stohd si Muetter vorem Hus:  
„Chumm, weidli chumm, du chleini Muus!“  
Sez sinkt er freudig niederwärts —  
iez isch's em wohl am Muetterherz.

Schloß wohl, du schönen Dbestern!  
's isch woht, mer hen di alli gern.  
Er luegt in d'Welt so lieb und guet,  
und b'schaut en eis mit schwerem Mueth,  
und isch me mäde, und het e Schmerz,  
mit stillem Frieden fällt er's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,  
he, frill is, sin au scharmant.  
D luegt, wid 's stimmert wit und breit  
in Lieb und Freud und Gtingkeit;  
's macht kein em andre 's Lebe schwer;  
wenns doch donieden au so wär!

Es chunnt e chleie Dbedluft  
und an de Palme hangt der Duft.  
Denkwol, mer göhn iez au als g'mach  
im stille Frieden unter Dach!  
Gang, Esfell, zünd 's Kempf a!  
Nach kei so große Dachte dra!

## Arnold Herrmann Ludwig Heeren

ward den 27. October 1760 bei Bremen geboren und von seinem Vater, dem Prediger H. zu Arbergen so wie auf der Bremer Domschule für die Universität wissenschaftlich vorbereitet. Er studirte seit 1779 in Göttingen die Rechte und die Geschichte und machte, nachdem er daselbst 1784 Doctor der Philosophie und Assessor der Societät der Wissenschaften geworden war, von 1785 — 87 eine gelehrte Reise durch Frankreich und Italien. Bei seiner Rückkehr wurde ihm eine außerordentliche, 1795 aber eine ordentliche Professur der Philosophie übertragen, womit er seit 1801 die der Geschichte verband. Seine durch die mit Lychsen unternommene Herausgabe der Bibliothek der Literatur und Kunst, der Göttinger Anzeigen und anderer wichtiger Schriften bewährte Gelehrsamkeit erwarb ihm 1806 den Charakter eines Hofraths und, nachdem er bereits 1815 Ritter des hannoverschen Guelphenordens geworden war, 1828 die Ertheilung des schwedischen Nordsternordens. Er feierte in diesem Jahre das Jubelfest seiner Professur.

Seine Schriften sind:

Kleine historische Schriften. Göttingen 1803 — 1808, 3 Bde.

Historische Werke. Göttingen 1821 — 1826, 5 Bde. Sie wurden ins Holländische (von Dorn-Elissen) und ins Englische (von Bancroft) übersetzt.

Einzelne:

Entwurf zu Vorlesungen über Geschichte und Literatur der schönen Wissenschaften. Göttingen 1788 in gr. 8.

Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums. Göttingen 1793 — 1805, 3 Bde. 5. Aufl. Ebendas. 1824 — 1826. 5 Bde.

Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Ebendas. 1797 — 1802. 2 Bde.

Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums. Ebendas. 1799. 5. Aufl. Ebendas. 1826.

Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems. Ebendas. 1800; 4. Aufl. Ebendas. 1822.

Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge. Göttingen 1808.

Johannes von Müller. Leipzig 1809. 8.

Spittlers Leben und Wirken. Berlin 1822.

Heyne. Göttingen 1813.

Der deutsche Bund. Ebendas. 1817.

Geschichte der europäischen Staaten. Gotha 1829 ff. mit Uebers.

Außerdem besorgte er, wie schon oben bemerkt, mit Lychsen die Herausgabe der „Bibliothek der alten Literatur und Kunst,“ nach Eichhorn's Tode seit 1827 allein die der „Göttinger gelehrten Anzeigen,“ der Schrift des Rhetors Menander „De encomiis (Göttingen 1785),“ der „Eclogae physicae et ethicae“ von Stobäus (Göttingen 1792 — 94, 2 Bde.) u. A. m.

H. hat sich durch eben so scharfsinnige als gründliche und tiefe historische Forschungen vorzüglich über die Politik und den Handel der Alten eine fast europäische Berühmtheit erworben. Seine Hand- und Lehrbücher zeichnen sich ferner durch klare, methodische Zusammenstellungen und lichtvolle Uebersichten aus, so wie sich überhaupt in allen seinen Schriften der ruhig, fein blühende, stets ohne Schwanken und Irrung dem vorgezeichneten Ziele zuschreitende Denker beurlundet.

Johannes Müller der Historiker \*).

Was von einem großen Mann für die Nachwelt erheblicher sey zu wissen, was er war und wie er es ward? ist schwer zu entscheiden; gewiß aber daß nichts wünschenswerther sey, als beides darlegen zu können. Wenn vielleicht bey Männern, die in weiten Geschäftskreisen standen, das erste das wichtigere ist; so wird dagegen der große Schriftsteller durch die Geschichte seiner Bildung den Nachkommen nicht weniger nützlich, als durch die Werke des Geistes, die er ihnen hinterläßt. Indem er dadurch die Bahn bezeichnet, welche er ging, öffnet er sie zugleich für Andere; besonders in solchen Fächern, wo das Genie nicht alles vermag, weil es nicht bloß aus sich selber schöpfen kann; wo das Studium sein Begleiter seyn muß, weil der Stoff gegeben ist; wo die Methode der Vorbereitung meist über das Gelingen selber entscheidet. Mag daher vielleicht der Dichter, aus eigener innerer Fülle schöpfend, keines Begleiters bedürfen, anders ist es bey dem Historiker. Dieser wartet ein langer oft dornenvoller Pfad, leicht ermüdend, und reich an Abwegen. Wie große Meister vor ihm, alle Hindernisse bekämpfend, ihr Ziel erreichten, ist ihm Noth zu wissen; nicht um ängstlich in ihre Fußstapfen zu treten, aber um nicht leichtsinnig eine Bahn zu beginnen, auf der so viele ermatteten; oder gar zu glauben dem Ziele schon nahe zu seyn, wenn Irrwege ihn davon abführten.

Der Unvergeßliche, \*\*) dem diese Blätter geweiht sind, steht in vielfachem Sinn als Muster der Historie für die Nachwelt da. Er hinterließ ihr Werke, mächtig auf sein Zeitalter wirkend, vielleicht noch mehr auf künftige Geschlechter. Aber er entzog auch ihnen die Geschichte seines Werdens nicht. Hat er sie gleich nicht ausführlich dargelegt, welcher reiche Stoff dazu findet sich in jener einzigen Sammlung von Briefen; \*\*\*) und aus dem reifern Alter, welche Winke wenigstens in dem kurzen Abriss seines Lebens! †) Welchen würdigen Kranz könnten wir um seine Urne winden, als wenn es uns gelänge, ihn darzustellen, wie er war und ward! Einfach muß diese Darstellung seyn, wenn sie treu seyn soll; aber sie kann auch nur kurz und beschränkt seyn. Die Beschreibung seines Lebens, seines Handelns, bleibt seinen Freunden überlassen, die eine lange und genaue persönliche Bekanntschaft an ihn knüpfte. Nur den Geschichtschreiber aus seinen Werken darzustellen, zu bestimmen, was er durch diese der Wissenschaft ward, ist hier der Zweck.

Was Johann von Müller aber der Wissenschaft wurde, das ward er ganz durch seine Liebe für sie. Aus dieser einzigen Quelle, der reinsten von allen, oder vielmehr der einzig reinen, floß seine ganze Wirksamkeit. Diese reine Liebe, frey von allen Nebenwecken, den einzigen ausgenommen, durch sie sich wohlverdienten Ruhm zu erwerben, entzündete sich bey dem Jüngling, erhielt sich bey dem Mann, und würde erst, hätte er dies Alter erreicht, mit dem Greise gestorben seyn. Liebe für Geschichte ist bey einer zahlreichen Klasse von Menschen nur Liebe zu einer vernünftigen Unterhaltung; bey andern Streben nach Belehrung. Wer mag auch das eine oder das andere tabeln? Bei Müller erhielt sie früh einen höhern Charakter, den des feurigsten Enthusiasmus; und dieser Enthusiasmus ging hervor aus dem lebendigsten Gefühl ihrer Würde.

\*) Von A. H. L. Heeren. Leipzig 1809.

\*\*) Johann von Müller war geboren zu Schaffhausen am 2. Jan. 1752, studierte zu Göttingen 1769 — 71. Lebte in Genf 1774 — 80. War Professor am Karolinum in Kassel 1781 — 83. Lebte wieder in Genf und Bern 1784. — 86. War Bibliothekar und geheimer Staatsrath in Mainz 1786 — 93. War Hofrath und Consul an der Bibliothek in Wien 1793 — 1804. Geheimer Kriegsrath, Historiograph und Mitglied der Akademie in Berlin 1804 — 1807. Trat darauf in Königl. Preussische Dienste als Minister Staatssekretair; welchen Platz er aber mit dem eines Staatsraths und General-Direktors der Studien vertauschte. Er starb den 29. May 1809.

\*\*) Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund. Xübingen, 1802.

†) Lowe's Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien. Berlin 1806. Erstes Heft. Beyde sind die Hauptquellen für das folgende.

Sie war ihm die erste der Wissenschafften, die Aufbewahrerin aller Großen und Herrlichen, die Heroldin und zugleich die Bildnerin der Staatsmänner und Helden. Mit dem Eintritt in ihren Tempel öffnete sich ihm zugleich dieser geweihte Kreis; voll lebendigen Sinns für das Große, fühlte der Jüngling sich hier in seiner Welt; er hatte seine Gottheit gefunden; und das Gelübde ihrem Dienst sein Leben zu weihen war auf immer gethan. Aber dieses Gefühl der Würde der Geschichte ward auch zugleich die Quelle hoher Forderungen an sich selbst. „Ein Geschichtschreiber bedarf einer freien Seele, und fast „aller Kenntnisse eines großen Königs. Jene muß er haben, nach diesen muß er streben.“ Worte tiefen Sinns, in ihrem ganzen Umfange vielleicht nur den Eingeweihten verständlich, mit denen er den Anfang seines Werks der Welt übergab. Sein Leben war der Commentar dazu.

Jene Liebe für Geschichte ward bey Mällern schon in den Knabenjahren entzündet; die Sammlungen seines Großvaters für Schweizergeschichte lehrten ihn gleichsam seine Bestimmung ahnen. Bereits im neunten Jahre versuchte er es die Schicksale seiner Vaterstadt zu beschreiben; während bald darauf die erste, gleichsam verstofflene, Kenntniß der römischen Klassiker, jene unaussprechliche Verehrung großer Männer und die Liebe für die Freiheit in ihm entzündete, nachmals die Seele seiner Werke. So waren schon in den Knaben Brust die Keime gelegt, die einst in dem Mann sich entfalten sollten.

Unterricht in der gewöhnlichen Form scheint für Mällern wenig gepaßt zu haben. Was er von andern lernte, lernte er nur durch Unterhaltung. Er mußte mit denken und mit sprechen, wenn für ihn Belehrung entstehen sollte. Höchst wohlthätig war es daher für ihn, daß er auf der Vorbereitungsanstalt zu der Akademie zwey Jahre hindurch bey sieben bis acht Professoren der einzige Schüler war. Hier konnte kein Unterricht, wosbey der Schüler unthätig gewesen wäre, Statt finden. Aber was der Jüngling dem lehrreichen Gespräch verdankte, erkennt auch der Mann mit dankvoller Erinnerung. So war das Selbstdenken geweckt und hatte Nahrung gefunden.

Nicht anders war es auf der Universität, die er im achtzehnten Jahre bezog. Allerdings ward sein Aufenthalt in Göttingen, wohin er gegangen war, für sein künftiges Leben entscheidend wichtig; da er mit dem Vorsatz kam, Theologie zu studieren, und es mit dem Vorsatz verließ, diesem Studium entgegengängend sich bloß der Geschichte zu widmen: aber seine Bildung ging auch hier nicht den gewöhnlichen Weg. Welche Vorlesungen er besuchte, ist meist ungewiß; die Nahrung für den Geist, deren Er bedurfte, scheint Er zu wenig in ihnen gefunden zu haben. Auch berühmte Namen konnten ihn nicht bestechen. Die geschmacklose Behandlung hebräischer Dichter durch J. D. Mich aelis schreckte ihn von der Exegese zurück, wie sie auch Andere davon zurückgeschreckt hat. Aber der persönliche Umgang ausgezeichneter Männer ersetzte ihm auch hier, was ihn der öffentliche Vortrag vielleicht vermissen ließ. Viel war er bey dem gelehrten Kirchenhistoriker W a l c h, viel bey Heyne, viel bei von Sch l ö z e r. Was historische Kritik und Quellenstudium sey, war schwerlich irgend wo mehr als bey W a l c h zu lernen; er lebte und webte nur in den Quellen seiner Kirchengeschichte. Das klassische Alterthum war der gewöhnliche Gegenstand der Unterredungen mit Heyne. Den ersten Ueberblick über Weltgeschichte im Großen verdankte er Sch l ö z e r n; hier ward ihm der Orient und der Norden eröffnet; hier der Sinn für Alterthum und Länderkunde, dies unentbehrliche Organ des Universalhistorikers, geschärft. Den größten Einfluß auf ihn hatte hier jedoch ein Mann, dessen Name, einst der Lieblingsname der Erzleher und der deutschen Jugend, jetzt fast vergessen ist, Dr. J o h a n n P e t e r M i l l e r, dessen Hausgenosse er war. Wenn ihm das Verdienst gebührt, zuerst den Entschluß, der Geschichtschreiber der Schweiz zu werden, in Mällers Brust erzeugt zu haben, so ist dadurch seine Erwähnung mehr als gerechtfertigt. Man muß diesen würdigen Gottesgelehrten, Mosheims Bögling, persönlich gekannt haben\*\*), um sich seine Einwirkung auf Mällers Bildung zu erklären. Dr. Johann Peter Miller, ohne glänzende Talente des Umgangs und des Vortrags, war bey ausgebreiteten litterarischen Kenntnissen einer der bescheidensten Männer. Sanftmuth und Milde war der Charakter seines Gesprächs und seines ganzen Wesens; zugleich eine seltene Bereitwilligkeit zu rathen und zu helfen, wo Rath und Hilfe gefordert ward. So erklärt es sich leicht, wie der Jüngling sich an einen Mann anschließen konnte, den er weit an Talenten übertraf, aber mit dessen Befinnungen er übereinstimmte. Miller lobnte diese Anhäng-

lichkeit durch den Rath, ein seiner würdiges Lebensgeschäft sich zu wählen, und die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft zu beschreiben. Schwerlich konnte er es ahnen, welches Wert davon die Frucht werden würde; und hätte der Schüler es selber nicht gesagt, wer wüßte das Verdienst des Lehrers?

Der Entschluß, die Theologie zu verlassen, stand jetzt fest; mit seiner ersten Schrift: daß unter Christus die Kirche nichts zu fürchten habe\*), nahm er zugleich von ihr Abschied. Aber noch in Göttingen hatte er auf Sch l ö z e r s Rath den Entwurf zu einer Schrift gemacht, mit der er seine historische Laufbahn eröffnete. Es war sein Versuch über die Cimbern\*\*); ein Gegenstand, der wegen der Widersprüche in den Nachrichten der Alten bekanntlich große Dunkelheiten hat.

Mällers Versuch über die Cimbern interessirte mehr in Beziehung auf den Verfasser als auf den Gegenstand. Er erkannte ihn selber für einen unreifen Versuch; (schlimm, wenn der zwanzigjährige Jüngling auch schon seine volle Reife gehabt hätte); aber er zeigt uns die Stufe der Bildung, auf welcher der Verfasser nach der Beendigung seiner akademischen Laufbahn stand. Ueber Wesen und Behandlung der Geschichte war er mit sich selber noch nicht einig. So viel sieht man, daß der Sinn für Quellenstudium bey ihm erwacht war; aber wie das, was diese Quellen lieferten, zu verarbeiten sey, war ihm noch nicht klar. Die erste Hälfte des Buchs enthält einen Abriss der Geschichte der Cimbern nach den Angaben der alten Schriftsteller meist mit ihren eigenen Worten. In der zweiten findet sich die Sammlung aller Stellen der Alten über das Volk, ganz abgedruckt. Wichtiger als das Buch selbst ist für die Beurtheilung ihres Verfassers die Vorrede; (eine thörichte Vorrede, nannte er sie nachmals selber; unstreitig zu hart über sich urtheilend.) Sie soll seine damaligen Ansichten von historischer Kritik, von Entwerfung einer kritischen Geschichte der Menschheit darlegen. Man erkennt darin den feurigen Jüngling, der fremde Ideen mit Lebendigkeit aufgefaßt hatte, aber der noch der eigenen Uebung seiner Kräfte bedurfte, um ihnen Festigkeit und Bestimmtheit zu geben.

So weit vorbereitet, mit dem Plan, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden, lehrte Mällern in seine Vaterstadt Schaffhausen zurück\*\*\*); wo eine Lehrstelle der griechischen Sprache seiner wartete. Aber nun kam der Zeitraum, wo dieser herrliche Geist sich entfalten sollte; das nächste Duzinquennium ist ohne Zweifel die eigentliche Periode seiner Bildung. Viel that er dabei selbst: und wenn das Geschick ihn zugleich begünstigte, so möge man nicht vergessen, daß dies nur dadurch geschehen konnte, daß er sich seiner Begünstigungen werth zu machen wußte.

Er hatte die Bestimmung, der er sein Leben widmen wollte, gefunden. Aber noch ein achtjähriger Zeitraum verfloß, ehe er es wagte, mit dem ersten Versuch seiner Schweizergeschichte (nachmals ihm selber dennoch nicht genügend,) aufzutreten. Ein langer Zeitraum also der Vorbereitung! Die seltene Stärke des Geistes, die dazu gehört, so lange einer Idee zu leben, ihr die Aussicht zu Beförderung, häuslichem Glück, aufzuopfern, in den Jahren, wo der gewöhnliche Mensch nur diese Wünsche kennt, bezeichnet den außerordentlichen Mann.

Kaum war auch die Nachricht bekannt geworden, daß er die Geschichte der Schweiz von Grund aus bearbeiten wolle, als sich hier Alles beeiferte, ihn zu unterstützen. Mehrere der ersten Männer des Staats öffneten ihm ihre Sammlungen; die Archive von Alßtern und Städten standen ihm zu Gebot; ja, der Rath seiner Vaterstadt erwarb sich das bleibendste Verdienst, über die gewöhnliche Form sich wegsetzend, ihm zu vergönnen, auswärts zu leben, indem er viele Jahre seine Stelle ihm dennoch offen ließ. Konnte es für einen edlen, für das Große empfänglichen Geist eine größere Aufmunterung geben? Wenn Beweise der öffentlichen Achtung nach geleisteten Diensten hohe Vergeltung sind, welche Aufmunterung müssen nicht die Beweise der öffentlichen Erwartung vor denselben seyn? Aber welche ausgezeichnete Eigenschaften mußte nicht auch der Jüngling besitzen, der diese so früh erregen konnte?

Wenn in der Geschichte der Meister Herr seines Stoffs seyn muß, so ist es doch gewiß nicht weniger wahr, daß zuerst der Stoff den Meister bildet. In einem ganz ausgezeichneten Grade war dieses aber bey dem Stoff der Fall, den Mällern sich wählte. Der Staat, dessen Geschichte er behandeln wollte, hatte nicht die politische Einheit großer Monarchien oder Republiken. Es war ein Aggregat verbündeter Staaten, nicht auf einmal, sondern allmählich entstanden; selbst ohne bleibende

\*) Die Geschichte der Schweizer. 1780. Vorrede Seite XVI.

\*\*) Der Verfasser, ein Decennium später gleichfalls Mällers Hausgenosse, befand sich in diesem Fall.

\*) Christo rego nihil esse ecclesiae metuentium. Göttingen 1770.

\*\*) Bellum Cimbricum, Zürich 1772. 8.

\*\*) Im Jahr 1771.

Centralregierung für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Die einzelnen Glieder dieses Bundes sich höchst ungleich, in ihren Beschaffungen, wie in ihrem Umfange; aber auch nicht weniger in ihren Verhältnissen. Des Allgemeinen war wenig, des Besondern desto mehr. Das Studium mußte also nothwendig von dem Einzelnen ausgehen. Eben darum aber war hier der Stoff so ganz dazu geeignet, den Geschichtsforscher zu bilden, indem er allmählig Herr desselben wurde. Historisches Studium findet seine eigentliche Nahrung in dem Studium des Einzelnen. Je tiefer es eindringt in dieses, um desto mehr Befriedigung. Wer ohne dieses sich befriedigt fühlt, ist kein Geschichtsforscher; wenn gleich auch der Geschichtsforscher bald die Grenzen erblickt, über die er nicht hinaus gehen kann. Von der Erforschung des Einzelnen sich zur Ansicht des Allgemeinen zu erheben, ist die Sache des Genies; wer mit dem Allgemeinen anfängt, erbaut ein Gebäude ohne Grund. Wahrheiten, wie es scheint, in jedem von selbst einleuchtend; aber bedürfen nicht gerade die einleuchtendsten Wahrheiten gegenwärtig am meisten der Wiederholung?

So war es also die Specialgeschichte der einzelnen Bestandtheile der Eidgenossenschaft, von denen Müllers Studien ausgehen mußten; die Schicksale kleiner Völkern, meist aber von Dörfern und Städten. Kein anderer Theil der Geschichte führt in ein so tiefes Detail; kein anderer gewährt in den meisten Fällen dem Forscher so viele Befriedigung. Was in dem Innern der Kabinette verhandelt wurde, läßt meist sich nur aus den Folgen errathen; die Berathschlagungen selber, ihr Gang, die Ansichten der Rathgebenden, zeichnete gewöhnlich kein Schreiber auf. Das Entstehen, der Wachsthum, die Blüthe und das Sinken der Gemeinwesen blieben dagegen meistens keine Geheimnisse. Die Chronikenschreiber verzeichneten ihre Schicksale und Veränderungen; und die Archive bewahrten die Urkunden davon auf. So eröffnete sich dem Forscher, selbst bey einem beschränkten Staat, dennoch ein unermessliches Feld für seinen Fleiß. Die Studien, denen er sich widmen mußte, waren, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, größtentheils trockene Studien; nur durch das lebendige Interesse, das er selber für sie gefaßt hatte, konnten sie wiederum Leben gewinnen. Auf der andern Seite — wie unerläßlich auch diese Forschungen sind, so sind sie doch zugleich von der Beschaffenheit, daß sie den Geist nicht nur ermüden, sondern auch erdrücken können. Viele vortreffliche Köpfe verloren durch stete Beschäftigung mit dem Einzelnen, jede größere und freyere Ansicht, ohne welche kein großer Geschichtschreiber sich bildet.

Vor diesen Gefahren wußte sich Müller allerdings durch sich selber zu schützen; aber die Umstände begünstigten ihn zugleich. Während er sich in Chroniken und Urkunden begrub, genoß er immer daneben des Umgangs der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, und lebte zugleich mit den ersten Köpfen des Alterthums. Ein günstiges Geschick führte ihn nach Genf, nur dem Namen nach als Erzieher der Söhne von Jacob Reomelin, weit mehr als Freund des Waters, der viel Sinn für Müllers Lieblingsstudien hatte. Dazu kam bald eine enge Verbindung mit einem der ehrwürdigsten Männer, Bonnet, ihm mehr Vater als Freund, in dessen Hause er leben konnte, ohne eine der Sorgen des Lebens zu fühlen. Aber der Aufenthalt in Genf überhaupt gewährte Vortheile, wie kaum ein anderer Ort in Europa sie gewähren konnte. Es gab schwerlich eine andere Stadt, selbst die großen Hauptstädte nicht ausgenommen, die ein solcher Sammelplatz ausgezeichneter Männer gewesen wäre. Mehrere hatten hier ihren Wohnsitz auf immer, andere auf einige Zeit. Dazu das immer rege innere politische Getriebe dieses kleinen Freystaats! Wo hätte also ein ähnlicher Umlauf von Ideen Statt finden können? Müllern ward aber das Glück zu Theil, hier auch im Umgange mit auswärtigen praktischen Staatsmännern zu stehen; mit Allyn Fisherbert, nachmaligen Lord St. Helens, mit Thomas Boone, gewesenen Gouverneur von Süd-Carolina, demnachst Director des Londoner Zollhauses, mit dem er in eine enge Verbindung trat, die eine lange Reihe von Jahren nicht hat schwächen können.

Es war ein unterschiedender Zug in Müllers Charakter, daß der Sinn für praktische Politik sich früh bei ihm entwickelte. Als er sich den historischen Studien widmete, geschah es nicht bloß mit dem Vorsatz, gelehrter Forscher und Schriftsteller zu werden; sondern in der Hoffnung, vielleicht dadurch sich den Eingang in die politische Laufbahn zu eröffnen. In welchem Umgange konnte aber jener Sinn für praktische Staatskunst mehr Nahrung finden, als in dem, in welchem er hier stand? Aber welche Vorbereitung zugleich für den Geschichtschreiber! Was ist er ohne Sinn für das wirkliche Leben; ohne Kenntniß von dem Gange und der Behandlung der Geschäfte; er, der das große Gemälde von diesem allen entwerfen soll? Auch in spätern Jahren ward Müllern das Glück zu Theil, nicht

bloß auf seinem Studierzimmer zu leben, sondern zugleich durch seinen Aufenthaltsort und seine Stellen in Verbindung mit Geschäftsmännern zu stehen, selbst nicht ohne Einfluß auf Staatsgeschäfte zu bleiben; aber diese Verhältnisse des männlichen Alters waren natürlich von anderer Art als die des Jünglings mit Männern, die zu seiner Bildung halfen, weil sie seine Talente erkannten. So ward dieser Aufenthalt in Genf für ihn entscheidend wichtig, und machte ihn ohnedem völlig zum Meister derjenigen Sprache, ohne welche der Eintritt in die politische Bahn jetzt verschlossen bleibt.

Aber wenn der Umgang mit den Lebenden ihn bildete, so that es in eben diesem Zeitraum noch weit mehr der Umgang mit den Todten. Es war dies die Periode, wo sein Geist die Reife erhalten hatte, die für Lectüre nothwendig ist. Sichtbar hat, was er damals las, auf seine nachmalige Ausbildung am meisten gewirkt; und glücklicherweise finden sich eben über diesen Gegenstand in seinen Briefen die gnädigsten Aufschlüsse. Er verdient es aber um so viel mehr, daß wir bei ihm etwas länger verweilen, da Müller auch in der Einrichtung seiner Lectüre ein Muster aufgestellt hat, das jungen Männern nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Müller hat sehr viel, aber in einem gewissen Sinn auch wenig gelesen. Für Unterricht und Belehrung war seine Lectüre unermesslich; für praktische und ästhetische Bildung blieb sie in engen Schranken. Für diese las er nur Meisterwerke; für jene viel zu lesen forderten schon seine Vorarbeiten zu der Schweizergeschichte; noch weit mehr aber seine nachmaligen Studien der Universalhistorie. Allein dieses viele Lesen blieb doch bey ihm sehr weit von zweckloser Vielleserey entfernt. Von dieser Pest der neuern Zeit erhielt sich Müller in der entscheidenden Periode seines Lebens ganz rein; und eben diese Herrschaft über sich selbst ist es, der er den nachmaligen Charakter seiner Geistesbildung verdankte. Für den schon gereiften Mann kann Vielleserey vielleicht unschädlich seyn; für den Jüngling ist sie durchaus verderblich. Bey ihm tödtet sie alles ruhige und bleibende Interesse, und damit zugleich die ganze Knospe der künftigen Entwicklung. Nur das Neue hat für ihn Reiz, weil es neu ist; und wie bald wird nicht jedesmal das Neue durch das Neuere verdrängt? Der Umgang mit Büchern ist wie der Umgang mit Menschen. Das Anschließen und die Bekanntschaft mit einzelnen edlen Männern ist es, die uns veredelt; das Umhertreiben unter einer Schaar stets wechselnder Freunde gewährt höchstens einen Zeitvertreib.

Welche Schriftsteller Müller zu seiner Bildung las, hat er uns selber gesagt. Es waren sowohl alte als neue; blinde Vorliebe für die Litteratur irgend eines Volks blieb ihm ganz fremd; er ergriff das Vortreffliche, wo er es fand. Aber ein Charakter mußte dem Schriftsteller eigen seyn, der ihn fesseln sollte; er mußte ihn denken lehren. So wurde daher das Lesen solcher Schriftsteller zugleich für ihn selbst wahres Studium; er las, er dachte, er commentirte. Griechen und Römer standen freylich bey ihm oben an; aber die Neuern wurden darum nicht vergessen. Unter den griechischen Prosaikern waren es vor allen Thucydides und Polybius, die ihn fesselten. Sie waren ihm die Lehrer der Staatskunst, die sie nicht in Büchern, die sie durch eigene Theilnahme an den Geschäften, die sie als Anführer, oder auch als Freunde und Vertraute der großen Männer ihrer Zeiten erlernt hatten.

Daß unter den römischen Geschichtschreibern Tacitus vor andern Müllern beschäftigten würde, ließ sich erwarten, eben weil er ihm am meisten zu denken gab. Die Liebe zu ihm wuchs aus eben dem Grunde bey wiederholter Lectüre, weil er fortdauernd reichere Nahrung für seinen Geist fand. „Ich lese „Tacitus zum andernmal, aber es ist nicht der gleiche Tacitus. „So oft ich ihn lese, erscheint er mir als über den, welchen ich „gelesen hatte.“\*) Diese Vorliebe, und diese steigende Bewunderung hatte Müller mit andern, vielleicht mit allen, Denkern gemein, die sich mit dem Römer beschäftigten. Aber was ihn über diese erhebt, was uns das rühmlichste scheint, das wir in der Geschichte seiner Bildung von ihm zu sagen wissen, ist dieses, daß selbst dieser gewaltige Geist ihn nicht zu blenden vermochte. Es war unmöglich, daß er sich nicht an ihn angeschlossen hätte; aber fesseln ließ er sich nicht von ihm. Er ahnete gleichsam, daß die Manier des Tacitus, ganz aus der Persönlichkeit des Schriftstellers hervorgehend, nicht das allgemeine Muster sey; aber ganz ward dieses erst bey ihm zur Klarheit gebracht, durch Casars Commentarien. Nicht auf einmal, weil sie nichts haben das blendet, aber allmählich ward das Gefühl bey ihm zur Ueberzeugung, daß die Schriften des ersten der Feldherren auch zugleich die ersten Muster der historischen Schreibart und Behandlung seyen. „Ich gestehe, daß mich „Casar dem Tacitus untern macht. Bierlicher und reiner zu

\*) Briefe S. 61.

„Schreiben ist unmöglich; in ihm liegt die wahre Präcision; indem er alles Nützige und nichts weiter sagt; er schreibt als ein Staatsmann von allem ohne Eifer. Tacitus als Philosoph und Redner, und als ein Mann, welcher das menschliche Geschlecht liebte, wird bisweilen eifrig. Wenn ich mich an ihn halte, so kann ich zu Ausschweifungen verführt werden; mein César kann mich nie verführen.“\*) Der zwanzigjährige Jüngling, der so urtheilen konnte, beurkundete eben dadurch, daß er der nahe Geistesverwandte der Männer sey, über die er urtheilte. Seinen vollen Werth jedoch erhält dies Urtheil nicht bloß durch sich selber, sondern noch mehr durch die Quelle, aus der es floß. Denn diese Quelle, was ist sie anders, als jener reine durchaus unbefleckte Wahrheitsfuss; diese erste und letzte Forderung an den Historiker, ohne welche alle blühende Vorträge, aller Glanz des Neuen, alle Kunst der Darstellung wenig oder gar keinen Werth haben?

Unter den neuern Historikern waren es vor allen Italicen, Guicciardini und Davila, welche Mäthern festsetzten; hauptsächlich weil sie nicht bloß Schriftsteller, sondern zugleich Staatsmänner waren. Guicciardini mußte ohnedem durch das große Detail, in welches er hineingeht, Mäthern am meisten beschriebigen. Schwerlich lernt man auch aus einem andern Geschichtschreiber den Geist der italienischen Politik richtiger beurtheilen; und ist gleichwohl diese Kenntniß nicht die Einleitung zu der Geschichte des neuern Europas überhaupt? Der große Name von Hume, auch die Anerkennung seiner Vorträge, konnten Mäthern nicht beschützen, sein natürliches Gefühl zu verläugnen. „Wir lesen Hume; ein großer Geschichtschreiber; aber er ist entsetzlich gehetzt!“\*\*) Ein inniges Ansehen an Hume war freilich bey Mäthern unmöglich. Sie stehen sich gleichsam als Extreme einander gegenüber; die sprudelnde Lebendigkeit des Schwegers paßte nicht zu der saft pflégmatischen Ruhe des Briten, die nicht wie bey César aus der Herrschaft über die Leidenschaften, sondern aus ihrer Abwesenheit hervorging.

Wehr jedoch als diese eigentlichen Historiker waren es zwey ihnen nahe verwandte politische Schriftsteller, welche auf die Bildung von Mäthern den entschiedensten Einfluß erhielten: Montesquieu und Machiavelli; letzterer nicht sowohl durch seine Geschichte und durch seinen Fürsten, als vielmehr durch seine Discorsi. „Ich lese Machiavelli, und werde in meinem Entzücken über diesen großen Geist gestärkt. Wie viel besser ist hier der Commentar, als der Text!“\*\*\*) Das so oft wiederholte Lob Montesquieu's braucht nicht durch einzelne Stellen bestätigt zu werden. Warum gerade diese Schriftsteller am stärksten auf Mäthern wirkten, erklärt sich aus dem obigen von selbst. Sie sind es, die vor andern denken lehren; sie waren es, in denen unter den Neuern der Geist des historischen Raisonnements sich entwickelt hat. Wenn Machiavelli nicht so stark und so allgemein wirkte als Montesquieu, so geschah es theils weil sein Stoff, theils weil die Sprache, in der er schrieb, weniger allgemein war. Auch ist an Reichthum der Gedanken ihm Montesquieu überlegen; wenn auch an politischer Wahrheit der Italicen vorangeht. Das Werk von Montesquieu ist unter allen politischen Werken der beste Wegstein für den Geist. So ward es auch von Mäthern gebraucht; so konnte er es brauchen ohne Beeinträchtigung seiner Selbstständigkeit.

Weber die großen Prosaliker wurden die Dichter nicht vergessen; aber sie blieben ihnen untergeordnet. „Ich gestehe,“ heißt es einmal, daß ich in schönen Wissenschaften fast nichts lese; die alten Geschichtschreiber und Redner nehme ich aus. „Wir dünkt allezeit, das vornehmste sey der Umgang der großen Staatsmänner, des Polybius, des Demosthenes, des Davila u. a.“†) Aber das dies nicht so streng zu nehmen sey, oder vielmehr nur von dem damaligen Zeitpunkt gelte, zeigen viele andere Stellen seiner Briefe. Kann sich ohne Sinn für Poesie, ohne Bekanntschaft mit ihr, ein großer Geschichtschreiber bilden? Diese Frage scheint nicht leicht im Allgemeinen beantwortet werden zu können. Gleichwohl scheint sie in eins mit der mehrumfassenden zusammen zu fließen: welchen Einfluß Einbildungskraft und Gefühl auf die historische Composition haben sollen? Ohne Zweifel kann diese ihr erstes Verdienst, Wahrheit der Thaten haben, ohne daß Imagination und Gefühl daran Antheil nehmen; ja sie können dieser leicht selbst gefährlich werden. Und gleichwohl ohne sie — was bleibt historische Composition? Ein nacktes Gerippe, ohne inneres Leben, ohne Wirkung auf den Leser. Soll die historische Kom-

position das Verdienst der Darstellung haben, so kann sie nicht ohne sie seyn; und weit entfernt, daß sie geradezu dem historischen Geiste entgegen wären, sind sie vielmehr wesentliche Bestandtheile desselben. Aber der Historiker muß eine Herrschaft über sie auszuüben wissen, die weit unumschränkter als die des Dichters ist. Der Dichter räumt ihnen ungekräft den Schein der Herrschaft über sich ein; der Historiker darf nie so viel sich vergeben; die Gränzlinie zwischen historischer und poetischer Composition läuft hier gewiß sehr fest und bestimmt; sie genau zu ziehen erforderte aber eine eigene Abhandlung. Dichterlectüre ist daher dem Geschichtschreiber nicht bloß für seine Jugendbildung nöthig; er bedarf ihrer auch im reifern Alter; sie bleibt ihm das Mittel, seinem Geist jene Frische zu erhalten, die allein seinen Werken ein lebendiges Colorit geben kann. Virgil und Homer, die Aeneide und die Iliade waren es, an welchen Mäthern sein poetisches Gefühl erwarbte. „Ich habe die Iliade genüßt, unwillig, daß der göttliche Homer nicht 240 Rhapsodien statt 24 gesungen.“\*) Daß die Epiker am meisten den Historiker festsetzten, mag natürlich scheinen; aber der Grund dieses Wohlgefallens lag dennoch nicht in der Form der Poesie. Denn mehr als diese Epiker scheint ihn ein Charakter ergriffen zu haben; und zwar der, dessen ganzen Werth nur der sehr gebildete Geist zu fassen vermag. „Als ich den Oedipus auf Colonus des Sophocles gelesen hatte, stand ich auf; ich empfand ein Gefühl, welches mir ganz ungewöhnlich war, da ich sah, daß in einer menschlichen Sprache für die Leidenschaften solche Ausdrücke seyen!“\*\*) So erklärt sich sein Ausruf an einer andern Stelle: „Lesen ist nichts, Lesen und denken etwas; denken und fühlen die Vollkommenheit!“\*\*\*)

Mit diesen Studien verband Mäthern in eben diesen Zeiten ein anderes von nicht geringerer Wichtigkeit. Er empfand es früh, wie unentbehrlich Bildung der Rede sey. Rousseau war es, nach seinem eigenen Geständniß, der ihn dies fühlen lehrte. „Dieser Rousseau zeigt mir eine einige, sehr große, nicht genug von mir beachtete Wahrheit — die große Wichtigkeit und Unmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzündet; sind sie nicht Alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen; und lernen — Nichts; beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter seine Donner! So will ich denn auch dieses großen Instruments mich bemächtigen. Von der Völkerverwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt; von Erasmus bis auf Leibniz geschrieben; von Leibniz und Voltaire bis hierher raisonnirt; so will denn ich sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner, und widerhallt durch ganze Kantone; aus ihren Eingeweiden ergießen sich der Rhein und die Rhone; sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niedern Flächen der Germanen und Belgen; warum denn, o Freund, gleich die Sprache, selbst unserer schönen Geister, nur dem Staubbad; spritzt bloß nassen Staub in die Augen, reißt nicht die Herzen fort?“†) Wer so sprechen konnte, hatte freilich schon seine Rede gebildet! Aber wenn Rousseau ihm die Wichtigkeit davon zeigte, so waren es doch die Alten, die er zum Muster nahm. „Ich lese Rousseau nicht mehr, ich lese den Orator, de claris oratoribus, und de legibus.“††) Allein auf die Bildung seiner Sprache wirkten noch andere Studien ein; wir werden Gelegenheit finden darauf zurück zu kommen.

Waren es aber auch nicht eben diese Briefe, aus denen wir mehrere Stellen als Belege mitgetheilt haben, welche auf die Kunst des Ausdrucks seiner Ideen einen so wesentlichen Einfluß hatten? In eben den Jahren, wo er ganz dieser seiner Bildung lebte, ward ihm das Glück zu Theil, den Mann zum Freunde zu erhalten, an den diese Briefe gerichtet sind. Mit welcher schwärmerischen Liebe er an diesem Freunde seiner Jugend hing, sagt jeder derselben zu laut, als daß es einer Wiederholung bedürfte; nur darauf muß hier aufmerksam gemacht werden, welchen Einfluß diese Art von Briefwechsel, wenn wir ihn so nennen dürfen, (denn er schrieb weit mehrere als er erhielt; auf seinen Geist hatte. In sie ergossen sich seine Gedanken, seine Gefühle; sie sind ihr lebendigster Ausdruck; der wahre Spiegel seines Ich Was Mittheilung in dieser Periode des Lebens für jeden empfindenden Menschen ist, weiß zwar jeder aus eigener Erfahrung; aber dieser schriftlichen Mittheilung waren doch nur wenige fähig. Sie steht aber, in Rücksicht des Einflusses auf die Bildung des Geistes, weit über der mündlichen. Was gesprochen wird im Lauf der Ideen, bleibt leicht unbestimmt, und läßt selten tiefe Spuren zurück; das Geschriebene

\*) Briefe S. 168. 168.

\*\*) Briefe S. 116.

\*\*\*) Briefe S. 101.

†) Briefe S. 131.

\*) Briefe S. 116.

\*\*) Briefe S. 261.

\*\*\*) Briefe S. 113.

†) Briefe S. 26.

††) Briefe S. 93.

muß wenigstens einmal bestimmt gedacht werden, und steht für immer fest. Der Entschluß über das Gelesene Nachsicht abzugeben führt notwendig zum Nachdenken darüber; so bilden sich feste Urtheile; und gewiß viele derselben hätte Müller nie so gefällt, wäre er sich ihrer auch selber nicht so bewußt geworden, hätte er sie nicht für einen andern niedergeschrieben.

In eben dieser Periode aber, während seines Aufenthaltes in Genf, ward Müller ein Geschäft übertragen, das einen bedeutenden Einfluß auf seine historische Ausbildung hatte; er mußte einem Kreise junger Leute Vorlesungen über die Geschichte halten.

Was es heißt, einen Vortrag über seine Wissenschaft halten, kann nur der ganz schätzen, der selber die Erfahrung davon gemacht hat. Es ist hier nicht von den Vorträgen die Rede, welche eine lange Zeit hindurch jährlich, oder gar halbjährlich, wiederholt werden. Diese häufige Wiederholung kann eben so leicht zum Stillstande in der Wissenschaft führen, als sie das Fortschreiten befördern kann; und das erstere wird vielleicht öfter als das letztere der Fall seyn. Wir sprechen von dem Vortrage, den ein einmaliger, oder doch nur wenige Male, (vielleicht es von Müller, denn er ermüdete bald;) wiederholter Vortrag über die Wissenschaft giebt; und wir tragen kein Bedenken, diesen als das Hauptmittel zu betrachten, sich zum Meister derselben zu machen. Wer über eine Wissenschaft sprechen muß, ist genöthigt sie in ihrem ganzen Umfange, nicht weniger als in ihren einzelnen Theilen zu überblicken. Aber indem er das Einzelne durchgeht, lernt er die Lücken in seinen Kenntnissen bemerken, und ist gezwungen sie auszufüllen. Noch mehr! der mündliche Vortrag nöthigt ihn, sich jeden Gegenstand wenigstens einmal klar zu denken, weil er ihn klar aussprechen muß. So tritt alles bei ihm aus dem Dunkel hervor, in dem es bisher lag, und zum Theil gewiß gelitten wäre. Wer je in dem Falle war, zum erstenmale einen Vortrag dieser Art gemacht zu haben, wird es sich selber bewußt seyn, wie viel heller er das Gebiet der Wissenschaft nach der Beendigung desselben als vorher über sah.

Der Vortrag, den Müller zu thun hatte, sollte die ganze Geschichte umfassen. Fast mit Schrecken nahm er jetzt die Lücken wahr, die in seinen historischen Kenntnissen sich fanden. Lebhaft fühlte er aber zugleich die innige Verbindung, die unter den einzelnen, noch so entfernten, Theilen der Weltgeschichte — wäre es auch nur durch die Vergleichung — Statt findet. Mit einem Wort, er fühlte das Bedürfnis Universalhistoriker zu werden. „Dies Geschäft nöthigt mich zu einem Studium, ohne welches nicht leicht auch nur die Historie von Gensau gut geschrieben werden mag, zum Studium aller Jahrhunderte und aller Welt; welches die Begriffe erweitert, und allen besonders, dem Geschäften nicht mittelst. Ueber dieses ist beiden, dem Geiste und auch den physischen Kräften, dieses abwechselnde Schauspiel sehr gesund; weil die Mannichfaltigkeit unserer Arbeiten sich hindert, über einer einzigen zu ermüden; und ich habe neulich wahrgenommen, daß, nachdem ich den Abuseda gelesen hatte, ich die Schweiz mit andern Augen ansah.“<sup>\*)</sup>

Bedarf es mehr um den entschiedenen Einfluß darzutun, den diese Vorträge auf Müllers damalige historische Bildung hatten? Aber sie führten ihn weiter; sie zeichneten ihm den Gang seiner Forschungen für das ganze Leben vor. Der Entschluß befestigte sich bei ihm, alle Theile der Geschichte so viel immer möglich in ihren Quellen durchzuarbeiten, und sich auf diesem Wege zum Universalhistoriker im vollen Sinne des Wortes zu bilden. Angetan am Ziel sollte eine Weltgeschichte die Frucht dieser Studien seyn. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß diese Frucht reifen sollte. Aber der Gedanke daran füllte immer mehr die Seele des Forschers aus, je mehr er dem Ziele sich näherte. Er ward ihm gleichsam ein Pharus auf der Bahn des Lebens, der ihm, trügerisch den Hafen zeigend, wo er einst zu landen hoffte, gerade in den Stürmen der letzten Zeiten am wohlthätigsten leuchtete.

Wir glauben bisher die Hauptmomente herausgehoben zu haben, welche auf die Bildung des Historikers bedeutenden Einfluß hatten. Vielleicht ist nicht Alles gesagt; aber in den Hauptfachen konnten wir nicht irren, da seine eigenen Nachrichten unsere Begreifer blieben. Viel mußte sich vereinen um diese Bildung zur Reife zu bringen; auf welchem Punkte sie damals stand, davon giebt jene Briefsammlung den unwidersprechlichsten Beweis. Sie bleibt die wahre Blüthe seines Geistes, wenn auch die Früchte erst später reifen sollten; und ob die Briefe des jungen Gelehrten, oder die Geschichten der Schweiz mehr auf die Nachwelt wirken werden, kann erst die Nachwelt entscheiden. Der Enthusiasmus für die Wissenschaft, den jede Seite athmet; die richtige Würdigung der Gegenwart; die ahnungsvollen Blicke in die Zukunft, oft einer Inspiration äh-

lich; \*) dies genialische des Jünglings, schon verbunden mit einer Reife und Festigkeit des männlichen Urtheils, das durch seinen Namen noch falschen Schein zu blenden ist — machen sie zu einer einzigen Erscheinung im Gebiet der Literatur. Ewigem Dank bleibt die Nachwelt der weiblichen Hand schuldig, die sie aus dem Dunkel hervorrog. Aber vielleicht war es gut für Müllers Ruhm, daß sie erst spät erschienen; die Erwartungen die sie früher hätten erregen können, wären desto schwerer zu erfüllen, vielleicht unmöglich zu übertreffen gewesen.

Im Jahre 1780 erschien der erste Versuch seiner Schweizergeschichte.<sup>\*\*)</sup> Seitdem Müller mit den Vorarbeiten dazu sich beschäftigt hatte, war es ihm am schwersten geworden über den Plan des Werks mit sich selber einig zu werden. Wo sollte er beginnen? Erst mit der Entstehung des Bundes? oder schon mit den frühesten Zeiten, wo die Länder, welche der Bund nachmals umfaßte, zuerst aus dem Dunkel langsam hervortraten? Es hing sehr viel von dieser Frage ab. Er konnte sich viele Arbeiten ersparen in dem ersten Falle; er mußte vielen und sehr ausgedehnten sich unterziehen in dem andern.

Wie der Plan seines Werks sich zuerst bey ihm entwickelte, sagt er selber in seinen Briefen. Nachdem er zuerst von den frühesten Zeiten hat anfangen wollen, änderte er seinen Entschluß bereits im Jahre 1776. „Meiner Materialien ist eine unglaubliche Menge. Mein Plan habe ich geändert. 1) Weil der Leser nicht die abgestorbenen Herren des Landes, sondern die Konföderation kennen will. 2) Weil es besser ist ein Gemälde zu mahlen, als auf zwanzig Tafeln zu vertheilen. 3) Weil unsere Historie vor dem Bunde niemand interessirt.“<sup>\*\*\*)</sup> Daß Müller diesem Plan bey der Ausarbeitung bis zu der Erscheinung seines ersten Versuches treu blieb, ist aus diesem selber klar geworden; aber die nachmalige Umarbeitung beweist auch, daß er selber von jenen Ideen zurückkam. Jener erste Versuch ist der Anfang eines Gebäudes ohne feste Grundlage. Der erste Schweizerbund war an und für sich selbst gar keine solche Begebenheit, daß mit ihr eine neue Ordnung der Dinge plötzlich begonnen hätte. Es war nichts weniger als eine Revolution; ein so oft gemisbrauchter Name! Das von Alters her bestehende dauerte hier fort, und sollte erhalten werden; nur dem Druck der Neuerungen widerstand man sich. Wie ließ also die Geschichte des Bundes sich geben, wenn man dies Alte nicht kennen lernte? Wie ließ aber die Kenntnis des Alten sich geben, ohne in die frühesten Zeiten zurückzugehen, aus denen es herstammte? Müller fühlte dies Bedürfnis; und glücklicher Weise hatte er von Anfang an so vorgearbeitet, als wollte er diesen Plan befolgen. Er entschloß sich also zu der Umarbeitung, ehe er die Fortsetzung jenes Anfangs gab; und so erschienen seit dem Jahre 1786 seine Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft in derjenigen Form, welche nachmals ihnen eigen geblieben ist. Allein dieser veränderte Plan hatte ihn in die Nothwendigkeit gesetzt, eine große Reihe von Untersuchungen anzustellen, von denen er zum Theil nur die Resultate geben konnte. Die Theile des Schweizerbundes hatten durch ihre geographische Lage alle die Schicksale theilen müssen, welche die sie umgebenden Länder trafen. Sie waren eine Provinz des römischen Reichs; sie wurden, als dieses fiel, durch die Völkerwanderung überschwemmt; sie blieben meist das alte Reich der Burgunder; sie wurden mit diesem ein Theil der großen fränkischen Monarchie; sie wurden, als dieses zerfiel, ein Stück des neuburgundischen Reichs, und kamen endlich mit diesem zum deutschen Staatskörper; von dem sie auch selbst nach der Errichtung ihrer Verbindung weit entfernt waren sich sofort trennen zu wollen. Wie war es möglich ihre Schicksale darzustellen, ohne tiefe Kenntnis aller dieser Staaten, und wenn gleich ihre Geschichte nicht die allgemeine Geschichte dieser Staaten war, so war sie doch so tief darin verflochten, besonders in Rücksicht der innern Verhältnisse, daß sie in einem gewissen Grade es werden mußte. Viel mochte der Geschichtschreiber als nicht für seinen Zweck passend verschweigen; aber die Aufgabe die Schweizergeschichte zu schreiben war für ihn nicht geringer, und konnte auch nicht geringer seyn, als die, die Geschichte des ganzen deutschen Mittelalters in allen ihren Hauptbeziehungen zu ergreifen. So führte also das Studium des partiellen Theils der Geschichte, das sein Hauptzweck war, ihn auf das Studium der allgemeinen Geschichte, dessen Bedürfnis er schon früher gefühlt hatte. Beide verschmolzen sich unter einander; und daraus ging jene schöne Harmonie hervor, die ein so wesentliches Vorzug seines Werks ist.

\*) Wie z. B. Briefe S. 16. „Die Encyclopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der französischen Monarchie an.“ — Das konnte ein Jüngling im Jahre 1774 schreiben!

\*\*) Unter dem Titel: die Geschichte der Schweizer, durch J. Müller; das erste Buch. Boston. (Bern.) 1780.

\*\*\*) Brief: S. 62.

\*) Briefe S. 290.



Nach 6 Jahren erschien also der erste Theil der umgearbeiteten Schweizergeschichte; dem allmählich die übrigen bis zum Schluß der ersten Hälfte des fünften folgten. \*) Erst jetzt war und blieb der Meister selber mit seinem Werk zufrieden; denn auch in der neuen Ausgabe, welche die drei ersten Theile erlebten, ward nur in Nebendingen, nichts aber in dem Plan und dem Ganzen geändert. Er giebt dies Werk also auch den Maßstab mit dem man Müller den Historiker mißt. Seine zahlreichen kleinen Schriften, meist, wo nicht alle, ohne seinen Namen erschienen, haben durchgehends Beziehung auf die Geschichte des Tages. Sie sind mehr oder weniger politische Gelegenheitschriften, von der Darstellung des Fürstenbundes an, (der wichtigsten unter ihnen;) bis zu den kleinen, zum Theil schon vergessenen, Aufsätzen hinab. Sie sind eben deshalb nicht rein historisch. Wichtig als Belege für die Geschichte seiner persönlichen Ansichten der ihn umgebenden Welt, wie sich diese mit ihr formten, — und mit ihr änderten. Dieser Theil der Geschichte seines Geistes bleibt seinem künftigen Biographen überlassen.

Ein großer Zug, der gleichsam alles übrige schon in sich faßt, glänzt zuerst in dem Charakter von Johann von Müller dem Historiker hervor: seine reine und feste Ansicht von dem Wesen der Geschichte. Früh hatte er diese gefaßt; nie ist er ihr untreu geworden. Sie war und blieb ihm, was sie seinen großen Mustern Cäsar und Polybius war, treue Erzählerin des Geschehenen. Diese Hauptansicht mußte allerdings bei ihm von selbst durch die Natur seines Stoffs gefaßt werden. Es war ein Gegenstand durchaus der Forschung, über den der Geschichtsschreiber gar nichts vermochte, wenn nicht der Geschichtsforscher vorgegangen war. Diese Beschaffenheit des Stoffs hatte den großen Reizen, die doppelte Rolle, die er übernehmen mußte, in das wahre Verhältnis unter einander zu setzen; nie hat Müller den Geschichtsschreiber über den Geschichtsforscher gesetzt; nie diesen über jenen vergessen. Die Beobachtung des wahren Verhältnisses zwischen Beiden ist es aber ohne Zweifel, welche die Grundlage des großen Historikers bildet. So bald einmal jene Ansicht bey ihm fest stand, entging er leicht den Verirrungen seines Zeitalters. Denn welches Zeitalter hat es mehr versucht, die Begriffe über das Wesen der Geschichte zu verdrehen als das seinige? Der schwankende Begriff des historischen Pragmatismus führte auch große Köpfe auf Abwege, von denen sie nicht immer zurückgekommen sind. Die Ansicht von einer stets fortschreitenden Bildung des Menschengeschlechts war schon früher gegeben, als die große philosophische Nahrung hinzukam, die ihre Wirkungen auch auf das Gebiet der Geschichte erstrecken wollte. Hatte man vorher sich begnügt den Stoff, den die Geschichte darbot, zu der Ziehung gewisser Lieblingsresultate zu benutzen, so ging man nun so weit — wie es die Nachwelt glauben? — den Stoff selber erfinden zu wollen, um aufgestellte Hypothesen zu begründen. Wenn Müller von diesen seltsamen Verirrungen des menschlichen Geistes sich frey erhielt, so kann es ihm freylich kaum zum Verdienst angerechnet werden; aber auch jene zuerst erwähnte blühende Ansicht von dem Fortschreiten der Menschheit vermochte nicht über ihn. Weder sein großes historisches Werk, noch seine kleinen Schriften, so weit wir sie kennen, tragen die mindeste Spur davon, daß er ihr huldigte. Er konnte seine Gründe haben, nicht geradezu öffentlich dawider zu sprechen; \*\*) wie er darüber dachte, kann nur wenigen seiner Freunde unbekannt seyn.

Diese Heilighaltung des wesentlichen Charakters der Geschichte erzeugte bey ihm jene Wahrheitsliebe; die unentbehrliche und die seltenste aller Eigenschaften des Historikers. Nicht von der Wahrheitsliebe ist hier die Rede, die sich bloß hütet wissenschaftlich Unwahrheiten zu verbreiten; wir reden von der, um vieles höhern, welche nichts sagen will, was sie nicht selber als wahr erkannte. Jene kann der Vorzug des bloßen Nachschreibers seyn; diese ist der des Forschers. Allerdings war es auch hier wieder der Stoff seines Werks, der Müller zu staten kam. Er konnte ihn nicht zu leidenschaftlicher Ansicht verführen; es waren die Begebenheiten der entfernten Vergangenheit, die er zu erzählen unternahm. Und wenn auch das geliebte Vaterland ihm stets in jenem milden Schimmer erschien, worin der gute Bürger so gern es erblickt, — was konnte die Wahrscheinlichkeit der Darstellung darunter leiden, so bald er nur deshalb die Schatten nicht über sah? Je tiefer er aber die Wahrheit suchen mußte, je mühsamer und umfassender die Forschun-

gen waren, aus denen sie ihm hervorging, desto mehr gewann er sie lieb. Eben darin liegt ein großer Lohn des treuen historischen Studiums, daß es den Sinn für Wahrheit schärft: und wenn schwerlich ein neuerer Historiker genannt werden kann, der tiefer forschte, so kann auch schwerlich einer genannt werden, dessen Werk jenen Sinn reiner ausdrückte, als die Geschichte der Schweiz. Ihr Verfasser konnte irren, in so fern Irrthum das Loos der Sterblichen ist; aber welcher Schriftsteller hat mehr gethan um den Irrthum zu vermeiden; oder wenn er ja darin verfiel, es dem Leser mehr erleichtert ihn zu entdecken? Die Litteratur besitzt kein Geschichtswerk, in welchem die Beweise mit so großer Sorgfalt angeführt wären. Auch davon erkannte Müller nicht die Wichtigkeit auf einmal. Als er die erste Ausgabe seiner Schweizergeschichte begann, gab er sie ohne Citate. Ein allgemeines Verzeichniß der Quellen schien ihm hinreichend. Allein er sühnte bald das Unglückliche dieser Beschaffenheit; er empfand das Bedürfnis, bei jeder Angabe die Nachwelt zum Schiedsrichter zwischen sich und der Wahrheit zu machen. Indem so jedes Faktum auch seine Beweisstelle erhielt; indem so der Leser keinen Schritt that ohne zu wissen daß er auf festem Boden ging, machte er gleichsam die Kritik verkommen. Sie hat es nicht gewagt, sein Werk von dieser Seite anzugreifen; und schwerlich wird sich auch jemand zu dieser — wahrscheinlich sehr andankbaren — Mühe berufen fühlen. Wer könnte es thun, ohne Müllern vorher nachzubitt zu haben? Und wer dies that, daß es wohl zu höhern Zwecken, als um die Kritik seines Vorgängers zu machen.

Als Muster tiefer und gründlicher Geschichtsforschung steht also die Geschichte der Eidgenossenschaft für die Nachwelt da! Möge sie als solches wirken; möge sie den Geist der historischen Forschung, diesen dem deutschen Charakter so eigenthümlichen Geist, nie unter uns ersterben lassen! Aus ihr lerne der Forscher der historischen Muse vor allem zuerst das Schwere seiner Kunst! Wie viele Urkunden und Schriften wurden durchsucht und ausgezogen, wie viele Nächte durchwacht, um nur den Stoff zu gewinnen, den das Genie demnachst verarbeiten sollte!

Die Anordnung, die Behandlung, die Belebung dieses Stoffs, überhaupt das Geschäft des Geschichtsschreibers, schien keine geringeren Schwierigkeiten darzubieten.

Allerdings giebt es in der Geschichte der Schweiz seit dem Ursprung des Bundes Einen Hauptpunkt, um den das Ganze sich dreht: zu zeigen wie die Verfassung bestand, und die Freyheit erhalten wurde. Kein anderer läßt sich denken als allgemeiner Mittelpunkt; auch die Verhältnisse mit Oesterreich nicht; sie treten nur in gewissen Zeiträumen hervor, und bleiben deshalb von selber jenem untergeordnet. Allein dieser Centralpunkt lag mehr in dem Gemüth des Geschichtsschreibers, als daß er klar hingestellt werden durfte. Ihn klar hinstellen hätte geheißen die Geschichte verderben; indem man sie entweder beschränkte oder gar verdrehte. Aber dem Geschichtsschreiber mußte dieser Gesichtspunkt stets vor Augen bleiben, während der Leser ihn mehr ahnete als sah; weil daraus der innere Zusammenhang des Ganzen, der Pragmatismus mit der Geschichte, wie ihn die Kunstsprache nennt, hervorgehen mußte. So wurde der Gesichtskreis keinesweges dadurch beengt; denn fast alle Begebenheiten hatten darauf Beziehung. Ping nicht darin die Geschichte der Verfassung? die Geschichte der meisten Kriege vor den Eidnerkriegen? Wurde nicht so die Schilderung der Sitten, der Religion, der Aufklärung, sonst mit der Politik immer in einer anscheinend so schwachen Verbindung, hier ein Hauptstück des Gemäldes? Von diesem Standpunkt betrachtet wird uns also, was sonst nicht so seyn würde, die Geschichte der Schweiz als ein in sich vollendetes Ganze erscheinen können. Ein äußeres Band, das dies Ganze umschlungen und zusammen gehalten hätte, war hier weiter nicht vorhanden; es mußte ein inneres Band seyn, wenn auch meist dem Leser unsichtbar, darum nicht minder fest und ununterbrochen fortlaufend.

Aber auch bei diesem allgemeinen Gesichtspunkt mußte doch die Anordnung des Mosaiks der Schweizergeschichte, dieses so zerstückelten Stoffs, mit großen Schwierigkeiten verbunden bleiben. Das ganze Gewicht davon kann nur derjenige fühlen, der damit zu ringen hat. Es könnte Anmaßung scheinen, den Meister meistern zu wollen; wenn es uns auch dünkt, daß diese Seite die weniger glänzende seines Werks sey. Der große Zweck der historischen Anordnung soll seyn, dem Leser stets den Ueberrblick des Ganzen gegenwärtig zu erhalten; aber welche Schwierigkeiten hatte dies bei einem Stoff, wo das Ganze aus so lose verknüpften und zugleich so ungleichartigen Theilen bestand? Die Geschichte der Eidgenossenschaft ist sehr arm an Begebenheiten, tie für den ganzen Bund allgemein Epoche machend gewesen wären; nicht einmal die Schlachten und Siege waren es; denn gewöhnlich erfodert man sich dadurch nicht mehr, als die Fortdauer des Alten. Es war daher schwer diese Geschichte in

\*) Unter dem Titel: der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft; 1tes Buch Leipzig 1786. 2tes Buch 1786. 3tes Buch 1te Hälfte 1788. 2te Hälfte 1795. Neue verbesserte und vermehrte Auflage dieser 3 Theile. Leipzig 1806. 4ter Theil 1805. 5ten Theils 1te Abtheilung 1808. 8. Die Geschichte ist darin herunter geführt bis zum Jahr 1439.

\*\*) Man sehe vor allem seine Vorrede zum ersten Theil der Herderschen Schriften.

Perioden abzutheilen, die sich selbst gemacht hätten; und eine einfache Chronologische Anordnung blieb das einzige Mittel. Auch bleibt es das größte Lob des Geschichtschreibers in dieser Rücksicht, daß er der Natur folgte, ohne dem Stoffe Gewalt anzuthun. Was wäre aus der Schweizergeschichte geworden, hätte ihr Verfasser sie als ein abgerundetes Kunstwerk dreheln wollen? Wie vieles würde schief gestellt, wie vieles weggefallen seyn? Vor solchen Mißgriffen bewahrte ihn sein gesunder Blick. Was in den Begebenheiten der Schweiz merkwürdiges gewesen sey zu erzählen, immer in Beziehung auf das Haupt-Thema, Bildung und Erhaltung der Freiheit, war seine Absicht. Darum nannte er sein Werk die Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft; das Detail mußte ihm das Interesse geben. Dabey konnte es nicht fehlen, daß manches erzählt werden mußte, was fast unmöglich eine allgemeine Wichtigkeit haben konnte. Die Geschichten einzelner Geschlechter, einzelner wenig bedeutender Dörfer und Herrschaften. Auch ist vermuthlich — mag jeder Leser zuerst sich selber fragen — Müllers Schweizergeschichte viel weniger ganz gelesen worden, als man gewöhnlich annimmt. Aber jedes einzelne Kapitel ist sähig den Geist zu erheben, wie ein einzelner Gesang der Iliade es thut.

Woraus geht denn aber jenes Interesse hervor, das die Geschichte der Schweiz, wenn auch ungleich in den einzelnen Theilen, und einflößet? Unstreitig zuerst aus dem eigenen lebendigen Interesse des Verfassers für seinen Stoff. Es giebt keine andere Quelle, aus der die Theilnahme des Lesers zunächst fließen könnte, als aus dieser; wenn es auch vielleicht durch manche Nebenmittel erhöht werden kann. Jenes eigene lebendige Interesse des Schriftstellers aber, woraus entspringt es als aus dem tiefen Studium seines Gegenstandes? Indem er seine ganze Geisteskraft aufbietet sich seiner zu bemächtigen, erhält er in seinen Augen eben dadurch eine immer höhere Wichtigkeit. Er spricht davon mit der Theilnahme, mit der Wärme, die er nach seinem eigenen Gefühl verdient; und so gelingt es ihm auch, diese Theilnahme bey seinen Lesern zu erregen. Wenn Müllern dieses vor andern gelang, so lag eine Hauptursache davon in seiner Art zu arbeiten. Vorarbeit und Ausarbeitung standen bey ihm in einem engen und unzertrennbaren Verhältnis; es war nicht seine Sitte, erst dann ans Ausarbeiten zu gehen, wenn die Vorarbeiten schon lange vollendet waren. So bald er des jedesmaligen Stoffs Herr zu seyn glaubte, zauderte er auch nicht mit der Ausarbeitung. „Ich arbeite täglich sechs bis sieben Stunden an der Schweizergeschichte; drey Stunden ordne und komponire ich; drey Stunden lege ich die Folianten, die Chroniken, Zwingli u. a. fort.“ \*) Ist es nicht während der Vorarbeiten, wo nicht nur von selbst die Ideen sich entwickeln, sondern wo sie auch ihre volle Lebendigkeit haben? Wie vieles geht verloren, wenn man mit dem Ausarbeiten zaudert; nicht nur an Ideen, sondern auch an der Frische des Kolorkits! Nur jenes Ausarbeiten ist daher auch hoher Genuß; und Müller empfand ihn nach seinem ganzen Werth! „Wenn Sie, schreibt er seinem Freunde, das höchste Vergnügen des Geistes empfinden wollen, so müssen Sie komponiren. Wenn Sie Ihre Begriffe bestimmen, Ihre Schreibart vervollkommen, sich die reizendste Beschäftigung und Ihrem Geiste die würdigste Richtung geben wollen, so müssen Sie komponiren; nicht für Ihr Schreibpult; nicht allein für mich; sondern für das Publikum.“ \*\*) Nur eigene Erfahrung kann die ganze Wahrheit dieser Bemerkung bestätigen; welchen höhern Genuß kann es für den schöpferischen Geist geben, als schaffen? Müller konnte damit noch einen Vortheil verbinden, den das Lokal der Schweiz ihm darbot. Es ist ein beschränktes Lokal; aber alles in der Geschichte hängt daran. In den glücklichen Jugendjahren, wo das meiste seines Werks gearbeitet ward, hinderte ihn nichts, sich diese Kenntniß zu verschaffen. Er brauchte deshalb nicht erst Reisen wie Polybius zu machen; kurze Wanderungen reichten hin; auch kannte er den Schauplatz seiner Geschichte, wie Homer den seiner Iliade. Es war Sitte bei ihm, die Geschichte der einzelnen Theile immer dann zu beschreiben, wenn er sie gesehen hatte. „Seit meinem letzten Briefe habe ich Kyburg und die alten Baronen geschilbert, Thun, Burgdorf, Winterthur haben nun ihre Historie, bey Kapperswil bin ich auf eine Anhöhe gestiegen, habe das schöne Gräninger Land übersehen; heut habe ich Saaler eingenommen; übermorgen ziehe ich ins Rheinthal; dann schiffe ich auf dem Constanzer See, lande im Thurgau, dann wieder den Untersee herab, den Rhein herunter zu den Rheinfällen; und da kömmt die Historie von Schaffhausen.“ \*\*\*)

Ein eigenthümlicher Vorzug von Müller, wodurch das Interesse seines Werks nicht wenig gehoben wird, ist ein gewisser

praktischer Geist, geleitet durch einen richtigen Blick in der Politik. Jene Vorliebe zum praktischen, die so früh sich bey ihm entwickelte, und sein ganzes Leben hindurch in seiner persönlichen Lage ihre Nahrung fand, spricht sich allenthalben in seinen Werken aus. Er schrieb die alte Geschichte des Vaterlandes nicht als Chronikenschreiber; sondern stets den Blick auf die Gegenwart gerichtet. Er hatte sein Zeitalter sehr richtig aufgefaßt. Erschienen gleich die ersten Theile seines Werks noch vor dem Anfange der Umwälzung von Europa, so ließ er sich doch durch die anscheinende Sicherheit nicht täuschen. Die Zeiten der Ruhe zu nutzen, um gegen künftige Stürme sich Schutz zu verschaffen, war immer sein Rath. Dieser richtige politische Blick ward durch Erfahrungen bey ihm geleitet, hergenommen zum Theil aus der Gegenwart, weit mehr aus der Vergangenheit. Hatte er nicht dazu die Geschichte der Völker und Reiche studirt, die innern Ursachen ihres Aufstehens und ihres Weltens kennen zu lernen? Das eigenthümliche der verschiedenen Verfassungen zu ergründen; davon die Anwendung auf die Gegenwart zu machen? deshalb hatte er sich zum Universalhistoriker gebildet; und diese Bildung war es, die seinem Werke einen großen Theil seines Werths gab. Wer mit freiem Geiste und Blick die Geschichte schreiben will, muß mehr als Ein Volk, mehr als Einen Staat kennen gelernt haben. Wie sollte er das Wesen des einen ergründen können, wenn er nicht mit andern ihn zu vergleichen im Stande ist? Wie nicht deshalb die Ansicht der deutschen Geschichte so beschränkt, weil die Publicisten meist nur ihren Staatskörper kannten? So nicht Müller, als er die Schweizergeschichte schrieb! Nicht im engen Grunde, sondern auf dem Gipfel stehend, von dem er herunter das unermessliche Gebiet der Weltgeschichte überblickte, schrieb er die der Schweiz. Andere Staatsformen, andere Zeiträume, lagen immer zugleich vor seinen Augen da. Die großen Männer der Vorwelt waren ihm gegenwärtig, wenn er von den Helden seines Vaterlandes sprach. Besaß er auch vielleicht bey der ausgebreitetsten Kenntniß nicht die Biegbarkeit des Geistes, die dazu erforderlich ist, sich das Entfernte und das Fremde gleichsam anzueignen, so vermochte er es doch im Ganzen aufzufassen und zu beurtheilen. Es ist wörtlich wahr, was er uns schon oben sagte: daß man die Schweiz mit andern Augen ansieht, wenn man den Aulfseda gelesen hat. Was kann den Charakter einer freyen Verfassung mehr herausheben, als wenn man im Stande ist, ihn dem Despotismus des Orients gegenüber zu stellen? So espielt seine Schweizergeschichte, trotz ihres beschränkten Stoffes, doch einen gewissen universalhistorischen Anstrich; nicht weil sie die Begebenheiten der allgemeinen Geschichte, aber weil sie die Resultate enthält, die ein überlegener Geist aus ihr gezogen hatte. Was Müller aus dem Innern seines Gemüths zu seinem Werke brachte scheint uns auf drey Punkte hinaus zu gehen. Eine heitere Ansicht der Welt; einen lebendigen Sinn für Freyheit; und nicht weniger für politische Größe. Wie hätte er unter den Umgebungen und in dem Alter, wo er schrieb, eine andere als heitere Ansicht der Welt gewinnen können? Er blickte in sie hinein, nicht wie Lacinus als in düstere Wolken gehüllt; sondern wie in eine offene, im Sonnenlicht liegende Landschaft. Und wenn manche bittere Erfahrungen der spätern Jahre auch bey dem Mann die Ansichten der Gegenwart änderten; so suchte der Schriftsteller sich doch die heitere Ansicht der Vergangenheit zu erhalten. Noch der letzte unvollendete Theil seiner Schweizergeschichte giebt reiche Beweise davon. Der Sinn für politische Freyheit, durch Geburt und Erziehung genährt, war mit dem Stoffe selbst so eng verbunden, daß ohne ihn dieser kaum hätte behandelt werden können. Aber die Begriffe darüber hatten schon bey dem Jüngling sich so fest bestimmt, daß er nochmals vor den Wirrungen des Zeitalters gesichert blieb. Den Widerwillen gegen die spekulativen Ansichten der Geschichte hatte er schon damals gefaßt. „N. irrt mit der höchsten Metaphysik, in der Historie herum. Er ist ein wichtiges Beispiel für mich; damit ich mich nicht im gleichen Empyrium vertribe, sondern zu den Sinnen spreche; populair schreibe; und wie die Alten den praktischen Nutzen erwäge. Es ahnet mir, (setzte er prophetisch hinzu) die Zeit kommt, da es in der Historie Scholastiker geben wird wie in der Philosophie. Gott bewahre mich nur vor Träumen! Die Erfahrung der vergangenen Zeit soll mich im Labyrinth der Politik leiten; ich will für die europäische Freyheit leben, und für die Völker denken!“ \*) Daher war Müller, wenn gleich Republikaner von Geburt, doch gar nicht blinder Bewunderer von Republikanern. Die Weltgeschichte führte ihn früh zu der Ueberzeugung, daß dieselbe Verfassung nicht für Alle taugte; und das Glück der Völker keinesweges an Eine Form, wie überhaupt am wenigsten an Formen, gebunden sey. Der Held des Jahrhunderts, der Glanz seiner Monarchie, in der hohe Geistesfreiheit mit autokratischen For-

\*) Briefe S. 85.

\*\*) Briefe S. 112.

\*\*\* Briefe S. 136.

\*) Briefe S. 96. 136.

men gepaart war, wirkte außerdem mächtig auf ihn ein; so daß er es selbst wünschenswerther finden konnte, unter Friedrichs Cæsar, als im freyen Vaterlande zu leben. Stets ehrte und achtete er die Einrichtungen der Staaten, deren Bürger er war; wie sehr er auch bis zum letzten Athemzuge an dem geliebten Vaterlande hing. In dem er so sich die freye Ansicht von dem Werth der Verfassungen erhielt, konnte auch die Würdigung großer Männer nicht darunter leiden. Er pries sie, wo die Geschichte oder die Gegenwart sie ihm zeigte; sie zogen ihn an, gleichsam mit magnetischer Kraft; einen aufrichtigeren Bewunderer als ihn haben sie nicht gehabt und können sie nicht haben. Doch war es politische Größe, der er diese Bewunderung am ersten und am bereitwilligsten zollte; vielleicht selbst da, wo sie nicht mit dem moralischen Adel verbunden war, ohne welchen das unverbundene Gefühl ihr nur ungenügend huldigen mag. Politisch groß aber war in seinen Augen Alles, was die Völker und die Staaten hebt; groß und herrlich vor allem jedes ihrer Vererbung durch Unterricht und Bildung gewidmete Bestreben; groß die Schöpfer und Beförderer von diesen; bey deren Lobe er so oft mit Vorliebe verweilt.

Diese Höhe des Gefühls, die dem Ganzen seines Werks einen erhabenen Charakter gab, ward bey Müller von einer lebendigen Imagination unterstützt. Sie vergegenwärtigte ihm die Scenen, die er beschrieb; und auch von der Seite der Darstellung gebührt seiner Geschichte ein hoher Platz. Müllers Imagination war bei aller ihrer Lebhaftigkeit dennoch ganz die des Historikers; nicht die des Dichters. Sie war mehr kraft und wahr, als äppig und verschönernd. Er blieb ganz ihrer Herr; nie hat sie bey seinen Schilderungen ihn weder zum Schwulst noch zur Künstley verführt. Das ist das Eigenenthümliche der historischen Schilderung, wodurch sie sich von der poetischen unterscheidet, daß nie geschildert werde, um zu schildern, sondern um deutlicher zu belehren. Ist und bleibt Belehrung Hauptzweck der Geschichte, so muß auch die Darstellung als Hülfsmittel derselben ihr untergeordnet bleiben. Wer darüber hinaus geht, krafft unfehlbar sich selbst, indem er das Vertrauen des Lesers verliert; der es bald empfindet, daß sein Führer aus seinem Charakter fiel. Aus diesen Bemerkungen geht ein ewiges Gesetz für den Geschichtschreiber als Darsteller hervor: er folge seinem Stoff. Mit ihm hebe, mit ihm senke sich der Vortrag. Nur vergeße der Historiker nie, was der Zweck seiner Schilderung seyn soll: Vergegenwärtigung des Geschehenen, so wie es geschah. Die Geschichte der Schweiz ist nicht arm an Gegenständen für die historische Malerey. Müller hat sie nicht ängstlich gesucht; aber wo er auf sie stieß, sie nicht verschmäht. Auch ist es nicht Eine Art von Schilderungen, die ihm vorzugsweise gelänge; sein Werk ist gleich reich an Idyllenstücken, wie an Schlachtstücken. Man kann nicht sagen, der Geschichtschreiber habe bey diesen letzteren mit Vorliebe verweilt. Bemerkten müssen wir aber auch hier seinen tiefen Wahrheitsinn. Als er sich zum Historiker bildete, empfand er es früh, wie unentbehrlich ihm Kenntniß der Kriegskunst sey; um mit Gerechtigkeit würdigen und mit Treue darstellen zu können. \*) Er strebte sich diese zu verschaffen, so weit es seine Lage erlaubte. Die Schlachten, die er uns schilderte, forderten freylich nicht die Kunde der neuern Taktik. Sie fallen noch ins Mittelalter; mehr den Homerischen ähnlich; wo nicht die Masse, sondern der Mann galt. Welche Muster dieser Schilderungen giebt nicht in seinem letzten Theile die Geschichte des Burgunder Kriegs? Aber wie gern sein Geist bey den stillern und friedlichern Scenen verweilt, wie die sonst so kühne und kurze Manier, wo patriarchalische Scenen sich darbieten, sich fast der Herodotischen Redseligkeit nähert, zeigen es nicht in eben diesem Theile jene Schilderungen der wechselseitigen Freundschaft der Kantone; jenes Gemälde des frommen Ein-

stellers Claus, des Friedensstifters, der mit verblicher Glorie umstrahlt, jetzt durch ihn seinen Platz im Tempel der Geschichte hat?

Wer kann von dem Maler sprechen ohne seiner Farben, wer von dem Geschichtschreiber ohne seiner Sprache zu gedenken? Müllers Sprache ist ihm eigen. Sie ist dieses in einem gewissen Sinne jedem großen Schriftsteller; aber Müllern in einem höhern Grade. Er fand sich in der Nothwendigkeit sich selbst seine Sprache zu bilden. Als er als deutscher Geschichtschreiber in die Laufbahn trat, war zwar die deutsche Literatur schon reich an Werken der Forschung; aber durchaus arm an Werken des historischen Stils. Er mußte sich diesen also zugleich mit seinem Werke schaffen. Kürze und Gediegenheit sind sein Charakter; Neubeit und Kühnheit in der Darstellung; oft nicht ohne Gefahr der Härte, und selbst der Dunkelheit. Es ist schon sonst gesagt, \*) daß man diesen Styl schwerlich kürzer und richtiger charakterisiren kann, als wenn man ihn einen veredelten Chronikensstyl nennt. Weit entfernt, dadurch Tadel auszubringen — denn was ist Chronikensstyl anders als der Styl der einfachen Erzählung? — schließt es vielmehr das Lob in sich, daß dieser Styl in einer innern Harmonie mit dem Stoff stand, den der Geschichtschreiber behandelte. Das Mittelalter wollte er schildern; ist es zu tabeln, wenn auch seine Sprache die Farben davon trug? Aber sichtbar ist zugleich dieser Styl lateinischen Schriftstellern nachgebildet. Die römische Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks auf die deutsche Sprache zu übertragen, so weit es möglich schien ohne offenbare Gewalt, ist sein Streben. Wer mag leugnen, daß ihm dieses oft herrlich gelungen sey? Wer mag leugnen, daß er unsere Sprache, dem historischen Styl von der Weitschweifigkeit und Schwäche zu der Kürze und Kraft zurückführend, auf eine höhere Stufe hob? Wie oft reißt er dadurch uns mächtig mit sich fort? Ueberrascht, erschüttert, und eilt schon weiter, während wir noch halb bewegt, halb betäubt ihm nachsehen? Aber hätte er das gekonnt, wäre seine Sprache bloße Nachbildung gewesen? Wäre sie neben dem Studium nicht zugleich aus seinem Innern hervorgegangen? Nur dadurch, nur durch die ihm selber inwohnende Kraft ward es ihm möglich, in der selbstgewählten Rüstung, wenn nicht mit Leichtigkeit, doch mit Würde und freyem Anstande einzugehen. Seine Sprache nachzubilden wollen, ohne gleiche Eigenenthümlichkeit mit dazu zu bringen, führt zur Einförmigkeit, zum Zwang, und zur Künstley. Will man aber gar sie als das einzige Muster aufstellen, will man die Werke Anderer, die ihrem Genius folgend, auch ihre Schreibart sich bilden, darnach messen; — so ist es geschehen um unsern historischen Styl. Es gibt nicht Eine Norm der historischen Schreibart; nur der historische Styl taugt nichts, der nicht der Styl der Belehrung ist. Aber der belehrende Vortrag läßt viele Verschiedenheiten des Stils zu; und mehr im Allgemeinen darüber zu sagen ist beynähe unmöglich. Schrieb denn Thucydides wie sein Vorgänger Herodot? Schrieb Cäsar wie Sallust; Livius wie Tacitus? Und wer wird aufstehen und sagen, einer von ihnen habe schlecht geschrieben?

In vielfachem Sinn wird also Johann von Müller ein Muster der Historie genannt! Er schrieb einen Theil der deutschen Geschichte; in deutscher Zunge; und mit deutschem Gemüth. Alle edlen Grundzüge des deutschen Charakters, reiner Wahrheitsinn, Freyheitsliebe mit Ordnung, tiefes und inniges Gefühl für alles Herrliche und Große sprechen sich laut darin aus. So steht es da, ein Nationalwerk im höhern Sinne; eine deutsche Sache auf deutschem Boden. Laut und dankbar nahm es — selbst mitten in ihren Verirrungen über das Wesen der Geschichte, gleichsam sich selbst widersprechend, — die Mitwelt auf; daß die kommenden Geschlechter es nicht vergessen, dafür hat der Geschichtschreiber gesorgt!

\*) Briefe S. 377.

\*) Man sehe unsere Beurtheilung der neuen Ausgabe seines Werks in: Göttingische gelehrte Anzeigen 1807. 19tes Stück.

## Georg Wilhelm Friedrich Hegel.

Dieser ruhmvolle Begründer einer neuen philosophischen Schule ward den 27. August 1770 zu Stuttgart geboren und studirte, nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, durch Privatlehrer und im theologischen Stifte zu Tübingen dazu vorbereitet hatte, auf letzterer Universität die Philosophie, Naturwissenschaften und besonders Mathematik und Physik. Ein kleines von seinem Vater ererbtes Vermögen setzte ihn in den Stand, dem bis dahin gefolgten Berufe eines Hauslehrers zu Bern und später zu Frankfurt am Main zu entsagen und sich 1801 in Jena als Privatdocent zu habilitiren. Hier begann er im Hinblick auf den ihm befreundeten Schelling sein System auszubilden, ward 1805 außerordentlicher Professor der Philosophie, gab aber noch in demselben Jahre seine Stelle auf und ging als Redacteur der politischen Zeitung nach Bamberg und von da 1808 als Rector und Professor des Gymnasiums nach Nürnberg. 1816 führte ihn ein Ruf als Professor der Philosophie nach Heidelberg und 1818 in gleicher Eigenschaft an Fichte's Stelle nach Berlin, wo er noch mit den Insignien des rothen Adlerordens III. Classe beehrt wurde. Er starb daselbst den 14. November 1831 an der zu jener Zeit dort herrschenden Cholera.

Von ihm haben wir:

Sämmtliche Werke. Berlin 1832—1834, 1. — 5. Bf., von seinen Schülern und Freunden besorgt.

Einzeln:

Ueber die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems. Jena 1801.

Kritisches Journal der Philosophie. Tübing. 1802, 2 Stücke, mit Schelling.

System der Wissenschaft. Bamberg und Würzburg 1807, 1. Bd.

Wissenschaft der Logik. Nürnberg 1812—1816, 3 Bde

Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Heidelberg 1817. 2. Aufl. Ebendas. 1827. 3. Aufl. Das. 1830.

Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft. Berlin 1821.

Lateinisch:

De orbitis planetarum.

Auch gab er mit seinen Schülern die 1828 begründeten „Sachbücher für wissenschaftliche Kritik“ heraus.

Ueber Hegel's philosophisches System und dessen Einwirkung auf Leben und Wissenschaft gründlich und frei zu urtheilen, muß der Nachwelt anheim gestellt bleiben, da jeder Urtheilende unter den Mitlebenden nothwendig Parthei nehmen muß. — Eine Darstellung der H'schen Philosophie aber liegt außer dem Bereich dieses Werkes, dessen Herausgeber sich hier auf eine ehrfurchtsvolle Anerkennung des großen Denkers und vortrefflichen Mannes und Lehrers allein zu beschränken hat, um so mehr, als sich seine tiefen, streng wissenschaftlichen Schriften nicht zu einem allgemein verständlichen und dem Zwecke dieses Unternehmens entsprechenden Auszuge eignen.

## Dietrich Herrmann Hegewitsch

ward den 15. December 1740 zu Quadenbrück im Hannoverschen geboren und sollte dem Wunsche der Seinigen zu Folge sich dem Studium der Rechte widmen, studirte aber zu Göttingen Theologie und besonders Geschichte, von welcher er sich sehr angezogen fühlte. Nach kurzem Aufenthalte lehrte er als Legationssekretär des Grafen Schimmelmann nach Hamburg zurück und privatisirte von 1775 — 1780 daselbst. In diesen Jahren erhielt er aber eine außerordentliche und 1782 eine ordentliche Professur der Philosophie zu Kiel, ward 1805 Etatsrath, 1809 Ritter des Dannebrogordens und starb daselbst den 4. April 1812.

Von ihm erschien:

Geschichte Karls des Großen. Leipzig 1772.

Geschichte der fränkischen Monarchie vom Tode Karls bis zum Abgang der Karolinger. Hamburg und Kiel 1779.

Geschichte der Deutschen von Konrad I. bis zum Tode Heinrichs II. Hamburg 1781.

Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians I. Ebendas. 1782. 1783. 2 Bde. Neue Ausg. Leipzig 1818.

Charaktere und Sittengemälde aus der deutschen Geschichte des Mittelalters. Leipz. 1786.

Allgemeine Uebersicht der deutschen Kulturgeschichte bis Maximilian I. Ebendas. 1788. Neue Ausg. 1818.

Geschichte der Regierung Kaiser Karls des Großen. Hamburg 1791. Neue Ausg. Leipzig 1818.

Geschichte Kaiser Friedrichs II. Balthau 1792.

Historische, philosophische und literarische Schriften. Hamburg 1793. 2 Bde.

Christiani's Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel 1801 u. 1802. 3. u. 4. Bb.

Geschichte der englischen Parlamentsverfassung. Altona 1804.

Historischer Versuch über die römischen Finanzen. Altona 1804.

Geographische und historische Nachrichten, die Colonien der Griechen betreffend. Altona 1808. Nachtrag dazu. Ebendas. 1811.

H's historische Leistungen zeichnen sich durch Gründlichkeit, Geist und elegante Darstellung aus und vorbereiteten durch die Forschungen, deren Resultate er in denselben niederlegte, Licht und Klarheit über manches Ereigniß, über welchem vor seiner Zeit noch tiefes Dunkel geschwebt hatte.

## Ulrich Hegner

ward 1759 zu Winterthur geboren und von seinem Vater, dem dasigen Stadtphysikus zur Vorbereitung auf das Studium der Medicin den Schulen seiner Vaterstadt und dem Privatunterricht eines Anverwandten übergeben. 1776 bezog er deshalb die Univerſität Straßburg, erwarb ſich daſelbſt 1781 die Doctorwürde, machte dann eine Kunſtreiſe durch Deutſchland und beſchäftigte ſich nach ſeiner durch den Tod ſeines Vaters nöthig gewordenen Rückkehr beſonders mit Malerei, bis er zum Landſchreiber der Graffſchaft Kyburg ernannt wurde. Die Revolution von 1798 enthob ihn dieſer Stelle und brachte ihn als Appellationsrath nach Zürich, wo er bis zu Lavaters Tode blieb. Dann gab er dieſe Stelle auf und reiſte nach Paris, übernahm aber 1805 wieder eine Rathſtelle in ſeiner Vaterſtadt, ward Friedensrichter und ſieben Jahre darauf Mitglied der Regierung in Zürich. Weil ſeine Stellung ihm aber nicht zusagte, kehrte er bald nach Winterthur zurück und lebte bloß ſeinen literariſchen Beſchäftigungen.

Er gab heraus:

Gesammelte Schriften. Berlin 1828, 5 Bde. in 8.

Einzelne:

Kuch ich war in Paris. Winterthur 1804. 3 Bde. 8.

Die Volkentur. Zürich 1812. 3. Ausg. Ebendaſ. 1827.

3 Theile. in 12. mit Bignetten.

Salz's Revolutionstage. Winterthur 1814 in 8. mit 1 Kupf.

Bergs, Land- und Seereifen. Zürich 1818 in 12.

Suſchens Hochzeit. Zürich 1819, 2 Bde. Fortſetzung der Volkentur.

Hans Holbein der Jüngere. Berlin 1827 in gr. 8. mit Bildniß deſſelben.

Ein einfacher und angenehmer Erzähler, der durch Wärme des Gefühls, Anſpruchsloſigkeit und lebendige Darſtellung die Aufmerkſamkeit des Leſers zu ſpannen und belohnend feſtzuhalten weiß. Seine glücklichſte Leiſtung iſt die „Volkentur,“ die um ihrer Erfindung wie um ihrer Behandlung willen als ein Meiſterwerk ihrer Gattung nicht genug empfohlen werden kann.

## Gedanken, Meynungen Urtheile. \*)

Aus frühern Papieren gezogen.

Man pflegt oft Gewohnheiten für willkührliche Handlungen anzusehen, und ſo die Leute für schlimmer zu halten als ſie ſind. Manches kann ehemals Affectation an einem Menſchen geweſen ſeyn, das jetzt nur noch Gewohnheit oder auch angeerbt iſt; es gibt auch ſittliche Erbäbel.

Gemeine Seelen, die ſich ſelbſt aber mehr Verſtand zutrauen als andern Leuten, machen ſich gewöhnlich durch Affectation lächerlich; beſonders Frauen.

Es kann viele Menſchen geben die groß wären, wenn ſich ein Anlaß zeigte. Die wirklich großen aber ſind die, welche ſelbſt den Anlaß machen.

Es iſt leicht ſich zu verbänden, aber ſchwer das Bündniß treu zu halten.

Wer in einer allgemeinen gefährlichen Lage kleinliche Späße ſagt, und unzeitig lacht, der verſtellt eine große Furcht.

Gott braucht als Werkzeuge zu großen Dingen oft Menſchen die ſchlecht ſind, und ganz was anders im Sinne hatten als ſie bewirkten.

Es giebt Leute die ſich nicht nach denen ſo ſtehen meſſen, ſondern nach denen ſo gefallen ſind, und ſich dann was rechtes einbilden.

Der Aufenthalt in kleinen Städten iſt darnum langweilig, weil man weniger Vergleichen anſtellen kann, als in großen.

Viele ziehen es jetzt noch vor, lieber Spielbürger als Staatsbürger zu ſeyn, und haben nicht ganz unrecht.

Man hätte erwarten dürfen daß die Deutſchen, nachdem das heilige römische Reich untergegangen, und ſo vieles andre neu geformt worden, auch an eine gemeinſame beſſere Norm in ihrem Titelweſen gedacht, und Statt der abgeſchwackten Hoch- und Wohlgeborenhelten u. kürzere Anreden und Luſtſchriften, wie andre gebildete Nationen eingeführt hätten.

Der Duc de Richelieu ſo wie wir ihn kennen, und wie ihn auch Chamfort maßt, gehört unter die antiprovidentialen Erſcheinungen. Von früher Jugend an wollüſtig, laſterhaft, grausam, eitel und egoiſtiſch im höchſten Grad, lebte er in beſtändigem Glück, befriedigte alle Liſte bis an ſein Ende, und ſtarb ohne Schmerzen und ohne Todesangſt über neunzig Jahre alt.

Die Menge unter Vornehmen und Geringen iſt dem Aberglauben an Ahnungen, Wiſionen, geheime Kräfte, Sympathie, Erklume und dergleichen im geheimen mehr ergeben als im öffentlichen Leben; aus Eitelkeit und Menſchenfurcht ſtellt ſich mancher an, einem freyſinnigen Urtheile beizustimmen, wovon er für ſich eher das Gegentheil glauben möchte, oder glaubt. Man will vom Verſtande doch noch den Schein haben.

Favor juris — ein guter Ausdruck für eine Sache, wodurch mehr in der Welt geſchieht, als durch das Jus ſelbſt.

Gemeinkbſe laſen ſich an Gemeinrtern.

Ein Zuſchauer kann oft beſſer den wahren Grund der Handlung angeben, als der Handlende ſelbſt.

Was ich gerne ſehe, ſind kleine Kinder die zur Schule gehen, und Unmündige die beſehen.

Der größte Reiz zum Stolz liegt für einen braven Mann in den Demüthigungen die ihm große Herren widerfahren laſſen.

\*) Aus Hegner's Werks. V. Band.

Wer seine Pflicht gegen das Vaterland thut, ist der wahre Patriot; nicht der so andre zu seinen Begriffen von Vaterlandsliebe überreden will. (1798.)

Das ist die vernünftigste Betruunst, die im Dunkel stille zu stehen und auf das Licht zu warten weiß.

Clavicula Salomonis etc. — Rechtthun ist die kräftigste Magie. Ein reiner und unkräftlicher Mensch wirkt ausgereiteter in jedem Sinn, und hat, ohne daß er's weiß, mehr dienbare Geister, die seinen Willen thun, als der kundigste Magus, dem seine Kunst nur Unruhe und nie befriedigten Vorwitz bereitet, wodurch sein bestes Wirken gehemmt wird.

Fühle ich mich niedergeschlagen oder verlassen, so schickt mir Gott einen Menschen oder einen Brief zu, der mich aufmuntert. Gerathe ich in Eitelkeit oder Stolz, so weiß Er mich auf ähnliche Art zu demüthigen.

Nil praeter nubes et coeli numen adorant, sagten die Römer von den Juden, und das ist noch jetzt die Sprache aller stolzen Epöbter einer demüthigen Sache — Etwas von der Wahrheit mit einem absurden Zusatz.

Griechen und Römer waren bey ihrem Gottesdienste nur für die zeitliche Gegenwart besorgt, und sehr gleichgültig gegen die Zukunft. Hingegen Geringschätzung des Irdischen und festes Vertrauen auf das Ewige unterschied die ersten Christen von den Heiden. Welche Gottesverehrung ist die bessere?

Für hypochondrische Menschen ist der Aufenthalt auf Bergen von weiter Aussicht nicht so anziehend und heilsam, wie in einem lieblichen beschränkten Thale; denn ein hypochondrischer Blick haftet lieber am kleinen und engen, als am großen und mannigfaltigen.

Mit wenigen und kleinen Ideen kann man oft viel Wohlredenheit verbinden, ohne damit viel Wirkung hervorzubringen, eben weil die Ideen klein sind. Ein andres aber ist Beredsamkeit. Bey der Aristokratie (auch in der Schweiz) findet man mehr Wohlredenheit, bey der Demokratie mehr Beredsamkeit.

Gewisse Leute, sagte Simonides, sind zu dumm als daß sie betrogen werden könnten.

Man muß sich in Acht nehmen, es gibt der Leute, die den Widerspruch nicht ertragen können, mehr als man glaubt; sie finden sich gleich persönlich beleidigt. Die einen, weil sie glauben, man trete ihrer Ehre, die andern, man trete ihrem Verstande zu nahe. Doch sind diejenigen welche den Widerspruch nicht ertragen können, noch erträglicher, als die welche immer widersprechen. Oft sind es auch ebendieselben.

Unter der Mittelklasse giebt es am meisten Reputationsnarren — auch in der Schriftstellerwelt.

Ein Mann war heute bey mir, dem in Zeit von sechs Wochen fünf seiner nächsten Aunderwandten am Fausfieber gestorben sind, nämlich Frau, Vater, Kind, Schwiegermutter und Schwägerin; Er selbst war eine Zeit lang dem Tode nahe. Der Eindruck den dieses Unglück auf ihn gemacht zu haben schien, war eine große Weichheit des Gefühls und kindliches Annähern zu denen, die er für seine Freunde hielt. Uebrigens hatte er die Ruhe des unverschuldeten Unglücks; die Ruhe in der Nothwendigkeit, welche mit der Ruhe in Gott Eins ist.

Es ist ein Fehler gewöhnlicher Geschichtschreiber, daß sie über Krieg und andre die Menschheit zerstörende Uebel sich so weitläufig herauslassen, und über das Glück des Friedens und seine häuslichen Freuden so kurz sind. Auch Gibbon macht sich dessen schuldig. Wenn er in der Geschichte des Falles des römischen Reiches nur das abschreiben wollte, was diesen Fall beförderte, so hätte er einen traurigen Plan, und kein Menschenfreund wird gern die Reife durch diese schrecklichen Zeitumstände mit ihm machen. Hatte er aber, wie es sich ergibt, die Absicht, die Geschichte des römischen Reichs in seiner Abnahme zu schreiben, so gab er seinem Buch einen unrichtigen Titel, und was hätte ihn gehindert, die lichten Zwischengliedern, den Zustand der Ruhe, die Beschaffenheit der Künste und Wissenschaften etwas näher zu beleuchten; er hätte sich dafür bey mancher Beschreibung von Kriegsankalten und mörderischen Treffen kürzer fassen können. So hätte er, statt der stillschweigenden Verachtung, womit er die Neuplatoniker belegt, von ihrem unlängbaren Einfluß auf ihre Zeitverwandten, von ihrem Scharfsinn und friedlichen Wandel etwas sagen dürfen, das dem Leser mehr Erholung verschafft hätte, als die rohen Handlungen so mancher gothischen Heerführer. Eben so hätte er auch, statt nur das politische Treiben so vieler christlicher Bischöffe zu tabeln, der Wahrheit die Ehre anthun, und das vortheilhafte häusliche und heuchelchristliche Leben so mancher andrer ins Licht stellen sollen.

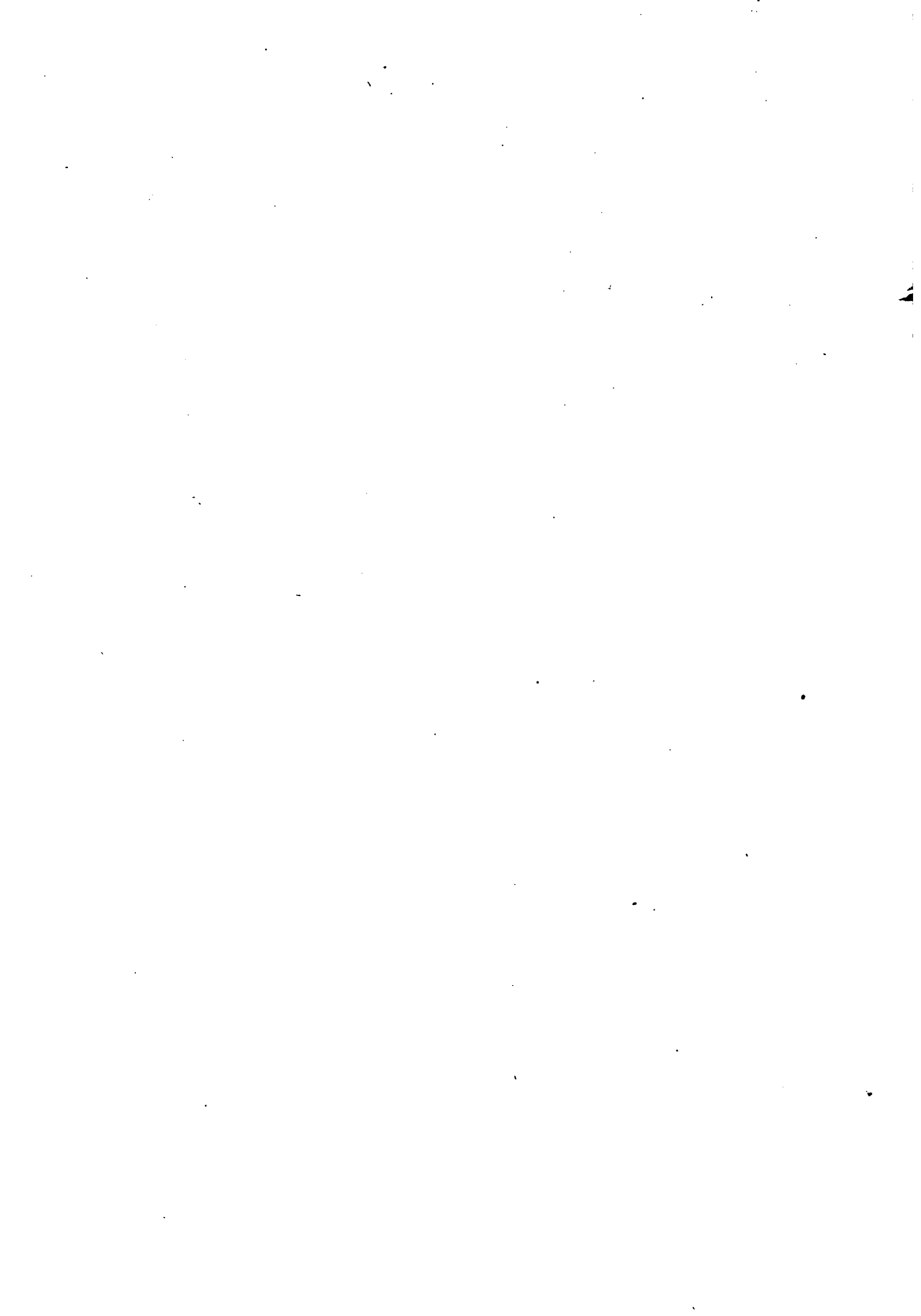
Man hat ein Gemälde der Stadt Lyon in den Revolutionsjahren 1793 und 94, von Mr. Delandine, Bibliothekar dafelbst, wo unerhörte Beispiele von Muth, List, Grausamkeit, Edelmuth, Gleichgültigkeit und Todesverachtung vorkommen. — Auch hier zeigt es sich daß der Wille des Menschen viel Einfluß auf sein Schicksal habe; und daß vollkommener Ernst und reifer Entschluß bey einer Unternehmung schon ein großer Schritt zu ihrer Vollendung sen. So wie auch die, freylich schwer zu erlangende, Gleichgültigkeit, die aus der Ergebung in das Schicksal entspringt, wunderbare Kraft hat, eben weil sie das Einverley eines vollkommenen Entschlusses ist.

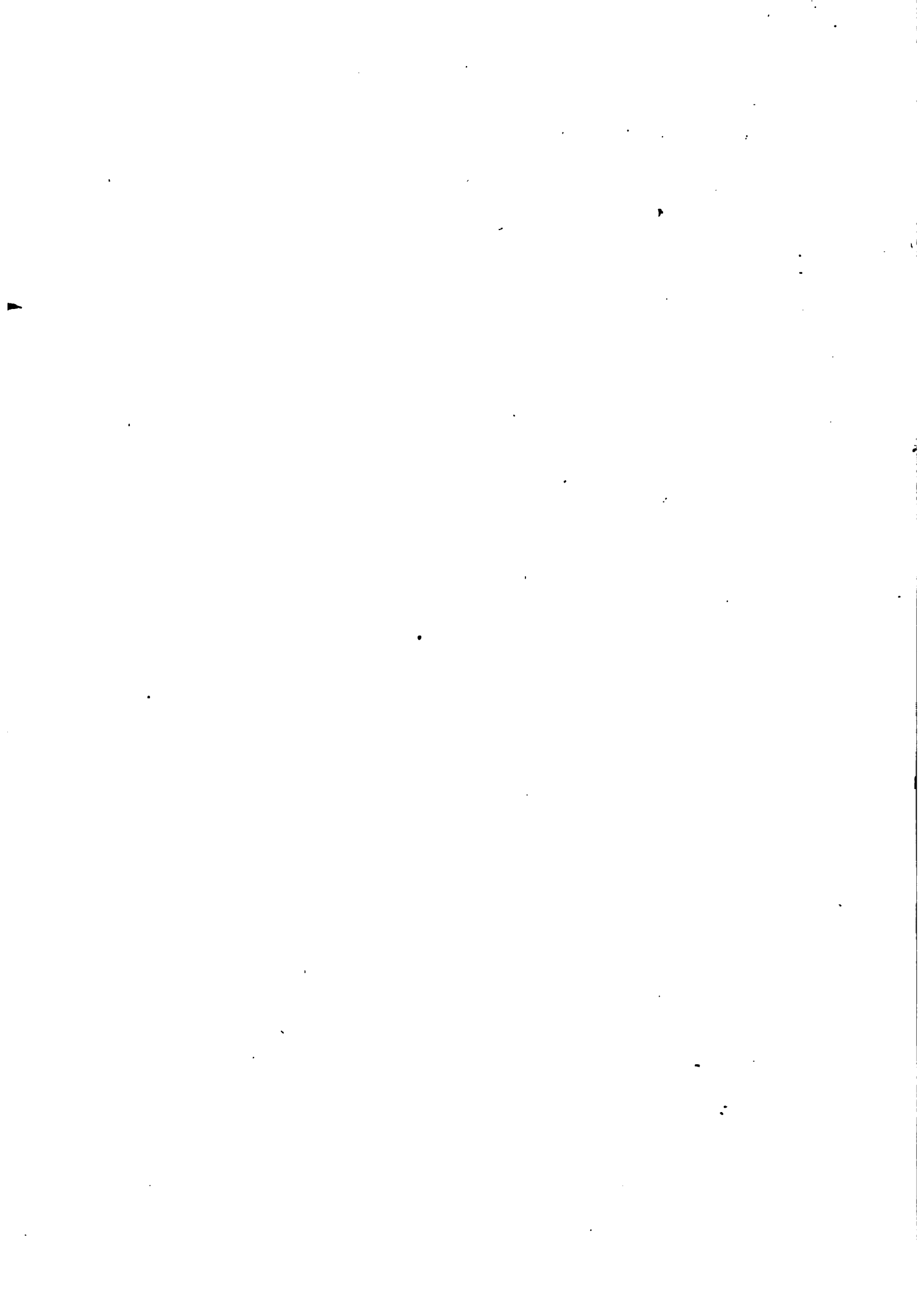
Unschuldiges Leiden entschuldiget uns; geht es bis zum Tode, desto wirkamer ist das Sühnopfer.

Das Evangelium Infantine hat ein kleines Märchen, das wenigstens Stoff zu einer artigen Legende gäbe:

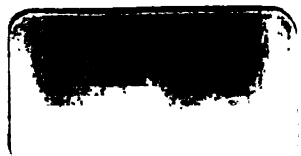
Jesus habe als ein kleiner Knabe aus Lehm Wögel gemacht am Sabbath, und als ihm die Juden solches verwiesen, habe er die Wögel angeblasen und gerufen: Gebet, fliehet, und seyd meiner eingedenk!

Man sollte nicht so geschwind mit seinen tolligsten Muthmaßungen herausrücken, um sie der Welt bekannt zu machen, wie Heinrich Stilling, denn es wird immer viele geben, die daran glauben, und meist stärker als der Autor selbst; diesen gereicht es dann zu einem großen Nachtheil an ihrem Glauben überhaupt, wenn sich jene Muthmaßungen nicht erwahren, oder gar das Gegentheil geschieht; sie werden bewogen auch das Glaubwürdige zu verwerfen.









3 2044 098 665 789